Süddeutsche Monatshefte

unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Friedrich Naumann, Hans Pfitzner, Hans Thoma, Karl Voll

herausgegeben von Paul Nikolaus Cossmann

Dritter Jahrgang * Zweiter Band

1906

Juli bis Dezember

Stuttgart

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

„Leut.“

Von A. Supper in Stuttgart.

Da hinten, wo die Farne um das gluckſende Bächlein ſtehen und ſeitwärts an der lichten Blöße die roten Fingerhüte leuchten, dort, wo der verlaſſene Fuchsbau zwiſchen den Steinriegeln liegt und der große, blühende Hollunderbuſch ſteht, dort haben ſie heute eine Schule gegründet.

Viel Umſtände gab's da nicht. Die Gründung war eine Sache von herzerquicklicher Einfachheit.

Ein kleines, ſchmutziges Kerlchen, das barfuß in Hemd und Lederhöschen ſteckte, zog aus der Tiefe ſeiner Hoſentaſche etwas, das einmal ein Meſſer war. Damit ſchnitt er im Buſchwerk eine Gerte, ließ ſie prüfend durch die Luft ſauſen und rief hell: „Mädle, jetzt han i eine, die ſitzt anderſt. Jetzt wurd Schulmeiſterles do.“

Die drei Angerufenen drehten die erhitzten Geſichter dem Herrn und Gebieter zu. Zwei nahmen dann die Schürzchen, die dritte das blauleinene Röckchen hoch, und ſie wiſchten ſich eifrig Schmutz und Schweiß ab.

Darin lag ihre Zuſtimmung zum Schulprojekt.

„Uf was ſitzet mer na?“ fragte jetzt, ſich umſchauend die Größte.

„O Kätterle,“ gab raſch und ungeduldig der Bub zurück, „uf was ſitzet denn d' Edelleut? — —“

Beſchämt, daß ſie eine überflüſſige und törichte Frage getan, ſetzte ſich die Gemaßregelte jäh zwiſchen die Farne und die beiden andern nahmen ſchweigend und erwartungsvoll neben ihr Platz.

Seine Gerte verheißungsvoll ſchwingend, trat jetzt der barfüßige Schulmeiſter vor die Klaſſe.

Wie in tiefem Nachdenken ſchaute er eine Zeitlang gegen den Himmel, der drüben am Waldrand auf den Tannen auflag, dann fragte er, den ſtrohgelben Scheitel des Kätterle mit der Gerte berührend: „Kätterle, was hot's im Schwarzwald?“

Das Kätterle fuhr auf wie von der Tarantel geſtochen, ſah ſchnell rundum und rief ohne weiteres Ueberlegen: „Bäum“.

Auf des Schulmeiſters würdevollem Antlitz malte ſich jähe Verdutztheit. „Sell au,“ ſagte er nach einer Pauſe langſam und widerwillig, wie man eine unleugbare aber höchſt unbequeme Tatſache zugibt.

Dann machte er eine halbe Wendung und deutete auf die Zweite: „ſag's du, Bärbele!“

Das Bärbele, vielleicht kopfſcheu gemacht durch den Mißerfolg ihrer Genoſſin, ſtand viel weniger zuverſichtlich vor dem Geſtrengen. Hilflos irrte der Blick ihrer blauen Augen über Bach und Farne, über die Blöße

mit den Fingerhüten und über den fernen Waldsaum. Ganz zögernd sagte sie dann: „Felse“.

Der Schulmeister trat jetzt von einem Fuß auf den andern in einer Art von verlegenem Ingrimm. Es kam ihm vielleicht unklar zum Bewußtsein, daß seine Gerte, auch wenn sie noch so „guet fitzte“, nicht das einzige Erfordernis und nicht die sichere Garantie sei für eine recht ersprießliche schulmeisterliche Tätigkeit.

Von der Verlegenheit eines Dozenten aber ist nur ein Schritt, und oft ein recht kleiner, zum Grob- und Ausfallendwerden.

„G'schwätz domms,“ stieß der Schulmeister zornig hervor. „Felse hot's freile, des brauchst net lang z' sage! — Lisebethle, du bist die G'scheitst, — was hot's im Schwarzwald?“

Geknickt und beschämt setzte sich das Bärbele, und Lisebethle stand auf mit einem Ausdruck im kleinen, heißen Gesicht, der zu sagen schien: du sollst dich in mir nicht getäuscht haben! Helläugig und voll Bedachtsamkeit schaute sie sich um. Da blieb ihr Blick an dem leeren Fuchsbau hängen.

Froh wandte sie sich dem Schulmeister zu und rief laut: „Füchs'“.

Ich möchte dem in den Lederhosen nicht Unrecht tun; aber ich habe ihn im Verdacht, daß er jetzt mutatis mutandis tat, wie Mohammed, als dazumal der Berg nicht zum Propheten kommen wollte.

„Recht so, Lisebethle,“ rief er, „i sag's jo, du bist die G'scheitst. Sitz' Erst na!“

Mit scheelem Blick auf die Bevorzugte rückten Kätterle und Bärbele hinunter und das Lisebethle setzte sich mit einem leisen Anflug von Hochmut „Erst na“.

Ich, der ich hinter dem großen Hollunderbusch ungesehen meines Amtes als unbesoldeter Schulinspektor waltete, ich schrieb mir die Taktik des kleinen Pädagogen hinter die Ohren. Muß man denn mit Nackensteifheit auf jede Frage, die man stellt, just die oder die Antwort verlangen? Tut's nicht eine andere ebensogut? Zugeständnisse machen, — das ist die ganze Lebenskunst.

Mit hohen, strampfenden Schritten, wie ein Rößlein, das man ganz kurz im Zügel hat, ging das Schulmeisterlein zwischen den Farnen auf und ab.

„Ja, ja,“ sagte er im Lehrton, seine ungefüge Sprache der heutigen Würde entsprechend, drollig verbessernd, „ja, ja, 's hat Füchs' im Schwarzwald, viel Füchs'. Des Hirschwirts Christian hat an Martini fünf Stück aus dem Bau dort! Aber 's hat no ebbes! Wisset ihr's net?“

Hilflos sahen die drei einander an. Selbst das gescheite Lisebethle schüttelte stumm den Kopf.

Da brach bei dem Herrn Lehrer sein Temperament und damit seine alte Sprache durch. „Dümmer als lang send 'r älle drei,“ schrie er, „Leut' gibt's — was denn sonst!“

Die drei fuhren förmlich zurück. Daß ihnen das nicht eingefallen war! Dieses Nächstliegende, Selbstverständliche!

„Ha — no — jo!“ sagte das Kätterle. Und sie sagte es in dem Ton, in dem damals die Neider des Kolumbus dessen Experiment mit dem Ei beurteilten.

Still schlich ich mich von dannen. Mochten Kätterle, Bärbele und das gescheite Lisebethle die Nasen rümpfen über ihres Schulmeisters glatte, selbstverständliche Weisheit — mir klang es ganz neu, ganz verwunderlich in die Ohren: „im Schwarzwald gibt's Leut'".

Hell lag der Morgen über der sonnigen Gotteswelt, als ich an den leuchtenden Fingerhüten vorüber zur Höhe emporstieg. Heckenrosen, diese Schönsten der Schönen, die so jammervoll schnell im Sommerwinde zerflattern, prangten da oben an den grauen Mauern zwischen den Aeckern. Der warme Wind beugte die grünen, säftevollen Halme des Roggens, daß sie wogten wie das Meer, über das streichelnd der West fährt. Die Lerchen sah ich aus den Furchen steigen; ich hörte ihr jubelndes Lied, das sich im Himmelsblau verlor, und ich hörte den Bussard schreien, der auch den lichten Morgen lobt auf seine Weise, und der dazu die ruhevollen Kreise zieht, die für manches Mäuslein, für manchen Vogel in der Tiefe den Tod bedeuten.

Fern drüben, mir zur Rechten, standen die Tannen; ernst, dunkel und tugendsam, wie ehrbare Wächter, die über das flimmernde Licht und Leben auf der freien Höhe mit duldsamer Ruhe herniedersahen.

Das Herz wird weit in solcher Sommermorgenstille, als sei kein Wunsch mehr übrig, als stehe man feiernd neben dem Schöpfer, der über seiner Hände Werk hinblickte am siebenten Tag und sahe, daß alles sehr gut war.

Ja, ja, wenn das Schulmeisterlein nicht wäre und nicht sein gewichtiges Diktum: „Leut gibt's!"

Schwarzwald verzeih! Ich bin dir schon oft zu Hofe geritten, habe dir zu lieb schon manche Schlucht durchwandert, schon manche Höhe mühselig keuchend erstiegen; ich habe deinen verschwiegenen Reizen zulieb schon manchmal den Rucksack in die menschenfernsten Einsamkeiten geschleppt; ja ich habe dich, verzeih doppelt und dreifach, schon im Endreim und Stabreim angesungen; aber heute, heute (schreib's deinem jungen Sohn, dem Schulmeisterlein auf die Rechnung), heute suche ich „Leut".

Auf den Stiel ihrer Haue gelehnt steht eine dort im Kartoffelacker und schaut unter dem Kopftuch hervor mir entgegen. Sie soll mein erstes Opfer werden.

Ich komme ihr näher und sehe, daß sie nicht nach mir schaut, nein, weit über mich hinweg, irgend wohin.

Es ist eine dürftige Gestalt in dürftigem Gewand und das dürftigste an ihr ist ihr Gesicht. Es ist kein häßliches, nicht einmal ein unschönes Gesicht. Man weiß auch nicht recht, wo es diesen Zügen fehlt. Aber es fehlt. Es fehlt, wie es etwa Blüten fehlt, die nicht das rechte Licht, nicht die rechte Erde hatten zum erblühen.

„Grüß Gott," rufe ich der Reglosen zu.

Es ist, als erschrecke sie. Aber nicht jäh und heftig, wie der Stadtmensch erschrickt, nur so phlegmatisch, so ärgerlich, wie der Bauer, der auf einen Schrecken mit einer bedächtigen Grobheit reagiert.

„Grüß Gott," gibt sie mürrisch zurück, spuckt in die Hände und fängt an zu hacken.

Aber ich gebe nicht locker. „Ein schöner Morgen heut, zur Arbeit,“ sage ich.

Sie bückt sich und klopft ein Büschel Unkraut an ihrer Haue aus, daß die Erde davon mir fast ins Gesicht sprüht.

„Jo,“ entgegnet sie und sonst nichts, ja sie wendet mir halb den Rücken, über den das dünne Zöpflein hängt.

Das ist so grotesk grob und abweisend, daß es, wie alles auf die Spitze getriebene, seinen Zweck verfehlt. Ich gehe nicht. In mir dämmert der Verdacht oder die Ahnung auf, mit diesem Weib, das da zwischen den Kartoffelreihen steht, sei etwas nicht richtig.

„Ei,“ sage ich, „Frau, was ist denn Euch heute schon über die Leber gelaufen, daß Ihr so grimmig seid?“

Da richtet sich die Einsame an ihrem Hauenstiel langsam auf. Sie sieht mich an und scheint mich doch nicht zu sehen. „Heut,“ murmelt sie und will noch mehr sagen, da kommt ihr etwas in die Kehle. Ein kurzer krampfiger Laut wird hörbar, dann spuckt sie wieder in die Hände und hackt weiter.

Jetzt gehe ich. Ich getraue mir nicht mehr, da weiter zu fragen, wo ich diesen Laut zur Antwort bekam.

Wieder und wieder sehe ich mich um nach dem Weib. Die Haue geht auf und nieder in eintönigen Schlägen. So sonnig ist die Weite, so licht die Welt! Nur die dort, die zwischen den Furchen, ist mühselig und beladen. O Leut' vom Schwarzwald, ihr könnt einem die Stimmung verderben! Zwei Bursche kommen des Weges, singend und johlend. Flatternde Bänder und Blumen in den unmöglichsten Farben zieren ihre Hüte, die unter der prangenden Last auf die Seite gerückt sind. Breitspurig, wankend kommen sie näher, als seien sie am frühen Morgen schon so weit, wie jeder Rekrut vom Wald am Abend des Ziehungstages sein muß.

Aber es ist nur eitle Protzerei von den beiden. Nüchtern und neugierig schauten ihre Augen mir entgegen und in den Taschen der armseligen Gewänder möchten wohl schwerlich so viele Nickel sein, als nötig wären, um in Wirklichkeit in das fingierte Stadium zu kommen. Ich stelle die beiden und deute zurück nach dem Weib in den Kartoffeln.

„Ist die von eurem Ort?“

„Jo, des ist jo d' Eve-Kätter,“ geben sie zur Antwort, als sei damit alles gesagt.

„Was ist's mit der?“ frage ich weiter, obgleich ich weiß, daß das wunderlich klingt.

Die zwei sehen mich in unverhohlenem Mißtrauen an. Sie glauben wohl, ich sei ein Landjäger in Zivil oder ein verkappter Polizeimensch.

„Was soll sei'?“ sagt der eine und drängt vorwärts.

„Ich meine nur,“ beschwichtige ich, selbst aus dem Konzept gebracht, „was ist denn ihr Mann?“

Die zwei lachen und nehmen ihre heutige Rolle wieder auf.

„Was, wo, wer?“ stammelt der eine. „Die ist ledig wie em Frieder sei Mueter. Und wenn ihr Christian, ihr Bue, net noch Amerika wär — —“

„Komm Jakob,“ lallt der andere und sie torkeln weiter und rufen

trunken sein sollende Worte zu dem Weib hinüber, die wieder auf die Haue gestützt ihnen nachsieht, ja nachstarrt. Die bunten Rekrutenbänder flattern im Wind, die heiseren, johlenden Lieder der zwei klingen abgerissen herüber, da legt das Weib den Kopf auf die Hände überm Hauenstiel. Langsam schlendere ich wieder zurück und bleibe neben ihr stehen. Ich möchte ihr etwas sagen und weiß nicht was; ich möchte sie etwas fragen und weiß nicht wie.

Ueber ihren Kopf hinweg sehe ich gegen den Himmel, an dem weiße, federige Wölkchen fliegen.

Da fällt mir ein, wie ich's machen muß.

„Eve-Kätter,“ sage ich, „dort hin zu liegt Amerika.“

Sie fährt auf und schaut mich an, und diesmal sieht sie mich.

„Wo leit's, wo?“, stößt sie ganz gierig hervor.

Da trete ich hart neben sie, und ich weise nach Westen und ich sage ihr leise, daß der Wind, der über die Höhe geht, von dort her kommt, wo ihr Christian ist, und daß die Wolken da oben vielleicht schon einmal bei ihm waren, daß der Himmel weit weit über das Meer hingeht, über das Meer voll grünlicher Wellen, das aussieht wir dort das Roggenfeld, über das Meer, das die Ufer küßt hüben und drüben, und das die Schiffe trägt, die zum Christian fahren.

Und ich sage ihr, daß es überall dasselbe ist auf Erden, überall Mond und Sonne und Sterne Gottes, überall ein Weg von Ort zu Ort, überall ein Lüftchen, das Grüße tragen kann, wenn nur ein Herz da ist, das Grüße aussendet in die Weite und ein anderes, das diese Grüße hören will. Das Weib steht stumm, und die braunen, schwieligen Hände auf dem Hauenstiel zittern.

„Moinet Se?“ sagt sie.

Ja, ich meine.

Sie fährt sich über die heiße Stirne und sieht mich an mit einem gequälten, einem hilfeheischenden Blick.

„Mei Christian,“ sagt sie dann, stoßweise, abgebrochen, „heuer, — heut, wenn er no do wär, müßt er spiele —. Zwanz'ge wär er — —“ Ihr Mund zieht sich auf einmal ganz eng, ganz hart zusammen, sie sieht plötzlich aus wie eine Greisin.

„Zwanzig —, und schon die Heimat verlassen? —“ muß ich vor mich hinsagen.

„Mit sechzehne ist er fort — vor vier Johr im Herbst,“ flüstert sie; „'s send domols viel fort von unserem Ort, no ist er mit. — Was han i mache könne? Mueter, hot er g'sait, i will net mei' Lebtag e Baureknecht bleibe — —“ Sie will weiter sprechen; aber die Stimme versagt ihr.

„Jetzt seid Ihr ganz allein?“ frage ich nach langer Pause.

Sie wischt sich mit der Schürze über die Stirne, dann läßt sie plötzlich den Hauenstiel fahren, schlägt beide Hände vor's Gesicht und weint laut auf.

Nebenan steigen die Lerchen aus den Furchen, Blätter der Heckenrosen wirbeln übers Feld, und der Bussard stößt hoch oben seinen Schrei aus. O Weib mit deiner Last an solchem lichten Tage! „Sei doch still,“ möchte ich rufen, „ich will nichts von deinem Jammer, ich will mich heut des Lebens freuen.“

Dann aber schäme ich mich. Leut' will ich suchen und habe dann nicht den Mut, die Konsequenzen zu tragen? —

O Schulmeisterlein in den Lederhosen! Hättest du mich nicht wissend gemacht! hättest du's bei Bäum, Stei' und Füchs' bewenden lassen. — Das Weib weint nicht lang. Sie bückt sich nach ihrer Haue und fährt in ihrer Arbeit fort, als sei ich nicht mehr da.

Das sollte mir vernünftigerweise recht sein. Und doch ärgert mich's fast, daß sie so ganz von sich aus, ohne weiteren Zuspruch und Trost von mir, mit sich und ihrem Christian fertig wird.

„Ihr möget die von der Stadt scheints nicht?“ sage ich verstimmt. Da richtet sie sich auf und schaut an mir vorüber gegen den fernen Himmel und eine große Feindseligkeit tritt in ihr Gesicht.

„Iiii — — —“ entgegnet sie, und sie dehnt das Wort so lang und so sonderbar, als habe ich die erstaunlichste Sache von der Welt gefragt; „i be in d' Stadt komme mit siebezehne. E saubers Ding, und wie mer halt ist. Mit neunzehne bin i wieder heim, weil mei Christian auf d' Welt komme ist. — Des 'st älles, was i von d'r Stadt weiß.“ Sie spuckt in die Hände. Finster ruhen ihre verweinten Augen eine Sekunde lang auf mir, dann hackt sie weiter und bückt sich nach wucherndem Unkraut.

Ich gehe meines Wegs, bedrückt und scheu, wie einer, dem eine Last aufgelegt ist.

Weit drüben hinter dem Roggenacker schreite ich, da ruft sie mir nach: „Vergelt's Gott au!“

Verwundert schaue ich mich um, da sehe ich sie mit dem halbentblößten braunen, runzeligen Arm in die Ferne deuten, dahin, wo das Meer liegt, das auf seinen grünen Wogen die Schiffe zum Christian trägt.

Mir schnürts die Kehle zu. Die von der Stadt haben das große Leid über sie gebracht. Was braucht sie da zu danken, wenn einer von dort ihr mit seinem Stock die Richtung weist, in der ihr letztes Glück davongegangen ist? —

Hart am Dorf, auf der Baumwiese hinter der Schmiede, in der die hellen Hammerschläge klingen, sehe ich einen Alten im Gras stehen und in die niederen, breitausladenden Aeste eines Apfelbaumes starren.

Die dürren Kniee in den schwarzen Lederhosen, die Ellbogen in dem gestrickten, braunen Wamms, das Kinn mit den Bartstoppeln, die schmale Nase, — alles an dem Manne ist spitz, eckig, hart, wie aus Holz geschnitzt.

Die Hitze und Last manches Tages muß über diese Gestalt gegangen sein, bis sie so ausgetrocknet, so saftlos wurde, wie sie heute ist.

Ich rufe meinen Gruß hinüber; aber der Mann scheint nicht zu hören.

Schon will ich weiter gehen, da höre ich ihn auflachen und wende mich näher zu ihm.

„Do drunter durch,“ sagt er, und deutet auf den Baum, „do drunter durch, wenn d'r Absalom g'ritte wär, do hätt 'r sich au henke könne.“

Ehe ich weiß, was ich auf die seltsame Anrede sagen soll, fährt der Alte fort: „Aber mei' Jakob reitet halt net! ha ha ha, und Hoor hot 'r au keine meh' auf 'm Kopf. Do ist nix z' wölle!“

Die wässerigen, kleinen Augen des Männleins blinzeln mich an, halb lustig halb jämmerlich.

„Ist Euer Jakob ein Absalom?“ frage ich interessiert.

Der Bauer winkt mit der Hand ab. Kurz, wegwerfend, als verlohne sich's nicht, darüber zu reden.

„Was schaffet Se do hobe?“ fragt er ablenkend.

Soll ich das plattgetretene Wort des alten Diogenes wiederholen und sagen, daß ich Menschen suche, Leut' vom Schwarzwald? Ich verspreche mir keinen besonderen Eindruck davon bei diesem Alten.

„Einen Spaziergang machte ich.“

„So, so, jo jo, wenn mer nix z'schaffet hot! D' Stadtleut' hänt's halt guet.“

Das Gellen der Dampfpfeifen, das Sausen und Rattern der Maschinen, das Hasten und Drängen der Menschen daheim will mir einfallen; aber der Alte läßts nicht so weit kommen.

Mit leisem Aechzen setzt er sich auf den halbrunden, steinernen Trog, der im Gras steht und in dem man im Herbst das Obst zermahlt. „Wenn Se nasitze wöllet? —“ ladet er mich ein. Ich setze mich neben ihn.

„'s ist guete vierthalb Stund' vo' der Stadt 'ruff,“ sagt er, „gestert be — n — i au' drunte gwe' vor Amtsg'richt.“

„Zu Fuß?“ frage ich verwundert.

Der Alte lacht: „Ha jo, wer wurd für de Frieders-Michele ei'spanne!“

„Wie alt seid ihr denn?“

„Am Lichtmeßfeiertich be — n — i zweieneunzge worde.“

Zweiundneunzig! Ein uraltes Wort fällt mir ein. Ein Wort, das fort und fort tönt durch die Jahrhunderte und immer den gleichen müden Klang hat: Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.

In der breiten Krone des Apfelbaums fängt ein Buchfink an zu singen. Der weiß nichts von siebenzig oder achtzig Jahren, und nichts von Mühe und Arbeit. Hell klingt sein Lied, als kenne er kein anderes köstliches Leben. Aber die Leut', die Leut'!

„Des vor G'richt laufe, des soll der Teufel hole,“ sagte jetzt der Alte, weil ich still bleibe. Er beugt sich vor, daß der Rücken ganz krumm wird und stützt beide welken Hände auf seine Kniee.

„Was hattet Ihr denn vor Gericht zu tun?“

Immerfort sieht er ins Gras und nickt vor sich hin.

„'s ist e unguete Sach,“ murmelte er dann, wie zu sich selber, „'s hätt solle net passiere. Und 's wär au net passiert, wenn die Weibsleut net wäret, die siedige! 's ist jo wohr, mei Söhnere hot en grausige Geist. Die tut emmer, wie wenn se aus eme andere Dreck g'macht wär als mei Weib und i; aber mei Bärbele ist au net älleweil die Best!“

„Ihr habt noch ein Weib?“ muß ich staunend unterbrechen.

„I —? Sell will i meine, und erst no mei erste! Sechz'g Johr lang han i se. Sie ist zwanz'ge gwe, wo mer Hochzich g'macht hänt, und i zweiedreißig! Sell mols hot se mer oft z' jung sei wölle, und jetzt ist se mer oft schier z' alt.“ Er lacht, daß die ganze ausgemergelte Gestalt

zittert, dann fährt er fort: „Jo, was i sage will: mei Bärbele hot en seidene Schuurz mit so Müsterle drin, Sie wisset jo, was die Weiber für Dengs hänt. Der Schuurz hot mei Söhnere scho lang in d' Nas' g'stoche. Ahne, hot se scho oft g'sait, Ihr tänt jo den Schuurz nemme a, Ihr send z' alt. Schenket en doch mir! Aber mei Weib hot en net hergea! Jetz, was tuet mei Söhnere? — Se goht her und nemmt 'n aus der Truche raus, ong'frogt. — Mei Weib natürlich, die hot anderst tua, wo se 's g'merkt hot. Michele, hot se zu mir g'sait, Michele, du bist nix, wenn du des so gau läßt! Und wie ist mer! I han e mol mei Söhnere g'stellt und han ere d' Meining de rechte Weg g'sait. I han zu ere g'sait: Was glaubst denn du, du dumms Mensch, d' Ahne und i, mir dürfet so guet e mol sterbe wie du, wenn du au em Ulrich vom Berghof g'hörst! — So han i g'schwätzt und i han net g'merkt, daß mei Jakob, mei Soh', hinte her komme ist. Uf eimol haut der mir eine na! I natürlich net faul, dreh' mi' um und hau au zue, und so send mer hinter e'nander komme. Aber des wär älles recht und guet gwä, wenn net meim Jakob sei Knecht, der Stoffel do, einer vom Gäu drübe, dazue komme wär. Dem hot mei Jakob kündigt g'hät auf Georgii, no hot der en rechte Zoarn g'hät. Deswege hot er no to, wie wenn er mir helfe wö't und ist auf mein Jakob nei. No ist's wüest worre. G'stoche hot der Blitz vom Gäu drübe z'letzte. So ischt's halt gange. Ischt no guet, daß 's kei'm nix dau hot. Gerst' ischt d' Verhandling gwä. — — — —"

Verstummt sitze ich neben dem Alten. Was gibt es da zu sagen für einen Stadtmenschen?

Ein Sohn, der, wohl selbst schon ein Greis, seinen zweiundneunzigjährigen Vater verprügelt aus Ritterlichkeit für sein Weib, die sich hinwiederum an einer seidenen Schürze vergreift. — Und hinter allen die hetzende Bärbel, die achtzigjährige Ahne, die geschworene Feindin der Söhnerin. Dann als deus ex machina der „Blitz vom Gäu", ohne den die Sache nicht zu dem dramatischen Ende „vor Amtsg'richt" gekommen wäre.

Zuerst war mir, als sei jetzt eine recht tiefe sittliche Entrüstung am Platz. Aber dann, ich weiß nicht, wie es zugeht, kann ich diese Entrüstung doch nicht aufbringen. Die ganze Erzählung des Alten hat nach Wortlaut und Ton nichts weniger als tragisch gewirkt.

Ich fühle genau, daß das Männlein neben mir und sein Jakob im Grunde genommen ein Herz und eine Seele sind, wenn die „Weibsleut die siedige" nicht wären.

Ueber die Bärbel, ja, und über die Söhnerin kann ich mich entrüsten, und ich freue mich, daß es der Alte der Tochter des Ulrich vom Berghof so gut gegeben hat.

Wie hat er doch gesagt? — „D' Ahne und i, mir dürfet e mol sterbe, so gut wie du!" — Ein feines Wort! Bei uns sagt man allenfalls giftig: „Du mußt sterben so gut wie ich," und man will damit den andern recht tief herunterziehen zum letzten, trüben Menschenlos.

Der alte Bauer aber, er sieht im Sterben das letzte, stolze, höchste Menschenrecht, und er pocht darauf, als auf etwas, das ihm zusteht, so gut wie nur irgend einem.

Frieders-Michele, laß dir's ablernen, das Protzen mit dem Sterbendürfen!

Der Alte richtet sich jetzt auf und sieht mich an. Ein Schmunzeln liegt um seinen zahnlosen Mund; in seinen wässerigen Augen sehe ich es flimmern. „Seit 'r ischt mei Bärbel degemäßig,“ sagt er pfiffig, „und meim Jakob die sei' au'!“

Ich muß laut auflachen. Ueberall stößt man auf die Spuren jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

„Und das Urteil gestern?“ frage ich noch.

„Ha, 's hätt' e paar seidene Schüürz mit Müsterle drin gea!“ sagt der Alte und schmunzelt.

Hinter dem Dorf, neben dem „Feuerweiher“, um den die Pappeln stehen, ist die Flachsbreche.

Jetzt ist der mit ungleichen Steinplatten belegte Platz leer und tot, denn die zähen Stengel, die später den schimmernden Lein geben sollen, sie stehen noch drüben im Feld, lassen sich den Wind über die Köpfe streichen und denken nicht ans Ende. Aber wenn die Zeit gekommen ist, dann drohen auf den Steinplatten die Brechstühle, dann schwingen braune Weiberarme die Flachs- und Hanfbündel, dann knarren und schlagen und wettern die hölzernen Hebearme, unter denen alles Harte und Spröde rettungslos splittern und zerstäuben muß, bis die freigelegten Fasern geschmeidig werden, wie ein hartes und sprödes Menschenherz unter der zerbrechenden Hand des starken Schicksals.

Kunstlos aufgemauert, auf der Wetterseite halb zerbröckelt, steht der Dörrofen zur Seite, in dem die trockenen Stengel geröstet werden, bis sie so spröd sind, daß sie krachen und splittern. Wichtig und verantwortungsvoll fast wie ein Ministerposten ist der Platz vor dem Ofen. Die Weiber vom Dorf stellen keine Junge dort hin. Man weiß ja, wie die Jungen sind! Wenn das Herz noch leicht Feuer fängt, ist auch der Flachs und der Hanf nicht sicher.

Bei der Madel aber ist keine Gefahr mehr. Der Schnee liegt schon längst auf ihrem achtzigjährigen Kopf. Und kein Schnee kühlt besser als just diese Sorte.

Ich kenne sie lange schon die Alte und habe sie oft in voller Tätigkeit am Dörrofen gesehen. Sie hat dann die Aermel aufgestreift, daß die mit braunfleckiger Haut überzogenen Röhrenknochen, die sie ihre Arme nennt, sichtbar werden. Das braune Kröpflein baumelt oben über dem Hemdstreifen, und in den tiefen Furchen und Runzeln des Gesichtes klebt Asche und Ruß.

Schön im landläufigen Sinn ist sie dann nicht die Madel; aber wer nicht versessen ist aufs Landläufige, der kommt bei der Alten auf seine Rechnung.

Aus dem beschmutzten Gesicht spricht höchste Hingabe an eine übernommene Pflicht. Sorgsamste Treue, heiligster Eifer und das Bewußtsein einer schweren Verantwortung schauen zwischen Ruß und Asche aus den Runzeln der welken Haut. Das sind Reize, die so manchem glatten Lärvchen abgehen. Vor Jahren sei die Madel eines schönen Tags am Sterben gewesen.

„Lieber Herrgott," habe sie damals gebetet, „du ka'st doch mi net sterbe lau! Wer soll denn no Flaa'hs dörre?" —

Und der liebe Herrgott hat offenbar auch keinen passenden Ersatz auf den wichtigen Posten gewußt, denn er ließ die Madel dem Dorf und dem Dörrofen.

Heute, wie ich zwischen den Wiesen daherschlendere, den Pappeln und dem Weiher zu, sehe ich die Alte am Rain neben dem Ofen sitzen, an dem's doch zu dieser Jahreszeit noch nichts zu tun gibt.

Sie sieht aber auch nicht aus, als sei sie arbeitshalber da. Ein Feiertagsglanz liegt zwischen den Runzeln, und um das Kröpflein spielen Sonntagslichter. Die schneeigen Haare sind frisch gekämmt und weiße Hemdärmel decken die Knochenarme.

Sie kaut etwas, die Alte. Ich sehe den eingesunkenen Mund die mahlenden, zerreibenden Bewegungen der Zahnlosen machen.

„Grüß Gott, Madel," sage ich, „schmeckt's?"

Verstohlen deckt sie die Schürze über etwas, das ich nicht sehen soll und faltet scheinheilig die Hände im Schoß.

„Jo," nickt sie dann kurz angebunden.

Ich kann's mit Händen greifen, daß ich hier überflüssig bin; aber wenn einer nun schon 'mal Leut' sucht, Leut' vom Schwarzwald, dann darf er kein allzu zartes Fell haben. Umständlich lasse ich mich neben der Alten nieder auf den Rain, an dem die Grillen zirpen.

Ich sehe es wie Unbehagen oder Aerger oder Verlegenheit über meiner Nachbarin Gesicht gehen; aber ich verhärte mein Herz im Dienste der Wissenschaft.

Schweigend sitze ich und sehe die verräucherten Ritze der Ofenwand vor mir an. Ich kann warten. Wer warten kann, ist immer im Vorteil einem Ungeduldigen gegenüber. Und ungeduldig ist die Madel, das sieht ein Blinder.

„Wöllet Se 'uf Calw?"

„Ja, ich will nach Calw."

„'s ischt no drei guete Stond."

„Ich mach's in zwei."

„'s könnt no e Wetter komme heut!"

„Ich habe meinen Schirm."

Lange Pause. Die scheinheiligen Hände auf der geheimnisbergenden Schürze zucken ein paarmal.

Ich fühle ein menschliches Rühren.

„Madel," sage ich, „esset doch weiter, vor mir brauchet Ihr Euch nicht zu genieren."

Sie sieht auf mit unsicheren Augen. Dann schluckt sie, und ich weiß genau, sie hat eben eine Lüge geschluckt, die ans Tageslicht wollte.

Plötzlich, mit einem hastigen Ruck, als sei sie zu einem verzweifelten Entschluß gekommen, zieht sie die Schürze beiseite. Eine appetitliche, angebissene Wurst und ein weißes Brot kommen zum Vorschein.

„Da seh' einer her!" sage ich ehrlich erstaunt, denn ich kenne die gebräuchliche Kost da oben und weiß, daß Wurst und Weißbrot sonst nicht

auf dem Speisezettel der Waldweiber stehen. Die Alte deckt ihre dürren Hände über die Schätze und schaut mich an. Ein scheues, verschämtes Leuchten sehe ich in ihren Augen und dann die trotzige, fast herausfordernde Frage: was geht's dich an? — —

Nein, mich geht's nichts an und ich frage nicht. Meinetwegen kannst du Schnepfen und Caviar speisen, alte Madel — ich frage nicht. Aber ich weiß, daß du mir um so sicherer erklären wirst, wie die Wurst und das Weißbrot den Weg fanden in deine gekrümmten, zitternden Hände. Denn eher läßt ein Bauer von dort oben den Verdacht eines Mordes auf sich ruhen, als den Verdacht unmotivierten Wurst- und Weißbrotessens. Naschhaft und verschwenderisch sein, das gilt für die verächtlichste, die verderblichste Untugend, ja, für den Anfang vom Ende.

Geräuschlos, verstohlen ißt die Alte weiter.

Die Wespen, die zwischen den Ritzen des Dörrofens nisten, umschwirren uns beide in frecher Begehrlichkeit.

Die Madel schlägt nach ihnen und murmelt etwas, das ich nicht verstehe.

Dann lacht sie kichernd auf. „Geltet Se, Herr, wenn des Ziefer e mol so alt ist wie i, — — —“

Ich verstehe nicht, was sie meint und lache aus Gefälligkeit mit. Auf einmal legt sie mir die Hand auf den Arm und sieht mich an, ernst, mit einem ganz verinnerlichten Blick: „Wie hot jetzt au d'r Schultes g'sait, daß mer's heiße tät, ond wer's ei'gricht' hätt? —“

Ratlos und blöd schaue ich auf die Fragende. Ob sie wohl wirr ist im alten Kopf?

Jetzt schüttelt sie meinen Arm wie in großer Ungeduld.

„Ha, des müsset Sie doch wisse, des wisset doch die Herre von der Stadt.“

Ich schäme mich, daß mein Wissen hinter dem der normalen Stadtherren so weit zurückbleibt; aber ich weiß schlechterdings nicht — —

„Ha no,“ fährt die Alte fort, läßt meinen Arm los und streicht die Schürze glatt — „wenn mer e mol alt ist und nix meh schaffe ko' und kriegt doch Geld vo' der Post, oder vom Schultes, oder was weiß i — wie heißt mer denn no des — — —?“

Mir geht ein helles Licht auf.

„Altersrente,“ stammle ich.

„Ha jo, Altersrente — so hot der Schultes g'sait, ond e alter Kaiser ond so Herre häbet 's eig'richt, extra für so alte Weiber und Manne, wo nemme schaffe könnet. — Ha, meiner Lebtag han i so no nix g'hört! Heut han i's zum erste Mol kriegt, und der Schultes sächt, i krieg's jetzt älle Monat. Und wenn er mi wär, hot er g'sait, no tät er sich jetzt glei ebbes Guets — i häb's jo jetzt dazue. No han i mer bei 's Brenners Gottlieb die Wurst und des Weißbrot 'kauft. — Lieber Heiland, wer hätt' au des g'laubt! — Aelleweil, so weit i z'ruckdenke ko, ist 's Geld so rar gwe bei mir, — und jetzt kommt's mit d'r Post. Wie viel Mol han i mer in meine junge Johr g'wünscht: i möcht' no au reich sei, daß i mer hie und do a Wurst kaufe könnt, und jetzt langt's au no Weißbrot. — —“

Die Alte hält ihre runzeligen Hände gefaltet und schüttelt wieder und wieder den Kopf wie in ungläubigster Verwunderung. Das Kröpflein

wackelt und mit den weißen Haaren spielt der Wind. Ich sitze verstummt, und ich denke: Lieber Freund, was hast du jetzt davon, daß du Leut' suchtest im Schwarzwald? — Schämen mußt du dich, so recht gründlich und von Herzen schämen — weiter nichts. Und weil man sich nicht gerne allein schämt, so sehe ich mich nach Genossen um. Da fallen sie mir alle ein, die, die ihre klugen Mäuler so weit aufreißen, alle die, die unseres alten Kaisers und unseres Bismarcks gewaltiges Werk mit einem einzigen Wort ihres Mundes abtun, alle die, die unsere sozial-politischen Wohlfahrtseinrichtungen in ihrer ganzen „Lumpigkeit“ erkennen. Und auch die fallen mir ein, die unter dem „toujours perdrix“ seufzen, die, denen die Zusammenstellung der täglichen Tischkarte schwere Sorgen macht, die, die mit Mühe und Not durch sechs Wochen Karlsbald paralysieren können, was sie durch die übrigen sechsundvierzig Wochen angerichtet haben. — —

Ich ziehe meinen Hut vor der Madel so tief, wie vor jemand, von dem man vieles gelernt hat; und ich drücke mich aus ihrer Nähe so eilig, wie aus der Nähe eines Menschen, von dem man eventuell noch viel mehr lernen könnte. Kein vernünftiger Mensch, der etwas auf das Gleichgewicht, den Gleichmut seiner lieben Seele hält, wird ohne Not neben einem kropfigen Weiblein sitzen bleiben, das Gott und sein Geschick und die Lindigkeit der menschlichen Gesellschaft preist um einer Wurst willen. —

Talwärts wandre ich durch eine hohle Gasse, deren zerrissene, sandige Ränder vom schlechten Wurzelwerk der Föhren durchzogen und gehalten sind.

Lieber wieder der Stadt zu! Dort, wo die Menschen durcheinander wimmeln, dort merkt man gar nicht, daß es Leut' gibt. Dort ist einem wohl in seiner Haut, weil man des unangefochtenen Glaubens lebt und leben kann, diese Haut sei ganz vorzüglich.

Da oben auf der Höhe will jeder Stoffel an diesem Glauben rütteln. Stolpernd, kletternd und rutschend strebe ich zu Tal, da verliert sich mein Weg unvermutet in einer sanftgeneigten weiten, heidelbeerbestandenen Fläche. Wie stattliche Oasen ragen aus dem Beerengestrüpp prächtige Gruppen hoher Farne, deren weitausladende Wedel im warmen Winde nicken und ihren sonderbaren Duft, der wie ein Extrakt der stillen großen Waldesschönheit anmutet, zu mir her schicken.

Schon wollen die Schwarzwälder im Hintergrunde meiner wankelmütigen Seele untertauchen, und der Schwarzwald, der alte, langvertraute will seinen breiten Platz wieder einnehmen, da kreuzt noch ein Exemplar der Gattung „Leut“ meinen Weg.

Seitwärts hinter den Farnen sehe ich etwas liegen, das ein Mensch sein muß.

Heiß und kalt geht mir's über den Rücken. So liegt kein wegmüder Wanderer, so liegt auch kein Betrunkener, so liegt sicher nur — — —. Ich mag's nicht ausdenken.

Die nackten, unten tiefgebräunten, oben weißen Arme weit über den Kopf geschlagen liegt die Gestalt dort an der Erde, als sei sie schwer vornüber aufs Gesicht gefallen.

Scheu gehe ich näher und ich sehe die großen braunen Ameisen, „die

Klemmer“, wie der Schwarzwälder sagt, über Nacken, Haare und Arme des Reglosen laufen.

Eine Flut der ungeheuerlichsten Gedanken kreuzt mein Hirn. Ich fühle, wie meine Augen sich weiten, dem herannahenden Entsetzen entgegen.

Noch einen bangen Schritt — da wendet der schnöd Hingemordete den Kopf halblinks nach mir und ein unliebsam erstaunter Blick fragt: „Was hast denn du da herumzustöbern?“

Ich atme tief auf, und ich fühle die gewaltige Spannung in mir so rasch nachlassen, daß sie in jähen, unbezwinglichen Aerger umschlägt.

„Was treibt denn Ihr da für dummen Unfug?“ frage ich, und meine Stimme klingt mir selbst fremd und erinnert mich lebhaft an die Stimme des Polizisten, der in der Stadt drunten über die heilige Ordnung und die unheiligen Gassenbuben wacht.

Der Gemaßregelte wälzt sich träg auf die Seite und betrachtet mich vom Fuß bis zum Kopfe.

„I“, sagt er, „i lieg en de Amoise!“

„In was?“ stoße ich, immer noch fassungslos, hervor.

„En de Klemmer, wenn 'n sell lieber ist,“ sagt er und lacht, daß zwei Reihen schneeweißer, kerngesunder Zähne sichtbar werden.

Ich schöpfe tief Atem. „Ja warum liegt Ihr denn in den Ameisen?“

„Ha worom wurd mer denn in de Amoise liege? — weil i 's Reiße han in de Aerm und weil 's do nix Besser's dafür geit —!“

Mir lauft ein Gruseln über den Rücken. Wahrhaftig, dieser Mensch liegt mit Armen und Oberkörper in einem Bau der großen Ameise und läßt sich sein Reißen durch Zwicken kurieren.

„Aber Mann,“ stammle ich überwältigt, „da würde ich doch lieber zum Doktor gehen.“

Er lacht wieder hell auf. „Do wär i e Esel! D' Amoise kostet nix und helfet, und der Doktor kostet und hilft nix. Wenn Se emol 's Reiße hänt,“ fährt er überredend fort, „no probieret Se gar net lang ebbes anderschts — no glei en d'Amoise. I weiß g'wiß, 's hilft. Die Doktor, die machet ei'm bloß de Mage und de Geldbeutel he!“ Vergnügt wühlt er sich tiefer hinein in den wimmelnden Bau und grinst zu mir empor.

In mir beginnt eine an Bewunderung grenzende Achtung vor diesem heldenhaften Gegner der Schulmedizin Platz zu greifen, und zugleich freue ich mich, nicht zur Jüngerschaft des alten Aesculap zu zählen. Denn wenn die Menschheit einmal anfängt, lieber „en d'Amoise“ zu liegen, als zum Doktor zu gehen, dann steht die ganze ärztliche Herrlichkeit nur noch auf tönernen Füßen.

Meine wärmsten Wünsche für seinen Kurerfolg lasse ich dem Liegenden zurück, dann strebe ich weiter.

Immer wieder läuft mir's ein bißchen kalt über den Leib, immer wieder muß ich meine Kleider verstohlen schütteln, und immer wieder kommt mir der Gedanke: nur nie „'s Reiße kriege“!

„War's schön?“ fragte mich andern Tags ein Freund, der von meiner Tour wußte.

„Sehr schön,“ bestätigte ich.

„Alles beim Alten dort oben?“ fuhr er fort und gähnte dazu.

„Nein,“ sagte ich da nachdrücklich, „ich habe von einem kleinen Schulmeisterlein etwas Neues erfahren: Im Schwarzwald gibt's Leut!“ —

Mein Freund sah mich an und pfiff dann durch die Zähne. Ich weiß nicht, was er sich gedacht hat. —

Epistel.

Von Friedrich Th. Vischer.

Durch unsere Veröffentlichungen aus dem Nachlaß Friedrich Th. Vischers wurde ein Freund Vischers, Herr Amtsrichter Sattler in Erlangen, angeregt, uns folgende bis jetzt ungedruckte Verse zu übersenden; sie bilden die Antwort auf eine poetische Epistel, die Herr Sattler an Vischer als Dank für dessen „Lyrische Gänge“ gerichtet hatte.

Herzlich erfreut's, wenn Einer von unsrer stillen Gemeinde
  Aus der Ferne uns beut freundlich im Geiste die Hand. —
Von dem Gewirre des Tags, vom Lärm des Marktes geschieden,
  Von des blinden Gewühls wildem Getös und Geschrei,
Wo sich die Eitelkeit wahnsinnig bläht in der Unform
  Und was der Affe erfand, hastig der Affe befolgt,
Wo das Gewissen erlischt im schnöden Rausche der Geldwut,
  Wo man lügt und betrügt, Ware und Wahrheit verfälscht,
Wo um die Macht im Staat, nicht um des Staates Gedeihen
  In gehässigem Zank raufet Partei mit Partei,
Wo zum giftigen Wahn die himmlische Religion wird,
  Wo der Pfaffe zum Kampf reizet und heizet und hetzt: —
Weitab von dem Gedräng, in friedlicher Stille geborgen,
  In der reineren Luft wohnt die Gemeinde des Geists.
Nicht verschlossen und kalt wegblickend vom Kampfe des Lebens —
  Manch ein rüstiges Glied handelt und wirket als Mann —
Unnachsichtig und streng, wo das Böse, das Schlechte sich rühret,
  Wo es den Toren gilt, läßlich, zum Scherze gestimmt —
Aber sie sammeln gern, wie Faust bei der traulichen Lampe
  Warm nach innen gekehrt, innig die Seele in sich. —
Unsere Zahl, wir wissen sie nicht, wer könnte sie zählen?
  Einige treten hervor, schaffend in Formen und Wort,
Andern fehlet die Gunst der Muße zum Dienste der Musen,
  Doch ihr Innerstes bleibt reiner Betrachtung geweiht.
Und so findet und kennt man sich nicht, nicht ist er zu binden,
  Dieser Bund, er ist licht, offen und doch auch geheim.
Um so labender ist's, wenn von den Stilleren Einer,
  Grüßend mit Dichterwort, aus der Verborgenheit tritt.
Nein! so sagen wir uns, nicht klein ist die stille Gemeinde!
  Tausende halten zu uns, schauen und fühlen wie wir!

Die Verteidigung Roms.

Von Ricarda Huch in München.

Der Rückzug Garibaldis.

In der Nacht des 1. Juli berieten die Abgeordneten noch über die Verfassung der gestürzten Republik, über die sie das Volk wollten abstimmen lassen, bevor die Versammlung aufgelöst würde. Etwa zwei Stunden nach Mitternacht gingen sie heim, um kurze Zeit zu schlafen. Der folgende Tag zog rein herauf und wölbte sich blitzend wie ein edler Kristall über Rom. Während die Franzosen anfingen, den Janiculus hinunter über den Tiber in die Stadt einzuziehen, begaben sich die Abgeordneten auf das Kapitol, um dem Volke, das zahllos zusammengeströmt war, die vollendete Verfassung vorzulegen. Noch wehte vom Turme des Senatorenpalastes die Trikolore, wie auch die Deputierten Schärpen in den Farben Italiens trugen. Stürmisch begrüßte das Volk die bekannten Erscheinungen: das kühne Abenteurergesicht des Fürsten Bonaparte, die würdevolle Greisengestalt Armellinis, Mazzini, dessen Schmerz der Stolz des Augenblicks noch bändigte, Cernuschi mit vornehm angedeutetem Schwung der weißen Halsbinde und unbekümmertem Lächeln auf dem beredten Munde. Sie traten alle ein wenig zurück, um Platz für Aurelio Saliceti zu machen, der die Verfassung vorlesen sollte; er gehörte, wenn er auch nicht geliebt wurde, unsympathisch schon im Aeußern mit der ungraziösen Finsternis seiner gedrückten Stirne, zu den Größen des Tages, denn der blinde Tatendrang seines Hasses, der sich bei jeder Gelegenheit geltend machte, empfahl ihn in den Zeiten der Ohnmacht. Wie in einer brennenden Kirche die Schwungkraft der wachsenden Flamme das Spiel der Glocke erregt und der erhabene Wohllaut des gestimmten Erzes lebendig durch das Krachen des stürzenden Hauses dringt, so begleitete die Verkündigung ihres Gesetzes den Untergang der Republik, deren äußerster Rand schon unter dem Hufschlag des siegreichen Feindesheeres erzitterte. Saliceti verlas die Verfassung von dem ersten Satze an, der lautete: „Die Souveränität ist nach ewigem Recht beim Volke. Das Volk des römischen Staates gibt sich die Verfassung einer demokratischen Republik," bis zum letzten, der die beiläufige Verfügung enthielt, daß die jetzigen Angestellten sämtlich der Bestätigung bedürften, unter dem Beifall der lauschenden Menge. Als er geendet hatte, zogen sich die Abgeordneten langsam in den Senatorenpalast zurück; eben wurden in der Straße von Araceli, die zum Kapitole führt, die ersten französischen Dragoner sichtbar, die nunmehr den Platz besetzten.

Da die Besitzer der großen Paläste Rom schon bei Beginn der Revolution verlassen hatten, überwogen in der Stadt die Feinde des Papstes, und öde Straßen und verschlossene Häuser empfingen die Franzosen, die zu zweifeln anfingen, ob der Anschein eines festfrohen Einzuges sich würde

wahren lassen. Hastig bewegten sie sich durch die Winkel der leeren Gassen, denn es erwachte in ihnen die Erinnerung an tragische Blutgeschicke, wie sie in Italien aus Schmach und Rache leicht zusammenschießen, und während sie mit prahlerischem Witz die Armseligkeit der Ewigen Stadt verlachten, schielten sie mißtrauisch nach den geschlossenen Türen, ob sie sich nicht bewegten und der Dolch des Mörders durch die Spalte zuckte. Der Zufall wollte, daß Oudinot mit seinem Gefolge zum Platze der Minerva kam, als gerade Pietro Ripari, der Leibarzt Garibaldis, vorüberritt, dem es gefiel, sich gemächlich und breitspurig zu gebärden, als ob er, was in französischer Uniform sich ausbreitete, nicht oder nicht mehr als den Staub und Dunst der heißen Gasse sähe. Da er die rote Jacke trug und ein grimmiges Gesicht machte, kam er den französischen Offizieren ziemlich diabolisch vor, und sie glaubten Garibaldi selbst vor sich zu haben; sie empfanden einen häßlichen Schrecken, der ihnen für den Augenblick Herz und Hände steif machte, so daß sie wie von einem Blitz fest in die Erde gekeilt standen. Zwar wurden sie ihres Irrtumes bald inne, und weil sich auch nichts Unnatürliches begab, erbosten sie, und Oudinot gab unter Rasseln und Schnauben Befehl, daß die dreifarbigen Rosetten, die die Mauern des Gasthauses „zur Minerva" noch schmückten, augenblicklich abgerissen wurden, was aber, da sich kein römischer Arbeiter dazu fand, die französischen Soldaten selbst besorgen mußten. Unterdessen ritt Ripari, ohne sich umzusehen, seiner Wege dem Tore von San Giovanni zu, um von Garibaldi Abschied zu nehmen, der dort mit seinen Truppen die Stadt verlassen wollte.

Auf dem Platze vor der Laterankirche standen die italienische Legion und die Reiter Masinas, welche Garibaldi begleiten wollten, ohne zu wissen, wohin er zielte; auch eine Abteilung römischer Nationalgarden war anwesend, aber nur, um dem scheidenden General ihre Verehrung zu bezeugen. Sacchi und Hofstetter hielten unter dem Obelisken und besprachen das Ausbleiben der Bersaglieri, deren Offiziere auf Befragen stets solche Antworten gegeben hatten, die auf ihren Anschluß rechnen lassen konnten; anstatt dessen kamen nur vereinzelte Soldaten, die, da das Regiment aufgelöst und ihres Bleibens nicht in Rom war, nichts Besseres wußten, als das ungewisse Schicksal Garibaldis zu teilen. Als Garibaldi, begleitet von Anita und Ugo Bassi, auf den Platz kam und das Ausbleiben der Erwarteten erfuhr, sagte er nur: „Sie wären gekommen, wenn Manara lebte!" und fügte hinzu, eigentlich sei ein kleines Heer für sie vorteilhaft, da die schnellen und oft wechselnden Bewegungen, die sie in ihrer Lage, zwischen aufmerksamen Verfolgern durchschlüpfend, machen müßten, nicht leicht von größeren Massen ausgeführt werden könnten. Trotz seiner ruhigen Haltung jedoch war ihm anzumerken, daß er traurig war; nur Anita lächelte glücklich in der Aussicht lange Zeit hindurch unausgesetzt an der Seite des geliebten Mannes bleiben zu können. Er fragte mehrmals nach Medici, der ihm, seit er ihn kannte, in Amerika und Europa, ohne Besinnen gefolgt war, und an dessen Kommen er auch jetzt nicht gezweifelt hatte; niemand hatte ihn gesehen oder wußte etwas von ihm. Verschiedene kamen, um Abschied zu nehmen, darunter Pietro Ripari, der sich nicht darüber trösten konnte, daß Garibaldi einen Feldzug ohne ihn machte, aber seine Verwundeten nicht verlassen zu dürfen

glaubte, worin Garibaldi ihn bestärkte. Er erzählte, daß bereits wieder wie feuchtlederne Schwämme die Pfaffen aufschössen und hungrig und böse nach allen Seiten schnüffelten; daß die Kranken aus Angst vor der Rache des Papstes und aus Gram über das Ende Roms kränker würden und stürben; daß Rom bald wieder sein würde was es vordem gewesen sei: dreihundert Kirchen in einem Moraste, und daß er der gottverlassenen Stadt den Rücken kehren würde, sobald die Verwundeten des republikanischen Heeres alle entweder heil oder tot sein würden. Garibaldi möge nicht vergessen, ihn zu rufen, wenn er ihn für neue Kriegswunden brauche. „Das wird ein glücklicherer Tag als dieser sein," sagte Garibaldi, indem er ihn zum Abschied umarmte.

Zwischen sechs und sieben Uhr, als die Hitze gelinder zu werden begann, ersuchte der General einige Offiziere, den Abzug zu besorgen, und ritt mit Anita, Ugo Bassi und einer Abteilung Reiter voran, dem Tore von San Giovanni zu. Dort erwarteten ihn Angelo Brunetti und seine beiden Söhne, die muntere kleine Schecken ritten; aber noch standen alle neben Lucrezia Brunetti, die bis zum Tore mitgegangen war. Da ihr Mann nicht erwarten konnte, von der päpstlichen Rache verschont zu bleiben, hatte sie nicht versucht, ihn zurückzuhalten, als er den Wunsch aussprach, Garibaldi zu begleiten, obwohl sie selbst nicht daran denken konnte, mit den kleinen Mädchen sich anzuschließen; vielleicht auch hätte sie es nicht vermocht, selbst wenn es möglich gewesen wäre, ihre Vaterstadt zu verlassen. Als sie Garibaldi kommen sah, sprangen Brunetti und Lorenzo, der, seit die kleine Spronella am letzten Tage der Verteidigung Roms unter den Mauern gefallen war, das Leben mit trauriger Gleichgültigkeit vorübergehen ließ, auf ihre Pferde; allein Luigi, der jüngste, warf sich noch einmal in die Arme seiner Mutter, die ihn leidenschaftlich empfing und, indem sie sich über ihn beugte, mit sich auf die Knie zog. Wie er als kleines Kind getan haben mochte, kletterte er an ihr hinauf und umschlang ihren Hals fest; in dieser Stellung sahen sie sich stumm in die tränenüberfließenden Augen. Alle sahen mitleidig auf die schöne Frau und den blonden Jungen, Garibaldi stieg ab, um ihr die Hand zu reichen und ihr ein warmes Wort zu sagen. Sie ließ, als er vor ihr stand, das Kind los und nahm seine Freundlichkeit mit stiller Würde an, doch glitt kein Lächeln über ihr majestätisches Gesicht. Mittlerweile hatte sich Anita dem Kleinen genähert und mit mütterlicher Herzlichkeit zu ihm gesprochen, worauf sich alle wieder aufs Pferd setzten und der Zug nach diesem kurzen Zwischenfalle sich in Bewegung setzte. Weder die Söhne noch Brunetti warfen einen Blick zurück, Angelo und Luigi gaben sich Mühe, keinen Kummer im Gesichte merken zu lassen. Als Hofstetter, der die Nachhut besorgte, eine gute Stunde später als Allerletzter durch das Tor reiten wollte, sah er noch die Frau stehen, der er früher in ihrer daseinsseligen Laune begegnet war, und die er darum nicht gleich erkannte. Er beobachtete sie eine Weile, wie sie mit herabhängenden Armen, ohne sich zu rühren, den abmarschierenden Soldaten nachblickte, die der aufgewühlte Staub und die Dämmerung schon verschlungen hatten, und ihre erstarrte Schönheit erregte seine Bewunderung und seine Teilnahme. Aber wie er sich einige Male zurückwendete und sie immer noch unverändert stehen sah, fiel eine fremde Bangigkeit auf sein Herz;

denn es war, als stände dort die Göttin Rom und beweinte den Untergang ihrer ausziehenden Söhne und Helden.

Die ganze Nacht durch wurde eilig geritten und kein Wort gesprochen außer den notwendigsten Befehlen, die geflüstert die Reihen entlang liefen. Am Morgen war das Gebirge erreicht, und es wurde in Tivoli gerastet. Während die Bewohner der Ortschaft Wein, Wasser und Brot brachten und die Portionen unter die Soldaten verteilt wurden, ritt Garibaldi auf eine Höhe, um die Gegend zu überblicken, wie er zu tun pflegte, von Ugo Bassi, Angelo Brunetti und seiner Frau begleitet. Von den schäumenden Stürzen des silbernen Anio, von dem grauen Schein heiliger Trümmer durch Olivenhaine und vom entfesselten Ueberfluß grüner Gärten weg blickten alle nach Westen, wo Rom war. Wie einer, der sterben will, und sich die Schärfe des Dolches einmal, zweimal, dreimal fest ins Herz bohrt, gruben Brunettis heiße Augen das geliebte Bild in sein Gedächtnis; indessen als Garibaldi sich seiner Umgebung wieder zuwandte, lag eine siegreiche Ruhe auf seiner Stirn, als hätte er einen Schwur getan und ein Zeugnis erhalten, daß, was er geschworen, in den Willen der Gottheit eingesunken wäre.

Nach Tivoli schlug Garibaldi eine nördliche Richtung ein. Das Tempo seiner Märsche wurde so geschwinde und die Ruhestunden wurden so kurz und spärlich, daß nicht wenig Soldaten zurückblieben, zum Teil durch die Anstrengungen abgeschreckt, aber auch willige, die Krankheit oder Erschöpfung am Weitergehen verhinderten. Die Ausrüstung dieser Truppen war niemals musterhaft gewesen; vollends jetzt, da das Verbrauchte nie ersetzt worden war, fehlte es oft am Notwendigsten; viele gingen auf durchlöcherten Schuhsohlen. Niemand wagte Garibaldi zu erinnern, daß er den Soldaten zu viel zumute: da sein eigner Wille mit jeder Schwäche und Widerspenstigkeit des Körpers fertig wurde, glaubte er nicht leicht, daß andre unterliegen könnten; auch wußten Offiziere wie Gemeine, daß seine Vorschriften nicht willkürlich waren, und daß die Eile notwendig war, um dem Feinde zu entgehen. Auf toskanischem Gebiete wurde die Lage noch schwieriger, als sie in den römischen Provinzen gewesen war, wo die Franzosen die Verfolgung nicht mit aller Macht betrieben hatten; zwar wurden die Garibaldiner in den freundlichen Ortschaften Toskanas gut aufgenommen und bewirtet, doch an nachdrückliche Unterstützung dachte niemand, und oft wirkte die Furcht vor den Oesterreichern der wohlwollenden Gesinnung entgegen.

Man war etwa zwei Tagereisen von Orvieto entfernt, als eines Morgens die ausgesandten Kundschafter berichteten, daß sie auf der ein schönes Flußtal durchziehenden Straße österreichische Vorposten gesehen hätten und infolgedessen der beabsichtigte Weg nicht genommen werden könne; doch hatte Garibaldi bereits bemerkt, daß es einen Seitenweg gab, der zwar, den Berg hinaufsteigend, für das Gepäck und die Kanonen schwer zu passieren war, auf dem man aber hoffen konnte, den Feind zu umgehen. Auf Anordnung des Generals blieb die Reiterei auf dem Lagerplatze zurück, während die große Masse des Heeres den beschwerlichen Weg still, jedes Geräusch vermeidend, antrat. Nach einigen Stunden war die Höhe erreicht, von der aus man die Stellung des Feindes im Felsental erkennen konnte:

schweigend blickten alle hinunter, ohne anzuhalten. Obwohl nicht wahrscheinlich, war es doch unsicher, ob der eingeschlagene Weg nicht umstellt war, und die Soldaten schlichen flüchtig wie Schmuggler, beim Schreien der Maultiere zusammenschreckend, durch die dunkle Nacht. Gegen Morgen wurde an einer Quelle kurze Zeit gerastet; von hier aus zweigte Sacchi mit einer kleinen Abteilung der Legion auf kaum sichtbaren, verwachsenen Hirtenpfaden ab, um zu rekognoszieren, während Garibaldi die übrigen dem Ziele des Weges entgegenführte, das sie um die siebente Abendstunde erreichten. Auf der Hochebene jenseits des vom Feinde besetzten Tales lag ein altes Franziskanerkloster, von dem aus die Straße weiter nach Montepulciano und Torita führte; es war ein von gewaltigen Mauern und Türmen umfangenes, burgartiges Gebäude, in dem eine Besatzung sich leicht hätte verschanzen und lange Zeit verteidigen können. Die aufs äußerste erschöpften und verschmachteten Soldaten jubelten beim Anblick des fetten Ruheplatzes; allein die Mönche hatten, als sie die Garibaldiner herankommen sahen, eilig die Tore verrammelt und beantworteten die erst höflich, dann zorniger klingende Bitte um Einlaß mit höhnischem Schweigen. Schon schlugen die erbosten Soldaten mit ihren Gewehrkolben an die Pforte und drohten Mord und Brand, als Garibaldi erschien, auf dessen Ruf: „Hier steht Garibaldi! Macht auf, gute Freunde, in Gottes Namen, den Soldaten Italiens!“ nach kurzem Säumen die sperrenden Riegel zurückgeschoben wurden. Garibaldi ritt, höflich grüßend, in den Hof ein, und als er sich von einer hinreichenden Anzahl die Furcht hinter einem verbissenen Lächeln verbergenden Mönchsgesichter umgeben sah, hielt er an, um ihnen folgendes zu sagen: „Schämt euch, daß ihr, die ihr euch Diener des allerhöchsten Gottes nennt, armen müden Soldaten, euern Brüdern, die notwendige Speisung und Unterkunft verweigert. Euch wie jene hat eine fruchtbare und schöne Erde mütterlich getragen; jene düngen sie mit ihrem Blut, ihr mästet euern Bauch mit dem, was sie hervorbringt. Doch auch den ungleichen Bruder schonen wir; was wir euch mit Waffengewalt entreißen könnten, erbitten wir von eurer Vaterlandsliebe oder, wenn ihr die nicht kennt, von eurer Menschlichkeit. Solltet ihr euch aber auch darauf nicht verstehen, so zwingt ihr uns zu einer nachdrücklicheren Sprache.“ Dann, da er beim Reden die Kutten scharf ins Auge gefaßt und unter ihnen einen Jüngling von taddelloser Schönheit bemerkt hatte, wendete er sich plötzlich zu diesem mit den Worten: „Knabe, nach deiner Gestalt und deinen Zügen mußt du ein Abkömmling jener Heldenstämme sein, die in der Vorzeit diese Felsen besiedelten, und aus deren Mitte die Adler aufflogen, die unsern Erdball beschatteten. Wüßtest du wie sie ein Pferd zu bändigen und ein Schwert zu schwingen, könntest du ein Held werden, anstatt daß du nun ein Bettler und Faulenzer bist. Armseliger, verbrennt dich die Scham nicht, wenn der heilige Krieg über dein Grab reitet?“

Die Mönche hörten dies alles mit niedergeschlagenen Augen und steifem Lächeln an und begannen, langsam einige Fässer voll Wein aus dem Keller zu schaffen, wobei die Soldaten, mutwillig lärmend, unerbetene Hilfe leisteten. Inzwischen war bereits die Spitze der von Sacchi geführten Abteilung sichtbar geworden, die in stetiger Bewegung an der Felswand

hinaufrückte, und Offiziere und Soldaten, die ihr Näherkommen beobachteten, mutmaßten über die Bedeutung eines Zuges von Eseln und Maultieren, die nicht zum Heere gehörten. Mehrere Neugierige liefen den Erwarteten entgegen, und es stellte sich heraus, daß es ein Transportzug war, der den Franzosen Proviant, nämlich Geflügel und Eier, nach Orvieto hätte bringen sollen, und den die Garibaldiner als Kriegsbeute betrachtet und mitgeführt hatten. Die ausgehungerten Soldaten, die fast vierzehn Tage lang nur Brot und Käse oder an grünen Stecken geröstetes Rindfleisch ohne Salz gegessen hatten, frohlockten, die Klosterküche füllte sich, und leckere Gerüche strömten durch die gewölbten Gänge. Allmählich dehnte sich an den emsig flackernden Feuern und angesichts der Fülle, die auch in ihre Tiegel floß, die Seele der Mönche aus, und sie setzten sich, gesellig scherzend, bald zu dieser, bald zu jener Gruppe, vorzüglich aber Garibaldi umschwärmend, damit sie sich später eines kühn bestandenen Gesprächs mit dem Antichristen rühmen könnten. Für Anita war gleich nach ihrer Ankunft an den Außenmauern des Klosters ein Zelt aufgeschlagen worden, wo sie sich schlafen gelegt hatte; inzwischen hatte sie sich erholt und lagerte sich mit ihrem Mann und seinen Gästen im Freien, wo der Blick toskanisches und römisches Land weithin umfassen konnte. Die Sonne war untergegangen, und die Täler füllten sich mit weichen Schatten, aus denen wie purpurne Inseln die Höhen tauchten. Als schon allerorts gespeist wurde, kam vollzählig und in bester Verfassung die Reiterei an, die am Tage vorher zurückgeblieben war; Garibaldi rief Hofstetter, der sie geführt hatte, zu sich, dankte ihm und lud ihn ein, an seiner Mahlzeit teilzunehmen.

Garibaldi war in froher Stimmung, nicht nur über das gelungene Wagnis, sondern weil er durch Briefschaften, die man bei dem Führer des erbeuteten Transportes gefunden hatte, über Stellungen und Absichten des Feindes unterrichtet war, während zugleich daraus hervorging, daß Franzosen und Oesterreicher die Stärke seiner Kolonne beträchtlich überschätzten. Zum ersten Male ließ er sich über die Möglichkeiten des Feldzuges aus: er habe eingesehen, sagte er, daß augenblicklich die Revolution nicht wieder angefacht werden könne, die Verwahrlosung der römischen Provinzen mache ihre Bewohner gleichgültig; in Toskana komme ihm wohl die Bevölkerung herzlich entgegen, aber Opfer wolle niemand bringen; sie bedauerten und bewunderten das mutige Häufchen und atmeten auf, wenn sie weitergegangen wären. Nur Venedig rage noch frei, dort wehe die Trikolore noch, wenn es gelänge, über den Apeninn ans Meer zu dringen, wolle er dorthin; nachdem so viel Unwahrscheinliches getan sei, werde auch das letzte glücken und die Adria erreicht werden. Der Richtung nach, die Garibaldi verfolgte, hatte man in seiner Umgebung bereits vermutet, daß Venedig sein Ziel sei; seine bestätigenden Worte und das Bewußtsein, daß ein Ende der Gefahr und Mühsal abzusehen sei, wenn auch nach Ueberwindung ungemeiner Schwierigkeiten, erregte überall Freude. Man erzählte sich Geschichten von den beherzten Männern, die Venedig regierten und verteidigten: von Enrico Cosenz und Sirtori, dem ehemaligen Priester und selbstquälerischen Grübler, und besprach die einzige Lage der Meeresfestung und ihre Vorteile und Nachteile bei der Belagerung. Garibaldi wünschte vor

allem jenen Cesare Rossaroll kennen zu lernen, der, aus stolzem sizilianischem Blute, von seinen Vätern das Vermächtnis unversöhnlichen Hasses der Tyrannen von Neapel empfangen hatte, verbannt, zum Tode verurteilt, gefangen und gemartert war, in Griechenland und Italien gekämpft und schließlich sein italienisches Herz und seine unbeugsame Soldatenkraft Venedig dargebracht hatte; denn es war Garibaldi nicht bekannt geworden, daß der trotzige Mann schon vor dem Falle Roms auf der Batterie, die er verteidigte, von einer österreichischen Kugel getroffen worden und gestorben war.

Inzwischen war der letzte Widerschein des Lichtes erloschen, aber noch nicht Nacht; es war die blasse Stunde, wo die Elemente sich entschleiern. Aus dem Kloster scholl Gelächter und Gläserklingen, Mönche und Soldaten tranken Brüderschaft und küßten sich; nur der schöne Jüngling, den Garibaldi so hart angelassen hatte, saß abseits von den Zechenden an einem alten Ziehbrunnen zwischen Weingärten in ruhelosen Gedanken. Garibaldi erzählte ein Abenteuer aus Amerika: seine Frau war einmal während eines Scharmützels von ihm getrennt und in Gefangenschaft geraten, es glückte ihr aber, sich zu befreien und mitsamt ihrem treuen Pferde zu entkommen. Sie ritt zwei Tage und zwei Nächte, ihn suchend, fast ohne Nahrung, durch die labyrinthischen Urwälder, um endlich in einer Hütte seinen blutbefleckten Mantel zu finden, welcher Umstand, verbunden mit den Aeußerungen einiger Leute, die sie ausfragte, sie glauben machte, er sei in dem Gefechte getötet worden. Trotzdem ritt sie weiter durch Wald und Steppe, eine seltsam schöne Vision, der man kopfschüttelnd nachblickte, bis sie ihn endlich fand, der ebenso an ihrem wie sie an seinem Leben verzweifelt war. Wie er ihr, als er die Erzählung geendet hatte, die Hand reichte, und sie einander, von Erinnerungen hingerissen, in die verhüllten Augen sahen, schienen sie allein zwischen dem hohen Zuge der Wolken und der dunkelumfluteten Erde zu sein. Die Offiziere betrachteten die zarte Frau mit ehrfürchtigem Mitleiden, die in zurückliegender Zeit Proben außergewöhnlicher männlicher Kraft gegeben hatte, und der es jetzt oft anzusehen war, daß sie sich nur mit Anstrengung auf dem Pferde halten konnte. Unter ihren großen, von schweren Lidern gedeckten Augen, in denen oft die Süßigkeit innigster Ermüdung lag, zogen sich graugrüne Schatten hin, und es kam vor, daß sie einschlief, während ihr Mann sie vom Pferde hob und zu dem Lagerplatze trug, bei dem man angelangt war. Wie im Herbst, wenn die Blätter fallen und die Blumen abgeblüht sind, eine Luft, leicht wie Schaumwein, die Landschaft durchdringt und verzaubert, lag ihre Schönheit nur noch in ihrem Lächeln und in der Leidenschaft ihres Blickes; sonst sah sie welk und alt aus. Garibaldi schrieb die auffallende Erschöpfung ihrer Schwangerschaft zu, worin sie ihn bestärkte; denn sie fürchtete, er würde sie, damit sie bessere Pflege erhielte, nach Hause schicken, und verheimlichte deshalb, wie schwach sie sich fühlte. Doch wachte sie manchmal bei Nacht, wenn die größte Müdigkeit gestillt war, vor Schmerzen auf, und wenn sie dann, um ihren Mann nicht zu stören, unbeweglich neben ihm lag, stieg eine bitterliche Traurigkeit in ihr auf, und an ihre Kinder denkend, die sie verlassen hatte, und an das, das traumspielend sich in ihr regte, weinte sie lautlos und hoffnungslos.

Von Arezzo an, wo sich die Kolonne, den Apennin überschreitend, dem Adriatischen Meere zuwandte, drängte der Feind näher an den Weg, so daß es immer schwieriger ward, auszubiegen. Es fielen Geplänkel vor, bei denen sich die Offiziere nicht mehr so zuverlässig wie sonst erwiesen; täglich desertierten Soldaten, aber auch jener Amerikaner, namens Bueno, dem Garibaldi viel vertraut hatte, entwich heimlich mit mehreren Reitern und vielen Pferden, die er zu verkaufen gedachte. In einem Gefecht bei San Sepolcro mit den Oesterreichern, die dem Heere den Aufstieg zum Monte Luna verwehren wollten, fiel Lorenzo Brunetti. Als der Vater davon unterrichtet war, ritt er, ungeachtet der Gefahr und Aussichtslosigkeit des Versuches, zurück zu dem Platze, wo gekämpft worden war, und den die Oesterreicher besetzt hatten, suchte und fand, ohne den Feind zu beachten, und von ihm unbelästigt, den leblosen Körper, begrub ihn aber nicht, sondern nahm ihn zu sich auf sein Pferd und ritt mit ihm der Truppe nach.

Im Lichte der Nachmittagssonne zog sich die Heersäule die breiten Schleifen des Weges am Monte Luna hinauf unter schönblättrigen Kastanien, die ein kristallener Bergwind säuselnd bewegte. Wie eine Prozession bei alten Götterfesten schwoll es feierlich prangend über die Felsenstufen; die roten Uniformen und weißen Mäntel der italienischen Legion, die wehenden Federn und Fahnen, die beladenen Maulesel, vom Schrei der Führer getrieben, denen mit majestätischem Gange die Rinder der Campagna folgten, kenntlich an den breitausladenden Hörnern und der marmorgrauen Haut. Aber die Reiter auf den glänzenden Bologneser Pferden führte Masina nicht mehr, bei den wenigen Versaglieri, die barfuß oder in zerfetzten Schuhen den munteren Schritt ihrer Truppe vergebens auszuführen versuchten, war keiner ihrer Offiziere. Unter den letzten ritt Angelo Brunetti, sein totes Kind vor sich auf dem Pferde, Luigi an seiner Seite. Seit dem Abzuge von Rom hatte niemand mehr das triumphierende Gelächter des „Königs von Rom“ gehört; doch hatte er immer Heiterkeit und Zuversicht bewahrt, scherzte auch mit dem Jüngsten und erwies ihm viele kleine Zärtlichkeiten, damit er die Sorgfalt seiner Mutter nicht vermisse. Luigi war Tag und Nacht munter und beglückt über das Gedeihen seines Geschäftes, das besonders durch den Handel mit Früchten und frischem Quellwasser, einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte. Er war ungeduldig wie keiner, nach Venedig zu kommen, wo er es mit Hilfe der dort aufgestapelten Schätze noch weiter zu bringen und den blühendsten Handel der Welt zu überbieten hoffte. Jetzt jedoch ritt er gesenkten Kopfes und verstohlen schluchzend neben seinem Vater.

Auf der Spitze des Berges wendeten sich alle sogleich nach Osten, wo jenseits der waldigen Ausläufer des Apennin das Adriatische Meer lag; es blinkte matt am grauen Horizonte. Garibaldi streckte den Arm in der Richtung aus, wo eine vorspringende Bucht Venedig verdeckte, und sagte zu Anita: „Dort steht vielleicht die Wiege unseres Kindes“; sie erwiderte sein liebkosendes Lächeln mit einem glücklichen Blick in seine Augen. Dann sagte der General halblaut zu Sacchi, der in seiner Nähe hielt: „Es ist Zeit, daß wir zum Ziele kommen. Dies unglückliche Heer hat die Tracht und Bewegung des Lebens, aber es ist nur sein Widerschein in

einem umgehenden Gespenste, das sich auflöst, wenn man es anrührt. Was der Tod nicht genommen hat, ist von Strapazen entkräftet, denn unser Volk hat gelernt sich um seine Leckerbissen bücken und schicken, nicht mit einem Trunk Wasser und hartem Brot für seine Ehre zu stehen. Dennoch, läge Rom vor uns, möchte ich mich noch großer Hoffnungen vermessen, wir wären in unserm Frühling wie die Erde, die sich der Sonne entgegendreht; aber wir scheiden weg von ihr und sinken jeden Tag tiefer in Nacht und Kälte."

Man schickte sich schon zum Abstiege an, denn ein längeres Rasten auf dem Berge war nicht vorgesehen, als Garibaldi den unglücklichen Brunetti mit dem toten Lorenzo bemerkte; er untersuchte den leblosen Körper nach seinen Wunden und sagte: „Dein Sohn ist als ein tapferer Römer gegen unsern Todfeind kämpfend gefallen. Laß uns ihn hier begraben und ihm einen Grabhügel errichten, der als ein Denkmal unseres Waffenzuges durch das geknechtete Italien in dieser hohen Einöde stehen mag." Es wurde von mehreren Soldaten eilig ein Grab gegraben und, nachdem der Leichnam hineingelegt und mit Erde bedeckt worden war, eine ungeregelte Pyramide aus Steinblöcken darüber aufgetürmt; es lagen nämlich viele behauene Trümmer umher, von denen man annahm, daß sie Reste uralter, von Völkern, die vor den latinischen Stämmen Italien besiedelt hätten, erbauter Tempel wären. Nachdem die Stelle durch ein Gebet Ugo Bassis eingesegnet worden war, wurde zum Abmarsch geblasen, und der Zug senkte sich in die umbüschte, bereits nächtlich dunkle Schlucht des denkwürdigen Metaurus hinunter. Die Zurückblickenden sahen noch eine Zeitlang die Spitze des steinernen Grabmals über dem einsamen Wehen des Grases aufragen.

Jenseits des Monte Luna wurde die Verfolgung seitens des Feindes so bedrohlich, daß Garibaldi es angemessen fand, die Straße zu verlassen, und die letzten Hänge des Apennin hinuntereilend, auf das neutrale Gebiet der kleinen Republik San Marino überzugehen, die zu edelmütig war, um dem gehetzten italienischen Heere die Aufnahme zu verweigern. Nachdem die Soldaten die Waffen niedergelegt hatten, versammelte Garibaldi sie um sich und entließ sie aus ihrer Pflicht, für seine Person jedoch und diejenigen, die sich ihm anschließen wollten, die Kapitulation mit den gehaßten Oesterreichern verschmähend. Mit etwa hundert Mann, die teils ihn nicht verlassen wollten, teils nicht glaubten, daß die österreichische Regierung den Vertrag, den Garibaldi unter Vermittlung der Republik zum Schutze seiner Anhänger abgeschlossen hatte, anerkennen oder dann einhalten würde, verließ er beim Anbruch der Nacht durch das Tor von Rimini die Stadt.

In der Nähe von Cesenatico erreichte Garibaldi mit denen, die noch bei ihm waren, das Meer, und da sie in einer Bucht dreizehn Boote fanden, bemächtigten sie sich derselben und zwangen die Fischer, denen sie gehörten, sie zu fahren. Anita, die sich eine Nacht und einen Tag durch fast ohne Unterbrechung auf dem Pferde gehalten hatte, trotzdem das Fieber an ihr zehrte und krampfhafte Schmerzen sie quälten, verlor das Bewußtsein, sowie sie im Boote war. Garibaldi kühlte ihre Schläfen mit Wasser und bettete sie, als sie wieder zu sich gekommen war, so gut es

gehen wollte, auf seinen Mantel, wo sie bald, von der Bewegung des Meeres geschaukelt, in Schlummer fiel. In dem Boote befanden sich außer Garibaldi und seiner Frau Angelo Brunetti mit Luigi nnd Ugo Bassi. Dieser hatte unterwegs an Fiebern gelitten und einmal sogar bei wohlmeinenden Leuten, die ihn pflegten, einige Tage zurückbleiben müssen; er sah hager, gelb und alt aus. Meist war er schweigsam neben Brunetti geritten oder hatte dem kleinen Luigi vaterländische Geschichten erzählt und ihn Verse von Dante und Tasso gelehrt. Doch überkam auch ihn wie die andern ein Gefühl von Himmelsruhe, als die erkämpften Schiffe auf dem Wasser waren. Garibaldi erschreckte zwar der Zustand seiner Frau, die er nie ohnmächtig oder irgendeiner Schwäche verfallen gesehen hatte, aber die Lust, auf dem Meere zu sein, stimmte ihn zuversichtlich; unter der Spitze des Bootes, wohin er trat, um aufrechtstehend mit dem Ruder zu steuern, wölbte es sich empor wie ein gebändigtes Raubtier, das sich aufrichtet, um die Hand seines Herrn zu lecken; der Wind flog herzu, als bannte ihn die unvergeßliche Stimme, deren Befehle hell durch das Rauschen des Wassers klangen, und trieb die kleine Flotte mit gewogenem Hauch gegen Norden. Halblaut, damit Anita nicht geweckt würde, berechnete er die Zeit, wann sie bei andauernd günstigem Wetter in Venedig sein würden. Er könne es nicht erwarten, daß er seine Frau erquicken und ihr die Pflege, deren sie bedürfe, verschaffen könne; eine Nacht festen Schlafes werde ihr die frühere Kraft zurückgeben, meinte er hoffnungsvoll. Sie waren etwa eine Stunde gefahren, als der Mond aufging und die ebene Fläche mit unaufhaltsamem Licht überschwemmte. Ein Laut des Entzückens kam von Luigis Munde, der noch nie auf dem Meere gewesen war; die Männer hingegen hatten eine widerwärtige Empfindung, als wäre eine verbergende Decke von ihnen weggezogen, und sie wären schutzlos den scharfen Augen der Verfolgung ausgesetzt.

In der Tat war es unter den österreichischen Strandwachen schnell bekannt geworden, daß der gefürchtete Mann, der ihnen zu Lande entkommen war, sich eingeschifft habe, und Signale verkündeten längs der Küste die Richtung seiner Flucht. Doch zeigte sich kein Hindernis, bis, als Mitternacht schon vorüber war, die österreichische Flotte, die vor Venedig kreuzte, auf der beleuchteten Fläche das fliegende Geschwader bemerkte. Mehr noch als die Garibaldiner erschraken die Fischer, die nur gezwungen das Wagnis unternommen hatten, und nun für ihr Leben und ebenso für ihre Boote zitterten, die die Oesterreicher ihrer Meinung nach zusammenschießen würden, so daß einige die Ruder hinwarfen und sich weigerten, weiterzurudern. In diesem Entsetzen blieb Garibaldi besonnen; er befahl, um dem Feinde die Verfolgung zu erschweren, daß die Schiffe sich zerstreuen und jedes für sich Venedig zu erreichen suchen sollte, vor allen Dingen, daß mit äußerster Schnelligkeit ausgegriffen würde; aber die Angst der Schiffsleute war nicht zu überwinden. Weder Vorwurf noch Drohung vermochte die Feigen anzufeuern, so griffen auch Ugo Bassi und Brunetti zu den Rudern, freilich, da sie ganz ungeübt waren, ohne erheblich zum Vorwärtskommen beitragen zu können. Aber Garibaldis unbesiegbarer Geist riß das Fahrzeug durch die Flut; während die meisten der flüchtigen Boote von den Oesterreichern

eingeholt und gefangen wurden, entschwand das seine, einer Möve gleich, die wie der Zickzack des Blitzes durch Wogen und Wolken stürzt, ihrer Aufmerksamkeit und landete bei den schilfigen Lagunen im Gebiete von Ravenna.

Anita war bei dem Wortwechsel mit den Schiffern aufgewacht; sie begriff nicht ganz, was vorging, fragte aber nicht, sondern lag bewegungslos und starrte mit wüsten Augen über sich in den Himmel. Garibaldi hob sie aus dem Schiffe und trug sie durch den Schlamm watend, bis fester Boden erreicht war, wo man sich niedersetzen konnte. Jetzt erst, nachdem die höchste Anspannung der Fahrt vorüber war, betrachtete er mit erwachender Sorge seine Frau und sah sogleich die entscheidende Veränderung, die in ihren Zügen vorgegangen war. Ugo Bassi und Brunetti hatten unterwegs schon geglaubt, sie stürbe, aber dort, wo die letzten Augenblicke aller gekommen schienen, war es überflüssig, davon zu reden. Traurig betrachtete sie Garibaldi, der stumm über das entfärbte Gesicht der armen Frau gebeugt, seine Seele an die unbarmherzige Tatsache zu gewöhnen suchte. Ihre Lider standen halboffen, ihre Augen hatten keinen Blick mehr; wenn sie auf sein Gesicht trafen, blieben sie daran haften, aber ohne daß sich unterscheiden ließ, ob sie ihn erkennte, so wie man im Spätherbst etwa tote Schmetterlinge an den letzten Blumen hängen sieht. Eine lange Weile sprach niemand, dann richtete sich Garibaldi auf und sagte, er halte dafür, daß sie sich trennen müßten, weil jeder einzelne sich leichter retten könnte als alle zusammen; was ihn anginge, so müsse er eine Unterkunft für die Kranke finden, die andern sollten so schnell wie möglich Ravenna oder Bologna zu erreichen suchen, vielleicht fänden sie Gutgesinnte, die ihnen behilflich wären. Ugo Bassi und Brunetti bejahten stillschweigend; der Junge war, sowie sie sich auf den Boden geworfen hatten, an seinen Vater gelehnt eingeschlafen. Die Sonne stieg gerade aus dem Meere: über die schwärzliche, blanke Haut des Wassers liefen gelbliche Lichter, und nach Westen hin fing die unabsehbare Ebene langsam an zu ergrünen.

Obwohl die Gefahr zu einem schnellen Entschlusse drängte, zögerten die Männer noch an ihrem Platze, Ugo Bassi still betend, daß Gott ihn als Opfer annehmen und der Weg, den Garibaldi gehen würde, ein Weg des Lebens sein möge. Als Brunetti sich anschickte, den schlafenden Luigi auf den Arm zu nehmen, wachte der auf und erklärte trotz augenscheinlicher Schläfrigkeit munter zu sein und zu Fuß nach Venedig gehen zu können. Inzwischen hatte Garibaldi Umschau gehalten; er warf noch einen ernsten Blick auf die beiden Männer und den Knaben und entfernte sich, Anita auf dem Arme, in nördlicher Richtung längs des Meeres. Die anderen gingen auf verschiedenen Wegen ins Land hinein und fielen nach kurzer Zeit in die Hände der Oesterreicher: Ugo Bassi wurde in Bologna, Brunetti mit seinem Sohne an der Stelle erschossen, wo sie gefangen worden waren.

Nach und nach begaben sich die Landleute an ihre tägliche Arbeit, und so kam es, daß Garibaldi, nachdem er etwa eine Stunde gegangen war, einem italienischen Bauern begegnete, zu dem er sagte, er sei ein Soldat aus Rom und mit seiner kranken Frau auf der Flucht vor den Oesterreichern, er, der Bauer, möge ihn zur nächsten Hütte führen, wo die Verschmachtete

ausruhen und sich erquicken könne. Der Bauer antwortete, die nächste Hütte sei noch weit entfernt, er wolle ihm einen hundert Schritt weit entfernten Brunnen zeigen, damit er der Frau sogleich könne zu trinken geben. Indem sie nebeneinander weitergingen, musterte der Bauer den angeblichen Soldaten, der ihm nicht übel gefiel, und da er, obwohl nicht ungutmütig, doch womöglich nichts umsonst tat, fragte er zutunlich, mit einem Auge listig blinzelnd, ob seine Tasche ebenso leer wie sein Magen wäre, worauf Garibaldi mit einem hellen Lächeln erwiderte: „Ebenso. Ich habe meinen Rock mit all meinem Gelde den Fischern gelassen, die mich hergefahren haben: du mußt es um Gottes und um des Vaterlands willen tun." Es leuchtete dem Manne ein, daß dem erschöpften Manne und der sterbenskranken Frau auf alle Fälle geholfen werden müsse, und er hätte sich vielleicht entschlossen, etwas daran zu wagen; aber der feste Blick, den der Fremde bei seinen Worten auf ihm hatte ruhen lassen, hatte ihn wunderlich berührt, so nämlich, daß er empfand, er könne keinen gewöhnlichen Soldaten, sondern müsse einen Seltenen und Großen vor sich haben, und eine Reihe von Vorstellungen lief ihm blitzschnell durch den Kopf. Plötzlich blieb er stehen, fuhr sich mit beiden Händen in die Haare, schrie laut auf: „Garibaldi! Garibaldi!" und lief, ohne sich noch einmal umzusehen, querfeldein in die Felder. Garibaldi ging zunächst weiter bis an den Brunnen und blieb dort eine Weile unschlüssig, was er tun sollte. Es schien ihm besser, die Hütte des Bauern, die er schon liegen sah, nicht aufzusuchen, da seine blinde Furcht ihn verraten könne, wenn er es nicht absichtlich täte, sondern auf gut Glück eine andere Richtung einzuschlagen. Das frische Wasser und die zunehmende Wärme hatten Anita noch einmal belebt, so daß sie ihrer Lage bewußt wurde, ihren Mann erkannte und versuchte, ihn anzulächeln. Sie war, seit sie ihn kannte, seine starke und furchtlose Gefährtin gewesen, die seine wilden Abenteuer mit ihm bestand und, wenn sie auch bei der Geburt ihrer Kinder und bei den Krankheiten derselben vieles litt, stets so viel Kraft behielt, um ihn nichts merken zu lassen, so daß er, so zärtlich und hilfsbereit er war, kaum je eine Gelegenheit gefunden hatte, sie zu schonen und zu pflegen. Da sie nun sterbend sich ergeben hatte, keine Kraft mehr zu haben und alle Schmerzen in dem aufgelösten Körper stillgeworden waren, hatte sie nur noch das eine Verlangen, willenlos und matt an dem geliebten Herzen zu liegen. Ihrem Gefühle nach war sie winzig klein, kleiner als ein neugeborenes Kind, nicht viel mehr, als was eine Hand füllte, und dementsprechend leicht; auch entschwand ihr zuweilen das Bewußtsein, wo sie war und wer sie war, aber nicht das Gefühl durchdringenden Genügens. Die leise schwingende, blaugrüne Luft, die dicken Rebengirlanden, die zwischen den Maulbeerbäumen hingen, unzählige in endlosen Reihen, und das regelmäßige Schlagen des großmütigen Herzens, an dem sie ruhte, vereinigte sich in ihren Sinnen zu einer feierlich kreisenden Bewegung um sie her, jenseits welcher die fabelhaften Ereignisse ihres ausgelebten Lebens lagen. Von Zeit zu Zeit fragte Garibaldi mit behutsam gedämpfter Stimme, ob ihr wohl sei, worauf ihr gramvoll starres Lächeln antwortete.

Unterdessen hatten die Freunde des Generals wie seine Feinde in

allen Ortschaften am Meere, wohin die Kunde seiner Flucht gedrungen war, die Küste bewacht, und einer derselben, Gioachino Bonnett, dem es hinterbracht worden war, daß unweit Magnavacca ein Boot an Land gegangen wäre, hatte sich aufgemacht, um, wenn er Garibaldi fände, ihm beizustehen und ihn mit Hilfe Gutgesinnter der Verfolgung zu entziehen. Er hatte ihn bereits in Gesellschaft des Bauern gesehen, wollte sich aber nicht zeigen, bis er sicher wäre, von diesem nicht mehr bemerkt zu werden, und erst als nichts Lebendes in der ganzen Runde wahrzunehmen war, ging er, schon von weitem Zeichen des Einverständnisses und seiner Freundesgesinnung gebend, auf Garibaldi zu. Dieser hatte den jungen Mann bei seinem Aufenthalte in Ravenna nur einmal flüchtig gesehen, erkannte ihn aber, da er mit dem linken Fuße hinkte, sofort am Gange und der ihm eigentümlichen Haltung, beschleunigte seinen Schritt, bis sie einander gegenüberstanden, und sagte, indem er ihm die Hand bot: „Ihr seid Gioachino Bonnet, ein Patriot, Euer Bruder Gaetano ist am 3. Juni in Rom gegefallen, ich vertraue Euch. Sagt mir, wohin ich meine Frau bringen kann, damit sie Ruhe und Pflege findet." Bonnet antwortete, er habe schon alles vorbereitet, nicht weit entfernt, am Meere, befinde sich die Meierei eines ihm befreundeten Gutsbesitzers, wo er vorläufig Aufnahme finden würde; er Bonnet, hoffe bestimmt, daß ihm dorthin nicht nachgespürt würde, bis er sich mit andern ins Einvernehmen gesetzt hätte, die ihm zum Weiterfliehen die Hand reichen könnten; er besitze glücklicherweise einen Paß seines verstorbenen Bruders Gaetano, dessen Garibaldi sich als seines eignen bedienen könnte. Er führte Garibaldi bis ans Meer, rief einen Fischer, der nicht weit draußen still lag und angelte, schärfte ihm ein, den Mann und die Frau nach der bezeichneten Meierei zu fahren, und eilte selbst nach Comacchio, um für einen noch gesicherteren Aufenthalt zu sorgen. In dem Pächterhäuschen wurde Garibaldi von einem erschrockenen Manne und einer stattlichen Frau mit schwarzem Kraushaar und funkelnden Augen empfangen, die schon ein Lager für Anita bereitet hatte und herzhaft zugriff, daß die Kranke gut darauf gebettet würde. Es wollte auch der Zufall, daß ein Arzt anwesend war, da die Pächtersleute ein krankes Kind hatten, ein gutherziger Alter, der die Leidende untersuchen wollte, aber auf den ersten Blick sah, daß hier nicht mehr zu helfen sei. Die Frau bereitete ihr ein erquickendes Getränk aus Wasser und Zitronensaft, und Garibaldi flößte ihr ab und zu einige Tropfen davon ein, was ihr wohlzutun schien. Nach einer Stunde kam Bonnet wieder, führte den General in einen an die Wohnräume angrenzenden Stall und erzählte flüsternd, während jener etwas von einer Gurke und Trauben aß, was er ausgerichtet habe: daß in einem Hause in Ravenna eine Zuflucht für die Flüchtenden sei, wo sie einige Tage bleiben sollten, bis die Wachsamkeit der Oesterreicher ein wenig nachgelassen habe oder von dieser Gegend abgelenkt sei. Ferner berichtete er von den letzten Ereignissen in Venedig, vom Tode des Cesare Rossaroll, und wie die Cholera, mehr als der Feind, die Widerstandskraft des belagerten Heeres auflöse, so daß in höchstens einer Woche oder zweien das Ende sich vollziehen müsse. Die Republik wäre früher gefallen, sagte er, wenn nicht der erbitterte Kampfesmut einiger Heerführer

und Staatsmänner gewesen wäre, die das Volk fast mehr als die Oesterreicher gefürchtet hätte; dies wäre jetzt, die Armen wie die Wohlhabenden, der schweren Zeit müde und zu irgendeinem Frieden bereit. Sie waren in diesem Gespräch, als der Pächter vorsichtig hereinblickte und meldete, er habe auf der großen Straße österreichische Uniformen gesehen, die auf die Meierei zukämen, Garibaldi müsse augenblicklich mit seiner Frau fliehen, wenn er ihnen nicht in die Hände fallen wolle. Garibaldi überzeugte sich, daß Oesterreicher in Sicht waren, doch meinte er, es könne noch eine Viertelstunde dauern, bis sie da wären, er wolle nun sehen, ob seine Frau in einem Zustande wäre, daß man sie weiter transportieren könne; damit ging er in das Zimmer, wo sie lag. Die Pächtersfrau und der Arzt traten bei seinem Anblick mit verlegenem Mitleid vom Bette zurück, um ihm Platz zu machen, und gaben Bonnet Zeichen, daß es aus sei; sie lag im Sterben. Als Garibaldi das schrecklich veränderte Gesicht sah, das obwohl ihm so nah, aus der Tiefe eines unterirdischen Abgrundes wehevoll nach ihm gewendet schien, warf er sich laut aufschreiend über sie; aber der Pächter war ihm in höchster Furcht nachgelaufen und jammerte, die Oesterreicher wären da, Garibaldi möge Erbarmen haben und fliehen, es gehe um sein und aller Seinigen Leben. Die Frau, wenn sie ihrem Manne auch unwillkürlich einen entrüsteten Blick zuwarf, widersprach ihm doch nicht; auch ihr wurde es bange um ihre Kinder. Dieser Auftritt währte nur einen Augenblick; Garibaldi riß sich von der geliebten Brust, die noch schwach röchelte, gab dem Pächter und seiner Frau die Hand mit den Worten: „Begrabt meine Frau!“ und verließ durch eine auf das Meer führende Tür das Haus. Ein Boot mit drei Männern, die Bonnet gedungen hatte, lag bereit; dieser legte den Schiffern nochmals ans Herz, daß sie den Flüchtling bis Ravenna brächten, und sie beteuerten mit vielen Eiden und Selbstverfluchungen, daß sie den Auftrag, was auch geschehen möge, pünktlich ausführen würden.

Die Männer trieben das Boot mit starken Schlägen ein Stück in das Meer hinein, bis es vom Strande aus kaum noch zu erkennen war, und fuhren dann nordwärts, tief vornübergebückt, so daß die Ruder schnell und leise durch das Wasser schossen. In dieser Weise ging die Fahrt längere Zeit ungestört, dann aber wurden Schiffe sichtbar, die augenscheinlich weder Fischerkähne noch Kauffahrer waren, und die Leute wurden unruhig; sie gaben sich Zeichen, bald nach den verdächtigen Schiffen schielend, bald mitten im scharfen Rudern Blicke wechselnd. Da schon die weichen Schatten des Pinienwaldes bei Ravenna das Ufer verdunkelten, winkte einer mit dem Kopfe seitwärts dorthin, was die übrigen sofort richtig so auslegten, daß es gut wäre, den gefährlichen Schützling dort abzusetzen. Sie gaben sich nickend und blinzelnd ihr Einverständnis über die Sache zu verstehen, ohne daß Garibaldi, der, den Kopf in die Hände vergraben, in ihrer Mitte saß, etwas davon bemerkte, und lenkten leise in einen dunkeln Kanal, wie solche die Pineta an mehreren Stellen durchschneiden. Wie sie anlegten, hob er den Kopf, und obwohl er begriff, daß sie ihn nicht dahin gebracht hatten, wo sie sollten, stieg er aus, als ob es so sein müsse, und

ging geradezu in den Wald hinein, so daß sie die Erklärungen, die sie schon auf der Zunge hatten und bereit waren, hervorzusprudeln, mit Achselzucken verschluckten und erleichterten Mutes davonruderten. Garibaldi ging weiter, bis der Hain lichter wurde und er in einer Entfernung von ein paar hundert Schritten die Landstraße liegen sah, worauf er unter die Bäume zurücktrat und sich müde in eine Senkung des wildbewachsenen Erdreichs warf. Wie einer, den Räuber erschlagen und in eine Grube geworfen haben, das Gesicht auf dem Grase, damit das Blut, das ihm aus Mund und Herzen fließt, in die Erde sickert, lag er da. Er dachte an einen Tag in der Vergangenheit, als das Atlantische Meer an der Küste von Rio Grande seine Schiffe, seine Habe, alle seine Freunde aus seinen Händen gerissen und verschlungen hatte und er allein in unwirtlichen Ländern, schaudernd vor der Wut und Kälte des Ozeans, kein Herz zu leben mehr in sich fühlte; und wie er da, am Brunnen Wasser schöpfend, das Kind des Schicksals fand, das ihn mit seinem Fleisch und Blut errettete, und das jetzt von ihm fern, vielleicht noch atmend, fremde Hände in unheimischer Erde verscharrten. Er wunderte sich, warum er nicht bei ihr geblieben und mit ihr gestorben war. Zuweilen verging ihm vor Müdigkeit das Bewußtsein, denn er hatte seit dem kurzen Aufenthalt in San Marino nicht mehr geschlafen, und dann war es ihm, als ginge er noch, die Kranke auf den Armen, durch die grüne Glut der unendlichen Ebene, das Herz voll von Zärtlichkeit; aber er schreckte bald wieder auf und fand sich an alles Glücks und aller Hoffnungen Ende.

Als die Sonne untergehen wollte und auf dem Waldboden und an den Stämmen kupferne Kronen und Ringe zu entbrennen schienen, fuhren drei Wagen voll österreichischer Soldaten über die Landstraße, auf deren einem der gefangene Ugo Bassi nach Bologna transportiert wurde, um dort vor ein Gericht gestellt zu werden. Garibaldi, den das Knarren der Räder aufmerksam gemacht hatte, erkannte zwischen den verhaßten Uniformen die befreundete Gestalt und sah halb aufgerichtet den Karren nach, die rasch im gelben Staube der Straße verschwanden. Er mußte noch einmal an den großen Schiffbruch denken, ehe er Anita fand: so arm war er selbst damals nicht gewesen, denn er hoffte noch auf Italien; jetzt war der Kampf gekämpft und verloren. Vielleicht, dachte er, hätte sein Genius ihm damals von den Göttern noch eine Spanne Leben erfleht, und diese wäre nun verflossen; noch einmal hätte sein Herz Lust und Schmerzen überschwenglich genossen, nun sei die Zeit des Untergangs gekommen. Er stand auf und betrachtete lange durch die Bäume hindurch die grauen und lila Farben des Abendhimmels, die in unendlich vielen Tönen, sich immer wieder teilend und auflösend, in langen, orangegelben Streifen verrannen, und ihren traurigen Widerschein in den Sümpfen vor dem Walde; dann ging er in die dunkelnde Pineta hinein. Langsam ging er unter den Bäumen hin, die, einer am andern, gerade wie das wankellose Licht aufstiegen und das göttliche Ebenmaß ihrer Zweige zu Kronen formten, die uralt herrschten; es tat ihm wohl, zu denken, daß sie Jahrhunderte nach seinen Tagen noch dastehen und die goldenen Säulen des italienischen Himmels sein würden. Allmählich entfernten sich die Stämme weiter von-

einander, bis nur noch einzelne groß über Gestrüppe und Buschwerk wuchsen, und er sah das Meer vor sich als ein endloses, dämmerndes Zittern, über dem die undeutliche Mondscheibe stand wie die ferne Feuersbrunst eines verlorenen Schiffes. Den Frieden der Natur schon im Herzen, grub er sich in den weichen Küstensand; aber es kam so, daß er statt des Todes, den er suchte, ja in dem er ruhte, Mut des künftigen Lebens voll gemeiner Tage und ruhmloser Kämpfe fand.

Viele glauben, daß die Bilder seiner Bedürftigen, des Vaterlandes, der geliebten Mutter, der geliebten Kinder vor seiner scheidenden Seele aufgetaucht wären und sie zurückgeleitet hätten; das Volk hat eine Legende, die so erzählt: Einst habe die Göttin des Meeres das zweijährige Kind, das, am Strande spielend, von der Flut ergriffen und weggerissen worden sei, in ihren Armen aufgefangen, liebkosend an ihrer kühlen Brust gewiegt und endlich an das Ufer getragen. Seitdem habe sie die Fahrten des Jünglings und des Mannes begleitet, und oft, wenn er sich über den Rand des Schiffes hinuntergebeugt habe, Träumen nachhängend, habe ihre Schönheit durch die fließenden Wasser zu ihm aufgeleuchtet. Sie habe sich in jener Nacht an ihres Lieblings Seite gesetzt, sein Haupt in ihren Schoß gelegt, seine Augen geküßt und so zu ihm gesprochen: „O mein Held! Verlasse das zertretene Schlachtfeld nicht, weil dein Feind siegte und dein Schwert zerbrochen ist! Gib den Verführungen der Trauer nicht nach, lasse dein müdes Herz nicht vom Tode berauschen. Harre aus im Kampfe, damit du einst in himmlischer Rüstung unter den Gestirnen glänzest, die aus meinen vollen Meeren trinken, im Ozean des Aethers kreisend. Dann wirst du die Namen, um die du auf Erden strittest, nicht mehr kennen; aber dein ritterliches Bild wird unversehrbar durch den ewigen Sturz des Vergänglichen strahlen.“ Sie habe ihm dann die Namen aller Sterne genannt und ihre Geschichten erzählt und ihn mit den Chören der Brandung in einen tiefen Schlaf gesungen, aus dem er in später Nacht, nach dem Untergange des Mondes, erinnerungslos aufgewacht sei. Er habe sich langsam auf das Elend seines Lebens besonnen, aber Kraft bei sich gefunden, es zu tragen, und habe in der Hut der Dunkelheit den Hof bei Ravenna aufgesucht, wohin die untreuen Schiffer ihn hätten fahren sollen, und wo ihm kühne Patrioten Unterkunft und Hilfe schafften.

Wie ein Reich der Geister im Lande der Lebenden durchwebte damals überall ungreifbar, wenn auch wirkend und geahnt, das Netz der Verschworenen das öffentliche Getriebe, die nun das teuerste Haupt Italiens einer vom andern empfingen und in ihren Schlupfwinkeln beherbergten. So ging Garibaldi als ein Unsichtbarer, den Götter in täuschendes Gewölk hüllen, vom Adriatischen Meere über das Gebirge an die Küsten von Toskana und Genua, mitten durch die verblendeten Feinde, die ihm nachstellten. Da ihn aber der König seines Landes aus Furcht, Napoleon Bonaparte zu reizen, der ihn als den Sieger von Rom haßte, nicht in seinen Schutz aufzunehmen wagte und von seiner Liebe zu Italien verlangte, daß er Italien meide, warf er sich wieder auf das Meer und verdiente jahrelang mit Alltagsarbeit das Brot für sich und seine Kinder.

München.[1]

Von Josef Ruederer in München.

Von den zahllosen Gedenktagen der Münchner Kunstchronik ist der merkwürdigsten einer der 18. Februar. Da fand vor einem Vierteljahrhundert eine Maskenkneipe statt, die an Aufwand künstlerischer Kraft, sowie an Eigenart der Ideen alles in Schatten stellte, was man bis dahin auf diesem Gebiete gesehen hatte. Ein Riesenschiff auf der Kneipreise um die Welt, das war der Grundgedanke. Rechts und links vom Verdeck und von den Segeln die Erdteile, die es berührte. Alle waren vertreten, die Chinesen mit einem verschnörkelten Turm, der viele Stockwerke in die Höhe ragte, der wilde Westen Amerikas mit einem festgefügten Blockhaus, die Sandwich-Insulaner in einer dämmernden Höhle, die Eskimos in tranbefeuchtetem Zelte, ja, sogar ein Pfahlbauernhaus konnte man sehen. All das belebt von den Inwohnern in streng entsprechender Gewandung. Auf dem Verdeck des Schiffes endlich, wo unaufhörlich die Glocke zum Einsteigen lud, als lachende Passagiere so ziemlich alle Typen der Erde, von Kaiser und Königen angefangen bis herunter zum Handwerker, Urlauber und Hausknecht. Das strömte hinauf und hinunter, bald nach Asien, bald nach Amerika, bald nach Australien, am liebsten jedoch bliebs in Europa. Dort gabs von allen Kneipen der Weltkugel doch noch immer die besten. In einem weißgetünchten Gewölbe hielten fromme Klosterbrüder selbstgebrautes Bier feil, echten Bliemchen und Schnaps gabs in der sächsischen Kaffeebude und in einem oberbayrischen Wirtshaus konnte man auf einer langen Bahn regelrecht Kegel schieben. In besonders verschwiegenen Ecken jedoch wurden einige jener Kuriositäten gezeigt, die damals übermütige Künstlerlaune noch erzeugen durfte, ohne am andern Tag der Sittenkommission zu verfallen. So bot Madame Lutetia dem ruhelosen Wanderer gegen prompte Bezahlung ein mehr wie gastliches Heim, der Henker der spanischen Inquisition zwickte auf der Folterbank den Delinquenten unter Beistand der lieben Geistlichkeit ein Markstück nach dem andern heraus, und ein Riesenfernrohr auf dem Verdeck des Schiffes zeigte gegen fünfzig Pfennige Entgelt die fratzenhaftesten Perspektiven. Dazu fiedelten wandernde Zigeuner und bliesen böhmische Musikanten greuliche Weisen. Da plötzlich, so um Mitternacht, als der Trubel am höchsten war, stürzte etwas durch den Saal. Etwas, was nicht hergehörte, etwas Prasselndes, Brennendes. Unheimlich wars und doch nur ein Augenblick, so schnell, daß es kaum auffiel. Was gabs

[1]) Diese beiden Kapitel sind einem Buche entnommen, das den Titel „München" führt und als Monographie im Frühjahr 1907 bei Georg Müller, München, im Verlag erscheinen wird.

denn? Neun Eskimos als wandelnde Feuersäulen. Die stießen in heller Verzweiflung gegen diese Welt von Leinwand und Holzgerüsten. Nichts brannte an, doch sie selber verkohlten unter furchtbarem Wehgeschrei draußen in der Vorhalle oder auf dem Weg zum Spital. Einige von dem Todesschiff sahen den Jammer und flohen davon, geschüttelt von Grauen; die meisten sahen ihn nicht. Sie kneipten fort bis zum frühen Morgen, als man sie aber am hellen Mittag mit der Schreckensbotschaft aus dem Bette jagte, da war's, als grinste das Totengerippe selber zur Türe herein. Und das uferlose Entsetzen griff weiter über die ganze Stadt. Auf Jahre lähmte es alle Unternehmungslust, alle Begeisterung, ja, es verschob mit der Zeit die ganze Linie des Münchner Karnevals. Denn wer nicht dabei gewesen war, schimpfte über die leichtfertigen Leute, und so mancher wollte in der Katastrophe den Finger Gottes erblicken, die gerechte Strafe für frevelhaften Uebermut. Den Künstlern wurde bös in die Suppe gespuckt; nur zweimal noch kamen sie mit solchen Kneipen. Die aber erreichten nicht mehr jene schönste und grauenvollste. Und der Münchner schimpfte kräftig weiter. Er ist von Haus aus ein guter Kerl, der, was malt und bildhauert, gern leiden mag. Nur dürfens die Herren nicht gar zu bunt treiben; die Behaglichkeit muß gewahrt bleiben. Die Kneipe mit allen Zutaten hätte ihm trefflich gefallen, die Späße hätte er belacht, am stärksten die Zoten — das Unglück war ihm zu viel. Kein Pietist, kein Mucker, praktischer Katholik auf allen Gebieten, sieht er, trotzdem er gern in die Kirche geht, streng darauf, daß ihm die Alleinseligmachende mit ihren Vorschriften in keiner Weise lästig falle. Das Dogma kennt er nicht, Fanatismus ist ihm direkt zuwider, und doch, der Witze auf die Religion waren zu viel, und was die Unsittlichkeit betrifft, so hätten die dummen Maler auch etwas mehr Maß halten können. „Muaß ma a net alleweil gar a so sei." Das ist sein Wahlspruch, und den zitierte er hartnäckig von da an, wenn er auf den Unglücksabend zu sprechen kam. Erst nach und nach zog ein leises Vergessen ein, und so tauchte mit den Jahren ein Faschingsbild auf, das der Münchner und die neue Generation etwas besser verstand.

Glitzernde Lichter in scharf geschliffenen Schalen, ausgestreut über einen weiten Saal, schwere Sammetvorhänge in breiten Goldumrahmungen, weiße Putten als lachende Säulenträger, hohe Spiegel von schmalen Stäben geteilt in gleichmäßige Scheiben, so ist der Rahmen, Zeus und Venus im hohen Olymp mit dem halbnackten Hofstaat, das ist die Decke, und glattgefegtes Parkett in regelmäßiger Dreieckform gefalzt, das ist der Boden. Darauf wirbelts herum in allen Schattierungen von gelb zu rot, von grün zu blau, es wirbelt in Flittern und Spitzen, in Federn und Bändern. Alles Bewegung, alles Rhythmus, erzeugt von den Klängen eines wiegenden Walzers. Hingebend wird er getanzt, die kleinen Logen entlang bis zum Hintergrund des Saales. Dort sendet eine Riesenmuschel leuchtende Sonnenstrahlen zur Höhe, und in ihr thront, als ob es zur Fuchsjagd reiten wollte, das große Orchester in scharlachfarbenem Frack, heller Weste und schwarzer Krawatte. Jetzt eben hört es zu spielen auf. Die Fiedelbogen, die hoch und nieder gingen in gleichmäßigem Tempo, rasten wieder ein paar Minuten, die Baßgeigen werden an die Wand gestellt wie hilf-

lose Gliederpuppen und die Blasinstrumente werden nach unten gehalten. Drinnen im Saale aber brichts los, schmetternd und jubelnd. Die Dominos schwingen die Fächer, die Tänzer streichen die Glatzen ab oder fahren mit dem Taschentuch über das heiße Gesicht. Und in den Logen krachts mit froher Verheißung von den Pfropfen der Sektflaschen. Aber schon rufts zum nächsten Tanz, zur Française. Und da stürzt es wieder aus allen Ecken mit jener Hast, die fürchtet, zu spät zu kommen. Man hebt kreischende Weiber über die Brüstung der Logen, man pufft nach allen Seiten, man drängt und schiebt ohne Rücksicht, ohne Pardon. Mit Not und Mühe stellen Tanzordner die einzelnen Schlachtreihen auf. Tönen aber die ersten Klänge, dann löst sich alles wieder in Vor- und Zurücktreten, in Komplimente und Kußhände, in Balancieren und Drehen auf. Immer lauter tönt der Jubel, immer kecker fliegen die Röcke und Beine — da, bei der vorletzten Tour hebt sich im rasenden Ringelreih das wiehernde Lachen zum bachantischen Gebrüll. Als ob der Hörselberg wieder rebellisch würde mit Faunen und Nymphen. Alle die hochgehobenen Weiber mit ihren fuchtelnden Armen und den strampelnden Beinen erscheinen in diesem Augenblick wie ein ungeheures Ganzes, ein Riesenpolyp, der mit den Männern erst Fangball spielt, ehe er sie gänzlich verschlingt.

Das ist der Höhepunkt, die eigentliche Sensation des ganzen Karnevalfestes. Bal paré hat es der Münchner getauft und das Theater, in dem ers alle Wochen feiert, das deutsche. Ist die letzte Française getanzt, der Kehraus gespielt, dann verschwindet man langsam. Der eine ins Bett, wenn dies nützliche Möbel noch nicht ins Leihhaus gewandert ist, der andere zu Weißwurst und Bockbier, der dritte ins Café Luitpold. Viele schleichen in Frack und Lackschuhen durch Matsch und Schnee direkt wieder zum Ladentisch, um Rosinen oder Heringe zu verkaufen, andere sinnen auf neue Vergnügungen und gehen die paar Schritte weiter zum Prachtbau des Münchner Justizpalastes. Dort ists jetzt gerade sehr interessant. Ein Ehepaar sitzt vor den Geschworenen. Schelhaas heißt es, und er will ein Kunstmaler sein. Was sich halt in München so Kunstmaler nennt. Jeder Mensch, der von auswärts hieherzieht, tausend Mark Rente versteuert und draußen in den Villenanlagen von Gern oder Pasing eines der winzigen Grillenhäuschen kauft, kann sich Kunstmaler nennen. Hat die Villa zufällig noch ein Fenster mit Nordlicht, erst recht. Da man aber noch nicht leben kann, wenn man Farben und Leinwand ersteht, sinnt man auf Nebenverdienste. Die Angeklagten nahmen einen Pensionär auf, einen alten Herrn. Nicht den bekannten, freundlichen aus Romanen und Lustspielen, nein, einen Geizkragen, einen Sonderling. Hatte selber schon auf der Sünderbank gesessen und vier Jahre Zuchthaus bekommen. Doch er verfügte über das chemische Reinigungsmittel, das die Flecken dieser Jahre vom Antlitz wäscht. Geld hatte der Alte; und das reizte die Angeklagten. Der Herr Kunstmaler kaufte eines Tages Cyankali. Das soll die Farben leuchtender machen — behauptete er. Denn wie er dieses Gift im Verein mit seiner Gattin verwandte, sollte den Nachbarn nicht lange ein Geheimnis bleiben. Dem Kamin der kleinen Villa entstieg eines Tages so dicker Qualm, daß man sie für eine Fabrik halten konnte. Zu-

gleich stank es so bestialisch, daß alles auf hundert Schritt Reißaus nahm. Verbranntes Fett meinte man zuerst in der Nachbarschaft und schalt auf Frau Schelhaas. Geizkragen aber werden schon seit Harpagons Tagen selten üppig dargestellt. Und so klebte der Staatsanwalt eine Geschichte zusammen, die den Dichtern der Hintertreppe die größten Gesichtspunkte eröffnet. Herr und Frau Schelhaas haben ihren Pensionär gemeinsam vergiftet. Dann zerschnitten sie ihn mit einem Tranchiermesser und heizten mit dem alten Herrn ein paar Wochen lang ihre Villa. Wozu? Mein Gott, die Märztage, wo das Verbrechen geschehen sein soll, sind auf der oberbayrischen Hochebene oft noch recht unfreundlich. Da war der dürre, alte Herr gut zu verwenden. Außerdem, die Kunstmalersehegatten hatten Passionen. Er für den Automobilsport, sie für seidene Blusen, und beiden machte es ein kindisches Vergnügen, sich draußen in der Villa an gemütlichen Abenden die alten Münchner Volksweisen durch einen Grammophon vorsingen zu lassen. Lebenskünstler, ausgesprochene Lebenskünstler. Lautet das Verdikt auf Nichtschuldig, dann besuchen sie noch den letzten Bal paré. Sie tanzen die Française mit, sie ziehen sich in die Logen zurück, er mit seinem Domino, sie mit ihrem Liebhaber, sie gehen noch ins Nachtcafé und am frühen Tag, wenn die Flitterpracht im Morgengrau langsam zu erblassen beginnt, treffen sie sich wieder im ersten Vorortzug, um gemeinsam zur Villa hinauszufahren.

Leider wirds knapp mit der Zeit; es nahen schon die drei närrischen Tage und immer noch hat man keine Spur, wo der alte Herr geblieben ist. Zeugen aus aller Herren Länder lud man vor, ja, man verbrannte fünfundzwanzig Pfund Pferdefleisch, um zu prüfen, ob's gerade so roch, wie der verschwundene Pensionär — alles vergebens. Im Zuschauerraum, wo man sich Brust und Beine wund drückt, geht die bange Sage, ein übelbeleumundeter Schweinemetzger habe ihn von den Angeklagten käuflich erworben, um daraus seine Würste und Schwartenmagen in gefälligen Formen erstehen zu lassen. Doch auch hiefür fehlt der Beweis. Und die Angeklagten leugnen weiter. Das wird langweilig auf die Dauer, drum eilt man zur Erholung wieder hinaus auf die Straße. Dort gehts anregender zu. Tief blau ist der Himmel, feine Dunstwölkchen streichen über die Sonne wie der Dampf einer Zigarette, aber ein dichter Sprühregen geht durch die Luft von Myriaden roter, grüner, gelber, blauer und weißer Punkte. Dazwischen wimmelts von Reitern, Wagen, Radeln, Schnauferln, fauchend, schreiend, pustend. Schweinsblasen krachen, die Pritschen fallen und ein Geschrei von tausend neugeborenen Kindern, so tönen kleine Trompeten. Ein ungeheures Skandalorchester wie von einem Gasmotor in fortwährender Bewegung erhalten. Der Münchner aber schaut, schaut und schaut sich die Augen heraus. Jetzt auf einmal kommt etwas Schweres, Gemessenes in die wilde Bewegung. Schutzleute zu Pferd erscheinen und machen Platz. In umfangreichen Staatskarossen zieht der ganze königliche Hof eben in die Michelskirche zum Beginn des Vierzigstündigen Gebets. Denn morgen ist Aschermittwoch, der Tag der Geldbeutelwäsche und der Stockfische. Da heißt es beten, für sich sowohl wie für die anderen. Der Münchner aber schaut den feierlichen Zug an wie er den Maskenulk an-

schaut. Fest und steif steht er da wie die in Erz gegossenen Standbilder der Könige, der Dichter, der Musiker, der Gelehrten und Staatsmänner, die auf den öffentlichen Plätzen mit starrer Pose den Hexensabbat überragen. Nur das Maul sperrt er auf und wartet, bis ihm die Konfetti hineinfliegen oder bis von oben auf Deckel und Nase ein kräftiger Guß folgt. Denn auch die Häuser sind rebellisch geworden nach langem Winterschlaf. Sie sehen aus, als schnitten sie vergnügte Grimassen und reißen weit ihre Augen auf. Nun sausen aus allen Stockwerken Luftschlangen, Papierkugeln, Bonbons und Orangen. Und das Riesenorchester spielt weiter und die Allotria dauert fort. Dort hauen sich hundert Pierrots Bahn, Soldaten ziehen singend und schiebend durch die Menge, Mütze rechts, Mütze links, Lumpen, alte Weiber und alle zwei Schritte, wo immer man geht, ein besoffener Bauer. Der kommt in kurzen, in langen Hosen, in Joppe, ohne Joppe, er reitet auf einem Klepper, er fährt mit Weibern, Kindern, ja gleich mit der ganzen Gemeinde auf Leiterwagen spazieren, er trinkt Bier, er haut, sticht, singt und ist die gefeierte Hauptperson des Tages.

Nicht nur auf der Straße. Auch in Familien und bei Vereinsfesten. Die jungen Akademiker hatten einmal vor Jahren eine Bauernkirchweih veranstaltet, und weil die gefiel, eine Nachkirchweih. Das zog weitere Kreise, andere Künstler griffen es auf, Gesangsvereine kamen, Kostümfreunde, und heute steht dieses Fest im Mittelpunkt des ganzen Karnevals. Der Bal paré mag sich in acht nehmen: eines Tages wird München ein einziger großer Bauernball sein. Kein Wunder, es ist bequeme Tracht, leicht zu beschaffen, sie erlaubt jeden Unfug, man kann juchzen, jodeln, braucht sich niemals auf ausgeschnitten zu waschen und kann Männlein und Weiblein in froher Gemütlichkeit mit benagelten Stiefeln fest auf die Hühneraugen treten. Auch ist die Scheidewand zwischen den Tanzenden nicht zu dick bemessen, manchmal nur eine durchsichtige Bluse, viel öfter noch nur ein Hemd. Und das steht meistens offen. Da gibt's denn eine Kirchweih nach der anderen. Wollte man sie einzeln nennen, müßte man die Namen aller oberbayrischen Nester auswendig kennen und die der niederbayrischen noch dazu. Ob aber Miesbach, ob Werdenfels, überall ists die selbe Atmosphäre von Bier und gesottenem Fleisch, von Tabaksqualm und Tiroler Spezial, überall die selbe Dekoration von Tannenbäumen, denen die Nadeln ausfallen und grünspanfarbenen Papierguirlanden. Gehts hoch her, dann plätschert im Hintergrund ein veritabler Wasserfall vor massiven Almenhütten und einem gekitschten Prospekt, der Felsen und Gletscher darstellt. Nichts mehr gemahnt an die Tage der Künstlerkneipe, nichts mehr an jene Kostümfeste, wie sie einst im Hoftheater abgehalten wurden, und die einst Gottfried Keller zur Schilderung begeisterten.

Freilich jene Feste waren der Ausdruck der damaligen Zeit und der damaligen Malerei. Alle drei bis vier Jahre wiederkehrend, spiegelten sie sich erst in der pathetischen Art der Kaulbach und Piloty, später in der prunkvollen Umrahmung, die Gedon mit der künstlichen Wiederbelebung der Renaissance geschaffen, und die Lenbach in seinem Atelier und seinen Ausstellungsräumen so gerne verwendet hat. Aus jener Zeit stammen die Feste, wo die Bilder neun Meter lang und sechs Meter hoch waren, wo

der Aktschluß eines großen Schaustückes auf dem Theater, der entscheidende Augenblick einer Völkerschlacht oder gleich eine ganze Epoche auf einer Leinwand festgehalten wurde. Wo Schwanthaler die Bavaria modellierte, wo die Künstler noch Kragen und Samtjacket trugen, wo's noch keine Sezession gab, keine Luitpoldgruppe und keine Gruppe der Kollegen, wo das Maximilianeum entstand, das gleich die ganze Weltgeschichte in Riesengemälden aufnahm: da mußte auch so gefeiert werden. Gestalten und Gruppen lösten sich los aus den reichen Goldrahmen und zogen belebt durch die Straßen. In strahlender Rüstung und purpurfarbener Gewandung, mit Kanonen und Hellebarden. Schlug das junge Laub aus den Buchen, dann gings hinaus ins Isartal zur Burg Schwaneck, die bestürmt wurde, bis der Reichsherold hoch zu Roß im Namen des Kaisers den Frieden erklärte. Lag der Schnee auf den Dächern, dann gings in das Hoftheater oder in das Odeon. Wo aber immer es war, überall herrschte ein Treiben, eine Laune, die man in München nicht mehr lebendig macht. Das Kaufmannskasino, diese Vereinigung reicher Fabrikanten und selbstgewisser Kouponabschneider versucht zwar jeden Fasching so etwas in Szene zu setzen, was Leuten mit schlechtem Gedächtnis jene Stunden zurückrufen soll. Es zahlt einen Maler, der je nach der Art des Festes die Teilnehmer spanisch, italienisch oder altdeutsch kostümiert, es zahlt einen Dichter, der in schwungvollen Versen die Bedeutung des Tages erklärt und am Schluß den Landesvater anhocht. Die Herren Kommerzienräte, und die es gerne werden möchten, stolzieren da sehr schön mit Zwicker, Barett und Degen hocherhobenen Hauptes durch den Saal, sie strecken und recken sich wie ihre aufgedonnerten Damen, aber wenn sie es noch so schön machen, es bringt doch nicht jenen Eindruck hervor, den der Grüne Heinrich damals empfing, als er vor fünfzig Jahren schrieb: Jeder war für sich eine gehaltvolle Erscheinung und Person, und indem er selber etwas Rechtem gleichsah, schaute er freudig auf den Nächsten, welcher in der schönen Tracht und ebenso vorteilhaft und kräftig erschien, wie man gar nicht hinter ihm gesucht hätte, trotzdem der Kern der Festgebenden nicht aus leeren Figuranten und Lebemenschen, sondern aus schwungvollen, vom Genius gehobenen Jünglingen und längst in gediegener Arbeit ausgereiften Männern bestand, welche einen rechtsgültigen Anspruch besaßen, die bewährten Vorfahren darzustellen.

* * *

Wohlverdientes
Todesurteil des Josephus R.
vulgo Patriot
welcher
auf höchste Anbefehlung
eines Churfürstlich hochwohllöbl. Hofraths
allhier in München
wegen teils einbekannt, teils überwiesenen, höchst vermessenen und tollkühnen Verbrechens der aufrührerischen Schrift: Wahrer Ueberblick der Geschichte der bayerischen Nation und insonderheit der der Stadt München sohin puncto criminis perduellionis nach dem klaren Inhalt des wohlbestellten Criminalcodex P1c. 8 § 1 und anderen Argravantien (beschwerenden Umständen) heut Samstag den 11. Oktober 1800 in einer Kuhhaut eingenäht, zur Richtstätte geschleppt, auf dem Wege öfter mit glühenden Zangen gezwickt und allda lebendig mit 4 Pferden zerrissen und so vom Leben zum Tode hingerichtet worden. Die 4 Viertel werden nebenbei zum abschreckenden Beispiel auf den Landstraßen der Landesgrenze auf Viertelgalgen, der Kopf aber hier auf einem besonderen Hauptviertelgalgen mit der Ueberschrift aufgehangen: Strafe in diesem Lande für Vaterlandsliebe und Aufklärung. Endlich wurde all sein Hab unb Gut dem Fiscus anheimgeschlagen.

Vorstehendes Todesurteil fand ich heute unter alten Papieren. Ich las es, las es wieder und dann stiegen mir so langsam schwere Bedenken auf. Bis hieher hatte ich geschrieben, so auf gut Glück, wie mirs just in die Feder kam. Mit dem Fasching hatte ich begonnen, weils gerade im Fasching war, von Herrn und Frau Schelhaas hatte ich berichtet, weil sie gerade verhandelt wurden. Nun ist der Fasching vorüber, das Ehepaar verurteilt und ich muß fortfahren in meiner Epistel. Denn das ist mal so Sitte, hat man das erste Kapitel geschrieben, muß man das zweite vornehmen, das dritte usw. bis man findet, daß man nichts mehr zu sagen hat. So wollte ich denn in Gottes Namen erzählen — ja was wollte ich denn eigentlich erzählen? Von der Literatur? Ihre Vertreter hausen hier in bester Eintracht zusammen, zärtlich wie Turteltauben und wären schon deshalb einer Schilderung wert. Von den Theatern? Sie gehen friedlich weiter, einen angenehmen Trott, spielen nach, was ihnen Berlin vorspielt, und stören in keiner Weise durch selbständige Ideen. Also etwa von bildenden Künstlern? Sie veranstalten Ausstellungen, zerfallen immer mehr in einzelne Gruppen und haben sich beinahe schon so lieb wie die Schriftsteller. Bliebe außerdem noch der Bayerische Landtag, der jetzt schon sieben Monate in der Prannerstraße tagt, es bliebe noch Herr von Possart, der, seitdem er die königlichen Bühnen nicht mehr leitet, Goethe, Schiller und Heine in angenehmer Abwechslung rezitiert oder das große deutsche Bundesschießen, das diesen Sommer wieder Alldeutschland zu löblichem Tun nach München führt. Stoff genug wäre vorhanden, und ich glaube, ich könnte ihn bewältigen. Hab' ich doch schon öfters über München geschrieben und mich in Art und Sitten seiner Bewohner liebevoll vertieft. Daß ich mich damit besonders in Gunst gesetzt hätte, könnte ich allerdings

nicht behaupten. Die Münchner wollten nie recht verstehen, wie ichs darstellte; sie lieben retouchierte Photographien und verlangen, daß aus dem vorgehaltenen Spiegel ein anderes Gesicht herausschaut als das was hineingrinst. Jedenfalls sind sie in diesem Punkt äußerst empfindlich, und daß sie das immer schon waren, beweist mir das Schicksal des Josephus R. das mir nicht mehr aus dem Kopfe will. Mit glühenden Zangen gezwickt, von vier Pferden zerrissen und dann gar noch mit allen möglichen und unmöglichen Körperteilen zur Warnung öffentlich aufgespießt — ich danke für so was. Es ist ja wahr, unsere so eminent aufgeklärte Zeit hat die Schrecken der damaligen Hinrichtungsmethoden wesentlich gemildert. Heute köpft man nur, ganz einfach, ganz schmucklos, draußen in Stadelheim, der entzückend gelegenen Strafvollstreckungsanstalt am Perlacher Forste. Zwölf Zeugen, sechs Journalisten, zwei Kapuziner, ein vor Humanität triefender Staatsanwalt und in Smoking und schwarzen Glacéhandschuhen der Herr Scharfrichter mit zwei Assistenten. Alles geräuschlos, so ganz en petit comité. Vorüber die herrlichen Tage, wo München zu Füßen des Galgenberges jedesmal einen Wurstlbrater errichtete, der dem der Oktoberfestwiese noch in den vierziger Jahren erfolgreiche Konkurrenz bot. Kein Armersünderkarren mehr, kein öffentliches Schafott, alles Bildung, alles Diskretion, alles Kultur. Trotzdem lockt michs nicht. Auch die Aussicht, in der Anatomie von der Zehe bis zum Scheitel als Präparat für wißbegierige Studenten zu dienen, kann mich nicht reizen. Deshalb will ich mir die Sache noch einmal gründlich überlegen, Schritt für Schritt, auf Personen und Umstände, ehe ich richtig hereintappe.

Und da drängt sich mir zunächst eine Frage auf: Was setzen die Münchner von einem voraus, der über ihre Stadt schreibt? Daß er gut schreibt, daß er lobt. Also etwa so: München, die unvergleichliche Stadt, gelegen am Fuße der Alpen, mit seiner intelligenten Bevölkerung, seiner berühmten Straßenreinigung, seiner immerwährenden Kanalisation, München, die Stadt des trefflichen Wassers, München, die Stadt der Kunst rc. rc. — so muß es klingen. Und besonders die Kunst kann gar nicht genug betont werden. Sie ist den Münchnern eine Notwendigkeit geworden wie das Vaterunser mit dem Ave Maria. Der Herr Bürgermeister sagt in jeder Festrede, wenn er die goldene Kette trägt: München ist eine Kunststadt, das Hauptblatt Münchens druckt täglich zweimal, früh und abends, für jeden ders lesen will: München ist eine Kunststadt, und schließlich wiederholt jeder Eingeborene mit der selbstgewissen Freude, die er an jedem Besitze empfindet, sei es ein Stück Geld oder ein schönes Mädel: München ist eine Kunststadt. Warum auch nicht? Es braucht sich ja keiner etwas zu denken dabei. Außerdem ist es wahr. Es leben doch eine Masse Maler in München, überall sieht man Geschäfte, die Pinsel und Farben verkaufen, Modelle gibts, daß man sich gar nicht mehr retten kann und die Hauptsache: die zwei Pinakotheken, die Glyptothek, das Maximilianeum, das Ding da — na wie heißts denn gleich? — na, das Haus in der Briennerstraße, wo auch so viele Bilder hängen? Richtig! Die Schackgalerie. Obendrein jedes Jahr eine Ausstellung im Glaspalast, die Sezession, alle fünf Jahre eine internationale Kunstausstellung und da soll

einer behaupten, München sei keine Kunststadt, da soll einer — Was?

Die Prozeßakten des Josephus R. starren mich wieder an, so mahnend, so forschend wie zuerst. Hat der Verbrecher etwa an der Kunststadt gezweifelt? Das war nicht gut möglich. Zu seiner Zeit gabs in ganz München, einige Ahnenbilder in der alten Kurfürstenresidenz ausgenommen, nichts was an Kunst gemahnte. Ein Pfuhl, ein Morast war die Stadt, worin die Jauche fröhliche Furchen zog, wie am Hof eines Dachauer Moorbauern. Der dreißigjährige Krieg hatte hier nichts zerstören können an Kultur wie in der stolzen fränkischen Reichsstadt, dem freien Nürnberg, wo die Meister der Renaissance ihre Wunder wirkten. Ein richtiges Winkelwerk von Befestigungen, von elenden Häuschen und Gäßchen, so war die Stadt emporgewachsen, von dem Tage an, da Heinrich der Löwe unten an der Isar eine Salzstätte errichtete und so den Grundstein zu München legte. Nur die Alte Residenz, von der Gustav Adolf gesagt hatte, er möchte sie am liebsten auf Rädern nach Stockholm schaffen, konnte das Auge erfreuen und später da und dort noch ein Bau in Rokkoko oder Barock, herübergebracht aus dem Lande, von dem Bayerische Kurfürsten im 18. Jahrhundert, wie ihre liebwerten Vettern im übrigen Deutschland alles bezogen, was an Kultur gemahnte, von Frankreich. Sonst aber weit und breit eine schreckliche Oede, und wie der Sumpf in der ganzen Stadt, so dünstete er aus in den oberen Gesellschaftskreisen. Ein korrumpiertes Beamtentum, ein versimpelter Adel, ein diese beiden ausschlachtender Klerus. An der Spitze der kaum ins Land gezogene Kurfürst Max Josef I., jener grobe, pfiffige Pfälzer mit dem feisten Gesichte, den goldenen Ohrringen, den die Münchner, weil er gern mit ihnen verkehrte, kurzweg den Maxl nannten.

Mitten im Studium der Akten halte ich ein. Was ich da aus verschnörkeltem Schrifttum übertrug, wollte ich nämlich selber sagen, fast Wort für Wort. Auch mir wars kein Geheimnis, daß der Braunschweiger Herzog, der finstere Heinrich, weil er da unten bei Föhring einmal seinen Löwen spazieren führte, der Gründer Münchens genannt wird. Daß ferner die Bayerischen Kurfürsten mit gottergebener Demut Klöster zur Ablegung von Ordensmitgliedern und Lustschlösser zur Ablegung von Maitressen in Menge errichteten, kann man heute noch sehen, und von den Zuständen Münchens vor hundert Jahren hat mir auch der Ritter Heinrich von Lang in seinen Memoiren ausführlich berichtet. Ein gar trefflicher Kenner bayerischer Verhältnisse, ein noch besserer Erzähler heilloser, zum Teil schier unglaublicher Anekdoten. Ihn zerriß man gerade nicht in Stücke, aber man tat ihm, was man in Bayerns Hauptstadt Jedem tut, der kritisiert und eine halbe Stunde nördlich der Donau geboren ist: man nannte ihn öffentlich einen Preußen, heimlich wohl einen Saupreußen. Dabei war der gute Mann bayerischer Reichs- und Domänenrat, war von Ansbach nach München gekommen, verlebte also außer der Zeit, wo der korsische Eroberer die fränkischen Fürstentümer Bayern einverleibte und Max Joseph zum König machte, auch jene Tage mit, wo in München der böse französische Geist wieder zu weichen begann und einem brausenden Patriotismus in Schnauzbärten und himmelblauen Röcklein Platz machte. „Präsidenten, Kanzler und Räte fingen an zu exerzieren; die Herren Grafen und Barone

suchten in den Kaffeehäusern und an den Wirtstafeln die alten französischen Freunde auf, um vor ihnen ihre Verwünschungen und Flüche auszuschicken, und so ist sie nun mit Gottes Hilfe und um den Preis unseres vielen Blutes wieder da, die alte schöne Zeit der Patrimonialgerichte, der Landessperren, der Siegelmäßigkeit und Steuerprivilegien, der neuen Fideikommisse, der wiederbefestigten Leibeigenen Gütergebundenheit, der geheiligten Gemeindeordnungen, der Wallfahrten, des Kapuzinerbettels."

Für solch freimütige Meinungsäußerung als Preuße tituliert zu werden ist um so härter als der Altbayer auf Erden keine größere Strafe kennt. Drum muß ich nach den bösen Martyrien, die meine Vorgänger zu erdulden hatten, eine zweite Frage aufwerfen, fast noch wichtiger wie die zuerst gestellte: Wer soll über München schreiben? Natürlich ein Eingeborener. Die Fremden gucken uns sowieso schon genug in die Töpfe, jeden Sommer überschwemmen sie das Gebirge, tragen kurze Wichs und Nagelschuhe, daß man sie von den Einheimischen schon bald nicht mehr unterscheiden kann, sie trinken das viele Bier — denn daß ihrs nur wißt, die Ausländer trinken so viel Bier, niemals die Münchener — sie machen sich auch schon so breit in der Stadt, daß sie Häuser und Villen bauen. Das Geld, das sie hereinbringen, mag ja recht sein, Geld nimmt man immer, non olet, hat schon ein alter Römer gesagt, aber dreinreden sollen sie uns nicht, wir wollen unter uns bleiben, wir wollen unsere Sachen allein ausfressen. Fehlt was am Ort, können wir Münchener selbst Musterung halten und brauchen keine „Reingschmeckten". Das haben wir schon öfters bewiesen. Ha, ha, eine nette Gaudi, anno 48, als uns die Lola Montez auf den Köpfen herumsprang! Doch wir habens ihr besorgt, ihr und dem König. Nachgeben mußte er, half ihm alles nichts, trotz seinem Eigensinn. War überhaupt ein eigener Herr mit seinen kostspieligen Bauten. Und sein Sohn, der König Max, na, es war ja ein guter Mann, und daß er alle Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands unter den bayerischen Hut bringen wollte, sei ihm heute noch unvergessen, aber so seine besonderen Ideen hat auch er gehabt. Was brauchte er die Leute da alle zu holen, die Geibel, die Heyse, die Bodenstedt, Dönniges und wie sie alle heißen, die aufgeklärten Nordlichtln? Waren die etwa gescheiter als wir? Mein Gott und Herr, da möchten wirs noch auf die Probe ankommen lassen. Uebrigens haben wirs den Herren ebenfalls gesteckt. Ja wohl. Wißt ihr noch, wie wir dem Dingelstedt München verleidet haben? Besinnt ihr euch noch auf den Franz Bacherl, den armen bayerischen Dorfschullehrer, dem die superklugen Herren seinen „Fechter von Ravenna" stehlen wollten? Das war eine Mett'n im Hoftheater! Und endlich anno 70. Da hat man in der Stadt der Intelligenz gemeint, man könnte uns so ohne weiteres vorschreiben, was wir im Süden zu tun haben. Aber sogar der Bismarck — der Münchner spricht dies Wort stets mit drei i aus — hat schließlich dranglauben müssen, das wir uns nichts gefallen lassen, von den jetzigen Machthabern schon gar nicht zu reden.

Ein schöner, sympathischer Grundzug, der mir fast wieder Mut gibt, in der nun einmal begonnenen Arbeit fortzufahren. Denn wenn der Groll sich nur gegen Ausländer richtet, darf ich auf mildernde Umstände

hoffen. Ich bin nämlich in München geboren, im Herzen der Stadt, zu Füßen der Peterskirche, am Rindermarkt. Früher habe ich immer behauptet, am Marienplatz, weil ich das feiner fand, will ich aber die Literarhistoriker die rechten Pfade weisen, muß ich sie schon auf den Rindermarkt führen. Und weil ich im Stil des Josephus R. als hochnotpeinlich Beklagter eben dabei bin, meine Personalien anzugeben, muß ich ihren Schmerz noch vergrößern. Ich war nämlich ein fauler Kerl, ging viel lieber ins Freie als in die Schule, noch lieber ins Theater. Mein Vater, um bei der Sache zu bleiben, trieb ein Geschäft, das eigentlich nicht ahnen ließ, wie tief der Sohn sinken sollte. Er war Kaufmann, gleichfalls am Rindermarkt, und wollte aus mir einen ehrlichen Menschen machen. Da mir aber die Herren Professoren auf dem Gymnasium einen Vierer nach dem andern im Deutschen verabreichten, war ich berechtigt, schon damals ein ausgesprochenes Talent zur Schriftstellerei in mir zu vermuten. Die Stadt selbst bot mir reiche Anregung dazu. Es war nicht mehr das München der Lang und Josephus R., sondern jenes, das der Teutscheste der Teutschen, Ludwig der Erste, mit griechischen Palästen und italienischen Renaissancebauten frisch aus der Taufe gehoben hatte. Das stolze Gelübde des bei aller Bizarrerie genial veranlagten Fürsten, aus München eine Stadt zu machen, daß, wer sie nicht gesehen hatte, nimmer sich rühmen sollte, die Welt gesehen zu haben, war erfüllt. Fand er dazu keine Männer, die einen eigenen neuen Stil schaffen konnten, so nahm er von den Ländern, denen seine Sehnsucht und Begeisterung galt, das beste zum Muster. Zunächst war freilich alles noch unvermittelt und mit dem Alten noch gar nicht zusammengestimmt. Korinthische Säulen wuchsen aus Wiesen und Kiesfeldern empor, die Pracht des Palazzo Pitti schaute hochmütig auf kleine verschrobene Familienhäuser herab und im Charakter eines römischen Triumphbogens verdeckte das massige Siegestor als Abschluß der breiten Ludwigstraße wie ein Schamtuch Schwabings Wüstenei. Die alte Stadt lag noch im Argen. Das Wasser war noch typhös, das Schlachthaus noch nicht gebaut, als Kanäle dienten die Straßen. Unreguliert zog die Isar zwischen Weidengebüschen und zerrissenen Kiesbeeten einher, ein wildes unbändiges Wasser, und drunten am Gasthaus zum Ketterl legten die Flößer an, die das Holz aus der Jachenau über Lenggries und Tölz in die Stadt trieben. Die Brücken, die den Fluß überspannten, waren nicht schön, aber sie fielen wenigstens nicht ein wie die von moderner Technik erbauten. Anspruchslos bildeten sie die Verbindung mit den Vorstädten, wo auf den alten Bierkellern jedes Geräusch, jede Musik verpönt war. Dort, unter den schweren Kastanienbäumen mochte sichs wirklich mal treffen, daß die heute noch so gern zitierte Legende vom Minister, der mit dem Arbeiter fröhlich an einem Tisch zusammensitzt, gelegentlich Tatsache wurde. Gemütlich. Dies viel angewandte Wort paßte damals auf München. Man konnte in tiefem Sinnen über die Straßen wandern, ohne von Radlern und Automobilen angefahren zu werden, man hörte noch nicht die scheußlichen Rumpelkästen der elektrischen Trambahn, die hier lauter als irgendwo durch die Straßen poltern und auf dem Bürgersteig konnte man mit den Einwohnern noch im gleichmäßigen Tempo einer ausgeglichenen Seelenstimmung promenieren.

Gemütlich. Hätte ich damals das Buch geschrieben, ich brauchte nicht das Schicksal des Josephus R. zu fürchten. Im Gegenteil, ich wäre einer der allgemein beliebten Erzähler geworden, die, sehr geehrt von jung und alt, von hoch und niedrig, überall dabei sind, wo was los ist, ihren sicheren Weg wandeln, jedes Jahr zwei oder drei Bücher schreiben, zum 60. Geburtstag einen langmächtigen Titel und zum 70. den persönlichen Adel erhalten.

Anders sollte es kommen. Mein Vater drängte etwas dazwischen, was die frühzeitige Entwicklung des Talents unbedingt hemmen mußte. Auch ich sollte Kaufmann werden wie er; Hochöfen sollte ich bauen, wie sie auf den Hüttenwerken Westfalens und Schlesiens, Frankreichs und Schottlands brennen. In dieser Branche, wie der kaufmännische Ausdruck, lautet, hatte ein Mann ein System gefunden oder richtiger gesagt das System, Dreck in Gold zu verwandeln. Es war kein Trug, keine Täuschung; die Lösung des oft erörterten Problems war es, so klar, so einfach, so bestrickend. Nichts weiter brauchte man, als oben beim Kamin den Dreck hineinzuwerfen, um unten die Zwanzigmarkstücke herauszuziehen. Eine epochale Erfindung, patentiert in jedem Kulturland, bestimmt, alle Grundgesetze der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft mit einem Schlage außer Wirkung zu setzen. Nur daß sie bei mir in entgegengesetztem Sinne wirkte. War ich nicht Fachmann genug oder zu sehr zerstreut — ich warf oben die Zwanzigmarkstücke hinein und zog unten den Dreck heraus.

Zum zweitenmal war somit der Beweis erbracht, daß ich zum Schriftsteller ein ausgesprochenes Talent besaß. So setzte ich mich denn hin und schrieb ein patriotisches Gedicht. Das war scheußlich. Nun kam ein lyrisches, ein langes lyrisches Werk mit vielen Strophen und Kapiteln. Das war womöglich noch scheußlicher. Drum mußte das Drama dranglauben. Mit fünf- oder noch mehrfüßigen Jamben. Das war das scheußlichste von allem. Ich merkte, daß der Schmerz über die verfehlte Ausbeutung meines Patents nicht in gebundener Sprache ausklingen konnte, und schrieb mit 29 Jahren kurzentschlossen meine Erinnerungen. Im Lapidarstil eines oft sehr persönlichen Ausdrucks. Die dem Alchymisten in freundlicher Weise geholfen hatten, sein Gold in Dreck zu verwandeln, waren die schwärzesten Teufel, ich selber ein lichtumflossener Engel. Eine echte Kampfschrift, im Grundton gehalten in der schwungvollen Vortragsart der französischen Nationalisten, die sich stets für verraten erklären, wenn sie vorher eine Riesendummheit gemacht haben. Meine Vaterstadt blieb nicht zurück bei der Kapuzinerpredigt. Ich sah sie plötzlich in ganz anderem Lichte, sah die Schädel der Münchner dreimal so groß wie vorher, ihre Gehirne dreimal so klein, ihre Kneipen dreimal so schmierig, kurz ich lud mit einem Ruck ab, was ich an Galle nur übrig hatte. Alle Schandtaten der Münchner beschwor ich herauf. Denn wie sie mich nicht verstanden hatten, so hatten sie jeden mißverstanden, der ihnen etwas Großes, Eigenes bringen wollte. Mit Beispielen und schmeichelhaften Vergleichen war ich nicht sehr bescheiden. Ich brauchte nur zurückzugehen vom Tag des Bankerotts bis zu meiner Kindheit. Da hatte mein Vater oft einen Namen genannt, der mir auffiel. Wagner lautete er, und wenn er zur Sprache kam, folgten ihm Ausdrücke wie Hornochsen, Esel und

Schafsköpfe. Anfangs begriff ich das nicht. Erst später erfuhr ich, daß mit dem Wagner ein Musikant gemeint war, mit den verschiedenen Viechern aber die Münchner. Die verleideten ihm einfach die Stadt, schmähten und verleumdeten ihn, ihn und den romantischen König, den jungen Ludwig, der dem Freunde auf stolzer Höhe das schönste Theater der Erde durch Gottfried Semper erbauen wollte. Warum? Das wissen die Münchner heute selbst nicht. Damals wurden jedenfalls alle Schandmäuler aufgerissen, Gevatter Schneider und Handschuhmacher rasten im Gemeindekollegium und die Clique der Beckmesser, der Geläuterten und Maßvollen rieb sich heimlich die Hände, als die gesamte Knüppelgarde der katholischen Gesellenvereine im Namen der zur Abwechslung wieder einmal schwer bedrohten Religion gegen den norddeutschen Freimaurer losgelassen wurde. Aber ein Trost blieb für jeden, der den Schimpf nicht verwinden konnte. Ein bitterer Trost, aber doch eine Genugtuung: Einmal wenigstens hat auf der Welt blödes Banausentum die gehörigen Prügel erhalten, einmal folgte der rohen Tat die Strafe auf dem Fuße. Wagner ging nach Bayreuth. Das war dem Philister anfangs sehr gleichgültig. Als aber nach mageren Jahren auch fette kamen und die Goldfüchse plötzlich in das lutherische Nest zogen statt ins gutkatholische München, da fühlte er sich an jener Stelle getroffen, an der er allein verwundbar ist, am Geldbeutel. Und da merkte er endlich, was er getan hatte.

Das alles schrieb ich den Münchnern ins Stammbuch, wie ichs heute noch einmal tue zur bleibenden Erinnerung. Und je weiter ich kam, desto lebendiger ward es um mich von Sagen und Geschichten aus der damaligen Zeit. Der unglückliche König stand wieder vor mir in all seiner Schönheit und Glorie. Ich sah ihn auf seinen geheimnisvollen Schlössern, sah ihn des Nachts bei Mondlicht und Fackelschein durch das Gebirge jagen und sah sein düsteres Ende im Starnbergersee. Hundinghütte, Wälsungenschwert, Lohengrin mit dem Schwan, alle seine Lieblingsphantasien vermengten sich mit den meinen und so verlebte ich in Gedanken noch einmal jene große, faszinierende Zeit, Ende der siebziger Jahre, wo der Ring des Nibelungen in München seinen Einzug hielt und wo eine Aufführung des Siegfried noch ein Ereignis war, von dem man drei Wochen vorher und drei Wochen nachher sprach. Damals warteten wir jungen Burschen oft sechs Stunden am Theatereingang, um uns im ärgsten Gedränge auf die Galerie quetschen zu lassen. Dort saßen wir dann mit aufgeschlagenen Partituren und fiebernden Pulsen, den Kopf in die Hände vergraben, Augen und Ohren weit aufgerissen, vor dem unerhörten Erlebnis. War dann der große Zwiegesang zu Ende, oder sprengte Therese Vogl mit ihrem Rappen am Schluß der Götterdämmerung in den lodernden Scheiterhaufen, dann löste sich langsam die Spannung in einen ungemessenen Jubel und wir donnerten sie mit ihrem Gatten und Hermann Levi so dreißigmal an die Rampe.

Heute, wo die Eintrittspreise ums dreifache teurer sind und die Aufführungen ums dreifache schlechter, behaupten kundige Thebaner mit hochgezogenen Augenbrauen und aufgeblähten Backen, die Tempi von damals seien nicht richtig gewesen, mit der Beleuchtung habe es an so mancher Stelle gehapert und die brodelnden Dämpfe um den Walkürenfelsen seien

nicht immer aus dem richtigen Loche gekommen. Da hätten Bayreuth und die Zeit sehr aufklärend gewirkt, so daß jetzt erst die Morgenröte der Wagnerschen Kunst anbreche. Sie locken damit keinen Hund hinter dem Ofen hervor, sie bringen nie wieder jene Zeit zurück, die den größten Höhepunkt der flammenden Begeisterung für Wagner darstellt, und vor allem, sie können der neuen Zeit keine Gesetze vorschreiben. Der Zauber der Romantik ist zerstoben, die Jugend von heute glaubt nicht mehr so feurig an den Gott, wie wir alle geglaubt haben. Wer im Stabreim gedichtet und alte Germanen auf die Bretter geschleppt hatte, mußte einsehen, daß Wagner eine Schule nicht hinterließ und nicht hinterlassen konnte. Auf sich selber besinnen. Das hieß es bei uns. Auf sich selber besinnen. Das hieß es bei den Münchnern. Sie hätten mich im Gegensatz zu Josephus R. mit siedendem Blei begossen oder ad maiorem Dei gloriam in die Salve regina-Glocke der Frauenkirche geknüpft, Füße nach oben, Hände nach unten, um hohe Festtage einzuläuten, wäre meine böse Epistel mit allen Zutaten damals gedruckt worden. Damit hätten sie an mir eine Strafe vollzogen, die mein elender Stil allein schon verdiente, nie und nimmer aber hätten sie jene Gelegenheit zurückgerufen, die durch die Vertreibung Wagners und derer, die mit ihm arbeiteten, für alle Zeiten schimpflich verpaßt war.

Ruederer.

Von Josef Hofmiller in München.

Der in München lebende Schriftsteller Josef Ruederer hat bisher erst fünf nicht besonders umfangreiche Bände veröffentlicht, die alle im Verlag von Georg Bondi in Berlin erschienen sind: einen Roman, zwei Novellenbände und zwei Komödien, deren eine, „Die Morgenröte“, zuerst in den Süddeutschen Monatsheften gedruckt wurde. Ein in einer eingegangenen Zeitschrift erschienenes Festspiel zur feierlichen Eröffnung des Münchner Prinzregententheaters, ein kleines Meisterwerk geistvollen Hohnes, existiert leider nicht für den Buchhandel.

1.

Der nur 153 Seiten starke Roman heißt: „Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers.“ Wenn es Aufgabe des Romanes ist, ein Stück Leben herauszugreifen, mit so fester Hand als möglich, und es hinzustellen, wieder mit so fester Hand als möglich, so ist der „Verrückte“ einer der vorzüglichsten Romane unserer Zeit. Wenn es Aufgabe des Romans ist, ein Einzelgeschick vorzuführen, wie es sich aus der Anlage des Individuums

heraus bestimmt, wie es durch Erziehung und Umgebung gefördert, gehemmt, in eine bestimmte Richtung gezwängt wird, wie „ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es begünstigt, wie es sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet", so ist der „Verrückte" abermals einer der vorzüglichsten Romane unserer Zeit. Wenn es endlich Aufgabe des Romanes ist, ein begrenztes, durch Geburt, Erziehung und Umgebung vielfach bestimmtes Einzelgeschick vorzuführen, aber doch so, daß es im großen und ganzen etwas Typisches und allgemeiner Gültiges erhalte, so ist der „Verrückte" wiederum einer der vorzüglichsten Romane unserer Zeit. Hier ist sein Inhalt:

In dem einsamen Hochgebirgsdorf wirkt der unverheiratete, fast dreißigjährige Lehrer Franz Gattl. Er ist immer noch Hilfslehrer. Begabt und impulsiv, hat er durch geringe Fügsamkeit gegen seine geistlichen Vorgesetzten sich mehrfach Rügen, durch trotziges Verharren in seinem Wesen eine Strafversetzung nach der andern zugezogen, und ist in der definitiven Anstellung übergangen worden. Auch auf diesem neuen Posten tut er nicht gut. Nicht, daß er seine Pflicht als Lehrer versäumte; im Gegenteil, seine Schule ist eine der besten im ganzen Bezirke, — das müssen auch seine Gegner zugeben. Aber er weiß sich eben absolut nicht gut zu stellen mit seinem Lokalschulinspektor, dem Benefiziaten, in dessen Hause er sein Dienstzimmer hat. Er hat, was man freie politische Ansichten nennt, und hält nicht mit ihnen zurück. Er verkehrt viel mit dem alten Förster, der seit Menschengedenken nicht mehr in die Kirche geht. Und doch täte er gerade jetzt besser, Anschluß an den ihn qualifizierenden Geistlichen zu suchen, sonst wird er wieder nicht angestellt. Die Anstellung bedeutet ihm gegenwärtig mehr, als vor ein paar Jahren: denn er ist heimlich mit der Försterstochter verlobt. Die sanfte Anna war seine Schülerin in der Feiertagsschule gewesen, bald aber ist ein Verhältnis reiner Neigung zwischen ihnen entstanden. Anna hat sogar seinetwegen einen Forstmann, den verwitweten Förster Göpfert, abgewiesen. Göpfert hätte freilich nie zu ihr gepaßt; denn er ist ein roher, niedriger Geselle. Im Wirtshause kommt Gattl mit ihm in Streit. Ein Wort gibt das andere. Der Zorn verleitet den Lehrer schließlich zu Wendungen, die, an sich unverfänglich, leicht entstellt werden und ihm sehr schaden können. Göpfert denunziert den Lehrer beim Benefiziaten, der Benefiziat beim Bezirksamt, der Lehrer beschwert sich: er könne beweisen, daß er die ihm vorgeworfenen gotteslästernden Aeußerungen gar nicht gemacht habe. Bei seiner Vernehmung geht es ihm schlecht: Göpfert und der Benefiziat sagen ungünstig über ihn aus, seine Entlastungszeugen halten nicht stand. Das Resultat ist ein äußerst scharfes Regierungsreskript. Ein Lichtblick ist ihm, daß der Kultusminister — er hat früher mit dem alten Förster viel gejagt — ihn bei einem Sommerbesuche freundlich anredet und ihm baldige Anstellung verspricht, wenn er sich brav halte. Da vergißt sich der nun schon fünf Jahre lang verlobte Lehrer mit Anna. Das gibt ihm den Rest. Zunächst physisch: nervös ist er von jeher gewesen; aber nun macht ihn die Angst, sein Fehltritt könne an den Tag kommen, noch nervöser; er züchtigt sogar seine Schulkinder. Ostern kommt, die Zeit der vorgeschriebenen Beichte. Anna soll dem Benefiziaten ihren Fehltritt beichten? Sie verschweigt ihn. Damit hat sie eine schwere Sünde be-

gangen. Wie sie die Kommunion empfangen soll, sinkt sie ohnmächtig um. Nun ist ihre Schande im ganzen Dorf ruchbar. Für den Lehrer spitzt sich alles darauf zu, ob der Benefiziat das Aergernis anzeigt. Er paßt den Postboten ab, dem die Briefe mitgegeben werden, unter irgend einem Vorwand entlockt er ihm den amtlichen Bericht, erbricht ihn und liest, wie er darin denunziert ist. Eine Hoffnung hat er noch: den Minister. Obgleich über seine Zudringlichkeit verletzt, sagt ihm dieser doch, daß seine Anstellung unterwegs sei. Nun kann alles gut werden, wenn der Benefiziat Aergernis und Urkundendiebstahl verzeiht. Aber dies ist unmöglich. Der ganz rabiate Lehrer vergreift sich schließlich tätlich an seinem Vorgesetzten und stürzt sich dann von einem hohen Stege in den Wildbach. Seine Braut wird wahnsinnig.

Die Geschichte, deren Verlauf hier mit möglichst ruhigen Worten wiedergegeben wurde, ist in einem hinreißend prachtvollen Tempo geschrieben. Sie ist nur der letzte, abschließende Akt einer Existenz, und darum ist ihr Tempo an sich schon beschleunigt. Je näher jedoch Katastrophe und Sturz kommen, desto rasender wird das Tempo, desto wilder und furchtbarer die Spannung. Dabei aber verläßt den Autor seine Besonnenheit nicht einen Augenblick: streng gerecht zeigt er, wie der Lehrer sich immer mehr ins Unrecht setzt, wie er sogar moralisch, innerlich herunterkommt, wie er feige, liebedienerisch, unaufrichtig, erbärmlich wird — vor lauter Angst. Ebenso entwickelt sich der Wahnsinn des Mädchens ganz allmählich, aus religiösen Skrupeln, Reue, Scham, Angst um Vater und Verlobten, sowie aus ihrem körperlichen Zustande. Die strenge, aber gerechte Logik und Notwendigkeit der Geschehnisse ist bewundernswert. Es ist interessant, das Buch in dieser Beziehung mit einem der berühmtesten Romane des letzten Jahres zu vergleichen, mit Ludwig Thomas „Andreas Vöst“. Ohne Zweifel zeigt dies letztere Werk eine glänzende epische Begabung, eine der glänzendsten unserer Gegenwart. Der künstlerische Aufbau, die innere Logik und Möglichkeit der Ereignisse, die Wahrheit der Charaktere steht bei Thoma nicht auf gleicher Höhe. In dem um 180 Seiten kürzeren Roman Ruederers kündigt sich bereits der Dramatiker an, manchmal schon mit einer Wucht und lapidaren Leidenschaft, die es als staunenswerte Selbstkritik erscheinen lassen, daß Ruederer nicht dem Beispiele mancher unserer berühmtesten Dramatiker folgte und den innerlich novellistischen Stoff wegen seiner für Theateroptik und Theaterakustik dankbaren Konflikte auf die Bühne brachte. An Straffheit der Ausführung, an Gerechtigkeit nach allen Seiten, an unerbittlicher Notwendigkeit der Entwicklung steht Ruederers Buch über dem von Thoma. Während dieser den Widerpart seines Helden eklatant ins Unrecht setzt, zeigt Ruederer, wie sich der hitzige und nervöse Lehrer mit jedem Schritte mehr verrennt. Auch der politische und soziale Hintergrund fehlt nicht bei ihm, wenngleich er, wieder im Gegensatze zu Thoma, nirgends deutlich ausgesprochen wird. Das manchmal unerfreuliche Verhältnis zwischen Landgeistlichkeit und Landlehrern ist aus drei Gründen abzuleiten: aus dem Lokalschulinspektionsrechte des Geistlichen, aus dem nicht allen Lehrern gleichmäßig zusagenden Meßnereidienste, und endlich aus der Internatserziehung der Geistlichkeit sowohl wie der Lehrerschaft. Hier liegt in der

Tat eine reiche Möglichkeit für Konflikte, die auch in einem ziemlich wertlosen Lehrerdrama „Der Lehrer von Seespitz“ erst kürzlich wacker ausgenützt wurde. Es ist begreiflich, daß der Lehrer ungern sich von seinem geistlichen Lokalschulinspektor in seinem Berufe kritisieren läßt, da er ihn nicht als kompetent anerkennt, wie es andererseits nicht minder begreiflich ist, daß die Geistlichkeit ihr historisch gewordenes Recht auf die Schulaufsicht nachdrücklich wahrt. Eine gediegenere pädagogische Ausbildung des Klerus, wie sie im bayerischen Landtage gefordert wurde, vermag hier das Verhältnis wesentlich zu bessern, wie auch eine größere Bewegungsfreiheit hinsichtlich des niederen Kirchendienstes eine Reihe von Konfliktmöglichkeiten aus dem Wege räumen würde. Das bedenklichste bleibt für beide Teile die Internatserziehung, die für die katholische Geistlichkeit durch das Tridentinum ausdrücklich als der normale Studiengang erklärt worden ist. Sie monotonisiert Ansichten und Charaktere, bereitet schlecht vor auf Leben und Wirken unter den Menschen, verengert den Horizont und macht dadurch leicht mißtrauisch, oder eigensinnig, oder hochmütig. Noch schlimmer ist der Lehrer daran, dessen ganzer Studiengang von dem übrigen Mittelschulwesen abgeschlossen ist, und der im allgemeinen zu jung aus dem Seminar in die Welt hinaus tritt. Man stelle sich nun zwei Vertreter der beiden Stände vor, die beide hinter hohen Bretterzäunen in die Vorurteile ihres Standes und in das beinahe traditionell gewordene Mißtrauen gegen einander gerade während der bildsamsten und entscheidenden Jahre der Berufsbildung ohne eigene Schuld, meistens sogar ohne Wissen hineingewachsen sind, und der Konflikt ist fertig. Je geschlossener beide Charaktere, desto schärfer ist er. Man muß sich diese eigentümlichen Verhältnisse vergegenwärtigen, um ganz zu erfassen, wie richtig der Roman Ruederers verläuft, sowie man die beiden Charaktere auf einander losläßt; wie maßvoll das Buch ist, trotz der unheimlichen Grellheit der Beleuchtung; wie gerecht Licht und Schatten verteilt sind.

Vom künstlerischen Standpunkte aus sind die kraftvollen, knappen Naturschilderungen zu rühmen, die gleichsam den freundlicheren oder drohenderen Hintergrund für die Stimmung des so wenig heldenhaft aufgeputzten Helden geben. Die Art wie Ruederer die Brautwerbung des Försters Göpfert mit der Haupthandlung verflicht, ist ebenso natürlich wie kunstvoll. Erstaunlich ist die Richtigkeit seiner Psychologie: kein sentimentaler Ton, kein tendenziöses Glanzlicht stört. Das beste aber, weil in unserer Literatur so selten gewordene, ist das prachtvolle Prestissimo der Erzählung, und die gelassene Kraft und stolze Knappheit, mit der sie als Ganzes und in jeder Einzelheit durchgeführt ist.

2.

Ruederers dreiaktige Komödie „Die Fahnenweihe“ ist von den Komödien der letzten zwanzig Jahre die stärkste und volkstümlichste, von den satirischen Werken desselben Zeitraums das wuchtigste. Vielleicht muß man bis auf das Datum der „Kreuzelschreiber“ von Anzengruber zurückgehen, um das nächstverwandte Stück zu finden. Anzengrubers Humor ist wärmer,

weil er die Menschen mehr liebt; er sieht sich in sie hinein. Auch Ruederer mag die Menschen, aber in seiner Weise: der „Verrückte" ist der Aufschrei eines Empörten, der ein fremdes Schicksal zu seiner eigenen Sache macht. Wer jemals so ruft J'accuse, der liebt. Man muß ein heißes Herz haben, um anständig hassen zu können. In der „Fahnenweihe" ist der Haß einer kühlen, beinahe neugierigen und wohlwollenden Verachtung gewichen. Das Stück steht höher als Hauptmanns „Biberpelz": seine Satire ist wuchtiger, sein Zynismus grimmiger, der Gesamteindruck befreiender. Es ist weniger fein, weniger witzig und weniger ausgerechnet als die Komödie Hauptmanns. Der „Biberpelz" ist nichts als die lustige Aufklärung über einen Sachverhalt, der einer der Hauptpersonen, dem schneidigen Wehrhahn, verborgen bleibt. Das ist zum Teil sehr geistreich, nicht ohne scharfen Spott, vor allem nicht ohne sehr wirkungsvolle Einzelzüge dargestellt. Ruederers Milieustück hiegegen ist mit dramatischem Explosivstoff geladen. Wo man hinrührt, kracht es schon. Alles drängt vorwärts. Was mit derbem, menschenverachtendem und unerbittlichem Humor gegeißelt wird, ist nicht irgend ein lächerliches Einzelgeschick, sondern die Verdorbenheit, Habsucht und Gemeinheit eines ganzen Dorfes. Niemand wird geschont, nicht das kernige, biedere, treuherzige Landvolk, das in perfiden Händeln meisterliche Gewandtheit zeigt. Nicht die aufs Land gezogenen Städter, die teils als elende Philister, teils als durch und durch morsche Schurken mit dröhnendem Lachen verhöhnt werden. Nicht die faulenzenden, gelangweilten, klatschenden Sommerfrischler. Nicht einmal die Lokalgötter: der Herr Pfarrer, der Herr Amtsrichter, der Herr Bürgermeister. Aber ebensowenig gibt es in diesem erstaunlich unparteiischen Stück einen Prügeljungen noch eine Tendenz. Es ist unlyrisch, antilyrisch: kein Liebesgeflüster unter dem blühenden Kirschbaum beim Mondenscheine, nicht ein Moment sogenannter Rührung. Es verzichtet auf folkloristische Mätzchen, es verschmäht sie sogar wo sie zur Sache gehören: was hätte ein auf Bühneneffekte spekulierender Verfasser aus dem Haberfeldtreiben gemacht, das bei Ruederer nur kurze Zeit hinter der Szene murrt, droht, spukhaft verschwindet. Kein Verweilen auf dankbaren Situationen: es geht immer weiter, sachlich, mit einer gewissen rauhen Gleichgiltigkeit. Dieser letzte Akt kracht und schlägt ein wie ein scharfes Wetter. Der Humor ist wild, eiskalt. Das Werk klagt nicht an, moralisiert nicht, hat keine satirischen Absichten (wie Hauptmann); sein Motto könnte jener bekannte, zugleich resignierte und skeptische Münchner Spruch sein: „Dös gibts". Nil admirari. Hermann Schmid ist anders. Auch die wandernden Bauerntheater sind anders. Sie zeigen Sonntagsbauern beim Photographen: alles schön retuschiert und jedes Stück Anzug so frisch und blank wie von einer Maskengarderobe. Das liegt nicht an den oft glänzenden Spielern, sondern an den Stücken, in denen unmögliche Bauern in unmöglichen Situationen vorgeführt werden, bei jeder unpassenden Gelegenheit jodelnd und stampfend: Ju-hu-hu-hui! Die Bauern bei Ruederer schreien nicht Ju-hu-hu-hui. Nur der Aktuar Götzensperger aus München schreit Ju-hu-hu-hui. Weil er ein mächtiges Rindvieh ist. „Ja, dich mein' i, du Schnaderhüpflhanswurst", sagt der Wirt zu ihm, „du kennst ja kein' Bauern, du hast ja noch gar kein' gsegn in dei'm Leb'n. Sonst

tatst kein' solchen Mist schreiben. Du mit dei'm schlichten Gebirgsvolk balst mir net gehst."

Vier gesellschaftliche Kreise werden in der Fahnenweihe in Beziehung zu einander gesetzt und beleuchtet: die Bauern, die Honoratioren, die dauernd aufs Land gezogenen Städter, die Sommerfrischler und Sonntagsausflügler. Jede dieser Gruppen ist als Ganzes, und jede ihrer Figuren als Einzelerscheinung vorzüglich scharf gesehen. Ohne spitzfindige Psychologie, einfach, für den oberflächlichen Blick prosaisch und alltäglich. Wie lebt diese saubere Gesellschaft! Die Honoratioren: der Pfarrer, behäbig, möchte gern die Gemeinde dirigieren, ist aber mehr der Geschobene; der Amtsrichter, geckenhaft, Löwe des Dorfes, schneidig, konservativ; der Kaufmann Nusser, Hoflieferant, Patriarchenbart, tiefer Brustton, bieder, wer mit ihm geschäftlich zu tun hat, ist verloren eh er anfängt; der würdige Bürger- und Maurermeister, freundlich, pfiffig, unterwürfig, dabei zäh seine Ziele verfolgend. Die Bauerngruppe: der Mohrenwirt Moosrainer, der lebendig gewordene Konkurrenzneid; der Seehansele, verarmt, verkommen, versoffen, verwahrlost, trotzig und schmutzig; der Seppl, ein typischer Gscherter, aber schon mit seiner Tracht ein wenig Komödie spielend; der Wehrmüller Lorenz, zweiter Liebhaber der Posthalterin, der lieber den Schenkkellner macht als ehrliche Bauernarbeit tut, fest und kräftig, auch hübsch, aber roh, trotzig, städtisch-strizzihaft; der Mutzenbauer, stupid, trottelhaft, lacht blöd bei jeder Gelegenheit; der Kederbauer, ebenso schlau wie besonnen, ruhig, energisch, undurchdringlich, jeder Zoll ein Haberer. Die Gruppe der ehemaligen Städter: der Posthalter, früher in München Cafetier, derb, ordinär-eitel, roh, läßt seine Frau von einer „Wurzen" aushalten, und drückt beide Augen dabei zu; die Frau Posthalterin, stattlich, üppig, sinnlich, ohne jeden feineren Zug; der Premierleutnant a. D. und der Assessor a. D., alte grantige Junggesellen, schäbige Eleganz weil magere Pension, möchten gern die obern Zehntausend markieren. Die Gruppe der Sommerfrischler und Sonntagsausflügler: die Frau Rentbeamte und die Frau Spezialkassier, die repräsentieren weil keine bessern Leute da sind, Klatschbasen, sich spinnefeind aber unzertrennlich; die Fräul'n Wally, Tochter der Rentbeamtin, dumme Gans, verlegen, unbeholfen, langweilig, aber hübsch und hinsichtlich der Liebe, wenn auch noch ohne rechte Erfahrung, so doch nicht ohne Talent; der Großhändler Rettinger, der mit Erlaubnis des Herrn Posthalters der Cicisbeo der Frau ist, wofür er fürchterlich gerupft wird, denn als Reserveoffizier ist er vollständig in der Gewalt der Posthalterseheleute, auf sein Geld suchen die meisten Personen des Stückes ihre Existenz ganz oder teilweise aufzubauen; der Herr von Beck, mehr Zuschauer als Akteur; der Aktuar Götzensperger, wochentags besserer Schreiber, fährt am Samstag mit dem Abendzug ins Gebirg, macht rührsame Prologe, oberbayrische Gedichte und Bauernkomödien, brilliert in der „kurzen Wichs", hat dabei Knie so weiß wie Kanzleipapier, macht überall einen „Betrieb", und Bauern und Städtern den Hanswursten. Zur Fahnenweihe des Findelhauses, das nur dazu dient eine Hotelspekulation des Posthalters zu maskieren, hat er drei Choristinnen vom Viktoriatheater mitgebracht, alle drei hübsch und locker, flott und zudringlich: sie bekommen Flügerln und weiße Kleiderln, und fächeln mit

Palmwedeln, wobei der Herr Götzensperger hinter der Szene ein bengalisches Zündhölzl nach dem andern abbrennt: kostbar!

Noch köstlicher ist das die sentimentalen Bauernstücke karikierende Festspiel, wo der Soldat Abschied nimmt von seinem liabn Muatterl und von sei'm liabn Vatterl und von sei'm treu'n Maderl, denn ihn ruaft sein Kini, ihn ruaft sein Vatterland, und das Vatterl soll ihm eh' er weg geht in Kriag, den väterlichen Segen geben. Aber die Rolle des Vatterls spielt der Seehansele, und der Seehansele ist wieder einmal so besoffen, daß er anstatt seiner Rolle das große Geheimnis von dem Hotel ausschwätzt, das der Posthalter auf der Findelhauswiese erbauen will. Ein grimmigerer Hohn auf die herkömmliche Wadelstrumpftheaterei ist nicht geschrieben worden.

Eine Meisterleistung ist der dritte Akt. Der zweite Akt schließt damit, daß der Posthalter mit dem Gelde des würdigen Herrn Rettinger den von der Gemeindeverwaltung schon seinem Konkurrenten zugedachten Bauplatz um eine Riesensumme erobert. Nun ist ihm das Haberfeldtreiben gleichgiltig, das ihn erwartet. „Mit dem Geld da schlagt man jedes Haberfeldtreiben tot." Damit setzt der dritte Akt ein: alles festlich arrangiert zur Fahnenweihe des Findelhausvereins. Durch ihre Eifersüchtelei auf Rettinger vertreibt die Posthalterin ihre Sommerfrischlerinnen und ärgert ihren Geliebten. Noch immer keiner der Geladenen: Das würdige Kleeblatt steht nervös und wartet, die Stimmung der drei gegen sich und über die Geladenen wird immer gereizter. Das Dreiecksverhältnis wird mit ingrimmigem Zynismus von den Beteiligten selbst besprochen, sie sind nahe daran, sich in die Haare zu geraten, da: „Sie kommen! Sie kommen!" Freilich kommen sie, aber nicht der Findelhausverein, sondern die Haberer. Die Haberer haben zuerst den zwei Gemeindebevollmächtigten getrieben, die die Wiese verkauft haben, jetzt kommt der Posthalter daran. Wilder Spektakel draußen, wütende gegenseitige Anklagen drinnen, die Fahne geht dabei in Fetzen. Kaum ist es ruhig, neuer Spektakel: wie? kommen die Haberer noch einmal? Der Posthalter greift nach dem Revolver. Ach nein, dieses mal ist es wirklich der Findelhausverein: Die dummen Haberer haben dem ganzen Dorf getrieben, inklusive Pfarrer und Amtsrichter! — jetzt hält natürlich die zuerst entzweite saubere Gesellschaft wieder fester zusammen denn je. — Ein flotter Marsch wird hörbar, alles ist in schönster Ordnung, der Herr Rettinger verlobt sich, um die Reputation der Posthalterin wieder herzustellen, mit der Fräul'n Wally, Tusch, Hoch, Ehrenmitglieder, Vorhang auf, Musik, das Festspiel beginnt, bengalische Beleuchtung . . . . Schluß!

Man muß diesen Akt gesehen haben, um seine kolossale Wirkung beurteilen zu können. Die Aufregung auf der Bühne, zum Schlusse aber, weil alle gleich erbärmlich sind, alles in schönster Ordnung: dabei doch kein Anklagewort, nur das dröhnende Lachen: „Dös gibt's!"

3.

Zwischen der „Fahnenweihe" und der „Morgenröte" gab Ruederer zwei Bände Novellen und Skizzen heraus. „Tragikomödien" heißt der eine. Es sind alltägliche Ereignisse, aber überraschend erzählt, und von

einem eigentümlichen, bald leiseren, bald wilden Sarkasmus erfüllt. Das Gansjung: eine den sogenannten besseren Ständen angehörige Frau stiehlt auf dem Viktualienmarkt ein Gansjung, wird erwischt, geht in die Isar, hierauf wendet sich die vox populi gegen die Ganshändlerin, die boykottiert wird und sich aufhängt. Das alles ist erzählt, wie es sich ein Magistratsschreiber in seinem beschränkten Kopfe zurechtlegt, mit all seinem Neid und Groll gegen die Besitzenden, wie er heute diese morgen jene Partei ergreift, genau so wetterwendisch wie die öffentliche Meinung und ihre publizistischen Organe. Der Ton ist etwa der des letzten Maupassant, mit ebensoviel Verachtung gegen den Spießbürger, und ebensoviel Liebe für die merkwürdigen Zickzackgänge seines unfreien Empfindens. — Linnis Beichtvater: das Schaukelspiel zwischen Weltlust und Frömmigkeit im Herzen eines Münchner Bürgermädels, das Beichtstuhl und Redoute gleich sehr liebt, um in dem einen zu Füßen des langbärtigen Kapuziners zerknirscht zu bekennen, was sie auf der anderen gesündigt. — Mit den übrigen Geschichten des Bandes kann ich mich allerdings bedeutend weniger befreunden, ebensowenig wie mit den Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten. Der Schwerpunkt von Ruederers Kunst liegt in der scharfen Darstellung der Wirklichkeit. Wenn er phantastisch werden will, wird er gesucht. Das Gebiet liegt ihm nicht.

Desto mehr lag ihm die Münchner Gesellschaft des Jahres 1848, die er in der „Morgenröte" verewigte. Mit Takt mied er die Hofgesellschaft und ließ die Ereignisse nur in den Stimmungen eines kleinbürgerlichen Kreises sich widerspiegeln. Beim Maderbräu wird die Revolution gemacht, wenig mehr als ein Bierkrawall. Die historische Harmlosigkeit des Vorganges ist so groß, daß ihre dramatische Behandlung als rein ironisch erscheint, eben weil sie nicht übertreibt. Zu allem Ueberfluß hat der Autor noch einen ehemaligen Studenten, der aus Amerika heimgekehrt ist, als Raisonneur neben die Hauptgestalten gestellt, und seine Phrasen wirken sehr komisch, wenn man sie an der behäbigen, philiströsen Wirklichkeit mißt. Für Ruederer gibt es, wie für den ihm sonst wenig ähnlichen Bernard Shaw, keine Helden. Wenn er z. B. je den bayerischen Oberländeraufstand des Jahres 1705 behandelte, wäre sicher der Schmid Balthes nicht der Held. Wie ein Streit am Biertisch geht diese ganze Revolution vorbei, ein Gewebe von Großsprecherei, Feigheit, Ratlosigkeit, Spektakelsucht, Herdenzusammenrottung, Phrasentum, Verlegenheitskurasche und Philisterei. Die gescheiteste Person ist die alte Maderbräuin, die Lunglmayerin, die von einer Revolution partout nichts wissen will. Sie verfolgt nur ein Ziel: daß ihr Feverl den Singlspielerxaverl heiratet, daß der Schwiegersohn einmal ehrlich hinter dem Schanktisch steht und schlecht einschenkt und es so zu etwas bringt. Ob der Xaverl von der Universität relegiert wird, ob die Lola Montez gestürzt, ob Revolution oder Reaktion gemacht wird — was kümmert das die alte Maderbräuin, Kreszentia Lunglmayer? Die Welt ist rund, die Maßkrüge sind rund, die Bierbanzen sind rund, rund sind Würste und Rettige, und rund die Stammtische und ihre Gäste. Von der Batrachomyomachia bis zur Secchia rapita — was gibts belangloseres und zugleich lustigeres als wenn um Kleinigkeiten eine

große Affäre inszeniert wird? Alle Revolutionen gehen schließlich aus wie das Hornberger Schießen: eine Weile Lärm, und dann ist plötzlich alles wieder still. Warum entstand der Lärm? Kein Mensch weiß es. Warum schwieg er wieder? Vermutlich weil er lange genug gelärmt hatte. Mutter Lunglmayer ist der verkörperte gesunde Menschenverstand: sie weiß genau was sie will. Sie weiß daß der Xaverl Dummheiten machen muß — alle Mannsbilder müssen Dummheiten machen. Aber gerade mit der Lola? Ach Gott, ob die Lola oder eine andere — am Ende ist die Lola noch vorzuziehen, sie ist wenigstens ein rassiges Frauenzimmer. Die Hauptsache ist, daß der Xaverl das Feverl heiratet.

Von vorzüglicher Ironie ist die letzte Szene des Stückes: Eisenkopf: „So laßt uns den Triumphgesang anstimmen. Der Feind ist vertrieben, der neue Geist zieht durch die Welt. Die Nacht entwich, im Osten dämmert die Morgenröte." (Ihm gegenüber tritt aus der vorderen Tür im selben Augenblicke der Kurat Abel mit dem Weihwasserwedel in der Hand. Er trägt weißen Chorrock und schwarzen Kragen mit Stola. Voran geht, ebenfalls im Chorrock und Kragen, der Ministrant mit dem qualmenden Weihrauchfaß.)" Abel weiht das verhexte Haus wieder aus. Das Ende aller Revolutionen: nach der phrygischen Mütze la calotte. So war es Anno fünfzehn. So war es Anno Achtundvierzig.

Mit diesem diskreten Hohne auf alle Umstürzlerei schließt das Stück.

Hermann Kurz in seinen Jugendjahren.

Nach ungedruckten Briefen. Von Hermann Fischer in Tübingen.

Poetische Anfänge (1834—1836).

Es ist nicht nötig, den folgenden Mitteilungen zur Erläuterung allzuvieles vorauszuschicken. Namentlich kann ich mir eine eingehende biographische Schilderung ersparen, da Isolde Kurz uns nunmehr die langerwartete Lebensbeschreibung ihres Vaters gegeben hat, von der die Leser dieser Blätter einen Teil kennen gelernt haben. Also nur das Notwendige.

Hermann Kurz wurde am 30. November 1813 in Reutlingen geboren. Er hat seine Vaterstadt und den Familienkreis, aus dem er hervorgegangen war, mit ebensoviel poetischer Wahrheit als Freiheit in den Erzählungen geschildert, deren erste unter dem Titel „Familiengeschichten" 1836 und 1837 im Stuttgarter „Morgenblatt" erschienen sind. Von 1827 bis 1831 besuchte Kurz das Seminar Maulbronn, das er in seinen Jugenderinnerungen und im Schlußteil der ursprünglichen Gestalt der „beiden Tubus" mit viel Humor gezeichnet hat. Er hat dort bei einem Repetenten Englisch gelernt und wohl auch die ersten Versuche der Uebersetzertätigkeit begonnen, von der noch öfters zu reden sein wird. Von 1831

bis 1834 studierte er im Stift in Tübingen Theologie, bis 1835 außerhalb desselben. Der Kreis geistreicher junger Männer, der sich dort zusammenfand, ist schon im letzten Heft geschildert worden; ich wiederhole nur die Namen Ludwig Seeger, Adelbert Keller und Rudolf Kausler, an deren zwei letzte die meisten der folgenden Briefe gerichtet sind. Kurz war einer der Jüngsten in jenem dichterischen Kreise; ein Jahr jünger war Gottfried Weigle, ihm und Kausler, besonders so lange dieser Stiftsbibliothekar war, eng befreundet; er ist bald Missionar geworden und schon 1855 in Mangalore gestorben.

Nach Tübingen fallen die ersten, noch anonymen Veröffentlichungen von Kurz: 1832 „Ausgewählte englische Poesien in teutschen Uebertragungen", zumeist von ihm; 1834 ein Neudruck des Widmann-Pfitzerischen Faustbuchs von 1587/1674; und um dieselbe Zeit „Fausts Mantelfahrt. Eine kleine Sammlung von Epigrammen". Man versteht die meisten der satirischen Hiebe nicht mehr, und ich will nur ein paar der Epigramme hersetzen.

Vogelperspektive.

Schau'n wir hinab: hilf Himmel! wie anders hier alles erscheinet!
Sehr verwundert sind wir, gar so viel Fläche zu seh'n.

Ἄπαγε εἰς κόρακας.

Bleib mir drei Schritte vom Leib, ich sag' dir's! du duftest zu merklich
Süßen Geruch des Herrn, welcher gemeiniglich stinkt.

Auditorium.

Hörsaal heißt er mit Recht; denn er ist so schauerlich dunkel,
Daß man, ferne vom Seh'n, sich nur aufs Hören verlegt.
Riechsaal könnt' er auch heißen, denn unter frappantem Geruche
Lehrt man Dinge, wobei Hören und Sehen vergeht.

Kinderlehre.

(Eine wahre Geschichte.)

„Nun, Kinder, habt ihr mich vernommen?
Was muß man in den Himmel?" — Kommen.

Der ganze Ton ist nichts weniger als theologisch, und es war auch nicht für lange, als Kurz nach erstandener erster und einziger Dienstprüfung im Herbst 1835 bei seinem Oheim, dem Pfarrer Mohr in Ehningen bei Böblingen, vier Stunden von Tübingen, als Vikar eintrat. Schon im Januar 1836 siedelte er nach Stuttgart über und hat dort, von kurzen Landaufenthalten abgesehen, nicht viel weniger als zehn Jahre gelebt, ohne Amt, mit mannigfachen literarischen Arbeiten beschäftigt. Der 1836 gehegte Plan, ihn an die Allgemeine Zeitung nach Augsburg zu ziehen, ist gescheitert.

Die Arbeiten, die in sein erstes Stuttgarter Jahr fallen, mache ich hier namhaft, bemerke aber, daß es bei der sanguinischen und wechselnden Art, mit der Kurz von seinen Arbeiten und Aussichten schreibt, und bei den oft sehr unbestimmten Titeln, die er angibt, nicht immer möglich ist, seine Briefstellen sicher zu deuten. Die Uebersetzung der „vorgeblichen Tante" des Cervantes ist 1836 bei Hallberger erschienen.

Ein Plan, den Simplizissimus Grimmelhausens neu zu bearbeiten, ist stecken geblieben, vielleicht wegen der Ausgabe Bülows; dem Namen Gr—s, den Kurz zuerst, aber etwas später, in seiner Rezension Bülows im „Spiegel" entdeckt hat, war er schon 1835 auf der Spur. Die 1836 im Morgenblatt publizierte No-

velle S. (später „Ein Herzensstreich") hat nur den Titel mit dem alten Roman gemein. Aus den dramatischen Projekten ist ebensowenig geworden. Das „Wirtshaus gegenüber" erschien, mit anderem zusammen, 1837 in den „Genzianen", von denen schon Ende 1836 in Briefen die Rede ist. Die Novelle „Lisardo" kam 1837 im Morgenblatt, ist aber in keine Sammlung aufgenommen worden.

Ueber die dramatische Bibliothek Kellers, die Uebersetzungen aus Sophokles und Shakespeare, vermag ich auch an der Hand bibliographischer Hilfsmittel keine Auskunft zu geben.

„Der Geist des Judentums", aus dem Englischen des älteren Disraeli, ist 1836 bei Liesching in Stuttgart erschienen. Andere Stuttgarter Verleger, mit denen Kurz schon damals in Beziehungen stand, waren Rieger, Erhard und, durch sein Morgenblatt, Cotta.

In Stuttgart war in jenen Jahren eine lebhafte literarische Betriebsamkeit. Von Schriftstellern, mit denen Kurz gleich anfangs in Beziehung trat, mögen Gustav Schwab, Gustav Pfizer, Hermann Hauff, Gfrörer und Ludwig Bauer erwähnt sein. Die Briefe an Schwab habe ich 1903 in der besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg veröffentlicht; mit dem liebenswürdigen Bauer scheinen nur spärliche und unbedeutende Zettel gewechselt worden zu sein.

Eine gelegentliche Erscheinung war der Bauer Valentin Baur aus Hailfingen bei Rottenburg a. N. Es scheint, daß dieser strebsame Mann (geboren 1803) von Kausler oder auch Weigle entdeckt worden war. Ein paar seiner Gedichte sind damals im „Beobachter" und im „Morgenblatt", andere als dünnes Bändchen 1836 in Rottenburg erschienen. In einem Briefe ist von einem Lustspiel die Rede; in Baurs handschriftlichem Nachlaß habe ich Ansätze zu 2—3 szenischen Werken, teils hochdeutsch, größtenteils schwäbisch, gefunden, wozu gewiß die Meisterlustspiele des ganz nahe bei Hailfingen geborenen G. F. Wagner das Muster abgegeben haben; ferner einige Gedichte und fragmentarische prosaische Dorfgeschichten. Oeffentlich ist der Mann nach 1836 nie mehr aufgetreten.

(An Kausler, Tübingen 24. Apr. 1834:) Fieber, Halsweh, Zahnexekution, Katzenjammer — nun fange ich gerade wieder an von all dem Elend aufzutauen. Dazu hat mir besonders der Briefwechsel von Goethe und Zelter gedient, dieses köstlichste Buch, das ich je gelesen habe, delikat bis zum Rausch — stelle dir lauter Frühling und Sonnenschein vor, und eine Derbheit, die man nach den prächtigsten Melodien vom Blatt singen könnte. ... Was diese beiden alten Knaben miteinander plaudern — wir alle sind Krachwedel gegen sie: Zelter ist der beste, ein wahres Genie der Natur und des Herzens. ... Ein Compromotionale [Altersgenosse] von mir, D., ist gestern Abend gestorben, an einem Nervenfieber von der besten Sorte. In seinen letzten Stunden schickte er noch zum Ephorus, er solle ihn doch auf seine Stube gehen und seine Preisaufgabe fertig machen lassen. Armer Schelm, der liebe Gott wird dir auch eine Medaille geben. ... Eben komme ich aus der ersten Vorlesung von Baurs Kirchenrecht. ... Weißt du, warum ich ihn höre? Um zu sehen, wie weit ein P. P. O. die Liberalität zu treiben wagt, d. h. um am dürren Holz zu lernen, wie's das grüne machen darf.

(An Keller, 31. Dez. 1834:) Von Niembsch ist eine zweite, vermehrte Auflage da. Ich aß neulich bei Uhlands mit ihm zu Nacht; er ist ein artiger, natürlicher Mann, scheint ein guter Jäger zu sein, aß wenig, sprach noch weniger, doch erzählte er ein paar gute Anekdoten. ... J. Ker-

ners sämtliche Poesien sind in einem Band erschienen, wobei die Reiseschatten und die Heimatlosen. Von den ersteren sagt der Schalk: „Die alte Hand hat sie nicht umgestaltet,“ hat aber unter der Hand eine hübsche Anspielung auf die Seherin von Prevorst eingeschoben. Seine „Geschichten von Besessenen“, mit Eschenmayers wahnsinnigen Reflexionen durchschnapst, machen viel Rumor und haben wieder einige hübsche Menzel'sche Pfeile auf sich gezogen.

(An Keller in Paris, Tübingen 31. Dez. 1834/1. Jan. 1835:) Tieck hat . . . zwei Märchennovellen geschrieben, wovon mir die in der Urania: „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein“ nicht zugesagt hat, desto mehr aber „Die Vogelscheuche“. . . Sie hat mancherlei Streit erregt: mir ist sie so lieb wie der Sommernachtstraum, Straußen aber, der den protestantischen Rationalismus anderer Tieck'schen Novellen mehr goutiert, hat sie mißbehagt, und darüber habe ich ihn geschimpft, er verstehe sich nicht aufs Phantastische. Sein Leben Jesu wird mit Ostern erscheinen. ... Aus dem Musenalmanach [von Chamisso und Schwab] habe ich noch nachzutragen, daß ein Ferdinand Freiligrath mit Recht die Blicke auf sich zieht. ... Als eine poetische Neuigkeit darf ich dir endlich noch sagen, daß der Wein sehr gut geraten ist: jeden Sonntag ist halb Württemberg bis zu Messerstichen betrunken; der Reutlinger Wein ist so pöbelhaft grob, daß er seinen Mann viermal zu Boden wirft, eh er ihn heim läßt. ... Lebt Beranger noch? Wenn es so ist, so suche ihn zu sehen, das ist doch eigentlich die einzige Natur von euren französischen Poeten.

(An Keller, Reutlingen 1. April 1835:) Das Theater in der Neckarhalde hat für dieses Semester mit der schönen Flaschnerin [Lustspiel von Rapp], die ich dir zum Lesen empfehle, einen guten Schluß gemacht, nachdem vorher Wallenstenii castra schnöd mißlungen waren [dem lateinischen Titel nach die humoristische Uebersetzung von Gustav Griesinger, 1830 erschienen]: Soldaten, deren sich der vilste Parteigänger zu schämen hätte. Ich selber, als zweiter Kürassier, sprach mit einer wahrhaft liebenswürdigen Heiserkeit. Rapp ist wohl und ich komme häufig zu ihm. ... Vischer hat, wie ich nun weiß, zwei Novellen für die schwäbischen Annalen verfertigt; er soll sie sich wieder haben schicken lassen, um vieles darin umzuarbeiten: „Die Personen sprechen zu sehr selber aus, was sie seien, er müsse das mehr ins Objektive verstecken.“ Sehr spekulativ! *Γίνεσθε δὲ ποιηταὶ λόγου* (Jak. 1, 22), werdet Poeten des Begriffs. Wenn du noch einige Zeit in deiner unphilosophischen Weltstadt bleibst, so wirst du bei deiner Zurückkunft eine Dichterschule vorfinden, welche, wie jener alte Maler unter seine Produkte schrieb: Dies ist ein Ochs, einem zu verstehen geben wird: Nachbar! es ist nicht so bös gemeint, es ist kein Löwe, sondern in dieser Dichtung ist die Idee des Geldes verkleidet, in jener die des Ackerbaus, in einer andern des sich fügen müssens unter die Umstände &c. &c. Summa summarum, aus der Poesie wird eine Idee der Poesie werden, und wenn das noch mehr verfeinert wird, so bleibt der letzte Niederschlag das, was wir Studenten eine Laus der Idee zu nennen pflegen.[1]) ... In einer Zeitung las

[1]) Die liebenswürdigen Novellen Vischers in Mörikes und Zimmermanns Jahrbuch werden von diesem Verdikt nicht getroffen.

ich neulich, der gute alte Beranger habe durch den Bankerutt eines Hauses all sein Vermögen eingebüßt. Er ist der einzige, der mir von euren „nine farrows of one sow" am Herzen liegt. Wenn ich's ihm nur erstatten könnte! Doch das ist gesprochen wie Heine: weil der Herzog von Braunschweig anno 1521 Luthern drei Kannen Bier zuschickte, ruft er in seinem Salon aus: „Ich werde das dem Hause Braunschweig nie vergessen."

(An Keller, Tüb. 4. Juni 1835:) Nik. Lenau hat einen Frühlingsalmanach herausgegeben, worin sein vornehmer, großer, bleicher, interessanter Faust vollendet ist; dazu Gedichte von Rückert und [Karl] Mayer, ein schändliches Lustspiel [„Der Bärenhäuter im Salzbade"] von Justinus Kerner, der nun zeigt, was er bei der Magnetisiererei zugesetzt hat, und „Salomo's Nächte" von Gustav Pfizer, der alte graue Pyrrho in wunderfarbigen, herrlichen Versen und einem denkwürdigen Schluß, der Alexandern vor den den größten König der Folgezeit zitierenden Salomo stellt, den Helden der Tat vor den Helden des Gedankens; die Königin von Saba fehlt zwar nicht darin, aber sie richtet nichts bei dem Denker aus. Das wußten doch die arabischen Märchen besser. ... Ich befinde mich um ein gutes besser, seit mein Freund Kausler Stiftsbibliothekar geworden ist: „Eines Rede ist keine Rede." Mein Oedipus in Kolonos, den ich wieder vorgenommen, ist nächstens fertig, und manches andre, was mir wenigstens zu einer Fortsetzung des Daseins behilflich gewesen ist. Ich werde, wenn die Stunde gekommen ist, aus diesem akademischen Wesen herausfahren, wie ein Schuß aus einer Schlüsselbüchse.

(An Kausler und Weigle, Ehningen 15. Nov. 1835:)

Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten
— — Das ist nicht zu streiten.

Doch laissons cela! Was würde es auch helfen?

Ich will die Kanzel müde schlagen,
Und ob mein Herz darüber bricht,
So sollen meine Feinde sagen:
Er war Vikar und stockte nicht.

Jetzt habe ich zweimal gepredigt und nie hat die Kirche über eine halbe Stunde gedauert ... in der biblischen Geschichte stehe ich noch immer an den verschiedenen Apfelsorten, welche es im Paradies gegeben hat. Ferner hab' ich wieder etwelche Gedichter gemacht und neulich in einem Anfall von Laune das Manuskript an Publium Cottam geschickt, wiewohl ich voraus wußte, er würde es nicht nehmen; ich habe übrigens noch keine Antwort. [Folgt Notiz über die Lektüre verschiedener Simplizianischer Schriften.] Leider aber bin ich (trotzdem daß ich auch den Philander von Sittewald studiert habe) immer noch nicht im klaren, ob der Verfasser Moscherosch ist oder nicht. Macht mir ums Himmelswillen morgen ein Paket von den nöthigsten ad Simplicissimum attinentibus zusammen und gebt es morgen dem Fuhrmann mit; womöglich sollte auch Arnims Wintergarten dabei sein, in dem eine Simplizianische Erzählung von Soldaten und Zigeunern kommt.

(An Keller, Ehningen, Nov. 1835:) Ich bin Vikar; versuche einmal, diese Worte zu singen auf die Melodie „Auch ich ward in Arkadien ge-

boren“: ich habe bisher vergeblich daran studiert und geworgst. Der Simplizius Simplizissimus ist dir hiemit feierlich versprochen, aber er ist noch im Paradiesgärtle und macht Schneeballen s. in lumbis patrum. ... Wenn der Genius des bürgerlichen Trauerspiels mich nur in eine unkirchliche Lage und in ein eigenes Zimmer führen wollte! Die Wahrheit wollt' ich selber suchen. O es ist unverantwortlich von den Reichen, daß sie nicht alle Genies sind: sie hätten so gut Zeit dazu. ... Soeben kommt mir ein sublimer Gedanke. Der Simplizissimus ließe sich machen zum integrierenden Teil einer „Bibliothek klassischer altdeutscher Romane“ o. dgl., wo man anfangs noch Sagen und Romane durch einander spielen ließe. Man würde mit dem Fortunat etwa anfangen, dann Eulenspiegel 2c., denen man eine Rundung gäbe. Du erinnerst dich, daß du gesagt hast, du würdest die französischen Originale der Volksbücher herschaffen können. Nun ist Schwab auch auf diesen Gedanken gekommen, hat aber der lieben Moralität wegen das Beste weggelassen. Wollen wir uns nicht gleich umthun? Die älteren umarbeiten, die neuern, den Simpl., die Asiatische Banise 2c. 2c., mit Einleitungen begleiten, daß's patscht? Ich komme in etlichen Tagen nach Stuttgart und will gleich mit dem Buchhändler Rieger reden, wenn ich nicht einen absagenden Brief von dir treffe. ... Man muß das Eisen schmieden, so lang es warm ist. Kannst du mir nicht ein altes Compendium der Literatur (etwa Gottsched) verschaffen, in dem des Samuel Greiffenson eines breiteren gedacht wäre?

(An Keller, Anfang Dez. 1835, zwei kurze Briefe:) Hier folgt der große Litterator mit Dank zurück. Ich glaube nächstens, wenn nicht Hilfsmittel von Tübingen aus mich eines andern belehren, daß unter den vielen Pseudo-Namen Greiffensons der ächte Christoffel von Grimmelshausen heißt. ... Von Buchhändler Rieger habe ich die Neuigkeit erfahren, daß die Zeit der Gesamtwerke und Lieferungen vorüber ist, weshalb er auf den Plan einer Sammlung nicht hat eingehen wollen. Dem ungeachtet hat er mir viele Hoffnung gemacht, mit den beabsichtigten Restaurationen sich nach und nach einzulassen. Mit dem Simplex ist es vorerst so ziemlich richtig: er wird nach Ostern gedruckt.

(An Kausler und Weigle, Ehningen 13. Dez. 1835:) Ich bitte ... erstens um den Titel von Rapp's Madrider Ausgabe der Novelas exemplares des Cervantes; zweitens um die Stelle in der Vorrede dazu, welche von der nachgelassenen Novelle La Tia fingida handelt, — natürlich spanisch; drittens um das Sonett in der T. f., welches anfängt En esta calle yace mi esperancia. Dieses alles brauche ich, um die Uebersetzung der T. f., welche ihr ja kennt, mit einem notwendigen Vorwort herausgeben zu können, und Hallberger kann es nicht erwarten, bis ich sie ihm schicke, weil er sie gleich einzeln drucken lassen will. ... Ich wünschte die Geschichte von Augustini Mutter und dem alten Bischof, der sie über ihren liederlichen Sohn tröstet, etwas genauer zu wissen, du kannst dir schon denken wozu: wie hieß er? und was sagte er eigentlich? ein Sohn, der der Mutter so viel Tränen entlocke, könne nicht zu Grunde gehen? ... Im Januar werden meine Carmina gedruckt werden. ... Wenn's langt, so schreib' ich dem Waldfegerlein noch ein Märchen zum Christtag.

(An Kausler, Ehningen 16. Dez. 1835:) Du hast keinen Begriff, wie begnügsam ich geworden bin, und wie fest ich mich in Apollo's und Minerva's Salons versetzt glauben würde, wenn ich wieder einmal von 1—2 mit Leuten sprechen könnte, welche doch die Prämissen, daß Goethe ein Herrgottsakerment sei und daß die Kunst auch nicht dumm sei und daß Poesie mehr sei als Gelegenheitsgedichte, unangefochten lassen und welche meine Gedichte vielleicht doch nicht ganz nach dem Honorar taxieren, das sie mir eintragen können. . . . Ich bin fest entschlossen, von diesem dürren Felsen hinabzuspringen in die beweglichen Gewässer der Uebersetzungskünstler. St. Christophorus sei mit mir! Ja, mein Freund, ich werde über den Jordan gehen zu den Kindern Edom, Moab und Amalek; denn da ich das noch nicht geworden bin, wozu ich entschiedenes Talent habe, nämlich ein unabhängiger Mensch, so ist es eins, wo und wie ich mein Faß wälze, und wenn ich mich ärgern soll, so will ich mich hie und da großartig ärgern, nämlich im Theater. Vielleicht bring' ich doch so viel vor mich, um meinen Lieblingsgedanken auszuführen und ein paar Sommermonate in den Bergen an der Teck leben zu können. Meine Tragödien? laß ruhn die Toten! Es ist vielleicht ein natürlicher Contrecoup, daß mir die herrlichsten Späße durch den Kopf gehen, und wenn ich mich jetzt gleich losmachen könnte, so hättet ihr in vierzehn Tagen ein süperbes Lustspiel. Jetzt kommen aber die Feiertage, und ich mag nicht vor der Schlacht desertieren. Bis dahin hoffe ich Antwort von Hallberger zu haben, und hoffentlich solche, die mich nach Stuttgart bringt. Dort bleib' ich über den Winter. Ein paar Novellen krabbeln mir auch im rechten Arm, und ich wäre selber begierig, wohin es mit diesem Rheumatismus käme. Die Tragödien sind aber damit nicht abgestoßen, denn ich hoffe noch immer als Kaiser stehend zu sterben, oder gar unter Blumen zu Firenzuola. Den Friedrich II. haben sie immer noch nicht „menschlich näher gerückt", und ich danke allen Neunen, daß ich das Raupach'sche Stück gesehen habe, weil ich auch zu sehr zu diesem Tone mich hingeneigt hatte. . . . Morgen wandert die „Vorgebliche" [Tia fingida] auf die Post. — Ich könnte mich eher hier zu bleiben entschließen, wenn mein kleiner Vetter da wäre . . . aber er lebt zu Böblingen in der Kost und Schule. . . . Wenn er nur einen Tag bei uns ist, hüten sie mich wie den Rattenfänger von Hameln, daß ich ihm keine Märchen erzähle, „er habe ohnehin eine so starke Phantasie": neulich sagt' ich, das sei gerade, wie wenn man einem die frische Luft verbiete, weil er so eine gute Lunge habe: da sahen sie mich an! . . . Rieger hat sich entschlossen, den Simplex zu übernehmen, und forderte gestern von mir die Bestimmung des Honorars; ich stellte es auf 5 fl 30 k für den Bogen am Roman, 15 fl für den Bogen an der Einleitung, und sehe seiner Antwort entgegen.

(An Kausler, um dieselbe Zeit:) Liesching[1]) hat . . . ein Werk von mir zurückgewiesen und scheint überhaupt mehr à la Don Carlos drucken zu wollen.

(Kausler an Kurz, Tübingen 9. Jan. 1836:) Daß der Simplex in die Kleinkinderschule muß, tut uns leid. Auf was hin gehst du denn jetzt

[1]) Derselbe Stuttgarter Verleger, der 1844/45 gegen Vischers Antrittsrede geschrieben hat.

nach Stuttgart? Die Novelle und die Gedichte, auf die ich mich recht freue, werden wohl nicht viel abwerfen. . . . Um den Grafen Platen [† 5. Dez. 1835] hat es mir auch leid getan; errichte ihm in unsrem Namen ein kleines Denkmal: er war einer der souveränen Fürsten, wenn auch eines kleinen Landes; willst du es in Prosa tun, so schlachte ihm zu Ehren, nach alter Königssitte, einen Haufen poetische Sklaven ab. Uebrigens ist er schon wieder ersetzt, da Menzel dem Freiligrath „einen Platz unter den ersten Lyrikern Deutschlands" angewiesen hat (der allererste ist dann wohl mein Freund Kosegarten). Gutzkows Appellation [wohl die „Verteidigung gegen Menzel"] habe ich gelesen; sie wird mit Unrecht verspottet. Die deutsche Plumpheit, mit der man ihn als Staatsverbrecher behandelt, zwang ihn zu diesem Schritt: den Dummen kann man keine gescheite Antwort geben. Suche dir Laube's „moderne Charakteristiken" zu bekommen, wenn du nach Stuttgart gehst: es ist wohl das Beste, was das junge Deutschland geschrieben. — In deine dramatischen Pläne setzte ich (ehrlich gesagt) von jeher einiges Mißtrauen: dein Fach scheint mir hauptsächlich die Novelle ꝛc. zu sein, wie sie neuerdings ausgebildet worden ist als freier Platz für das Spiel des Humors — es däuchte mir oft, du habest dich gewaltsam in den Enthusiasmus für das Dramatische versetzt. . . . Poeten habe ich seit lange nimmer gelesen; gestern Abend Immermann's Merlin [folgt ein sehr böses Urteil]. Grabbes Neuestes kann man gar nicht lesen; sein Hannibal ist in Prosa geschrieben, die, wie es scheint, die Berlichingische sein soll — du kannst dir vorstellen, wie sich Grabbe in gedrungener Prosa ausnimmt. . . . Willst du beim Drama bleiben, so findest du, zu deinen Gunsten, alle Ehrenplätze leer und kannst dir vielleicht in Bälde so viel Ansehen verschaffen, als nöthig ist, daß man einen leben läßt. Ich würde mich freuen, wenn du mir ausführlicher schriebest, was du selbst von deinem dramatischen Talente denkst; ich wollte gerne mit meinem Obigen Unrecht haben, denn ein Dramatiker ist mir lieber als ein Novellist. . . . Vielleicht kommst du ja auch noch zu meinem Glauben herüber, in dem ich je länger je mehr die einzige Lösung finden kann und die einzige Poesie, die bisher größtentheils eine Lüge gewesen ist, wie Laube mit Recht sagt. Der christliche Glaube allein kann die Zeit, die ein halber Leichnam ist, zum Leben bringen — man sollte anfangen zu merken, daß man bisher (was man Fortschritt, Weiterentwicklung nannte) den kranken Leib nur wieder auf eine andere Seite gelegt hat, die in Bälde auch zu schmerzen anfangen wird; mir graut, wenn ich an den Wahnsinn denke, der die Leute so umnebelt hat, daß sich das Nächste, Einfachste ihren Blicken entstellt und das philosophische und poetische Publikum sich wie ein Narren-Kollegium ausnimmt.

(Kurz an Kausler, Stuttgart 16. Jan. 1836:) Es sind mir gerade noch zwei Stunden übrig, um meinen Korrespondenten zu schreiben, daß sie in Zukunft an „Herrn Exvikar und wiederum ganz blutten und bloßen H. K. im Gauger'schen Hause, Königstraße, Stuttgart," adressiren sollen, und — um zu schlafen. Ich habe mich mit Hallberger in allerlei eingelassen, was ich bei besserer Muße mitteilen werde, komme soeben (morgens 4 Uhr) mit deinem Bruder von der Redoute und fahre in zwei

Stunden nach Ehningen, um — Abschied zu nehmen. Eduard machte einen Kapuziner, ich einen Pilger, bekam aber auf die Anrede „Gelobt sei Jesus Christ“ meist „Gehorsamster Diener“ zur Antwort.

(An Kausler, Stuttgart Febr. 1836:) Von meinen Gedichten sind jetzt zwei Bogen gedruckt. . . . Das Werk, an dem ich noch zwei Tage zu übersetzen habe, ist ein erbärmliches Geschreibsel von einem holländischen Staatsrat über die belgische Revolution. . . . Wenn du recht ergrimmt auf dich bist und dir eine große Niederträchtigkeit anthun willst, so lies, ich bitte dich, Raupachs Tasso, der mir als Phänomen merkwürdig war, denn er hat mir ein sonderbares körperliches Gefühl wiederholt, das mich immer auf der Kanzel befiel, ein Mittelding zwischen Wut und Lachen. Ich werde R. nicht mehr nennen. . . . Für Lewald's Atlas bin ich auch Mitarbeiter. Die spanische Novelle wird bei H. nächstens gedruckt, und ich übersetze die anderen von Cervantes auch. Ich sehe hie und da den jungen Gustav Schlesier, den ich nicht des Alters wegen so nenne, denn er ist älter als ich, sondern weil er vom jungen Deutschland ist. Heine hat ihn ein großes Herz genannt. Ich halte ihn für einen ganz guten Menschen, weiß aber nicht recht, was er mit seiner Malice gegen Tieck will, die er mir mündlich (und auch in Lewalds Theaterrevüe) exponiert hat. So viel ich sehe, handelt sichs um einen Tendenzprozeß, der mir schlecht angebracht scheint. . . . Einen mündlichen Nachlaß von Hegel hat er mir auch mitgeteilt, der mir unauslöschlich bleiben wird. Ich teile dir ihn mit, nicht um dich zu frondieren, sondern aus Pflicht als Merkwürdigkeit:

Wenn du leben willst, so dien',
Wenn du frei sein willst, so stirb,
Wenn du tot bist, bist du nicht mehr du!

Das ganze System ist darin erschöpft, nur die Poesie im ersten Gliede weggelassen, wie auch dort.

(An Keller, Stuttgart 4. März 1836:) Deine teilnehmende Frage nach den operibus kann ich dir dahin beantworten, daß Pyramus und der Löwe zugleich gedruckt werden: die Tia ist in wenig Tagen fertig, und ein Muster der Gedichte kannst du bei Kausler einsehen. Ich werde die andern Novellen nach einander einzeln ausgeben lassen. [Weiteres über literarische Pläne Kellers.]

(An Keller, Stuttgart 8. Apr. 1836:) Hier überbringen dir die Carmina meine besten Grüße. . . . Die Tia, die ich glücklicherweise in meiner Baudryschen Ausgabe habe, richte ich für dich hin, bis du hieher kommst. Die Rezension, für die ich dir sehr dankbar sein werde, gib, wohin du willst.

(An Kausler, um dieselbe Zeit:) An meinen Gedichten erleb' ich viele Freude. Pfizer zieht den Pagen [S. 107, meine Ausg. 1, 73] und, als fühlte er die Nemesis darin, die Rede [S. 44, m. A. 1, 21] vor, deren Nutzanwendung freilich an ihn und R[otter?] gerichtet ist.

(An Kausler, St. 22. Apr. 1836:) Meine kleine Novelle hat große Gnade bei Schwab funden; er konnte sie fast nicht loben vor Lachen. So wahrscheinlich sei ihm das Unwahrscheinliche noch nie gemacht worden. Sie wird nächsten Monat im Morgenblatt erscheinen. . . . Zu deiner Anekdote

hab' ich ein Seitenstück. Ein Mann geht in der Königsstraße, dem begegnet ein anderer und sagt: ‚Verzeihen Sie, es hängt ein Papier aus Ihrer Tasche, Sie werden es verlieren.' „Ei, sagt jener und greift hinter sich: das hat mir wieder ein Geist herausgezogen." ‚Sie sind wahrscheinlich Kerner.' „Zu dienen." Es ergab sich dann noch, daß der andere ein alter Bekannter von ihm war, List aus Amerika. — Eine idyllische Tragödie beschäftigt mich; sie wird wunderschön, wenn ich sie so herausbringe, wie ich sie im Kopfe habe. Sie muß mir aber erst noch recht warm machen, bis ich die Feder anrühre. Schwab sagt, ich habe ein entschiedenes Talent zu solchen Novellen, aber sein Beifall war nicht ganz schmeichelhaft. „Das können sie in Norddeutschland nicht", rief er triumphierend: „sie haben einen Neid und quälen sich ab und bringen dummes, verzerrtes Zeug heraus; aber bei uns liegts im Volke, da geht es vielen leicht von der Hand, während es dort kaum den größten Geistern gelingt." Ich habe nur so viel dazu zu sagen, daß ich jenen Schwank zwar behaglich geschrieben, aber das Genus noch nicht gefunden habe, in dem ich heimisch bin. — Vorstehendes war geschrieben, als der Hailfinger „Appoll" [Val. Baur] ankam: ich bin euch wirklich dankbar für diese Sendung, die, wunderbar, wie sie ist, meinen Gedanken eine starke Diversion gemacht hat. Es geht mir mit dem Protegieren besser als mit dem Protegiertwerden; es ist mir ohne alle Mühe gelungen, Schwab zu begeistern, und der ist dann dem Dr. Hauff zu Leibe gegangen und hat ihm auf den Leib gemalt: einen Bauernkittel und so große Knöpfe trägt er! Es kommen jetzt Proben davon ins Morgenblatt und einige von einschlagender Tendenz in den Beobachter; die Gedichte selbst hab' ich der Expedition des Beobachters in Kommission gegeben, ich hoffe, seine Druckkosten sollen in kurzer Zeit gedeckt sein. . . . Ich habe das Mögliche für ihn getan, und sehe seinen fernern Arbeiten mit Begierde entgegen, namentlich seinem Lustspiel. Was man ihm zu lesen geben soll, weiß ich freilich kaum: vielleicht am liebsten nichts als Positives, — Stoff. Schwab wollte ihm Uhlands Gedichte geben; ich hielt es nicht für rätlich und ließ ihn nur ein passendes von Rückert lesen. Wenn ich aber offen sein soll, so hat er mich häufig an mich selbst erinnert. Ihm die meinen zu geben, habe ich jedoch ebenfalls mich nicht entschließen können. Wir wollen erst sehen, wie die neuen Eindrücke auf ihn wirken. Auf meine Note im Morgenblatt, an der einige Schwab'sche Zusätze kenntlich sein werden, will ich ihn diesen Abend vorbereiten. . . . Schwab hat ihn inkognito bei mir gesehen, nachher aber mir erlaubt, ihm seinen Namen zu sagen; ich zweifle, daß es von großem Eindruck auf ihn sein werde.

(An Keller, St. 30. April 1836:) Mit der dramatischen Bibliothek hatt' ich mich hin und her besonnen und nicht herausgebracht, an wen ich mich wenden soll. Ich denke, wir wollen die Sache noch vierzehn Tage ruhen lassen und indes den Plan aufs beste bedenken. Meine Novelle haben sie ins Morgenblatt genommen, und Schwab sagt mir, Cotta interessiere sich für mich. Vielleicht läßt sich dann mit diesem etwas machen; nur nicht übereilen, denn er wohnet in einem Dunkel, das kein Aug zu schauen vermag. — Bei den Klassikern [Uebersetzungen von Schwab, Osiander usw.] kann man nicht ankommen: von Droysens Rücktritt will

Schwab nichts wissen; überhaupt schien's mir, das Kapitel sei ihm nicht angenehm. Plato ist mit Haut und Haar vergeben.

(An Keller, St. 5. Mai 1836:) Die Dramen verursachen mir viel Gedanken, aber zu einer Tat ist es noch nicht gekommen. Ich weiß eben nicht, an wen mich wenden; denn einen Korb zu bekommen, das ist keine Kunst. . . . Die Novelle wird nächstens ausgedruckt sein, dann will ich sie euch schicken. Ich habe, durch Hauff überzeugt, den Schluß weggelassen. Sagt mir aber doch eure Meinung in diesem Punkte — für späterhin, wenn ich sie zusammendrucken lasse. . . . Oedipus ist fertig und muß nun eine strenge Revision erleiden, wozu ich dich bestens gebeten haben will mir den Kommentar von Paulla-Hocheder zu besorgen, aber bald. Silcher hat ja eine recht malitiöse Kritik der „Ausländischen Melodien" ins Morgenblatt geschmuggelt.

(An Kausler, St. 8. Juni 1836:) Seeger ist da und man lebt so hin; es werden ihm glänzende Hofmeisterstellen angetragen, eine in der Schweiz, wo Wieland als junges Genie aufkeimte, ist besonders lockend — als Karriere eines deutschen Dichters. [S. war in der Thať von 1836 bis 1848 in Bern, zuerst als Hofmeister.] Hast du die miserabeln Eckermann'schen Gespräche gelesen? Laube's Schauspielerin ist keine Poesie, ich hab' ihn aber doch lieb, und deutsche Elemente sind auch in dem Buch. . . . Ich gehe bald auf eine Woche nach Ehningen, kommt einmal in Böblingen mit mir zusammen.

(An Kausler, St. 11. Juni 1836:) Das Nähere über meinen Ehninger Aufenthalt in der nächsten Woche, bis dahin hab' ich noch zu tun. Ich will eigentlich den größten Teil des Tages dort in einem Walde leben und in dieser Dekoration ein Lustspiel (der Maskenball o. dgl.) schreiben, für Cotta, mit dem Motto:

Mein Kater spinnt Komödie
Mit Tanzbelustigung.

. . . Unterrichte mich nur ganz insgeheim über die Form der Preisarbeiten. Auf deinen Aufsatz bin ich unendlich begierig; sobald er da ist, will ich mit Liesching unterhandeln; er ist nobel, zahlt prompt und druckt wie ein Engländer. . . . Goethes Gespräche [mit Eckermann] haben mich geärgert, weil ichs nicht leiden kann, daß er sich solche Kammerdienerseelen erzieht. Es ist etwas kleinliches, und dann bin ich auch eifersüchtig. Bettina ist der Typus aller Verehrung für Goethe, sagte S[eeger] gestern Abend. Gervinus aber meint, das sei weibisch, und ich meine, in jedem Menschen dürfe etwas Weibliches sein. [Beigelegt ist das Gedicht „Stufen der Menschheit".]

(An Kausler über seinen Aufsatz über L. Tieck und die deutsche Romantik, St. 14. Juni 1836:) Du kannst dir denken, daß ich mich über deinen Aufsatz sogleich hermachte und ihn trotz dem Kopfweh, das mir das liederliche Geschreibe verursacht hat, in einem Zuge durchlas. Du wirst nun auch eine der sonderbaren Entdeckungen gemacht haben, die dem angehenden Schriftsteller bevorstehen, nämlich, daß, wo der Mensch fertig ist, der Autor beginnt, daß jener vollendet sein kann, während dieser wie ein Kind beim ersten Gehenlernen strauchelt. Diese einleitenden Zeilen wirst

du aber zu wohl verstehen, als daß du ihnen eine fatale Deutung unterlegtest: ich bin mit deiner Schrift in ihren Resultaten vollkommen einverstanden und habe nur gegen die Form zu sprechen; und da ist mein Erstes, daß ich dir gerade heraus sage, du habest dich gegen die Form zu vornehm verhalten. Das darf man nicht so hinwerfen, das muß durchgearbeitet sein. Im Leben und Sprechen bist du ganz anders: deine Zeilen verhalten sich so trocken, so kalt. Versteh mich aber recht: ich muß immer wieder zwischenhinein sagen, daß ich den Wert der Schrift, nach dem Inhalt gerechnet, vollkommen anerkenne. Nur hast du dir das Ganze zu sehr abnöthigen lassen, so sehr, daß man einen ehemaligen Votary Tiecks darin nicht erkennt. Wenn du von vornherein, statt zu raisonnieren und das Vorzügliche durchs Urteil geltend zu machen, dich in den poetischen Duft deiner ersten Tieck'schen Libationen versetzt hättest, so wäre gewiß eine behaglichere Stimmung durchs Ganze hindurchgegangen und du hättest dann das Contra noch viel schärfer vorbringen können. Denn ich erkenne mit Schaudern, daß alles, was Menzel gegen Goethe vorgebracht hat, gegen Tieck geltend gemacht werden kann. Seine Gesinnungslosigkeit fängt an mir grell aufzufallen. Und dann würde ich nach einer Schilderung seiner Poesie, wie sie auf die Empfänglichen seiner Zeit gewirkt hat und in derselben Art auf die späteren Generationen ebenso wirken mußte, ohne weiteres damit herausplatzen, daß der größte Teil davon mit dem Verstand abkalkuliert war. Ich kann nichts sagen, als lauter Dinge, die in deiner Schrift liegen, aber nicht gehörig heraustreten, bin aber fest überzeugt, daß eine geringe Ueberarbeitung alles das leisten kann. Beim Verhältnis der Romantik zu Schiller, däucht mir, hast du dich auch zu kurz verhalten, während du den unnötigen Brief über den seligen Fouqué anführst: da ist viel zu sagen und nagelfunkelneue Sachen, zuerst über Goethe und Schiller: daß dieser innerlich der größte Dichter war, äußerlich aber nichts zu Stande brachte, daß die großen hohenstausischen [!] oder andere Tragödien in ihm schlummerten, wovon Goethe keine Ahnung hatte, daß er aber, um ihnen Stimme zu geben, nach der Zeitphilosophie greifen mußte und die Sache damit verdorben war; daß die Romantiker das sehr gut einsahen und ihn mit vollem Rechte gering schätzten, indem sie, wie Schiller mit seinem „An sich“ über allen stand, ebenso wieder innerlich sein Produzieren überragten und übersahen, während sie dagegen mit dem ihrigen noch hundertmal weniger etwas Effektives herausbrachten. Wie das in den Schlegeln und namentlich in Tieck gepfupfert hat und noch pfupfert, dürfte man am Ende einmal heraussagen. . . . Die philosophische Würdigung Tiecks ist vortrefflich, es ist eine Ergänzung der Hegel'schen Kritik, denn H. wußte hinten und vorn nicht, warum er ihm so gram war. Friedrich Schlegel ist ganz gut charakterisiert (daß es ihm sein Lebenlang an Geld gefehlt hat, könntest du indirekt unter die Ursachen seines Uebertritts setzen: vide die kürzlich erschienene Galerie 2c. aus Rahel's Umgang); bei August ist es leicht das Richtige zu sagen. Ebenso haben mir eine Menge Einzelheiten außerordentlich gefallen, deren ich mich nicht mehr erinnern kann; so z. B. die Wunderlichkeit Goethes, seine Novelle in Hexametern zu schreiben, die Andeutung, jene christlichen Deutschthümler hätten das Christenthum aus dem

heidnischen Germanismus ableiten sollen rc. . . . Mit dem, was du über seine Novellen sagst, bin ich völlig konform, aber du hast hier dein Urteil so angelegt, daß man es noch weitläufiger verlangt. Ueberhaupt eilst du etwas cavalièrement dem Schlusse zu: lieber Freund, als eine vornehme Natur darf man wohl schreiben, aber vornehm schreiben darf man nicht. Den Schluß selbst aber muß ich völlig verwerfen, er würde dir vielen Verdruß machen. So kannst du die Sache nicht abschütteln; wenn du über die neuesten Verhältnisse Tiecks sprechen willst, so mußt du dich des breiteren über das junge Deutschland aussprechen oder mußt die Sache gar nicht berühren, was freilich kaum anginge. Gutzkow sagt in seiner neuesten Schrift (über die Literatur), die ich von [vor ?] der Zensur avant la lettre gelesen, giftig aber nicht ohne Wahrheit, er habe sich wie Menzel zum Champion der Moralität gemacht und „mit einem von gewissen Dingen krumm gezogenen Rücken die Andacht zum Kreuze vorstellen wollen". Tieck hat sich dem jungen Deutschland als Antireformist entgegengestellt, worin ich ihm von Herzen beistimme, denn ich sehe in jedem Reformer, von — bis Luther und O'Connell, eine Borniertheit, während ich unwillig die historische Notwendigkeit zugebe und Jesus für den einzigen Reformer gelten lasse, an dem meine Seele hängt, aber deswegen weil er eigentlich keiner ist; aber Tieck mit seiner Gesinnungslosigkeit ist nicht der Mann, auch nur dem Schatten einer Reform, auch nur der Affektation derselben, was Gutzkow ist, entgegenzutreten. . . . Ich muß noch zwei Novellen schreiben, ehe ich nach Ehningen gehe.

(An Kausler, kurz nachher:) Heute Nacht bin ich zurückgekommen und lebe die nächsten Tage inkognito hier, um das Lustspiel, von dem ich noch keine Zeile habe, wie einen andern Normalaufsatz auch, in aller Eile noch zu schreiben. Deshalb versteh mich jetzt besser als in deinem letzten Brief; ich fragte nicht nach den Bedingungen dieses Lustspiels, die ich recht wohl kenne, sondern wie man es bei einer Preisaufgabe der Form nach einrichten muß, der versiegelte Zettel rc. rc. . . . Mein Aufenthalt in Ehningen war nicht sehr ersprießlich, doch hab' ich eine Novelle wie den Simpl. dort geschrieben.

(An Kausler, St. 8. Juli 1836:) Du verdankst diesen Brief, an den ich all die Zeit nicht kommen konnte, einer schlaflosen Nacht oder vielmehr einem zu frühen Aufwachen. Nun erinnert mich diese Morgenstille und das ungewisse Zwitschern der Vögel an Tieck, durch dessen Poesie auch so etwas Geisterhaftes hindurch geht, wiewohl ich gestehen muß, daß es mir bei ihm oft zum Gespensterhaften geworden ist. Dieser Humor mit all seinen prächtigen Späßen, namentlich im Zerbino, hat wieder so etwas Gezwungenes, Lebloses, er sieht einen oft mit so geschlossenen Augen an, daß, wenn die andern in Lob und Freude darüber nicht satt werden konnten, es mich oft innerlich geschüttelt und geschaudert hat. So ist es auch in seinen Novellen: man stößt auf Partien, wo es hergeht, als ob man auf einem Gespensterschiff triebe, und wo man endlich froh ist, das Buch wegzulegen und aus dem tollen Spuk zu erwachen; am unerträglichsten sind die naiven Reden der gemeinen Leute, selbst Schiller hätte das natürlicher gemacht. Mich dünkt, um sein großes Verdienst hervorzuheben, müsse man

vor allem von seinen Märchen reden, vom Runenberg und den anderen, die einen mit so großen Geisteraugen anschauen; jede dieser Dichtungen kommt mir vor wie ein Schloß von blauem Stahl, im Gebirge zauberhaft versteckt und nur Sonntagskindern sichtbar. Uebrigens glaube ich, daß ein deutscher Kritiker bei deutschen Schriftstellern einen sehr unkritischen Punkt zur Sprache bringen muß, nemlich daß sie mehr als alle andern europäischen Autoren gezwungen sind zu schreiben und viel zu schreiben: da wird denn jeder zuletzt nach einer Seite hingetrieben, die seine schwache ist. . . . Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht ein Journal fänden, wiewohl ich jetzt weiß, daß Schwab mit dem Brockhaus'schen nicht mehr sonderlich liiert ist. Ich lasse den Aufsatz [über T.] noch liegen, bis letzterer mir mein Lustspiel zurückgibt, das ich ihm mitgeteilt habe. Ich kann nämlich jetzt frei damit schalten: vor zwei Tagen erhalte ich aus der Cotta'schen Buchhandlung ein Paket, das mir viel zu denken gibt; ich erbreche es und sehe mein Stück: Was? denk' ich, ist der Preis so schnell ausgeteilt worden? Aus dem beiliegenden Brief jedoch erseh' ich, daß es (was erstunken und erlogen ist) erst am 2. Juli angekommen sei und mithin nicht mehr angenommen werden könne. Also haben die Flegel ohne weiteres den versiegelten Zettel erbrochen. Ich mag um so weniger einen nachträglichen Schritt tun, als ich nun weiß, daß Lewald und Menzel unter den Richtern sind, Schwab aber zurückgetreten ist. — Du wirst beim Weiterlesen im Morgenblatt gelacht haben: es wird dir vorkommen, wie ein Mann, der im Postwagen mit dir fährt — er will nicht ungesellig sein, zwingt sich zum Sprechen und wirft dir mürrische kurze Reden in den Bart; nach und nach aber wird er warm, kommt in den Zug und erzählt dir eine langatmige, unbedeutende, aber herzliche Geschichte. Ich spinne nun das Trumm weiter; die Lucia hab' ich aufgegeben, weil ich mit Schrecken bemerkte, daß das zu einem Duell mit dem Fürsten P[ückler-] M[uskau] führen könnte. Meine jetzige Gönnerin heißt Agnes.

(An Kausler, St. 10. Juli 1836:) Ich bitte dich, mir mit umgehender Post die varias cantilenas etc. (namentlich ein Katzenjammerlied), die ich . . . zurückgelassen, zuzusenden; ich will sehen, ob ich sie nicht zu einer Novelle, die ich gegenwärtig schreibe, verwenden kann. Das ist nun das achte Mädchen, das ich an den Mann bringe, und heißt Emilie, namentlich deswegen, weil ihr Held ein Schreiber. Nun fällt es mir erst auf, daß sich in meinen Gedichten gar kein Mädchenname befindet: es gibt ihnen etwas Abstruses. — Schwab hat mir meine Komödie noch nicht zurückgegeben.

(An Kausler, St. 14. Juli 1836:) Die Hitze reicht gerade so weit, daß ich nichts thun — nicht kann — aber will. Ich dreckle [knete] schon seit einer Ewigkeit an einer sehr hübschen Novelle herum „Das Wirtshaus gegenüber", aber sie will nicht vorrücken. . . . Meine Familiengeschichten les' ich mit großer Erbauung Tag für Tag im Morgenblatt, denn ich habe sie so schnell hingeschmiert, daß ich keine Zeile mehr weiß. An manchen Stellen tritt mir eine sehr amüsante Unbehilflichkeit entgegen. Die Episode „Die Glocke von Attendorn" gehört nicht unter das Schlechteste: ich muß dir gestehen, ich bin über diese Sprache erstaunt. . . . Der Geist des Judentums soll abgeliefert werden, aber erst später, da ich nur Ein Exemplar

erhalten habe. . . . Schwab hat meine Komödie noch nicht zurückgegeben; ich weiß nicht, was er so lange damit thut. Um Platens Briefwechsel will ich ihn nächstens bitten. . . . Kannst du mir nicht einige Data über Auswanderungsangelegenheiten und Kolonisation in dem ödesten Teile von Nord-Amerika geben? Ich brauche sie zu einer Novelle „Gold und Brot".

(An Keller, St. 16. Juli 1836:) Ich will aber sehen, daß ich mein erstes Bändchen Novellen herausgebe: ich habe bereits — nobel gedruckt — 15—17 Bogen beisammen. . . . Ich werde euch noch dies ganze Jahr mit Novellen amüsieren.

(An Kausler, St. 3. Aug. 1836:) Lies doch die beiden beiliegenden Briefe von Keller und gib auf seinen Humor Achtung: es scheint ihm sehr unwohl zu sein. Daß ich als Augsburger Zeitungsschreiber mit ihm kollidiere, war mir unangenehm zu hören, und ich wollte, er hätte mir's erspart, um so mehr da es wahrscheinlich bloß an ihm liegt, er wird keinen Schritt getan haben. Ich habe auch keinen getan, sondern Kolb ist zu mir ins Haus gekommen und hat gesagt: Will you or will you not? worauf ich erwiderte: Yes, Sir, I will. Daß K. aspirierte, davon hab' ich auf mein Wort nichts gewußt. . . . Ich weiß jedoch seitdem nichts näheres, da Kolb erst von Augsburg aus an Cotta nach Baden geschrieben hat. Die Ehre eines Vorpostenkämpfers, die mir Seeger zudenkt, ist eine sehr ungewisse: ich weiß ja gar nicht, wie ich mich mit diesen Leuten werde stellen können. Mein Erstes und Nächstes ist, daß ich es angenommen habe, weil ich aus diesem Bettelwesen heraus will. . . . Daß die Tübinger über meine Familiengeschichten ungehalten sind, gereicht mir zu besonderer Befriedigung; ich sehe daraus, daß ich nichts Mittelmäßiges geliefert habe, sondern bloß etwas Gutes oder etwas Schlechtes, mit welchem Dilemma ich sehr zufrieden bin.

(An Kausler und Keller, St. 28. Aug. 1836:) Die Verhandlungen mit dem K. Bayrischen Kammerherrn Georg von Cotta über den Augsburger Posten und über die Novellensammlung sind noch nicht zu Ende gediehen, vielleicht wird aus beiden nichts.

(An dieselben, St. 10. September 1836:) Cotta läßt mich seit vierzehn Tagen auf Antwort warten, und ich weiß nicht, ob die Sache zustande kommt oder nicht. Ebenso weiß ich nicht, ob er meine Novellen verlegen will. Am „Wirtshaus gegenüber" faullenze ich seit dem Juli so fort, und so viel Geist auch daran verschwendet sein mag, so macht es doch keinen runden Eindruck; es ist mit der höchsten Unbehaglichkeit geschrieben. . . . Mit Ludwig Bauer hab' ich gestern einen sehr fidelen Abend zugebracht und gesehen, daß man ihn nur in der Kneipe kennen lernen kann — Zug auf Zug und Glas auf Glas; es war ihm sauwohl und vom Trinken und Lachen war er am Ende so kordial, daß er einmal ums andre rief: Wer hat was dagegen? Wir beiden führten das Wort und waren sichtlich über einander verwundert. Wenn mir meine poetische Existenz nicht total zu Scherben geschlagen ist, so schreibe ich nach dieser Novelle ein Trauerspiel. . . . Die Rede am Liederfest war allerdings von mir, und zwar über Schubart. Ich habe sie ins Morgenblatt gegeben und Hauff . . . sie angenommen, ohne sie zu geben.

(An Kausler, St. 12. Sept. 1836:) Beiliegend einige abgefallene Schnipfel, die ich dir hiemit förmlich und feierlich vermacht haben will. Wenn ich dir sage, daß sie die Einleitung zu einem Gemengsel bilden sollten, woraus nachher die Familiengeschichten geworden sind, so wirst du dich über den Anfang derselben nicht mehr wundern. Meine Novelle wird in den nächsten Tagen bestimmt fertig. Ich wollte, wir könnten in der Bälde zusammenkommen; ich wäre recht zum Vorlesen gestimmt: Lustspiel, zwei Novellen. Ich möchte auch einmal wieder ein vernünftiges Urteil hören: Seeger lobt mir meine Novellen, wie sie's nicht verdienen, nur um meine Gedichte herabsetzen zu können, wie sie's auch nicht verdienen. Er braucht sich nicht so viele Mühe zu geben, mich aus der Lyrik zu vertreiben; ich werde von selbst nicht dahin zurückkehren, denn ich fühle deutlich, daß meine lyrische Periode vorüber ist und ich die Lyrik in Zukunft nur als Mittel gebrauchen werde — stilistisch oder zum Einschalten. ... Von Augsburg verlautet immer noch nichts. Ich will sehen, daß ich meine Novellen zusammendrucken lasse und, wenigstens für die nächsten Monate, von hier fortgehe. ... Lear ist glatt übersetzt und genießbar, wozu aber die Schlegel'schen noch einmal? die Tieck'schen — wunderbares Zeug!

(An Kausler, St. 19. Sept. 1836:) Mit Augsburg steht es ganz gut, doch so, daß ich noch nichts näheres sagen kann. ... Warum ich dir gegenwärtig schreibe, ist, daß du mir mit umgehender Post den Schluß des Simplizissimus schicken sollst, den Hauff ins Morgenblatt nicht aufnahm und den ich dir oder Keller mitgab. Giehne besorgt eine Ausgabe meiner Novellen in Mannheim, und es wäre mir deshalb vorher sehr erwünscht, über jenen Schluß zu entscheiden.

(An Keller, St. 26. Nov. 1836; handelt, wie ein paar andere Briefe an K. aus derselben Zeit, von Euryalus und Lukretia u. a. Novellen der italienischen Renaissance, von Pius II, dem Kanzler Schlick u. s. w., zum Zweck der Unterstützung Kellerischer Arbeiten:) Schwab hat recht brav und freundlich geschrieben. Wenn die alte Zeit mit uns Knaben Absalom so säuberlich fährt, so verpflichtet uns das zu einer „zuchtgewöhnten Phantasie“ und zu immerwährender Pietät. ... Ich habe in der letzten Zeit Gfrörer's für mich sehr ersprießliche Bekanntschaft gemacht und werde den Winter über täglich einige Stunden auf der Bibliothek sein, um namentlich nach der Novellenlitteratur zu sehen. Gib mir Fingerzeige und es soll uns beiden frommen. [Aus derselben Zeit muß ein englisch geschriebener Brief an Keller sein; dort heißt es, der Druck der „Genzianen“ werde in ein paar Tagen beginnen [ihre Vorrede ist vom 4. Nov. 1836 datiert]; er habe ferner eine kleine Komödie in der Art von „Künstlers Erdenwallen“, nach einer Gozzi'schen Novelle von Bülow, betitelt „Kunstkennerschaft“, geschrieben, wisse aber nicht, was damit anfangen (m. Ausg., Bd. 1.).]

(An Keller, St. 24. Dez. 1836:) Meine Novelle „Lisardo„ wirst du bald zu lesen bekommen; ich habe vergangene Nacht bis 3 Uhr dran geschrieben.

Die Abstumpfung des Gesichtssinnes.

Von Heinrich Ludwig.

*　　　*

Das nachfolgende, in einigen Teilen gekürzte Kapitel ist einem i. J. 1874 entstandenen Manuskripte mit dem Titel „Ueber Erziehung zur Kunstübung und zum Kunstgenuß" entnommen und wird hier zum erstenmal veröffentlicht. Die im Nachlasse Ludwigs vorhandenen Schriften werden, mit einem ausführlichen Lebensabriß und einer Betrachtung über Ludwigs Stellung im Kunstleben des 19. Jahrhunderts versehen, im Laufe dieses Jahres (bei J. H. Ed. Heitz [Heitz u. Mündel], Straßburg i. E.) in Buchform erschienen. Wir weisen nachdrücklich auf diese, sowohl für die Kunstzustände im neuen Deutschland wichtige, wie auch hinsichtlich der in der Gegenwart wieder lebhaft erörterten Fragen, sehr interessante Veröffentlichung hin. Ueber den Verfasser der Schrift sei hier folgendes bemerkt:

Heinrich Ludwig ist am 13. März 1829 als Sohn des Oberrentmeisters L. zu Hanau geboren. Mit noch 6 Geschwistern wuchs der talentvolle und geistig regsame Knabe in einfach bürgerlichen, aber gesunden Verhältnissen heran und besuchte von 1838—1843 die Mittel- und Oberklassen des Gymnasiums seiner Heimatstadt. Der Vater, der sich in den Freiheitskriegen als Offizier vor dem Feind verdienstvoll ausgezeichnet hatte, weckte den empfänglichen Sinn des Knaben für die Schönheit der Natur und lenkte ihn mit so viel Erfolg auf die Kunst, daß Heinrich, als der Vater 1843 starb, das Gymnasium verließ, die Akademie in Kassel für 2 Jahre bezog und sich von da nach dem regeren Düsseldorf wandte, wo er sich besonders an Schirmer anschloß. Nach vollendeter Ausbildung begab er sich 1852 studienhalber in die Schweiz, trat dort in Zürich auch in den Kreis Gottfr. Kellers ein, zog aber Ende 1853 nach Rom, das ihn für sein Leben festgehalten hat, kurze Unterbrechungen ausgenommen, die ihn nach Zürich und Wien führten. In Wien wurde er durch seinen Bruder Karl, den berühmten Physiologen, mit E. Brücke bekannt, dessen „Physiologie der Farben" entschiedenen Einfluß auf sein Denken und Schaffen gewann.

In Rom hat Ludwig, wie einst zu Düsseldorf im Malkasten, heitere Geselligkeit geliebt, gesucht und wohl auch gefunden. Aber im Grunde gehörte der einsame Mann doch nur der Kunst und der Kunstwissenschaft. Von dem hohen Ernst seiner Kunstauffassung zeugen zahlreiche wertvolle Bilder, eine Menge vortrefflicher Studien und Zeichnungen nebst den geistvollen, auf reichstem Wissen und gediegenem Urteil gegründeten literarischen Arbeiten. Werden und Wandeln des künstlerischen Lebenswerkes Ludwigs ist eine Sache für sich, der hier nicht näher getreten werden kann. Nach zwei Richtungen hin aber hat sich Ludwig durch sein außerordentliches Wissen um die tieferen Dinge seiner Kunst unauflöslich mit dieser verbunden und Deutschlands Ehre in der Kunstwissenschaft gemehrt.

Ludwig, der „in der Jugend des Glückes genossen, von trefflichen Lehrmeistern auf die Bahn einer einfachen Naturanschauung und gewissenhaften Ar-

beitens gewiesen worden zu sein" und durch Nachdenken, Studieren und Probieren zu der Einsicht gekommen war, daß „Kolorit und Formenausbildung Hand in Hand gehen", hatte, begünstigt vom „Freund der Erfindungen, dem Zufall", die Wahrnehmung gemacht, daß durch Petroleumzusatz zu den Farbenpigmenten der Trockenprozeß geregelt und die Leuchtkraft der Farben gesteigert werden könne. Mit dieser nachträglich sorgfältig und systematisch durchgebildeten Erfindung der „Petroleumfarben"[1]) war nicht bloß das Tempo des Malverfahrens und damit eine solide und planvolle Führung der Maltechnik in die Hand des Künstlers gelegt, sondern es konnte auch eine an die alten Meister gemahnende Leuchtkraft und Dauerhaftigkeit des Gemalten erzielt werden. Der Streit um die Priorität und Originalität dieser Erfindung, der langwierige Prozesse im Gefolge hatte und schließlich mit dem Sieg Ludwigs endete, kann hier umsomehr übergangen werden, als L. in selbstloser Weise seit dem Jahresende 1871 seine Erfindung bekannt gegeben und hiemit „wissentlich und vorsätzlich jedermann gestattet hatte, dieselbe auszubeuten". Von diesem „Geschenk an die Künstlerschaft" haben in der damals maltechnisch wirren Zeit (— Marées, Makart, Lenbach, Böcklin! —) hervorragende Maler zum besten ihrer künstlerischen Produktion Gebrauch gemacht. Von den dazu lautgewordenen Stimmen führen wir zwei an. E. Lugo schreibt 1889: „Nun mache ich schon über ein Vierteljahr technische Studien mit Ihrem Farbenmaterial und sehe, daß es „gut" ist; auch die Firnisse. Es wäre eine vollkommene Freude, für die ich Ihnen danken möchte, wenn Sie mir zu dem schönen Material die guten Gedanken und das vollendete Wissen verschreiben könnten. . . . Ich fasse neue Hoffnung, für diese Farben denken zu lernen. . . . Thoma weiß sie herrlich zu verwenden. Auch andere rühmen sie, wenn sie schon keine Ahnung haben, was darin steckt; sie fühlen wenigstens das solidere, festere Material". — Und K. von Pidoll bemerkt 1890 mit offenbarem Bedauern in seiner Schrift „Aus der Werkstatt eines Künstlers", daß Marées den Gebrauch der „Ludwigschen Petroleum-Firniß-Farben, welche seither in so vollkommener Art allgemein zugänglich geworden sind, versäumt habe."

Neben der Kunstpraxis hat L. in reichem Maße auch der Kunstwissenschaft durch eine stattliche Reihe kunsttheoretischer Abhandlungen und Bücher gedient. Mit dem fundamentalen Werk „Ueber die Grundsätze der Oelmalerei und das Verfahren der klassischen Meister" (Leipzig, Engelmann, 1876 in erster, 1893 in zweiter Aufl.) wird die Reihe der Druckschriften eröffnet. Ueber die Bedeutsamkeit dieser Schrift, die im Anhang eine allervortrefflichste Darstellung über die „Führung der Arbeit an Kunstwerken der alten Schulen" bringt, hat eine Anzahl hervorragender Künstler und Kunstkenner sich geäußert. So z. B. Gottfr. Keller 1876: „Das L.sche Buch über Oelmalerei ist sehr anregend und ein eigentümlich einer aussterbenden Richtung angehörendes Produkt. Die Begeisterung, der tiefe Ernst, welcher die technische Seite einer Kunst sogar mit sittlichen Maximen verbindet, ist höchst respektabel und dazu in der Wahrheit begründet rc." Auch H. Thoma schrieb dem Verfasser sehr anerkennend, daß die gründlichen Forschungen in seine eigenen technischen Erfahrungen eine nutzbringende Ordnung gebracht hätten. Die nach Umfang und Inhalt größte wissenschaftliche Arbeit L.s ist die kritische (italienische und deutsche) Gesamtausgabe des Lionardo'schen „libro di pittura", nach dem Codex vaticanus übersetzt und erläutert, in den Quellenschriften für Kunstgeschichte (Wien, Braumüller, 1882), dem im selben Jahr eine „Künstlerausgabe" (nur deutsch) folgte. Die deutsche Künstlerschaft, soweit sie überhaupt für das gewaltige Werk reif und bereit war, nahm das „Malerbuch"

[1]) Ludwigsche Petroleumfarben werden von Dr. Fr. Schoenfeld u. Co. in Düsseldorf hergestellt und in den Handel gebracht.

mit Jubel auf. Thoma schrieb darüber 1882 an L.: . . . „Das Buch befreit ja einen wie von Alpdruck von dem unklaren, unsachlichen Gerede, das über dem modernen Kunsttreiben schwebt. Da ist alles gesagt — und wie!“ . . . 1893 erschien die im Auftrag des Kgl. Preuß. Ministeriums verfaßte Schrift über „Die Technik der Oelmalerei“, in der L. „die den Gegenstand betreffenden Erfahrungen seines Lebens gesammelt“ hat. K. von Pidoll pflegte, wie mir von der Redaktion der S. M. freundlichst mitgeteilt wurde, es als ein Symptom für den Tiefstand malerischer Kultur anzuführen, daß dieses Werk, welches das nützlichste Buch für den Maler sei, so wenig Verbreitung gefunden habe. —

Die kleineren Schriften Ludwigs: Beiträge zur Geschichte der Petrofarben (1—4, Düsseldorf, Bagel, 1890) und Kleine Gelegenheitsschriften (1—3, Leipzig, Engelmann, 1892) seien wenigstens erwähnt.

Am 30. Juni 1897 erlosch das reiche, trotz vieler Leiden und Anfeindungen fruchtbare und gesegnete Leben Ludwigs zu Rom. Seine Asche ist neben der Cestiuspyramide beigesetzt.

Mannheim. Jos. A. Beringer.

* * *

Daß unsre Nation eine kunstbegabte sei, haben unsre Vorfahren bewiesen. Freilich sind seither mehr als drei Jahrhunderte verflossen, aber die abgelegten Proben sind von so außerordentlicher Art, daß sie den Vergleich mit dem besten aller Völker und Zeiten nicht scheuen dürfen. Welchem Deutschen schlug nicht das Herz, wenn er neben den schönsten Werken italienischer Renaissance den hohen Adel unsrer Eyck, Memling und Holbein in seinem ureigentümlichen Glanze nicht erbleichen sah? Durfte er doch nach genauem Hinschauen sagen, daß selbst die Ueberlegenheit, der sich alle beugen, die der Hellenen, nicht aus größerem Ernste des Geistes herstamme, sondern aus günstigeren Umständen der Entwickelung.

Auch sank die deutsche Kunst von der Höhe, auf der sie eine Zeit lang ihrer nachbarlichen Rivalin sogar voranleuchtete, nicht etwa in einem langsamen Zersetzungsprozesse hernieder, sondern ihr Sturz war ein plötzlicher, war durch die gewaltsame politische Umwälzung aller Verhältnisse der Nation herbeigeführt. Die Anlage tiefen und ernsten Gemütes, in der die Kunst unsrer Vorfahren wurzelte, ist, wir hoffen es, bei uns nicht innerlich gebrochen und verdorben, und wenn auch, seit die von jener Umwälzung dem Wohlstande geschlagenen Wunden vernarbten, die Nation nicht vermochte, sich als Kunstvolk wieder auf die alte Höhe zu heben, so ist dies wohl hauptsächlich aus der einseitig vorherrschenden Richtung zu erklären, die der Geist der Gebildeten seit der Reformationszeit nahm, aus dem Hinneigen zu abstrakter Wissenschaftlichkeit.

Möge der Ausdruck nicht mißverstanden werden. Wenn wir heute von Wissenschaftlichkeit reden und dabei an unsre Naturforschung denken, so wird freilich niemand zugeben wollen, daß diese auf dem Wege, den sie eingeschlagen hat, der bildenden Kunst schädlich werden könne. Zieht sie doch fortwährend selbst den Boden, auf dem die bildende Kunst gedeiht, die lebendige Anschauung zu Rate, und es versteht sich ganz von selbst, nicht nur daß sie jede ihrer Hypothesen über das Sinnliche auf den sicht-

baren Versuch stützt, sondern sogar, daß die Früchte ihres Mühens tausendfältige technische Leistungen sind.

In der Tatsache, daß gerade die Naturwissenschaft täglich größeren Einfluß auf die Erziehung der Gebildeten bekommt, liegt nun sicherlich einiger Trost; sie wird das ihrige für die sinnliche Belebung der Denkweise tun. Allein wir dürfen uns doch nicht verhehlen, daß wir noch nicht seit gar langer Zeit unter diesem heilsamen Einfluß stehen, und daß derselbe vorläufig noch ein sehr einseitiger ist. Wir müssen bekennen, daß der von dem alten philologischen Treiben geschaffene Schaden des sich Genügenlassens am abstrakten Begriff noch in gar vielen Zweigen unsrer Bildung fortwirkt, ja wir dürfen vielleicht sogar daran zweifeln, ob die Naturwissenschaft selbst, oder doch wenigstens ihre populäre Lehre, sich so ganz von jenen Nachwirkungen freigemacht habe, als es wünschenswert wäre.

Abstraktes und anschauliches Denken ganz von einander loszulösen wird überhaupt wohl niemanden einfallen. Jede einfachste, bewußte sinnliche Beschäftigung des Menschen setzt ja eine Tätigkeit des zusammenordnenden und spekulierenden Denkvermögens voraus, und ebenso wird sich der Geist, dessen Fähigkeiten auf die Sinnesanlagen begründet sind, niemals dem mächtigen Einfluß eines so vornehmen Sinnesorganes, wie das Auge ist, entziehen können. Daß aber anschauliches und abstraktes Denken durch Naturanlage außer Gleichgewicht sein, oder durch einseitige Uebung des einen oder des andern von ihnen aus des Gleichgewichte kommen können, unterliegt keinem Zweifel. Und wo dieser Fall eintritt, werden beide leiden; nur eine Zeit lang hat es den Anschein, als wuchere der bevorzugte Teil üppiger auf; bald aber wird sich zeigen, wie so gar wenig er der Hilfe des andern entraten kann. Was bedenklicher sei: das einseitige Vorwiegen abstrakter, oder das sinnlicher Denkweise, möchte wohl kaum zu entscheiden sein. Der Flug der Spekulation, die ihre Schlüsse nicht mehr strenger sinnlicher Prüfung unterwirft, führt eben sowohl ins Absurde, als die Empirie, welche die Einzelfälle sinnlicher Wahrnehmung nicht durch verallgemeinernde Schlüsse verbindet, und wenn beide Geistesrichtungen sich gegenseitig Unsolidität oder Beschränktheit vorwerfen, so sind sie beide in ihrem Rechte. Nicht nur Individuen tragen die Folgen derartiger einseitiger Entwicklungsweise, sondern die geschichtliche Rolle ganzer Nationen richtet sich nach ihr ein. Weder das einseitige Vorwiegen abstrakten Verstandes noch das Beharren bei ungeregelter Sinnlichkeit führt zu eigentlicher Zivilisation.[1])

Für einseitige Entwicklung nach der Seite abstrakter Denkweise hin dürften uns als ein deutlichstes Beispiel die noch heute unter uns lebenden Juden gelten können. Ihre Gebrechen und ihr Unglück, ebensowohl der große Teil der Schuld, welchen wir ihnen an so manchen Mißverhältnissen

[1]) Es wäre ein großer Irrtum, die figürliche Redeweise der Orientalen für einen Ausfluß klarer Sinnlichkeit zu nehmen. Bilder, wie das einer Rauchsäule für ein Weib, wie das von zwei Säulen für die Beine oder gar von zwei Rehkälbern für die Brüste der Geliebten sind gewiß ausschweifend und unbezeichnend. Dem Orientalen ist das angewandte Bild selten lebhaft gegenwärtig, dem Griechen immer, wenn er eines herbeizieht. Aber positiv sinnlich Begabte lieben überhaupt die häufige Redeblume nicht, der Abstrakte dagegen hascht nach übertriebenem Sinnenkitzel.

unsrer heutigen Zustände zuwälzen, möchten sich daraus erklären, daß ihren Verstandesanlagen das genügend kräftige Korrektiv energischer Sinne fehlt. Schon auf den frühesten Stufen der jüdischen Zivilisation herrschte die Neigung zur Abstraktion vor. Früh schuf dieser Verstand eine von Sinnlichkeit freie Religion, aber auch schon früh ließ er sich an dem toten Buchstaben theologischen Formelwesens genügen. Im tiefsten nationalen Unglück ließ das Selbstgefühl dieses Verstandes die Juden als „das bevorzugte Volk Jehovas" voll Verachtung auf seine mächtigen Unterjocher herabschauen, — aber die Einseitigkeit der Anlage verschloß auch den von ihr betroffenen die tätige Teilnahme an den tausendfältigen herrlichen Industrien und Künsten, durch welche die tonangebenden Kulturvölker des Altertums glänzten.

Denken wir über geschichtliche Völker nach, so wird sich finden, daß Verstand und Sinnlichkeit in Sterilität oder in Rohheit verkamen, sobald sie nicht ihr Gleichgewicht suchten. Blüte der Feinheit und Kraft finden sich nur, wo jene beiden Anlagen sich harmonisch ergänzen. Ja es scheint, als komme es in diesem glücklichen Falle harmonischer Ganzheit gar nicht einmal so sehr darauf an, daß die Entwicklung eines Volkes die höchsten Stufen erreicht habe. Die Hellenen ragen schon auf jugendlichen Stufen ihrer Kultur als geistig maßgebendes Element über ihre mächtigen Nachbarn hervor. Schon was sie in früheren Zeiten geschaffen, wird allen Zeiten als Muster voranleuchten, obgleich es noch einer höheren Entwicklung fähig war. In religiösen Vorstellungen und Staatsmaximen, in Dichtungen und Kunstwerken des älteren Hellenentums (ebensowohl auch der deutschen und der italienischen Renaissance) begegnen wir oft einer Einfachheit, die wie Kindheit anmutet; aber wir sind überwunden von der unumstößlichen Klarheit des kerngesunden Menschenverstandes, der aus ihnen hervorleuchtet, und dessen Aussprüchen auch der tiefste Denker kaum höhere Weisheit hinzuzusetzen vermag. Herz und Verstand nehmen sie uns gefangen und wiegen uns — nicht in einen Traum, sondern in ein helles läuterndes Bewußtsein von Glück. Als aber auf den höchsten Stufen hellenischer Kultur die Philosophie sich von den sinnlichen Lebensgewohnheiten des Volkes vornehm trennte, als beide Elemente einander feindlich wurden, ohne wieder den Vereinigungspunkt zu finden, begann die Sinnlichkeit eine gröbere zu werden, und die Wissenschaft verfiel den Ausschweifungen der Sophistik. Was die Nation nach der vollbrachten Spaltung des Geistes geschaffen, ist nur noch ein matter Abglanz der alten Herrlichkeit.

Manchem möchten diese Betrachtungen als müßige erscheinen. Angenommen, dürfte er fragen, das Gesagte sei richtig, und es habe sich bei unserem Volke ein Mißverhältnis zwischen sinnlichem und abstraktem Denken hergestellt, wie ist es möglich, daß beide Fähigkeiten wieder ins Gleichgewicht kommen? Es wird hiezu nur des ernstlichen Willens bedürfen; was dem Individuum gelingt, kann auch der Mehrzahl der Individuen gelingen. Daß der in abstrakter Denkfertigkeit vorgeschrittene Teil der Nation zu der sinnlichen Naivetät der Zurückgebliebenen zurückkehre, kann nicht verlangt werden, wohl aber daß er daran gehe, seine natürlichen Sinne zu ernster Uebung anzuspannen. Dann, wenn deren wachsende Fähigkeit das Ausschweifen der Spekulation auf ein vernünftiges Maß zurückzwingen

wird, kann der gebildete Teil der Gesellschaft mit doppelter Aussicht auf Erfolg von den in anschaulicher Befangenheit Zurückgebliebenen die Erziehung ihres Verstandes verlangen.

Ziehen wir ein konkretes Beispiel herbei. Dem physikalisch gebildeten Techniker wird niemand zumuten können, daß er zu der anschaulichen Empirie des Handwerkers zurückkehre, wohl aber daß er an sein theoretisches Wissen das Korrektiv der unerbittlichsten Sinnesschärfe anlege. Und wenn er auf diesem Wege dazu gelangt, die Ueberlegenheit zu betätigen, die Wissen der Praxis verleiht, so wird er dem Handwerker klar gemacht haben, wie notwendig es sei, sich der verallgemeinernden Theorie zuzuwenden.

Dieser Weg, daß der gebildetere Teil der Gesellschaft mit Ausbesserung seiner Schäden vorangehe, wird der leichtere, natürlichere und nutzbringendere sein. Würde dieser Weg verschmäht, so gingen wir — da die Erziehung der Zurückgebliebenen notwendigerweise in den Händen der Vorgeschrittenen liegt —, der Gefahr entgegen, daß der Erzieher das Uebel, an dem er krankt, dem Zögling mitteilt. Geschähe dieses letztere, so wäre das allerdings weitaus das schlimmste. So lächerlich und gefährlich das Ausschweifen der Abstraktion auch bei Gebildeten wird, so ist doch nichts so bedenklich, als wenn der schwerfällige Geist Halb- oder Ungebildeter vom Fluge der Geistreichheit Witterung bekommt. Dann entsteht ein so widerliches Gemisch von Grobheit und Phrasentum und schreitet mit solcher Gespreiztheit einher, daß den Vernünftigen Bangigkeit erfüllt wie vor dem Aberwitz.

Heutzutage fehlt es nicht an solchen, welche die Wiedergeburt der nationalen bildenden Kunst von den Klassen erwarten, die dem überfeinerten Geistesleben der Gesellschaft fremd geblieben sind, in deren Denkweise sich also die unverdorbene Eigenart der nationalen Begabung aussprechen werde. Ja, man hört sogar nicht selten die Phrase, die Kunst gedeihe nur auf dem Boden der ausgedehntesten Volksfreiheit. Bis diese Erwartung sich verwirklichen kann, muß aber bei uns offenbar noch vieles anders werden. Leider können wir uns nicht verhehlen, daß in Deutschland beim gemeinen Manne Kunst und Künstler in geringer Achtung sind, wir stehen in diesem Punkte gegen die Italiener unendlich an Bildung zurück. In Italien, wo noch so viele öffentliche Monumente vor fanatischer Zerstörungswut und verderblicher Museomanie bewahrt blieben, begegnet das Volk auf Schritt und Tritt Kunstwerken, und selbst der gemeine Mann kann sich dort eine Zivilisation ohne Kunst gar nicht vorstellen, während dies bei uns auch dem Gebildeten recht wohl gelingt. Auch gibt es in jenem Lande noch einen verständigen und wohlerzogenen Kunsthandwerkerstand, der sich in ununterbrochenem Zusammenhang mit den Prinzipien der vergangenen großen Kunstepoche befindet, und welcher, weit entfernt, über den Sinn von Kunstformen, unter deren Anblick er aufgewachsen ist, auch nur im mindesten in Zweifel zu sein, vielmehr seine Aufgabe darin erblickt, diese überkommenen Formen mit möglichster Geschicklichkeit nachzuahmen. Uns gehen diese glücklichen Bedingungen gänzlich ab, es ist bei uns die Möglichkeit, daß der Kunstbetrieb und die Kunstbefähigung der niedern Stände zum Bewußtsein komme, geradezu abgeschnitten, es fehlt im Privatleben dieser Stände

und ebenso im öffentlichen jede Anregung. Schon diese Anregung wird also von den Gebildeten gegeben werden müssen, und man hat sich denn auch an verschiedenen Orten durch die Gründung von Kunstgewerbeschulen und durch die Aufstellung guter Muster in kunstgewerblichen Sammlungen auf diesen Weg begeben.

Die törichte Phantasie, daß wir die Kunst ganz neu für unsere Bedürfnisse erfinden müßten und statt schon Vorhandenes zu studieren und eine neue Renaissance anzustreben, einen langwierigen und zweifelhaften Entwicklungsprozeß von vorn zu beginnen hätten, scheint auf dieser Seite glücklich überwunden zu sein. Der Wille ist gut.

Aber ganz gewiß werden wir die Erfahrung machen, daß wir nicht gar weit gefördert werden, wenn nicht zu gleicher Zeit die Kunst im höheren Sinne wieder in Pflege kommt, wir meinen die monumentale, öffentliche. Denn so vortrefflich sich das Personal der Kunstbeflissenen im höheren Sinne aus dem Kunsthandwerkerstand zu rekrutieren vermag, so ist doch sicherlich nicht anzunehmen, daß jemals auf den Schultern selbst einer blühenden Kleinkunst große Kunstepochen emporgestiegen seien; umgekehrt aber ist gewiß, daß jedesmal das Gedeihen monumentalen Kunstbetriebs, welcher allein die Kräfte aufs höchste spannt, dem Kunsthandwerke neuen Anstoß gab und ihm Muster und Prinzipien schuf. Es wäre sicherlich an den Ueberresten der Antike nachweisbar, daß diejenigen Leistungen des Kunstgewerbes die vorzüglichsten waren, welche vereint mit dem Monument dem öffentlichen Leben dienten. Aus der Zeit der Renaissance in ihrem ganzen Verlauf läßt sich aber mit Sicherheit erhärten, daß der Einfluß und die Geschmacksrevolutionen, welche von großen Künstlern ausgingen, auch das Kunstgewerbe mit sich fortzogen. Das Umgekehrte trat aber wohl nie ein. Und auch in dieser sowie in späterer Zeit hat das Kunsthandwerk seine Kräfte da aufs höchste angestrengt, wo es den Detailschmuck des Monumentalen schuf.

Die Pflege der großen öffentlichen Kunst setzt aber immer die entschiedenste Teilnahme der herrschenden Klassen voraus, welche über das gemeine Lebensbedürfnis hinausgeschritten sind, und bei welchen sich in der Gelegenheit bester Erziehung eine höhere Zivilisationsidee, ein Trieb veredelten Wohllebens entwickelt hat. So lehrt uns tatsächlich die Geschichte. Die Vertreter der demokratischen Hypothese müssen sich dahin bescheiden, daß Demokratien im heutigen Sinne, bei denen sich die Gewalt aus dem Volke auf breitester Grundlage rekrutiert, sogar niemals die Auftraggeber bedeutender Kunstwerke geworden sind, und daß wir vielmehr jegliche höchste Kunstblüte dem großen Sinne zu mächtigem Einfluß gelangter staatsmännischer Persönlichkeiten, Fürsten, Gewalthaber, Aristokratien und Geistlichen verdanken. So war es im hellenischen und römischen Altertume, wo oft genug die Pflege, welche der Kunst von Seite der Gewalthaber wurde, den Widerspruch des Volkes hervorrief, so war es auch im Mittelalter und in der Renaissance, überall, in Italien und bei uns. Ja, der Demos hat nicht nur nirgends eine nationale Kunst auf ihre Höhe gehoben, er hat nicht einmal auch nur irgendwo versucht, dem Sinken derselben Einhalt zu tun. Um diese Behauptung zu stützen, wird es nicht nötig sein,

Namen des Altertums zu nennen, mit denen wir Blütenepochen und Nachblüten der Kunst bezeichnen, wie wir denn von der perikleischen Kunstepoche, von der des Alexander und Augustus reden. Auch in näher liegender Zeit brauchen wir uns nicht an die Fremde zu wenden, an die Medicäer und so manche andere erinnernd, wir können ebensowohl bei uns in Deutschland der Beweise wegen vorsprechen.

Als bei uns die demokratisch angehauchte Reformation mit revolutionärem Haß die Denkmale der niedergeworfenen Macht vernichtete und die edelsten Blüten unsrer Zivilisation unbarmherzig zerstörte und verzettelte, ja als sogar die besseren Stände in den protestantischen Städten, angesteckt von dieser Wut oder sie fürchtend, sich mit empörender Bereitwilligkeit ihres Kunstbesitzes entledigten, da waren es wieder auch bei uns Fürsten, welche rettend sammelten, was in ihren Kräften stand. Es waren die Fürsten Bayerns und Oesterreichs, welche wahrhaftig in unserer Geschichte keine sehr freisinnige Rolle spielten.

Hiemit soll nun beileibe nicht der Verdacht erweckt werden, als setze Liebe zur Kunst unfreiheitliche Neigungen voraus. O nein, sie keimt vielmehr nur auf dem Boden alleredelster Freiheit, nämlich auf dem der allerhumansten, abgerundetsten, vielseitigsten Geistesbildung. Wir müssen annehmen, daß der Geist fürstlicher und geistlicher Kunstmäcene weit über die Rolle erhaben war, welche ihnen zuweilen durch politische Notwendigkeit zufallen mochte. Wer bekam nicht, wenn er den Vatikan betrat und die von den Rovere und Medici hervorgerufenen Leistungen sah, den Eindruck, daß jene von uns so gehaßten Päpste, deren geistliches und politisches Prinzip wir leidenschaftlich bekämpfen, eine Bildung besitzen mußten von einer Feinheit, Gediegenheit und Breite allervollendetster Humanität, wie sich derselben heute unsere gelehrtesten Geister auch nicht entfernt rühmen können, eine Bildung, wie sie nur in der langjährigen Familientradition bevorzugter Stände erwachsen kann? Was haben hingegen unsere modernen Republiken an künstlerischen Leistungen hervorgerufen, welche Anläufe haben sie auch nur jemals genommen? Ist doch dem Aufblühen wirklicher, edler Kunst nichts so gefährlich gewesen, als das aus ungebildeten Ständen zu plötzlichem Reichtum sich aufschwingende Parvenütum. Und doch sollte sich an diesem, dem Intelligenz wahrlich nicht abgeht, die demokratische Hypothese gerade bewahrheiten. Aber mit welcher Flut schlechter öffentlicher und Privatkunstwerke haben uns der Geschmack unsrer schnellbereicherten Kaufleute und die demokratischen Kunstschiedsgerichte überschwemmt!

Auch über den Bildungsgrad der Künstler großer Epochen, den man sich im allgemeinen so sehr naiv vorzustellen liebt, möchte man sich heutzutage einigermassen im Irrtume befinden. Diejenigen, welchen die Aufgabe zufiel, die edelsten Gedanken ihrer Nation, nämlich die auf den Staat und auf die Religion bezüglichen, zu schmücken, und bei Lösung dieser Aufgabe den Ansprüchen der Höchstgebildeten gegenüberstanden, mußten doch wohl selbst Gebildete sein. Und so war es auch. Vielfach gehörten sie zum persönlichen Umgang ihrer Auftraggeber, und was noch mehr heißen will, ihre Erziehung zur Kunst wurde meist in der Tradition der Künstlerfamilie bewerkstelligt. Man kann sagen, die Kunst wurde von einem erb-

lichen Stande ausgeübt, und dieser Stand war, wiewohl nach der Natur seiner Beschäftigung selten einer seiner Vertreter an der Unruhe des öffentlichen Lebens teilnahm, einer der Allergeachtetsten der ehemaligen Gesellschaft. Wäre die in ihm verbreitete Bildung nicht schon im allgemeinen durch den Umstand dargetan, daß die Künstler in so würdiger Weise der Lösung auch noch so vornehmer Aufgaben gewachsen waren, mochten dieselben nun den Gebieten des Staatslebens, der Religion oder der Poesie entnommen sein, so würde ihr Vorhandensein sich aus der Fachliteratur ergeben, welche jener Künstlerstand hinterließ und aus der Wissenschaftlichkeit, welche ehedem der Kunstübung beiwohnte. Nicht nur taten sich häufig Künstler als Mathematiker und Mechaniker hervor — ja Pflege und Ausübung dieser Fächer lag oft großenteils in ihren Händen —, sondern Männer wie da Vinci und Buonarotti trieben sogar der Wissenschaft voran anatomische Studien, und der erste von den beiden Genannten war einer der umfassendsten und energischsten Denker aller Zeiten. Man sieht also, daß unsere „naturwüchsigen Stände" erst ein gutes Teil ihrer „Unverdorbenheit" einzubüßen haben würden, ehe sie zu dem „naiven" Bildungsgrade, der zur Ausübung der Kunst nötig ist, gelangen möchten.

Wohl ist das Vorhandensein guter bildender Kunstwerke einer der allereindringlichsten Bildungsfaktoren für ein Volk. So außerordentlich wichtig ist dieser Bildungsfaktor, weil im wirklich vollendeten Kunstwerk jene Harmonie des gesunden Menschenverstandes, der Einklang zwischen abstraktem und sinnlichem Denken, zwischen Wollen und Können und zwar in sublimater Sphäre bewerkstelligt ist. Aber die Hervorbringung sowohl als die Beurtheilung des Kunstwerks setzt eine spezielle Uebung und Verfeinerung, das sich s e i n e r s e l b s t b e w u ß t e W o h l b e h a g e n eines spezifischen Sinnes voraus, und so allgemein zugänglich, wie man heute glaubt, ist daher das Verständnis des Kunstwerkes nicht. Eher darf man von Gebildeten voraussetzen, daß sie sich der Arbeit unterziehen, ihren Mängeln abzuhelfen, als von Ungebildeten, und nur wenn jene das gute Beispiel geben, wird es einsichtsvoll vorwärts gehen. Sich dumpfen Instinkten überlassen, kann hier wenig frommen. Oft setzt sich die Menge dem, was ihr nützt, trotzig entgegen; aber auch wenn sie zur Einsicht gelangte, weiß sie das Notwendige nur selten zum Ziele zu führen. Und so sehen wir den Demos einerseits häufig die Notwendigkeit und Ausübung der Kunst bestreiten, weil er den Nutzen von Dingen, die ihm idealer scheinen, nicht sogleich erfaßt, und andererseits, wenn ihn eine dumpfe Ahnung der Vorteile ergreift, welche Kunst einem Volke bringt, sehen wir ihn sinn- und urteilslos unendliche Summen für das ungereimteste und wertloseste Zeug verschleudern.

Die Tatsache, daß die bildende Kunst und ihre eingehende Pflege einen hohen Einfluß auf die Gesunderhaltung des Verstandes und auf die Gesittung der Völker hat, wird von unseren Kulturhistorikern und Staatsmännern offenbar nicht nach Verdienst gewürdigt.

Moderne Techniker rühmen das Uebergewicht theoretisch-physikalischer Kenntnisse, mit welchen unsere emsige Naturwissenschaft sie ausrüstete. Wir dürfen keinen Augenblick an diesem Vorteil zweifeln, und kein Verständiger wird die unbeweisbare Thesis diskutieren wollen, es seien den Alten in der

Uebung stetiger Praxis vielleicht größere theoretische Hilfsmittel bekannt gewesen, als der schriftliche Nachlaß uns überliefert hat. Wir geben vielmehr die größere Unbehilflichkeit ihrer Wissenschaftlichkeit ohne Widerrede als sich von selbstverstehend zu.

Treten wir nun aber an die technischen Leistungen selbst heran und zwar an solche, deren Bedingungen und Schwierigkeiten sonst und jetzt die gleichen waren und geblieben sind, an Werke nämlich, die bestimmt sind, Lasten zu tragen und großen Widerstand zu leisten, wie z. B. Wasserbauten. Aus älteren Zeiten stammende Werke dieser Art werden von Modernen öfters kritisiert wegen der Primitivität ihrer Konstruktion, wegen der Höhe ihrer Bogenspannungen, wegen des Materialaufwandes und dergleichen mehr. Tatsache ist, daß solche Bauten in großer Zahl, wo die Menschenhand sie nicht vernichtete, den Elementen, denen sie ausgesetzt sind, zum Trotz noch nach Jahrhunderten ihren Dienst tun, während der Fälle nicht wenige aufzuführen wären, in welchen jenen zur Seite oder unter ganz ähnlichen Bedingungen aufgeführte moderne nach den fortgeschrittensten Methoden angelegte Brücken und Wasserleitungen in kurzer Zeit der Unbill der Elemente erlagen. Von der Unsolidität und Nachlässigkeit, wie sie sich nur allzuhäufig bei derartigen modernen Bauten zeigt, kommt wohl bei ähnlichen aus guten Kunstepochen herstammenden gar kein Beispiel vor.

Es scheint, die Alten haben den Mangel an fortgeschrittener Theorie reichlich ersetzt durch eine gründliche sinnliche Vorsicht und Aufmerksamkeit. Es spricht sich dieses ebensowohl aus in einer unstreitig exakteren und rationelleren Behandlung und Wahl des Baumaterials, als auch in einer größeren Gewandtheit, gegebenen natürlichen und lokalen Umständen Rechnung zu tragen. Und ist denn doch schließlich die Leistung selbst der Wertmesser menschlicher Leistungsfähigkeit, so werden wir mit allen unseren theoretischen Fortschritten solange den Hut in der Hand neben der Sinnlichkeit der Alten stehen müssen, als die Solidität unserer Leistungen durch die der Alten beschämt wird. Ein Jeder, dem die exakte Vollendung technischer Dinge obliegt, weiß, welche unausgesetzte und umsichtige Anspannung der Kräfte diese Anforderung erheischt und welche Schwierigkeit darin liegt, die Vorstellungskraft und den Sinn andauernd so scharf beisammen zu halten, daß sie keine Nachlässigkeit hingehen lassen. Treten wir nun an solche Leistungen des Handwerkerstandes guter Kunstepochen, welche öffentlichen Zwecken dienten, heran, sei es die Möblierung von Prachträumen, oder seien es dem religiösen Kultus geweihte Gerätschaften, ja sei es nur eine Marmor- oder Steinverkleidung, eine musivische Arbeit an Prachtbauten. Wenn wir die außerordentliche Exaktheit solcher oft eminent schwieriger und komplizierter Leistungen in der Nähe betrachten und dann bedenken, wie häufig wir dieser Güte der Arbeit begegnen, so werden wir bekennen müssen, daß die Zeit ihrer Anfertigung über einen intelligenteren und gewissenhafteren Arbeiterstand verfügte als die unsrige. Techniker, welche wissen wie schwierig es ist, von Arbeitern höheren Ansprüchen der Exaktheit entsprochen zu sehen, werden hiegegen nichts einzuwenden haben, und jedermann sei überzeugt, auch die einfachste Leistung dieser Art setzt, sobald sie vollkommen sein soll, die eingehendste Hingebung intelligenter Kräfte voraus, und allein schon

das Ehrgefühl, welches sich in ihr betätigt, deutet den zivilisierten Menschen an.

Aber nur in Zeiten, welche auf die Beschaffung des Kunstwerks im edleren Sinne gerichtet waren, begegnen wir solcher Exaktheit, Solidität und Verständigkeit. Mit der Art von Kräftesteigerung, mit dieser eigentlichen kernhaften Zivilisation, welche die Hervorbringung des exakten Kunstwerks wirkt, läßt sich die durch unsere heutige Nutzproduktion in Bewegung gesetzte Kraft auch nicht im entferntesten vergleichen, und wir würden die Hände sinken lassen, wenn von uns gefordert würde, es den Leistungen der Antike oder Renaissance gleich zu tun. Wohl darf man sagen, und wohl verdient es der heutigen Fortschrittsphrase entgegengehalten zu werden, daß die so oft gescholtene Kirche selbst nicht selten den nachteiligen Folgen ihres Regiments ein reichliches Gegengewicht entgegengesetzt habe durch die Anregung intelligenter Kräfte, welche die von ihr hervorgerufene Kunsttätigkeit in die Schranken forderte. Wie so mancher große Ingenieur hätte ohne die schwierigen Dom- und Kuppelbauten seinen Scharfsinn, seine technische Erfindungskraft nicht entwickelt, die noch heute jeden Einsichtigen, der z. B. Bruneleschis und Buonarottis Kuppelbauten und Maschinerien sah, in Bewunderung versetzt. Und der Künstler- wie der Handwerkerstand jener Zeiten verdanken zum großen Teil den strengen Auforderungen ihrer geistlichen Auftraggeber ihre Solidität. Ja der ganzen Zeit teilte sich dieser edle Zug mit; es war nur zu natürlich, daß die Bevölkerung im ganzen durch die tägliche Gewöhnung, so Gutes zu sehen, zu weit schärferem Urteilsvermögen der Sinne und zu viel schärferen Ansprüchen an die technische Leistung kommen mußte, als es heutzutage möglich ist. Welcher Laie möchte sich heute unterfangen können, Künstlern wie Buonarotti und Rafaël waren, bei ihren Werken nützlichen Rat zu spenden, ja durch sein scharfes, einsichtiges Urteil die Kraft solcher Talente zu spornen? Zu Jener Lebzeiten existierten Nichtkünstler, die dies vermochten, und die Geschichte hat uns ihre Namen aufbewahrt.

Stagnierende Stabilität lag wahrlich nicht in dem Treiben jener Jahrhunderte. Sie haben Fortschritt und Erfindungen so gut gefeiert, wie wir es tun. Von allen ihren Künstlern erkannten sie denen den höchsten Ruhm zu, welche die Hilfsmittel der Kunst erweiterten, und an fast jeden der berühmtesten Künstlernamen der Renaissance knüpft sich die Erinnerung an eine fortschrittliche Tat. Aber in Büchern von ihren Erfindungen so vielen Lärm zu machen, als wir von den unsrigen, das war nicht der Brauch bei ihnen, sondern die in möglichster Vollendung makelloser Ausführung zur Tatsache gewordene Neuerung genügte als wirksame, sichtbare Lehre.

Wir sind gerade in den bildenden Künsten aus diesem Geleise gewichen. Welche der heute renommierten Kunstgrößen kann sich rühmen, die Kunst weitergefördert zu haben? Ja, wo ist einer dieser Vertreter unseres Fortschritts, der die technischen Hilfsmittel, welche von den großen Vorfahren geschaffen wurden, auch nur noch mit einiger Geläufigkeit verwendete, obgleich deren Regeln durch den Bücherdruck noch heute jedem Laien zugänglich sind?

Aber es möchte überhaupt fraglich sein, ob wir uns noch eine ganz deutliche Vorstellung davon machen, was es heiße, Schärfe des Gesichts-

sinnes zu besitzen, jene Schärfe, die sicherlich nur der ernsthafte Betrieb der Kunst wirkt. Wollten wir uns ein Bild davon verschaffen, wie weit das Wahrnehmungsvermögen solchen hochgebildeten Sinnes den Mangel theoretischer Kenntnisse zu ersetzen vermöge, so würden wir uns an eine der Leistungen höchster künstlerischer Meisterschaft wenden müssen.

Wiewohl Buonarotti unzweifelhaft anatomische Studien trieb, so sind dieselben doch gewiß gegen die Kenntnisse heutiger Anatomen sehr mangelhafter Natur gewesen. Nun wohl. In den Gemälden der sixtinischen Kapelle hat der Meister die menschliche Gestalt in Hunderten von Wendungen, in allen nur erdenklichen Ansichten dargestellt. Er zeigt einen so vollkommenen Begriff von dem Bau und von den Bewegungsgesetzen dieser Gestalt, daß er jeden heutigen Anatomen in Erstaunen versetzt.

Diese Werke sind nach kleinen Vorstudien, ohne Beisein des Modells geschaffen. Viele der Bewegungswendungen hat der Meister in der Ansicht, in welcher sie dort gemalt sind, am Naturvorbilde gewiß nur auf Augenblicke beobachten können. Der Maßstab der Bilder ist ein riesenhafter, welcher jeden Fehler, jede Unklarheit der Vorstellung auf das störendste zur Evidenz bringen würde. Das verwendete Farbenmaterial gestattet nicht Veränderungen und setzt die äußerste Promptheit des Malers voraus, — es ist mit spielender Leichtigkeit behandelt und bis zur Verschmolzenheit der Miniatur geführt.

Und als sei es an allen diesen Schwierigkeiten noch nicht genug, befand sich der Meister auf seinem Gerüste auch überdem noch in so nahem Abstande von seiner Malerei, daß während der Arbeit von einer Beurteilung der Totalwirkung — die wundervoll gelang — nicht die Rede sein konnte. Das eminente Auswendigwissen, welches eine solche Leistung voraussetzt, war zum größeren Teile der genauen Beobachtung feiner Sinne zu verdanken. Wer hat sich dies in unsern Tagen angesichts jenes niemals übertroffenen Riesenwerkes lebhaft vorgestellt und hat nicht erschüttert vor einer solchen Kraft und Fähigkeit sinnlicher Begabung dem Urteile jener Zeitgenossen des Meisters zugestimmt, welche diesem den Namen des „Furchtbaren“ gaben?

Denn dreist dürfte er wohl einen jeden unserer heutigen Anatomen in die Schranken fordern und fragen, ob modernes theoretisches Wissen zu noch lebhafterer, gegenwärtigerer Vorstellung von der menschlichen Gestalt verhelfe, als seine sinnliche Beobachtungsgabe.

Und der sittigende Einfluß, den künstlerische Umgebung auf den einzelnen und auf die Massen übt — haben wir von dem im lieben deutschen Vaterlande noch eine eigentliche Vorstellung?

Hier, in italienischen Städten ist er uns wohl oft unter die Augen getreten bei den Schaustellungen großer Kirchenfeste oder an den Feiertagen, die alter Gebrauch dem Besuch der öffentlichen Monumente geweiht hat.

Wer hat sich nicht herzlich gefreut, wenn er dann dem Treiben der Menge zusah! Vornehm und gering strömen sie herbei; wer das Haus hüten muß, dem rechnen sie es für ein Opfer an. Welch ruhiger Anstand bewegt ihren Gang, und welche intelligente Freude glänzt aus ihren Augen! Sie stehen und lauschen, wenn einer mit leisem, fröhlichem Ton den Sinn

der Kunstwerke deutet. Der sachverständige Handwerksmann zeigt und erklärt seinem Weib und seinen Kindern die schöne kunstvolle Arbeit der Stoffe und Geräte. Und alle, wie ihr sie da seht, sind von dem edlen Gefühle getragen, daß das Schöne geistig Inhaltsvolle und technisch so Hochvollendete der Schmuck ihrer lieben Vaterstadt sei, durch den diese in Ehren vor andern Städten glänze.

Was sind hiegegen die wüsten Schaustellungen unserer Industriepaläste? Und wo in unserem Vaterlande begegnen wir dem gemeinen Manne, der die Kunstschätze seiner Vaterstadt nicht nur an den Fingern herzuzählen weiß, sondern ihren Wert auch oft mit prüfendem Blick betrachtete, so daß sein Auge aufleuchtet, wenn die Feierstunde sich ihm mit der Erinnerung des Gesehenen belebt?

Und doch ist alles dieses auch bei uns einst vorhanden gewesen, warum sollte es nicht wieder kommen können? Es wird ganz gewiß wieder kommen, wenn der bildenden Kunst wieder bessere Pflege wird, und wenn das exakte, inhaltsvolle Produkt einsichtig gelenkter Menschenhand erst wieder den langweiligen Manierismus der Maschine in den Schatten stellt. Vermögen es jetzt schon einzelne, diesem langweiligen Produkte den untergeordneten Rang anzuweisen, der ihm gebührt, warum soll nicht endlich auch die Mehrzahl dazu gelangen, mit Abscheu auf den niedrigen Stand des Urteils und der Ansprüche zurückzublicken, zu dem sie jetzt herabgesunken sind. Freilich müssen auch hier die bevorzugten Stände vorangehen. So lange sie dabei beharren, den Aufputz wertlosen Plunders für realen Wert auszugeben und es für Zivilisation halten, inmitten dieses Plunders zu wohnen, wird es immer weiter abwärts gehen, und mit schwindelhafter Rede übergleißtes Barbarentum wird die Ernte solcher Vernachlässigung der Sinne sein.

Der Stil des amerikanischen Geschäftslebens.[1]

Von Theodor Vogelstein in München.

So viel auch in den letzten Jahren über die Vereinigten Staaten von Amerika von deutscher Seite veröffentlicht worden ist, handelt es sich doch zumeist um mehr oder minder gelungene wirtschaftliche und kulturelle Reisebilder, die Fragen allgemeiner Art und daneben spezielle Phänomene in freier Form berühren, die ihrer Natur nach aber von einer systematischen Behandlung weit entfernt sind. Die folgenden Zeilen haben ein anderes Ziel. Sie sollen ein Versuch sein, einen Teil des amerikanischen Lebens in seinen Grundlinien vorzuführen, sie sollen das Typische, das Allgemeine auf diesem engeren Gebiet zur Darstellung bringen

[1]) Die folgenden Zeilen bilden in der Hauptsache die Wiedergabe eines im Sozialwissenschaftlichen Verein zu München gehaltenen Vortrags.

und den einzelnen Vorgang, die einzelne Erscheinung nur unter diesem Gesichtspunkte betrachten. Der Ausschnitt aus dem amerikanischen Leben, der in seinen charakteristischen Zügen vorgeführt werden soll, ist das Geschäftsleben. Also nicht das amerikanische Leben ganz allgemein, nicht einmal das Wirtschaftsleben, sondern das Wesentliche im amerikanischen Großhandel, im Detailhandel, sowie in der Industrie (jedoch unter völliger Außerachtlassung der Arbeiterfrage) ist es, womit sich dieses „Essay" im wörtlichen Sinne beschäftigen soll.

Es ist meines Wissens der erste Versuch, das moderne amerikanische Geschäftsleben unter einheitlichen Gesichtspunkten zu erfassen. So bot denn die Literatur, auch die Reiseschilderungen der geistvollsten Gelehrten, nicht sehr viel für die Zwecke dieser Arbeit. Nur für den einen Abschnitt habe ich das Kapitel „Der Geist der Selbstbetätigung" in Münsterbergs „Amerikanern" mit Vorteil benützen können, das eben zu den besten dieses sehr ungleichen Werkes gehört. Meine Darlegungen stützen sich ganz überwiegend auf eigene Beobachtungen, die ich während meiner praktischen Tätigkeit in einem New Yorker Geschäft gesammelt habe.

Es scheint für unsere Zwecke nicht nötig, die Eigenschaften des amerikanischen Geschäftslebens vorzuführen, die jedem modernen Staat und jeder modernen Volkswirtschaft eigen sind. Eine Verkehrswirtschaft ist es natürlich, um die es sich handelt, und zwar eine solche, die seit 40 Jahren ausschließlich auf Freiheit der Person, persönlichem Eigentum und weitgehender Vertragsfreiheit beruht. Ebensowenig scheint es nötig, daran zu erinnern, daß es ein Land mit moderner Technik und modernen Verkehrsmitteln ist, das wir betrachten.

Wichtig dagegen ist schon, daß das Gebiet der Vereinigten Staaten ungefähr so groß wie ganz Europa ist und natürlich auch in seinem Wirtschaftsleben starke örtliche Verschiedenheiten aufweist. Aber hier soll hauptsächlich das hervorgehoben werden, was dem ganzen Lande oder wenigstens dem größten Teil gemeinsam ist.

Das erste Charakteristikum des amerikanischen Geschäftslebens ist die räumliche Konzentration. Nicht nur in den großen Städten ist die Citybildung aufs stärkste entwickelt, selbst kleine Orte von 3—5000 Einwohnern besitzen ihr Geschäftsviertel, in dem die Konkurrenten direkt nebeneinander ihre Läden und oft auch die Aerzte ihre Sprechzimmer, fern von der Wohnung, eingerichtet haben. In den Geschäftsvierteln der Großstädte wohnt natürlich kein Mensch, doch innerhalb dieses „dow town district", wie man von New York aus in ganz Amerika die City zu bezeichnen pflegt, ist eine weitere Konzentration, oder will man es Spezialisation nennen, eingetreten, und zwar in einem Grade, wie wir ihn in Deutschland nicht kennen. Um den unteren Broadway und Wallstreet herum liegen in einem Umkreis von wenigen hundert Quadratmetern fast sämtliche Firmen folgender Branchen: Großbanken (sog. Wallstreetbanks), Fondsmakler (Brokers), die größeren Versicherungsinstitute, Kontore der Großindustrie, besonders der Trusts, Getreide, Baumwolle, Kaffee, Zucker, Tabak und Metalle und natürlich deren Hilfsbranchen (vor allem Schiffs-, Versicherungs-, Zollmakler). Manche von ihnen sind noch innerhalb des Bezirkes ganz konzentriert, wie Tabak, auch Droguen und Farben 2c., oder in Maiden lane beispielsweise die großen Juweliere. Geht man den Broadway hinauf, so gelangt man in eine

Gegend der Bekleidungsbranchen en gros. Es gibt dort Häusergruppen, in denen überwiegend Damenhüte und seidene und samtene Bänder gehandelt werden, dann solche, in denen Baumwollwaren, andere, in denen Kinderkleider dominieren. Sicherlich ist dieser Konzentrationsgedanke eine, aber auch nur eine der Ursachen für den Bau der berühmten Wolkenkratzer, in denen eine glänzende Lifteinrichtung die Kommunikation so schnell und bequem wie möglich gestaltet. Auch auf die Aerzte erstreckt sich dieses System der Konzentration. Fast alle großen Aerzte New Yorks, vor allem die Spezialärzte, halten ihre Sprechstunden in einem ganz kleinen Bezirk um Madison Avenue und 59 th Street herum. Ein großes 8—10stöckiges Haus ist nur für ärztliche Sprechzimmer eingerichtet worden.

Doch wo die räumliche Trennung nicht zu vermeiden ist, lassen sich ihre Unzuträglichkeiten in großem Maße mit Hilfe der modernen Technik aufheben. Zwar ist die Post ziemlich mäßig und die Telegraphie ebenfalls, auch gar nicht billig. Aber immerhin ist es bemerkenswert, daß in den Vereinigten Staaten mehr Telegramme aufgegeben werden als in dem ganz kommerziellen England und doppelt soviel als in Deutschland. Glänzend ist jedoch das Telephon, das bei einer besonders großen Zahl von Anschlüssen und ausgezeichnetem Dienst auch auf weite Entfernungen trotz unerhörter Taxen eine noch weit stärkere Bedeutung als in Deutschland gewonnen hat. Speziell ist es üblich, private Telephon- oder Telegraphendrähte im Ort oder interlokal von den betreffenden Gesellschaften dauernd oder für bestimmte Tagesstunden zu mieten. Die größten Fondsmakler haben ein Netz solcher Drähte über das ganze Land bis San Francisco hin. Eins der wichtigsten Hilfsmittel zur Konzentration des Marktes ist aber der Ticker, der ja, wenn auch in weit weniger ausgebildeter Form, auch in London eingeführt ist. Der Ticker ist ein Telegraphenempfangsapparat, auf dessen Papierrolle von einem Zentralpunkt aus Nachrichten übertragen werden. Es bestehen eine Reihe von Tickers zum Teil in Konkurrenz, zum Teil in Interessengemeinschaft. Betrachten wir einen näher, und zwar den inoffiziellen stock exchange ticker. In jedem großen Restaurant, in jedem Klub ist er aufgestellt. Man tritt an ihn heran und liest die letzten paar Meter des Papierstreifens. Was enthalten sie? Zunächst die Börsentransaktionen und zwar für gewöhnlich ca. 2 Minuten nach ihrem Abschluß. Also z. B. U. 1181/4, S. S. P. 803/8, U. 1000, 1181/8 usw.[1]) Dazu alle sonstigen wichtigen Nachrichten, vor allem die Berichte der Warenbörsen, der ausländischen Börsen, politische Neuigkeiten usw. Der Ticker ermöglicht es im Zusammenhang mit den Privatdrähten, daß trotz des numerus clausus der Börsen und der hohen Preise für einen Platz[2]) viele Tausende,

[1]) D. h. Union Pacific common shares $118^1/_4$, U. S. Steel Corporation preferred shares $80^3/_8$, Union Pacific common shares 1000 Stück $118^1/_8$. (Die gewöhnliche Notierung gilt für 100.)

[2]) Ein Sitz in der New Yorker Fondsbörse wird gegenwärtig mit ca. 90 000 $ bezahlt, also höher als irgendwo anders, mit Ausnahme von Paris. Die Mitgliedschaft gilt nur für die eigene Person und berechtigt außerdem bloß ein paar Telephonjungen zum Eintritt. Jedoch kommen für eine Firma, die ein Börsenmitglied zum Teilhaber hat, nicht die hohen Kommissionssätze zur Anwendung, die allen anderen gegenüber obligatorisch gemacht sind, sondern Sätze, die nur 25 % bezw. 16 % von diesen betragen.

ohne je den Börsensaal zu betreten, fast wie Anwesende in die Marktentwicklung eingreifen. Man behauptet sogar allgemein, daß man an Hand des Tickers den Markt besser übersehe als im Saal, da der Apparat fast in derselben Sekunde die Kurse der verschiedenen in den entgegengesetzten Saalecken gehandelten Papiere angibt. Wenigstens ist es sicher, daß die größten Bankfirmen überhaupt kaum je an der Börse persönlich vertreten sind.

Das großartigste ist in dieser Hinsicht der New Yorker Ticker außerhalb New Yorks. Niemand, der Interesse für wirtschaftliche Organisationsfragen hat, wird es vergessen können, wenn er einmal im Hotel Auditorium Annex in Chicago, sagen wir kurz nach 9 d. h. 10 Uhr New Yorker Zeit in die dortige brokerage office getreten ist und im selben Augenblick wie der zwei Schritt von der New Yorker Börse Entfernte den Markt miterlebt hat. Nicht mehr durch Arbitrage verringerte Kursdifferenzen, sondern buchstäblich ein einheitlicher Markt dem gegenüber selbst Boston, das finanziell neben New York einen bestimmenden Einfluß besitzt, nur einen Markt für Spezialwerte, vor allem Minenaktien zu halten vermag. Man stelle sich vor, daß der Ticker in Deutschland eingeführt würde und die Frankfurter Börse würde vollkommen zur Provinzbörse für Spezialwerte herabsinken.

Auf den Warenmärkten ist die Konzentration auf einzelne Städte nicht ganz so weit vorgeschritten, zumal wenn noch irgendwelche Qualitätsunterschiede, abgesehen von den wenigen Typen, zu berücksichtigen sind. Jedoch treten z. B. im Getreidehandel, dem Vieh- und Fleischhandel alle anderen Städte gegen Chicago, im Wollhandel gegen Boston und Philadelphia immer mehr zurück. Ausgezeichnet und mit großem Erfolg konzentriert ist das gesamte Zahlungswesen. Alle bedeutenden Orte haben ein Clearingsystem angenommen, und die Umsätze gehen selbst über die englischen hinaus.[1]) Außerdem werden in New York die wichtigsten Börsenpapiere mit Hilfe eines Clearingverkehrs ausgetauscht.

Als letztes Mittel der Konzentration sei das Reisen genannt. Es dürfte kaum bezweifelt werden, daß sich der Kaufmann drüben zu den größten Reisen viel leichter entschließt als z. B. in Deutschland. Mag sein, daß seine Größenvorstellungen andere sind, mag sein, daß das im ganzen doch weit bequemere und im Verhältnis zu der für diese Kreise gültigen Kaufkraft des Geldes billigere Reisen der Grund ist: wenigstens ist die Zahl derer, die jährlich einmal oder auch 3—4mal von New York nach Europa oder bis zur Pacifischen Küste und noch mehr umgekehrt von dort nach dem Osten gehen, unverhältnismäßig groß. Wie oft erhält man allerorten, wenn man unangemeldet einen Besuch macht, die Antwort, Mr. Brown ist gerade in New York. Die Länge der amerikanischen Eisenbahnlinien ist bekanntlich trotz der geringen Bevölkerung größer als die aller europäischen Länder zusammen genommen.

Nicht erwähnt wurde unter diesen Erscheinungen der Konzentration das, was hauptsächlich heute als Konzentrationsbewegung bezeichnet wird,

[1]) In 108 Städten sind im Jahre 1905 143 $ Milliarden abgerechnet worden, in New York allein, obwohl die größten Banken schon zuvor unter sich abrechnen, rund 94 $ Milliarden. Der kleinste Umsatz von diesen 108 Städten wurde in Ann Arbor erzielt mit 5 000 000 $, wo der Wochenumsatz häufig unter 100 000 $ bleibt.

nämlich die organisatorische Konzentration der Industrie. Sie ist aber kein amerikanisches Spezifikum, nur ihre Form ist in mancher Beziehung verschieden. Doch davon wird gleich in anderem Zusammenhang zu sprechen sein. Vor allem ist im Handel — im Großhandel wie im Kleinhandel — die Konzentration auf einige Firmen, die Ausschaltung der Kleinbetriebe keineswegs weiter vorgeschritten als bei uns. Weder haben die Warenhäuser noch die großen Banken und Bankiers ihre kleinen Konkurrenten ausgeschaltet. Neben einigen Großmagazinen ‚departement stores', die mit etwaiger Ausnahme von Marshall Fields in Chicago unsere ersten Warenhäuser nicht übertreffen, zählen die Detailgeschäfte aller Branchen in den Hauptstraßen New Yorks nach Hunderten und Tausenden. Das gleiche läßt sich im Großhandel und in weiten Teilen der Industrie konstatieren.[1])

Das zweite wichtige Charakteristikum des amerikanischen Geschäftslebens ist die Einfachheit der Organisationsformen. In dem Worte „Einfachheit" soll ein Werturteil weder nach der einen noch nach der andern Seite liegen. Beides soll gleichermaßen darunter verstanden werden, einfach praktisch und einfach unausgebildet.

In Deutschland pflegt man besonders hervorzuheben, daß die amerikanische Industrie sich auf wenige Typen zu beschränken pflegt und nicht gewohnt sei ein spezielles Profil für Vetter Kunz und eine Maschine mit 4750 Pferdekräften für Vetter Hinz zu bauen, wenn 4500 und 5000 die regelmäßigen seien. Das ist aber nur die eine Seite der Typisierung in den Vereinigten Staaten. Auch im Geschäftsleben werden gewisse Beispiele zum Muster genommen und in der Organisation ziemlich genau nachgeahmt.

Einfache Typen bildeten z. B. bis vor kurzem die verschiedenen Bank-

[1]) Die Angaben des Census gewähren nur einen sehr beschränkten Einblick in diese Probleme, da es an einer Betriebsstatistik mangelt. Die Berufsstatistik zeigt neben einer bedeutenden Zunahme der „Buchhalter und Rechnungsführer", der „Stenographen und Schreibmaschinisten", sowie vor allem der „Verkäufer und Verkäuferinnen", in geringerem Maße der „Kommis und Kontoristen" ein Anwachsen der Detailhändler, das prozentual über den Bevölkerungszuwachs hinausgeht, eine außerordentliche Vermehrung der „Banquiers und Makler (bezw. Kommissionäre)", der „Großhändler" und der „Agenten", bei denen aber nicht nur an kleine Versicherungsagenten, sondern ebenso an erste Firmen zu denken ist (Oelrichs & Co. Agents of the North German Lloyd). Die wichtigsten Zahlen lauten für die Vereinigten Staaten (ohne die abgelegenen Territorien wie Alaska, Hawai rc.):

Beruf	Anzahl in 1000	
	1900	1890
agents	241	175
bankers & brokers	73	36
bookkepers & accountants	255	159
clerks & copyists	630	557
merchants & dealers, except wholesale	791	660
merchants & dealers, wholesale	42	31
officials of banks and companies	74	39
stenographers & typewriters	112	33
salesmen & saleswomen	611	264

geschäfte in Amerika. Da gab es fünf Hauptgruppen: Den Großbankier für Emissionen und große Finanzierungen, die vom Reich oder einem Einzelstaat konzessionierten Banken (national banks und state banks), die abgesehen von der Notenemission der Nationalbanken als Depositen- und Checkbanken fungieren und als Aktivgeschäft den regelmäßigen kaufmännischen Kredit pflegen, die stock broker zum Ankauf und Verkauf von Wertpapieren und die foreign bankers für das überseeische Geschäft, endlich mit gesetzlich ziemlich eng beschränktem Wirkungskreis die Sparbanken. Das waren Typen, innerhalb deren sich die einzelnen Exemplare in der Hauptsache nur der Größe nach unterschieden. Das gilt vor allem für die Banken. Ob die Nationalbank in New York oder in Clifton (Arizona) gelegen war, sie unterschieden sich in der Organisation wie der Art ihrer Geschäfte kaum von einander. Man muß m. E. diese Typisierung und Spezialisierung der Bankgeschäfte als einfach unentwickelt bezeichnen, obwohl ja die Verteilung der verschiedenen bankmäßigen Transaktionen auf getrennte Institute verschiedentlich in Deutschland gefordert worden ist. In der Union hat wenigstens in den letzten Jahren der entgegengesetzte Zug begonnen. Die trust companies, zu Anfang fast nur Treuhandgesellschaften, haben einen großen Teil der Bankgeschäfte in ihre Tätigkeit aufgenommen, die großen Nationalbanken haben teilweise energisch begonnen, sich mit Emissionen und überseeischen Transaktionen zu befassen und endlich hat die Bildung von Concerns Interessen- und Aktionsgemeinschaften zwischen Großbankiers, Banken und trust companien geschaffen, die die ehemalige Einfachheit der Organisation stark kompliziert haben. Es soll nicht geleugnet werden, daß die gesetzlichen Vorschriften die frühere Einfachheit und Uniformität des amerikanischen Bankwesens wesentlich mitbestimmt haben. Aber sie waren sicherlich nicht die einzige Ursache für sie.

Und das gleiche gilt für die industrielle monopolistische Organisation. Einen so komplizierten Mechanismus wie unseren Stahlwerksverband würden Amerikaner ohne zwingenden Grund nie geschaffen haben, selbst wenn die rechtliche Sicherheit der Kartellverträge so unanfechtbar wie in Deutschland wäre. Sie hätten irgend eine Form der Vertrustung d. h. der einheitlichen Beherrschung der gesamten Unternehmungen als viel einfacher vorgezogen.

Einfach mutet uns gegenüber der deutschen Mannigfaltigkeit vor allem der kaufmännische Kredit an. Man borgt Waren oder Geld von seinem Lieferanten oder seiner Bank und verspricht an einem bestimmten Tage zu zahlen. „J promise to pay 90 days after date to the order of George Smith $ 10000.“ Das ist das ganze amerikanische Kreditsystem. Das einzige ist, daß häufig neben diesem Solawechsel, single name paper, auch promisory note genannt, als Unterlage oder Pfand (collateral) Wertpapiere, Conossemente, Lagerhausscheine oder auch Bürgschaftsscheine deponiert, bei kleinen Firmen auch zukünftige Eingänge cediert werden. Das double name paper d. h. unser Akzept ist so gut wie unbekannt, die Rediskontierung eines Solawechsels seitens der Bank verpönt.

Auch im Detailhandel und im Consum herrscht der Typus. Die wunderbare Consumfähigkeit der Massen in Amerika und die teuren Löhne für alle individuellen Leistungen haben z. B. bewirkt, daß die fertige Con-

fektionsware drüben eine weit größere Rolle spielt als herüben bei uns. Es werden fertige Anzüge aus recht guten Stoffen und demgemäß auch zu ziemlich teuren Preisen (ungefähr bis zu 30 $) geliefert. Daher geht nur derjenige zum Maßschneider, der wirklich feine Waren verlangt und deren Preis zu zahlen gewillt ist. Da jedoch bei den am besten gekleideten Ständen die Mode eine absolute Herrschaft gewonnen hat, der der freieste Amerikaner nicht zu trotzen wagt, so gibt es auch für diese Kreise, die den Anzug natürlich nach Maß bestellen, in anderen Kleidungsgegenständen wie z. B. Hüten einen ganz gleichmäßigen Absatz weniger Typen. Am 1. Mai erscheint ganz plötzlich bei jedem Menschen, der überhaupt den Anspruch macht mitgezählt zu werden, der graue Filzhut, einige Wochen später der Strohhut und am 15. September wieder der steife schwarze Hut (derby hat). Heute, so heißt es, in einem Reklameinserat, ist derby day und man wirft den verbrannten schmutzigen Strohhut fort und kauft sich einen derby hat nach neuester Mode. Das tut man auch wirklich. Man zahlt aber ebenfalls seinen typischen Preis. Betrachten wir beispielsweise die Schuhbranche. Da gibt es drei Gruppen von Geschäften, solche in denen der kalblederne Herrenstiefel 5 $ kostet, andere mit 3,50 $ und die dritte Gruppe mit 2,50 $. Die anderen Sorten wie Lackschuhe ꝛc. natürlich dementsprechend. Möglich auch daß der 3,50 $ Schuh im Warenhaus für 3,45 $ verkauft wird, aber das ändert am Prinzip nichts.

Die deusche Art, bei der man Schuhe von 8 ℳ, 8,50 ℳ, 8,75 ℳ, 9 ℳ bis hinauf zu 19, 19,50 und 20 ℳ u. s. w. je nach dem Namen der Fabrik kauft, ist dem genau entgegengesetzt. Es ist hier nicht möglich, Vermutungen über die speziellen Ursachen dieser noch unaufgeklärten typischen Preisbildung auszusprechen; genug, sie besteht.

Um nur noch ein Beispiel zu nennen: Das Hotel hat seinen Normalpreis. Dieser sei z. B. 3 $ für das Einzelzimmer und 4 $ für das Zimmer mit Bad. Es ist ganz unnötig nach dem Preise zu fragen. Wenn man nicht ausdrücklich besonders elegante Zimmer verlangt, wird man eines dieser typischen erhalten.

Neben diesem starken Hervortreten des Typischen, hat aber — und das mag zunächst schwer vereinbar klingen — das Persönliche im amerikanischen Geschäftsleben nicht nur eine, sondern die ausschlaggebende Bedeutung. Die Persönlichkeit ist es entschieden, auf die in den Vereinigten Staaten mehr als bei uns im industriellen und kommerziellen Leben gesehen witd, nicht die Firma, nicht die Familie, ja auch nicht das Kapital. Wie verkehrt zu behaupten, in den großen Trusts spiele die persönliche Arbeit, die persönliche Einwirkung eine geringe Rolle. Nirgends ist ihre Bedeutung größer. Man will in Amerika mit einzelnen Männern zu tun haben, man setzt sein Vertrauen in den Mann und will mit ihm verhandeln. Die Aktiengesellschaften geben häufig bei Inseraten ꝛc. die Namen ihrer Leiter an und überwiegend werden Briefe nicht an die Aktiengesellschaft, sondern an Mr. George A. Roberts, Vizepresident A.B.C. Co. New York oder William D. White, freight agent Great Southern Railway St. Louis adressiert; auch in den Privatfirmen kommt es vor, daß viele geschäftliche Briefe an einen Partner oder an einen Prokuristen oder ja selbst an einen

gewöhnlichen Angestellten, der ein bestimmtes Departement unter sich hat, gerichtet werden, z. B. an den Buchhalter und Kassierer oder den Speditionskommis. Selbst in großen Detailgeschäften, sicherlich aber in den Fahrkartenbureaux pflegt man seinen „Freund" zu haben, nach dem man fragt, um sich bedienen zu lassen.

Wie man den einzelnen Mann sucht, um mit ihm zu verhandeln, so will man auch das Persönliche im eigenen Tun scharf hervortreten und nicht verwischen lassen. Daher ist das Institut des Korrespondenten d. h. eines Menschen, der ohne selbständig zu handeln, die ihm vom Chef gegebenen Anweisungen möglichst mißverständlich und verändert frei niederschreibt, in Amerika schon lange so gut wie unbekannt. Entweder man diktiert eben den Brief wörtlich oder man überläßt einem anderen, natürlich unter allgemeiner Oberleitung, die selbständige Verwaltung der betreffenden Abteilung. Ist es ein Mensch, der tüchtig und klug genug ist, eigene Ideen zu haben und darzulegen, dann hält man ihn für zu schade zum Schreiber; oder er ist es nicht — dann ist er bloß als Schreiber, nicht aber in irgend welcher höheren Tätigkeit verwendbar. Nicht selten werden die Briefe nur mit dem Namen des Briefschreibers gezeichnet, ganz ohne jede Firmenangabe, die sich ja gedruckt am Kopf befindet.

Die Konzentration der gesamten höheren Arbeiten auf wenige besonders Tüchtige, deren Persönlichkeit stark hervortritt, ist ein wichtiger Zug der amerikanischen Geschäftsorganisation. Durch das englisch-amerikanische System, das nur ein Verwaltungsorgan der Aktiengesellschaft kennt, nämlich den board of directors, der mit dem Ausdruck „Direktorium" sicherlich falsch, aber auch mit dem „Aufsichtsrat" nicht ganz zutreffend übersetzt wird, ist es besonders erleichtert, daß die Oberleitung einer ganzen Reihe von Unternehmungen in der Hand weniger hervorragend tüchtiger Leute liegt. Ist der manager nicht zugleich ein director so hat er wenig zu sagen. Nicht gerade in den führenden Gesellschaften, aber in den von ihnen oder Privatleuten gegründeten Kompagnien hat man, um jeden Widerstand gegen die wirklichen Leiter unmöglich zu machen, in einem bei uns nicht bekannten Grade das System der „dummy directors" eingeführt, d. h. man nimmt seine Buchhalter oder Schreibmaschinisten, seine Kreaturen also, in den Aufsichtsrat, die dann einfach nach Anweisung zu stimmen haben. Man erzählt eine kleine Geschichte von Henry H. Rogers, dem geistigen Haupt der Standard Oil Gruppe und Präsidenten der Amalgamated Copper Co., die dieses charakterisiert. In einer Aufsichtsratssitzung des Stahltrusts, in der übrigens keine Strohmänner, sondern wirkliche Männer sitzen, beantragt H. H. Rogers Abstimmung. Man erwidert, es müsse doch erst ordentlich gesprochen werden, worauf er antwortet: „In den Kompagnien, in denen ich im Aufsichtsrat bin, wird erst abgestimmt, und wenn ich fort bin, geredet".

Wie sieht nun dieser amerikanische Geschäftsmann aus, welches sind seine hervorstechendsten Eigenschaften? Wir haben zu unterscheiden 1. die führenden Männer des Großhandels und der Großindustrie, d. h. diejenigen, die man neuerdings gern mit dem Namen captains of industry bezeichnet, captains of capital wäre vielleicht besser; 2. die mittleren und kleinen Unternehmer; 3. die Angestellten.

Am wenigsten Unbekanntes bietet uns das Bild der ersten Gruppe, der führenden Großkaufleute und Großindustriellen. Diese Männer mit weitem Blick, großen Gesichtspunkten und neuen Ideen, mit Energie und Ausdauer auf der einen Seite, Schnelligkeit der Entschlüsse und Versabilität auf der anderen, sind vielleicht in etwas größerer Zahl in der Union vorhanden, aber sie sind derselbe Typus wie etwa Werner Siemens und Alfred Krupp oder Georg Siemens und Strousberg, um nur Verstorbene zu nennen, und sind überall Ausnahmen.

Ein tiefgehender Unterschied scheint mir aber zu bestehen zwischen den mittleren und kleineren Unternehmern sowie den Angestellten Amerikas auf der einen und Deutschlands auf der anderen Seite. Zunächst ist der kapitalistische Geist, das Streben wirtschaftlich einen großen Erfolg zu erzielen, Gemeingut aller Amerikaner, die überhaupt geschäftlich tätig sind, vom großen Eisenbahnmagnaten bis herab zum jüngsten Laufburschen. Da ist in wirklich amerikanischen Kreisen kein Kaufmann, der nicht darnach strebte, einmal Millionär zu werden und kein Angestellter, der sich nicht schon in der Rolle eines kleinen Carnegie fühlte, und selbst derjenige, der später einmal seine Hoffnungen einschränken muß, richtet sie dann darauf, draußen in der Vorstadt ein Haus mit Garten zu besitzen und sein Leben zu genießen. Denn mit dem Willen zum Erfolg verbindet sich der allgemeine amerikanische Optimismus, die sichere Hoffnung auf Erfolg. Kapitalistischer Geist und Optimismus, d. h. bei dem Unternehmer: Bereitschaft auf jeden neuen Gedanken einzugehen, Bereitschaft auch einen Kampf mit den Großen und ganz Großen aufzunehmen, wenn er nicht aussichtslos erscheint und vor allem niemals von einem Mißerfolg sich niederdrücken zu lassen. Man kann in Krisenzeiten hundert Amerikaner sprechen, die ihr ganzes Geld verloren haben oder wenigstens schwer unter der Krisis leiden, und wird kaum einen finden, der nicht fest an den baldigen Aufschwung glaubte — the country is not going to pieces — und ebenso fest daran, daß er auf jeden Fall wieder in die Höhe kommen werde. Ist er aber in günstiger Situation, so wird er niemals in übertriebener Aengstlichkeit dasitzen und sich vor neuen ungewissen Unternehmungen fürchten. Jederzeit ist er vielmehr bereit, wenigstens einen Teil des Erworbenen in aussichtsvollen Geschäften wieder zu wagen.

Vielleicht noch wichtiger ist aber, daß auch der kleine Unternehmer großzügig ist. Er will regulär im Geschäft oder in der Spekulation verdienen. Und ein großer Coup, eine elegante Marktmanipulation, eine unsolide Gründung — Dinge, die ja auch bei uns keineswegs ganz unbekannt sind — erscheinen ihm nicht so schlimm, aber hinten herum einen Extragewinn machen, kleinliche Reklamationen und Vertragstüfteleien verabscheut er. Genau wie er im Hotel bereit ist, hohe Preise zu zahlen, sich aber über Nebenrechnungen ärgert, so im Geschäft. Es ist z. B. in Europa nicht selten, daß unverhältnismäßig große Entschädigungen verlangt werden, wenn — sagen wir — die gelieferten Profile nicht ganz genau in der Größe den gewünschten entsprechen. Das ist drüben ganz außergewöhnlich. Stets ist der amerikanische Kaufmann bereit, kleine Differenzen durch Vergleich aus dem Wege zu schaffen.

Welchen Vorteil für die Industrie, welche Kostenersparnis diese alleinige Rücksicht auf das für den Zweck Wesentliche mit sich bringt, kann sich jeder Kundige vorstellen. Nur ein Beispiel dafür: Die technisch und wirtschaftlich vorzüglichen Güterwagen aus Stahl mit 60000—100000 lb Ladegewicht, die uns leider noch fast ganz fehlen, werden aus gebogenen Blechen zusammengesetzt. Daher ist z. B. der Rand häufig weder glatt noch gerade, so daß eine deutsche Eisenbahnverwaltung sie niemals abnehmen würde. Nach meinen Informationen kommen in Amerika derartige Beanstandungen nie vor und so erspart man einen nicht geringen Betrag. Die Abneigung gegen Kleinlichkeit tritt auch deutlich in den meisten Tarifeinrichtungen der Verkehrsanstalten zutage. Beim Telegramm ist die Adresse und die Unterschrift ohne Rücksicht auf die Länge frei, Reisegepäck kostet offiziell bis 150 lb keinerlei Fracht. Wenn es nicht ganz übermäßig viel ist, wie bei Geschäftsreisenden oder nach Europa gehenden Familien, wird es überhaupt nicht erst abgewogen. Vielleicht sollte aber an dieser Stelle noch ein weitverbreiteter Irrtum berichtigt werden. Vielfach herrscht bei uns die Idee, daß die Amerikaner nicht nur waghalsige Geschäftsleute seien, sondern auch Leute, denen man nicht Vertrauen schenken dürfe und die selbst niemand Vertrauen entgegenbringen. Das ist unrichtig. Es wurde schon festgestellt, daß der Amerikaner im ganzen nicht an Verträgen herumtüftelt. Er ist aber auch selbst bereit, anderen zu vertrauen. Die Mitglieder der New Yorker Stock Exchange pflegen, wenn sie, sagen wir, von kirchlicher Seite als Betrüger angegriffen werden, was auch dort vorkommt, darauf hinzuweisen, daß die größten Transaktionen mit einem Wort, einem Wink, abgeschlossen würden, ohne daß je ernstliche Differenzen entstünden. Das ist natürlich sehr wenig durchschlagend. Es gilt für alle Börsen der Welt und ist die unumgängliche Vorbedingung für das Bestehen der Institution. Wer je bei einer solchen Unehrlichkeit ertappt würde, wäre an jeder Börse unmöglich, da wie Ihering sagt, jede Gemeinschaft die Grundlagen ihres Bestandes am meisten gegen jede Verletzung zu schützen gezwungen ist.

Wer aber annimmt, daß Treu und Glauben dem amerikanischen Geschäftsleben so viel fremder seien als dem deutschen, der beachte die vielen kleinen Züge, die das Gegenteil belegen. Für die Privatdrähte der Broker wird nicht selten eine Miete nach dem durch sie erzielten Umsatz verabredet. Man rechnet also auf die ehrliche Angabe der gehandelten Stücke. Auffällig dürfte es jedem scharfen Beobachter sein, wie oft Zeitungsstände usw. auf der Straße ohne Bewachung bleiben. Man nimmt seine Zeitung, legt sein Geld hin oder wechselt und derjenige, der es stehlen würde, dürfte vom Publikum nicht gerade sanft behandelt werden. Ja, regelmäßig kann man beobachten, daß auf und unter den Briefkasten größere Postsachen einfach herumliegen, bis der Beamte sie holt. Diese kleinen Unehrlichkeiten widersprechen dem amerikanischen Charakter durchaus, höchstens würde der Schwarze zu ihnen neigen.

Kapitalistischer Geist, Optimismus, Großzügigkeit und endlich Arbeitsfreude bilden die Grundzüge des amerikanischen Kaufmanns. Ganz abgesehen von der hohen Meinung, die der Amerikaner von der wirtschaftlichen Tätigkeit aus später zu erörternden Gründen hat, er arbeitet mit

großem Vergnügen, die Arbeit ist ihm, wie Münsterberg sehr richtig sagt, ein Sport, bei dem ihn der Gewinn schon des sportlichen Erfolges wegen reizt. Denn sicherlich ist nichts unrichtiger als die Annahme, der Amerikaner habe nur für Geld Sinn. Nein, wie er sich in jugendlicher Frische für viele Dinge und Ideen begeistert, denen gegenüber der müdere Europäer seine Skepsis nie verleugnet, so ist er überhaupt geneigt, das Interesse fürs Geschäft zeitlich zu beschränken. Er arbeitet intensiv, aber kürzere Zeit als man bei uns gewöhnt ist. Und wenn er dann in seine Familie kommt, regelmäßig in sein eigenes Haus, dann existiert das Geschäft kaum mehr für ihn. (Etwas anders ist es im Klub.) Mag sein, daß man diese Interessen als nicht sehr hochstehend bezeichnen wird. Und man wird zugeben müssen, daß etwa der literarische Geschmack, wie er sich in der regelmäßigen Lektüre und im Theater zeigte, kein glänzender ist. Im übrigen gibt es auch eine zwar nicht große Gruppe, die an Bildung und künstlerischem Geschmack recht hoch steht. Frau von Heyking, die Amerika besser kennen gelernt hat als die meisten anderen, hat uns auch diesen Typus vorzuführen verstanden. Aber hier handelt es sich nur darum, die Tatsache anderer Interessen zu konstatieren.

Da der Amerikaner in Wahrheit mit so großer Freude arbeitet, hat er es nicht nötig, Geschäftigkeit zu markieren. Möglich, daß auch die ganze angelsächsische Art nicht leicht die Ruhe zu verlieren, dabei mitspielt. Man kann sagen, der Amerikaner sucht eine gewisse Gelassenheit und Ueberlegenheit im Geschäft zu zeigen, die von uns leicht fälschlich als Interesselosigkeit gedeutet wird. Die wichtigsten Verhandlungen werden mit nonchalanter Haltung und Sprechweise fast im Flüsterton gepflogen und nur der angespannte Gesichtsausdruck und ein kurzer lebhafter Ausruf deuten dem Unerfahrenen an, daß es dem betreffenden doch sehr ernst mit der Sache ist. Nur bei dieser leisen Art der Unterhaltung ist übrigens das amerikanische System großer Bureauräume ohne jede private Empfangszimmer oder wenigstens ohne eine nach unseren Begriffen genügende Zahl von ihnen durchführbar, das man drüben aus Konzentrationsgründen d. h. wegen der leichten Kommunikation sehr bevorzugt.

Es fällt schon dem flüchtigen Vergnügungsreisenden auf, daß der Amerikaner im Geschäft selbst in New York, wo am intensivsten gearbeitet wird und stets eine große Anzahl Fremder anwesend ist, daß selbst der größte Kaufmann und Bankdirektor für jedermann Zeit findet. Um 12^{15} Uhr hat er vielleicht eine Konferenz in seiner Office, präzise 12^{45} eine Verabredung mit einem auswärtigen Freund zum Lunch. Er unterhält sich recht gemütlich und macht seine Pläne für den Theaterabend, aber man weiß in 30 oder 45 Minuten muß er schon wieder fort. Kommt man in ein Kontor, so ist der Chef oder der betreffende Abteilungsleiter womöglich sofort zu sprechen, Bekannte gehen ziemlich ungeniert direkt an seinen Schreibtisch, aber auch der gänzlich Fernstehende, der über ein Geschäft reden will, ja der nur eine Stelle sucht, findet schnell den Zugang. Wie es in Amerika leichter ist einen Minister zu sprechen als bei uns einen Regierungsrat, so auch im Geschäft.

Viel bemerkenswerter als bei dem selbständigen Unternehmer ist aber

die mit Arbeitsfreude verbundene Gleichgültigkeit bei dem amerikanischen Angestellten. Im Détailhandel fällt uns diese scheinbare Uninteressiertheit zunächst sehr wenig angenehm auf. Schon aus diesem Grunde weist das Verhältnis des Chefs zu seinem kaufmännischen Personal die interessantesten Verschiedenheiten von den deutschen Zuständen auf. Amerika ist wirklich ein demokratisches Land, d. h. ein Land, in dem die Unterschiede des Standes und der Familie außer im Privatverkehr zurücktreten. Es ist keine Phrase, daß man drüben die Arbeit achtet und jeden hochschätzt, der in seinem Fach etwas leistet. Von diesem allgemeinen Satz gibt es nur zwei Ausnahmen, das ist die Negerarbeit und die persönlichen Dienstleistungen, die ein richtiger Amerikaner nicht übernimmt und auf deren Verkäufer er wie auf unfreie Menschen vollkommen herabsieht. Wie stark diese demokratisierende Kraft des Landes ist, bewies mir der äußerst intelligente Freiherr und ehemalige Potsdamer Offizier, der uns als eine Art Werkmeister auf einer Fabrik herumführte. Er, der die feste Absicht und auch das Zeug dazu hat, einen großen wirtschaftlichen Erfolg zu erzielen, stand mit den Arbeitern auf vollkommen demokratischem Fuß. Wenn sich dagegen nach zuverlässigen Mitteilungen die europäischen Grafen und Barone, die sich als Kellner und Köche ihr Brot verdienen, in ihren Klubs stets mit den Titeln ihrer Heimat anreden, so mag das darauf zurückzuführen sein, daß sie eine Tätigkeit ausüben, die ihnen die bürgerliche Achtung im geringsten Maße zu Teil werden läßt.

Der Handlungsgehilfe bis herab zum office boy aber fühlt sich seinem Chef gegenüber als prinzipiell gleichberechtigter und gleichstehender Mensch und was mehr ist, er wird so betrachtet. Da ist kein Katzenbuckeln oder dergl. — im Westen kenne ich einen Ort, wo die älteren Arbeiter selbst den Direktor vertraulich mit „helloh George“ begrüßen —, da ist vor allem kein übermäßiges Zeremoniell, keine erheuchelte Vielgeschäftigkeit. Das Telephonmädchen oder die Schreibmaschinistin, die in den Augenblicken der Muße unter den Augen der Chefs Romane liest, kann man täglich beobachten. Aber das sind immerhin vielfach sogar weibliche Berufe, bei denen von Arbeitsfreudigkeit vielleicht nicht zu viel die Rede ist, falls sie nicht als kurze Durchgangsposten betrachtet werden. Anders jedoch mit allen andern. Denn auch der kaufmännische Angestellte — das tritt klar jedem Beobachter entgegen — ist ein uneingeschränkter Optimist für seine Zukunft, und ein Mann oder selbst ein Knabe, ein boy, mit dem Streben nach einem großen, dem größtmöglichen wirtschaftlichen Erfolg. Er will groß werden und sein Chef, weit entfernt ihn hindern zu wollen, ist froh, in ihm einen zukünftigen Partner zu sehen. Andrew Carnegie spricht durchaus im Sinne aller Amerikaner, wenn er in einer Ansprache an junge Leute folgendes ausführt: „Wenn ihr nun alle eine Stelle gefunden habt, und seid ordentlich im Zug, dann ist mein Rat für euch „Steckt euch ein hohes Ziel“. Ich gebe nicht einen Pappenstiel für einen jungen Mann, der sich nicht schon selbst als Partner oder alleiniger Leiter einer großen Firma sähe. Begnügt euch nicht einen Augenblick in euren Gedanken damit, ein Bureauchef, Werkmeister (foreman) oder Geschäftsführer zu sein und sei es in einem noch so großen Unternehmen. Ein jeder sage sich: Mein Platz ist



an der Spitze“. Das wird nicht bloß in einer Festrede gesagt, es entspricht auch der Wirklichkeit. Gerade in den Anstellungsprinzipien offenbart sich deutlich das Vorherrschen kapitalistischer Gesichtspunkte auf beiden Seiten und die entschiedene Abneigung gegen jeden mittelständischen Geist, der klare Gegensatz zu allem, was Privatbeamtentum heißt.

Der amerikanische zukünftige Kaufmann tritt in sehr verschiedenem Alter und mit sehr verschiedener Bildung in das Geschäft ein. Faßt man trotzdem alle in zwei Gruppen zusammen, so stehen auf der einen Seite alle diejenigen, die durchschnittlich im Alter von 14—18 Jahren nach Absolvierung der Volksschule oder einer höheren Schule als office boys ihre Karriere beginnen; die zweite ungleich kleinere Gruppe bilden die, die als college graduates mit 20—23 Jahren ins kommerzielle Leben eintreten.

Bleiben wir zunächst bei der ersten Gruppe. Das Institut des Lehrlings besteht nicht. Der, sagen wir, 15jährige Junge, tritt mit einem Gehalt, das in der Oberstadt New Yorks 2—3 $, im Bezirk der großen Finanz- und Stapelwarenhäuser 4—5 $ per Woche beträgt, ein, und ist dann auf dem Wege nichts oder alles zu werden. Zeigt er sich tüchtig, so gelangt er schnell über die ersten typischen Lehrlingsarbeiten hinweg. Alle paar Monate steigt er dann im Gehalt und ohne Rücksicht auf Anciennität kann er in jungen Jahren an führende Posten gelangen. Denn Jugend gilt eher als Vorzug denn als Hindernis bei der Stellenbesetzung. Daß „ein älterer Mann“ für eine Stelle gesucht, wie das in Deutschland häufig zu lesen ist, dürfte in Amerika kaum vorkommen. Man hat den Erfolg der Standard Oil Clique oft auf ihre Kunst zurückgeführt, tüchtige Leute dauernd an sich zu fesseln. Es gelang ihnen dies, indem sie niemals engherzig und knickerig waren. Laß den Mann einen Dollar verdienen, wenn er auch einen für dich mitverdient, diesen Satz hat man oft als das Standard Oil-Prinzip bezeichnet. Doch auch Anerkennung und Ehre gönnt man dem Mitarbeiter gern. Es liegt ja überhaupt im amerikanischen Charakter, Menschen gut zu beurteilen und erfolgreiche Leistungen zu würdigen. Beides oft über Gebühr.

Daß es aber nicht ohne Bedeutung ist, wenn der junge Kaufmann neben dem finanziellen Anreiz als wohlerreichbares Ziel vor sich sieht, Teilhaber der größten Firmen zu werden, wird niemand leugnen wollen. Die Aufnahme kapitalloser Angestellter als Partner ist eine alltägliche Erscheinung in Amerika. Während es bei uns als ein himmelstürzendes Ereignis angesehen wurde, als in unserem ersten Privatbankgeschäft ein Fremder Teilhaber wurde, bestehen solche Firmen in Amerika regelmäßig aus einem halben Dutzend oder mehr Partnern, von denen ein großer Teil Männer sind, die als gewöhnliche Angestellte, oft als office boys mit Volksschulbildung (Lehrjungen ist nicht ganz der zutreffende Ausdruck) dort eingetreten und zu junior partners avanciert sind. Vielleicht ist ihr prozentualer Gewinnanteil nicht einmal ein größerer als der manches deutschen Prokuristen, aber ihre Bedeutung für das Geschäft ist in das richtige Licht gerückt, ihre äußere Stellung dem früheren Chef gegenüber als gleichberechtigt dokumentiert. Die große Möglichkeit, Teilhaber zu werden, hebt aber den ganzen Stand der Angestellten. Denn erst das Gefühl der unabänderlichen finanziellen und sozialen Verschiedenheit schafft den Klassengegensatz, der in

den Vereinigten Staaten zwischen Prinzipalen und kaufmännischen Angestellten wenn überhaupt, in unendlich geringerem Maße besteht als bei uns. Den vielleicht fünfzigjährigen Prokuristen einer großen deutschen Firma, der eine große Abteilung oder gar das ganze Geschäft vollkommen selbständig leitet und sicherlich ein ziemlich bedeutendes, auf Gewinnanteil beruhendes Einkommen hat, kann man von seinem „Chef, dem Herrn Kommerzienrat", sprechen hören. Selbst wenn der Betreffende gegen die Regel in Amerika nicht rechtlich Teilhaber wäre, würde er, ebenso wie die Geschäftsinhaber, nie das Unterordnungsverhältnis zum Ausdruck bringen.

Die kleine Anzahl von college graduates, die nur in Boston schon heute ziemlich stark vertreten sind, aber neuerdings auch in New York zunehmen, setzt sich zumeist aus den Söhnen wohlhabender Kaufleute zusammen, die ihren Nachkommen diese zwischen unserem Gymnasium und Universitätsstudium liegende Bildung geben wollen. Abgesehen vom Briefe zukleben und ähnlichen Beschäftigungen, um die sie meist herumkommen dürften, ist ihr Weg ein ähnlicher, nur schnellerer als der der übrigen Anfänger, vor allem natürlich im väterlichen Geschäft.

Eine Kündigungsfrist der Handlungsgehilfen besteht nicht. Ist der Betreffende nicht ausreichend für seinen Platz, so wird er schnell entlassen. Es gilt jedoch als fair, einige Tage vorher für das Ende der Woche zu kündigen oder, wenn man besonders freundlich sein will, den Angestellten aufzufordern, er möge sich nach einer andern Stelle umsehen. Doch wird das System von den Angestellten keineswegs unangenehm empfunden. Sie sind ja Optimisten und denken kapitalistisch, d. h. sie glauben daran, auch andere gute Stellen zu finden und wollen sich, falls sie nicht in glänzender Position sind, gar nicht binden. Ist es doch ganz üblich und alles andere eher als erniedrigend in ein Comptoir zu gehen und zu fragen, ob man dort nicht eine passende Stelle jetzt oder später habe. Und gern wird der Chef einen Versuch machen, von dem typisch amerikanischen Gedanken ausgehend, man müsse doch dem Menschen eine Chance geben, zu zeigen, was er leisten kann. Zeugnisse kennt man nicht. Der junge Deutsche, der hinüberkommt, ist meist sehr enttäuscht, daß er die schönen Beurkundungen seines Fleißes und seiner Tüchtigkeit gar nicht anbringen kann. Man erkundigt sich eventuell bei den Leuten, die als Referenzen aufgegeben wurden. Aber ausschlaggebend ist der persönliche Eindruck.

Wenn wir nun Arbeitsfreudigkeit und Optimismus bei dem Angestellten ähnlich wie beim Unternehmer gefunden haben, so kann man natürlich Großzügigkeit und weiten Blick nicht bei allen erwarten. Aber so richtig es ist, daß der Durchschnittsangestellte wie der Durchschnittsunternehmer in Amerika nicht nur an allgemeiner Bildung, sondern auch an geschäftlicher Erziehung und Ausbildung hinter den entsprechenden deutschen Kreisen zurücksteht, so sehr auch deshalb wirklich tüchtige deutsche Kaufleute dauernd drüben gesucht sind, auch der mittlere Angestellte hat im ganzen einen flotteren, energischeren größeren Zug als bei uns. He is more pushing, sagt der Amerikaner. Er ist auch bereit, selbständig zu handeln, eine Verantwortung zu übernehmen, ja er sucht vielfach nach einer solchen Gelegenheit. „Vor einem falschen Axiom, das ihr oft hören werdet," so sagt Carnegie

in der schon erwähnten Rede, „möchte ich euch warnen: ‚Pariere Order und wenn du den Geschäftsherrn zugrunde richtest.‘ Tut das nicht. Das ist keine Regel, der man folgen soll. Stets verletzt Ordres um den Geschäftsherrn zu schützen. Die Regel ist nur brauchbar für Leute ohne Streben und ihr habt doch nicht vergessen, daß ihr Geschäftsinhaber werden sollt und Ordres geben und brechen. Bedenkt euch nicht es zu tun, wenn ihr wirklich sicher seid, es dient zum Vorteil eurer Chefs und wenn ihr des Ausgangs so gewiß seid, um die Verantwortung zu übernehmen. Aufgefordert euch wegen eurer selbständigen Handlungsweise zu rechtfertigen, zeigt ihm das Resultat eures Geistes und sagt ihm, daß ihr wußtet, es würde so kommen; beweist ihm, wie falsch seine Anordnungen waren. Zeigt euch als Meister eures Meisters (boss your boss), sobald ihr könnt; versucht es frühzeitig. Nichts wird er lieber sehen, wenn er die richtige Sorte von Meister ist, und wenn nicht, dann ist er nicht der Mann für euch, verlaßt ihn so schnell ihr könnt, selbst unter augenblicklichen Opfern und sucht einen, der fähig ist, Talente zu erkennen. Unsere jungen Partner in der Carnegie-Firma haben sich ihre Sporen verdient, indem sie uns zeigten, daß wir nicht halb so gut wüßten, was nötig war, als sie. Manche benahmen sich gelegentlich so mit mir, als wenn sie die Inhaber der Firma wären und ich nur so ein oberflächlicher New Yorker, der sich anmaße, Ratschläge zu erteilen in Dingen, von denen er wenig weiß . . . . Sie waren die richtigen Chefs, die Männer, nach denen wir gerade suchten.“

In dieser Weise wird die Selbständigkeit des Handelns bei den Angestellten von den Chefs beurteilt. Man könnte fast sagen, der Amerikaner erkennt ein moralisches Recht nicht nur auf Arbeit, sondern auf selbständige Tätigkeit der andern an, natürlich solange er nicht selbst davon Schaden hat. Er ist daher auch gern bereit, einer neuen Firma, einem neuen Frachtagenten einer Eisenbahn einen Teil seiner Geschäfte zuzuweisen, falls nicht wirtschaftliche Gründe dagegen sprechen. „Der Mann will auch ein Geschäft machen, gebt ihm Gelegenheit.“

Und dieser „Trieb der Selbstbetätigung“ von John D. Rockfeller bis zum jüngsten Clerk, wie Münsterberg ihn genannt hat, drückt dem ganzen amerikanischen Geschäftsleben den Stempel auf. Denn keinesfalls ist der Amerikaner zufrieden, Geld zu verdienen, er will schaffen, d. h. möglichst selbständig arbeiten. So scheint ihm der kommerzielle und industrielle Beruf das Höchste, aber auch nur so, indem er fest daran glaubt, daß auch die Gesamtheit durch nichts mehr gefördert würde, als wenn in feurigem Bewegen alle Kräfte kund werden. Daher seine tief innere Auflehnung gegen Monopole — falls er nicht selbst in ihnen leitend ist, daher die Bereitwilligkeit mit ihnen in Kampf zu treten.

Was bedeutet diese Grundstimmung des amerikanischen Kaufmanns für die Gestaltung des Geschäftes? Zunächst Beweglichkeit, schnelles Aufgreifen alles Neuen. So konservativ, d. h. festhaltend am Bestehenden der Amerikaner politisch ist, so leicht nimmt er geschäftlich neue Ideen auf, hierin ist er stets novarum rerum cupidus. Der Amerikaner glaubt ja unbedingt an Fortschritt auf allen Gebieten. The wonderful technical progress, the progress of social welfare and humanity sind

Worte, die etwas häufig in seinen Reden wiederkehren. Und so sehr er überzeugt ist, wie wir es doch so herrlich weit gebracht, noch viel sicherer ist ihm die Idee, daß das alles erst der Anfang ist. In früheren Jahren soll aus dieser Anschauungsweise heraus im Zusammenhang mit der Jugend der wirtschaftlichen Entwicklung, vor allem das industrielle Bild den Eindruck des Ephemeren, des Provisorischen gemacht haben. Das kann man heute von dem Osten nicht mehr sagen. Man sieht das Jugendliche und Drängende, aber mit wenigen Ausnahmen nicht mehr das Provisorische. Die hölzernen Fabrikschuppen, die früher auch im Osten vorgeherrscht haben sollen, haben sich in die Wälder und die Prärie des Westens zurückgezogen. Und die Fabrikgebäude New Yorks und Pensylvaniens sind eben so fest und solid wie die deutschen. Man findet auch manchmal recht altmodische Anlagen, die schon längst für den Untergang reif sind. Trotzdem ist im ganzen richtig, daß der Amerikaner schnell geneigt ist, eine alte Maschine hinauszuwerfen und in Rücksicht darauf weniger auf lange Haltbarkeit, denn auf gegenwärtige Wirksamkeit der Anlagen sieht.

Diese Beweglichkeit, dieses stete Hoffen auf weitere technische und wirtschaftliche Fortschritte muß aber auch der Spekulation einen besonderen Anreiz geben. Wir kommen damit zu einer Reihe von Fragen, über die vorläufig die verschiedensten Meinungen vertreten werden. Was bedeutet die Spekulation, was bedeutet Wallstreet für Amerika? Und welche Klassen oder Gruppen sind es, die einen bestimmenden Einfluß auf das Wirtschaftsleben der Union ausüben? Niemand wird bezweifeln können, daß auch weite Kreise, die an sich den Börsencliquen fernstehen, zu Zeiten spekulativ in Wallstreet eingreifen. Es sind noch etwas mehr Leute, die nebenher oder ausschließlich spekulieren, als bei uns, aber wer das Spekulationsfieber kennt, das in Rheinland-Westfalen zeitweise bis in die Kreise der Laufburschen und Dienstmädchen gegangen ist, wer sich daran erinnert, wieviel Minenshares in Deutschland untergebracht worden sind, dem bietet diese Erscheinung höchstens graduell etwas neues. Es gibt aber auch in Amerika ganz große Klassen, im Westen sowohl wie in New York, die regelmäßig ganz abseits von aller Spekulation in Fonds oder börsenmäßig gehandelten Waren stehen oder höchstens von Zeit zu Zeit das Bedürfnis verspüren, einen Teil ihres im regulären Geschäft verdienten Geldes in Wallstreet an den Mann zu bringen. Lokale Spekulationen in Grundstücken oder Minen, Oelquellen ꝛc. gehen danebenher ganz wie bei uns. Natürlich beeinflußt die landwirtschaftliche und die industrielle Konjunktur den Fondsmarkt und wieder umgekehrt der Fondsmarkt die industrielle Entwicklung. Aber das dürfte weder in größerem Maße als in Deutschland zutreffen noch etwa ist das direkte Gegenteil der Fall, daß in Amerika Industrie und Fondsspekulation gar nichts mit einander zu tun haben, wie einer der bekanntesten Reiseberichte über Amerika glauben machen wollte. Es existieren in der Union überhaupt kaum wirtschaftlich tätige Menschen, die nicht irgendwie mit den großen Verkaufsorganisationen oder Einkaufscentren verbunden sind. Der kleinste Bauer ist in täglicher Abhängigkeit vom Chicagoer Vieh- oder Getreidemarkt. Und was mehr ist, er fühlt sich in Beziehung dazu. Er fühlt den Einfluß des Fleischerstreiks wie des Kohlenarbeiterausstandes. Und umgekehrt ist kein

Kaufmann und kein Industrieller da, der nicht genau wüßte, was der Ausfall der Ernte und die Lage der Landwirtschaft für ihn bedeutet, die ja noch heute der wirtschaftlich stark vorherrschende Erwerbszweig ist.

Die Frage des Einflusses, den Wallstreet d. h. die haute banque und die Börse auf den Kredit ausüben, muß zwiespältig beantwortet werden. Der Geschäftsmann außerhalb New Yorks, the man in the country, der mittlere Kaufmann in New York ist sicherlich von den großen Finanzleuten weit unabhängiger als in Deutschland mit seiner einzig in der Welt dastehenden Bankkonzentration. Die allgemeine Verbreitung des Scheckverkehrs, an den der kleinste Unternehmer und selbst viele bessere Arbeiter angeschlossen sind, — im Westen wird vielfach der Lohn per Scheck bezahlt — diese Verbreitung des Scheckverkehrs und die Bankgesetzgebung der U. S., die eine Filialbildung ausschließt, haben Tausende von kleinen Banken mit ziemlichen Depositen entstehen lassen, die den mittleren und kleineren Gewerbetreibenden die ihm nötigen Kredite gewähren. Ist die eine Bank nicht geneigt oder imstande, sein ganzes Bedürfnis zu decken, so wendet er sich, durch Vermittlung eines Kommissionärs, des note brokers, an mehrere. Daß, wie bei uns quasi, wenn auch nur theoretisch, die Berliner Großbankdirektoren bestimmen, ob Herr Müller in Lüneburg 5000 ℳ Kredit haben soll, existiert nicht. Indirekt abhängig dagegen ist auch der letzte Krämer und der kleine Landwirt in Nebraska von dem zentralen Geldmarkt. Denn hier sammelt sich alles freiwerdende Geld, von hier zieht man es zurück oder borgt es, wenn es im Westen gebraucht wird. Von Wallstreet wird es in Ueberflußzeiten nach Europa geschickt und, was das häufigere, ja das regelmäßige ist, nur durch Wallstreet kann man fremdes Geld für kurze Kredite wie für langfristige Anlagen aus England und Deutschland, aus Holland, Frankreich und der Schweiz heranziehen. Diese Bedeutung der New Yorker Wallstreet Banken und Bankiers wird noch durch zwei Momente verstärkt. Erstens durch die oben geschilderte Kreditorganisation, die bei dem Fehlen des Akzeptes den Lombardkredit gegen Wertpapiere zur beliebtesten Transaktion macht. Diese Wertpapiere liegen aber zu einem bedeutenden Teil bei den New Yorker Fondsmaklern und in den safe deposit vaults, den feuersicheren Tresorräumen, die drüben vielfach in der Hand eigener Gesellschaften sind. Ferner aber wird der Geldmarkt in New York mehr als in anderen Ländern durch die Börse beeinflußt, da das Fehlen des Termingeschäfts, und das alleinige Herrschen des Kassahandels in Zeiten lebhafter Spekulation ganz gewaltige Summen beansprucht, deren Herbeiziehung bei dem unentwickelten Kredit- und Geldsystem häufig zu den tollsten Geldsätzen wie 20%, 100%, ja 180%, d. h. ½% pro Tag führt. Bekanntlich ist ja in der Union der Notenumlauf sehr unelastisch, die Kreditgewährung der von Reich und Einzelstaat konzessionierten Banken durch die Reservevorschrift beschränkt. Und endlich ist es bei dem Fehlen des Akzeptes und dem Mangel einer Zentralbank, ja auch nur eines Marktes für inländische Wechsel sehr schwer, einmal gemachte Anlagen ins Ausland zu transferieren. So bilden die Finanzwechsel der New Yorker Bankiers und der Großhändler New Yorks und Chicagos auf Europa noch die einzige Möglichkeit, eine Geldklemme zu erleichtern.

Endlich gilt es noch die Bedeutung der verschiedenen Klassen und Gruppen für die Gründungen, Finanzierungen und Emissionen festzustellen. Es trifft natürlich für Amerika wie für alle Länder zu, daß man Hundertmillionengeschäfte nicht ohne die Mitwirkung großer Finanzleute oder Institute machen kann. Schon die einfache Ueberlegung ergibt aber, daß sich mäßige Summen bei den günstigen Vermögensverhältnissen der Amerikaner leicht ohne Dazwischentreten der bekannten Großfinanziers auftreiben lassen. Man kann sagen, daß der Westen seine lokalen Industrien, ja auch einen großen Teil seiner besten Minen ohne bedeutende Mithilfe der haute finance geschaffen hat. Aber auch wenn die Interessenten nicht kapitalkräftig genug sind, um selbständig ihr Unternehmen finanziell zu halten und zu entwickeln, so stehen sie keineswegs nur etwa einem halben Dutzend New Yorker Bankiers gegenüber, die monopolistisch den Anlagemarkt kontrollieren. Wie schon oben erwähnt, haben die Banken überhaupt erst neuerdings angefangen, in das Emissions- und Finanzierungsgeschäft hineinzugehen. Es liegt noch heute ganz überwiegend in den Händen der großen Privatbankiers und der Finanziers. Diese Kapitalistenklasse spezieller Art ist nun keineswegs auf New York beschränkt. Sie ist stark vertreten in den Neuenglandstaaten, vor allem in Boston, wo alter Reichtum vielleicht in größeren Mengen als in New York aufgestapelt ist, ferner in Chicago mit seinen neuen Finanzgrößen, aber auch in anderen Orten, wie Pittsburg, San Francisco, Philadelphia.

Es ist meines Erachtens ein Problem, das auch nach den neuesten Arbeiten trotz aller Hinweise auf Börsengesetz, Börsensteuer u. s. w. nicht gelöst ist, warum in Deutschland die Bedeutung des Privatbankiers derartig rapid zurückgegangen ist, so daß wir heute knapp ein halbes Dutzend wirklich großer selbständiger Firmen besitzen, deren Hauptbedeutung übrigens auch noch in der Emission fremder Wertpapiere, der Finanzierung ausländischer Staaten und Gesellschaften liegt. In den Vereinigten Staaten ist der Privatbankier und neben ihm der Privatfinanzier, auf den wir gleich weiter eingehen, der herrschende Mann. J. P. Morgan & Co., Kuhn, Loeb & Co. und Speyer & Co. haben die führende Rolle in der amerikanischen Bankwelt und eigentlich nur die National City Bank und höchstens noch die Nationalbank of Commerce, die mit ihnen an Einfluß verglichen werden können, und auch diese sind wenigstens teilweise von ihnen beeinflußt. Und daneben eine ganze Reihe als Emissions- und Finanzierungshäuser wichtiger Privatfirmen. Wenn wir aber für diese Privatbankiers noch halbwegs vergleichbare Objekte in Deutschland vorfinden, so fehlt uns der Privatfinanzier fast vollständig. Seine Bedeutung ist aber eine ähnliche. Dieser Finanzier, nicht zu verwechseln mit dem relativ kapitalarmen Promoter, dem Manne, der Gründungen zustande bringt und Aktien dem Publikum anpreist, dieser Finanzier ist zunächst ein reicher Mann. Häufig hat er kein reguläres Geschäft mehr, aber das Gegenteil kommt ebensowohl vor. Die Hauptsache ist, er ist ein Mann, der bereit ist, Geld anzulegen, wenn dabei gut zu verdienen ist. Man kennt solche Leute und geht zu ihnen hin, um ihnen Propositionen zu machen. Heute kauft er eine dauernde Beteiligung an einer Privatmine, morgen macht er ein Vorschußgeschäft an eine Aktiengesellschaft, die für ihren Ausbau

auf beschränkte Zeit Geld braucht, und erhält vielleicht eine Option auf die Aktien, deren Wert durch diese Transaktion erhöht werden soll; einmal gründet er mit einigen Freunden ein Unternehmen und bringt dann nach Jahr und Tag durch seine Makler die Anteile an die Börse, das andere Mal ist er wieder nur underwriter, d. h. er nimmt in einem Garantiesyndikat einen großen Anteil an einer Emission. Z. B. eine Bankfirma übernimmt 25 Mill. $ Aktien zu 95, sie bildet ein Syndikat, in dem sie die Führung hat und das zu 98 die Aktien garantiert. Jetzt geht man ans Publikum. Kauft dieses zu 98 oder höher die Anteile, so erhält der underwriter seinen Gewinn, kauft das Publikum nicht, so muß er den gezeichneten Betrag selbst übernehmen.

Der Finanzier bildet sozusagen den Höhepunkt des Kapitalismus, er ist der personifizierte Kapitalismus. Wohl bewegt er sich mit seinen Anlagen gern auf einem bestimmten Gebiet der wirtschaftlichen Tätigkeit, das er genau kennt. Doch das ist nur eine Opportunitätsfrage. An sich ist ihm jedes Unternehmen und jeder Geschäftszweig gleich lieb, je nachdem sich die Gewinnaussichten stellen. Das Abstrakte des Kapitalismus wird durch den Finanzier zur höchsten Entfaltung gebracht. Solche Finanziers gibt es in Amerika allerorten und in allen Größen sozusagen. Und da es, wie wir sahen, sehr leicht ist, an jedermann heranzukommen, so bieten sich auch dem kapitallosen Manne, der ein gutes Geschäft proponieren kann, ungewöhnliche Chancen. Das gilt auch für den Techniker. Doch pflegt man ihm in der Regel nicht die Geschäftsleitung zu überlassen. Falls er nicht auch kommerziell besonders tüchtig ist, so ist er ein gut, oft glänzend bezahlter Mann, der aber den Anweisungen der Kaufleute zu folgen hat.

Es ist schon a priori anzunehmen, daß bei der geschilderten Psychologie des homo americanus der Staat eine andere Rolle im Wirtschaftsleben spielt als etwa in Deutschland. Hier kann dieser Punkt, der einer genauen Untersuchung wert ist, nur kurz berührt werden. Unrichtig wäre die Annahme, daß sich der Staat, und zwar der Einzelstaat wie die Union, überhaupt nicht um das wirtschaftliche Getriebe kümmere. Es gibt sogar gewisse Gebiete, in die er stärker eingreift als bei uns. Es sei nur an das gesamte Aktienbankwesen erinnert, das unter Kontrolle des Reichs oder der Bundesstaaten steht. Auch für die reinen Depositenbanken hat der Staat Vorschriften über die Liquidität erlassen[1]), für alle Banken hat ein staatlicher Aufsichtsbeamter (controler) das Recht und die Pflicht von Zeit zu Zeit genaue Angaben über den Status zu verlangen. Aber der hinter der wirtschaftlichen Gesetzgebung der Vereinigten Staaten stehende Gedanke ist ein anderer als in Deutschland. Er ist ein für allemal nur die Wegräumung der Hindernisse, die sich der Entfaltung der persönlichen Tätigkeit entgegenstellen, sowie der Schutz gegen Betrügereien und Leichtfertigkeiten, vor denen sich der einzelne nicht zu schützen vermag. Diesen letztgenannten Zweck hat die Bankgesetzgebung, soweit sie nicht aus politischen Motiven und Rücksichten auf die Geldzirkulation hervorgegangen ist. Eine Garantie für die wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit des Individuums zu bieten,

[1]) Für die Trustkompagnien, die sich erst neuerdings dem eigentlichen Bankgeschäft zugewandt haben, wird die Frage gegenwärtig ventiliert.

war die Idee der verschiedenen Trustgesetze, vor allem auch des Rabattverbots für die Eisenbahnen.

Natürlich bildet die auswärtige Handelspolitik eine wichtige Ausnahme. Ob wir sie als etwas lang andauernde Reaktion gegen die englische Kolonialpolitik vor 1776 auffassen wollen, oder wie immer wir sie sonst erklären wollen, sie ist eine Spezialität, die dem Charakter der inneren Wirtschaftspolitik vollkommen widerspricht. Innerhalb des Landes vertritt man noch vielfach mit ehrlicher Ueberzeugung den Satz, daß der Staat in keiner Weise die Vertragsfreiheit antasten dürfe, und hat infolgedessen ein Gesetz über den Maximalarbeitstag als einen Verstoß gegen die Naturrechte für ungültig erklärt. Man hat gleichfalls eine unbeschreibliche Scheu vor allem, was nur im entferntesten mit dem Wort Sozialismus in Zusammenhang gebracht werden kann. Es sind das der historischen Entwicklung zufolge nicht ganz dieselben Maßnahmen, die in Deutschland so charakterisiert werden. Wenn in einer deutschen Stadtverwaltung der Antrag gestellt wird, sämtliche Schulen unentgeltlich zu öffnen und noch dazu die Schulbücher kostenlos zu liefern, so heißt es: das bedeutet die Einführung des sozialistischen Staates. Nun, dieser sozialistische Staat besteht in Amerika schon lange. Wenn man aber in den Vereinigten Staaten die Uebernahme der Gaswerke durch die Stadt vertritt, so konnte man bis vor kurzem fast überall nicht nur praktische Bedenken hören, sondern mußte auf die vorwurfsvolle Antwort gefaßt sein: Sie sind ein Sozialist, was zum mindesten als levis nota maculae gemeint war. In der neuesten Zeit hat jedoch ein gewisser Umschwung begonnen, der auch politisch fühlbar wird.

Wenn aber auch die wirtschaftliche Tätigkeit des Staates oder der Komunen sehr beschränkt ist — bekanntlich sind auch Telegraph und Telephon in den Händen privater Unternehmungen — so steht doch die Verwaltung der öffentlichen Körper dem Wirtschaftsleben und der modernen Wirtschaftstechnik in vieler Beziehung mit mindestens ebenso viel Verständnis gegenüber wie in andern Ländern. Das Schatzamt übt eine Reihe von Funktionen aus, die in Ländern mit Zentralnotenbanken von diesen erledigt werden. Es wirkt vor allem mit bei der Uebertragung von Edelmetall und sucht auch zeitweise die Verhältnisse des Geldmarktes zu regulieren, soweit es bei der heutigen Gesetzgebung dazu im Stande ist. Es ist mit seinen Kassen an die Clearinghäuser angeschlossen und nimmt Zahlungen in Checks entgegen und zahlt in Checks. Das gleiche gilt für alle öffentlichen Körper.

Speziell fühlen sich aber diejenigen Reichsämter, die mit dem Wirtschaftsleben nur irgendwie im Zusammenhang stehen, dazu verpflichtet, die Interessen der wirtschaftenden Individuen durch Veröffentlichung von Nachrichten und Privatauskünfte nach Möglichkeit zu fördern. Es ist mehr als eine Aeußerlichkeit, wenn in direktem Gegensatz zu manchen andern Ländern der Handelsminister oder sein Vertreter seine Briefe an Kaufleute als „your obediant servant“ zu zeichnen pflegt. Es kennzeichnet die Bedeutung, die dem wirtschaftenden Unternehmer zuerkannt wird. Man kann vielleicht ohne große Uebertreibung sagen: Bei uns denkt eine ganze Reihe von wirtschaftlich tätigen Menschen bureaukratisch, in Amerika sucht auch der Beamte das Leben kaufmännisch zu betrachten.

Der vorliegende Versuch hat sich nur mit dem gegenwärtigen Geschäftsleben befaßt, auch das sicherlich nur skizzenhaft. Zu einem völligen wissenschaftlichen Verständnis bedürfte es einer genauen Untersuchung, warum sich die Dinge so entwickelt haben, welcher Anteil an dieser Entwicklung der Zusammensetzung der Bevölkerung, der Natur des Landes, dem kolonialen Charakter der Volkswirtschaft zuzuweisen ist. Doch fehlen zu einer zwingenden Argumentation auf diesem Gebiet noch zu viele Vorarbeiten. Dagegen ist es wohl nicht schwierig, zu erkennen, welche Bedeutung die geschilderten Grundzüge des amerikanischen Geschäftslebens für die internationale Konkurrenz besitzen. Von alledem, was wir als typisch und ausschlaggebend für das kommerzielle Treiben der Union erkannt haben, bildet in der Hauptsache nur eine gewisse unentwickelte Einfachheit auf manchen Gebieten, vor allen denen des Bank- und Kreditwesens, ein retardierendes Monent für die zukünftige Entwicklung. Es gibt sicherlich noch andere ungünstig wirkende Faktoren, wie die Ordnung des Geldwesens, die Unsicherheit der Rechtspflege in manchen westlichen Staaten, die Korruption in einer Reihe von einzelstaatlichen und kommunalen Verwaltungen. Aber das sind Fragen, die zum Teil einer günstigen Lösung täglich näher gebracht werden, zum andern Teil dem amerikanischen Geschäftsleben nicht notwendig, sondern nur zufällig anhaften.

Vielleicht wäre es aber nicht ohne Wert, einmal zu überlegen, ob nicht in unserem Geschäftsleben eine große Menge retardierender Faktoren zu finden sind, die nicht notwendig mit ihm verbunden sind, sondern durch bewußtes Vorgehen wenigstens gemildert werden könnten. Oder sollten wir gar zu dem Resultat kommen, daß manche Maßnahmen des Staates und der wirtschaftlichen Organisationen, der Unternehmer und der Angestellten gerade dazu angetan sind, unsere wirtschaftliche Konkurrenzfähigkeit zu schmälern, so wäre wohl ein Anlaß gegeben, die „amerikanische Gefahr“ dadurch zu bekämpfen, daß wir kräftig vorwärts schreiten, von anderen lernen und einen frischen Wind durch das Wirtschaftsleben wehen lassen, anstatt durch chinesische Mauern nach außen und im Innern das Bestehende um jeden Preis zu schützen.

Süddeutschland in der Volkszählung.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Die Volkszählung vom 1. Dezember 1905, deren Ergebnisse jetzt vollständig vorliegen, hat, wie der Leser längst aus den Tageszeitungen erfahren hat, einen Zuwachs der deutschen Großstädte (über 100000 Einwohner) von 33 auf 41 gebracht. Ganz abgesehen davon, ob das ein erfreuliches oder ein betrübliches Faktum ist, verlohnt es sich wohl, dem Städtewachstum eine ordentliche Aufmerksamkeit zu schenken. Dieses Wachstum bedeutet Volksveränderung in jeder Hinsicht. Je größer die Städte werden, desto mehr Dörfer werden Vororte. Schließlich wird das ganze Land, wie es der bekannte Volkswirtschaftler Roscher vom Königreich Sachsen sagte: eine breit gebaute Stadt. Außer diesem allgemeinen Interesse aber soll uns im Nachfolgenden der besondere Anteil Süddeutschlands am Städtewachstum beschäftigen. Den Anfang macht die Mitteilung, daß von den 8 neuen Großstädten nur eine in Süddeutschland liegt, nämlich Karlsruhe.

Die alten süddeutschen Großstädte sind: München (538000), Nürnberg (294000), Stuttgart (249000), Straßburg (167000), Mannheim (163000). Zu ihnen gesellt sich nun das stille und vornehme Karlsruhe (111000), und hinter ihm stehen als nächste Anwärter Augsburg (97000), Mühlhausen (95000) und Mainz (91000). Erst später werden sich Darmstadt und Würzburg zum Eintritt in die Oberklasse des deutschen Städtetums melden. Von Frankfurt a. M. und Wiesbaden reden wir nicht, obwohl sie halb zu Süddeutschland gehören, weil diese Städte der preußischen Entwicklung angehören, die sich nicht ohne weiteres mit süddeutschen Verhältnissen gleichsetzen läßt.

Es gibt also in Süddeutschland heute 6 Großstädte. Nach dem Reichsdurchschnitt müßten es 9 bis 10 sein. Ob es ein Vorteil oder ein Nachteil ist, daß es nur 6 sind, sei dem Urteil des Lesers überlassen, aber die Tatsache selbst verdient erwogen zu werden, daß sich Süddeutschland in der Großstadtentwicklung hinter Reichsdurchschnitt bewegt. Das wird noch auffälliger, wenn man die Großstadtbevölkerungen ins Auge faßt. Jetzt ist es so:

	Volkszahl	Großstädter
Deutsches Reich	60605000	11498000
Süddeutschland	13847000	1522000

Rechnet man nun, wieviel Großstädter Süddeutschland haben müßte, wenn es dem Reichsdurchschnitt entsprechen wollte, so kommt man auf 2627000, also auf eine Ziffer, die sehr viel größer ist als die in Wirklichkeit vorhandene. Es ist nicht zu leugnen, man mag die Sache anfassen wie man will, es steht fest, daß Süddeutschland einen geringeren Trieb zur Großstadt hat als das Reich im ganzen. Die moderne Zusammenhäufung der Menschen tritt südlich von der Maingrenze auffällig viel schwächer auf als nördlich von ihr. Das ist es, was wir in seinen Ursachen noch etwas näher erforschen wollen.

Wir beginnen mit dem Bevölkerungswachstum Süddeutschlands im ganzen und setzen dabei eine Untersuchung fort, zu der wir in der ersten Nummer des ersten Jahrganges der Süddeutschen Monatshefte den Anstoß gegeben haben. Es ist nicht angenehm zu sagen, aber es muß den Süddeutschen gesagt werden, daß sie im Volkswachstum hinter dem Reichsdurchschnitt zurückbleiben und zwar recht fühlbar. Der Verlauf ist dieser:

	Deutsches Reichsgebiet	Süddeutschland	%
1816	24833000	7867000	31,7
1855	36114000	9845000	27,3
1905	60605000	13847000	22,8

Diese Ziffern sind für Süddeutschland recht ernsthaft. Sie besagen, daß der deutsche Süden, der vor hundert Jahren fast ein Drittel des im Deutschen Reich vertretenen Deutschtums ausmachte, in etwa 2 Jahrzehnten nur noch ein Fünftel betragen wird. Der Süddeutsche wundert sich bisweilen, daß er nicht so geschätzt wird wie er verdient. Es ist auch sachlich oft nur zu wahr, daß der freiere süddeutsche Geist vom Preußentum mißachtet wird. Aber — nur die Wachsenden können als Fordernde auftreten. Nicht als ob Süddeutschland kein Wachstum hätte, aber es wächst langsam und diese Langsamkeit wird beiderseits empfunden, auch wenn man sie sich nicht immer ziffernmäßig klar macht.

Weshalb aber wächst Süddeutschland so langsam?

Die erste Antwort lautet: weil es eine ältere Kultur hat und deshalb schon vor 100 Jahren dichter besetzt war als der Reichsdurchschnitt. Das letztere trifft freilich nicht für Bayern. Bayern als Ganzes war und ist dünn bevölkert. Es steht sehr wesentlich hinter fast allen westelbischen Landesteilen zurück und nähert sich ostelbischen Verhältnissen. Am dichtesten ist von den süddeutschen Staaten Hessen bevölkert, dann kommt Baden, dann Elsaß-Lothringen, dann Württemberg. Man sieht sofort den Zusammenhang von bäuerlichem Erbrecht und Volkszahl. Immerhin ist auch in Hessen, Baden, Elsaß-Lothringen die Volksdichtigkeit nicht so groß, daß deshalb das Wachsen langsamer gehen müßte. Es ist noch viel Platz, sobald Menschen da sind, die sich des Platzes bemächtigen wollen. Die Süddeutschen aber sind im Ganzen etwas schwach in ihrem Nachwuchs. Es läßt sich zwar dieses Urteil nur mit Vorsicht aussprechen, da es sehr große Verschiedenheiten gibt. Es finden sich süddeutsche Gebiete, deren natürliche Gesundheit keinerlei Tadel verdient. Aber! Aber! Man verzeihe daß wir es sagen! Im Elsaß ist die Geburtenziffer gering. Heute fällt das schon weniger auf, weil sie überall etwas sinkt. Diese niedrige Geburtenziffer (etwa 30 ‰) würde aber für sich allein noch nichts schaden, wenn die Elsäßer und Lothringer wenigstens Meister in der Lebenserhaltung wären. Aber das sind sie nicht. Trotz der geringen Geburtenzahl steht bei ihnen die Sterblichkeit fast auf Reichsdurchschnitt (21 ‰)! Das ist ein direkt ungünstiger Zustand, wenngleich er noch immer viel besser ist als der französische Durchschnitt. Das Gegenstück aber zu den Elsäßern sind die rechtsrheinischen Bayern. Bei ihnen wird über Durchschnitt geboren, aber noch viel mehr über Durchschnitt gestorben. Der Elsäßer ist sparsam im Leben wie im Tode, etwas zu sparsam, der Bayer ist unwirtschaftlich. Er ruft 36 ‰ ins Leben und läßt 25 ‰ sterben, hat also nur einen Zuwachs von 11 ‰, während das Reich im ganzen 14 ‰ aufweist. Im Jahre 1904 stellte sich die bayrische rechtsrheinische Kinderbilanz folgendermaßen:

	Geboren	Gestorben unter 1 Jahr	Gestorben im 2. Jahr
Männlich	101 800	27 700	3 100
Weiblich	96 200	21 900	3 100
	198 000	49 600	6 200

Es würde zweifellos möglich sein, jährlich 10 000 oder 15 000 Kinder mehr am Leben zu erhalten und in dieser Lebenserhaltung würde mehr bayrischer Patriotismus zu Tage treten als in allen antipreußischen Reden. Hessen und die Pfalz haben sich in dieser Hinsicht nichts vorzuwerfen und Baden und Württemberg stehen zwar unter Durchschnitt, aber nicht sehr viel. Auch bei ihnen fehlt es an Pflege der Lebenden. Es muß doch in ganz Süddeutschland in den Kinderstuben noch vieles verbesserungsfähig sein. Ich habe nichts vor mir als Zahlen, aber aus diesen Zahlen sehe ich teilweis Schmutz, teilweis Alkohol, teilweis Bequemlichkeit der Mütter, teilweis ungenügende Aufklärung über natürliche Dinge. Nicht als ob die übrige Welt nicht auch an diesen und anderen Schäden litte, aber — wir wollen ja den deutschen Süden untersuchen! Er hat seine eigentümlichen

Mängel im Volksaufbau und es scheint nötig, daß diese Mängel mehr als bisher ins Bewußtsein der Süddeutschen treten, denn noch ist es Zeit, sie zu bessern.

Die geringere süddeutsche Leistung in Volksvermehrung aber genügt für sich allein nicht um das Zurückbleiben gegenüber dem übrigen deutschen Reiche zu erklären. Der zweite wichtige Punkt ist die Abwanderung. Diese ist schwer genau zu erfassen. Es gibt aber immerhin Anhaltspunkte. In der überseeischen Auswanderung von 1905, die an sich gering ist, findet sich kein besonderer süddeutscher Ueberschuß. Der alte Zug nach Amerika ist erloschen. Selbst Württemberg lieferte in diesem Jahre nur 1125 Amerikaner, aber zur Erklärung der Ergebnisse der neueren Volkszählung gehört doch auch der Rückblick auf die früheren süddeutschen Abwanderungen über das große Wasser. Jetzt sind die Abwanderungsziele näher gerückt, die Abwanderung selbst aber ist noch vorhanden. Wie stark Paris und London heute noch magnetisch wirken, kann ich nicht sagen und auch für die innerdeutsche Abwanderung ist die neueste Zählung noch nicht verarbeitet. In Preußen aber gab es bei der vorigen Zählung gegen 350 000 Süddeutsche. Und wer will sagen, wohin sie alle wandern? Das Land ist nicht stark genug, seine eigenen Kinder festzuhalten. Baden zwar kann es und Hessen wird es bald können, aber Bayern und Elsaß-Lothringen und vor allem Württemberg stoßen noch immer Kinder ab. Erst schaffen sie weniger Volk und dann können sie es doch nicht bei sich behalten. Zugegeben, daß es sich nicht um so große Summen von Menschen handelt wie in Ostelbien, zugegeben auch, daß der Schaden sich allmählich bessert, aber es fehlt ein Etwas an volkswirtschaftlicher oder sozialer Kraft. Es fehlt der starke Rhythmus des modernen Geschäftslebens. Er pulsiert am Rhein und in den großen Städten, das übrige Land aber ist noch nicht so sehr modernisiert, industrialisiert, kapitalisiert, um im Wachstum mit dem übrigen Deutschland gleichen Schritt halten zu können.

Es ist nun sehr leicht möglich, daß süddeutsche Leser, die uns bis hierher gefolgt sind, ihrerseits sagen: wir sind eben ein behaglicheres und treueres Volk, halten fester am guten Alten und lassen uns nicht willkürlich in das wilde und aufreibende Treiben der Neuzeit hineinziehen. Es gibt eine Art berechtigter Selbstzufriedenheit, die sich nicht zwangsweise modernisieren lassen will. Wozu sollen wir mit dem Norden gleichen Schritt halten? Es ist besser, ein stilles und ruhiges Leben zu führen! — Zugegeben, daß diese mehr konservative Lebensauffassung, deren Hauptstütze im deutschen Süden das Zentrum ist, ihre besonderen Schönheiten und Wahrheiten hat, so bleibt doch dabei viel Bedenkliches übrig. Alle Leute, auch die Süddeutschen, wollen gern in der Welt etwas gelten. Sie fühlen, daß sie für die Kultur etwas zu bedeuten haben. Sie klagen, daß sie nicht zur Leitung des Volkes im ganzen gelangen. Die Süddeutschen möchten gern das Salz der deutschen Erde sein. In der Tat, wir brauchen solches Salz. Aber dazu ist es nötig, stärkere süddeutsche Gesamtenergie zu entwickeln.

Indem wir dieses schreiben, denken wir an den süddeutschen Liberalismus in allen seinen Formen und Arten. Was ist sein Ziel? Er will gegenüber dem Zentrumsideal ein modernes Kulturideal vertreten. Wohlan, worin besteht dieses Kulturideal? Doch sicher nicht nur in Protest und

Anklage. Das Kulturideal des süddeutschen Liberalismus muß unseres Erachtens seine ganz besondere süddeutsche Färbung haben, und muß darin bestehen, die Süddeutschen volkswirtschaftlich mindestens auf Reichsdurchschnitt zu heben und wenn möglich, weit darüber hinaus in die Höhe zu bringen. Dazu aber ist die erste Vorbedingung, daß man klar sieht, was die neueste Volkszählung wieder rücksichtslos und eindringlich lehrt, daß es heute an Willen zum Leben, sowohl Willen zum physischen wie wirtschaftlichen Leben, in vielen Teilen des deutschen Südens noch fehlt. Es fehlt etwas Seelisches, was sich materiell äußert, sobald es vorhanden ist, der innere Entschluß eines Bevölkerungsteiles, eine Wirkung in der Geschichte haben zu wollen. Dieser Entschluß kann nach heutiger Lage der Dinge nichts Partikularistisches sein, nichts bloß Bayerisches oder Württembergisches oder Hessisches. Dazu sind die Einzelgebiete nicht groß genug. Er kann aber auch nicht in einfacher Unterstützung des allgemeinen deutschen Wirtschaftsganzen bestehen, denn dessen stärkste Stellen liegen nördlich des Mains. Es muß eine süddeutsche Kulturbewegung einsetzen, die von den Vogesen bis zum Böhmerwalde geht und die diesem Teile deutscher Erde eine Zukunft sichern will. Dazu aber gehört, daß man über Landtagsfragen hinaus sich versteht und einigt. Grund genug ist vorhanden.

Rundschau.

Herman Schell.

In den Tagen, da die verklärenden Pfingststrahlen des Hochfestes des Geistes Gottes die Christenheit umfluteten, stiegen die düsteren Todesschatten empor für den Mann, der in der Geschichte des Katholizismus des XIX. Jahrhunderts unzweifelhaft den Höhepunkt bedeutet. Die Kunde vom Tode Herman Schells hat seither die Erde umlaufen und allüberall, wo sie auf religiös- und philosophisch interessierte Geister innerhalb wie außerhalb des kirchlichen Lebens gestoßen, lebhaften Widerhall erweckt. Schells Name steht seit einem halben Menschenalter schon im Vordergrund der gewaltigen Kämpfe, die sich für und wider das Ideal des kirchlichen Gottes- und Christusglaubens entsponnen haben.

Ein offenkundiger Zeuge für die Macht, mit der Schell in weiten Kreisen der Theologen und noch mehr der gebildeten Laien Verstand und Herz gefangen hielt, war der gewaltige Leichenzug, der den großen Gottesgelehrten am Pfingstsonntage zu Grabe geleitete, vorbei an der herrlichen Alma Julia, deren stolzer Namenszug „Veritati" Schells Weihegabe war, in den glücklichsten seiner Erdentage, im Jahre seines Rektorates, des ersten in der neu erbauten Universität. Wahrheit als das höchste akademische Ideal, zugleich auch die einzige Begrenzung der Freiheit des Forschens, Lehrens und Lernens war der Leitstern Schells; auch für die Theologie anerkannte er nur eine Schranke ihrer wissenschaftlichen Freiheit, die Wahrheit, die Tatsächlichkeit, und im tiefsten und höchsten Sinne nur das, was sich zum hinreichenden Erklärungsgrund der Wirklichkeit und zur Ueberwindung aller Unvollkommenheiten und klaffenden Widersprüche eignet.

Die Biographie Schells ist in ihren großen Umrissen bekannt und im Rahmen dieser Skizze auch entbehrlich. Schells körperliche Erscheinung war das Abbild der Ursprünglichkeit und Lebensfrische, die aus all seinen Geisteswerken aufleuchten. Das treue, träumerische Auge, ein entzückender Schmuck im Antlitze des jungen Schell, war ihm zeitlebens geblieben. Die entschlossenen Lippen, über die man vielleicht nicht ohne Grund einen gewissen Widerspruchsgeist ausgesprochen fand, gaben dem Gesichte eine feste Prägung. Die Lebensfülle und Beweglichkeit des ganzen Körpers glich dem Gebirgsbache, der alle ihm entgegenstarrenden Hindernisse als freudige Gelegenheit zur Erprobung und Vermehrung der inneren Kräfte begrüßt.

Die geistige Physiognomie Schells kennzeichnet ein ungestümer Wahrheitsdrang, ausgerüstet mit hoher spekulativer Kraft. Die Sprache seiner Werke kann sich nicht gerade architektonischer Klarheit rühmen, die Terminologie ist bisweilen gewaltsam, weil an die Stelle der schulmäßigen Behandlung eine freie Entwicklung der Gedankengänge tritt. Schönheit kann niemals zum Ersatz der Stärke werden und die wahre Kraft liegt nur in den Gedanken, nicht in den Worten, auch nicht in der Anziehungskraft eines blühenden Stiles, weil die Wahrheit hienieden nicht Sache des Genusses, sondern vielmehr des Kampfes und der angestrengten Geistesarbeit ist. Trotz dieser Grundsätze Schells wird man kaum einen philosophischen oder theologischen Schriftsteller finden, über dessen Werken ungeachtet aller philosophischen Tiefe eine solche Flut von Begeisterung ausgegossen wäre. Die eigenartige Plastik seiner Sprache ist nur der kristallisierte Ausdruck des geistigen Ringens. Schells Arbeitsgebiet war die Apologetik, der Beweis des Gottesglaubens und der Gottesoffenbarung, der wissenschaftliche Nachweis, daß das katholische Christentum seinem Inhalt und Wesen nach die absolute Wahrheit und seinem Ursprung nach die Offenbarung der ewigen Wahrheit ist. Die katholische Wissenschaft war für ihn nichts anderes als die folgenstrenge Vertretung des Grundsatzes: Die Wissenschaft habe den Beruf, eine Bahnbrecherin zur ewigen Vollendung des Geistes zu sein, zur Erkenntnis und Gemeinschaft Gottes. Das Ideal der katholischen Wissenschaft sah er im gotischen Dome vorgebildet, in dem der Gegensatz zwischen Stütze und Last aufgehoben ist, weil alles trägt und alles getragen wird. So muß auch der geistige Tempelbau der Glaubenswahrheit in freier Kraft emporsteigen: alles ist Beweis, alles ist zu beweisen; alles wird Stütze, alles wird zur lebendigen Ueberzeugungskraft. Für weite Kreise, insbesondere für die der kirchlichen Wissenschaft Fernerstehenden ist aber Schell hauptsächlich als Vorkämpfer der Reorganisation des Katholizismus bekannt geworden. Die großen Reformatoren aus allen Jahrhunderten der Kirchengeschichte waren der felsenfesten Ueberzeugung, daß zwischen dem idealen, pflichtmäßigen Katholizismus in Dogma, Moral, Disziplin, Kultus und Kirchenpolitik und dem wirklichen, menschlichen Katholizismus ein scharfbegrenzter Unterschied sei. Auch Schell hält daran fest, daß genau zu unterscheiden sei zwischen dem, was Christus aus den Menschen machen wollte, und dem, was diese aus ihm gemacht haben, um so mehr, da er mit blutendem Herzen als begeisterter Jünger Christi und Diener seiner Stiftung sah, daß der von Wissenschaft und verständnisvoller Polemik bekämpfte Katholizismus nicht jener war, wie er in seinen klassischen Darstellungen sich findet, sondern, wie er sich in seinen sorg- und zuchtlosesten Verunstaltungen offenbart. Ist nicht die Geschichte der Kirche Gottes auf Erden zugleich auch die Geschichte von all den Kläglichkeiten und Kleinigkeiten, mit denen die Menschen die Sache Gottes umgeben haben, von all der Bosheit und Schwachheit, in der sie die eigenen irdischen Interessen an die Stelle der göttlichen setzten, wenn auch unter dem Vorbehalte, alles zur größeren Ehre Gottes zu tun? Warum sollte es Schell verwehrt sein, als ernster Mahner seiner Kirche das hehre Bild des idealen Katholizismus zu zeigen und

auf wirkliche Schäden im kirchlichen Organismus aufmerksam zu machen? Die krankhafte Empfindlichkeit, mit der heute jeder religiöse Weckruf beargwöhnt wird, war keineswegs in der Kirche früherer Jahrhunderte vorhanden. St. Bernhards tiefgehende Klagen und Vorwürfe waren mitnichten ein Grund, daß seine Kirche ihn nicht als eine ihrer herrlichsten Heiligengestalten anerkannt hätte. Die eindringliche Predigt des hl. Franziskus von der Witwenschaft der Armut in der Kirche des armen Nazareners erregte in keiner Weise den Zorn Innozenz III., obwohl sein kirchliches Ideal ein grundverschiedenes Gepräge hatte. Es ist und bleibt ein wahres Gotteswort: „Eisen wird scharf an Eisen, und der eine schärft den Blick des andern!“ Die Reihe kraftvoller Prophetengestalten — ich rede nicht unzufriedenen Nörglern das Wort — ist in der katholischen Kirche nicht ausgestorben und darf nie enden; der gewaltigsten einer war in unserem Jahrhundert Herman Schell. Wenn er Klage geführt hat gegen Mißstände im kirchlichen Katholizismus, so tat er es im Vollbewußtsein des Paulinischen Wortes: „Wenn wir uns selber richten, so werden wir nicht gerichtet!“ Schells Ausgangspunkt für seine Kritik der Mißstände im heutigen Katholizismus bildete der statistische Nachweis vom Jahre 1896, der zahlenmäßig auf katholischer Seite eine bedenkliche wissenschaftliche Rückständigkeit in der höheren Schulbildung und Berufspflege feststellte. Einen Hauptanstoß bildete für ihn die weite kirchliche Kreise beschämende Entlarvung des Leo Taxilschwindels, der in raffinierter Weise den Mangel an Widerstandskraft gegen frommen Aberglauben bei vielen Katholiken, sogar bei hohen kirchlichen Würdenträgern gezeigt hatte. Die Frage nach den Gründen dieser betrübenden Erscheinungen entwickelte sich zu einer programmatischen Denkschrift, deren elementare Grundgedanken die Ehre des katholischen Namens und die Kraft des katholischen Geistes verbürgen sollten. Woher kommt es, daß der Katholizismus immer mehr im gebildeten Laientum seine Stütze verliert, während doch der Protestantismus auch unter den freisinnigsten Geistern noch Anklang findet? Schell antwortet, weil Freiheit und Selbständigkeit in religiösen Dingen unabweisbare Güter sind. Nur ist es ein Irrtum, zu glauben, im Katholizismus mit seiner Lehrautorität hätten sie keinen Platz. Fürwahr außerhalb des kirchlichen Credo gibt es noch ein weites und reiches Gebiet der selbständigen Geistesentfaltung in Theorie und Praxis. Unkirchlich und verwerflich ist jene Richtung innerhalb des Katholizismus, die für ihre Schulmeinungen und Andachtsformen die ausschließliche Infallibilität und Kirchlichkeit in Anspruch nimmt und alle Andersdenkenden als unkirchliche, halblutherische Ketzer brandmarkt. Dem Katholiken soll in keiner Weise die persönliche Gewissensprüfung all dessen erspart sein, was er glauben und in der sittlichen Lebensführung vollbringen soll. Der Katholizismus soll ein Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit sein! Daran reiht sich Schells Forderung der Reinerhaltung und Vergeistigung des Gottesbegriffes in der wissenschaftlichen Durchführung wie in der Art des Gottesdienstes. Nichts unterliegt so sehr den verderbenden Einmischungen des Anthropomorphen und Anthropopathischen, nichts fordert dringender eine tägliche Himmelfahrt des angestrengten Denkens, wie der gotteswürdig zu denkende Gottesbegriff. Name und Wesen des Katholizismus verlangen fernerhin freie, offene Erhebung über alle Gegensätze und Einseitigkeiten. Katholisch sein, heißt, offen und ehrlich Wahres uud Gutes anerkennen, wo immer es sich findet. Katholisch sein heißt alle Berufsgebiete, mögen sie noch so weltlich erscheinen, in den Bannkreis der Religion zu ziehen. Darum braucht die katholische Wissenschaft nicht hinter die angriffsicheren Mauern der theologischen Seminare zu flüchten, sondern sie soll ihren Platz im Gesamtorganismus der Universitätswesen erhalten und erkämpfen. Gott, dem sie dienen will, ist ja doch ein Gott des Lichtes und der Wahrheit und gegen die Wahr-

heit vermögen wir nichts, nur für dieselbe. Im ehrlichen Kampfe mit der ungläubigen Wissenschaft wird sie der unheilvollen Isolierung entrissen, lernt die eigenen Fehler kennen und wird von der krankhaften Verhimmelung ihres eigenen Besitzstandes geheilt. „Wer Isolierung sucht und braucht, ist der Inferiorität verfallen: keine Distinktion vermag davor zu retten!“ Einen entschiedenen Angriff gegen einen wunden Punkt der katholischen Theologie bedeuten Schells Vorwürfe gegen jene Theologen, welche die Brennpunkte alles Wissens in Aristoteles und Thomas von Aquin sehen, und es für unmöglich und unkirchlich erachten, die fortgeschrittene Philosophie der Neuzeit in fruchtbare Verbindung mit dem Offenbarungsglauben zu bringen. Mit vollem Rechte! Weder das junge Christentum ist ängstlich vor dem Geiste des Hellenismus zurückgewichen — schon das vierte Evangelium hatte in hohem Schwunge die Brücke zwischen der Frohbotschaft Jesu und der griechischen Weisheit geschlagen — noch das Zeitalter der Kirchenväter, noch viel weniger die kirchliche Wissenschaft vor dem Auftreten des arabischen Aristotelismus im XIII. Jahrhundert. Als den Vertreter dieser wissenschaftlichen Bevormundung bezeichnet Schell den Jesuitenorden. Dem Jesuitismus gilt auch der brennendste Vorwurf, daß er dem germanischen Geiste Leitung und Führung in der katholischen Kirche aus den Händen gespielt habe, während doch gerade er vermöge seiner mehr innerlichen, vernunftgemäßen und sittlichen Auffassung der Religion eher geeignet sei, das Ideal des Katholizismus zu verwirklichen, als der romanische Nationalgeist mit seiner weltlich-formalen Richtung. Mit diesem kräftigen Aufruf Schells an den deutschen Katholizismus, seiner Kraft, Aufgabe und Pflicht für Christentum und Kirche inne zu werden, erreicht die Denkschrift ihren Höhepunkt. Sie erschöpft sich jedoch nicht bloß in kritischen Gedanken, sondern bietet auch namhafte positive Vorschläge zur Hebung und Veredlung katholischer Wissenschaft und katholischen Lebens. Alles in allem genommen, war sie ein Feuerbrand, der, von mutiger Hand geschleudert, nicht so schnell zum Ersticken gebracht werden kann. Sie wird wegen ihrer programmatischen Kürze und ihrer aus dem tiefen Geiste des reinsten und idealsten Katholizismus geborenen Ideen immer noch imstande sein, das katholische Gewissen zu schärfen, wenn alle ähnlichen Schriften längst der Vergessenheit anheimgefallen sein werden.

Schells Bedeutung für Gegenwart und Zukunft beruht jedoch in vorzüglichem Maße in dem gewaltigen Geistestempel, den er zur Darlegung und Verteidigung des Gottesglaubens und der Gottesoffenbarung aufgeführt. Beseelt von tiefem Verständnis für unsere religiös aufgewühlte und gärende Zeit, der vollen Ueberzeugung, daß die theologischen Fragen noch in weit höherem Maße als die philosophischen das allgemeinste Interesse verdienen, weil sie noch viel tiefer und verpflichtender sind, hielt er an jener apologetischen Methode fest, die in strenger Wissenschaftlichkeit und mit methodischer Vollständigkeit die Wahrheit des Gottesglaubens und der Gottesoffenbarung zu erweisen sucht, ohne ihre Kraft mit der Verteidigung alt überlieferter Schulmeinungen zu vergeuden. Schells Theologie gleicht der gewaltigen Summa des hl. Thomas von Aquin, nur vervollkommnet durch den Fortschritt der Jahrhunderte. Auf den Beweis Gottes und des Geistes, die Verteidigung des monotheistischen Gottesbegriffes gegen jeglichen Monismus folgt die Apologie der Religion und Offenbarung, Religions- und Offenbarungsphilosophie, auf diese baut sich die Apologie des Christentums und der Kirche. Schell ist keinem Angriffe auf den christlichen Gottesglauben die Antwort schuldig geblieben und wenn je der Grundsatz: „Catholica sunt, non leguntur“ praktisch geübt worden wäre, vor diesem müßte er grundsätzlich getilgt werden. Auch die Dogmatik Schells hat es unternommen, den Nachweis für die Vernünftigkeit und Erhabenheit der Dogmenreligion zu

liefern. Mit Emphase bietet sie sich an, aus jedem noch so verlästerten Dogma den vollen Sonnenglanz der Wahrheit aufzuzeigen. Von höchster Bedeutung ist endlich Schells Eingreifen in die moderne Christusforschung. Das Problem Christi, die Frage: Was war und was wollte Christus, worin beruht das Wesen des Christentums, hat er im Gegensatz zur modernen Kritik in einer Weise beantwortet, die ein treues und begründetes Festhalten am dogmatischen Christusglauben rechtfertigt. Wir müssen es uns versagen, diese Skizze über Schell und seine theologische Bedeutung weiter zu führen. Die majestätische Wucht und Schönheit der Bergesriesen offenbart sich unserm betrachtenden Auge erst, wenn wir aus angemessener Entfernung auf sie schauen. So auch wird der Geist Schells und sein Werk sich erst in voller Größe entfalten, wenn die Geschichte der Theologie ihn aufgenommen. Schon jetzt aber wissen wir, daß er, selbst eine Säule katholischer Wahrheit, dem modernen Geiste in unnachahmlicher Weise die Höhen und Tiefen des idealen Katholizismus gezeigt.

Am Grabe Herman Schells mag ein jeder, der nach Wahrheit für Verstand und Herz ringt, stille stehen und dem ernsten Lockrufe Gehör geben: „Kommt und kostet, wie lieblich der Herr ist!“

Neuburg a. D. Constantin Sauter.

Elsässisches Theater.[1]

Das elsässische Volkstheater ist keine Neuschöpfung unsrer Zeit. Altehrwürdige Zeugen einer recht beachtenswerten Vergangenheit sind die Stadtarchive von Colmar, Gebweiler, Thann. Schon in den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts finden wir in erstgenannter Stadt ein Bauerntheater, das im einheimischen Dialekt biblische Spiele („Der verlorene Sohn“, „Johannes der Täufer“) und Volksstücke („Hildebrand“, „Der getreue Eckart“) zur Aufführung bringt. Kleinere Städte des Ober-Elsasses folgen dem Colmarer Beispiel, während Mülhausen, das protestantische Eiland mit der eigenen und eigenartigen Geschichte an künstlerischen Bedürfnissen arm gewesen zu sein scheint. Gegen Ende des XVI. Jahrhunderts gerät das Volksstück in Verfall. Derweil die Zensur gegen Bauern- und Bürger-Theater unerhörte Strenge walten läßt, bemächtigt sich der Klerus der Bühne, auf der nunmehr die großen Streitfragen der Reformation zu gelehrtem Austrag gelangen. Welche Stellung die wohlhabende Metropole Straßburg innerhalb der Stammesliteratur jener Epoche eingenommen hat, läßt sich nicht mehr ermitteln, da bekanntlich ein großer Teil des Archivs dem deutschen Belagerungsfeuer zum Opfer gefallen ist. Doch scheinen die aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts stammenden „Fraubasengespräche“ nicht den Anfang einer Volksliteratur darzustellen. Sie sind vielmehr das Bindeglied zwischen der reichen, mittelalterlichen Epoche und der literarischen Wiedergeburt des Dialektes am Ende des XIX. Jahrhunderts. In dieser langen Zwischenzeit gilt nur die französische (z. T. auch die deutsche) Schriftsprache als literarisch statthaft. Arnolds prächtiger „Pfingstmontag“, den Goethe gepriesen, bildet ein einsames Eiland elsässischer Volkspoesie und erlebt erst 20 Jahre nach Erscheinen eine vereinzelte Liebhaber-

[1]) Ueber das elsässische Theater liegt bereits eine stattliche Zahl größerer und kleinerer Abhandlungen vor. Den weitaus meisten jedoch mangelt der kritische Geist. Dies gilt insbesondere von dem liebevollen, enthusiastischen Buch: „Le théâtre alsacien“ von Henri Schoen (Noiriel, Straßburg). Mit einzig dastehendem Scharfsinn behandelt dagegen Karl Gruber das ganze elsässische Kulturproblem in der Einleitung des von ihm herausgegebenen Sammelwerkes: „Zeitgenössische Dichtung des Elsasses“. (Verl. L. Beust, Straßburg.) Niemand rede künftighin über elsässische Literatur, der nicht zuvor diese 135 Seiten gelesen.

aufführung. Vereinsamt stehen auch die Lustspiele des Colmarer Zuckerbäckers Mangold und August Stöbers reizender „Firobe" (Feierabend). Der Oberelsässer Lustig endlich, dessen humorvolle Dialektspiele neuerdings das „Elsässer Theater Mülhausen" aufgegriffen, schreibt bis 1870 ausschließlich deutsch oder französisch. Das eben genannte Jahr bringt dem Wasgauländchen böse Tage und das folgende eine schwere Entscheidung. Der Frankfurter Friedensschluß macht es zu deutschem Reichsland. In Altdeutschlands Gauen laute Freude ob der „wiedergewonnenen Provinz". Entschluß der Regierung, kurzen Prozeß zu machen mit den Spuren und Einflüssen gewesener Fremdherrschaft. Darob Erbitterung vom Rhein zum Wasgau, stummer Widerstand, Nationalitätskampf bis in unsre Tage. Und all das war doch so leicht vorauszusehen und zu verhindern. Nur etwas historisches und volkspsychologisches Verständnis gehörte dazu. Statt dessen brachte man recht viel Siegerbewußtsein mit, und ehrliche Begeisterung, und unerschütterliche Reichstreue, an sich lauter treffliche Tugenden, mit denen man aber leider keine diplomatischen Probleme löst. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum zu glauben, man könne mit einem Federstrich zwei Jahrhunderte weltgeschichtlicher Entwickelung ungeschehen machen. Das Elsaß ist in den französischen Staatskörper hineingewachsen, ist Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut geworden. Freilich, die Wurzeln seiner ethischen und religiösen, seiner innern Kultur reichen ins deutsche Mittelalter und zeugen von germanischer Rasse. Doch das sind Faktoren, die in unbewußten Tiefen schlummern. Die ganze Außenseite elsässischen Volkslebens, die soziale Gliederung, die politische Weltanschauung, kurz: die ganze Sinnenkultur, wie Werner Wittich sagt, ist von französischer Art, und dies Vermächtnis einer politischen und wirtschaftlichen Blütezeit will der Elsässer sich nicht nehmen lassen. Die Berechtigung dieses Widerstandes hat der erwähnte altdeutsche Professor auch voll erkannt, und seine Monographie „Deutsche und französische Kultur im Elsaß", eine Meisterleistung wissenschaftlicher Gründlichkeit und psychologischen Scharfsinns, gipfelt in dem unverhüllten Zugeständnis, der Elsässer möge aus der überall erkennbaren und zugegebenen Superiorität der sinnlichen Kultur Frankreichs den Anspruch und die Kraft schöpfen, bei den ihm teuer gewordenen Anschauungen und Gewohnheiten wenigstens vorläufig zu verharren.

Das elsässische Geistesleben bietet um die Wende der 80er und 90er Jahre folgendes Bild: Option und Auswanderung haben ihm einen Teil seiner besten Kräfte entzogen. Literarisch schweigt es und scheint in Interesselosigkeit versunken. Das deutsche Schauspiel, das allein die Bühne beherrscht, wird streng gemieden; doch nicht etwa aus Unkenntnis der deutschen Sprache, wie zwei Kritiker meinten, sondern aus offenkundigem, politischem Oppositionsgeist. Wird dagegen hin und wieder ein französisches Gastspiel gestattet, dann ist, ungeachtet seiner Güte, ausverkauftes Haus die Regel. Eine tiefe Kluft trennt die deutsche von der einheimischen Studentenschaft. Jung-Elsaß zieht sich auf sich selbst zurück und klammert sich, ratlos und an den unhaltbaren Verhältnissen krankend, immer fester am alten Baum der heimatlichen Traditionen fest. Vereinsmeierei hinter dicht verschlossenen Türen. Da wird Karten gespielt und Politik getrieben, bisweilen auch halblaut die Marseillaise gesungen, derweil auf dem alten Klimperkasten Schumanns „Die Grenadiere" (eine dem französischen Nationallied teilweise entlehnte Melodie) im Ueberraschungsfall den guten Schein zu wahren bestimmt ist. Eine Atmosphäre, in der jugendliche Freimütigkeit ersticken muß, in der man zum tückischen Heuchler wird, sei es zum bombenwerfenden Nihilisten, sei es zum verbissenen Spötter. Der Elsässer ist kein Russe. Er weiß seine behäbige Gemütlichkeit zu schätzen und ist zu gescheit, sie zwecklos zu kompromittieren. Dagegen versteht sich sein scharfer Verstand trefflich auf das witzige, beißende

sous-entendu. So entwickelt sich denn auch als erste Frucht dieser Hinterstübchengeselligkeit die Dialektsatire. Damit kommt Leben in die Bude, und Leben erzeugt Lebensmut. Jung-Elsaß wird freier und kühner, zugleich aber auch unbefangener und freimütiger im Denken, Fühlen, Urteilen. Freilich, noch ist der Rhein die schärfste Landesgrenze, und drüben ist feindlicher Boden, doch werden auch die Wasgauhöhen jener fruchtlosen Sehnsucht täglich mehr zur Schranke, die, sie zu überfliegen, schon so viel wertvolle Kraft vergeudet hat. Zwischen beiden aber, in der heimatlichen Enge schlägt der Stammesgeist tiefere Wurzel. Der politische Fanatismus weicht wenigstens teilweise einer reineren Heimatliebe, die in Wort und Bild zum Ausdruck kommt. Einzelne Vereinsorgane haben uns diese ersten Gehversuche wiedererwachter elsässischer Dialektliteratur übermittelt. Anfänglich sehr ungelenk, halten sie durchgängig mit dem reichhaltigen illustrativen Teil, den die tüchtige elsässische Malerkolonie bestreitet, den Vergleich nicht aus. Ein solches Vereinsorgan, das „H, S" der Pharmazeuten, hat sich bis heute erhalten. Von einstigen seien nur erwähnt der „Mirliton", aus dem Stoskopf, und der „Bourdon", aus dem das lyrische Zwillingspaar Albert und Adolf Matthis hervorgegangen sind.

Von da zum elsässischen Theater ist nur ein Schritt. Schon zu Anfang der 90er Jahre gibt es in Straßburg einige Privatvereine, welche kleinere Dialektspiele zur Aufführung bringen. Alle gehen nach kurzem Bestehen an unkundiger Leitung und schlaffer Organisation zugrunde. Doch hat wenigstens die „Vogesia" eine unvergeßliche Tat vollbracht, indem sie 1894 Arnolds prächtigen „Pfingstmontag" auf die Bretter hob. An jenem Abend hat unter brausendem Applaus der elsässische Dialekt seine Probe bestanden. Wie eine Offenbarung hat das gewirkt und in den Gemütern gezündet. Der richtige Moment ist nun da. Die zerstreuten Mitglieder der aufgelösten Vereine — und unter ihnen bewährte schauspielerische Kräfte — harren nur des Sammelrufs. An der Beschaffungsmöglichkeit brauchbarer Stücke zweifeln noch einige Skeptiker. „Das wollen wir mal sehen!": Stoskopfs lakonische Erwiderung. Unwiderstehlich strebt der elsässische Nationalwille, jenes demokratische Selbständigkeitsbedürfnis, das wir zur selben Zeit auch in Frankreichs Provinzen erwachen und im selben Sinne sich äußern sehen, nach dem einen Ziel, und wie ihm der treffliche Deutsch-Elsässer Fritz Lienhard eine „Odilia" in hochdeutschen Versen bietet, wird die Gabe mit einer Entschiedenheit abgelehnt, die der Dichter und sein „Alsabund" nie verzeihen werden. Karl Storck, der Schreiber der „Briefe eines Elsässers" geht so weit, die Regierung zu gewaltsamem Niederhalten der neuen Bewegung, in der er ganz richtig eine Auflehnung gegen die ihm teure Reichsidee erblickt, aufzufordern. Diesen Fehler begeht die inzwischen viel toleranter und klüger gewordene Behörde nicht, sondern approbiert das Statut der eben gegründeten Gesellschaft „Elsässisches Theater Straßburg". Es hat sich nämlich im richtigen Moment auch der richtige Mann gefunden in der Person des Assessors Julius Greber, der in der Organisation und Leitung des jungen Unternehmens sein Bestes leistet. Er versteht es, durch sorgfältige Auslese der schauspielerischen Kräfte (die Namen der Herren: Horsch, Eriqui, Wolff, der Damen: Hornecker, Heimburger u. s. w. sind der Erwähnung wert) und durch Ausarbeitung vorzüglicher Satzungen einen Grundstein zu legen, der fähig ist, auch starken Erschütterungen wirksam zu widerstehen.

Am 2. Oktober 1898 eröffnet das „Elsässische Theater Straßburg" seine erste Spielsaison. Auf dem Repertoire stehen drei Stücke, die an Bedeutung resp. Eigenart nicht wieder erreicht werden sollen. Jeder der drei Gründer bringt eine wertvolle Gabe. Karl Hauß, Reichstagsabgeordneter und Chefredakteur, den glücklichen Einfall, den besten Schilderer elsässischer Kleinwelt, den alten

Erckmann, durch Uebertragung aus der französischen Schrift- in die elsässische Volkssprache seiner eigentlichen Atmosphäre zurückzugewinnen. Und „D'r Ami Fritz" reißt das Völkchen, von dessen Blut er ist, und dessen Sprache er nunmehr auch redet, zu heller Begeisterung hin. Doch erst am denkwürdigen 27. November besteht das junge Unternehmen mit der Erstaufführung von Gustav Stoskopfs „D'r Herr Maire" die Feuerprobe. In äußerster Spannung sah man diesem Abend entgegen, dem von vornherein der Stempel einer politischen Kundgebung aufgedrückt ward. Das Haus ist ausverkauft. Auf den Pressesitzen harren z. T. nicht die Rezensenten ihrer ästhetischen Wertungsarbeit, sondern die Herren Chefredakteure des heraufziehenden politischen Gewitters. Der Dichter, der so viel Staub aufwirbelt, ist nicht ganz ein homo novus. Schon im Vereinsorgan „Mirliton" konnte man den Namen Stoskopf lesen und die Stammgäste der „Mehlkiste" jenes drolligen Straßburger „Chat noir", wissen von seinen sprühenden Satiren zu erzählen, die er in unübertrefflichem Vortrag selbst zum besten gibt. Zwei Bändchen Dialektlyrik haben seinen Namen auch schon in weitere Kreise getragen. Und dieser Abend macht ihn zum ersten Triumphator des literarischen Nationalelsaß. Doch nun zum Stück, dem er diese Gunst verdankt: Der Dorfschulze gehört, dank seiner Sonderstellung innerhalb der Gemeinde, an sich schon zu den interessanten Typen, die der Volksdichter mit Vorliebe in den Mittelpunkt dramatischer Begebenheiten und Konflikte stellt. Als besonders interessefördernd kommt beim elsässischen „Maire" seit 1870 das politische Moment hinzu. Ist er doch das Bindeglied zwischen der altelsässischen Bevölkerung und der deutschen Verwaltungsbehörde. Daraus erwächst der Konflikt, der dem „Herr Maire" seine Zündkraft verleiht. Innerlich den altgewohnten französischen Anschauungen treu, buhlt der Stoskopfsche Held um Deutschlands Gunst und Kronenorden. Zwei heiratsfähige Töchter und vier Freier, je ein kluger und ein dummer, ergeben ein ziemlich banales schwankmäßiges Beiwerk. Aeußerst bühnenwirksam sind die zahllosen komischen und satirischen Schlager und charakteristischen Details, so wenn Dr. Freundlich, der Typ des altdeutschen Philologen, seinen Gehrock zum Flicken gibt und nun im Flanellhemd dasteht, dem elsässischen Geschmack zu jubelndem Gespött. Ein unzweifelhafter, ungeteilter Lacherfolg, den die nationalelsässische Claque zum Begeisterungssturm steigert. Auch die Kritik macht's gnädig. Nur die Lienhardler messen mit der ästhetischen Elle und stellen die literarischen Qualitäten des Stücks in Frage. Und da mögen sie wohl recht haben. An Kleist gemessen ist Stoskopf allerdings ein Zwerg. Doch der Maßstab dünkt uns nicht anwendbar auf eine blutjunge Dialektliteratur. Freilich, Stoskopfs Können ist ein rein äußerliches, theatralisches, sein Witz grobkörnig, seine Satire stets auf äußeren Effekt abzielend, selten aus tieferer, psychologischer Wurzel sprießend. Immerhin bleibt „D'r Herr Maire" sein Meisterwerk und zugleich der Schlager des elsässischen Theaters. Auch seine folgenden Stücke, in denen er andre Typen des Volkslebens („D'r Kanditat," „D'r Hoflieferant"), oder aktuelle, massenpsychologische Begebenheiten behandelt („D' Pariser Reis'" zur Weltausstellung 1900, „E Demonstration"), erzielen starke Lach- und Kassenerfolge. Doch geht ihnen jener Grundzug flotter Ursprünglichkeit ab, der den „Herr Maire" eine Stufe über die Posse erhebt.

Julius Greber, der verdienstvolle Organisator, gibt dem „elsässischen Theater" das dritte Stück seines ersten Spieljahres. Unter Sudermanns erstem Eindruck und ganz in seinem Sinn geschrieben, finden sowohl dies Erstlingswerk „Lucie" als auch die darauf folgende „Jungfer Prinzesse" und das Bauerndrama „'s sechst Gebott", wohl seine tiefste und beste Leistung, wenig Verständnis beim Publikum, das von Anfang an nur auf Stoskopf gestimmt scheint. Grebers Charakteristik dürfte etwa lauten: Juristisch geschultes, programmatisches Kopf-

talent, weniger Bühneninstinkt als Stoskopf, dafür aber mehr Gleichgewicht. Sicherlich das stärkste dichterische Talent, das auf der elsässischen Bühne bisher zu Worte gekommen, ist Ferdinand Bastian. Schon vor vier Jahren habe ich gelegentlich der Erstaufführung seines „Dorfschmidt" in der „Südwestdeutschen Rundschau" diese Ansicht vertreten. Sein neuerdings erschienener „Hans im Schnokeloch" (der urelsässische Hans, der alles hat, was er will, „und was er will, das hat er nicht, und was er hat, das will er nicht") ward zur Bestätigung. Bastian ist ein biederer Sohn des Volkes, in dessen Seele er tiefer schaut, mit mehr Ernst als der in groben Umrissen schraffierende Stoskopf, und mit mehr Liebe als der mit staatsanwaltlicher Findigkeit analysierende Greber. Doch in einem sind ihm beide weit über: im bühnenwirksamen Aufbau.

Einer der beides verbindet, Bühnensicherheit und dichterisches Empfinden, ist der Deutsch-Elsässer Hans Karl Abel. Er schenkte in seinem „Herbstnawel" der elsässischen Dialektliteratur ihr reifstes und tiefstes Stück. Eine Aufführung erlebte es nicht, wohl wegen seiner Güte. Diese bleibt freilich relativ und hält weder mit Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", noch mit Halbes „Jugend", an die wir unwillkürlich denken müssen, den Vergleich aus. Abel schreibt den reinsten, schönsten elsässischen Dialekt, die Sprache der biedern Weingegend um Reichenweier. Auch weiß er die herbstlich graue, mostselige Winzerstimmung meisterlich wiederzugeben, doch liegt das behandelte Problem der erblichen Belastung dem elsässischen Volksempfinden fern. Ueberhaupt sprießt Abels sensitive Kunst, die in einigen formvollendeten lyrischen Dichtungen („In Halm und Feder", „Tännchelsymphonie", „Reichenweier") ihren schönsten Ausdruck gefunden, nicht aus rein elsässischer Wurzel. Dem Beispiele Straßburgs sind die Städte Colmar, Mülhausen, Thann gefolgt. Jede besitzt heute ihr „Elsässisches Theater" und freut sich ihrer so bekundeten provinzlerischen Individualität. An neuen Namen brachten sie: den Colmarer G. Hanc, der in seiner Idylle „Nur d' Lieb" eine reine lyrische Saite anzuschlagen gewagt, und die Mülhauser Albert Geis und insbesondere Arthur Dinter, dem es fast gelungen, in seinem jüngsten Werke „D' Schmuggler" die erste Dialektkomödie zu schaffen. Die literarische Verwendbarkeit des im Laufe des XIX. Jahrhunderts vollkommen zur Umgangssprache der minder gebildeten Bevölkerungsschichten herabgesunkenen elsässischen Idioms begegnete von Anfang an starken Anzweiflungen. Der Straßburger Stadtsprache ward ganz besonders Unfeinheit und Mangel an Ernst vorgeworfen. Nicht mit Unrecht. Für die Posse bestens geeignet und in diesem Sinne von Stoskopf gründlich ausgebeutet, verursacht sie allen denen, die ihr ernstere Laute abzugewinnen suchen, einiges Kopfzerbrechen. Daß die beiden stärksten lyrischen Talente der elsässischen Dialektliteratur, die Brüder Matthis, Straßburger reinsten Blutes sind, spricht nicht gegen diese sprachliche Einschätzung ihrer Vaterstadt. Das von ihnen geschriebene Idiom ist nicht das heute geläufige sondern ein kernigeres, ehrwürdigeres „Steckelburjerditsch" (Straßburgerdeutsch), das sich in der Altstadt noch erhalten hat. Sie haben den lyrischen Grundton des elsässischen Temperaments am ursprünglichsten zum Ausdruck gebracht. An sie muß das sprachliche Werturteil anknüpfen. Da läßt sich nun wohl soviel sagen: Das elsässische Empfinden ist durchweg real, oft bis zur Nüchternheit. So ist denn auch die Sprache arm an reinen Gefühlsausdrücken. Es ist kein Zufall, daß fast alle künstlerische Energie, die der elsässische Stamm hervorbringt, der Malerei zufließt. Realität, nicht Traum! Und doch Stimmung! Jene tiefe, feierliche des altehrwürdigen Straßburg und seiner einzigartigen Riedheide: lange Reihen schwarzer Weiden auf rotem Sommerabendgrund. Oder jene duftig frohe der Wasgauhöhen mit ihren alten verfallenen Burgen, ihrem weitgebreiteten reichen Weingelände und ihren malerischen Ausblicken bald in heimliche Täler voll regen Gewerbfleißes, bald auf die fruchtbare ährenwogende Ebene, die der grüne Rhein

durchzieht. Das sind die Wandergänge, auf denen vorerst wohl der elsässischen Lyrik Zukunft liegt. Daß hier die Sprache nicht versagt, sondern als überreich an Ausdrucksmöglichkeiten sich erweist, dafür zeugen die genannten genialen Verfasser der beiden klassischen Büchlein „Zwiwwelbaamholz“ (Zwiebelbaumholz) und „Maiatzle“ (Maikäfer), dafür zeugt auch Heinrich Picard.

Daß jene zugegebene Armut an sprachlichen Gefühlselementen auch dem dramatischen Durchschnittstalent die Arbeit erschweren muß, liegt auf der Hand. Jegliche Schulung an fremden Mustern wird ihm bei so eng gezogener Sentimentalitätsgrenze leicht zum Verderben. Doch wohl nur dem Durchschnittstalent. Der echte Dichter findet stets am rechten Ort auch das rechte Wort. Auf diesen seinen Bühnenvolksdichter wartet das Elsaß noch. Die bisherigen Dramatisierungsversuche ernster Stoffe sind durchweg flach und unwahr. Sie stellen irgend einen allgemeinen Konflikt künstlich in ein elsässisches Milieu hinein, und lassen es bei äußerlicher, bühnenwirksamer Ausgestaltung bewenden. So Stoskopfs „Prophet“, so unsre ach so jugendliche „Waldmühl“ (von Abel und Prévôt), so auch die „Heimet“ von Greber und Stoskopf u. s. w. Hier gilt es, daran zu erinnern, daß das elsässische Theater nicht aus künstlerischer Reife des Volkes heraus geboren ward, aus innerer Kulturkraft, sondern aus dem Bestreben, äußerliche Zivilisationsmomente, welche die germanisatorische Hochflut hinwegzuschwemmen drohte, in die Zukunft hinüberzuretten. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß das elsässische Theater ein politischer Faktor, der Mittelpunkt der antideutschen Landesfronde, in Wirklichkeit nie geworden ist und durch eine Gastreise nach Berlin sogar seine Reichstreue offen dokumentiert hat. Es bleibt ein Erzeugnis äußerer Kulturmomente, und der Mann hat sich bis heute nicht gefunden, der es einem höheren Ziele entgegenzuführen vermöchte. Gustav Stoskopf, der Straßburger Liebling, ist dieser Mann nicht. Ich gehöre nicht zu denen, die ihm den Hals umdrehen möchten. Kein Elsässer brächte dies übers Herz. Aber bisweilen dünkt er mir eine ernste Gefahr für mein Volk. Er gewöhnt es an eine billige Kost, die ihm mundet, zugleich aber seine innere aufstrebende Kulturkraft verderben hilft, die ihm doch allein auf die Dauer eine wertvolle Individualität gewährleisten wird, und aus der allein jener Eine hervorgehen kann, auf den wir warten, der Gestalter des großen nationalen Kulturkonfliktes, der, unerlöst, zutiefst in der elsässischen Volksseele schlummert. Und der wird ein großer Dichter, der elsässische Dichter sein!

München. René Prévôt.

Erinnerungen eines Schülers.

„Nur energische Erörterung der Schulfragen in Vereinen und Versammlungen, in Presse und Parlament kann helfen,“ heißt es in dem an dieser Stelle veröffentlichten „Tagebuch eines Lehrers“. Jawohl, Jahr für Jahr saugt die Schulmaschine hunderte und tausende unverdorbener Kinder in sich ein und Jahr für Jahr gibt sie eine reduzierte, durch ihre Schuld vielfach verwundete und verschrobene Schar von sich. Wie viel Erbitterung nehmen die Fertigen mit, wie wenig davon kommt denen zu Bewußtsein, die zu bessern berufen sind! Ich stehe der Zeit noch sehr nahe, da man uns als „reif“ entlassen, und noch ist das Gefühl für das an uns Gesündigte und Versäumte frisch und lebendig. Weder ein Programm zu geben, noch Vorschläge zu machen, ist meine Absicht. Aber einen kleinen Teil dessen, was ich als Kind in schwerer seelischer Bedrückung erlebt habe, will ich erzählen. Dabei ist es fast gleichgültig, ob ein schlimmer Lehrer in seiner Art typisch, ein Uebelstand symptomatisch ist — obwohl dies meistens zutreffen wird. Kann es ein Trost sein für einen Knaben, der dem Zufall seines Jahrgangs

überlassen, zu einer bestimmten Zeit in die Schule kommt, daß, was er hier an sich erlebt, als Ausnahme sich darstellt? Er hat den Anspruch auf gerechte Behandlung und richtige Ausbildung wie ein Angeklagter den auf gerechtes Urteil — immer und zu jeder Zeit. Auch scheue ich mich nicht, über das zu klagen, worüber schon viele andere vorher geklagt haben. Im Gegenteil, es gilt immer wieder in die gleiche Kerbe zu hauen, durch Wiederholung und Nachdruck endlich einmal auf diesem Gebiet das öffentliche Gewissen und besonders das Gewissen der Eltern zu schärfen. Wie genau besieht man sonst die Leistung für das eigene Geld, wie ungenau die Leistung für das Schulgeld; dort geht es um Vermögen, hier — nur um Kinder, um Menschen!

Ich war 9 Jahre alt. Ein Vetter war krank und ich sollte den Entschuldigungsbrief in seine Klasse bringen. Schon bevor ich eintrat durchlief mich ein Zittern: das ist, dachte ich, der vielgefürchtete Mann, der in zwei Jahren mein Lehrer sein wird. Allen, die zu ihm kommen sollten, war bang vor dieser Zeit. Ich klopfte an und trat ein: vor den Bänken stand mehr wie ein Dutzend der Schüler, in der einen Hand ein Heft, die andere „tatzenbereit" ausgestreckt und „er", eine Hünengestalt, schwang sein Meerrohr und schlug der Reihe nach dem einen zwei, dem andern vier „Tatzen", dabei wanderte das Heft mit den verhängnisvollen Fehlern immer von der Linken in die Rechte und umgekehrt. Also diese Prügelei für sogenannten Leichtsinn, in Wirklichkeit meist für schwache Begabung. Das war später bald zu erkennen. Denn als ich selbst in diese Klasse kam, gehörten solche Exekutionen zum täglichen Bild. Nur war dieser Eindruck besonders intensiv und grub sich wie alles, was ich im folgenden erzähle, tief und untrüglich ins Gedächtnis ein.

Zuerst wurden wir in ein ausgedehntes System eingeführt: alles ging in dieser Klasse nach einer alten, in ihren Einzelheiten oft recht komischen Tradition. Gleich wurde einer designiert als „Schnallenfritze", der mußte dafür sorgen, daß die Türschnalle immer geschlossen war. Ein anderer hatte die Aufgabe, jedesmal, wenn ein schlechter Geruch im Zimmer entstand, bei allen Kameraden „nachzuriechen", bis er den Urheber entdeckte; ich glaube, er führte den Namen „Stinkrat", jedenfalls einen ähnlichen, ästhetisch nicht vornehmeren. Alles war auf äußerliche Ordnung abgestimmt, Verstöße wurden oft streng geahndet. Jeder Hut hatte seinen Platz, jedes Heft — die Hefte mußten alle dem Lehrer zu einem ziemlich billigen Preis abgekauft werden — hatte seine besondere Farbe und besonders gedruckte Aufschrift, da gab es braune, schwarze, blaue, große grüne und kleine grüne, dicke rote und dünne rote, grünschwarz gesprenkelte und blauschwarz gesprenkelte u. s. w. Unter ihnen Hefte für „Lateinische Strafarbeiten", für „Französische Strafarbeiten", für „Deutsche Strafarbeiten". Und was für Strafarbeiten da hineinkamen! Nach Abschluß der beiden Jahre wurden alle Hefte zurückbehalten. Dies ein Normaltag: „Er" kommt. Aller Augen hängen an seinem Blick. Denn auf seine Laune kommt alles an. Wehe sämtlichen Hinterteilen, wenn er schlecht gelaunt! Morgengebet! Dann werden die kleinen grünen Heftchen aufgeschlagen. Da stehen alle „Hausaufgaben" vom vorhergehenden Tag verzeichnet und jeder hat die Pflicht, neben sie auf die Minute genau die Zeit zu schreiben, die er dafür braucht. X. wird aufgerufen, seine Zeiten vorzulesen. Dann wird die kürzeste und die längste Zeit festgestellt. Auf anormale Zeit entsprechende Inquisition! Jeder Vernünftige kann sich denken, wie genau sich die elfjährigen Knaben dabei an die Wahrheit hielten! Beim Vorlesen passiert fast täglich etwas anderes, ein Fauler hat eine Aufgabe gar nicht gemacht und aus Versehen doch die gebrauchte Zeit eingeschrieben. Darauf doppelte Prügel: für Faulheit und Lüge. Ein Vater beschwert sich — das kam bei der allgemeinen Furcht selten genug vor — sein Sohn sei zu sehr überbürdet mit Auf-

gaben. Da wird das Heftchen verglichen und es finden sich Angaben, die denen des Vaters ganz und gar widersprechen. Also was ist der Erfolg dieser Beschwerde? Prügel für diese Fälschung. War die „grüne Heftchenklippe“ umgangen, kam eine viel gefährlichere. Das Datum! Wie wir „Ersten“ besonders da Angst hatten! Wir mußten das Datum lateinisch nach dem alten römischen Kalender rechnen. Der primus hatte es täglich vorzulesen, weh ihm, wenn er die Monate verwechselte und die Iden zu früh ansetzte, wehe dem Zweiten, wenn er es nicht besser machte. Da wurde „zum Einstand“ einer nach dem andern — das kam einigemal vor — über die Bank gelegt und verprügelt. Ich vergesse nie, wie da die meisten sich vor Schmerzen wanden und heulten. Dann wurden die Hefte getauscht und gegenseitig korrigiert. Für bestimmte Fehler: Prügel; ut mit dem Indikativ war natürlich der gefährlichsten einer. Und dann, wenn mit solchen Dingen Stunden vergeudet waren, dann stand er vor die Klasse und rief: „Ihr Schwefelbande, nun schlag ich mir den Arm fast lahm und wir kommen keinen Schritt vorwärts. In der nächsten Viertelstunde muß eine Seite im Buch übersetzt werden!“ (Pensum!) Da kam dann der Stock überhaupt nicht mehr aus seiner Hand. War er aber bei guter Laune, so konnte es geschehen, daß den ganzen Vormittag der Stock nicht zu sehen war. Und so empfanden wir die oft rohen Strafen nicht als notwendige Folge unserer Fehler, sondern nur als den willkürlichen Ausfluß seiner Laune. Die Kinderseele mußte ihn als Tyrannen empfinden und fühlte sich schwer gemartert. Denn er suchte bei jedem mit Scharfblick nach einer individuellen Schwäche, fast allen legte er Spitznamen bei, harmlose und andere. Einer hieß „Kuhstallbewohner“, weil er mürrischen Wesens war, ein anderer „Riesenstinkfaultier“. Einer hatte einen ausnehmend harten knochigen Schädel; der wurde mit Vorliebe an den Kopf geschlagen. Auf einen Mitschüler hatte er einen ganz besonderen Haß — jeder merkte das, und über die Gründe gab es ganz ungeheuerliche Gerüchte. Einmal zählten wir, wie er ihm in einer Stunde 44 Schläge auf die gespannten Hosen gab; der konnte 8 Tage nicht recht sitzen. Ich will hier einfügen, daß ich selbst von diesem Lehrer immer bevorzugt und fast nie geschlagen wurde, zu persönlichem Haß also keinen Grund habe. Aber auch ich lebte die beiden Jahre während der Schulzeit von einem Tag zum andern immer in Angst. Wie erst die schwächer Begabten und die Gehaßten! Es gab keinen ruhigen Sonntag, an dem das kindliche Gewissen frei von allen Sorgen sich hätte gehen lassen können. Wie viel öfter als in anderen Klassen kam es da vor, daß einer schwänzte, zu Haus aus Furcht log, Unterschriften fälschte. Das Resultat waren immer Prügel. An freien Nachmittagen mußten alle im Klassenzimmer zusammenkommen — ohne Lehrer. Dann kamen einige von seiner Wohnung mit den korrigierten Heften. Wer keine Fehler hatte, konnte gehen. Die Fehler wurden verbessert und die Hefte wieder zurückgetragen. Die Träger warteten unten vor seiner Wohnung, bis die „Verbesserungen“ korrigiert waren, und brachten dann die Hefte wieder zum Gymnasium. So gab es dann dritte, vierte und mehr „Verbesserungen“ und am Rand standen bestimmte Zeichen in blauer Tinte, die bedeuteten, daß der Besitzer des Heftes am folgenden Tag die entsprechenden „Tatzen“ erhielt. Da hat mancher nicht zum besten geschlafen! — Alles war überhaupt darauf angelegt, dem Schüler besondere Gelegenheit zu fehlen und so dem Lehrer Grund zum Strafen zu geben. Nur ein Beispiel: Die aufgegebenen Wörter wurden so abgehört: er fragt allgemein nach einem Wort, wer sich bewußt ist, es nicht zu kennen, muß heraustreten. Dann wird erst ein einzelner gefragt; vorher aber liest er alle Gesichter ab, ob einer verdächtig aussieht. Der Erwischte wird doppelt gestraft. Die andern bekommen die berühmten mechanisch zu erledigenden Strafarbeiten. Dieser Lehrer hatte auch noch in andern Klassen Stunden zu geben. Die Schüler kamen zu diesem Zweck an unser Zimmer.

Wenn wir immer um 11 Uhr herausgingen, standen sie in der vorgeschriebenen Ordnung vor der Türe und bestürmten uns jedesmal mit der für seinen Unterricht bezeichnenden Frage: „Wie ist er heute?“ (sc. „gelaunt“?) Da hieß es dann — freilich oft auch im Scherz — mit den drohendsten Gebärden: „Au saumäßig!“ —

Diese Schilderung gibt ein Porträt; die kleinen Züge sind an sich belanglos; aber das ganze ist doch recht bedenklich. Wem aber sind Vorwürfe zu machen? Diesem Mann? Ich glaube noch mehr der Schule, die ihm eine lange Reihe von Jahren (zum Teil heute noch) ein solches System ermöglicht, die das Prügeln und Quälen überhaupt erlaubt. Denn dieser Lehrer steht nicht allein. Ein anderer hatte die Gewohnheit, seine Schüler mit den Fingernägeln — er war nicht gerade sehr reinlich — in den Hals zu zwicken, die er, wie man immer behauptete, dazu besonders lang wachsen ließ. Und wie manchen gab es — und gibt es in dem Land, das ich meine — der im Jähzorn wegen Kleinigkeiten drauf los schlug! Man sollte sich endlich auch in Württemberg aufraffen und wie in Bayern und andern Staaten jede körperliche Züchtigung auf strengste verbieten. Und zwar ohne jede Ausnahme: sonst ist dem Mißbrauch und den sadistischen Neigungen der Lehrer Tür und Tor geöffnet. Denn wie viel Sadismus bei denen, die so gern strafen und so gern schlagen, mit im Spiel ist, das erkennt der Schüler mit Schrecken leider erst dann, wenn er der Schule entwachsen ist. Die andern Staaten haben gewußt, warum sie das Verbot ergehen lassen und die Erfolge ihrer Schulen sind gewiß nicht geringer als in Württemberg. Welches Armutszeugnis für die Schule und die Lehrerschaft, wenn man trotz der schlimmen Erfahrungen diese Strafen nicht zu verbieten wagt! Jeder Schulinspektor muß oder sollte wenigstens wissen, daß es Lehrer gibt, die trotz der Erlaubnis nie schlagen, weil sie durch und durch anständig, nicht Sadisten und nicht Alkoholiker und von Liebe zu ihrem Beruf und zu der ihnen anvertrauten Generation beseelt sind; und daß die andern schlechte und gefährliche Lehrer sind, die nur ihr Pensum erreichen, wenn sie mit dem Stock in der Hand sich mechanischen Hundegehorsam erzwingen. Dazu braucht man wahrlich keine Lehrer von Beruf, um die Furcht vor körperlichem Schmerz zum Ausgangspunkt einer systematischen Erziehung zu machen!

Es gibt einen Einwand, den man gerade in Schwaben, dem Land, wo man mehr wie irgendwo das Alte liebt, weil es alt ist, das Neue haßt, weil es neu ist, oft hört. Da sagt auch der gebildete Mann: „Wir habens au so g'habt und send au net dra g'storba.“ Und die Gesamtheit der Eltern sieht jahrelang Mißständen zu und weiß ihre Kinder nicht in Schutz zu nehmen. Eines ist ja wahr: es gibt viele Harte und Schrotkörnige, die bleiben ganz und derb, und höchstens das Meerrohr bricht. Aber es gibt auch feine und zarte Gewächse, die tragen einen edlen Keim in sich, aber sie brauchen Pflege, Luft, Sonne und freie Entfaltung; sonst bleiben sie „Unterm Rad“ oder „Freund Hein“ holt sie. Ja, Ihr Schwaben, solche Romane könnt Ihr nicht ernst genug nehmen; die wollen Euch nicht nur die Stunden vertreiben. Da stecken schwere Klagen drin, gerade von den Besten des Volkes. Euer altes gutes Schulmeistersystem im Land auf und ab ist recht reformbedürftig. Das prügelfrohe Präzeptorentum ist nur ein Schaden unter vielen.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Die Tugend der Sabine Ricchiari.

Von G. Auer in Bern.

1.

Ich war, als ich Sabine Ricchiari verstehen lernte — gekannt hatte ich sie schon seit zehn oder zwölf Jahren! — Seelsorger in einer kleinen süddeutschen Stadt, hatte die Fünfzig überschritten und war also in eine Lebensperiode getreten, wo man keinen mehr um seiner Sünde willen haßt, keinen um seiner Tugend willen preist, sondern alle liebt, weil man alle bedauert. Ist man einmal so weit, so fliegt einem das Vertrauen von selbst entgegen, man darf dann nur den scheuen Vogel nicht durch eine hastige Bewegung schrecken. Ich hörte manche Lebensgeschichte, dazu bedurfte ich keines Beichtstuhles. Ueber die nun folgende habe ich heißer gegrübelt als über sonst eine.

Sabine Ricchiari brachte durch ihre Erscheinung schon Aufruhr in unsere kleine Stadt. Sie war die Gattin eines Arztes, dessen Familie aus dem Veltlin stammte, die aber, seit mehreren Generationen in Deutschland ansäßig, jede Erbschaft ihrer stolzen Abkunft verloren hatte, bis auf den klingenden Namen. Dessen gegenwärtiger Träger nun war ein so bescheidener, schlicht und nüchtern aussehender Mann, daß auch dieses karge Erbe an ihm noch wie Verschwendung erschien; denn der schöne Name wollte zu dem unscheinbaren Wesen übel passen. Er lebte einige Jahre in einer größeren Stadt, lernte dort Sabine kennen und führte sie uns zu, als er eine neue Praxis unter uns eröffnete. Nun, da ich die Frau erblickte, freute ich mich, und zwar um ihretwillen, daß der Mann nicht Schulze hieß. Denn Sabine saß der Name wie angeschaffen; sie trug das trompetenhelle Wort vor sich her, wie eine kriegerische Jungfrau eine silberne Tuba trägt; und wenn man ihre hohe Schönheit betrachtete, so genoß man es doppelt, daß man dies seltsame und bedeutende Geschöpf nicht mit einem gewöhnlichen oder gar übel lautenden Worte benennen mußte.

Durch die engen und gewundenen Gassen unseres Städtchens, in denen damals noch Handwerker- und Markttreiben sich stieß und drängte wie vor hundert Jahren, war noch nicht zweimal Sabine Ricchiaris hohe Gestalt gewandelt, als schon Neugier und Tadelsucht sich an ihre Fersen hefteten. Der stille stolze Gang, womit sie die übelgepflasterten und bergigen Gäßchen beschritt, als wären es Treppen einer Königshalle und mit den weichsten Purpurteppichen belegt; der freie, klare Blick, den sie die Häuserreihen hinabgleiten ließ bis an das altersgraue Stadttor, über welches Berg und Himmel hold hereinlugten; die kecke Haltung des wohlgeformten Hauptes;

nicht zuletzt auch das helle Kleid, das alles Licht der Sonne, welches die graue Umgebung so mürrisch hinweg wies, in sich allein gesammelt zu haben schien — ja, der Klang ihrer zuversichtlichen, frischen und lauten Stimme selbst irritierte dies trippelnde, kichernde, hustende und knicksende Geschlecht bis zum Haß. Sabine wirkte verfassungstörend. Die Frau mit den Großstadtsitten machte die Kleinstadtgehirne toll. Alles Ueberkommene drohte zu stürzen. Frauen, die dreißig Jahre lang unangefochten und sorglos den Pantoffel geschwungen hatten, wurden plötzlich eifersüchtig und — aus Eifersucht — zahm; Männer, die dreißig Jahre lang geduldig ihr Joch getragen hatten, wurden plötzlich rebellisch. Putzmacherinnen wurden erfinderisch und phantasiekühn. Ladendiener und Schreiberlein salbten ihr Haar und trugen Nelken im Knopfloch. Offiziere a. D., die längst in Biertischgemütlichkeit versunken waren, hielten plötzlich wieder auf Taille, und Referendare wurden stumpf gegen die Reize zierlicher Krawattenverkäuferinnen. Und weil Sabinens Schönheit es war, die also demoralisierend wirkte, so wurde mit promptem Schlusse die Schönheit selbst für unmoralisch erklärt, so wurde, wie auch sonst wohl geschieht, das Unnachahmliche und Unerreichbare als nicht nachahmenswert beiseite geschoben. Sabine war ein Jahr lang oder zwei höchst unpopulär. Dennoch war sie Gegenstand der Gespräche in Gasse und Kemenate: denn männiglich wartete auf den Augenblick, wo die lästerlich schöne Fremde zu Fall kommen würde, und sieben- bis achthundert Paar Nächstenaugen paßten haßgeschärft auf die Vorzeichen eines solchen Falles. Aber sie paßten umsonst. Klar wie ein Wiesenbach floß Sabinens schlichtes Leben dahin. Stets an der Seite ihres Gatten, immer im Kreise ihrer Kinder sah man sie laute Vergnügungen meiden und keinen anderen Umgang pflegen, als den so tugendhafter Frauen, wie nur kleine Städte sie aufweisen können. Die Huldigungen der Männer wies sie lächelnd, aber nachdrucksvoll in solche Grenzen, daß auch die bitterste Eifersucht ihr keinen Vorwurf allzuschneller Geneigtheit machen konnte. Erregte sie Aufmerksamkeit durch Gewandung und Erscheinung, so schien es doch, als beabsichtige sie nur, diese Aufmerksamkeit, einmal gefesselt, auf ihr musterhaftes Betragen zu ziehen: man sollte sie sehen, um zu sehen, daß es nichts zu sehen gäbe. Keine kokette Gebärde, kein noch so leises Augenspiel war ihr nachzusagen. Dazu war ihr Haushalt tadellos geführt mit geringen Mitteln; ihre Kinder blühten. Gegen Arme war sie äußerst freigebig, sonst jedoch sparsam, wenn auch stets auf vornehmes Auftreten bedacht. Und kurz und gut: Sabine Ricchiari erwies sich als ein solcher Ausbund trefflicher weiblicher Eigenschaften, daß langsam die neidischen Gemüter ihrer Mitbürger und Mitbürgerinnen sich wandten, zur Duldung erst, dann zur Achtung, schließlich aber zu grenzenloser und unbedingter Bewunderung. Im dritten Jahre ihres Aufenthaltes war Sabine der Liebling unseres Städtchens, wie sie in ihrer Heimat der Stolz des Kreises gewesen war, in welchem sie sich bewegt hatte. Man sprach von ihrer Tugend als von etwas Heiligem, von ihrer Treue gegen den wenig bestechenden und meist mürrischen Gatten als von einem Wunder. Um diese Zeit geschah es nun, daß eine zufällige Gesprächswendung mich darauf führte, Sabinen in Gegenwart ihres Gatten von dieser verblüffenden Wand-

lung der öffentlichen Meinung zu reden und ein kleines und — wie ich glaubte — wohlverdientes Kompliment daran zu knüpfen. Alsobald erschrak ich jedoch über die Miene des Doktors, die sich noch mehr als gewöhnlich verfinsterte. Von ihm hinweg zu Sabinen mich wendend, erstaunte ich noch mehr über den Ausdruck höchsten Triumphes in ihren Zügen. Mitten im Zimmer stehend, von der Lampe über ihrem Haupte in einen Mantel von Licht gehüllt, strahlte ihr hochgehobenes Antlitz wie das einer Fürstin, der man eben eine Krone zu Füßen gelegt hätte. Arglos wie ich war, verwunderte ich mich nur darüber, daß eine so kluge Frau so hohen Wert auf das Urteil der Menge legen mochte, denn offenbar war sie über die Maßen geschmeichelt und erfreut. Indes mochte ich ihr diese Schwäche wohl verzeihen; mußte aber, sechs oder acht Jahre später, mit Schmerz an diese stumme Szene denken, deren Bedeutung ich im Augenblicke nur halb verstanden hatte.

Es sei hier nun gleich betont, daß ich kein so unbedingter Bewunderer der tugendhaften Sabine Ricchiari war, wie der Chor der Basen und Nachbarinnen; wie ich denn auch anfangs kein Verdammer ihrer Anmut gewesen war. Ich hatte zwar — leider hatten mich schlimme Erfahrungen dazu berechtigt — die auffallende Ungleichheit zwischen Mann und Frau nicht ohne Unruhe sehen können. Denn war auch der Doktor tüchtig in seiner Kunst, pflichttreu, redlich und von beherrschtem, würdigem Wesen, so habe ich es doch nie erlebt, daß Frauen vor solchen Eigenschaften sonderlichen Respekt haben; und die, denen ein Weib gerne erliegt, besaß Ricchiari nicht. Aber ich hatte doch das gesetzte Wesen der Frau erkannt, das leidenschaftliche Verirrungen ausschloß. Dieselbe Eigenschaft der Sabine aber, die mich ihr zu Anfang nichts Schlechtes zutrauen ließ, hinderte mich nun daran, ihr nur Gutes zuzutrauen: denn ganz ohne Zweifel war Sabine eine kalte Natur, und ihre Vortrefflichkeit baute sich mehr auf Ueberlegung als auf irgendwelche Herzenseigenschaften. Und wenn ich nun auch umsomehr eine mit Ausdauer geübte Willensbeherrschung in dieser Frau bewundern mußte, so konnte mir doch diese ganze starr festgehaltene Unfehlbarkeit im Grunde nicht recht gefallen. Man wird mir zugeben, daß wir Männer in diesem Punkte unlogisch sind; aber ich wette, man wird mir nachfühlen: lieben wir es schon, daß Frauen, die wir verehren sollen, rein und stark in ihrer Tugend seien, so lieben wir es doch auch, sie gegebenen Falles einer Schwäche mindestens *fähig* zu wissen. Und eben diese Fähigkeit schien Sabinen zu fehlen. Ich hatte Gelegenheit, sie ziemlich genau zu beobachten; war ich doch, Dank meines Priesteramtes und Dank der — Korrektheit, die Sabinens Verkehrswahl bedingte, ein vertrauter Gast im Hause des Doktors. Und daß ich es nur gleich sage: nie habe ich Sabinen gereizt, nie eigensinnig, nie vergnügungssüchtig, nie begehrlich nach Tand oder Schmuck gesehen; aber auch nie in weicher Stimmung, nie in Tränen, nie in überschwenglicher, voller, jugendlicher Freude. Ihr ganzes Wesen stellte eine bis zum äußersten geglättete Fläche dar; aber, wenn ich das Bild vollenden darf: nicht Marmor, der unter dem Schliff das köstliche Geäder, sein inneres Leben, erst recht schön entfaltet, sondern irgend einen Kunstguß von Metall, der nur glänzt und seine reinliche Außenseite in

Wind und Wetter blank erhält; sonst aber nichts von eigener, in seiner Struktur begründeter Schönheit besitzt. Um Schillers hohe Forderung gegen diesen seltsamen Frauencharakter auszuspielen: Sabine Ricchiari war eine Natur, die eben unausgesetzt nötig hatte, „edel zu wollen“, weil sie ganz und gar nicht imstande war, „schön zu empfinden.“ Freilich hatte sie es in der Anwendung dieses Wollens zu unerhörter Fertigkeit gebracht — das sollte mir später noch klar werden.

Die Eindrücke, die dies mein Urteil über Sabine Ricchiari begründen, lagen zu der Zeit, von der ich spreche, natürlich gleichsam schlummernd in mir; ich hätte damals nicht vermocht, sie zu irgend einem Ausdrucke zu gestalten, ja, ich gab mir kaum Rechenschaft darüber. Ich war mir nur eines leicht abweisenden Gefühles gegen die vielbewunderte Dame bewußt, welches sich gerade dann regte, wenn ich sie in schwieriger Lage mit beängstigender Sicherheit das einzig Richtige und Wohlanständige treffen sah, das es für sie zu tun gab. So geschah es zum Beispiel öfters, daß der Doktor in einer Anwandlung von Laune, wie sie auch bei trefflichen Männern wohl vorkommen mag, seine Frau vor Zeugen hart anließ; dann benahm Sabine sich mit solch einzigem Anstande, daß man ihr Bewunderung nicht versagen konnte. Dennoch schien mir, als täte sie es ohne Anstrengung, als erlitte sie die Kränkung von einem Fremden, dessen Meinung ihr nichts galt, oder als eifere ein Machtloser gegen sie, der sie in ihrer Hoheit nicht verletzen konnte. Ich, der den Doktor liebte, empfand für ihn die Geringschätzung, die in dieser Sachlichkeit lag, womit Sabine seinen Schwächen gegenübertrat; und wohler wäre mir um seinetwillen gewesen, hätte sie sich bei solchen Gelegenheiten manchmal kindisch, trotzig, erregbar gezeigt. Ebenso erging es mir, als Ricchiari einmal bedenklich erkrankte: Sabine pflegte ihn mit beispielloser Pflichttreue und Geduld. Aber ihr Aussehen veränderte sich bei dem schwierigen Krankendienste nicht, ich sah sie nicht verhärmt, als er dem Tode nahe schien, sah sie nicht in jubelnder Seligkeit aufblühen, als die Rettung gewiß war. In ähnlicher unentwegter Fassung stand sie auch ihren Kindern gegenüber, ihren kleinen Unarten, ihren allerdings unbedeutenden Krankheiten. Und ich kam mir damals oft selbst töricht und sogar böse vor, weil eben diese Gleichmäßigkeit ihres Wesens mir nicht recht zusagen wollte, während doch jedermann sonst sie darum bewunderte und verherrlichte. Aber ich kam nicht gegen mein Empfinden auf.

Als Sabine eine mehr als zehnjährige Ehe hinter sich hatte — sie stand nun in der Mitte der dreißig, trat ein Ereignis ein, welches mir Gelegenheit gab, Sabinens Wesen und Entwicklung aus ihrem eigenen Munde kennen zu lernen, zugleich auch mein dunkles Gefühl zum klaren Verständnis ihrer Art auszubilden. Das Ereignis war ein solches, das die ganze Stadt, Beteiligte und Unbeteiligte, heftig erschütterte, und selbst in den seichtesten Seelen eine Ahnung weckte von der Sturmgewalt der Elemente, die in Tiefen toben können. Einer der jungen Rechtsgelehrten, die dem in unserem Städtchen tagenden Gerichtshofe beigegeben waren, ein Sohn guter Eltern, aus begüterten Kreisen stammend, aus einer größeren Stadt zugezogen — ein Jüngling von äußerst einnehmendem und freundlichem Wesen, der sich großer Beliebtheit unter den besten Menschen des

Landes erfreute: wurde eines Morgens mit durchschossener Schläfe tot in seinem Bette gefunden. Ein hinterlassener Zettel kündigte Selbstmord aus verschmähter Liebe an, aber in so rührender Art, so schlicht zum Herzen sprechenden Ausdrücken, daß auch der böseste Skeptiker nicht zu lächeln gewagt hätte. Der Name des Weibes, das den armen Knaben in den Tod getrieben, war begreiflicher Weise nicht genannt; aber der Instinkt der Menge, der in solchen Dingen fast immer richtig geht, bezeichnete Sabine Ricchiari als die Urheberin der Tat. So wie der Vorfall sich darstellte, schien diese Annahme allerdings glaublich: Sabine war in der Tat reizbegabt genug, um eine verheerende und alle Fesseln sprengende Leidenschaft zu entflammen; kein Mann wäre zu verdammen gewesen, der für dieses Götterbild das letzte gewagt hätte; und andererseits machte Sabinens anerkannte Tugend jeden Wunsch von vorneherein zu einem hoffnungslosen. Das war die Erläuterung, die die öffentliche Meinung gab: entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit schienen alle Lästerzungen geneigt, die edelsten Beweggründe auf beiden Seiten anzunehmen. Fama drapierte sich romantisch. Und wenn etwas im stande war, Sabine Riccharis Ansehen und Beliebtheit in der Stadt noch zu steigern, so war es dieser Vorfall, die letzten Worte eines Todbereiten, die ihre ehrenfeste Unbesiegbarkeit mit solch tragischem Nachdruck verkündeten.

Die öffentliche Meinung sieht meistens richtig aber niemals tief; Tatsachen bleiben ihr selten verborgen, Beweggründe immer: das Ereignis war genau so vor sich gegangen, wie der Stadtklatsch annahm — und doch, wie anders! wie furchtbar anders! —

Man hatte die Verwandten des Jünglings von dem Selbstmorde benachrichtigt, doch gab es keine Möglichkeit ihres Eintreffens vor dem späten Nachmittage. Weil ich das verblendete Kind lieb gehabt hatte und weil mir das Herz blutete um sein Schicksal, so übernahm ich es, bei ihm zu bleiben und seinen letzten Schlummer zu hüten, bis das Gebet seiner Mutter das meinige ablösen würde. Ich ließ den Leichnam auf reinem Bette aufbahren, setzte mich neben ihn, und blickte unverwandt in das sanfte, stille Gesicht, als könne es mir noch Antwort geben auf die bittere Frage, die mich, der ich weniger hurtig schloß als die Menge, unabläßig quälte: „wie hat es so weit kommen können?" Ich hatte den Jüngling als einen stäten und tüchtigen gekannt, ohne Ueberspanntheit und ohne Pose. Was hatte er leiden müssen, was erkennen, bis er diesen letzten Verzweiflungsschritt unternommen hatte? In mir zitterte alles vor Mitleid und Schmerz, ich fühlte die Tränen über meine Wangen rinnen, und mehr als einmal beugte ich mich über den Toten und küßte seinen kalten Mund in einer traurigen Hoffnung, es möchte die Seele, die diesem Leib entflohen, noch irgendwo in der Nähe weilen, mein Leid und meine Liebe mit ansehen und als Trost empfinden. Da geschah es, daß ich plötzlich, den Kopf von meiner schmerzlichen Liebkosung erhebend, Sabine Ricchiari im Zimmer stehen sah. Sie war geräuschlos eingetreten und zwischen dem Bette und dem Fenster stehen geblieben, so daß sich nur ihr großer schwarzer Schattenriß in unheimlicher Starrheit vor mir erhob. Ich fuhr auf mit einer Regung des Hasses gegen sie; denn mein Gefühl, das nie unbedingt zu ihren Gunsten ge-

sprochen hatte, schrie in diesem Augenblicke blindlings, aber jede Reflexion niederdonnernd, ein „Schuldig!“ über sie. Meine Augen mußten deutlich sprechen, was ich empfand, denn sie trat einen Schritt zurück und senkte das Haupt langsam tiefer und tiefer. Dann hörte ich, daß sie weinte; und weil mich das bei ihr, die ich keiner redlichen Träne für fähig gehalten, überraschte und ergriff, wie es mich noch bei keiner Frau ergriffen hat, so fühlte ich schnell meine Stimmung gegen sie sich erweichen und näherte mich ihr, um ihr die Hand zu reichen. Dabei sah ich ihr Gesicht — und jetzt umschloß mein Mitleid sie ganz! Sie aber ergriff meine Hand nicht, sondern meine versöhnliche Geste für ein Zeichen der Verzeihung nehmend, das ihr freien Zutritt zu dem Toten gewährte, eilte sie an mir vorüber nach dem Bette, über welches sie sich mit dem ganzen Leibe warf, ihre Lippen auf die des Verblichenen pressend und mit den Armen seine Schultern und seinen Kopf umklammernd. Es lag eine Heftigkeit der Leidenschaft in dieser Bewegung, die grauenhaft gewirkt hätte einem Lebenden gegenüber; an dieser fühllosen Masse, die schlaff und kalt in ihrer Umarmung hing, stellte sich der Anblick ihrer Raserei geradezu haarsträubend dar. Besonders entsetzlich war die Art, wie der bleiche Kopf, den sie wiederholt emporriß, immer wieder über ihren Arm zurück und zur Seite sank, als wolle er sich den allzuspäten Liebkosungen jetzt verachtungsvoll abwehrend entziehen; so schien es Sabine auch zu nehmen, denn ihre Gesten wurden wilder, ihr Weinen lauter bei jeder derartigen Bewegung. Ich stand sprachlos dabei, fühlte Schauer um Schauer über meinen Rücken rinnen und vermochte nicht, dem Tun der Frau zu wehren. Sie aber, nachdem sie das Gesicht des Toten und seine Brust mit solchen Küssen bedeckt hatte, und unter solchen Ausrufen und Seufzern, wie die Verzweiflung fruchtloser Reue sie lehrt, erhob sich endlich rasch und wollte aus dem Zimmer huschen, wie sie hereingekommen war. Da ereilte ich sie an der Türe und verstellte ihr den Ausgang, denn ich dachte nicht anders, als daß auch sie jetzt in den Tod zu rennen beabsichtige. Sie kehrte um, setzte sich auf den nächsten Stuhl und suchte augenscheinlich in schwerem Kampfe ihre Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen. Ich erinnere mich nicht, ob ich ihr zugesprochen habe; mit meinem Herzen tat ich es gewiß, aber in mir schrieen so viele Stimmen durcheinander, daß ich nicht weiß, ob ich wirklich zu Worte gelangt bin oder ob ich die Laute nur geträumt habe, die meine bebenden Lippen zu formen suchten. Immerhin beruhigte die entrückte Frau sich endlich und kehrte zur Wirklichkeit zurück; ihre Augen begegneten wieder und hafteten diesmal an den meinen, in denen sie wohl das heißeste Erbarmen lesen mußte. Dann setzte sie sich neben das Bett, das sie nun mit einem rührenden Ausdrucke mütterlicher Geschäftigkeit in Ordnung brachte, und schließlich begann sie in schauerlich ruhigem Tone den Hergang der Sache zu erzählen.

2.

Sabine war ein Kind von unvergleichlicher Anmut gewesen, und da war es denn nur zu begreiflich, daß sie in aller Mienen der Wirkung ihrer eigenen Zauberhaftigkeit nachspürte und es zur Aufgabe ihres kleinen Lebens

machte, diese Wirkung nach Möglichkeit zu verstärken. Dabei experimentierte sie förmlich mit der Tragfähigkeit dieses Magnets: denn sie trug Farben und Gewandformen, die an anderen Mädchen gewagt erschienen wären, und triumphierte innerlich, wenn ihre Schönheit das Unmöglichste und Heterogenste zu einem gefälligen Eindrucke verband. Auch gelang es ihr öfters, selbst die Mode zu beeinflussen, indem sie durch die Macht ihrer Erscheinung die Augen ihrer Geschlechtsgenossinnen blendete, so daß jene das Kleid von der Trägerin nicht mehr zu unterscheiden vermochten und sich für schön hielten, wenn sie trugen was an Sabine Ricchiari schön erschien. So sicher aber diese ihrer äußeren Vorzüge war und so viel sie darauf wagen konnte, so genügte ihr dies doch keineswegs; sie hätte nun auch gerne durch Gaben des Geistes und der Seele allen anderen Frauen den Rang abgelaufen und empfand es höchst schmerzlich, daß ihr hervorragende Talente versagt waren, die ihren Namen durch die Lande trügen. Deshalb aber nicht eingeschüchtert, warf sich Sabine auf das „Fach", in welchem Lucrezia und andere hohe Frauen der Geschichte sich mit Glück betätigt hatten: auf die Tugend. Und sie faßte diesen Begriff in seinem weitesten Sinne.

Als Kind hatte Sabine Ricchiari nicht gerne gelernt. Da sie heranwuchs, beobachtete sie, daß Jedermann einen gewissen Grad von Albernheit und Denkfaulheit als Vorrecht ausnehmend schöner Personen für zulässig zu halten schien. Das erbitterte sie sofort aufs Höchste als eine Beleidigung, die ihr mehr galt als tausend anderen, minder reizenden Frauen. Und hier sprang nun der gefährliche Zug ihres Wesens mit einer ganz wohltuenden Wirkung ein: denn, beharrlich und energisch, wo es ihrer Eitelkeit galt, zwang Sabine ihren flattersüchtigen jungen Geist in eine Zucht, die alle Welt in Erstaunen setzte. Bald erlebte sie die Freude, daß man laut und leise ihren Fleiß und ihr ernsthaftes Streben noch höher als ihre Anmut pries, und ehe sie achtzehn Jahre alt war, konnte sie schon mit vollem Rechte das kühne Wort sprechen: „Müssen denn alle tüchtigen Frauen häßlich sein und nur häßliche tüchtig? Ich denke zu beweisen, daß man körperliche und geistige Bildung vereinigen kann!" Dabei fiel ihr das Studium vieler Wissenszweige durchaus nicht leicht, und nur der maßlose Ehrgeiz, ein Frauenbild von nie dagewesener Vollkommenheit darzustellen, hielt sie in Stunden tiefer geistiger Erschöpfung aufrecht. Bei solchen Beschäftigungen mußte sich ihr notgedrungen die Zeit kürzen, die andre junge Mädchen ihres Kreises auf Tanz und Flirt verwendeten; jedoch empfand Sabine dies durchaus nicht als Verlust, da ihr Siege auf diesem Felde allzusicher waren, und wenn sie sich unter die Spiele der Geselligen mischte, so war's nur, um durch verspätetes Erscheinen und frühen Abgang die Leute zu erinnern, daß sie besseres zu tun hatte. So albern nun dies Tun an sich erscheinen mag, so trug es doch für Sabine bessere Früchte, als sie eigentlich verdient hätte. Denn darin ist die Wissenschaft, die Göttin, dem sterblichen Weibe gleich, daß sie ihre Bewerber nicht leicht auf die Redlichkeit ihrer Gesinnung prüft und auch den mit Segenshänden beschenkt, der nur mit ihr tändelt. Was Sabine Gutes, Klares, Großzügiges in ihrem Charakter hatte, war ihr als unverdiente und ungewollte Beute aus der Zeit dieser Raubzüge in das reine Land des Gedankens geblieben.

Aber nun kam Sabine in das Alter, wo die höchsten Lebensfragen an ein Weib herantreten, und leider machte sich auch hier wieder die Sucht, das Ungewöhnlichste, das völlig Unerwartete zu tun, zu ihrem Schaden geltend. Sie war — schön, gebildet und überaus sittsam, wie sie sich stets gezeigt hatte — von zahlreichen Bewerbern umschwärmt und hätte unter den Männern ihres Kreises den Besten und Begehrtesten zu ihren Füßen sehen können. Aber Sabine bildete ihr Urteil über Männer nach eigener Art. Die naive Siegessicherheit, mit welcher heutzutage ein Mann, der seinen Wert kennt, ein Weib zu nehmen pflegt, erbitterte und beleidigte sie, die sich selbst als etwas Einziges und Unvergleichliches geschätzt zu sehen wünschte, nicht wenig. Sabine wollte Werber im Minnesängerstil. Dafür war sie auf der anderen Seite höchst anspruchslos, denn kein äußerer Vorzug des Mannes sollte ihre Wahl bestimmen; freie, reine Neigung beider Herzen allein sollte den Ausschlag geben und — Bedingung sine qua non! — das Publikum vor allem sollte von dieser reinen Neigung überzeugt sein. So, damit auch ja nicht der leiseste Vorwurf einer Bestechlichkeit erhoben werden konnte, wandte das törichte Fräulein sich sofort und demonstrativ von allen glänzenden, angesehenen und vielbegehrten Männern hinweg und solchen zu, die von Frauen übel behandelt, von Kritikern verkannt, von Vorgesetzten übersehen und von rassestolzen Aristokraten geächtet wurden. Uud man konnte hinfort auf allen Festen das sonderbare Schauspiel genießen, das schönste Mädchen der Stadt mit einem Gefolge zweifelhafter Gestalten einherwandeln zu sehen, an denen sie eifrig und ernsthaft ein Werk der Veredlung zu betreiben suchte, das indes sehr selten mit einem Gelingen lohnte. Denn Männer pflegen es sehr übel aufzunehmen, wenn ein Weib sie „zu sich emporziehen“ will — und ich weiß nicht, ob ich ihnen darin nicht recht geben muß.

Es konnte nicht fehlen, daß Sabine in diesem Umgange ein paar schlimme Erfahrungen machte, die ihr indes glücklicherweise nicht so zum Verderben ausfielen, wie es wohl hätte sein können. So befand sich unter den Unbegehrten, die sie zu beschenken glaubte, ein junger Naturforscher von beträchtlicher Häßlichkeit, deren Wirkung noch verstärkt wurde durch den Hochmut, mit welchem der Mann alle gefälligen Formen in Rede, Kleidung und Auftreten verschmähte. Er war aus Arbeiterkreisen hervorgegangen, recht im vollsten Sinne des Wortes ein geistiger Selfmademan, und allerdings sehr bedeutend in seinem Fache. Aber er setzte einen törichten Stolz darein, das Plebejertum, dem er angehört hatte, auf drastische Weise darzulegen und scheuchte feinfühlige Frauen von sich durch die Derbheit seiner Ausdrucksweise sowohl wie durch die Gehässigkeit, die er denen gegenüber zur Schau trug, die sich feinerer Sitten befleißigten. Auf ihn konnte mit recht das drollige Wort angewendet werden, er habe „zwei Rücken“; denn bei Gastmählern, zu denen er freilich selten genug gebeten wurde, brachte er es fertig, seinen *beiden* Nachbarinnen *zugleich* den Rücken zu kehren — und das schlimmste war: sie zogen sein unartiges Schweigen seiner Konversation vor. Das war ein Objekt für Sabine! Mit dem raschen Schlußvermögen, das sie auszeichnete, stellte sie fest, daß eben diese Gehässigkeit gegen alles Glatte und Vornehme einem tiefen

Bewußtsein eigener gesellschaftlicher Unzulänglichkeit entsprungen sei, und daß der rauhe Mann nur deshalb nicht manierlich sein wollte, weil er klar empfand, daß er es nicht sein konnte. Sie sagte sich, daß er wußte — und wahrlich nicht zu seinem Behagen wußte —, daß Kultur an ihm zur Karikatur werden mußte. Deshalb hegte sie Mitleid für ihn und beschloß, die Erste zu sein, die seinem hervorragenden Verstande und seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit volle Ehre antat, ohne sich durch seine ungeschlachte Art und böse Sitten beirren zu lassen. Und sie erwählte ihn förmlich und feierlich zu ihrem Höflinge und war holdseliger zu ihm, als ihr dabei eigentlich ums Herz war; denn sie mußte sich alle mögliche Gewalt antun, um den Widerwillen zu überwinden, den seine physische Erscheinung, seine zynische Rede und häufige lästerliche Flüche ihr einflößten.

Aber Sabine kam übel an mit ihren Beglückungsversuchen. Denn sie mußte einsehen, daß der erwählte Mann selbst nicht nur keine sonderliche Dankbarkeit gegen sie empfand, sondern daß er die Bevorzugung, die ihm widerfuhr, auf eine sehr kränkende Weise deutete. Daß seine Häßlichkeit, über welche er sich keiner Täuschung hingab, ein so holdes und vielbegehrtes Wesen wie Sabine anzog, erschien ihm durchaus nicht als ein Wunder der Liebe, die ihren Gegenstand nach seinem seelischen Gehalte schätzt — denn so hätte Sabine es gerne gedeutet wissen wollen; vielmehr erklärte er sich in seiner materialistischen Weltanschauung dies Wunder einfach aus einem perversen Reiz, den Scheusale von Männern auf Frauen auszuüben verstehen, und er schämte sich nicht, dies in wenig verschleierten Worten anzudeuten, wobei er mit Vorliebe das Beispiel des großen Sinnenbetörers Mirabeau zitierte. Daß Sabine seine durchaus nicht gewählte Unterhaltung ertrug, schrieb er demselben krankhaften Gefallen am Allzunatürlichen zu, denn er gab sich nie Mühe, in den Mienen anderer zu lesen, und übersah deshalb den Kampf, mit welchem das wunderliche Fräulein diese härteste Probe ihrer Gesinnungstreue zu bestehen suchte. Daß sie endlich vor aller Welt seine Partei hielt, schien ihm selbstverständlich, denn er wußte, daß er für eine wissenschaftliche Größe galt und daß eine Frau an seiner Seite einer großen Zukunft entgegenging. Und er sprach auch dies aus und verfehlte nicht, Sabine aufmerksam zu machen, daß sie trotz ihrer Schönheit und höheren Geburt bei einer Verbindung mit ihm der gewinnende Teil wäre. Es dauerte eine ganze Weile, bis Sabine diese seine Auffassung von der Sache ganz begriffen hatte, denn sie hatte sich in der Rolle der Gebenden und Herablassenden zu wohl gefallen, um leicht einer so demütigenden Erkenntnis zugänglich zu sein. Aber der merkwürdige Galan, der seinerseits durchaus nicht geneigt war, den Empfangenden, den Beschenkten zu spielen, versuchte endlich, ihre Liebe, die er für höchst leidenschaftlich hielt, durch bewußte Bosheiten auf die Probe zu stellen, bald ohne Anlaß fern zu bleiben, bald auch vor Zeugen ein hämisches und tyrannisches Wesen gegen sie zur Schau tragend. Ihre Ratlosigkeit und Verblüfftheit solchen Rohheiten gegenüber hielt er für Schmerz und die wirklich bewunderungswürdige Geduld, mit welcher sie verzieh, was sie einem Mangel an Besserwissen zuschrieb, deutete er als Verliebtheit, die selbst getreten nicht von ihm lassen konnte. Endlich kam aber doch der Tag der Abrechnung, und es erfolgte

nun die allerwunderlichste Auseinandersetzung, die je zwischen Liebesleuten stattgefunden. Jeder der beiden Toren war sehr verdutzt, sich von dem anderen nicht heißer geliebt zu sehen, jeder rechnete dem anderen sein Gewinnen oder Verlieren mit allerliebster Offenheit vor. Bei dieser Abschiedsszene zeigte sich schließlich der Mann noch als der Charaktervollere von beiden, denn er war der erste, welcher der Frau mit ihrem unerbetenen Mitleiden den Laufpaß gab, indem er erklärte, daß ihm ein Schankmädchen, das zu ihm aufsähe, liebenswerter erscheine als eine Königin, die sich „herablasse". Sabine zog sich gekränkt zurück und gewann aus der bösen Erfahrung wenigstens die Lehre, daß Mitleid vom Weibe zum Manne vorsichtig in leisen Schuhen wandeln muß, soll nicht sein Tritt die jungen Liebespflänzlein zermalmen. Eine Weile war sie traurig und enttäuscht. Bald aber löste eine neue, noch sonderbarere Wahl die Mißstimmung jenes ersten Erlebnisses. Auch dieser zweite Mann war das Gegenteil von einem Adonis und nichts weniger als ein Gesellschaftslöwe. Wäre er beides gewesen, so hätte er ja für Sabine keinen Reiz gehabt, denn dann wäre es keine Kunst gewesen ihn zu lieben; und Sabine wollte, wie gesagt, auch hierin etwas völlig Neues leisten. Was ihre Neigung in diesem besonderen Falle bestimmte, war hauptsächlich die bittere Armut, in welcher der Betreffende lebte, der seines Zeichens ein unbedeutender Musikus am Theaterorchester der Stadt war, in welcher das seltsam wählerische Fräulein damals lebte. Sabine hatte durch Hausgenossen des Fiedlers von seinem Elende vernommen, hatte ihn unterstützen lassen und suchte nun seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Sie verhalf ihm zu Unterrichtsstunden in besseren Häusern und eröffnete damit zugleich ihm und sich selbst einen Weg, auf welchem sie sich häufig genug ohne Anstände begegnen konnten. Dabei geschah nun, was geschehen mußte. Hatte der Mann schon vorher gewußt, daß er ihrem Mitleid viel verdankte, so warf ihre strahlende Erscheinung, ihr berückendes Lächeln und die freundlichen Worte, die sie an ihn richtete, ihn nun ohne weiteres in eine maßlose Leidenschaft, die er auch durchaus nicht zu verbergen strebte. Dabei war er klug genug, weder seinen persönlichen Vorzügen noch seiner musikalischen Begabung das Verdienst dieser Eroberung beizulegen, denn er wußte genau, daß er von letzterer nicht viel mehr besaß als von ersterer. Aber er empfand doch künstlerisch-naiv gerade soviel als es brauchte, um an eine ideale Liebe zu glauben, die wahllos trifft und sich mit gleich selbstloser Erwiderung reichlich gelohnt fühlt. Eine solche Liebe legte er in Sabine hinein; und er selbst stattete seinen Dank für das unverdiente Gnadengeschenk in einer Anbetung ab, an der sich Diana hätte genügen lassen können, und die unsere kühle Heldin selbst höchlichst befriedigte, weil sie endlich zur Erfüllung brachte, was lang geträumt und gewünscht war. Denn nun genoß Sabine die Genugtuung, daß die Romantik dieses Verhältnisses von Alt und Jung gebührend geschätzt wurde, und wandelte einher, von Mondschein und blauen Blumen gleichsam auf Schritt und Tritt umsponnen, wie ein mittelalterliches Burgfräulein, das sich einem fahrenden Sänger neigt. Sie redete viel, um zu beweisen, daß echtes Gefühl auch in unseren nüchternen und bösen Zeiten noch nicht ganz vom Erdenrund geflohen sei, und glaubte ganz ernsthaft,

die schöne Neigung, die sie darstellte, wirklich selbst zu empfinden. Allerdings glaubte das auch jedermann sonst; und selbst die losesten Zungen fanden keinen schlimmeren Anlaß zu sticheln als den, daß man Sabine hinfort auch im Getöse einer Wagneroper in der ersten Reihe des Parkettes sitzen sah, wo sie dem Bombardement wahnsinniger Pauken- und Trompetenstöße heldenhaft stand hielt, nur um Aug' in Auge mit ihrem Geigerlein und in seiner möglichsten Nähe den Abend zu verbringen. Dem Widerstand ihrer Verwandten gegen diese sehr unerwünschte Verbindung setzte sie eine siegreiche Beredsamkeit entgegen, die alle Bedenken entwaffnete und die Zweifler beschämte. Die Entdeckung, daß ihr neuer Liebhaber einige Male ziemlich betrunken im Orchester erschien und daß er Ring und Kette, die sie ihm gegeben, gelegentlich versetzte, ernüchterte sie zwar ein wenig, entmutigte sie aber keineswegs. Sie löste geduldig ihre Liebespfänder selbst wieder aus und gab sie ihm ohne ein Wort des Vorwurfes zurück. Die Beschämung und Reue, die der arme Kerl bei solchen Anlässen an den Tag legte, war echt; aber die sittliche Festigkeit, die er neuen Versuchungen gegenüber bewies, war die eines Kindes; und Sabine machte hier die schmerzliche Schule durch, die Künstlerliebchen und -Frauen selten erspart bleibt: sie mußte sehen, daß ein Mann alles Göttliche und Hohe in seinem Busen bewegen kann und doch vor einem Glase Wein zum Tiere werden. Aber Sabine hatte ihre Rolle zu hoch gegriffen, um ihr selbst vor derlei Schrecknissen untreu zu werden. Auch als ihr Bräutigam wegen der eingetretenen Unordentlichkeit seines Lebenswandels aus dem Orchester entlassen wurde, hielt sie noch fest zu ihm. Bereits aber war sie so weit zur Vernunft gekommen, daß sie den Argumenten ihrer Verwandten ein willigeres Ohr lieh als zuvor; und als man ihr geschickt vorstellte, wie gerade die Gunst, die sie dem Musikus erwies, die unerwartete Veränderung seiner Lage verderbenbringend geworden sei für den Mann, der bisher in seinen dürftigen Verhältnissen arbeitsam und brav gewesen war — da entsagte sie, obgleich schweren Herzens und nach langem Kampfe, auch diesem Traume. Von ihrem Anbeter kaufte sie sich los, indem sie mit Einwilligung ihrer Angehörigen ein bescheidenes Kapitälchen für ihn anlegte, das ihn vor äußerster Not bewahren, ihm aber keinerlei Ausschreitungen ermöglichen sollte. Es muß zur Ehre des Mannes gesagt werden, daß er diese Abfindung erst nach langer und rasender Gegenwehr hinnahm; denn er liebte das schöne Mädchen, wie nur ein Musikerherz lieben kann, und drohte sie und sich selbst zu ermorden, ehe er sie aufgäbe. Erst die Vorstellungen desselben klugen Verwandten, der Sabine herumgebracht, vermochten ihn zu erschüttern; denn sie brachten ihn zur Einsicht, daß er die Heißgeliebte in ein trauriges Los herunterzöge, wenn er sie an sich fesselte, ohne durch seinen Charakter eine Gewähr für seine Zukunft zu geben. Er trat zurück und zeigte sich beim Abschiede so ehrenhaft und stolz, daß Sabine fast wieder ihren Sinn zu seinen Gunsten geändert hätte; denn es war ihr bitter, daß er sie an Entsagungsmut übertraf, und sie konnte sich nicht verhehlen, daß er ungleich mehr opferte als sie, weil er ungleich leidenschaftlicher geliebt hatte. Seine Pension griff er erst viele Jahre später an, als er, wieder zur Ordnung zurückgekehrt, eine passende Lebens-

gefährtin gefunden hatte, mit welcher er dann auch leidlich glücklich wurde. —

Sabinens dritte Wahl fiel gleichfalls auf einen Musiker, aber weit höheren Ranges. Dieser Mann war städtischer Domorganist, war ein wirklicher Künstler, war weder häßlich noch arm, dafür aber blind. Sabine hätschelte ihr eigenes törichtes Heldentum mehr denn je, als sie diesem Manne nahe trat, mit welchem sie aber glücklicherweise kein Verlöbnis einging. Denn — um es kurz zu machen — sie mußte bereits nach einiger Zeit zur Ueberzeugung kommen, daß andere Frauen an derselben Wut der Selbstaufopferung krankten wie sie, und daß der blinde Mann die Aeußerungen dieser edlen Regungen, denen er sich übrigens kaum hätte entziehen können, rückhaltlos und recht dankbar annahm. Es gab keinen tolleren Don Juan im Lande als ihn, und er prahlte, sein eigener Leporello, vergnügt mit seinem Sündenregister. Das widerte die im Grunde keusche Sabine an, und sie zog sich zurück, ehe ein bindendes Wort gesprochen war. So war sie noch einmal mit heiler Haut davongekommen, als sie dem Mann begegnete, der ihr Verhängnis werden sollte, ihre Strafe und — nach schweren Irrungen ihre Rettung. Dieser Mann war Ricchiari.

3.

Sabine war damals vierundzwanzig Jahre alt und ihre Schönheit hatte den Gipfelpunkt der Entfaltung erreicht. Sie war eine so hervorragende Erscheinung, daß die Schar ihrer Bewerber und Bewunderer sich trotz all ihrer Torheiten nicht wesentlich vermindert hatte, und sie hätte immer noch eine Ehe eingehen können, wie sie ihrer höchst verfeinerten und verwöhnten Natur angemessen war. Aber Einer war abgefallen, von dem sie wußte, daß er sie früher gern gesehen hatte, und dieser Eine beschäftigte nun die widerspruchsvolle Dame mehr als der ganze übrige Hofstaat. Auch Ricchiari war kein glänzender Mann. Er war, wie bereits erwähnt, von unansehnlicher, wiewohl durchaus nicht unangenehmer Erscheinung, dabei trocken und knapp in seiner Rede, schlicht in seinem Auftreten und nicht immer liebenswürdig in Frauengesellschaft. Als Arzt war er mäßig beliebt und gerade genug beschäftigt, um eine kleine Familie ohne Sorgen ernähren zu können, aber was man so eine Zukunft nennt, das traute ihm niemand zu. Auch war es diesem Manne, der die Welt kannte und wußte, nach welchen Werten ein Mensch geschätzt wurde, nie zu Sinn gekommen, um die vielbegehrte Schöne zu werben; doch war auch er am Ende ein Wesen von Fleisch und Blut und kein solches konnte Sabinens unvergleichliche Anmut sehen, ohne sich an ihr zu entflammen. So ging es auch dem armen Doktor, obgleich er sich redlich Mühe gab, seine Gefühle zu verbergen. Sabine, deren Augen auf dergleichen Vorgänge geübt waren, bemerkte nun wohl seine Leidenschaft; aber sie bemerkte auch seine Zurückhaltung und sie schätzte ihn darob; möglicherweise würde sie ihn auch ermutigt haben, wenn der Beginn ihrer Bekanntschaft nicht gerade in eine Zeit gefallen wäre, wo eines der früher erwähnten Opfer Sabinens ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Nun war aber auch der Doktor ein Mann von äußerst scharfen

Blicken, und er beobachtete mit innerlicher Empörung Sabinens Verhalten. Das komplizierte und etwas krankhafte Spiel ihrer Seelenregungen lag ihm längst offen, und was von guten Gefühlen in diesem wunderlichen Gemüte vorhanden war, unterschätzte er keineswegs. Daß Sabine im Verhältnis zum Manne die Gebende sein wollte, lieber als die Empfangende, das gefiel ihm sogar; und die Beharrlichkeit, mit welcher sie alle Folgen dieser Forderung auf sich nahm und ertrug, setzte ihn in Bewunderung. Aber daß sie im allerletzten Grunde dabei um den Beifall der Menge buhlte, daß sie etwas sein wollte, nur um es auch zu scheinen, das verdroß den Doktor, der in allen Dingen gerade nach der entgegengesetzten Seite hinstrebte und sich unbeachtet am wohlsten fühlte. Schmerzlich geteilt zwischen stiller, heißer Leidenschaft und einer gewissen Verachtung lebte der Mann kein vergnügtes Leben unter den Sonnenaugen der begehrten Frau, und kein Wunder, daß er die Verachtung etwas schroffer zur Schau trug als er eigentlich wollte, da er sie wie einen schützenden Mantel um sein Herz und seine Liebe ziehen mußte.

Sabine bemerkte alsobald die Veränderung in Ricchiaris Betragen und da sie nicht ahnen konnte, wie klar der Mann sie durchschaute und daß er mehr von den Vorgängen in ihrer Seele wußte, als sie selbst, so störte seine plötzliche Kälte sie und gab ihr zu denken. Sie nahm sich vor, ihn zu erobern; und da er auch sonst ihren — negativen Anforderungen genügte und sie die Illusion, zu ihm herabgestiegen zu sein, vor sich und anderen aufrecht erhalten konnte, so gab sie ihm Zeichen ihrer Huld, die er verstehen mußte, und bot alles auf, um ihn in ihren Bannkreis zu ziehen. Aber mit dem Doktor ging das nicht so leicht, wie es mit den anderen gegangen war. Je liebenswürdiger Sabine ihm entgegenkam, desto unnahbarer zeigte er sich und ließ sie endlich in unzweideutiger und fast unartiger Weise fühlen, daß er nichts von ihr wollte. Hätte Sabine in sein Herz blicken können, so hätte sie erkennen müssen, daß er unter dem Zustand der Dinge fast schwerer litt als sie, denn er konnte dem schönen Frauenbild lange nicht so ernstlich gram sein, wie er es zu sein wünschte. Da sie das nicht wußte, so war sie von seinem Verhalten nur aufs tiefste gekränkt und so unglücklich, als ein Weltkind überhaupt sein kann. So heftig war sie von Zorn und verletzter Eitelkeit beherrscht, daß sie aller Weiblichkeit vergaß und den Doktor bei erster Gelegenheit zur Rede stellte. Es geschah dies auf einem einsamen Wege vor der Stadt, der durch Gärten und Gemüsepflanzungen weiter hinaus nach einer kleinen Privatheilanstalt führte, die Ricchiari regelmäßig besuchte. Sabine hatte ihm aufgelauert, wie ein Schulmädchen und sein spöttisches und abweisendes Gesicht, als er sie erblickte, brachte schnell genug zur Entladung, was sich an Lava, Schwefel und Pech in ihrem Gemüte gesammelt hatte. Es knallte ganz artig, als die erbitterte Heldin den Mund auftat. In dieser Stunde redete Sabine nicht eben klug und auch nicht ganz sittsam; aber sie redete zum erstenmale, seit er sie kannte, nicht mit der Absicht, ihrem Publikum zu imponieren. Deshalb empfand er ihren Aerger fast als etwas wohltuendes und vernahm ihre wirren Vorwürfe lieber, als er je zuvor ihre wohlberechneten Sentenzen gehört hatte. Endlich versagte ihr die Stimme, und sie lehnte sich halbweinend, ratlos und atemlos vor Erregung an den Gartenzaun, an welchem sie ge-

rade entlang wandelten. Ricchiari blieb vor ihr stehen und betrachtete sie nachdenklich. Sie stand, schön wie immer, vor der hohen grünen Sträucherhecke, in deren Zweige sie, mit rückwärts emporgreifenden Armen, die Hände verschlungen hatte, als wolle sie sich daran aufrecht erhalten. Sonnenlicht und Schatten der windbewegten Blätter spielten rieselnd auf ihrem Antlitz und auf ihrem weißen Kleide, so daß ein Schleier goldener Wellchen die Erregung ihrer Mienen und das Zittern ihrer Glieder verhüllte und ihre ganze Gestalt so in wogendes Funkeln auflöste, daß sie, aus geringer Entfernung gesehen, fast wie etwas Ueberirdisches erscheinen mußte, etwa wie eine Druide, die sich schemenhaft leuchtend aus dem frühlingshellen Geäste erhob. Solch ein Naturwesen, mehr oder weniger als Mensch, tückisch, süß und verführerisch zugleich, mußte der geblendete Doktor in diesem Augenblicke doch zu sehen glauben, denn er erlag dem Zauber und seine Wehrhaftigkeit splitterte um ihn wie ein Panzer von Glas. Mag nun sein, daß die Stimmung des blütenübersponnenen Sträßleins, das weit hinaus in freundliches grünes Land zu führen schien, der weiche Maiduft des Himmels und Frühlingsstimmen junger Vögel nah und fern die Wirkung des holden Bildes verstärken halfen — kurz, der Mann fühlte sich innig gerührt und zu jedem Verzeihen geneigt, so daß er näher trat und bereitwillig Rede stand. Dabei konnte er es sich dennoch nicht versagen, ihr seine Meinung ordentlich klar zu legen, und so kam ein gar wunderlicher Sermon zu stande, den ich aus mancher Andeutung Sabinens und aus später selbst miterlebten Wiederholungen ähnlicher Szenen wohl zu rekonstruieren vermag.

„Haben Sie denn —“ so etwa mochte der Doktor schmälen — „je ein edles Gefühl um seiner selbst willen gehegt? Haben Sie nicht alles, was Sie taten, um der Leute willen getan? Haben Sie nicht früh schon durch Kleidung und Auftreten bewiesen, daß Sie Aufmerksamkeit zu erregen wünschten? Haben Sie nicht ein braves und anerkennenswertes Streben der modernen Frau, das Streben nach Bildung und Wissen dadurch erniedrigt, daß Sie lauen Herzens und nur deshalb an den Altar der Athene getreten sind, weil es heute noch für ungewöhnlich gilt? Dies alles wäre noch zu verzeihen. Auch daß Sie Almosen geben, weil es zum guten Ton gehört, will ich Ihnen nicht zu hoch anrechnen, denn Ihr kurzdenkenden Frauen könnt das Unheil nicht übersehen, das Eure Wohltätigkeit en décolleté anrichtet. Aber Sie haben mit dem Dinge gespielt, das jede echte Frau als eine Offenbarung von oben in demütigen Händen empfängt. Sie haben mit ihrer Liebe Parade geritten vor klatschlustigen Basen, Sie haben Männer angezogen und abgestoßen, um von sich reden zu machen, und Sie haben den, der mit gläubigem Herzen Ihnen entgegenkam, nicht minder geäfft, als die Menge ihrer Zuschauer, um deren Beifall es Ihnen so sehr zu tun scheint. Denn Sie gaben ihm ein Recht, an Liebe zu glauben, und Liebe haben Sie nie gefühlt, nur eitle Selbstüberhebung und Hochmut, die beide Tugenden galten, von denen Sie nur den Schein besitzen. Wie dürfen Sie nun noch Anspruch erheben auf eines ehrlichen Mannes Gefühl? Ich für mein Teil mag keine Schauspielerin zur Frau, und so innig lieb ich Ihr schönes Bild leider im Herzen halten muß, so wenig werde ich mich dazu hergeben, Ihren Partner zu spielen. Denn die

Rolle, die Sie mir in Ihrer Komödie eines romantischen Ehstandes zudenken, gefällt mir nicht — und übrigens ist die Sache bei mir, Gott sei's geklagt! etwas mehr als Komödie!"

So gestand der Doktor seine Liebe und verschwor sie im selben Atem und Sabine hing wie ein windbewegtes Blatt zwischen Himmel und Erde, zwischen Freude und Scham, zwischen höchstem Triumphgefühl und tiefster Erniedrigung. Tränen, halb des Zornes und halb der Rührung, traten ihr in die Augen und sie empfand in dieser Stunde was auch die seichteste Frau nicht ohne Seligkeit empfinden kann, die Herrschaft und Ueberlegenheit eines starken und gradsinnigen Mannes. Wie nun auf jedes Weib diese Erkenntnis des Untergeordnetseins viel eher beglückend als verletzend wirkt, so ward auch für Sabine die Beschämung selbst zu einer Quelle der Lust, und sie wünschte nichts sehnlicher, als daß der Doktor bis in alle Ewigkeit fortfahren möchte, sie zu schelten. Er fügte auch noch ein gut Teil bei; und so oft er aufhören wollte, sah Sabine ihn mit zwar feuchten, aber so strahlend glücklichen Blicken an, daß er schnell wieder einsetzte, weil ihm schien, sie sei noch lange nicht so zerknirscht und schuldbewußt, wie sie von Rechtes wegen hätte sein müssen. Bald wurde er dann wieder härter, als er beabsichtigt hatte, und nun faßte er ihre Hand, um durch einen sanften Druck und etwa ein Streicheln da versöhnend entgegenzuwirken, wo seine bitter wahren Worte zu tief verwunden mußten. Und so zwischen Grausamkeit und Liebe schwankend, nahm er Sabinen endlich an sein Herz und bedeckte sie mit Küssen, dazwischen hoch und teuer schwörend, daß er sie nun und nimmer zur Frau haben wolle. Sie aber, von einem neuen Gefühle ganz verwirrt und betäubt, ließ alles über sich ergehen und fragte in diesem Augenblicke sogar nicht einmal, was die Leute dazu sagen würden, die ab und zu durch das grüne Sträßlein spazierten und mit Lachen dem wunderlichen Paare nachblickten.

Es versteht sich von selbst, daß Ricchiari trotz all seiner grimmen Vorsätze um Sabinens Hand warb und daß er sie erhielt. Der brave Mann stellte sich entschieden und tapfer auf die Seite der Liebe, besiegte das Widerstreitende in seiner Brust, und verzieh dem holden Frauenbilde nicht nur alle früheren Torheiten, er bemühte sich sogar, in noch bestehende und fortwirkende sich zu finden oder sie wenigstens mit Anstand zu ertragen. Ricchiari sah seine Frau hundertmal des Tages an und fühlte, daß er sie bei jedem Blicke heißer liebte als zuvor. Er führte sie bald darauf hinweg nach der kleineren Stadt und hoffte sie dort in der Stille und Zurückgezogenheit in kurzer Zeit zu größerer Sinnesschlichtheit umzubilden und das Lautere ihres Wesens, woran er nun einmal glaubte, von anhaftendem Flitter zu reinigen.

Leider mußte er nur zu bald erkennen, daß er sich hierin vergriffen hatte. Die in der großen Stadt eine Rolle gespielt hatte, glaubte sich in der kleinen noch viel mehr berechtigt, alle Augen auf sich zu ziehen. Die Feindseligkeit und das Mißtrauen, die ihr allenthalben entgegentraten, reizte sie nur zu neuen Künsten. Und da sie bald herausgefunden hatte, daß dem beschränkten Geiste ihrer Mitbürger nur durch eine einzige Eigenschaft zu imponieren war, nämlich durch Tugendhaftigkeit, so warf sie sich

mit ihrem ganzen virtuosen Anpassungsvermögen nach jener Seite hin und stellte alle Penelopen und Cornelien der Welt durch ihre Leistungen in Schatten. Zugleich aber begann jetzt für Sabine wie für ihren Gatten ein Martyrium schlimmster Art; es fing damit an, daß Sabinens Gefühl für den Doktor mit seiner Neuheit dahinging. Wohl hatte die Macht von Ricchiaris ehrlicher Gesinnung, seine Offenheit, sein Zorn, kurz, die Aeußerung seiner Männlichkeit so überwältigend auf das Wesen mit den verschrobenen Neigungen gewirkt, wie eben das Wahre und Gewaltige dem Gekünstelten gegenüber wirken mußte. Einer wirklichen Liebe war Sabine Ricchiari nicht fähig, und von der angenehmen Verwirrung ihrer Sinne war nichts geblieben, als eine Empfindung höchsten Unbehagens dem Manne gegenüber, der so scharf in jeden Winkel ihrer Seele zu leuchten wußte; denn Sabine ahnte wohl, daß es keine wertvollen Funde in diesem Inneren aufzudecken gab. Das Unbehagen steigerte sich nicht selten zur Angst. Und diese Angst war es, die sie verhinderte, ihre Schauspielkunst, die sie gegen Fernerstehende so glänzend behauptete, auch da zu versuchen, wo es am meisten gelohnt hätte: Sabine konnte ihren Gatten nicht glauben machen, daß sie ihn liebte.

Den ganzen Tag wandelte sie in stumpfer Gleichgültigkeit umher. Daß sie die Großstadt und ihren Vasallenkreis vermißte, daß Haushalt und Kinderstube sie langweilten, daß sie hungerte nach rauschenden Festen, wo ihre Schönheit Siege gefeiert hätte, daß der schlichte, stäte und zuverlässige Gatte ihrem phantasievollen Köpfchen nichts zu denken gab — Ricchiari mußte es täglich aus kalten Mienen und lässigem Gebaren erkennen. Da er die Frau liebte, tat das ihm weh. Aber man vergegenwärtige sich das Leiden, das für ihn anhub, sobald ein fremder Fuß das Gemach betrat: wie durch Zauberschlag verwandelt, huschte die plötzlich erblühende Frau als rühriges Hausmütterchen durch alle Räume; Heiterkeit strahlte ihr von rosigen Wangen, Liebe aus leuchtenden Augen; sie herzte ihre Kinder, sie nickte dem Gatten zu; sie redete wirtschaftlich, prahlte mit kleinen häuslichen Kenntnissen, pries die pastoralen Freuden ihres bescheidenen Lebens, scherzte anmutig und überlegen über leicht verschmerzte Entbehrungen — kurz: zeigte sich so ganz als das, was sie nicht war und doch hätte sein sollen, daß die Klügsten betrogen hinweggingen. Laut und leise pries alle Welt Ricchiari als den glücklichsten Gatten; und der Doktor hörte es mit finsterem Gesichte und verbiß seine Martern: wußte er doch aus wiederholter Erfahrung, daß Licht und Lächeln in den Augen seiner Frau erlöschen würden mit den letzten Lampen des Mahles, bei dem sie durch horazische Tugenden eine Anzahl leichtgläubiger Gäste berückt hatte.

Diese sichere und stets eintreffende Voraussicht machte, daß Ricchiari in Gesellschaft nicht eben leidenschaftlich auf die Liebenswürdigkeiten seiner Frau einging; dazu war er eine zu grade Natur. Ja, er begegnete in der Regel ihren holden Koketterien mit abweisenden Blicken, und erreichte dadurch, was er eben hatte vermeiden wollen, daß alle Leute die herrliche Frau, die an solch einen Bären gebunden war, erst recht bewunderten und bedauerten. Dieses Bedauern, das der unglückliche Mann in allen Mienen lesen mußte, war seine schärfste Qual. Es war ihm unmöglich, auf die

unedle Pose einzugehen, die Sabine vor der Welt aufrecht erhielt und mit welcher sie ihm seine tiefe und wahrhafte Liebe so übel vergalt. Jeder Versuch aber, die Komödie zu durchbrechen, prallte an Sabinens unerschöpflicher Sanftmut und Holdheit ab, und immer blieb das gewandte Weib im Vorteil, immer mehr vergab sich der von Leidenschaft gepeinigte Mann in den Augen der Kurzsichtigen, die nach dem Schein urteilten. Bald war Sabine nah und fern als eine neue Griseldis gerühmt, der Doktor als ein Tyrann verschrien; und das ruchlose Geschöpf war wirklich erbärmlich genug, sich an dieser Rolle zu ergötzen. Die Art und Weise, wie sie Mitleid von sich wies und ihren Gatten zu entschuldigen suchte, war mit Feinheit so berechnet, daß auch wieder niemand als sie selbst dabei gewann: denn nun prunkte sie noch mit einem Edelmute, der ihr sehr ferne lag, da sie genau wußte, daß in Wirklichkeit ihr Gatte der still Duldende und Vergebende war. Daß ich selbst von diesem Spiele fast gefangen worden wäre, habe ich wohl schon angedeutet. Sabinens Geständnisse am Bette des Selbstmörders ließen mich klar in dies fürchterliche Verhältnis blicken. Die Unselige erzählte mir selbst, daß ihr Mann sie einmal mit Tränen in den Augen gebeten habe, ihm in Gegenwart von Leuten nicht mehr so zärtlich zuzunicken, da sie es doch in Stunden des Alleinseins mit ihm nicht wolle oder nicht könne. Dies habe ihr ins Herz geschnitten und sie habe eine zeitlang wieder ein wärmeres Gefühl für ihn zu empfinden geglaubt, ein solches auch mit möglichster Deutlichkeit an den Tag gelegt. Ricchiaris trauriges Lächeln habe sie wohl belehrt, daß sie ihn nicht täuschen könne, und diese Erkenntnis habe sie selbst mit Bitterkeit erfüllt. Nach kaum einer Woche sei ihr machtloser Wille wieder erlahmt, Leben und Umgebung habe sie gelangweilt, das tägliche Einerlei von Kleinem und Kleinstem die alte Verstimmung wieder wachgerufen. Vor Zeugen aber habe sie nach wie vor ihr äußeres Scheinleben weiterführen müssen und sich dabei selbst wie behext gefühlt; denn sie sei sich ihrer Falschheit wohl bewußt gewesen, ohne sich ihrer jedoch erwehren zu können.

Ich fragte Sabinen, ob sie sich über die Empfindungen Rechenschaft geben könne, die sie beherrschten, während sie dies verräterische und für ihren Gatten so grausame Spiel trieb. Sie gestand mir nach einigem Sinnen, daß sie sich immer durch das Verhalten der Leute selbst gleichsam dazu gereizt gefühlt habe. Denn wie ein offenes Buch habe jedes Herz vor ihr sich aufgetan, und was sie da zu lesen geglaubt, war eben die Erwartung dessen, was mittlerweile wirklich schon eingetreten war. Jeder Blick schien sie zu fragen: hast du die übereilte Verbindung noch nicht bereut? hält die Romantik dem wirklichen Leben stand? sehnst du dich nicht zurück nach dem Kreise, für den du geboren bist? Bereits glaubte sie zu hören, wie triumphierend Nachbarin zu Nachbarin flüsterte: wir haben es vorausgesagt! Bereits war ihr, als spitze jeder Beau, der huldigend ihre Hand küßte, schon im stillen darauf, der Hausfreund der schönen Doktorsfrau zu werden. Daß aller Augen auf ihren Fall warteten, hatte sie richtig erraten, und sie hätte sich, wie sie sagte, lieber in Stücke reißen lassen, als dem Volke die Freude des Rechthabens zu gönnen.

Die Spannung zwischen den Gatten kam endlich so weit, daß Ricchiari

die Scheidung vorschlug. Ihm schien es leichter, sich der begehrten Frau ganz und gar zu entwöhnen als fürder unter ihren Lieblosigkeiten zu schmachten. Dennoch mußte ihn der Vorschlag schwere Ueberwindung gekostet haben, und Sabine, die es verstand, war von seinem Leiden einigermaßen erschüttert. Aber als sie dies Anerbieten zurückwies, tat sie es dennoch erst in zweiter Linie aus Mitleid mit dem Manne; ihr erster Gedanke war auch hier wieder: „wie würden die Leute sich freuen!“ und deshalb willigte sie nicht in die Scheidung.

Ricchiari, der mit weißen Lippen seinen Antrag gestellt hatte, errötete ein wenig, als sie rasch und heftig ihr „Nein!“ sprach. „Darf ich hoffen,“ fragte er mit unsicherer Stimme, „daß es dir doch ein wenig leid tun würde, mich zu entbehren?“ Sie schaute ihn an und hätte Welten darum gegeben, hätte sie jetzt ihr Verstellungstalent zur Hand gehabt, das ihr vor Fremden doch nie versagte. Aber vor den ehrlichen Augen dieses Mannes war sie gelähmt, sie fand das falsche Lächeln nicht, oder vielmehr, sie wußte, daß es ihn nicht würde betrügen können. Sie sah zur Seite, zitterte und stammelte endlich: „Um der Kinder willen laß uns beisammen bleiben!“ und das war das einzige, was sie antworten konnte ohne direkte Unwahrheit. Wirklich war das ein Grund, dem Ricchiari sich beugen mußte; und wenn es für ihn irgend einen Trost gab, so mußte es der Gedanke sein, daß Sabine in diesem einen Punkte wenigstens durch ein braves und natürliches Gefühl geleitet worden sei.

So also standen die Dinge in Ricchiaris anscheinend so tadelloser Häuslichkeit. Eine Frau von unfehlbarer Lebensführung und wertvollen Eigenschaften verstand die bescheidene Kunst nicht, einen schlichten Mann glücklich zu machen; und ein Mann, der jede andere Frau durch die Fülle und Tiefe seines Empfindens hoch beglückt hätte, mußte seine köstliche Flamme vor einem Götzenbilde von Erz verlodern sehen, und kein Zeichen belehrte ihn, ob sein Opfer Gnade gefunden.

4.

Sylva stammte aus guter, alter Familie. Er war wohlhabend und hatte Ansehen. Aber er war auch brav, tüchtig, ernsthaft und seelenrein, wie wenige Menschen in dieser verderbten Zeit und in den Kreisen aus denen er stammte. Er war dreiundzwanzig Jahre alt.

Sabine Ricchiari war eine zu blendende Erscheinung, um von dem neuen Ankömmling nicht alsbald bemerkt zu werden, und entzückt erkundigte er sich sofort nach Namen und Geschichte der schönen Frau. Der Bescheid, den er erhielt, entsprang der falschen Meinung, die Sabinens ruchloses Spiel in den Köpfen der Leute gezeitigt hatte. Die Frau, so hieß es, sei ein vornehmes und mit allen holden Gaben geschmücktes Wesen, an einen Mann gekettet, der nicht wert sei ihr die Schuhriemen zu lösen, und der das Gotteswunder nicht zu schätzen wisse, das mit solch einem Weibe über sein Haus gekommen. Vielmehr behandle er sie höchst lieblos, sie aber ertrage mit engelgleicher Geduld all seine Launen, und nie habe jemand sie ein Wort der Klage äußern hören. Ja, selbst den Mangel all des

Glanzes, zu welchem ihre Geburt sie berechtigte, habe sie mit solcher Anmut und Heiterkeit auf sich genommen, daß Alt und Jung vor einem so seltenen Frauencharakter in Bewunderung vergehe. Niemand könne an dem herrlichen Bilde die leiseste Trübung nachweisen und allgemein werde nur bedauert, daß nicht ein würdiges Eheglück ihr beschieden sei.

Solche Kunde war natürlich dazu angetan, ein Jünglingsherz zu rühren. Sie aber ahnte nicht, welchen Quellen die scheue Verehrung entsprang, die sie alsobald in den Augen des jungen Mannes zu lesen begann; seicht wie sie selbst war, schloß sie nur auf seichte Leidenschaft, wie ein blühender Frauenleib sie wohl zu wecken vermag, und wandte sich mit einem spröden Gesichte zur Seite, so oft sie dem stillen Minnewerber begegnete. Sie selbst gestand, daß sie damals nichts als Groll empfand, jenen alten Groll gegen angenehme und sogenannte unwiderstehliche Männer, die jede Frau als leichte Beute behandeln.

Es hatte nämlich bereits die öffentliche Aufmerksamkeit sich auf Blicke und Mienen des schmachtenden Jünglings gerichtet, und eine Schar von solchen Geistern, die nie das Unheil zu bemessen verstehen, das sie anrichten, ergriff sofort diese wahrlich ernste Sache als ein neues und willkommenes Spielzeug. Keine der Freundinnen und Nachbarinnen konnte sich das Vergnügen versagen, Sabinen die Beobachtungen zu hinterbringen, die sie an Sylva gemacht hatten und jene bekannten neckenden Bemerkungen daran zu knüpfen, die bei solch kurz denkenden Wesen besseren Gesprächstoff ersetzen. Und diese Gefühllosigkeit gab leider der gefühllosesten unter den törichten Frauen den Anstoß, um aufs neue, und tiefer als jemals in ihr altes Laster des Posierens zu verfallen.

Sabine wies die Neckereien der Freundinnen anscheinend mit Ernst und Würde zurück, dabei aber verfehlte sie nicht, mit feiner Wahl des Ausdruckes, soviel Teilnahme für den stillen Anbeter zu verraten, als eine anständige Frau vor Furcht vor Mißdeutungen an den Tag legen darf. Noch eine Nüance mehr Interesse, so gab sie, dessen war sie sich wohl bewußt, falschen Vermutungen Raum. Und dennoch — so unglaublich es scheint! — überschritt sie diese Linie, überschritt sie, während ihr selbst die Erkenntnis dessen, was sie tat, kalte Schauer über den Rücken jagte. Warum sie es tat — Gott weiß es! Sie wollte eben wieder einmal ihre Tugend zu allgemeiner Betrachtung aushängen. Sie arbeitete ihre Komödie mit gewohntem Raffinement aus, und die Freundinnen gingen mit der Gewißheit hinweg: „Sabine Ricchiari liebt den jungen Sylva. Aber mit eiserner Hand wird sie ihre Wünsche ersticken. Ihre Tugend ist über jede Versuchung erhaben.“

Alles dieses wäre noch kein Verhängnis gewesen. Aber nun gingen die schwatzenden Elstern hin und bearbeiteten den Jüngling. Sylva hatte das Unglück, jene sanfte und weiche Schönheit zu besitzen, auf welche ältliche Weiber besonders toll sind. Jede einzelne der müßigen Redespinnerinnen suchte aus der eben gemachten Entdeckung einen Vorwand zu konstruieren, um sich dem jungen Manne zu nähern, sein Vertrauen zu gewinnen, als sympathetische Seele seinen Schmerz zu teilen und — aber dieser Gedanke lauerte nur ganz verborgen im Hintergrunde! — womöglich zu heilen.

Sylva, jung und nicht übermäßig erfahren, war schnell umgarnt. Bald hatte er drei oder vier „mütterliche Freundinnen“, die sich darin überboten, ihm zu sagen, was er zu hören brannte. Und bald war auch er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Sabine ihn im stillen liebte. Jetzt erst stiegen seine Hoffnungen zu äußerster Kühnheit empor, und jetzt erst lag sein Herz zu tiefst im Staube vor dieser Frau, die er unglücklich glaubte und doch von siegreicher Reinheit in ihrem Unglücke. Hatte er sie vorher schon mit heißester Glut begehrt, so betete er jetzt geradezu die Spur ihrer Füße im Sande an, überwältigt von ihrer unantastbaren Tugend.

Und seine Trösterinnen sorgten dafür, daß ihm der Mut nicht sank. Jedes Wort Sabinens wurde ihm hinterbracht; und da es die Frau in entsetzlicher Verblendung nicht lassen konnte, ihre Rolle weiter und weiter zu verfeinern und auszugestalten, so gab es bald ordentlich was zu hinterbringen. Die Phantasie der Zwischenträgerinnen tat das ihre.

Sylva schien zu glauben, daß dieser Frau gegenüber, die es verschmähte, sich um ihr Glück zu wehren, gewaltsamere Schritte erlaubt wären. Er suchte eine Zusammenkunft mit ihr, und die Trösterinnen rangen um den Vorzug, sie ihm zu verschaffen. Diejenige, der in dieser edlen Konkurrenz der Sieg zufiel, besaß einen schattigen und abgelegenen Garten, dahin lud sie Sabinen zu einem Plauderstündchen und Sylva erschien wie zufällig. Nun verschwand die hilfsbereite Freundin und das Paar stand sich gegenüber.

Sabinens Augen funkelten. Sie begriff sofort das Beabsichtigte der Situation, und neben einem kleinen Aerger über die niedrige Kuppelsucht ihrer Vertrauten, die ihr jetzt klar zu Bewußtsein kam, regte sich sofort und übermächtig auch die Freude darüber, daß endlich für sie der Augenblick gekommen sei, ihre sittliche Größe ganz zu zeigen. Sie bedauerte nur die Abwesenheit der Freundin, die ihr eine willkommene Zeugin gewesen wäre. Daß diese Freundin in sicherem Verstecke die ganze Szene belauschte, konnte sie freilich nicht ahnen.

Der Jüngling, ehrlich und geradeaus in seiner Liebe, ergriff alsbald das Wort und erklärte freimütig, daß er keineswegs zufällig gekommen sei, sondern in der bestimmten Hoffnung, Sabine allein zu sehen und zu sprechen. Sie habe ihm diese Möglichkeit bisher versagt, obgleich sie wissen müsse, was er für sie empfinde; doch sei er sich seines Unwertes vor ihr bewußt, wie seiner Vermessenheit, vor sie zu treten. Dies habe er nun gewagt, weil er den Zustand der Dinge unmöglich länger ertragen könne und lieber ein verdammendes Urteil für alle Zeit auf sich nehmen wolle als fürder zwischen Hoffen und Verzweiflung zu schweben. „Und warum Hoffen?“ unterbrach ihn Sabine voll Hochmut. „Habe ich Ihnen je ein Recht dazu gegeben?“ — „Nicht Sie,“ antwortete Sylva in einiger Verwirrung, „aber die schlimmen Verhältnisse, in denen Sie leben, und die, verzeihen Sie mir! leider genugsam bekannt sind.“ Sabinens Antlitz flammte auf und jetzt stand sie im Begriffe das Lügengespinnst zu zerreißen. „Was sagen Sie?“ rief sie in echter Entrüstung. „Welche Verhältnisse? Ich bitte, sich deutlicher zu erklären?“ Sie rang, von Scham eine Sekunde lang überwältigt, nach Worten, den verhängnisvollen Irrtum zu heben, wußte

nicht, wo beginnen, wurde aufgeregt und ängstlich. Unterdessen sprach Sylva, der ihren Zorn nach seiner Art deutete, auf sie ein, schilderte mit Farben, die er aus der Tiefe seines gläubigen Herzens holte, ihr Bild, wie es ihm erschien, in all der Heiligkeit entsagungsvoller Treue, in all der Größe, Reinheit und süßen Trauer, die er ihr andichtete, und bemerkte beglückt, daß sie ruhiger wurde und endlich in augenscheinlicher Ergriffenheit ihm zuhörte. Wirklich dämmerte ihr was von dem bitteren Ernste der Lage. War bei ihrer plötzlichen Besänftigung auch vielleicht in erster Linie wieder das kindische Wohlgefallen an sich selbst im Spiele gewesen, das Sylvas Worte so angenehm streichelten, so möchte ich doch annehmen, daß der Anblick der unschuldigen, heiß flehenden Augen, die köstlich reine Verehrung des armen Jungen etwas von ihren weiblichen Empfindungen wachriefen und vibrieren machten. Denn von hier an kann ich Sabinens Verhalten nicht mehr ganz als Pose auffassen.

„Der Anblick Ihres Jammers," so ungefähr sprach Sabine nach dem Berichte der lauschenden Freundin, „zerreißt mir das Herz. Wollte Gott ich dürfte milder sein, denn Strenge wird mir schwer, wo ich an ein echtes Gefühl glauben muß. Nicht oft im Leben ist mir ein solches begegnet, und ich wünschte, ich müßte nicht zurückweisen, was manche andere Frau mit Stolz und Freude annehmen würde. Aber bedenken Sie, daß diese Liebe, die Sie mir entgegenbringen und die in ihrer hohen und edlen Natur das Wertvollste ist, was eine Frau auf ihrem Lebenspfade finden kann, zugleich eine erniedrigende Zumutung an mich enthält. Nein, erschrecken Sie nicht — ich zürne nicht, denn ich weiß was Sie leiden! Dennoch haben Sie es sich allzu leicht vorgestellt, das Pflichtbewußtsein einer Frau zu überwinden. Vergaßen Sie, daß ich Mutter bin? Wenn ich unterliege, so trifft mich kein Verlust, den eine Liebe wie die Ihre mir nicht ersetzen könnte; aber die ganze Härte der Konsequenzen fällt auf die unschuldigsten Häupter, die somit mein und Ihr Vergehen zu büßen haben werden. Welches Glück könnte auf solchem Grunde aufgebaut werden? Lassen Sie mich, um Ihrer selbst willen, an Ihr besseres Selbst appellieren! Sie werden überwinden, Sie können es! Es gibt unfehlbare Tröster: die Arbeit, die Kunst — zu diesen flüchten Sie! Erhalten Sie Ihr Leben rein, bessere Menschen als ich bin haben noch Rechte an Ihre Zukunft. Diese erhalten Sie unbefleckt, diese opfern Sie nicht einer vielleicht flüchtigen Leidenschaft! Seien Sie stark — Sie sind ein Mann: muß ich es doch sein, die ich nur ein schwaches Weib bin!"

Sylva hatte von Sabinens Rede nichts gehört, als daß sie an seine Liebe glaubte, und das war mehr, als er geträumt hatte. Zitternd vor Seligkeit warf er sich vor ihr nieder, mächtig hinströmend ergoß sich sein Gefühl, so daß es der erschrockenen Frau wohl scheinen mochte, als wankte der Boden und die alten Stämme gewaltiger Bäume rings um sie vor dem Anprall einer Flut, die sich rauschend und klingend durch das All verbreitete. Wieder, wie schon einmal im Leben, stand sie dem Elemente gegenüber und hatte die Kraft nicht, sich darüber zu erheben. Wieder ließ sie sich hinreißen. Ueber solche Wellen hatte der flache Kiel ihres Seelenschiffleins keine Gewalt. Es trieb, es schwankte und wäre zerschellt, wenn

nicht Sylva selbst in seiner Redlichkeit den Sturm gemeistert hätte. Mehr auf die Geliebte als auf sich selbst bedacht, kam es ihm durchaus nicht zu Sinn, ihre Verwirrung zu nützen, und bereits hatte seine fromme Phantasie Mittel und Wege einer rechtlichen Verbindung zwischen ihm und der angebeten Frau gefunden. „Kein Unrecht!“ so rief er aus, „keine Schmach auf Dir, Du einzig Geliebte! Ich trete vor Deinen Gatten, ich stelle ihm Deine Ensagung, Deinen Opfermut vor, ich zeige ihm, wie Du um Deiner Pflicht willen Dein Herz ersticken wolltest! Ist etwas Menschliches in ihm, so muß er Dich frei geben!“

Ernüchtert und entsetzt riß Sabine sich los. Ihr Verstand, der einige Minuten lang geschwärmt hatte, stand plötzlich wieder auf festen Füßen und sie überblickte nun mit ziemlichem Schrecken den Schaden, den sie angerichtet. Nichts konnte dieser Frau, deren Abgott das „Qu'en dira -t-on?“ war, unwillkommener sein, als die Aussicht, daß Sylva in seinem Eifer bis zur ernsthaften Forderung einer Scheidung gehen könnte. Hunderte von Fällen ähnlicher Art, an denen ja heutzutage Wirklichkeit und Dichtung so Artiges liefern, fielen ihr ein: immer und unter allen Umständen haftete der Frau, die einen gesicherten und geachteten Hausstand preisgab, um sich der abenteuerlichen Liebe eines weit jüngeren Mannes anzuvertrauen, mindestens Lächerlichkeit an. Und was fürchtete Sabine mehr als Lächerlichkeit? Und allen Grund hatte sie, diese zu fürchten, denn gerade *sie* fiel furchtbar, wenn sie fiel. „*Das* war die Tugend Sabinens?“ schallte ihr's im Ohr, hundert lachende Stimmen, hämisch, triumphierend, fröhlich und harmlos spottend, aber *alle lachend* schienen aus allen Ecken des Gartens den lustig erstaunten Ruf zurückzugeben. Flammen der Scham loderten ihr im Antlitz. Sie stieß den Jüngling von sich, stammelte in höchster Ratlosigkeit ein paar Worte von Ueberlegung und Zeit zum Sammeln und enteilte.

Sylva, trunken und träumerisch, mag ihr nachgeblickt haben, wie ihr helles und in seiner Flucht anmutig bewegtes Bild in der violetten Tiefe des abenddämmrigen Gartens unterging. Dann mag es in jedem Laubengange vor ihm hingewandelt sein, in tausend holden Erscheinungen wechselnd, bald mit kummervollen Augen ihn abwehrend, dann wieder lockend und verheißend mit solchem Lächeln, wie er nun bald in Wahrheit von Sabinen zu verdienen hoffte. Die lauschende Freundin hat später berichtet, daß der junge Mann bis tief in die Nacht im dunklen Garten verweilt habe, und ich sehe ihn heute noch in Gedanken, wie er mit Sternen und Blumen sprach, die Zweige küßte, die das Haar der fliehenden Göttin gestreift hatten, und aufgelöst in demütiger Seligkeit vor der Rasenbank kniete, auf der sie gesessen. Wer von uns, der jung war, sieht ihn nicht so?

Am Tage darauf erhielt Sabine ein Briefchen, worin Sylva um eine neue Zusammenkunft bat. Hätte die leiseste Spur von Selbstbewußtsein sich in dem Schreiben verraten, so hätte die leichtverletzliche Schöne ohne Zweifel eine schroffe Antwort gefunden, die alles abgeschnitten hätte. Aber der liebende Jüngling ehrte so sehr den Kampf, den, wie er glauben mußte, eine edle Frau zwischen Pflicht und Liebe führte, daß er kaum in bescheidenster Weise anzudeuten wagte, zu welchen Hoffnungen ihn Sabinens

Verhalten berechtigte. Die Fassung des Briefchens rührte Sabinen, und die Verantwortung, die diesem jungen Herzen gegenüber auf ihr lag, stellte sich ihr drohend vor. Sie beschloß, dem Bittenden das verlangte Wiedersehen zu gewähren, und glaubte in lauterer Absicht zu handeln: wollte sie ihm doch nur zur Vernunft reden! Und sie antwortete in freundlich gewährendem Sinne. —

In der Stunde freilich, wo Sabine in grausiger Selbstanklage gerade diesen Teil ihrer Geschichte über das Haupt ihres toten Richters hinschrie, in der Beichte am Bette des Geopferten gab sie anderen Motiven schuld an diesem letzten törichten Schritte. In Selbstzerfleischung und Reue so maßlos, wie sonst in Selbstüberhebung und Eitelkeit, suchte sie hervor, was sie verdammen konnte, und verschmähte, was irgend zu ihren Gunsten sprechen mochte. „Nichts wollte ich," so rief sie in ihrer Verzweiflung, „als den Weihrauch atmen, den er mir streute! Nichts, als ihn wiederholen hören, was, wie ich wußte, die Fama ihm zugeflüstert, wie groß und gut ich sei. Um das zu hören, habe ich in der zitternden Seele vor mir alle Stadien der Glut zu erregen gesucht und mich, ohne eigenes Verlangen, am Gefühle der Meisterschaft berauscht, mit welcher ich das Element dämpfte und wieder schürte: denn jedes neue Emporlodern der Flamme stellte eine neue Verherrlichung meines Selbst dar, und immer schöner und erhabener schien er mich zu sehen, je mehr ich ihn quälte. Sein armes, von sehnsuchtsvoll durchwachten Nächten blasser und blasser werdendes Gesicht war das Reklamebild meiner Tugend, und im letzten Grunde, wenn ich's recht bedenke, habe ich ihn auch in den Tod getrieben, damit nur einmal meine Unbesiegbarkeit durch einen öffentlichen Akt dargelegt werden möchte." Es liegt mir fern, der unglücklichen Frau in dieser traurigen Uebertreibung zu folgen. Vielmehr glaubte ich, daß, ihr selber unbewußt, ein neuer Trieb sie beherrscht habe, der zwar nicht minder sträflich, aber weitaus natürlicher und menschlicher war; und diesem möchte ich gern alle weiteren Torheiten der Armen zuschreiben. Freilich denke ich nicht an ein solches Gefühl, das dem Sylvas auch nur im entferntesten die Wage halten konnte: dessen war Sabine nicht fähig. Aber ein leiser Widerhall davon muß doch vorhanden gewesen sein. Keine Frau kann eine solche Liebe sehen, dieses Himmelsfeuer von Gottes eigenstem Altare, ohne einen Schimmer davon mit sich herumzutragen, wie Marienkind, als es die innerste Himmelskammer geöffnet und die heilige Dreieinigkeit im Goldglanze erblickt hatte. Und dieser Abglanz, wenn schon nicht mehr, mußte in Sabinens Seele gefallen sein, ein erstes, wahrscheinlich unverstandenes Regen zarter Neigung, das sich nur noch nicht zum Erscheinen durchgekämpft hatte. Diesen Schluß zu ziehen, berechtigte mich Sabinens Gebaren an der Leiche Sylvas, das sonst unbegreiflich gewesen wäre. —

Und so geschah alles, wie es geschehen mußte. Wieder lag dämmriger Abendschein über Lauben und Büschen des stillen Gartens. Die Allee schien ein goldenes Gewölbe, wie schimmernde Schätze lag rötliches Laub über den Boden gestreut. Ein scharfes gelbes Licht, von Westen her geworfen, prallte an den Stämmen der schönen alten Bäume ab und zeichnete ihre Schatten quer über den flimmernden Grund, daß es aussah, als

hemmten schwarze Balken das Wandeln über die kostbaren Fließen. Mit jeder Elle, die Sabine im frühherbstlichen Blätterfall vorwärts eilte, überschritt sie eine dieser dunklen Schicksalsschwellen, mit jedem solchen Ueberschreiten stand sie tiefer in ihrem Verhängnisse. Am Ende des Ganges lag die Laube, wo Sylva sie erwartete.

Als die Nacht sank und die Frau durch die Allee zurückhuschte, waren die finsteren Schattenschwellen verschwunden. Auf den Weg zur Sünde hin hatte das Schicksal ihr die warnenden Zeichen gelegt; jetzt war alles bleiches Grau; den Weg zurück wies keine Hand von oben. —

Sabine glaubte einen Teil ihres Selbst zu retten, als sie in ihre wilde Beichte die scheue Bemerkung einschob, Ehebruch im landläufigen Sinne des Wortes habe sie immerhin nicht begangen. Mein Gott, das glaubte ich ihr nur zu sehr! Wollte ich doch, um des armen Jungen willen, diese Armseligkeit wäre weniger glaubhaft gewesen! Wie mag sie ihn hingehalten haben, wie seine Sehnsucht gefoppt! Das sehe ich, ohne daß sie es zu schildern brauchte, das sehe ich, wie sie spärliche Liebkosungen sich mühsam abringen ließ, als wäre es königliche Gunst, ihre kalten Fingerspitzen zu berühren; wie sie den äußersten Rand ihres Kleidersaumes erst nach tausend Bitten preisgab, eine welke Blume für hundert treue und gute Worte, und einen lauen Kuß auf die Stirne erst dann, wenn sie fürchten mußte, den allzu Geduldigen für immer zu entmutigen. Ich sehe sie! Und ich hätte nicht selbst einmal ein armer junger Narr sein müssen, hätte es mich wundern sollen, daß diese Kargheit, die den Schein der Ehre für sich hatte, den gläubigen Knaben nur fester an seine Göttin band.

Sabinens Kunst, diese Sprödigkeit, die zum Teile in ihrem hochfahrenden Charakter begründet lag, für das Ergebnis schwerer Seelenkämpfe, für einen Sieg ihres Entsagungsmutes auszugeben, muß indes bis zur höchsten Vollendung gewaltet haben. Denn nicht nur das gute fromme Kind war betrogen — auch der Klatsch, der alles zu entstellen geneigt ist, der Klatsch im Kaffeekranz und der weitaus schlimmere am Biertisch — der Klatsch, der natürlich in den treulichen Berichten der emsig lauschenden Gartenbesitzerin seine Quelle hatte — auch der nahm die Sache ohne weiters von derselben Seite. Alle Sympathien galten der Frau, den Jüngling bedauerte man kaum, Ricchiari hätte mancher vielleicht eine Schlappe vergönnt. Ich glaube fast, daß es Wetten gab um den Ausgang der Sache; war dem so, so setzte die Mehrheit auf Sabine Ricchiaris Tugend.

Der einzige Mensch, der nicht betrogen war, war Ricchiari selbst. Ihm, dem Menschenkundigen mußte vor allen Dingen die sonderbare Erregung auffallen, in welcher er seine Frau jetzt öfters sah, ihre heimlichen Gänge, ein häufiges Kommen und Gehen von Freundinnen, die stets über Gebühr zärtlich Abschied zu nehmen pflegten — und dergleichen wohlbekannte Anzeichen mehr. Und da er ein Mann am Platze war, so beherrschte er die eigene Unruhe, forschte gewandt umher, spähte, folgte, kombinierte — und erriet endlich, was zu erraten war. Noch immer freilich kannte er die ganze Hohlheit des Wesens nicht, auf das er einst so viel gebaut; doch überraschte ihn an Sabinen, daß sie heimlicher Leidenschaft sollte fähig sein. Er grübelte unter heftigen Schmerzen über diese neue

Wendung der Dinge nach, versuchte seine Frau bald durch Laune, bald durch Zärtlichkeit, fand sie aber in ihrem Verhalten gegen ihn unverändert; er wurde irrer und wirrer an ihr, als er je gewesen, und das Rätselhafte der Erscheinung quälte ihn fast mehr, als seine immerhin nicht geringe Eifersucht. Endlich verfiel er auf eine List von so lächerlicher Art, daß er sich fast schämte, sie anzuwenden, eine Niedrigkeit, die nur seinem äußerst gereizten Zustande zugute gehalten werden muß: und siehe, da fing er die Törin! Er brachte nämlich mehrfach das Gespräch, und zwar in Gegenwart möglichst zahlreicher Zeugen, auf das Recht freier Liebe und auf einzelne Beispiele hypermoderner Ansichten über diesen Punkt, wie jede Gesellschaft sie liefert; und zwar vertrat er listig herausfordernd die Sache der frevelhaftesten Ungebundenheit. Wie er es erwartet, so nahm Sabine höchst eifrig die Partei der strengsten Ehemoral und rasselte förmlich mit Tugendsprüchen. Ricchiari redete von Tag zu Tag ketzerhafter, schien sich in die Sache zu verbeißen, nannte die Ehe ein Kulturübel und wollte jeden vernunftbegabten Menschen sich über die erniedrigende Fessel erheben sehen; seine Zuhörer saßen ordentlich entgeistert, denn in diesem Tone hatte man im Städtchen bislang noch nicht reden hören, wenigstens keinen Familienvater; das aber schien den Doktor nicht anzufechten, oder auch: er mochte wissen, daß er in der Achtung seiner Mitbürger ohnedies als Mensch nicht mehr viel zu verlieren hatte. Sabine dagegen nahm in der sonderbaren Sache wieder nur die Gelegenheit wahr, sich in Szene zu setzen und genoß das unheimliche Geplänkel ordentlich, ohne auch nur zu ahnen, daß eine Absicht dahinter stecken konnte. Sie sagte Dinge, die so rührend und schön waren, daß man einen Ehstandskatechismus davon zusammenstellen konnte, und deren schlagende Wirkung sie wahrscheinlich vorher an dem armen Sylva erprobt hatte. So setzte sie zum Beispiel auseinander, daß die wahre Liebe — im edelsten Sinne Liebe! — zwischen Mann und Weib erst dann beginnen könne, wenn die Leidenschaft dahingegangen; denn im Jugendrausch das Geliebte anzubeten, sei keine Kunst und kein Verdienst; wohl aber sei es edler Naturen würdig, Schwächen und Torheiten des Gefährten geduldig und verstehend zu ertragen, und erst, wo dieses göttliche Allesverzeihen eingetreten sei, da könne sie, Sabine Ricchiari, von Liebe reden. Sie blickte dabei ihren Gatten in hinreißender Weise an, und das gute Publikum war natürlich überzeugt, daß Sabine dieses schöne Dulden nach eigener täglicher Uebung geschildert habe. Wer hätte ahnen sollen, daß sich die Sache gerade umgekehrt verhielt? Ricchiari knirschte mit den Zähnen, aber nicht nur ob der nun zu lang gewohnten Falschheit seiner Frau. Sein feines Ohr unterschied in ihrer Beredsamkeit etwas mehr als den gewöhnlichen Eifer für das Wohlanständige, aber auch etwas mehr als gewöhnliche Erfahrung. Was für Situationen wußte Sabine plötzlich zu schildern, und wie wußte sie in den Seelenregungen einer schwer angefochtenen und tapfer widerstehenden Frau einzugehen! „Wirklich?" fragte sich Ricchiari erschrocken, „hat sie solche Kämpfe durchlebt?" Es schien ihm, daß hier nicht mehr *alles* Phrase sein konnte; und, wie ich bereits gesagt, ich für mein Teil möchte das am liebsten glauben und bin dankbar, daß auch der kluge Doktor etwas von der neuen Unterströmung in dem

Gemüte seiner Frau bemerkte. Immerhin, als Ricchiari so weit gekommen war, dachte er, nun sei es genug. Und nun begann er, die Auseinandersetzung mit seiner Frau unter vier Augen zu führen. Die ganze Behandlung bis hierher hatte ungefähr drei Wochen gedauert, und Sabine war in eine Leidenschaftlichkeit der Parteinahme hineingesteigert worden, die sie aller Vorsicht vergessen ließ. Nun brauchte der Doktor nur noch eine Frage zu tun: „willst du mich wirklich glauben machen, daß du unter so und so gegebenen Umständen nach deinen Worten handeln würdest?“ Sabine rief entrüstet: „Zweifelst du an meiner Festigkeit? Liebe ich dich schon nicht, so sollst du mir doch nichts vorzuwerfen haben!“ und sprudelte in höchster Erregung die ganze Geschichte ihrer Versuchung und musterhaften Abwehr hervor. Nach dieser Erleichterung wandelte sie mit höchst zufriedener Miene im Zimmer auf und ab, den schönen Kopf hoch auf steifem Nacken tragend, als wolle sie jede beliebige Kritik gegen ihr Tun herausfordern und entwaffnen. Ich glaube wahrhaftig, sie kam sich in dieser Stunde sehr verdienstreich vor.

Ricchiari, der wahrhaftig alle erdenkliche Herrschaft über sich besaß, mußte während dieses Vorganges die Hände in den nächsten Vorhang krallen, um nicht in Gefahr zu kommen, seine Frau zu schlagen. Ekel und Verachtung stieg ihm bis zum Halse, sprechen hätte er nicht können und dankte Gott, daß er's nicht konnte — denn was hätte er dieser Frau sagen sollen? Daß er einen Fehltritt, in spontaner Leidenschaft begangen, leichter verziehen hätte, als diese Tugend? Des unglücklichen Mannes Gehirn von einem Wirbel häßlicher Vorstellungen ergriffen und betäubt, vermochte in dieser Verwirrung die Anklage nicht zu formen, die sein ganzes Selbst in rasender Empörung gegen das armselige Weib zu schreien schien. Er fühlte nur dunkel und peinigend, daß er sie verdammen müsse, weil sie nicht schuldig geworden sei, und der Wahnwitz dieses Gedankens erfüllte ihn mit Schrecken vor sich selbst. Er glaubte verrückt geworden zu sein, und es dauerte mehrere Stunden, bis er soweit mit sich zurecht gekommen war, um mit seiner Frau über den Fall zu sprechen. Er stellte ihr eindringlich und mit wahrer Himmelsmilde die Schändlichkeit aber auch die Gefahr eines solchen Verhaltens vor, wie sie Sylva gegenüber an den Tag gelegt und gab ihr zugleich noch einmal in großmütiger Weise Freiheit, dem jungen Manne zu folgen, wenn sie etwa Neigung für ihn empfände. „Verzeihe mir, wenn ich Dir zu nahe trete,“ sagte er sanft, „aber es dünkt mich doch, der Mann könne Dir nicht ganz gleichgültig sein. Hättest Du ihn solange hingehalten und gefesselt, wenn seine Gegenwart Dir nicht einen gewissen Reiz böte? Täuscht man sich doch selbst über solche Empfindungen, und vielleicht entspringt auch Dein gedankenloses Spiel einer solchen Selbsttäuschung, die wiederum auf Deinen maßlosen Stolz gebaut ist. Ich würde es als Segen empfangen, wenn es so wäre, wenn ich schon dabei der Verlierende bin. Besser, es sei einer unglücklich, als drei!“ Sabine rief: „Wer sagt, daß ich unglücklich bin?“ und ihr Gesicht überzog sich mit Purpur. Ricchiari antwortete: „Mich liebst Du nicht, aber ihn liebst Du vielleicht!“ — „Und wenn schon,“ rief sie mit geballten Fäusten, „so will ich doch nicht zum Kinderspott werden! Leidenschaften

treten wie Krankheiten an uns alle heran, aber ich möchte mich lieber aus dem Fenster werfen als so läppisch erliegen wie andere Frauen. Ich werde mich durchkämpfen." — „Du bist zu klug," sagte der Mann traurig. „Ich weiß nicht, soll ich dich bewundern oder verachten." Sie erwiderte finster: „Ich dächte doch, das letztere hätte ich nicht verdient," worauf er voll Schmerz zurückgab: „Das ist es ja gerade, was mich wirbelsinnig macht, daß ich das nicht weiß. Du mußt Geduld mit mir haben." Sie gingen auseinander, ohne daß Ricchiari um vieles klüger geworden wäre.

Aber für Sabine war die Sache nun doch nicht so glatt abgetan. Daß sie sich durch ihr ruhmrediges Geständnis die Möglichkeit abgeschnitten habe, sich ferner zu den absonderlichen Stelldicheins zu begeben, das leuchtete ihr natürlich sofort ein. Doch fiel ihr diese gezwungene Entsagung durchaus nicht leicht, und sie bereute heftig ihre unzeitige Offenheit, die sie nun unerbittlich vor eine endgültige Entschließung stellte: entweder mußte sie Sylva aufgeben, oder sich vor Gott und der ganzen Welt die Seine nennen. Und eines kostete sie soviel wie das andere. Immerhin war der Kampf in ihr verhältnismäßig rasch entschieden. Sie setzte sich hin und verfaßte ein Schreiben an Sylva, worin sie ihm endgültig absagte. Den Brief hat niemand gesehen; Sylva muß ihn sofort vernichtet haben. Er ging alsbald hin und erschoß sich.

Ricchiari war es, der zuerst an das Lager des Toten gerufen wurde und der zuerst auch den rührenden kleinen Zettel las, den jener hinterlassen. Diesen zu eskamotieren, dazu fühlte sich der Arzt indes zu sehr beobachtet, bereits lief das verräterische Dokument durch die Hände hilfeleistender Frauen. In begreiflicher Erregung kehrte Ricchiari heim, und schonungslos, kopflos, zitternd und hastig teilte er Sabinen das Grauenhafte mit. Sie blickte ihn anfangs geringschätzig an, mit einem Schürzen der Oberlippe, als spräche er von dem Fremdesten der Fremden. Nach drei Sekunden etwa wurde ihr Gesicht weiß und ihr Auge starr. Sie fragte heiser: „Was sagtest Du?" und als er schreiend wiederholte: „Sylva hat sich erschossen!" schritt sie langsam, wie geistesabwesend, durch das Gemach und begann mit nervösen Fingern ein Wollknäuel abzurollen. Nach einer weiteren Minute drehte sie sich rasch um, faßte nach der Lehne eines Stuhles, setzte sich hin, und legte das Gesicht auf die Arme. Der Mann sah ihren Körper schauern, vernahm jedoch kein Schluchzen. Er wagte, da er nun sah, daß sie äußerst erschüttert war, kein Wort weiter zu sagen, und nach einer Weile zog er sich still zurück. Eine Stunde später trat Sabine, sehr blaß aber anscheinend wieder ruhig, in sein Zimmer und fragte kurz und hart: „Weiß man, warum er es tat?" Der Doktor, da er sie gefaßt sah, erwiderte ebenso kurz: „Er hat einen Brief hinterlassen." — „So? und was steht darin?" — Ricchiari, von ihrem Blicke, der wie Feuer brannte, gemeistert, sagte mechanisch die ersten zwei Zeilen des Zettels her, die er im Gedächtnis behalten hatte. Sie zog dabei die Schultern hoch, als ob Schläge darauffielen, und bewegte sich mit gesenktem Haupte gegen die Türe, durch welche sie verschwand, ohne das Ende des Berichtes abzuwarten. Gleich darauf stand sie in Sylvas Totenzimmer.

Es wurde nun dem Doktor an Sabinens Seite besser denn je. Wenn

ein Menschenkind allen Halt und allen Glauben an sich selbst verloren hat, so streckt es naturgemäß die Hände dem entgegen, der sich in Güte und Verzeihung seiner annimmt. Dazu war nun kein Mann so geschaffen, wie Ricchiari, der jeden Winkel im Herzen der Frau mit seinem stillen Erbarmen durchleuchtete und nichts als Friedensworte für sie hatte, selbst da, wo er zu strafen berechtigt war. Sein Mitleid für sie war grenzenlos, und nicht geringer war allerdings das meine. Weit entfernt, die unglückliche Frau noch tiefer zu beugen, tat Ricchiari und ich mit ihm, das Aeußerste, um ihr wieder einen Teil ihres Lebensmutes zurückzugeben. Sie nahm, wie ein krankes Kind, was der unermüdliche Gatte für sie tat; dabei war sie klug genug, das Unverdiente seiner Großmut ganz zu empfinden, und eine innige Dankbarkeit ihrerseits mußte naturgemäß dieser Erkenntnis folgen. Bald stellte sich zwischen den Gatten ein ganz erträgliches Verhältnis her, und Sabine lernte ihre unerhörte Meisterschaft über sich selbst nun in einer würdigeren Sache anwenden. Daß sie eine Natur war, die alles konnte, was sie ernstlich erstrebte, hatte sie bewiesen und jetzt ging ihr Wollen dahin, ihren Gatten für manche erlittene Kränkung, die sie reuevoll einsah, zu entschädigen. In gewissem Maße gelang ihr auch das; wenigstens erfuhr Ricchiari nichts mehr als Liebes und Gutes von ihr, und war schlau genug, nicht ergründen zu wollen, ob dieses Liebe und Gute einem spontanen Herzenstriebe entsprang, oder ob eiserne Willenskraft es aus dem Bewußtsein einer nie gut zu machenden Schuld erzeugt hatte. Er begnügte sich mit der Wirkung, und daran tat er wohl. Denn wer nach Ursachen forscht, wird irre an Gott und Welt. Die Menschenseele ist das verschleierte Bild von Sais — und vielleicht ist uns wohler, solange keiner kommt, den geheimnisvollen Flor zu heben.

Die alte Schule.

Von Ernst Zahn in Göschenen.

Nach langen Jahren kam ich an den Ort,
Wo ich zuerst auf harter Schulbank saß,
Und fand den alten Lehrer, dessen Wort
Ich einst vernommen und seither vergaß.

Tief zog, recht tief er seinen Hut und stand
Verlegen da. Sein Haar war ganz gebleicht.
Ich lacht' ihn an und faßte seine Hand.
Da sprach er scheu: „Herr, Ihr habt viel erreicht.“

„Zeig' mir die Stube!“ — Die zwei Treppen ging
Zum Schulgemach er schweigend mir voran.
Wie einst war alles, was mich da empfing;
Da hing selbst noch der alte Stundenplan.

„Wie muß das arm Euch dünken!“ sprach der Greis,
Begab sich aller frühern Meisterschaft.
Und dort stak doch im Pult das Birkenreis,
Mit dem er einst den Knaben abgestraft.

Er höhnte lächelnd sich und das Gemach
Und rühmte, daß ich kam und bot mir Dank
Und wußte nicht, wie mich die Sehnsucht stach,
Barfuß nochmal zu stehn in jener Bank.

Und wußte nicht und hat es nicht bedacht,
Wie gerne man des Ruhmes Herrlichkeit
Und alles, was ihn klein vor mir gemacht,
Hinwürfe um ein Stücklein Jugendzeit.

Die Kindheit Joachim Raffs.

Von Helene Raff in München.

Vor vielen Jahren geschah es, daß wir, die Mutter und ich, mit meinem Vater durch den württembergischen Schwarzwaldkreis fuhren. Ich war damals ein kleines Mädchen, und es war meine erste größere Reise, eigens unternommen, damit ich Württemberg kennen lernen sollte. Weil es schon später Abend war, lehnte ich, ganz wirr und müde von allen Tageseindrücken, in den Kissen unserer Abteilung und schlief; an irgend einer Stelle aber weckte mich der Vater und zog mich ans Fenster. „Du, nach dorthin liegt der Ort, wo wir herstammen“ — sagte er — und ich bemühte mich, etwas davon zu entdecken, sah jedoch nur vereinzelte Lichter aus der Dunkelheit auftauchen, so schlaftrunken wie ich selbst. Immerhin wußte ich genau, der Ort sei Wiesenstetten im Oberamte Horb, der Schauplatz von Auerbachs bekannter Dorfgeschichte „Der Tolpatsch“ und die Heimat unserer Familie.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts lebte hier meines Vaters Großvater, der Bauer Anton Raff. Er war ein geachteter, doch keineswegs begüterter Mann, mit neun Kindern gesegnet, die denn auch von klein auf helfen

mußten, im Sommer das Feld zu bebauen und im Winter Leinwand zu weben. Der zweite Sohn, Franz Joseph mit Namen, erhielt wegen seines unwiderstehlichen Lerntriebes die Vergünstigung, zweimal wöchentlich nach Mühringen zu wandern und beim dortigen Kantor lesen, schreiben, rechnen, ja sogar die Orgel spielen zu lernen. Die Lehrzeit war freilich kurz genug, und der Kantor hatte zwar guten Willen, konnte aber selbst nicht viel.[1]) Nebenbei lernte der Junge von ein paar musikbeflissenen Vettern die Violine und Klarinette spielen, was ihm bei Tänzen und Kirchweihen gelegentlich einige Kreuzer einbrachte.

In seine Kindheit hatte, wenn auch ganz von ferne und zumeist durch wirtschaftlichen Rückgang bemerkbar, ein Widerschein der französischen Revolution blutrot hineingeleuchtet. Als er fünfzehn Jahre zählte, war eben die Zeit, da man die jungen Württemberger aushob, damit sie Napoleons Feldzug nach Rußland mitmachen sollten; zu gleichem Ende ward Josephs älterer Bruder, der siebzehnjährige Michael, nächtlicherweile aus dem Bette geholt, und niemals erfuhren die Seinigen nachher, wo er seinen Tod gefunden. Ein ähnliches Schicksal fürchtend, flüchtete Joseph mit des Vaters Bewilligung nach der Schweiz, wo die Mönche des Klosters Wettingen im Aargau den Erschöpften freundlich aufnahmen. Sie gaben ihm nicht nur Obdach, sondern halfen ihm auch seine lückenhaften Kenntnisse vervollständigen, vor allem sein Orgelspiel gründlich ausbilden, wofür er wiederum ihnen bei Unterweisung jüngerer Knaben — denn das Kloster war Erziehungsanstalt — an die Hand ging. So verblieb er bei den frommen Gastfreunden bis zu Napoleons Sturz und der Amnestie für die Militärflüchtlinge; dann setzte er seinen Stab weiter, da er, obwohl ein fermer Katholik, zum Eintritt ins Kloster keine Neigung verspürte. Seine nächste Unterkunft fand er als Hauslehrer im Hause Göldli in Luzern; dort besuchte er auch fleißig das Seminar, lernte Latein und machte nebenbei die Bekanntschaft einiger jungen „Marcher" (aus der March im Kanton Schwyz), die ihn freundlich zu einem Ferienbesuche in ihrer Heimat einluden. Auf dieser Reise kam der junge Lehrer nach Lachen am Zürichsee, wo er sich große Beliebtheit erworben zu haben scheint, vorab in der Familie des Ochsenwirtes Schmid, damaligen Landammanns und großen Rates des Kanton Schwyz. Weil an einheimischen tüchtigen Lehrkräften ziemlicher Mangel herrschte, bewarb er sich um die Lehrerstelle in Lachen und erhielt sie sogleich mit Unterstützung des Landammanns, der als ein Mann von scharfer politischer Einsicht und feuriger Beredsamkeit bei seinen Mitbürgern großes Ansehen genoß. Durch zwanzig Jahre übte Joseph Raff sein Lehramt aus, mit Unterbrechung zweier Jahre, wo er an die höhere Knabenschule zu Rapperswyl berufen wurde, bald aber einer gefährlichen Lungenkrankheit wegen seinen Posten aufgeben mußte und nach langwieriger Heilung in die Lachener Stellung rückkehrte.

Als Einunddreißigjähriger hatte er sich mit der Tochter des Landammanns, der neunzehn Jahre alten Katharina Schmid, verheiratet. Dieser Ehe war ein Sohn entsprossen, der, am 27. Mai 1822 geboren, in der

[1]) So schreibt die Tochter Franz Josephs und Schwester Joachim Raffs, Seline, die, dem Vater und Bruder am ähnlichsten, die Hauptereignisse jener Zeit treulich aufgezeichnet hat.

Taufe die Namen Joseph Joachim empfing. Die Mutter erzählte dem Knaben später, daß es ein Pfingstmontag gewesen sei und wie tröstlich sie in der schweren Stunde das Zusammenklingen der Glocken berührt habe, die gerade von überall her zur Kirche läuteten. Bisweilen pflegte mein Vater zu scherzen, daß er deshalb Musiker geworden sei, weil er unter diesem harmonischem Getöne das Licht der Welt erblickt habe. Er schöpfte auch seine ersten musikalischen Anregungen daraus; wenigstens wußte er davon zu berichten, wie er am Ufer, des Abends, wenn der Hall der Glocken sich in das leise Rauschen des Wassers mischte, die merkwürdigsten Melodien zu vernehmen glaubte.

Ueberhaupt waren die Eindrücke des Kindes, nachdem es die Dumpfheit der ersten Jahre überwunden hatte, von anmutiger Natur, soweit sie Ohr und Auge betrafen. Aus meines Vaters Besitze stammt ein in Sepia mit biedermaierischer Zierlichkeit ausgeführtes Blatt, „gezeichnet von Statthalter Meinrad Kälin selig" — das die kleine Stadt Lachen im vorigen Jahrhundert darstellt. Ihre Lage am Zürichsee, der Blick auf die fernleuchtenden Berge, die altertümliche Bauart der Häuser erweckte des kleinen Joachim frühzeitiges Wohlgefallen so sehr, daß er sein ganzes Leben lang „anspruchsvoll in Bezug auf Umgebung" blieb, wie er es selbst nannte. Die Reize einer Flachlandgegend lernte er niemals verstehen; wo nicht wenigstens eine Hügelkette in welliger Linie den Horizont abschloß, da klagte er, daß ihm „der Hintergrund fehle". Noch größer fast war seine Vorliebe für das Wasser; er fühlte sich nicht wohl ohne die Nähe eines Sees oder Flusses und nannte das Wasser „die Seele einer Landschaft", ja er behauptete: eine Menschenansiedelung in wasserarmer Gegend sei ein Blödsinn von vornherein. Ebenso hatte er sein Behagen an Städten von wenigstens teilweise alter Bauart, die auf einen gewissen Geschichtsabschnitt hinwiesen. Ein nagelneues Stadtviertel kam ihm vor „wie ein Mensch, der nichts erlebt hat — was soll man mit so einem anfangen?" —

Die nächste Umgebung Lachens, auf welche der Knabe beschränkt blieb, ermangelte damals völlig des Kornbaus.[1]) Wieswachs und Obstbäume gediehen in reichlicher Fülle; der Bedarf an Korn dagegen wurde meist durch Einfuhr aus Württemberg gedeckt. Montags, wenn das Marktschiff angefahren kam, nahm Vater oder Mutter den kleinen Joachim zum See hinab; und dann interessierte ihn das Ausladen des goldgelben Korns besonders, zumal ihm erzählt ward, das wüchse in seines Vaters, folglich auch seiner Heimat streckenweit an langen wogenden Aehren. Diese Vorstellung war auf das junge Gemüt von märchenhafter Wirkung; er malte sich dieses Land der goldenen Felder mit den sattesten Farben aus und schuf sich aus dem arbeitsamen Schwabenland eine Art Schlaraffenreich, wo es alles Gute im Ueberfluß gäbe. Natürlich war er sehr böse auf Napoleon, durch dessen Schuld sein Vater von daheim fortgemußt hatte; aber er selbst sehnte sich trotzdem nicht aus der Schweiz hinweg, sondern hielt dies sein Mutterland zeitlebens neben dem „Vaterländle" hoch in Ehren und hegte einen gerechten Stolz auf seine Abkunft von zweien der tüchtigsten Volksstämme deutscher Zunge.

[1]) Ob dem noch so ist, habe ich leider nicht aus eigener Anschauung feststellen können.

Der Kreis von Menschen, inmitten dessen der Knabe erwuchs, war ein sehr enger, eigentlich nur auf die nächsten Familienangehörigen beschränkter. Geselligkeit in unserem Sinne gab es nicht; hier und da nur durfte Joachim die Mutter begleiten, wenn sie von einer Befreundeten zu einer „Nidel“ mit „Bireweckli“ eingeladen war. Unter „Nidel“ verstand man süße fette Schlagsahne, die die Stelle des Kaffees vertrat, und die Birnenwecklein waren vom Schlage des sogenannten Kletzenbrotes; der Zuträglichkeit wegen nippte man ein Gläschen „Rosoli“ dazu. Von diesen gefährlichen Genüssen wurde auch dem Kleinen mitgeteilt, der sich danach meist sehr elend befand und alles Süße auf eine Zeitlang abschwor. Dagegen war es ihm ein Fest, wenn er bei den Großeltern zu Tische war, wo dann der Großvater vor ihm die Dinge des Hauses wie des Landes beredete, in einer lebendigen kraftvollen Art, die auf das Knabengemüt einen unvergeßlichen Eindruck machte. Aus meines Vaters Erzählungen steht auch mir, der Urenkelin, das Bild des Alten stramm und ehrenfest vor Augen, wie etwa einer von Gottfried Kellers „sieben Aufrechten“.

Den Großeltern war Joachim als ältester Enkelsohn sehr ans Herz gewachsen, wie überhaupt den Verwandten. „Jedermann liebte und bewunderte den höflichen Knaben“ — sagt die Schwester in ihren Aufzeichnungen von ihm, aus denen hervorgeht, daß er mit rascher Auffassungsgabe ein stilles freundliches Benehmen verband. Dies letztere verdankte er wohl der Mutter, einer zarten feinen Frau, die als Tochter eines Gastwirtes und umsichtige Geschäftsfrau — sie war Inhaberin eines Glas- und Porzellanladens — sich Gewandtheit des Umgangs hatte aneignen können. Die geistige Ausbildung des Knaben blieb jedoch dem Vater vorbehalten, der ihn alles lehrte, was er selbst wußte, freilich mit großer Strenge dabei zu Werke ging und deshalb von dem Kleinen sehr gefürchtet wurde. Doch war es damals die Regel, daß die Kinder den Eltern mehr Scheu als Liebe zollten, sie nicht per „Du“ anredeten und überhaupt nicht als ihresgleichen betrachteten. Seine Vertraute und Gefährtin besaß Joachim in der Person seines kleinen Schwesterchens, das ein äußerst liebliches drolliges Ding gewesen sein muß und dessen frühen Tod infolge einer Kinderkrankheit er schmerzlich betrauerte. Zwar rückten nach und nach fünf weitere Geschwister an Stelle der Toten; indes befanden sich diese noch im Spielalter, als Joachim bereits den größten Teil des Tages lernen mußte. Denn sein Vater, die Begabung des Knaben erkennend, hatte sich vorgenommen, aus ihm eine Art Wunderkind zu ziehen und hielt ihn daher beständig bei den Büchern. Mit Leichtigkeit lernte Joachim die alten Sprachen; er soll, sieben Jahre alt, schon aus dem Homer übersetzt haben. Uebrigens war er selbst strenge mit sich und zog, aus einem nachdenklichen Hange, die stille Arbeit den lärmenden Spielen der Altersgenossen vor. Seine Schwester erzählt, wie die Mutter ihn gelegentlich ermahnte, er möge doch zu den andern hinuntergehen und sich ein wenig erholen. Er aber verneinte, weil er an dergleichen kein Vergnügen finde. „Ich will einmal etwas Rechtes werden“ — sagte er — „Ihr werdet noch von mir lesen, Mutter.“ — Doch beklagte er in späteren Jahren ernstlich, daß er die jugendlichen Leibesübungen so vernachlässigt, weder durch Turnen noch Schwimmen oder auch Ringen seinen gesund gebauten

Körper gestählt habe. Tatsächlich machte er, obwohl blond und rotwangig, nie so recht den Eindruck eines in den Bergen Geborenen; die Muskeln blieben unausgebildet, und seine Hand war eine schmale weiße Gelehrtenhand, ohne besondere Kraft.

In hohem Maße war die musikalische Veranlagung des Vaters auf ihn übergegangen; er lernte sowohl Geige als Orgel spielen und freute sich schon vorher auf die dafür bestimmte Stunde. Als Zehnjähriger war er imstande, des häufig leidenden Vaters Stelle an der Orgel zu vertreten; außerdem sang er unter den Chorknaben mit und pflegte vorkommenden Falles bei der Messe zuzudienen. Er tat es gern; denn damals beseelte ihn, nach eigenem Geständnis, eine träumerische Frömmigkeit und eine Neigung, sich religiösen Skrupeln hinzugeben. So verlebte er eine Zeit der heftigsten Unruhe, weil er es nicht über sich gebracht hatte, das am Charfreitag der öffentlichen Verehrung ausgesetzte Kruzifix zu küssen, nachdem so viele Menschen zuvor es mit den Lippen berührt hatten. Bitter enttäuscht und voller Zweifel war er ein anderesmal, als er bei quälenden Zahnschmerzen den Rat einer Verwandten befolgt und zur heiligen Apollonia um Linderung gebetet hatte, das gehoffte Wunder jedoch ausblieb.

Ein übersinnlicher Zug in dem Knaben trat deutlich hervor auch, als die erste ernste Gefahr sein Leben bedrohte. In einer freien Stunde vergnügte er sich damit, am Seeufer ein vergoldetes Schneckenhäuslein hin- und herzurollen, in dem hinter einem Gazeverschluß ein winziges Nönnchen stand — das Geschenk einer im Kloster befindlichen Tante. Unglücklicherweise kollerte das zierliche Spielzeug ins Wasser; sein Besitzer, der es um jeden Preis wieder haben wollte, beugte sich zu weit vom Uferrand und — stürzte in den See. Seine Sinne schwanden rasch; das letzte klare Empfinden war nicht Furcht, sondern eine gespannte Neugier auf das unbekannte Jenseits. Schon bewußlos geriet er unter ein daherfahrendes Fischerboot und schlug im Kampfe des Ertrinkens stark mit den Füßen gegen die Bootswand. Der Fischer glaubte anfänglich, daß die Schläge von einem großen Fisch herrührten, sah deshalb nach und zog, nicht wenig erschrocken, den Knaben ins Boot herein. Erst daheim, in seinem Bette, kehrte dem Verunglückten die Besinnung wieder; die Strafe, die der Vater seiner Unachtsamkeit androhte, wurde durch Fürbitte der Mutter abgewendet. Das Erlebnis aber ließ in seinem Innern eine gewisse Zuversicht zurück — er meinte, er müsse doch zu etwas Nützlichem aufgehoben sein; sonst hätte Gott ihn ja können sterben lassen.

Als Joachim zwölf Jahre zählte, brachte ihn sein Vater nach Rottweil, sodann nach Rottenburg im württembergischen Schwarzwald zum Besuche des Gymnasiums daselbst. Der Plan war, ihn in vaterländischen Lehranstalten heranzubilden, um künftig, wenn möglich, eine dortige Anstellung für ihn zu erlangen. Er ward bei des Vaters Verwandten in Kost gegeben, einfachen treuherzigen Leuten, die sich freuten, das „Jochimle" kennen zu lernen und gefiel sich wohl bei ihnen. Wie es ihm im Gymnasium behagte, darüber hatte er sich eigentlich selten ausgelassen; immerhin schloß er damals sich zum ersten Male enger an Altersgenossen an und lernte die Freuden gemeinsamer Lern- und Spielstunden kennen. Die Mehrzahl seiner

Mitschüler widmete sich nachmals dem geistlichen Stande; etliche kamen als „Stiftler“ nach Tübingen; doch nur mit ganz wenigen hat Raff später noch briefliche Freundesgrüße gewechselt.

Die neue landschaftliche Umgebung hatte großen Reiz für ihn: er sah nun zum ersten Male die Kornfelder, die seine Kinderphantasie so lebhaft beschäftigt hatten, überhaupt eine andere Art von Schönheit als die der mütterlichen Schweiz. In den Ferien pflegte er sein Ränzchen auf den Rücken zu nehmen und seelenvergnügt zu Fuße vom Schwarzwald bis an den Zürichsee zu seinen Eltern zu wandern. Diese Fußreisen seiner Gymnasiastenzeit behielt er immerdar als etwas besonders Köstliches in Erinnerung. (Ich weiß noch, wie er mich bedauerte, weil ein Mädchen so etwas nicht machen könne.) Einmal — war es zu Weihnachten oder zu Ostern — überfiel ihn mitten auf ansteigender Landstraße ein arges Schneetreiben; das beständige Einsinken in den Schnee ermüdete ihn, und die sein Gesicht peitschenden Flocken blendeten ihn, so daß er auf einen Meilenstein sich niederließ, um ein wenig zu rasten. Unvermerkt schloß er dabei die Augen und kam erst wieder zu sich, als eine rauhe Stimme ihn mit dem Anruf: „Büeble, hier derfscht et schlafe!“ aus dem gefährlichen Schneeschlaf weckte. Es war ein Fuhrmann, der ihn dann aufsitzen ließ und wohlbehalten bis zur Nachtherberge brachte. — Solche Abenteuer aber machten ihm die einsamen Wanderungen nur lieber. Sein tiefes Gefühl der Natur gegenüber versagte auch dann nicht, wenn sie gelegentlich ein anderes als lachendes Antlitz ihm zuwandte.

Inzwischen trat in der äußeren Lage der Familie plötzlich ein Umschwung zum Schlimmen ein. Im Jahre 1838 entbrannte in Lachen wie überhaupt im Kanton Schwyz der sogenannte Horn- und Klauenkrieg. Es handelte sich um Beseitigung des Vorrechts, welches die Reichen, die Hornvieh hielten, vor den Aermeren, die nur Klauenvieh (Ziegen und Schafe) zur Weide schickten, bei Benützung der Allmende (Gemeindewiese) genossen. Das ganze Ländchen spaltete sich in Hornmänner (Konservative) und Klauenmänner (Freisinnige). Nach erbitterter Fehde jedoch obsiegten die ersteren, und die Klauenmänner, darunter der Landammann Schmid, mußten aus Amt und Würden scheiden. Sein Schwiegersohn, der Lehrer Raff, teilte das Schicksal der Unterliegenden und wurde durch beständige Verfolgung genötigt, seine Stelle aufzugeben. Nach einem kurzen Versuche, sich in Schmerikon im Kanton St. Gallen niederzulassen, übersiedelte er mit Frau und fünf Kindern als Musiklehrer nach Schwyz, wo er seinen aus Württemberg heimgerufenen Aeltesten auf das sehr angesehene Schwyzer Jesuitenkollegium brachte. Für den jungen Joachim begann damit einer der bedeutsamsten Abschnitte seines frühen Lebens; die reichen Bildungsquellen, die sich ihm auftaten, die milde Feierlichkeit der Umgangsformen, die in dem geistlichen Hause herrschte,[1]) alles gefiel ihm über die Maßen wohl. Er entsann sich im Alter noch genau und dankbar seiner damaligen Erzieher, namentlich seines Lieblingspaters W., für den er eine schwärmerische Verehrung gehegt hatte. Die Zufriedenheit scheint gegenseitig gewesen zu sein;

[1]) Den kaum dem Knabenalter entwachsenen Zöglingen war es schon sehr schmeichelhaft, sich als Dominus (Herr) So und So angesprochen zu hören.

denn das von den frommen Vätern ihm ausgestellte Zeugnis besagt: daß er in Rhetorik und Poesie die erste Note gehabt habe, desgleichen in Weltgeschichte und Algebra, die zweite Note in Philosophie und Moralphilosophie, dagegen in Religionslehre und Naturgeschichte die dritte. Seine Sitten und Aufführung seien jederzeit höchsten Lobes würdig gewesen. — Ein einziges Mal, so viel ich weiß, erregte er durch sein persönliches Verhalten Anstoß: als man dahinter kam, daß er das verbotene Buch eines alten Klassikers (es war, glaube ich, des Ovidius „Kunst zu lieben") heimlicherweise zu studieren begonnen hatte. Jedoch war mit einem Verweis und der auferlegten Verpflichtung einer nächtlichen Andacht in der Krypta der Stiftskirche der Fall alsbald erledigt.

Leider fehlt in den mir vorliegenden Zeugnissen dasjenige über die alten Sprachen: Latein, Griechisch und Hebräisch, welche gerade eine Stärke des Schülers gebildet haben sollen. Doch beklagte mein Vater später oftmals, daß er nicht auch eine der lebenden Sprachen gelernt und daß ihm hernach die Gelegenheit gemangelt habe, das Versäumte nachzuholen. Ob er im Stift oder schon zuvor auf dem Gymnasium Zeichenunterricht genossen, weiß ich nicht zu sagen; gewiß ist, daß er den Stift nicht übel handhabte und drollige Karikaturen zu zeichnen verstand, meist als Beigabe zu den Scherzgedichten, die er in heiterer Stimmung bisweilen ersann. —

Da er nicht im Jesuitenkollegium wohnte, sondern zu Hause bei seinen Eltern, verdroß es ihn, daß bei Anfertigung der sehr beträchtlichen Hausaufgaben fast beständiger Lärm von seiten der jüngeren Geschwister und sonstigen Inwohner ihn störte. Darum gewöhnte er sich, wie ein Käuzchen, des Nachmittags zu schlafen, am Abend dann, wenn die Hausgenossen zu Bette gingen, sich an die Arbeit zu setzen und, damit der Schlaf ihn nicht doch übermannte, die Füße in ein Becken mit kaltem Wasser zu stellen. Ein drastisches Mittel, das mehr seinen Fortschritten als seiner Gesundheit zum Nutzen gereichte.

Ihm jedoch eine gründliche gelehrte Ausbildung zu teil werden zu lassen, waren seine Eltern außer stande; man suchte vielmehr, ihn so bald als möglich in eine passende Stellung unterzubringen, wo er für sich selbst sorgen könnte. Es fügte sich, daß der päpstliche Nuntius Gizzi in amtlicher Angelegenheit nach St. Gallen reiste und eines Dolmetschs bedurfte, wozu die Patres des Jesuitenkollegiums den jungen Raff, als einen ihrer tüchtigsten Lateiner, empfahlen. Der Achtzehnjährige entledigte sich seiner Aufgabe so gut, daß die Herren der St. Galler Regierung ihm wohlgeneigt wurden und große Hoffnungen in ihn setzten. Er meldete sich zu der für Erlangung eines Lehrpatentes nötigen Konkursprüfung; und da er mit Leichtigkeit bestand, vertraute man ihm die Lehrerstelle an der höheren Mädchenschule zu Rapperswyl, mit einem Gehalt von 500 fl., was damals viel hieß. Die Eltern waren glücklich über diese Versorgung, zumal dem Vater Raff selbst kein freundlicher Stern leuchten wollte: es war ihm in Schwyz nicht gelungen, seinen Unterhalt zu finden und er war in Goldach — gleichfalls im Kanton St. Gallen — Lehrer geworden. Er brachte dort binnen kurzer Zeit die Schule und den Kirchengesang zum Aufblühen; dennoch, als sein Patent abgelaufen war und die Gemeinde zur Neuwahl

schritt, erhielt ein jüngerer einheimischer Lehrer den Vorzug. Eine ähnliche Stellung in Andwyl, die der Alternde annahm, reichte kaum, um die Seinigen zu ernähren; so blieb ihm kein anderer Trost als der, daß sein befähigter Aeltester sich rasch emporarbeiten und den gesunkenen Wohlstand des Hauses aufrichten werde.

Das Eigentümliche aber war, daß für Joachim die Zeit des Unglücks und der inneren Zerrissenheit gerade begann, da es aussah, als sei er auf dem Wege, sein Glück zu machen. Ganz deutlich empfand er: die Laufbahn, die er beschritten oder vielmehr in die man ihn geschoben hatte, sei die seinige nicht. Zwar lehrte er nicht ungern und hatte Kinder sehr lieb; trotzdem kam ihm immer klarer zum Bewußtsein, daß er alles hinwerfen würde, um seinem stärksten Drange zu folgen, dem Drange zur Musik.

Unmerklich war er vom Geigen- und Orgelspiel, das er gerne gepflegt, dahin gekommen, selbständige Weisen zu ersinnen, und schließlich auch aufzuschreiben. Im Notenschreiben hatte er sich geübt, da er oft genug für den Vater ein Chor- oder Orgelstück kopieren gemußt; auch war er unter dessen Büchern einer alten Harmonielehre habhaft geworden, die er eifrig studierte. In der Bücherei der Jesuiten hatte sich weiteres Material gefunden, mit dessen Hilfe er seinen autodidaktischen Lehrgang hatte fortsetzen können. Niemand hatte ihm das gewehrt; aber Joachim wußte, daß die höchste Entrüstung und der heftigste Widerstand ihn treffen würden, wenn er mit der Musik etwas anderes beabsichtigte als ein Ausfüllen müßiger Stunden. Alle elterlichen Pläne wären damit durchkreuzt worden; ja er konnte es dem Vater, dessen eigene ausgesprochene Musikbegabung ihm nicht zu einem Stück täglichen Brotes verhalf, kaum verdenken, wenn er den Sohn von dieser Laufbahn fernhalten wollte.

Das alles sagte der junge Lehrer sich stündlich; er sagte es sich und — dennoch fand jeder Abend ihn vor seinen Notenblättern. Er lernte damals erkennen, daß ein Etwas im Menschen lebt, das siegreich ist über Verstand und Willen; wie mit unsichtbaren Armen zog es ihn immer wieder zum Schreibtisch. Dabei quälte ihn bei jeder Note, die er aufzeichnete, die beklemmende Angst: „Das kann ja nichts werden, du bist ein Tor, hast nichts gelernt und weißt gar nicht, ob du Talent hast!" —

Der beständige innere Zwiespalt trug schlimme Früchte auch nach außen. Zum ersten Male auf sich selbst gestellt und angewiesen, mit einem bestimmten Einkommen hauszuhalten, erwies er sich als unpraktischer Rechner, obendrein zu jung und weich, um etwaige Gefälligkeiten, die über seine Mittel gingen, abzuschlagen. Seine Verhältnisse gerieten in Unordnung; es war, als schwanke alles in ihm und um ihn. Zum Ueberfluß gesellte sich noch ein Erlebnis hinzu, das geeignet war, in einer schwerblütigen Natur wie die seinige das äußerste Unheil anzurichten: er liebte mit erster Jugendleidenschaft und zwar eine vermählte Frau, die älter war als er. Ein junger Großstädter von moderner Anschauungsweise würde dem Vorgang freier gegenübergestanden haben; für den in enger, ehrbarer Umgebung Aufgewachsenen enthielt jenes Gefühl den schwersten sittlichen Konflikt. Es ward ihm eine neue Ursache seelischer Zerrüttung und aufreibender Kämpfe.

Er besaß wohlgesinnte Freunde am Orte, von denen sich freilich nicht

sagen läßt, in wie weit sie um seinen Zustand wußten. Einer derselben, ein Herr D ...., war aus Lachen eingewandert, und Raff galt ihm von dorther „als ein trauter, nachbarlicher Knabe". So nennt er ihn in einem Briefe, den er lange Jahre hernach, 1869, an jenen schrieb und woraus hervorgeht, daß er, gleich dem inzwischen offiziell zum Künstlerberufe übergegangenen Freunde eine heimliche Liebschaft mit der Frau Musika unterhielt. Der siebzigjährige Herr hat nämlich ein Requiem komponiert, zur Feier seiner eigenen Bestattung, das er Raff auf dessen Verlangen zur Einsicht und Bereinigung schickt. Schamhaft bekennt er dabei: „Schon seit meinen jüngeren Jahren pfuschete Kompositionen in Musik, meine Geisteskinder aber bekamen höchstens ein paar Freunde zu sehen, dann legte sie zur ewigen Ruhe, denn ich fürchtete, sie möchten als korrupte Wesen beurteilt werden." Auch seine Photographie sendet er mit, um zu zeigen, daß, wie er stolz betont, „die Kräfte ihn noch nicht verlassen." Der Brief an sich gibt schon das Bild eines heiteren rüstigen Greises, der mit Wärme der alten Freundschaft gedenkt. — Aber es ist einmal so, daß in dem Augenblicke, wo ein Mensch mit sich uneins wird, eine Kluft sich auftut zwischen ihm und den Gesunden, in sich Begnügten. Deshalb fühlte der junge Rapperswyler Lehrer sich einsam trotz der Nähe so mancher wackerer Männer; er sonderte sich mehr und mehr ab, ja verfiel bisweilen einem menschenfeindlichen Hange. Möglicherweise — ich weiß nichts Genaues darüber — fiel in jene Zeit die Bekanntschaft mit einem seltsamen Menschen, dessen mein Vater gegen meine Mutter nur zweimal, gegen mich nur einmal Erwähnung getan hat. Auf einem Spaziergange nämlich erzählte er mir die Geschichte eines in der Schweiz verübten schauerlichen Verbrechens, die mich sehr erregte. Das Klägliche daran war, daß der nicht schlecht veranlagte Täter nur durch eine im Anfang begangene Untreue an sich selbst, eine ganz verzeihliche Charakterlosigkeit auf die verhängnisvolle Bahn gedrängt worden war. Eben darum mußte sein Schicksal auf jeden in der Entwicklung Begriffenen starken Eindruck machen. — „Wer hat dir denn das erzählt?" fragte ich meinen Vater. Er schwieg ein wenig, dann sagte er: „Du mußt nicht erschrecken — der ihn geköpft hat, der hat mir's erzählt."

Er berichtete dann kurz, er habe in seiner Jugend die Bekanntschaft eines, wohl nicht mehr im Amte befindlichen, Scharfrichters gemacht und einen höchst wertvollen nachdenksamen Mann in ihm gefunden. Obige Erzählung bewies allerdings, daß, im Falle mein Vater nichts von Eigenem hinzugetan hat, jener Mann mit dem furchtbaren Berufe einen ungewöhnlichen seelischen Tiefblick besessen haben muß. Ohnehin hegte mein Vater einen gewissen Trotz gegen die Gesellschaft, die die Todesstrafe gut heißt, deren Vollstrecker aber scheut. Dazu kam wohl — falls die Bekanntschaft in dem erwähnten Zeitraum stattfand — ein schwermütiges Zusammengehörigkeitsgefühl mit den Unglücklichen und Ausgestoßenen. Denn, wie gesagt, er selbst war damals innerlich sehr unglücklich. —

In seiner immer unerträglicher werdenden Lage faßte der Bedrängte den Entschluß, das Urteil eines Sachverständigen hinsichtlich seiner Begabung einzuholen und je nach dessen Ausfall zu handeln. Den Namen Felix Mendelssohns hatte er oft gehört, kannte verschiedene seiner Kompositionen

und verehrte ihn aus der Ferne. Deshalb ging er eines Tages daran, ein paar Klavierstücke, die er eben vollendet hatte, zusammenzupacken und einen beweglichen Brief dazu zu verfassen, in dem er seine Lebensumstände offen darlegte. Er bat Mendelssohn inständig um ein strenges Urteil, mit dem Hinweis, daß er Stellung, Familie, und alles verlassen müsse, um sich der Kunst zu widmen, daß er hierzu aber völlig bereit sei, in dem Augenblick wo er wisse, er habe ein Recht darauf. Der Brief nebst der Sendung ging ab.

Es ist zu befürchten, daß der Lehrer der höheren Töchterschule der in seinem Anstellungsdekret ausgedrückten Zuversicht, „daß er mit Eifer, Sorgfalt und Liebe die seinem Unterricht anvertraute Jugend heranbilden werde" — in den nächsten Wochen ungenügend entsprochen habe. Denn er sah ja der Entscheidung über sein ganzes Leben entgegen. Und die Post war nicht so schnell wie heutzutage.

Aber eines Tages, als er heimkehrte, lag ein Brief auf dem Tische. Ein Brief aus Deutschland. Ein Brief von Mendelssohn.

Es stand nur wenig darin, jedoch lauter Güte und Ermutigung. Mendelssohn riet ihm, alles andere beiseite zu setzen und Musiker zu werden, möge darnach kommen, was da wolle. Ueberdies teilte er ihm mit, er habe die eingesandten Musikstücke an Breitkopf und Härtel in Leipzig geschickt, denen er sie wärmstens zum Verlage empfohlen:[1]) Und der junge Tondichter möge trachten, bald nach Deutschland zu kommen. —

Der Empfänger des Briefes hielt ihn in der Hand und hatte ein großes Erlösungsgefühl. Nicht als ob sich äußerlich etwas verändert hätte: er wußte ja genau, daß die Kämpfe nun erst angehen würden, daß er nicht wissen würde, wovon er leben sollte. Auch daß die Seinigen ihn als verlorenen Sohn betrachten müßten, und all das Schwere, was noch bevorstand.

Aber ihm schien dennoch, es sei nun alles leicht.

Konzert.

Von J. V. Widmann in Bern.

Wenn in der Herbstnacht die Lande dunkeln,
Beginnt es im festlichen Saale zu funkeln.

Am Fluß, am Waldsaum Nebelgeister, —
Im Saal voller Lichter erwachen die Meister.

Sie, die in modernden Grüften liegen,
Kommen wie Götter vom Himmel gestiegen.

Und locken ein Dröhnen aus Saiten und Erzen
Und stürmen gewaltig auf lebende Herzen.

[1]) Das Empfehlungsschreiben tat seine Wirkung, und die große Firma verlegte das Erstlingswerk. Es sind die als Op. 1 im Katalog von Raffs Werken bezeichneten „Drei Klavierstücke".

Sie fahren wie Schlachtenlenker in Wettern
Und schreiben ein Schicksal mit blitzenden Lettern.

Dann plötzlich Schweigen. Ein wehendes Säuseln.
Wie wenn im Teich die Wellen sich kräuseln.

Und horch! — Der Nachtigall schluchzende Klage.
Die Alten denken entschwundener Tage.

Doch in den jungen Seelen erwachen
Sehnen und Tränen und jauchzendes Lachen.

Taktes Gleichmaß vorn am Pulte,
In den Herzen frohe Tumulte!

Von der Schönheit Strahl getroffen
Stehn die Augen glänzend offen.

Dinge werden da verkündet,
Die kein Mund zu Worten ründet.

Und nicht mehr fassen des Saales Räume
Den wechselnden Reigen der Bilder und Träume.

Das Auge starrt in ferne Weiten,
Mondflimmernd sich die Meere breiten.

Und Lämmerwolken fliehn am Himmel,
Von Kinderseelen ein lichtes Gewimmel,

Von Kinderseelchen, die niemals starben.
Jetzt werden sie alle rosenfarben.

Denn Sonnenfanfaren sind erklungen
Und golden bricht's aus Dämmerungen.

Das heilige Licht, das gute, große
Steigt aus des Abgrunds finstrem Schoße.

Es grüßen Hymnen sein Entsteigen,
Im Herzen alle Stürme schweigen.

Ein Friede, der nicht ward erstritten,
Kommt sanft und hold in uns geglitten.

Er ist Geschenk, ist Himmelsgnade,
Jugend aus ewiger Schönheit Bade.

*

Musik! wir knieen vor dir nieder:
Ja! „Deine Zauber binden wieder!"

Der Schriftsteller.

Eine Betrachtung von J. C. Heer in Ermatingen.

Kaum ein Tag, selten eine Woche vergeht, so kommt irgend ein junger Mensch und fragt: „Was soll ich tun, damit ich Schriftsteller werde?“ Es muß in unserm Beruf ein ungemeiner Anreiz für die Jugend liegen, ich wenigstens kenne wohl hundert Menschenkinder, die in mehr oder weniger Heimlichkeit künftigen Dichterwürden entgegenträumen. Es ist so lebhaft zu begreifen, daß sie sich im Sturm und Drang der jungen Seele an uns ältere um Rat wenden und wir würden ihn überall da, wo wir ein wenig Talent spüren, gern auch geben, aber in welche Verlegenheit bringt uns die Frage: „Wie werde ich Schriftsteller?“

Unter den zehntausend Männern und Frauen, die im deutschen Sprachbereich die literarische Feder führen, werden die meisten ehrlich antworten müssen: „Obgleich wir Schriftsteller sind, wissen wir den Entwicklungsweg zu unserm Berufe selbst nicht so genau.“

Jeder, der auf dichterischem Felde lebt und ringt, kennt schärfer nur die Bedingungen seines eigenen Schaffens. An der schriftstellerischen Entwicklung ist alles individuell und Hand aufs Herz — die tiefsten Seelenschachte, in denen das dichterische phosphoresziert, sind selbst der Beobachtung des Dichters verhüllt.

Ich glaube zwar nicht, daß ein Dichter oder Schriftsteller mit andern Gaben ausgerüstet sei als irgend ein Mensch neben ihm. Jedes Menschenherz schwingt in gewissen Stunden mit der Kraft dichterischen Talentes, in großer Freude, in tiefem Leid ist jeder Mensch ein Dichter, erheben sich ihm die gespannten Sinne zu hellseherischer Phantasie, gerät seine Seele auf Gedanken, Schlüsse und Entwürfe, deren sie in gewöhnlichen Lebenslagen nicht fähig wäre. An den meisten Menschen geht diese Phantasiestimmung hoher Schicksalsstunden wie ein seelisches Fieber vorüber, es gibt aber auch andere, denen die gesteigerte Phantasietätigkeit innerstes Wesen, Normallage des Geistes ist. Ihre Seele ist ein so empfindliches Instrument, daß schon der leiseste Hauch des äußern Lebens, der darüber gleitet, Akkorde und Bilderfolgen der Phantasie erregt, ja die Seele singt und klingt ihnen, so oft sie es wollen, von selbst, jeder Atemzug erhebt sich ihnen zu einer starken Stimmung und stets sind sie bereit, die graue Wirklichkeit mit den schimmernden Fäden ihrer Einbildungskraft zu durchweben. Das sind die dichterischen Naturen, das weit verbreitete Geschlecht der Träumer und Träumerinnen im Volk. Ist die Phantasie so stark und impulsiv, daß sie sich in literarischen Gestaltungsdrang umsetzt, die Technik des Wortes für ihre Gebilde suchen muß, endlich aus Leid und Lust, aus Nacht und Tag

und tiefen seelischen Erschütterungen ein Buchwerk reift, dann ersteht ein Dichter, ein Schriftsteller.

Man wird also nicht Schriftsteller, weil man es werden will, sondern weil man es werden muß. Der Ehrgeiz, sich gedruckt zu sehen, spielt dabei die kleinste Rolle, die Freude an Büchern überhaupt gibt nicht wesentlich den Ausschlag. Aus wie manchem Haus, in dem man mit der Literatur von jeher Freundschaft hält, geht nie ein Schriftsteller hervor, in einer andern Familie aber, die den Tag und das Leben mit spießbürgerlicher Nüchternheit mißt, erscheint plötzlich in der Reihe achtbarer tätiger Glieder ein Taugenichts, der ins Blaue sinnt und unter dem Widerspruch der Tüchtigen hinläuft und „Dichter" wird. Welch' merkwürdiges Schicksal! Die Väter haben nicht gedichtet, die Kinder werden es nicht tun, der eine aber aus langer Geschlechtsfolge heraus ist wie durch Vorherbestimmung des Schicksals zum Schriftsteller berufen und muß nach einem innern Gesetz durch die ganze Quere des Lebens, wenn es nicht anders geht, durch Schmach und Hunger an sein Ziel streben.

Eins läßt sich bestimmt sagen: die erste Anlage, die erhöhte Phantasietätigkeit, aus der ein Schriftsteller emporwächst, entwickelt sich nicht aus der Gunst der Umwelt, sondern aus dem Gegensatz zu ihr. Ein Junge hat irgend etwas Querköpfiges, das weder Eltern noch Lehrer verstehen wollen, er kann sich mit der wirklichen Welt nicht ins Einvernehmen setzen, da geht er hin und baut zur Auslösung aus schwebender Qual seine Luftschlösser und schreibt seine Strophen an Wände und Felsen. Das ist ein dichterischer Anfang. Am Kritischesten für das Werden eines künftigen Schriftstellers ist die geheimnisreiche Zeit, die den Knaben vom Manne trennt, das erste Hereinragen des Ewig-Weiblichen in die Wallungen der männlichen Seele. Bei einer Schriftstellerin umgekehrt. Eine junge Liebe, die erwidert wird, ist ungefährlich, sie reift ein paar bewundernde Gelegenheitsgedichte und hört dann zu dichten auf, wenn ein Junge aber vom schelmischen Mädchen seiner Wahl etwas über die Schultern angesehen wird, kann in einer einzigen Sturmnacht der Welt ein Lyriker entstehen. Das ursprünglichste Lied stammt nicht aus dem Glück der Liebe, sondern aus der Liebe Leid, die duftigsten Blüten wachsen auf dem Grab eines Jugendtraums und erst derjenige, der das Unglück der Liebe erfahren hat, vermag sich auch im Jubel der Liebe über konventionelle Verse zu erheben. Indessen haben nicht nur die zarten Sensationen, die wir unter dem Namen der Liebe begreifen, sondern das Weh jeder Leidenschaft ihre starke gebärende dichterische Kraft, so gut wie die Liebe das Heimweh, das Pfade der Jugend mit Duft und Sonne umspielt, der Lebensdurst, der keine Erfüllung finden kann, der Jammer um ein verfehltes Dasein, jeder Druck, der auf der Persönlichkeit und Individualität lastet. Dichten ist ein Widerspiel gegen eine rauhe Wirklichkeit, die Auflösung der Lebensdissonanzen in Akkorde und Harmonie, seelische Befreiung aus innerster Herzensnot, der Schmerz, das große Ethos des Daseins ist die Urquelle aller Poesie, ihre innigste Aufgabe „Leid im Lied zu versöhnen" und das echteste Dichtergefühl Goethes Wort: „Mir gab ein Gott zu sagen, was ich leide!"

Irgend woher aber aus den Tiefen des Gemütes muß es kommen.

Fast immer fällt das Erwachen der schöpferischen Phantasie mit dem Sturm und Drang der Jünglingsjahre zusammen, daß die Muse erst den auf der Mittagshöhe des Lebens stehenden Mann zum Dichter beruft, ist selten, die Schriftsteller, die spät heraustreten, haben eine stille dichterische Vorvergangenheit und ihre öffentliche Wirksamkeit ist nur ein kraftvolles Weiten dessen, was sie geheim in ihrer Klause begonnen haben. Und da die Liebe doch Stern und Kern aller Dichtung ist, so bilden fast in jedem Schriftstellerleben die Frauen den Anfang und das schönste und schmerzlichste Kapitel. Liebefähigkeit und dichterische Kraft stehen in innigstem Zusammenhang. Oft zuerst gegen den Schriftsteller hart werden ihm später die Frauen geneigt. Die meisten Schriftsteller finden bei klugen, liebenswürdigen Frauen die feinere Anregung als bei Männern vom Rat und Areopag, fast jedes tieferwirkende, warmblütige Literaturwerk enthält bewußt oder unbewußt die Erinnerung an eine Frau, die bedeutungsvoll in den Kreis des Schriftstellers getreten ist und den meisten Dichtern gilt das Aufleuchten eines warmen Frauenaugenpaars, der Druck einer zarten Hand, mehr als der Beifall der weiten Welt.

Fast alle Schriftstellerei beginnt mit subjektiver Lyrik, mit gebundener und gereimter Stimmungsmalerei und viele Dichter, die Vollblutlyriker, kommen überhaupt nie darüber hinaus. Andere spüren früher oder später, daß das Lied doch nicht das geeignete Gefäß ist, die Fülle ihres Seelenlebens auszuschöpfen, sie gelangen von Rhythmus und Reim zur Prosa, vom Stimmungsgedicht zum Epos, Roman oder Drama und lernen subjektives Empfinden in den Gestalten ihrer Werke objektivieren. Le style c'est l'homme, aber den seiner Individualität angemessenen Stil erwirbt der Schriftsteller nur in schwerem Ringen mit sich selbst.

Mancher bringt überhaupt lange kein Werk zustande. Wohl bebt die junge Seele wie elektrisch geladen unter einem Ueberschuß von Phantasie und Stimmung. Faustulus fühlt sich in seinem Schöpferdrange stark wie Faust. Es geht ihm aber auch wie dem Magister, der beim ersten Satz der Bibelübersetzung zweifelnd stehen blieb. Fäustchen kommt kaum über den Titel oder über die paar ersten Sätze hinweg. Das Dichten ist gar kein so einfaches Geschäft, wie die sich manchmal einbilden, die es nie ernstlich versucht haben, wie der Anfänger wohl selber glaubt. Es genügt nicht, daß der Schriftsteller die Bilder aus dem geheimnisvollen Schoß seiner Phantasie heraufzubeschwören vermöge, er bedarf einer zweiten, äußern, fast ebenso großen Kunst um sie sichtbar zu gestalten und sie festzuhalten — der Sprache, der literarischen Technik. Das ist unendlich viel. Es gibt echt dichterische Naturen, die lebenslang zu Stammlern verurteilt sind und mit gewaltigem Drang der Gestaltung doch nie ein Plätzchen an der Sonne zu erringen vermögen, weil ihnen bei allem dichterisch warmherzigen Empfinden die Vorbedingung einer wohlverständlichen Technik fehlt. Wer kennt sie nicht, die mitten im Volke kämpfenden „Naturtalente“, die uns halb Bewunderung, halb Mitleid abnötigen?

Im tiefsten Grunde haben dichterisches Talent und Bildung nichts miteinander gemein, sobald wir aber an die Frage der schriftstellerischen Technik gelangen, erkennen wir wie ein schönes Maß der Bildung eine

fast unerläßliche Vorbedingung glücklicher literarischer Arbeit ist. Die Bildung schlägt dem Talente, auch wenn es sie nicht ersetzen kann, eine Menge Brücken technischer, ästhetischer und philosophischer Art, doch gibt es auch für den Schriftsteller „Ne nimis", ein Nimmer zu sehr in Bildungssachen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein wanderndes Konversationslexikon wirklich hohen poetischen Schwung entfalte und es ist kaum anders möglich, als daß unter einer übergroßen Last positiver Kenntnisse und Wissenschaft der Schwung, die Unmittelbarkeit des individuellen Denkens leidet, daß die verstandesmäßige Reflexion die intuitive Kraft der Phantasie lähmt. Daher sehen wir die fachstudierten Leute viel häufiger auf dem Katheder und bei der Kritik, die kraftvollsten Schriftsteller aber mehr oder weniger autodidaktisch aus Kreisen hervorgehen, in denen man mit keinem übermäßigen Schulsack beladen wird.

Nehmen wir an, daß der werdende Schriftsteller die Haupt- und Zeitwörter der deutschen Sprache richtig abzuwandeln wisse, die Grammatik und Stilistik leidlich im Kopf habe, so braucht er doch die Uebung vieler Jahre bis seine Feder wirklich leichtzügig wird. Es ist keine Kleinigkeit zum wohlgetroffenen Substantiv auch gleich das Adjektiv wohl zu treffen, stets die Nuance des Ausdrucks zur Hand zu haben, die das Begriffsbild nicht leichter, nicht schwerer, nicht heller, nicht dunkler wiedergibt, als es in der Seele des Autors schwebt. Und wenn man um das Wort nicht mehr kämpft, kämpft man um den Satz oder um die allgemeine Komposition. Gottfried Keller bekennt ja: „Siebzig Jährchen, in der Feder noch ein Härchen!" Die Sprache ist ein sprödes Erz, nur unter der Hand des zähesten Bildners wird sie weich und biegsam, daß sie sich wie ein Geschmeide um den Gedanken legt.

Was Wunder, wenn über den rein technischen Bemühungen des jungen Schriftstellers Phantasie und Stimmung manchmal ins Pfefferland gehen, den gehobenen Gefühlen der Kraft das Empfinden der geistigen Oede und Ohnmacht folgt, wenn in dunkeln Stunden die Selbstzweifel, die Selbstanfechtungen des Talents erwachen, wenn Tage der Verneinung und des dumpfen Brütens über die Seele gehen. Gesegnet seien diese Herzbeklemmungen des Schaffenden. Sie sind die zuverlässigern Zeugen der Begabung als die seichte Selbstzufriedenheit, die beim ersten Entwurfe spricht: „Siehe, es ist alles gut!" Das Märchen, als ob Dichterwerke vollendet wie die Göttin aus dem Haupt des Zeus aus der Phantasie des Dichters trete, hält vor der Wirklichkeit nicht stand. Man lese den Briefwechsel unserer Klassiker. Wie haben sie das Wort gewogen, um den Ausdruck gerungen, den Satz gefeilt, Goethe wie Schiller.

Ein wirklich reifes Dichterwerk entsteht auch im Geist der mächtigsten Talente nur unter Schmerzen und seelischen Erschütterungen. Wie überbrücken wir die qualvollen Senkungen der Phantasie? Mit Ruhe und Erholung. Die Frage der Erholung ist eine der wichtigsten in der Schriftstellerei, aber individuell wie die meisten. Als ein treffliches Mittel die erschlaffte Phantasie anzuregen, gilt mit Recht auch die Lektüre guter Vorbilder. Kein Schaffender, er spürt den Sporn der ihm Ueberlegenen. Auch nimmt er aus den Büchern, die er liest, unwillkürlich wertvolle geistige und

technische Elemente in sich auf. „Der ehrlichste Poet, ich sag' es unverholen — hat unbewußt gestohlen“ spottet ein Aphorismus von Marie Ebner von Eschenbach, der wir so viele witzige und feine Bemerkungen über das Wesen der Schriftstellerei verdanken. In der Tat wird keiner von uns leugnen wollen, wieviel er von Vorhergehenden gewonnen hat, insbesondere an technischen und ästhetischen Maßstäben. Aber ich bin doch der Meinung, daß es keinen Wert hat aus zwölf Büchern ein dreizehntes herzustellen, daß nur die Schriftstellerei zu Recht besteht, die sowohl im Inhalt wie in der Technik den Schild einer künstlerischen Individualität und Persönlichkeit trägt. Die Selbständigkeit des Geistes ist das erste Ehrenzeichen des Schriftstellers, wer sich mit Recht sagen lassen muß, er wandle hinter der Laterne eines Vorbildes und Meisters, sein Name leuchte in erborgtem Licht, der sei mannesstolz genug, daß er seine Feder zerbreche und auf schriftstellerischen Ruf verzichte. Man kann, ohne Bücher zu schreiben, ein wackerer Mann sein.

Der Schriftsteller weiß nie genug, darum nimmt er überall, wo er findet, auch aus Büchern, aber die reichste, tiefste Quelle bleibt doch das Leben, wie es drängt und ruht, liebt und haßt, schafft und feiert, lacht und weint, das Leben mit seiner Urfülle von Erscheinungen und Bildern, Erfreulichem und Traurigem. Wie manche junge Dichter können nur deswegen nichts sagen, weil sie nichts erlebt haben. Denn das Stürmchen im Glas Wasser, das vielleicht ihren Jugendtag bewegt hat, genügt nicht. Erst in schweren Schicksalserfahrungen werden die dichterischen Kräfte frei, erst wer einen Roman erlebt hat, kann einen Roman schreiben.

Der Schriftsteller hat es gewöhnlich leicht mehr Erfahrungen zu sammeln als die Menschen neben ihm. Ein Lebensroman, oft ein recht schmerzlicher, ist ja schon für die meisten der durch eine Art innern Schwergesetzes bedingte Durchbruch zur literarischen Tätigkeit. Denn man wird nicht zum Dichter erzogen, sondern fast immer arbeitet sich der Schriftsteller von einem praktischen Anfangsberuf in Windungen und Wendungen auf den Posten, der ihm die Betätigung des individuellen Talentes gestattet. Die dichterische Anlage prädisponiert ihn dazu, daß ihn das Schicksal auch sonst härter ergreift, schüttelt und rüttelt als andere. Denn wie sehr es die Dichter manchmal in die Einsamkeit treibt, im Grunde sind sie doch verlangende Kinder der Welt. Phantasie — das leuchtet auf den ersten Blick ein — ist nur eine besondere Form des Lebensdurstes. Wer von den Menschen nichts mehr will, der dichtet auch nicht mehr. Die Phantasie aber, die herrliche Freundin der einsamen Muse, wird eine gefährliche Beraterin in den Wirklichkeiten des Lebens. Sie neigt zu Affekten, sie lockt zu Abenteuern, sie verschiebt die Urteile des kühlabwägenden Verstandes, mit der Freude am Licht verbindet sie die Lust am Abgründigen und liebt es, das Schicksal herauszufordern. Leicht wird der Phantasiebegabte das Opfer sich rächender Mächte und im Ganzen wird man sagen müssen: Wohl dem Dichter, der nicht nur Talent, sondern auch den unbestechlichen Lebensverstand besitzt, der die Phantasie zügelt, jedes sich „Uebermenschfühlen“ ist eine Fallgrube, der Weg zu einer Tragödie.

Auf alle Fälle: Aus der Werkstatt hinaus ins Leben! Es liefert

in fast unbeschränkten Mengen die Anschauungs- und Wirklichkeitsbilder, deren der Schriftsteller bei seiner Arbeit in stiller Klause bedarf. Mit der extensiven Phantasie, die den dichterischen Wurf in großen Zügen ausdenkt, ist es nicht getan und zu ihr hat sich das intensive Einbildungsvermögen zu gesellen und die Fähigkeit den großen dichterischen Plan im Kleinen liebevoll auszugestalten, Menschen und Handlung mit jener Fülle von Einzelheiten und Kleinzügen zu umgeben, welche den Leser am innigsten von der Wahrheit eines dichterischen Gebildes überzeugen. Der Leser will Farben sehen, Töne hören, er will durch die Mittel höchster Verwahrscheinlichungskraft und Anschaulichkeit gezwungen sein dem Schriftsteller aufs Wort zu glauben und es erfahren: „Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machen wahr.“ Da heißt es den Leser mit allen Mächten der Stimmungsmalerei umspinnen. Dabei kann aber alle Phantasie reale Lebenskenntnisse nicht ersetzen, der Dichter bedarf der Steine der Wirklichkeit für seine Mosaik, in der er ein Werk aus tausend Kleinbildern zusammenfügt.

Um zu zeigen, wie sehr der Schriftsteller der Bilder des wirklichen Lebens benötigt, verweise ich bloß auf das Kapitel der Frauen- und Mädchenschilderung. Wie verläßt uns da die Sicherheit, die wir im Zeichnen von Männern empfinden! Denn das weiß doch der unerfahrenste Schriftsteller, daß die Gewichte in der Seele des Weibes anders verteilt sind, die seelischen Fäden feiner, aber auch kapriziöser spielen als in den Gedanken des Mannes. Man denke an die Gegensätze Schiller-Goethe, an die abstrakten Frauengestalten des einen, die blutwarmen Mädchenbilder des andern. Und unsern modernen Schriftstellerinnen dürfen wir da eine ungeschmeichelte große Artigkeit sagen. Durch ihre Beteiligung am Schrifttum ist die deutsche Literatur um ein wertvolles Stück realistischer Frauenschilderung, das wir Männer nie hätten leisten können, reicher geworden. Aber wie viel schwerer die intime Zeichnung eines Frauencharakters für uns Männer sein mag, unsern Stolz setzen wir doch darein immer wieder in unsern Werken darzulegen, wie edle Frauenart den Mann über die Alltäglichkeit hinaushebt und für die idealen Aufgaben der Zeit befähigt. Dazu ist es aber notwendig, daß der Schriftsteller selbst edle Frauen und ihr Wirken in der Fülle des Daseins kenne.

Vor der dichterischen Phantasie ist kein Lebensvorgang, keine Beobachtung so unbedeutend, in geeigneter Stunde kann sie ein Fund im Netze des Schaffenden sein. Eine kleine dramatische Szene auf der Straße, ein im Bahnzug zufällig erhaschtes Wort, sie werden vielleicht einmal der Ausgang eines freudigen Werkes. Der Schriftsteller hat vielleicht eine Heldin, er weiß ihr alle Vorzüge des Antlitzes und des Geistes zu geben, aber wie er das gaukelnde Bild auf das Papier einfangen will, da entsteht die bange Frage: „Wie ziehe ich die Gestalt denn an?“ Wir Dichter sind keine Damenschneider. Am einfachsten kann man sich in einem modernen Roman helfen. Man geht auf den Korso oder auf den Bahnhof, wenn die großen Schnellzüge einbrausen. Da schildert man mit ein paar Strichen das Kleid der Dame, die uns am schickesten angetan erscheint. Aber ja vorsichtig, ja nur mit ein paar Strichen, sonst merken die Leserinnen doch bald, daß wir von Damenkleidern nichts verstehen!

Nein, dieser Versuch wird meistens fehlgehen. Das bewußte absichtliche Suchen hat selten Wert, dichterisch wertvoll sind fast nur diejenigen Vorgänge, die man unbewußt aus der Stimmung erfaßt, die schönsten Bilder, die prächtigsten Stoffe müssen uns heimlich angeflogen kommen, denn das Poetische scheut die „gemeine Deutlichkeit der Dinge", ja hängt an seelischen Vorgängen, die sich tief unter der Schwelle des bewußten Verstandes vollziehen. Darum sind auch „Traum" und „Spiel" Lieblingsausdrücke der literarischen Arbeit, darum lieben es die Dichter mit versonnenen Kinderaugen durch die Welt zu schlendern, als gehörten sie nicht zur Welt. Aber man darf versichert sein in ihrer Art haben die ewig Verträumten scharfe Augen und feine Ohren.

Mit offenem Herzen, mit naiver Lebenslust pflegen sich die Schriftsteller an den Tag hinzugeben und die Zögerungen, die das Leben der Arbeit bringt, sind nicht verloren. Nur eins: Verlieren wir uns selber nicht, sondern gehen wir mit den Eindrücken wieder in die Klause. Hier lassen wir aus Liebe und Leben im Stillen Saat und Blume wachsen — und die Wunden der Dornen, die wir am Weg getroffen haben, heilen. Ein echte Dichternatur ist zu empfindsam, als daß ihr eigenes oder fremdes Leid fern bliebe, und zu ihr gehört auch die Zartheit des Gewissens. Verschuldungen, die ein trockener Mensch leicht und spielend in sich selbst erledigt, martern dichterische Naturen oft über das gerechtfertigte Maß, doch sind vielleicht auch diese seelischen Erschütterungen notwendig, vielleicht ist erst der ein Schriftsteller, der von sich sagen darf: „Nichts Menschliches ist mir fremd." Je dunkler die Stunden, desto reicher die Offenbarungen, desto lichter die Poesie. In den Nächten der Anfechtung hört der Dichter das Saitenspiel der Lebensmächte, die Ströme des Schicksals durch die Seele rauschen, da spürt er, daß es mehr Dinge gibt, als die man sehen und greifen kann, daß Unendliches im Endlichen waltet, da kommen die starken ethischen Schwingungen über ihn, ohne die es keine tiefgründige dichterische Kraft gibt. Und er möchte Schiller gleichen:

„— Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

So wächst der Schriftsteller dichterisch und ethisch an den Bildern des Lebens empor, gewinnt er eine Weltanschauung, wird er ein Charakter, eine Persönlichkeit, ein freier Mann, der die Menschenfurcht abgelegt hat und es wagt, gegen sich und andere wahr zu sein.

Mit dem Weltbild, das sich der Schriftsteller schafft, hängt auf das innigste die Art zusammen, wie er seinen Beruf erfaßt und übt. Darin sind wir wohl alle einig, daß es nicht Aufgabe der Dichtung ist, das Leben in einer Art schriftlicher Photographie wiederzugeben, nackte Tageswahrheiten darzustellen, sondern die Wirklichkeiten des Lebens von seinen Zufälligkeiten befreit im Spiegel persönlichen Empfindens und einer starken Seelenstimmung symbolisch wiederzugeben. In gerechtem Zweifel aber kann man sein, ob der schriftstellerischen Kunst auch ethische Aufgaben zufallen. Da bin ich nun selber nicht der Meinung, daß der Schriftsteller ein Schulmeister und Bußprediger unter den Menschen sein soll, aber ich halte dafür,

daß sein Beruf doch erst dann den Adel höchster Bestimmung trägt, wenn freie ethische Ströme durch seine Poesie gehen. Sehen wir unsere Klassiker. Die würzigsten, köstlichsten Früchte der Lebenserkenntnis fallen uns aus ihren Dichtungen zu. Und so, meine ich, soll auch der Schriftsteller, der kein Schiller, kein Goethe ist, wenigstens das Scherflein seines empfangenen Pfundes geben, guten Sinn, Licht und etwas Sonntägliches ins Volk tragen, indem er nicht bloß die Erfahrungen der äußern Welt, sondern auch die philosophischen Ueberzeugungen aus der eigenen Brust in freien Harmonien durch seine Werke klingen läßt. Bekenntniskunst ist erhabenste Kunst. Man denke an Goethes „Faust"!

Wie findet der Schriftsteller nun aber seine Stoffe in den Erscheinungen der Welt? Wer es sieht, für den liegt auf jeder Straße Gold, wer das Leben mit Dichteraugen betrachtet, für den liegen Novellen-, Roman-, Dramenstoffe überall, nur was sich nie und nirgends begab, eignet sich für die literarische Darstellung nicht, irgendwie muß der Dichter das Bündnis mit der Wirklichkeit knüpfen. Die Findekunst ist außerordentlich individuell, der eine entdeckt Silbererz, wo der andere nur taubes Gestein erkennen kann, doch erweist sich im allgemeinen die Erinnerung als der Schacht, der freier und reicher gibt denn das unmittelbare gegenwärtige Erleben, das uns zu nahe gerückt ist, als daß wir seine poetische Bedeutung erkennten und objektiv darüber verfügen könnten. Das erste Entdecken und Gestalten eines Stoffes gehört zu den größten Geheimnissen der menschlichen Psyche, es ist für den Dichter so wunderbar wie für den Laien. Oft kommt das erste Erkennen wie im Schlaf, wie im Traum, oft unter den sonderbarsten Umständen, mitten im Gewühl der Menschen, im rasenden Blitzzug oder in tiefer Einsamkeit und nicht selten schlägt irgend eine schwere Enttäuschung, ein tiefer seelischer Schmerz in sein Gegenteil um, in höchste dichterische Intuition! Manchmal dämmert ein Plan langsam wie erwachender Tag, manchmal überfällt er uns wie ein blendendes Licht, oft mit Innervationen, die ans Pathologische grenzen und die Teilnahme für andere Arbeit erlöschen. Seliges Denken und Spinnen!

Von der ersten Konzeption eines Werkes bis zu seiner endgültigen Gestaltung ist freilich ein weiter, oft ein jahrelanger Schritt. Der beste Vorwurf ist in dem Augenblick, da wir seinen dichterischen Wert ahnen doch nur Rohmaterial, er bedarf einer gewaltigen Durchdringung, bis er künstlerische Formen gewinnt, bis ihn jene breite, duftig abtönende Luftschicht umschwebt, durch die wir den Stoff erst poetisch sehen können, bis die Motive sich aus- und abgerundet, die handelnden Personen sich zu anschaulichen Gestalten verdichtet haben, Zufälliges aus der Handlung ausgemerzt, Psychologisches, das sich unserer Kenntnis entzieht, durch die Mittel der Phantasie ersetzt, Stillstand der Entwicklung in Wachstum aufgelöst sind und endlich ein Gebilde entsteht, das organisch aufgebaut intimen Lebensreichtum und den überredenden Schein trägt, als sei es ein Stück Weltwirklichkeit.

Das Werden einer Dichtung ist also eine Gärung. Gottfried Keller sagt zwar irgendwo, man solle nur zu schreiben anfangen, dann gestalte sich schon etwas. Das ist möglich. Mir selber aber geht es wie einem Archi-

tekten, der zuerst auf einem Plan das Fundament und den Giebel sehen will, ehe er zur Maurerkelle greift; doch ist das, wie das meiste in der Schriftstellerei, individuell. Wie verschieden sind die Schriftsteller in der Gewohnheit ihres Schaffens. Der eine versetzt sich mit einem kraftvollen „Ich will" zu jeder Zeit des Tages oder der Nacht in Arbeitsstimmung, der andere, das subtilere Talent, muß sein Leben lang die Stunden abwarten, die Gedeihen winken, der eine löst seine Aufgabe fast so kühl wie ein Rechenexempel, der andere kann das Eisen nur in Weißglut schmieden, etwas Gewaltsamkeit gegen sich selbst ist aber doch bei dem meisten dichterischen Schaffen im Spiel, eine außerordentliche Seelenspannung. Darum das alte Bild vom Dichterauge, das im schönen Wahnsinn rollt. Schriftstellern ist eine geistige Sammlung, die an Hypnose streift. Dieses tiefe Versinken gibt uns die glücklichsten Arbeitsstunden und Arbeitstage, sie ereignen sich besonders dann, wenn die Anfänge eines Werkes überwunden sind. Denn die ersten Kapitel geben sich nur mit Zögerungen, unter einem Mißtrauen gegen die eigene Kraft. Allmählich aber weicht es einem Gefühl der Stärke, der Dichtende lebt und schwebt in seinem Stoff, die Gestalten, deren Schicksale er schildert, werden nicht mehr als Schöpfungen seiner Phantasie empfunden, sie atmen, sie leben, er liebt sie, er freut sich und leidet mit ihnen. Die wenigsten dichterischen Gestalten sind wohl vollkommen erfunden, ebenso wenig aber sind sie Porträts, auch wenn Modelle aus dem wirklichen Leben im Spiel sind. Ich wenigstens zeichne keine Männer- oder Frauengestalt, bei der ich nicht an irgend einen Bekannten, an ein Mädchen- oder Frauenbild denke, das mir am Lebensweg begegnet ist. Ich kopiere sie aber nicht, ich lasse meine Freunde und Freundinnen den Figuren meiner Romane nur ein wenig den Daumen halten, etwas Gesicht von ihrem Gesicht, etwas Seele von ihrer Seele geben.

Je mehr sich das werdende Dichterwerk in die Höhe arbeitet, um so stärker bemächtigt sich des Schaffenden ein Zustand geistiger Ueberhöhung, die Feder drängt vorwärts, der Tag genügt nicht, die Nacht muß helfen, der Geist kommt überhaupt zu keiner Ruhe mehr, mit der seelischen Rastlosigkeit verbindet sich das wunderbare Gefühl: „Du kannst nicht erlahmen, nicht krank werden, bis das Werk vollendet ist!" In einer Art transzendentalen Zustandes wird sich der Schriftsteller selber geheimnisvoll, fromm fragt er sich: „Woher die Kraft, die strömenden Bilder." Treffend vergleicht man den schaffenden Dichter mit der Kerze, die an beiden Enden brennt. Ein ungemeiner Lebensgenuß, vielleicht einer der allerhöchsten, deren der Mensch fähig ist, liegt in der dichterischen Sammlung, aber die Rückschläge nach so hohen Nervenspannungen sind schrecklich. Da versteht man, warum so mancher Dichter unter der wilden Reiterin Phantasie zusammenbricht, daß der Schriftsteller auch nicht von Werk zu Werk eilen kann, sondern oft längere Zeit ein Brachfeld wird, bis das treibende Leben wieder geheimnisvoll erwacht.

Die schöpferische Tat eines literarischen Werkes ist aber erst damit vollendet, daß sich die Dichtung durch die Veröffentlichung in ein Objektives verwandelt. Heimliche Dichter, heimliche Schriftsteller sind ein Widerspruch in sich. Man kann den Drang nach der dichterischen Oeffentlichkeit nicht

mit der billigen Redensart der „schriftstellerischen Eitelkeit“ begründen, sondern es ist einfach ein Lebensgesetz: die Blume will an die Sonne, der Vogel will fliegen und Dichtungen wollen vor die Welt. Ein unveröffentliches Werk ist dem Schriftsteller ein Dorn in der Seele, es hemmt die Konzeption eines neuen.

Literarische Erstlinge werden für die Autoren oft bittere Enttäuschungen. Es muß irgend etwas Besonderes an einem Werke sein, bis die Welt nicht schulterzuckend über den unbekannten Namen hinweggeht, es gibt aber auch eine Tragödie des jungen Ruhms, dann, wenn das erste Werk das bedeutendste seines Urhebers bleibt und er der Welt die großen Offenbarungen, die sie nun von ihm fordert, nicht mehr geben kann. Der Schriftsteller soll sich also nicht beklagen, wenn ihn nicht gleich der erste Flug auf eine lichte Höhe trägt, wenn ihm schmerzliche Jahre und Jahrzehnte des Durchbruchs beschieden sind. Wenn das durchschlagende Buch nur einmal kommt, so kommt es früh genug. Ungetröstet aber möchte keiner von hinnen gehen. Es ist furchtbar traurig als Schriftsteller zu leben und zu sterben ohne einmal das sonnige Lächeln der Anerkennung erfahren zu haben. Denn erst mit der Tatsache, daß sein Werk die Anteilnahme einer kleineren oder größeren Gemeinde von Literaturfreunden findet, kommen die nagenden Zweifel in der eigenen Brust, die stille Sorge der Nächsten, der leise oder laute Spott der Umgebung über die problematische Tätigkeit des ringenden Talentes zur Ruhe.

Wie aber erringt ein Werk Erfolg? — Der Bucherfolg ist eines jener großen Geheimnisse, deren es in der Literatur eine Menge gibt. Ich halte dafür, daß die Stärke der Stimmung, in der eine Dichtung erzeugt worden ist, die sicherste Gewähr dafür bietet, daß ihr eine warmherzige Aufnahme auch in der Welt beschieden ist. Die schwungvolle Kraft, die es erschaffen hat, geht wie ein Fluidum vom Buch auf das Gemüt des Lesers über und so nehmen auch manche unvollkommene Dichtungen durch ihre elementare Kraft ihren großen Weg. Um aber ein reifes Kunstwerk zu gestalten, genügt die Kraft nicht, die wie aus glühenden Röhren sprüht, dazu gehört die dichterische Selbstzucht und Selbstkritik, die, wenn es nötig ist, unbarmherzig ins eigene Fleisch schneidet. In den kühl nachprüfenden Stunden erweist sich das entstehende Werk stets wieder als vervollkommnungsbedürftig und vervollkommnungsfähig. Wieder und wieder es durchgehen, es dreimal, fünfmal, siebenmal umschreiben, nur es nicht in die Welt laufen lassen wie ein Hühnchen, das noch die Eierschalen am Rücken trägt! Den Deckel auf dem Topf behalten, bis das Gericht gar ist, das ist oft das ganze Geheimnis eines tiefen literarischen Erfolges.

Habent sua fata libelli. Es ist schon eine schöne Errungenschaft, wenn der Schriftsteller für sein Werk einen angesehenen Verlag gewinnt, wenn die Presse es freundlich begrüßt, aber die berühmtesten Verlage haben Bücher, die nicht gehen, die würdigste Besprechung einer Dichtung lockt, wie die Erfahrung weist, nur wenige, das angezeigte Buch wirklich zu kaufen. Die wenigen bilden aber doch einen Anfang. Geht von ihnen ein warmes Wort über das gelesene Buch von Mund zu Mund und nach dem Schneeballensystem weiter, dann erringt sich ein Werk allmählich

Verbreitung und Volkstümlichkeit. Da sind die Frauen die natürlichen Verbündeten des Schriftstellers. Sie haben den feinern Spürsinn für das Schöne und mehr Zeit zum Bücherlesen als die Männer, wenn aber ein Buch den Frauen gefällt, greifen auch die Männer darnach. Die literarische Anerkennung eines Schriftstellers geht über das Frauengemüt, die Männer bestätigen sie nur.

Der erste Bucherfolg ist für den Dichter eine große Lebensquittung, eine Fülle heimlicher Schmerzen findet darin ihre Auslösung. Allein zu Stolz und Ueberhebung gibt er keinen Anlaß. Geheimnisvoll wie der Erfolg mit dem einen Werk gekommen ist, kann er uns mit dem andern verlassen, in Wellen gehen Name und Ansehen eines Schriftstellers auf und ab und, so lange er lebt und strebt, wird er ein Umstrittener sein. Die meisten unter uns haben auch Mühe genug aus dem Ertrag des literarischen Berufes ihr Haus in bürgerlichen Ehren zu bestellen, neben manchem wohlangesehenen Namen wohnt die graue Sorge: Wie lange werden meine Nerven aushalten? Wie lange wird mich mein Talent tragen? Wann wird sich der Beifall des Tages von mir abwenden? Sich selbst überleben ist in der Literatur das Bitterste! So ist die Schriftstellerei unter allen Umständen ein schwankender Beruf. Wem er nicht innerste Herzenssache sein kann, dem rate ich: Hand weg! Dennoch lieben wir Schriftsteller das selbstgewählte Amt, den vorgeschobenen Posten, auf dem wir für das Schöne streiten. Nach einem tiefgründigen Wort ist ja das höchste Glück der Erdenkinder Persönlichkeit. Wer ist daran reicher als der Schriftsteller, der seine Individualität in weihevollen Stunden der Daseinserhöhung ausleben darf, der schaffend das Antlitz des Ewigen, Hauch vom unendlichen Schöpferhauch über sich spürt? Mag ein großes Banausentum achtlos und gleichgültig an den Werken vorübergehen, in denen sein rotes Herzblut rollt, so besteht doch die Tatsache, daß der Schriftsteller gerade unter den edleren Menschen ein Sonntagskind der Liebe und des Vertrauens ist. Stets sind feine Hände bereit ihm die Wunden, die ihm grobe geschlagen haben, zu verbinden. Aus seiner Gemeinde darf er stets wieder den Glauben an den innern Wert seiner Arbeit und die Ueberzeugung schöpfen, daß Impulse seiner reinsten Stunden fort und fort durch sein Volkstum wirken, daß also auch auf seinem Beruf ein Segen liegt. Im Hinblick auf den Vertrauensposten, den ihm gerade das feinere Menschentum einräumt, soll er dankbar anerkennen, daß ihm doch in einer größern lichtern Welt zu atmen beschieden ist als manchem schwer Ringenden neben ihm.

Aus den Briefen Rudolf Kollers.

Mitgeteilt von Adolf Frey in Zürich.

Der Züricher Rudolf Koller, der von 1828 bis 1905 gelebt hat[1]), ist einer der bedeutendsten Tiermaler aller Zeiten. Doch wurde er bis heute außerhalb der Schweiz kaum nach Verdienst gewertet. Fremde bestaunen in der öffentlichen Kunstsammlung Zürichs die prachtvollen Studien und Bilder eines ihnen nicht einmal dem Namen nach Bekannten. Schon 1860 schrieb Jakob Burckhardt an den Maler Ernst Stückelberg: „Sagen Sie Koller, ein Bild von ihm wäre sehr wünschenswert im Luxembourg, d. h. für das kunstliebende Publikum, nicht für Rosa Bonheur und für Troyon; denn erstere fängt an manieriert zu werden und letzterer flüchtig."

Kollers Talent trat früh und entschieden zutage. Es war wichtig, daß er, glücklicher als Gottfried Keller, der erst einem Pfuscher und dann einem Geisteskranken in die Hände geriet, früh den Unterricht eines wirklichen und echten Künstlers empfing. Das war Johann Jakob Ulrich (1798—1877), ein liebenswürdiger, feingebildeter Mann, infolge seines langen Pariser Aufenthaltes ein halber Franzose geworden, eng befreundet mit den Brüdern Robert und namentlich mit dem Tiermaler Brascassat. Den damals in der Schweiz beliebten und begehrten Gebirgsveduten stellte er wenig gegenständliche geschmackvolle Stimmungslandschaften und wohlabgewogene Marinen entgegen, die, namentlich was Komposition und Zeichnung anbelangt, einen durchgebildeten Geschmack und ein treffliches Können dokumentieren. Bei ihm hat sich Koller auch aus der Ferne noch Rats erholt und ihm aus Düsseldorf, Brüssel, Paris und München Berichte eingesandt, die für seine Ziele und Entwicklung aufschlußreich sind. Schlicht, wahr und aufrecht, wie er uns hier entgegentritt, ist er Zeit seines Lebens geblieben. Er hat immer ungern die Feder geführt, obgleich er die Gabe des natürlichen Ausdrucks besaß. Seine vielfach nicht ordonnanzmäßigen Wendungen erklärt die Tatsache, daß er mit fünfzehn Jahren die Schule verließ und seit dem dreizehnten mit der einseitigen Heftigkeit eines starken Talentes nur den besondern Aufgaben des Malers zusteuerte. Schon achtzehnjährig, in Düsseldorf, begann er diesen Bildungsmangel bitterlich zu empfinden und ihm, besonders unter Böcklins Beihilfe, nach Kräften abzuhelfen. Ein verständnisvoller Verehrer der Dichter ist er bis ans Ende gewesen.

1845 und zum zweitenmal 1846 begab er sich, um Pferdestudien zu machen, nach dem königlich württembergischen Gestüt Scharnhausen und ging von dort nach Düsseldorf, wo er im Winter Böcklins Zimmernachbar und Freund wurde. Von dem Düsseldorfer Kunstbetrieb wenig angesprochen, strebten sie beide nach Belgien und Paris und fuhren im März 1847 nach Brüssel. Mitte Mai wandte sich Böcklin der Heimat zu, da ihm der Vater vorläufig einen Aufenthalt in Paris nicht gestattete. Koller aber siedelte nach Paris über, wohin ihm nach acht Monaten Böcklin nachfolgte. Im Frühling 1848 kehrte er nach Zürich zurück und

---

[1]) Siehe auch den Nachruf von Hans Trog im Märzheft 1905.

brach dann im Herbst 1849 nach München auf, wo er bis zum Lenz 1851 blieb. Damit hatten seine Wanderjahre ein Ende. Er setzte sich in seiner Vaterstadt fest, die er nur noch gelegentlich für Studien- und Erholungsreisen verließ.

Herrn J. Ulrich, Kunstmaler in Zürich.

Düsseldorf den 12. August 1846.

Wertester Herr Ulrich!

Endlich kann ich mein Versprechen halten, Ihnen einiges von meinem hiesigen Aufenthalt mitzuteilen. Ich wollte Ihnen nicht eher schreiben, als bis ich etwas Bestimmtes wußte, wie und wo und in was für eine Klasse ich aufgenommen werde. Durch Ihre gütige Empfehlung an Herrn Jordan,[1]) für die ich Ihnen nicht genug meinen Dank aussprechen kann, wurde ich gleich in die Malerklasse zu Herrn Professor Sohn[2]) befördert, was sonst selten geschieht, ohne den hiesigen Antikensaal durchgemacht zu haben, oder wenn man einen recht gut gemalten Kopf vorzeigen kann. Obgleich die Pferdestudien, die ich dieses Jahr in Scharnhausen machte, gut gefielen, wie ich es nicht erwarten konnte, so hätten diese nie hingereicht, um gleich in die Malerklasse eingeteilt zu werden.

Wie Sie sich leicht vorstellen können, wurde ich bei meiner Ankunft hier, als ich die Ausstellung, die Ateliers und die Schüler besuchte, tüchtig gedemütigt, und es brauchte einiger Fassung, den Mut nicht ganz zu verlieren. Im Figurenzeichnen und -malen bin ich noch sehr schwach, und obschon ich die Anatomie und überhaupt die Formen und Verhältnisse im allgemeinen kenne, so habe ich noch keine Uebung und muß mich ungeheuer zusammennehmen, um nur etwas Halbgutes hervorzubringen. Doch zu meinem Troste finde ich immer Wenige von meinem Fache, in ganz Düsseldorf ist ein Pferdemaler namens Kamphausen,[3]) welcher sehr viel Talent hat, aber die Pferde sowohl als die menschliche Figur und Landschaften nicht tüchtig genug studiert hat. Sonst hat er gerade das nämliche Genre erwählt, was ich wünsche mir anzueignen. Er malt kleinere Gefechte aus dem Mittelalter, Jagden u. s. w. Seine Kompositionen sind schön und voll Leben, er sieht viel auf Haltung und Effekt und hat Kenntnisse der Kostüme.

Von der Kunstausstellung kann ich Ihnen nichts Genügendes und Bestimmtes sagen. Sie machte mir den Kopf zu voll, um einzeln etwas zu fassen. Ich werde bei so vielen Kunstwerken mehr verwirrt. Etwas ganz Ausgezeichnetes ist nicht vorhanden, aber dennoch immer sehr schöne Bilder, sowohl die Kompositionen, als besonders die Naturwahrheit und Ausführung. Es wird hier nichts ohne Modell gemacht, die kleinsten Gegenstände müssen sie vor sich haben, welches aber meistens von der Akademie selbst herkommt. Die Schüler dürfen gleich Bilder machen, sobald sie einen Kopf und den nackten Körper gut malen können, ohne weitere Studien vorher gemacht zu haben. —

[1]) Rudolf Jordan 1810—1887.
[2]) Karl Ferdinand Sohn 1805—1867.
[3]) Wilhelm Camphausen 1818—1885.

Ich muß nun wieder auf Herrn Jordan zurückkommen, der sich so ungemein freute, daß Sie sich noch seiner erinnerten, besonders da er Sie mit Schreiben so ganz vernachlässigt hat. Ich war bei ihm so gut aufgenommen, wie ich es nur wünschen konnte; er gibt sich so viel Mühe für mich, gibt mir Belehrungen und Räte, kurz er ersetzt mir den Lehrer, den ich an Ihnen verloren habe und den ich bis jetzt und besonders in meinem langweiligen Scharnhausen so mangelte. Mit der nächsten Gelegenheit wird Herr Jordan einen Stich, nach einem Gemälde von ihm, das der Rheinische Kunstverein angekauft hat, Ihnen aus Dankbarkeit zuschicken. Für jetzt läßt er Sie vielmal grüßen, welches er mir jedesmal sagte, wenn ich ihn sah. Sehnlichst erwarte ich meinen Freund Richard[1]), ich habe ein halbes Heimweh nach ihm und ich bitte Sie dringend, mir ihn zu schicken, wenn er noch nicht willens ist, abzureisen, um mich aus einer schrecklichen Langeweile zu erlösen. Denn bis jetzt habe ich noch keinen Freund, die Mitkollegen sind mir zu unfleißig und brauchen mir zu viel Geld, als ich zu verzehren habe.

Später hoffe ich Ihnen mehr zu schreiben, ich bin noch zu neu in der Welt draußen, und wie es mit meinen Fortschritten geht, kann ich Ihnen noch nicht viel sagen. Nehmen Sie, mein werter Lehrer, den größten Dank für alles, was Sie an mir getan haben, richten Sie meine Komplimente an Ihre Frau Gemahlin aus, wenn ich Sie bitten darf.

Ganz achtungsvoll und ergebenst unterzeichnet sich

Ihr dankbarer Schüler

R. Koller.

Düsseldorf den 12. Dezember 1846.

Wertester Herr Ulrich!

Um eine günstige Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, will ich mich hinsetzen, um Ihren werten Brief zu beantworten. Ich kann Ihnen nicht genug für die so wohl gemeinten Räte danken. Es ging mir ein Licht auf, erst jetzt erkenne ich den eigentlichen Wert des Künstlers, zu was er geschaffen ist. Die Hauptsache ist doch, *was* er malt, der Geist des Bildes! Ein Künstler ohne wissenschaftliche Bildung ist eine tote Maschine. O wie weit stehe ich noch zurück, wie viel muß ich noch nachholen, und ist es wohl noch möglich, etwas zu erreichen? — Was das Malen selbst anbetrifft, so mache ich so ziemliche Fortschritte. Direktor Schadow wollte mich in die Meisterklasse befördern, was ich aber nicht tun will. Zuerst muß ich tüchtige Meister aus meinem Fache kennen und die *Alten* studieren, wissenschaftlicher gebildet sein, es fehlt mir noch an *Vielem*. — Anfangs des folgenden Sommers möchte ich gern eine Studienreise machen nach Antwerpen, die dortigen Meister und die belgische Malerei anzusehen, dann umherreisen und Studien sammeln von Hütten, Ställen, Terrains,

---

[1]) Richard aus Uster (Kanton Zürich), Koller von Zürich her befreundet und in Düsseldorf sein Zimmernachbar und hauptsächlichster Umgang, bis er mit Böcklin bekannt wurde.

Bauernpferden und Figuren und hierauf beladen nach dem langersehnten Paris, um dort ganz meinem Fache zu leben. Ich glaube, wenn ich länger hier bleibe, so würde ich ganz davon abkommen, ich sehe nichts als historische Werke, Genrebilder und Landschaften. Der einzige Pferdemaler Kamphausen arbeitet nichts. Ich vergesse die Pferde, habe keine Aufmunterung und zuletzt könnte es mich ankommen, umzusatteln. Ich möchte Sie, mein lieber Herr Ulrich, da Sie doch immer teil an mir nahmen, bitten, mir zu raten, was für mich wohl das Beste sein könnte. Mit Herrn Jordan habe ich freilich noch nichts darüber geredet, da es doch noch Zeit genug ist, bis der Frühling ankömmt. Und bis dann kann ich noch viel lernen. — Ein Schüler von Schadow kam mit Studien nach alten Meistern beladen von Paris zurück, welche auf mich einen gewaltigen Eindruck machten und mir neues Leben für Paris einhauchten. Ja, es geht doch nichts über die alten Meister. Von Tag zu Tag begreife ich Ihre Liebe zu diesen immer mehr!

Das Bild für Frau Brunner-Koller[1]) habe ich doch fertig machen müssen. Ich konnte den Bitten, ja den Drohungen von Hause nicht ausweichen. Es ist mir, weil mir eben die Lust dazu fehlte, nicht gelungen. Ich hoffe, wenn Sie es sehen, daß Sie es mit schonenden Augen betrachten oder mit Stillschweigen übergehen.

Dieser beiliegende Kupferstich kommt, wie Sie sehen werden, von Herrn Jordan . . .

Nehmen Sie es nicht für ungut, daß ich so aufdringlich bin, Sie mit Fragen zu belästigen, und nehmen Sie daher den größten Dank

von Ihrem Schüler

Rudolf Koller.

Bruxelles den 12. Mai 1847.

Wertester Herr Ulrich!

Ihr letztes wertes Schreiben hat mich vollends wieder auf den rechten Weg geleitet, Sie haben mich vor einem tiefen Abgrunde, in den ich hineingefallen wäre, glücklich gerettet[2]). Ich bin Ihnen dafür sehr dankbar und ich will mich stets Ihren wohlgemeinten Räten und Ansichten ganz ergeben, indem sie mich gewiß zum Heil führen werden.

Schon bald zwei Monate befinde ich mich in Bruxelles, habe Galerien besucht, auf dem Museum einiges gearbeitet und bei Hause ein Bildchen gemalt. Auf dem Museum befand sich leider kein einziges Gemälde aus meinem Fache von Bedeutung und ausgenommen ein ganz wundervolles und vollendetes Portrait von Rembrandt, einigen Rubens, van Dyk und Jordaens kein schönes Bild. Hingegen sah ich in einer Privatsammlung die Löwenjagd von Horace Vernet und einen Stier von Brascassat[3]). Das

---

[1]) Eine Verwandte in Zürich.

[2]) Koller trug sich, wie er im vorhergehenden Briefe angedeutet und gleichzeitig den Eltern auseinandergesetzt hatte, mit dem Gedanken, Historienmaler zu werden. Davon riet ihm Ulrich entschieden ab.

[3]) Jacques Raymond Brascassat 1805—67.

erstere Bild, obschon meinen Erwartungen von H. Vernet nicht entsprechend, hat mir sehr gut gefallen, besonders in Beziehung auf Geist, Leben und Zeichnung. Die Farbe läßt zu wünschen übrig, sie ist nicht unrichtig, sie ist gut, kann man sagen, aber das Fließende, Reizende der Farbe, die Tiefe, die Farbe, die Rembrandt und Correggio haben, die fehlt Vernet. Freilich seine Bilder, besonders seine historischen Gemälde, verlangen keine Tiefe, die Farbe ist Nebensache, der Geist ist vorherrschend, und er hat eine andere Richtung. Das andere Bild, von Brascassat, hingegen bezauberte mich ganz in Beziehung auf Farbe und malerische Auffassung. Vernet nehme ich mir zum Vorbild als großen Künstler, als Komponisten, als Zeichner, Brascassat als Maler.

Von dem Tiermaler Verboekhoven[1]) findet man auf allen Galerien in Belgien Bilder, es herrscht aber kein Geist und keine Poesie darin, wenigstens nie charakteristisch durchgeführt. Die Zeichnung ist untadelhaft, aber nicht schön, nicht fein gefühlt, die Farbe öfters gut, manchmal schlecht, es ist fein gepinselt, alles prima gemalt, damit es ja nicht nachdunkelt. Er ist der Repräsentant der belgischen Malerei. Sie glauben, mit recht bunten Farben, Asphalt und Lack, weiß und schwarz, rot und blau mache man ein schönes Kolorit. Am meisten hüten sie sich vor dem Nachdunkeln, daß ihre Bilder nicht so häßlich dunkel, rot und braun werden, wie die Bilder von Berghem, Ruisdael, Wouvermann und andern. Aber daß sie auf Geist und Leben etwas Wert setzen, ist keine Rede.

De Keyser und Wappers malen besser. Es sind aber auch die Besten in der belgischen Schule.

Mein Freund Böcklin aus Basel und ich haben Verboekhoven besucht, er sprach aber immer nur von dem Auftragen der Farben, was für Farben sich gut halten und nicht, und er habe aus Rom den echten Outremer mit sich gebracht, der sei viel besser als der andere. Er spricht mit so viel Eigenliebe von seinen Bildern, daß es ihnen an nichts mangelt, sie seien vollkommen, man könne die Natur nicht besser nachahmen und er sei der vortrefflichste Tiermaler.

Sie werden wahrscheinlich denken, ich urteile zu streng und es passe sich für einen so jungen Mann, wie ich bin, nicht, über Männer von Ruf so loszuziehen. Ich rede mit Ihnen, wie ich denke, ich suche bei jedem Künstler das Gute und Schlechte, vergleiche alles mit mir, behüte mich vor Abwegen und suche nur dem Guten und Schönen nachzujagen.

In Belgien so lang zu bleiben, bis ich der französischen Sprache ganz mächtig sei[2]), finde ich daher nicht ganz gut. Was will ich hier tun in den Städten? Die Museums enthalten keine Bilder für mich, in den Privatgalerien hat man keine Erlaubnis zu arbeiten, besonders ein ganz unbekannter Mensch ohne Empfehlung. Mache ich hier im Lande eine Studienreise, so lerne ich anstatt französisch das Vlämische. Was kann mich denn eigentlich von dem Aufenthalte in Paris abhalten? So viel französisch kann ich schon, um mir durchzuhelfen, und wenn ich ja nur die

[1]) E. J. Verboekhoven 1799—1881.

[2]) Wie Ulrich geraten hatte.

Werke der berühmten Meister sehen und öfter sehen kann, so brauche ich für einmal nicht mehr.

Ich glaube, Sie wünschen, daß ich gleich mit Vernet und Brascassat bekannt werden könne. Aber zu dem bin ich noch zu unerfahren und zu ungebildet, um ihnen Interesse für mich einzuflößen. Wenn ich einige Landsleute finde, die mir in einigen Sachen behilflich sein können, so habe ich gar keine Furcht, dort jedenfalls mehr Fortschritte zu machen als hier.

Ich werde suchen, jetzt mehr zu zeichnen und fein zu modellieren, die Anatomie vom Menschen und Pferd fortzusetzen, von größeren Kompositionen Kartons auszuführen und bloß die Skizzen zu malen, höchst selten ein Bildchen ausführen, bis ich einmal mit Erfolg auftreten kann. Ich werde viel historische und poetische Werke lesen, denn diese bilden am meisten. Ein Maler ohne Bildung ist ein Handwerker, das sehe ich von Tag zu Tag immer mehr und mehr.

Wenn Sie diesen Vorsatz, jetzt schon nach Paris zu reisen, mißbilligen würden, so bitte ich Sie, sobald als möglich meinen lieben Eltern es zu berichten. Denn sie werden mir, sobald es ihnen möglich ist, Adressen nach Bruxelles schicken, damit ich dann nach Paris reisen kann.

Es ist mir auch noch sehr viel daran gelegen, mich einmal festzusetzen und mich einzurichten. Das Reisen, Ein- und Auspacken, immer unter fremde Menschen kommen und, ist man etwas bekannt, gleich wieder fort müssen, das ist so lästig. Ich hatte mit meinem Freund für so kurze Zeit nur ein kleines Zimmer genommen mit schlechtem Licht und ein arger Staubwinkel.

Das Bild, wenn Sie es zu sehen bekommen, ist mir nicht am besten ausgefallen. Ich hatte für diesen Gegenstand zu wenig Studien, ich schmierte viel, kratzte ab und malte drauf und drauf, lasierte, retouchierte. Ich probierte alles Mögliche, um zu lernen, nicht um ein schön gepinseltes Bild zustand zu bringen. Es wird mit der Zeit, glaube ich, schwarz werden und einem Philisterauge etwas dunkel, gehackt und ungefällig vorkommen. Aber ich habe daran gelernt durch das Probieren, bin dabei auf andere Ansichten gekommen, was doch immer in den Studienjahren die Hauptsache ist. Für Farbe, Haltung habe ich wenig Furcht, einst etwas leisten zu können, aber hauptsächlich will ich jetzt auf den Geist sehen, ob alles im rechten Sinne aufgefaßt wird, ob der Gegenstand etwas ausdrückt, und will nicht bloße Arrangements malen, ich will, möcht' ich sagen, die Tiermalerei historischer betreiben, ungefähr wie der eine Landseer, wie H. Vernets Pferdestücke, wie Leopold Robert seine Genrebilder erhöhte. Ich möchte es können, und man kann es, aber man muß gebildet sein und man muß recht genau wissen, was Kunst ist und was ein Künstler arbeiten soll, warum er arbeiten soll.

Das Bildchen, das ich malte, wurde noch in der Zeit komponiert, als diese obigen Ansichten noch kaum geahnt wurden. Es ist ein ganz gewöhnliches Genrebildchen, nicht viel mehr als ein bloßes Arrangement. Dürfte ich Sie vielleicht bitten, mir wieder eine solche Korrektur über dieses Bildchen wie über das für Herrn Brunner niederzuschreiben? Ich kann Sie versichern, daß sie mir sehr genutzt hat, und sie wird mir später, wenn ich wieder Pferdestudien mache, noch mehr nutzen.

Ich setzte einen ziemlich hohen Preis auf das Bild. Wenn Sie es aber zuviel finden, so hätten Sie die Güte, meinen lieben Eltern zu sagen, wie viel ich fordern dürfte. Der Rahmen kostete 50 Franken und das Bild rechne ich für vierhundert Franken.

Meine Eltern schrieben mir, ich sollte das Bild in Brüssel ausstellen, wozu ich aber keinen Mut und keine Lust habe. Ich glaube schwerlich, daß es gekauft würde. In Zürich findet sich vielleicht eher eine wohltätige Seele, die mir Geld zum Studieren dafür geben könnte.

Es könnte sein, daß Sie gefragt würden von meinen lieben Eltern und Herrn Schweizer[1]), ob man es ausstellen soll. Es wäre aber besser, das Bild unter der Hand zu verkaufen. Sie waren ja auch immer gegen das zu frühe Ausstellen, und ich glaube, Sie werden es jetzt noch sein.

Mein Freund Böcklin wird mich in einigen Tagen verlassen, um nach der Schweiz zurückzureisen, um seine Studien weiter fortzusetzen. Er ist Landschafter und hat viel Talent. Ich begleite ihn noch bis Antwerpen, damit ich mich dort noch etwas umsehen kann und kehre dann wieder nach Brüssel zurück, um Ihre Meinung und Erlaubnis abzuwarten.

Ich habe Ihnen nun meine Ansichten bruchstückweise mitgeteilt. Was Sie nicht gut finden, so bitte ich Sie, mich besser zu belehren. Ich rede mit Ihnen, mein werter Herr Ulrich, wie ich denke, ich verhehle Ihnen nichts. Es wird Ihnen vielleicht vieles noch kindisch und verdreht vorkommen, auch vieles etwas überspannt und anmaßend.

Es grüßt Sie noch vielmal Ihr dankbarer Schüler Rudolf Koller.

Anmerkung.

Einen Tag, nachdem ich Ihnen die obigen Zeilen schrieb, gingen mein Freund und ich noch zwei Galerien zu besehen. In der einen Sammlung fand ich zwei Bilder von Verboekhoven aus seiner früheren Zeit. Ich war ganz frappiert, so schöne Tierstücke zu sehen, und ich glaubte meinen Augen kaum, als ich den Namen Verboekhoven darunter sah. Eines stellte einen Sturm vor, wie die Tiere erschreckt werden. Sehr schön aufgefaßt, lebendig gezeichnet, mit sehr viel Geist, die Farbe auch gar nicht schlecht. Er hat sehr viel Talent, aber er scheint, wie er einmal einen Ruf hatte, sich mehr in den Privatstand zurückgezogen und in den Tag hinein Bilder gemalt zu haben, um Geld zu sammeln. Ich kann es nicht begreifen, wie ein Maler so sinken kann, in einen Schlendrian zu verfallen. So etwas könnte einen ganz abschrecken.

In Brüssel wäre viel zu lernen, wenn die Privatsammlungen für einen Maler immer geöffnet wären. Aber man muß froh sein, nur einmal hingehen zu können.

Paris, den 29. Januar 1848.

Wertester Herr Ulrich!

Zuerst muß ich Sie um Verzeihung bitten meines langen Stillschweigens wegen. Ich wollte erstens eine gute Gelegenheit abwarten, um Ihnen den

[1]) Hans Jakob Schweizer (1800—1869), Zeichenlehrer in Zürich, der Kollers Talent entdeckte und bei den Eltern die Erlaubnis zur künstlerischen Laufbahn erwirkte.

kleinen Potter zu übersenden. Zweitens gibt es wenige übrige Zeit, daß ich kaum meinen lieben Eltern genug Briefe schreiben kann. Dann wollte ich doch warten, bis ich Ihnen etwas Neues und Wichtiges zu berichten habe. Zu diesem müßte ich aber zu lange warten, denn mit meinen Studien geht es doch zu langsam vorwärts.

Seitdem ich in Paris verweile, kopierte ich immer auf dem Louvre und abends zeichnete ich Akt, aber dies ist alles noch nicht genug. Bei dem Kopieren lernt man freilich malen, aber nicht zeichnen. Dann gibt es sehr wenige Pferdebilder und, außer den beiden Cupp, in sehr kleinem Format. Von den acht bis neun Wouvermanns sind zwei gut plaziert; bei schlechtem Wetter muß ich mir beinah die Augen ausschauen. Ich habe aber die Hoffnung, bei dem nach der Natur Malen werde man erst den Nutzen des Kopierens sehen. Wenigstens sehe ich die Natur jetzt viel schöner und weiß besser was man aufzufassen hat. Ebenso ist es bei dem Bildermalen.

Jetzt ist für einige Zeit die lange Galerie des Louvre geschlossen. Soll ich jetzt im Luxembourg kopieren oder soll ich wo suchen, bis zum Frühjahr bei einem Pferdemaler ins Atelier einzutreten? Jetzt muß ich mich einmal ausschließlich zum Pferdestudium wenden. Ich sollte notwendig mich mit solchen Leuten bekannt zu machen suchen, die mir Räte und Korrekturen erteilen können. Nach Vernet ist noch ein einziger Pferdemaler, der mir gefällt, früher nämlich malte er einige sehr hübsche Bilder. Sie kennen vielleicht das verwundete Pferd von de Dreux.[1]) Er malte auch sehr schöne Hunde, aber jetzt arbeitet er zuviel auf den Verkauf und was Mode ist. Dessenungeachtet hat er doch immer hübsche Studien und es wäre für mich gewiß von Nutzen, bei ihm zu arbeiten.

Würde Brascassat Pferde malen wie sein Vieh und hätte er Schüler, so wäre er mir jedenfalls der liebste von allen. Doch könnte es vielleicht möglich sein, daß er einem die Gefälligkeit erteilte, Arbeiten zu besehen und einem zu raten, denn ich habe auf ihn am meisten Vertrauen und Achtung. Seine Bilder sind ungemein wahr in allen Beziehungen, und ein solch strenges Studium wäre mir am nützlichsten. Dürfte ich Sie daher bitten, mir einen guten Rat zu erteilen und, wenn es Ihnen möglich wäre, ein kleines Empfehlungsschreiben an Brascassat zu überschicken? Ich wäre Ihnen dafür den größten Dank schuldig.

Ich bin die meiste Zeit so niedergeschlagen und mutlos, daß ich immer nur so auf mich allein beschränkt bin, so von keiner Seite die leiseste Anregung und gar keine Korrektur zu erhalten. Bilder mag ich keine anfangen. Die Studien, die ich dazu hätte, sind mir zu schlecht, jetzt würde ich sie gewiß weit besser machen. Aber wo soll ich einen Ort finden für diesen Sommer, um Pferde zu malen, ohne viel Geld draufgehen zu lassen?

In Ihrem letzten werten Schreiben haben Sie mir hauptsächlich angeraten, Croquis in den Straßen zu Paris zu machen. Ich hatte lange keinen Mut, und das schöne Wetter mußte ich auch auf dem Louvre so gut als möglich benutzen und habe also demnach sehr Weniges und Unbe-

[1]) Alfred de Dreux 1808—1860.

deutendes zusammengebracht, was mich jetzt im Winter ungemein reut. Vieles habe ich wohl bei Hause nachher skizziert, was aber nichts sagen will.

Mit vielem großem Recht werfen Sie mir Unordentlichkeit und Flüchtigkeit in meiner Malerei vor. Ich suche dieses so viel als möglich zu verhindern, deswegen habe ich so viel Verdruß, daß ich manchmal nicht weiß, wohin mich verkriechen. Meistens sind es aber so heillose Unglücksfälle, daß mir das Bild entweder von der Staffelei auf den Boden fällt oder wie mir der heilloseste Streich etwas vor dem Neujahr passiert mit Ihrem kleinen Potter. Ich hatte ihn noch fertig gemacht, einige Retouchen da, wo es nötig war, angebracht, stellte ihn nachher auf die Seite an die Wand (wie immer, wenn man fertig ist im Louvre) und ging nach Haus. Den folgenden Morgen fand ich den Potter auf dem Boden verkehrt liegen. Da war er wieder ganz voll Staub, Kalk, was nur möglich war. Voll Schrecken nahm ich ihn nach Haus und stellte ihn auf die Seite in einen geräumigen Kasten, um ihn vor weiterem Unglück zu bewahren. Ich hoffte nämlich, wenn er trocken ist, den Staub leicht wegzunehmen. Einen Monat später, gestern morgen, nahm ich ihn hervor, nahm einen feinen feuchten Schwamm, konnte den größten Staub abnehmen, aber auch damit die Retouchen, ja sogar den Kopf des Mannes, die Mähne vom braunen Pferd. Jetzt sieht er ganz erbärmlich aus, jetzt weiß ich mir nicht zu raten noch zu helfen. Ich fing an zu retouchieren, konnte aber nichts mehr zustande bringen. Jetzt kamen Gewissensbisse und Katzenjammer.

Werden Sie wohl noch die Geduld haben bis im Frühling, damit ich ihn von frischem anfange? Aber Sie haben ihn schon lange erwartet, Sie sind wahrscheinlich jetzt schon ungeduldig geworden. Der Louvre ist geschlossen, es blieb mir nichts anderes übrig, als Ihnen den fatalen Umstand zu berichten und Sie um Verzeihung zu bitten. Nächsten Frühling soll es das erste sein, das ich anfange.[1]) Können Sie wohl noch warten? Und mir verzeihen? Es ist überhaupt eine schwere Sache, auf dem Louvre etwas Kleines zu kopieren. Mein kurzes Gesicht, die große Entfernung (innert dem Geländer ist nicht erlaubt zu kopieren, nicht eine Minute in diesem Zwischenraum sich aufzuhalten) und das ungünstige Licht stören mich immerwährend. Es gibt manchmal Tage, wo man nichts arbeiten kann vor Dunkelheit.

Nebst dem Potter habe ich einen Wouvermann, einen Dujardin, zwei Cuyp, einen Berghem, einen Teniers, zwei Ruisdael und einen Rembrandt kopiert. Mehr konnte ich noch nicht machen.

Meinen lieben Eltern und Herrn Schweizer kann ich hundertmal schreiben, sie sollen doch nichts von mir ausstellen, und doch tun sie es. In Zukunft bitte ich Sie, die Bilder auf mein Verlangen hin wegnehmen zu lassen oder vorher meinen lieben Eltern die Sache deutlich zu erklären, warum ich das nicht haben will. Ich war letzten Herbst höchst aufgebracht, als ich vernahm, daß drei Arbeiten ausgestellt werden.

So viel ich merke, hoffen auch meine lieben Eltern, ich solle schon

[1]) Er kam nicht mehr dazu, diesen kleinen Potter zu kopieren — den großen kopierte er noch — da infolge der Februarrevolution der Louvre für lange geschlossen blieb und er Paris anfangs April 1848 verließ.

verdienen und Bilder malen. Das macht mir viel Kummer, und ich sehe in einen furchtbaren Abgrund hinein.

Aus diesem allem können Sie jetzt ungefähr urteilen, wie es in mir aussieht. Ich sehe keine bedeutenden Fortschritte, obgleich ich beinahe jeden Tag unaufhörlich bis zehn Uhr abends arbeite. Ich sehe wohl, wie es besser gehen könnte, es fehlt aber an Mitteln und Zeit. Das Kopieren macht mich deshalb öfters verdrießlich, weil es nicht von mir selbst, weil es nicht ein Verdienst ist. Die Pferde in der Natur sehe ich weit malerischer, charakteristischer und schöner, als sie meistens gemalt sind; aber ich habe die Gelegenheit nie, mich daran zu versuchen, und wahrscheinlich die Uebung noch nicht, es so aufzufassen und getreu wiederzugeben.

Und dann jetzt noch das Unglück mit Ihrem Bildchen; Sie damit wahrscheinlich aufs höchste zu beleidigen, schlägt mich am meisten nieder.

Ich hoffe, der nächste Brief, den ich die Ehre habe, Ihnen zu schreiben, werde etwas heiterer und besser lauten als dieser.

Noch einmal um Verzeihung bittend, grüßt Sie Ihr dankbarer Schüler

Rudolf Koller.

München, den 6. März 1850.

Wertester Herr Ulrich!

Endlich einmal, werden Sie denken, schreibt der langweilige Koller, von dem man nichts hört und sieht. Daß ich Ihnen aber noch nie geschrieben habe, müssen Sie ja nicht meiner Vergeßlichkeit noch Undankbarkeit anrechnen. Der gute Wille und die Pflicht mahnten mich immer daran, aber gewiß selten war ich fähig, Ihnen etwas Vernünftiges und Erfreuliches mitzuteilen. Denn die leidige Unzufriedenheit mit mir selber, dann, daß ich noch nichts für Sie gezeichnet oder Gemaltes hatte, um Ihnen es zu schicken, nötigten mich dazu, es immer auf jeden Tag aufzuschieben, um bessere Zeiten zu erwarten. Auch jetzt ist mein Inneres nicht im besten Zustande und habe auch noch keine Skizze oder so etwas für Sie. Mein Bild für Herrn Greuter ist fertig und hängt auf dem Kunstverein. Ich hatte mir die beste Mühe gegeben und viel Geld geopfert, um etwas Ordentliches zu machen. Aber eine ungünstigere Zeit hätte ich nie finden können, um es auszustellen, denn die Ausstellung ist so ausgesucht von guten Bildern der besten Meister, daß meines natürlich verschwinden muß. Neben meinem Bilde links hängt ein Horace Vernet (Schmerz einer arabischen Mutter), rechts davon ein Decamps (orientalisches Interieur), etwas weiter dann noch eine gute Kopie nach der Kreuzabnahme von Rubens; Flüggen und Morgenstern haben auch wunderschöne Bilder ausgestellt.

Folgende Woche schicke ich das Bild fort an seinen Bestimmungsort. Ich werde 35 Louisdor fordern; im Falle, daß es Herr Greuter zuviel findet, so werden Sie vielleicht schon so gut sein, nachdem Sie die Arbeit gesehen haben, ihm noch einen niedereren Preis nach Ihrem Gutdünken anzugeben. Verdient habe ich jedenfalls nichts daran, und ferner solche große Bilder um den Preis zu malen, könnte ich mich kaum dazu verstehen.

Ein aufrichtiges Urteil habe ich noch nicht über mein Bild gehört. Es wird zwar meistens gelobt. Der Tadel ist nur unbedeutendes Zeug und nichts, um einen vorwärts zu schieben. Ich möchte Sie daher inständig bitten, mir, nachdem Sie es gesehen, ein ganz unbefangenes Urteil niederzuschreiben, wenn es Ihnen keine zu große Mühe machte. Ueberhaupt einen Leiter und Führer, wie ich an Ihnen hatte, vermisse ich hier ganz. Einzig Steffan ist der ehrlichste und sagt mir öfters ganz gute Sachen, nur will er alles zu münchnerisiert haben.

Auf die Schweizer Ausstellung habe ich jetzt zwei Ziegenbilder von mittlerer Größe in Arbeit. Ein Atelier zu ebener Erde, wie ich wünschte, habe ich nicht. Auch muß ich meine Bilder etwas niedrig im Preis halten, damit sie schnell fortkommen, um nicht in Geldverlegenheiten zu geraten.

Ott[1]) kopiert jetzt den Rottmann von General v. Heideck. Es vergeht kein halber Tag, daß wir uns nicht sehen. Der Winter ist bei uns beiden sehr ruhig gewesen, weder Bälle noch Konzerte besuchten wir. Seit einigen Wochen war es ausgezeichnetes Wetter, und wir haben daher die Umgegenden von München durchmustert und dabei sehr viel Schönes gefunden.

Ich gedenke den folgenden Sommer in ein Gestüt[2]) in der Nähe des bayrischen Gebirgs mich zu versetzen, um wieder einmal die Pferde recht zu studieren. —

Künftig will ich Ihnen mehr schreiben und regelmäßiger. Noch einmal muß ich um Verzeihung meines langen Stillschweigens bitten. Wenn ich Sie bitten darf, auch meine Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin.

Es grüßt freundlich Ihr dankbarer Schüler

R. Koller.

In einer Beziehung sind diese Briefe des jungen Koller, wie seine meisten, darnach angetan, ein falsches Bild zu erwecken. Man gewinnt nämlich den Eindruck eines wenig vorgerückten, schwer und langsam Arbeitenden. Das Gegenteil ist richtig. Er hat mit sechzehn Jahren ein Selbstporträt in Oel gemalt, das ein beträchtliches Können verrät, und im Winter 1846/47 in Düsseldorf ein Bildnis Böcklins[3]) von solchen Qualitäten, wie sie nur wenige Maler dieses Alters erreicht haben mögen. Zur Zeit des Münchener Briefes war er eigentlich schon ein Meister und über seinen dreißig Jahre älteren Lehrer hinausgewachsen. Aber der Dämon seines Lebens, „die leidige Unzufriedenheit mit sich selbst“, drangsalierte ihn damals so gut wie später. Trotz einer reichen und glücklichen Produktion konnte er sich niemals genug tun. Doch hat diese häufige Verdüsterung seinem echten Wohlwollen, seinem Benehmen gegen andere, der Beurteilung der Welt und ihres Laufs keinen Abbruch getan. Es hat niemand darunter zu leiden gehabt als er selbst und natürlich seine Frau, der es nicht immer gelang, die Wolke über dem geliebten Mann zu verscheuchen, die ihn auch dann verschattete, wenn er an den famosesten Skizzen und Bildern arbeitete.

[1]) Gleichaltriger Züricher Landschafter.
[2]) Er begab sich im Sommer nach Schwaiganger.
[3]) Wiedergegeben in meinem Buch „Arnold Böcklin“, 1903.

Karl Ludwig Sand.

Von Wilhelm Hausenstein in Paris.

„Dieß ist der rechte Feyergeist des Lebens, daß du das, was die heiligen Schriften des Christentums und der Vorzeit lehren, das, was deine Dichter singen, thust und nicht bloß es anstaunst oder es nimmst als leere Fabeln.“

(„Todesstoß dem August von Kotzebue.“)

Vorbemerkung.

Die Sandlitteratur ist endlos. Ich weiß, daß ich nur einen Bruchteil, ich hoffe, daß ich die Hauptsache kenne. Neben der Speziallitteratur spielen Zeitungen und Memoiren eine große Rolle. Allein die burschenschaftliche und Wartburglitteratur (Kieser u. a. m.) würde viele Monate des Studiums erfordern. Im besonderen erwähne ich:

1) von Hohnhorst, vollständige Uebersicht der gegen Karl Ludwig Sand wegen Meuchelmordes, verübt an dem Kaiserlich Russischen Staatsrath von Kotzebue, geführten Untersuchung. Aus den Originalacten ausgezogen.... (Hohnhorst war Vorsitzender der Untersuchungsspezialkommission.) Stuttgart und Tübingen. 1820. Zwei Teile.

2) Karl Ludwig Sand, dargestellt durch seine Tagebücher und Briefe von einigen seiner Freunde. Altenburg 1821. (Die Manuskripte sind gegenwärtig jedenfalls nicht im Besitze der Sandschen Familie.)

3) Actenauszüge aus dem Untersuchungs-Proceß über Karl Ludwig Sand; nebst andern Materialien zur Beurteilung desselben und Augusts von Kotzebue. Altenburg und Leipzig. 1821. (Anonym.)

4) Jarcke, Karl Ludwig Sand und sein an dem Kaiserlich Russischen Staatsrat von Kotzebue verübter Mord. Eine psychologisch-criminalistische Erörterung. . . . (Neue, aus ungedruckten Quellen vermehrte Bearbeitung.) Berlin. 1831.

5) Braun, deutsche Studentenbilder und Mordgeschichten aus dem tollen Jahre neunzehn. In Westermanns Jahrbuch der illustrierten Monatshefte. Band 35. Jahrgang 1874. Fünf Fortsetzungen. (Insbesondere Seite 355 bis 365.)

6) von Treitschke, deutsche Geschichte. Band II. (Insbesondere Seite 519 bis 539.) In Band V Beilage 26. (Hierzu Treitschkes Kontroverse mit Baumgarten im Jahre 1883.)

7) Ferner verweise ich auf Goedekes Grundriß (s. v. Kotzebue) und auf die allgemeine deutsche Biographie.

Ich erwähne schließlich, daß mir von Stabsauditeur a. D. Wilhelm Sand, Sohn des Advokaten Friedrich Sand und demnach Neffen des Stu-

denten Karl Ludwig, eine Reihe (bisher teilweise unbekannter) Familienpapiere in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt wurde, aus denen sich namentlich das Bild der Gymnasial- und der ersten akademischen Zeit bereichern ließ.[1])

Erste Jugend. Gymnasium. Schweiz. Tübingen. 1815. Erlangen.

Die Aufgabe der Biographie ist dreifach. Sie zeigt den Charakter einer Epoche und der in ihr wirksamen Potenzen. Sie zeigt die ursprüngliche Anlage einer in einen besonderen geschichtlichen Zusammenhang hineingeborenen Persönlichkeit. Sie zeigt endlich, wie eine bestimmt geartete Persönlichkeit mit ihrem Zeitalter sich auseinandersetzt.

Diese Gesichtspunkte würden sich in der Biographie Sands bewähren. Hier handelt es sich nicht um eine förmliche Biographie. Nicht die ganze Fülle individualgeschichtlicher Einzelheiten liegt in den Grenzen der Skizze; sie strebt danach, die Dynamik eines Lebens aus seiner epischen Vielhaltigkeit herauszulösen.

Noch zwei besondere Bemerkungen zur Methodik dieser Skizze. Sie will nichts sein als eine Station auf dem Weg meiner Untersuchung. Ein Rückblick auf die gewonnene Strecke, ein Ausruhen, persönliche Sammlung zum Weiterem ... Die Rücksicht auf die Oekonomie des Raumes bestimmte mich, einen im höheren Sinn methodischen Fehler auf mich zu nehmen: Allgemeines der Zeitgeschichte vorauszusetzen und jedem Einzelnen die Ergänzung des Bildes zuzumuten. Von vielerlei müßte ja die Rede sein. Von der Kulturgeschichte dreier Menschenalter. Von den Führern. Im besonderen von denjenigen historischen Persönlichkeiten, deren Auftreten in dem besonderen Fall von individuellem Einfluß gewesen ist.

Sands Leben umspannt die Zeit von 1795 bis 1820. Diese Zahlen sind Hebel, eine ganze Reihe von Vorstellungen in Bewegung zu setzen. Die Fragen nach der Persönlichkeit Sands und nach seinem Verhältnis zur Geschichte seiner Zeit verbinden sich in der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung seines Lebens.

Es ist zumeist ein heikles Problem, einen bestimmenden Einfluß heimatlicher Natur auf die Gemütsart eines Menschen und Stammeseigentümlichkeiten in seinem Charakter nachzuweisen. Eine irrationale Größe kann zwar den Ausschlag geben. Davon scheint mir aber in Sands Geschichte auch nicht in abgeschwächtem Maß die Rede zu sein. Sicheren Boden findet die Frage nach dem Einfluß des elterlichen Hauses in Wunsiedel. Die

[1]) Manchem Leser dürfte ein bisher ungedrucktes Schreiben merkwürdig sein, das Fürst Bismarck an Herrn Wilhelm Sand gerichtet hat. Das darin berührte Aktenstück ist ein Originalbrief von Karl Ludwig Sand über Schweizer Sitten und Einrichtungen.

„Berlin, den 10. April 1886.

Euer Wohlgeboren danke ich verbindlichst für Ihre freundlichen Glückwünsche und für die Uebersendung des interessanten Aktenstückes, dessen Inhalt die Vaterlandsliebe von Karl Ludwig Sand in helles Licht stellt.

(m. p.) v. Bismarck."

soziale und die wirtschaftliche Lage der Familie bezeichnen ein mittleres Niveau. Der Vater ist Jurist. Die Mutter entstammt einem angesehenen Kaufmannshause; selbständig leitet sie den Betrieb eines ererbten Kupferhammers. Der älteste Sohn wird wohlhabender Kaufmann, der zweite tüchtiger Advokat. Länger bleiben die Schwestern im Hause; die eine älter, die andere jünger als Karl. Die ganze Familie steht im Zeichen unangefochtener bürgerlicher Rechtschaffenheit und einer warmen protestantischen Religiosität. Die napoleonische Aera und speziell die zweijährige Okkupation der Markgrafschaft Bayreuth durch die Franzosen stärken den patriotischen Geist der Heimat.

Sein Leben lang steht Sand der Mutter am nächsten. Mit ihr verbindet ihn eine intime Gleichartigkeit des Charakters. „Wir beide, bester Karl, haben den Spiegel der Seele, die Augen, miteinander gemein und gewiß auch deren Anlagen alle, und keines deiner Geschwister ist mir so seelenverwandt als du. Daher auch die Schwäche der Schwärmerei.“ Allein wie trefflich steht die kluge Frau in der Wirklichkeit! Dem Sohn mangelt der gesunde Realismus, der der Mutter eignet und den sie ohne Widerspruch in die vornehme Gesamthaltung ihrer Persönlichkeit einzufügen vermag. „Ich beschwöre dich, bester Karl, laß die Schwärmerei dich nicht abführen von bürgerlichen und häuslichen Hinsichten — — — Lerne, bester Sohn, Dinge, welche zum menschlichen Leben gehören, genau behandeln und halte es nicht unter deiner Würde, diese Tugend zu üben!“

Naturgemäß kommt der junge Sand der wenig jüngeren Schwester näher als den älteren Geschwistern. Eine schwere Blatterkrankheit und ein heftiges Fieber hemmen die körperliche Entwickelung des Knaben und alterieren die Regsamkeit des Geistes. Im zehnten Lebensjahre empfängt Sand den ersten Unterricht im väterlichen Hause zusammen mit der jüngeren Schwester. Diese überholt den Bruder in Bälde. Vom Umgang mit Altersgenossen und von lebhaften Spielen sucht sich Sand als stilles Kind anfänglich fern zu halten. Dennoch kennt das Innere des Kindes heftige Bewegungen, die sich gelegentlich manifestieren. Mag es immerhin unter harmlosen Umständen geschehen sein: elfjährig rettet Sand, nicht achtend seiner Festtagskleider, auf die er sehr viel hält, ein kleines Kind vom Tode des Ertrinkens. Eine Wandlung des äußeren Gebarens tritt ein, seitdem er dem elterlichen Hause durch die öffentliche Schule und die Geselligkeit der Kameraden häufig entzogen wird. Mit Leidenschaft beteiligt sich alsbald der schwerfällige Knabe an den Kriegsspielen der Genossen und er gewinnt unter diesen sogar einen maßgebenden Einfluß durch extravagante Einfälle. Mit leidenschaftlicher Sympathie verfolgt er den Krieg von 1809; die Schlacht von Regensburg übt einen äußerst deprimierenden Einfluß auf ihn aus. Im Jahre 1810 wird das Lyceum zu Wunsiedel aufgelöst; der ehrenwerte Rektor Saalfrank, Sands treuester Lehrer, wird an das Gymnasium zu Hof versetzt. Der fünfzehnjährige Sand begleitet ihn dahin und findet in seinem Hause freundlich gewährte Unterkunft. Er erledigt seine Schulpflichten andauernd mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. Ende 1811 wird das Hofer Gymnasium aufgehoben, Saalfrank an die Hofer Primärschule versetzt. Schmerzlich ist die bevorstehende Trennung vom Lehrer.

Sand empfindet eine gewisse Bangigkeit vor der Selbständigkeit. Desto entschiedener fordert die Mutter in einem ihrer besten Briefe vom Sohn den Mut zur moralischen Selbstverantwortung. Saalfrank aber entschließt sich, seinen Zögling ferner im Hause zu behalten, und ihn im privaten Unterricht zur Universität vorzubereiten. Schon um diese Zeit, Ende 1811, ist es Sands Wille, „Lehrer der Menschen“ zu werden. Saalfrank hat die beste Erwartung. „Entweder er wird als Lehrer erwachsener Jünglinge, wozu er alle Anlage hat, oder in einer nicht gemeinen Predigerstelle durch Wort und Beispiel kräftig lehren.“ Ende Herbsts 1812 wird Saalfrank als Professor an das Gymnasium in Regensburg versetzt. Sand geht ebendahin und bleibt im Hause des Lehrers.

An dieser Stelle schalte ich zwei Ueberlieferungen ein, die meines Erachtens einen halb legendarischen Charakter tragen. Im Jahre 1809 warb der österreichische Major von Nostiz im Fränkischen Freicorps gegen Napoleon. Als einige der in Wunsiedel gewonnenen Freiwilligen beim Abmarsch davonliefen, soll der Vierzehnjährige ihnen zugerufen haben: „Wenn ihr, Memmen, nicht wollt, so will ich mitziehen!“ Und als Napoleon im Jahre 1812 Hof berührte, soll Sand, siebzehnjährig, den Ort verlassen haben, weil er, wie er selbst geäußert habe, es nicht ertragen konnte, mit dem Unterdrücker dieselbe Luft zu atmen, ohne sein Leben an ihn zu wagen.

Aus der Regensburger Studienzeit sind zwei Schulhefte und ein Tagebuch erhalten. Die lateinischen und griechischen Exercitien sind mit sichtlichem Fleiß geschrieben und fast durchgängig durch gute Censuren, etwa durch ein „diligenter elaboratum“ oder gar durch ein „*διατελεῖ ἐν μούσαις ὤν*“, ausgezeichnet. Unter den deutschen Aufsätzen findet sich ein Fragment einer „allgemeinen Weltgeschichte“. Beachtenswerter sind zwei andere Aufsätze: „Versuch eines kleinen rednerischen Vortrags eines erwachsenen Studenten an seine Commilitonen bei dem Eintreten mehrerer Feyertage“ von Weihnacht 1812 und „Gedanken und Empfindungen bei dem Schlusse eines alten und dem Anfang eines neuen Jahres von einem edlen studierenden Jüngling“ von Anfang 1813. Man vermißt zwar jeglichen Ansatz zu originellem Denken; die Ausführungen haben eine ganz dogmatische Färbung. Aber es ist zu ersehen, daß sie nicht allein auf den Zweck stilistischer und dialektischer Uebung gerichtet sind. Sie verraten eine treue moralische Beteiligung des Verfassers an den Fragen, die er behandelt. Freilich auch eine gewisse menschliche Armut. Eine gute Probe ist am Platze. „Wer ohne vernünftige Auswahl der Erholungszweige in niedrigen Kneipen, im Spiele mit ungebildeten, ja rohen Knechten, seine Erholungsstunden zubringen würde, der würde seine wahre Erholung nicht nur vernachlässigen, sondern auch vorzüglich sein wahres Wohl ganz und gar aus den Augen verlieren; denn mit Erholung, die wahre Stärkung des Geistes bezwecken soll, muß nicht sowohl ein gewisser Stillstand in der Ausbildung, sondern vielmehr ein reger, doch die Sehnen des Geistes weniger abspannender Fortgang in Sammlung von Erkenntnissen verbunden sein. Nur derjenige unter uns wird sich vernünftig erholen, der sich seinen leichteren Lieblingsarbeiten, vielleicht der Musik, der Lectüre unserer leichteren unsterblichen

Dichter, einer angenehmen Unterhaltung mit guten Freunden, der Besuchung und Bewunderung der freyen Natur und noch anderen unschuldigen Freuden, die ein jugendliches Gemüth aufheitern, überläßt. Der sich dann ferner einem vernünftig geordneten Lebensplane und einer mäßigen Diät unterwirft ..." Schulmäßige, musterhafte Gedanken; dennoch nicht ohne Persönliches. Ihr Wert liegt in dem durchaus ehrlichen moralischen Eifer dessen, der sie wiedergibt. Reizvoller ist die Lectüre des Tagebuches, das Sand im letzten Gymnasialjahre, 1813 auf 1814, niedergeschrieben hat. Die Form entbehrt jeder Spur der unklaren Prätention, die in Sands studentischen Tagebüchern häufig so unerfreulich anmutet; mit naiver Treue und rührender Gewissenhaftigkeit hält er an den Regulativen fest, die seine Erziehung ihm überliefert. Mit quälendem, zuweilen freilich allzukleinlichem Schmerz bemißt er den Abstand, der sein Leben von der Norm trennt. Da ist die Scham wegen einer gewissen körperlichen Trägheit, die ihm Freiheit, Reinlichkeit, Beweglichkeit des Geistes zu verschränken droht und gegen die er in täglicher, oft vergeblicher Anstrengung sich anstemmt. Sein Leben lang klagt Sand über die Unbeholfenheit seines Denkens, seines Ausdruckes und seiner Rede. Er sucht den Gegner im „Fleisch" zu bekämpfen. Er zwingt sich, des Morgens um vier Uhr aufzustehen, um zu arbeiten. Selten erkennt er sich an. „Ein Tag der Unzufriedenheit mit mir selbst. Ich stand spät auf; mein Eifer während der ersten Schulstunden war daher mittelmäßig ..." „Mahne mich, Glocke, ans früher Aufstehen! Auch heute verging ich mich gegen meinen Entschluß, die edlen Morgenstunden sorgfältig zu benützen ..." „Sand, rette dich aus den Schlingen des Langschlafes und sei selbständiger ..." „Heute kann ich nicht mit mir zufrieden seyn. Ich stand um sieben Uhr auf, war deshalb matt, stumpf, dumpfig, langsam und faul ..." Man ist an die ascetische Regulierung klösterlichen Lebens erinnert. Es ist nun selbstverständlich, daß Sand jene Erregungen, die den Größeren die Quelle einer Fülle von Leben bedeuten, für sein eigenes Dasein durch eine enge Moralität sterilisieren muß. Ein Biograph strebte, ihn auszuzeichnen, indem er schrieb: „Die Geschlechtsliebe war ein vollkommenes Vacat in seinem Leben." Leider! Dieses Postulat fordert einen großen Stil der Ausführung, wenn es den Menschen nicht verderben soll. Sands Tagebuch bewahrt rührende Zeugnisse qualvoller Kämpfe um die Heiligung. Mit tiefer Scham vertraut er dem Tagebuch die trübsten Stimmungen. Der Ausdruck wird andeutend und kurz. Zuletzt aber bricht das Gefühl mit Macht hervor und löst sich im inbrünstigen Gebet um göttlichen Beistand.

Im Herbste 1814 verläßt Sand, mit den besten Zeugnissen und voll von herzlicher Dankbarkeit gegen seine Lehrer, das Gymnasium. Zwischen Schule und Universität in glücklichster Stimmung unternimmt er eine Reise in die Schweiz zum ältesten Bruder, dem Kaufmann, die er in einem liebenswürdigen Briefe an den zweiten beschreibt. „Meine ganze Reise von Regensburg bis nach St. Gallen, wobei ich mich fünf Tage in München und zwei Tage in Augsburg aufhielt, kostete nicht mehr als sechsunddreißig Gulden. Aber zu Fuße, wenn es dir möglich ist, müßtest du reisen, sonst hast du nicht den achten Theil des Genusses!"

Seit Jahren ist ihm ja die Berufsfrage entschieden. Wiederholt hat er in den letzten Schulmonaten die väterliche Zustimmung erbeten. „Wollen Sie mich, theuerster Vater, studieren lassen? und können Sie mich unterstützen? Wichtig sind diese zwei Fragen, allein eine abschlägliche Antwort auf beide würde nie im Stande sein, mich von dem hohen Ziele, als ein Geweihter ...... meinem Gott und der Menschheit zu leben, abhalten zu können ...... ich bin fest entschlossen mich zum Verkündiger und Erläuterer der göttlichen Wahrheiten aufzuschwingen, und mein Gemüth ist zu stark von diesem Beruf durchdrungen, als daß ich mich davon durch Aeußerlichkeiten, seien sie auch noch so irdisch drückend, je abwendig machen lassen würde." In einem weiteren Briefe äußert er eine entschiedene Abneigung gegen Erlangen. Philosophie und Theologie scheinen ihm und seinen Ratgebern fast gänzlich zu versagen; das Studententum ist burschikos. „Ich wünschte in einen humaneren, feineren und mehr moralischen Ton versetzt zu werden ..... auch misse ich ... jenen ächt religiösen Geist, der mich von außen her umgeben, der mich im Innern beseelen muß, wenn ich mich würdig für meinen hohen, seeligen Beruf vorbereiten soll ...." Mitte Novembers 1814 wird Sand zu Tübingen immatriculiert. In seinen Papieren findet sich ein bisher unbekanntes, etwas konfuses Scriptum seiner Hand, das ich um seines höchst charakteristischen Gehaltes und Tones willen mitteile: einen „täglichen Studierplan zu Tübingen". „Stehe auf um 1/27 Uhr. Studiere die Universalhistorie; dann Kritik des neuen Testamentes und die Psychologie; frühstücke und lese dazu für deine humanistische Bildung. Gehe um 9 Uhr in die drei Collegien und schreibe hier fleißig nach. Essen zu Mittag. Gehe bis um 1/22 spatzieren; studiere dann die Thiersische (griechische) Grammatik und bereite dich auf das Collegium um 4 Uhr vor, wozu du auch, wenn Zeit übrig bleibt, ein Stück aus dem Herodot lesen magst. Schreibe nun im Collegium fleißig nach. Ist kein Collegium und brauchst du dich auf dasselbe nicht vorzubereiten, so arbeite für das Griechische oder Lateinische und repetiere auch fleißig des Aristophanes Wespen und den zu studierenden platonischen Dialogen. Nach 5 Uhr repetiere immer, was im Collegium vorgekommen, und nur selten magst du dir es erlauben, ein Schach zu spielen oder zum Vergnügen zu lesen oder dich mit andern zu unterhalten; oder mit einem Bekannten spatzieren zu gehen. Um 6 Uhr kannst du in die Kneipe gehen. Issest du zu Hause oder gar nicht, so lese dazu oder unterhalte dich mit deinen Nachbarn. Nachher (in der Kneipe darfst du höchstens bis um 8 Uhr bleiben) schreibe dir Collegienhefte nach und studiere, was unterblieben. Die Zeit vor dem Abendessen ist eigentümlich zur Lectüre des Herodots und Tacitus .... ist nun in dem Studium dieser herrlichen Bücher nicht genug geschehen, so hole es nach; repetire hier bisweilen .... fleißig; dann kannst du auch deine Correspondenz, (welche) als ein vorzüglicher Gegenstand deiner Bildung (dir an-)gelegen seyn soll, versorgen und gut unterhalten ...... schlafe nach frommen Gebeten in Ruhe und in reinen Gedanken und Bildern ein; aber um Himmels Willen, verschlafe nicht dein halbes Leben. Der Donnerstag oder sonst ein freier Tag sei dazu bestimmt, die allenfallsigen Lücken und Unterbrechungen auszufüllen .... zum

Exerzitium im Lateinschreiben, und zum Studium dessen was am nothwendigsten. Vor Unterbrechung deines Studienplanes hüte dich so sehr als möglich, und wenn ja eine vorfallen sollte, so suche sie wenigstens gleich dadurch gut zu machen, daß du um so fleißiger arbeitest und das Versäumte nachholst. Wirst du dies nicht gleich thun, so wisse, daß du immer weiter zurückkommen und um so länger in der Tiefe stecken bleiben wirst. An Sonn- und Feyertagen stehe gleich frühe auf, wie an den übrigen Tagen. Widme die Zeit vor dem Anfange des Gottesdienstes deinen Freunden, Aeltern, sonach also der Correspondenz und solchen Arbeiten, die für die litteraria societas Ratisbonensis gehören. Besuche fleißig den Gottesdienst und stärke dich hier durch Andacht und wahre Erhebung deines Herzens zu Gott zu alle Anfechtungen und alle Reitze des Irrlebens durchschneidenden Kämpfen; solange du Gott vor Augen und im Herzen hast, kannst du nicht sündigen. Besonders während der Feyertage nehme dich in Acht vor Müßiggang, (be-)schäftige dich mit guten Dingen, so streng als möglich; denn es ist immer leichter zu fallen als zu kämpfen und zu siegen. Der Nachmittag sei zu einem weitem Spatziergang oder sonst einem edlen Vergnügen gewidmet. Lebe nun diesem Plane getreu und realisire ihn; strebe und es wird öfter gehen, als du hofftest, und du wirst dadurch alle Anforderungen und Reitze der Sünde, diese schlüpfrigen und glatten Plätze, wo dein freyer Wille im Schlaftrunke begraben ist, wo alle deine Ruhe und Zufriedenheit durch ein elendes Sieb läuft, du wirst über diese Plätze muthig hinweggehen. Halte fest an Gott und an diesen hohen Ideen." Ein derartiges Dokument macht jedes Räsonnement überflüssig. Das erste Semester läßt sich gut an. Zum Beleg diene eine Briefstelle. „Hier .... in Tübingen geht es mir nun überaus gut, und du kannst nicht glauben, wie sehr es mir hier von Tag zu Tag besser gefällt. Ueber die Lehre Jesu herrscht in der hiesigen theologischen Fakultät ein herrlicher Geist; so daß ich nichts sehnlicher wünsche, als hier meine theologischen Studien ganz vollenden zu dürfen. Auch der Geist unter den Studierenden hält zwischen zwei Extremen in den meisten Fällen die schöne Mittelstraße und ist vorzüglich unter den Nordteutschen, deren eine ziemliche Anzahl sich hier befindet, ausgezeichnet gut. Nur ist alles, was man braucht, ein wenig theuer, so daß ich kaum jährlich mit vierhundert Gulden werde auskommen können ......" Es ist nun eine bemerkenswerte Tatsache, daß Sand gegen Ende des ersten Semesters zu einer studentischen Korporation burschenschaftlicher Observanz in Beziehung trat. Im Mitgliederverzeichnis der Teutonia wird unter dem Datum des 28. Aprils 1815 die Reception Sands notiert. Ebenda und anderweitig ist bezeugt, daß Sand am 29. das Städtchen verlassen hat, um sich den Kriegsfreiwilligen anzuschließen. Die elterliche Genehmigung setzt er voraus. Neunzehnjährig fordert er von sich das Höchstmaß patriotischer Energie. „Auch ich halte es für die höchste Pflicht, für aller Theuern, die mich lieben, Freiheit mit zu kämpfen, und, sollte die Uebermacht Vortheile über uns erlangen, vorn an den Gränzen im Tode über einen Wütherich zu siegen ..... Nur wenn uns Gott den Sieg verleiht, haben wir Hoffnung, uns recht bald froh wieder zu sehen; sollte dies, was Gott verhüte, nicht der Fall sein, so ist

..... mein letzter Wille, daß Sie, biedere, teutsche Eltern, nicht in einem unterjochten Lande wohnen mögen!" Die Unannehmlichkeiten des Feldlebens erträgt Sand mit Ausdauer und anerkannter Kameradschaftlichkeit. Gleichzeitig aber entwickelt er in sich eine starke Abneigung gegen das Berufsmilitär; um den Ausdruck seiner Wartburgdenkschrift zu gebrauchen, gegen die „Soldaterei". Sands Truppe kommt nicht ins Angesicht des Feindes; Sand beklagt bei späterer Gelegenheit, daß er nie das „Glück" gehabt habe, einen Franzosen zu töten.

Es existierte eine bayerische Gesetzesbestimmung, die es den bayerischen Staatsangehörigen untersagte, eine „ausländische" Universität zu Studienzwecken aufzusuchen. Das Tübinger Semester war daher ein Risiko. Sand scheint zwar die Legalisierung dieses Semesters nachträglich erreicht zu haben; aber er wurde von der Behörde angewiesen, seine Studien bei der Landesfacultät fortzusetzen. Erlangen war nicht mehr zu umgehen. Anfang Januars 1816 wird Sand zu Erlangen immatriculiert. Vom Beginn des Erlanger Aufenthaltes führt das Tagebuch (die gedruckte Ausgabe leider nicht in lückenloser Folge) bis zum letzten Tage des Jahres 1818. Hier handelt es sich um die wertvollste Quelle. Sie offenbart die psychologischen Voraussetzungen der Tat. Sie reguliert darum die moralische Beurteilung des sogenannten Verbrechers; und sie trägt in wichtigen Teilen die Erkenntnis des äußeren Tatbestandes. Wenn ich Eindrücke von originellem Wert vermitteln will, so bin ich gezwungen, von Zeit zu Zeit charakteristische Partien aus dem Tagebuche auszuheben.

Es ist nicht so, daß die Entwickelung Sands durch kräftig unterschiedene Phasen rasch hindurchwüchse. Die Skala zeigt nicht ein abwechslungsreiches Nacheinander starker, durch präcise Abgrenzungen von einander getrennter Töne. Der unabänderliche Bann seiner Persönlichkeit, den er nimmer zu brechen vermag: seine dunkelste Anlage, sein Schicksal ist einer entscheidenden Wandlung überhaupt nicht ausgesetzt. Dies Schicksal birgt eine rigorose Logik und es ist, als ob es auch die Bewegungen der Oberfläche binde. Sands tiefstes Wesen ist von absoluter Einheitlichkeit. Sein Denken und sein Handeln ist das wahrnehmbare Spiel im helleren Vordergrunde. Ein Spiel in unbeholfenen Bewegungen, ein rastloses Vorwärtsdrängen, das mit der Traumschwere kämpft. Das von einem rätselhaften Hintergrunde her eine ganz spezifische, ahnungsvolle Stimmungsfarbe empfängt.

Psychologisch höchst bemerkenswert scheint eine Tagebuchaufzeichnung vom Sommer 1816, die ein Chaos von Affecten aufdeckt. Eine Empfindung jagt und kreuzt die andere, jede gesteigert, alle verbunden eine unendliche, beinahe orgiastische Sehnsucht nach einem unbekannten Ziel. „Am Abend kam ein Erhabenheit verkündendes Donnerwetter. Ich konnte mich des Schauens nicht sättigen. Vielerlei Ideen lebten frisch in mir auf. Ich fühlte meine durch Erbsünde mir selbst aufgewiegelte Anlage zur Melancholie, erkannte meine Schwärmerei, daß sie bisweilen im schlechten Licht sich zeige. Das Donnerwetter rief mir aber Gnade und Leitung Gottes in meinen sündhaften Fesseln zu. Endlich kam ich auf den Wunsch, auch doch einmal geschickt zu sein, die von mir selbst so ehrfurchtsvoll betrachteten

Oden Klopstocks fühlen und würdigen zu können. Ich suchte sie aus meinen Büchern hervor, und siehe, du, großer Gott, gewährtest mir im Leuchten des Blitzes, die hohen Ideen des erhabenen christlichen Dichters in mir schaffen zu können. Ich las, solange das eigentliche Gewitter anhielt, bis um halb zehn Uhr. Zum Studium meiner Collegienhefte wäre ich zwar aufgelegt gewesen; aber ich überließ mich lieber dem, meine Schwärmerei, dieser Tage wieder so sehr aufgewacht, schlechten Anstrichs, aufs Tiefste zu verfolgen mit der Phantasie, um ihrer einmal satt zu werden. Dies that ich, aber sie führte, in festen Schranken eingezäunt, diesmal zu nichts Entwürdigendem, und die hohe Idee, daß trotz der Teufelsanlage in uns (welches Goethe in seinem Tanz der Teufel und Hexen auf dem Brocken im Faust so trefflich ausmalt) doch du, o Gott der Allgegenwärtige, mit unaussprechlicher Vaterhuld dich unser, der Sünder, und auch meiner in diesem Zustande annimmst, machte mich ruhiger, und ich legte mich schlafen mit dem Wunsche, neben geförderter Arbeit mich recht unter die Menschen, unter die Studentenwelt werfen zu können, um von dieser melancholischen Seite her nicht zu viel zu leiden, und lustiger und mit Sprachgabe ausgerüstet zu werden. Deine Vaterliebe, o Gott, o Absolutes, ist mir verheißen durch deinen Sohn Jesus, und ich will es werden und bin es — gläubig!" Wessen Seele *so gearteter* Erhebung fähig ist, dessen Alltag muß in trüber Dämmerung liegen. Wünscht man ihm nicht das Geschenk fröhlichen Leichtsinnes?

Sand liebt es, Menschen um sich zu haben. Aber nicht zu Scherz und heiterer, harmloser Laune. Spukhafte Einfälle und Ueberraschungen, pathetische Feierlichkeiten gerne zur Nachtzeit, heftige philosophische Debatten, regelloses Phantasieren, leidenschaftliche Liebe zu den Freunden und ebenso leidenschaftliche Forderungen und Widerstände. Die Art der Geselligkeit, die Sand bevorzugt, hat ihr Beispiel in einer Reformationsfeier, die ich nach einer Tagebuchstelle von der Mitte Februars 1816 mitteile. „Um neun Uhr abends kamen wir auf Z . . . . . s Zimmer bei Chocolade und Bier, des großen Dr. Martin Luthers Sterbetag und Sterbestunde (am 18. Februar 1546 frühmorgens zwischen zwei und drei Uhr) festlich zu begehen und sein Andenken in uns zu beleben. Wir sangen geistliche und weltliche schöne Lieder; Luthers Tod, berichtet an den Curfürsten von Professor Jonas, aus Seckendorffs Leben Luthers, wurde vorgelesen; und endlich zum Beschlusse um die Sterbezeit sangen wir: ein' feste Burg ist unser Gott, brachten Luther ein rührendes Vivat und gingen dann gegen drei Uhr nach Hause."

In Tübingen schon hatte sich Sand von jeder Sympathie für das *herkömmliche* studentische Getriebe frei erhalten. In Erlangen entrüstet er sich über den Unfleiß, die Völlerei, die Rauflust und die Sittenlosigkeit der Landsmannschafter und er gewinnt die Ueberzeugung, daß eine gründliche Reform des burschikosen Gebarens ein seines ehrlichen Eifers würdiges Arbeitsgebiet sein werde. Er denkt keineswegs an die totale Beseitigung spezifisch studentischer Eigentümlichkeiten und Gebräuche; denn er liebt die Besonderheiten des akademischen Lebens. Er führt eine gute Klinge; eine Tradition der Familie Sand erzählt, daß er an fünfundzwanzig Mal

auf der Mensur gestanden sei. Es ist aus der Jenenser Periode eine Proklamation überliefert, in welcher er jedem Studenten, der durch Wort oder Tat den Bestrebungen der Jenenser Burschenschaft entgegenwirken wolle, einen dummen Jungen stürzt, um ihn zum Zweikampf zu provozieren. Soviel wird deutlich, daß Sand dem Ehrenhandel einen ganz neuen Inhalt geben will: das Vaterland und den auf Vaterland und Gott bezogenen teutonisch-christlichen Ehrbegriff. Dem landsmannschaftlichen Komment wird der Ehrenspiegel der neuen Burschen gegenüber gesetzt. Wo fiel es einem Landsmannschafter ein, sich mit Gebet zur Mensur vorzubereiten? Sand macht aus dem studentischen Zweikampf eine Art von Gottesdienst. Er ist weit davon entfernt, eine Paradoxie zu entdecken. Was er angreift, greift er eben mit der ganzen Schwerfälligkeit seines stets in den Tiefen erregten Naturells an. Darum wird ihm auch die studentische Mensur eine Angelegenheit von Bedeutung.

Allein es mußten ganz besondere Motive vorhanden sein. Das Vaterland ist des äußersten Dienstes wert, wert des Opfertodes. Vielleicht war Sand einer von denen, die nur dieses Opfer bringen konnten. Jener Gedanke, für einen offenbar großen Zweck sich mit dem Leben einzusetzen, mag eine ständige Versuchung seiner Phantasie gewesen sein. Wenn nun der Zweck hinter dem Mittel zurücktrat? Wenn beide in eines zusammenflossen? Es bedurfte nur einer einzigen Voraussetzung. Sand kannte nur die Hyperbel; er übersah es, daß man dem äußersten Mittel eine deplazierte Anwendung geben kann. Er war vielmehr, in seinem Fall gewiß, vom Gegenteil überzeugt, da er nicht gegenständlich denken konnte. Und dann konnte ihn das Irrlicht eines herostratischen Ruhmes desorientieren, ihn, der ohnedies die Situation nicht übersah. .... Vorüber sind die Tage patriotischen Ueberschwangs, da sich die jugendliche Kraft der größten Sensation des Lebens, dem Tod, dem Tod für die teuerste Sache, mit glühender Leidenschaft entgegendrängte. Es ist nach den Freiheitskriegen. Zweimal begreiflich, daß Sand den Kultus der studentischen Waffe treibt. „Jedwedem Unreinen, Unehrlichen, Schlechten, und wer nur immer seinen teutschen Namen entehrt, soll der Einzelne auf seine eigene Faust, nach seiner eigenen hohen Freiheit zum offenen Kampfe entgegentreten, damit das ganze des Rügens und Strafens mehr überhoben sei ...." Aus dem Krieg der Nationen wird Follens „guerre des individus." Begreiflich auch, daß die Inbrunst, mit der dieser Kultus getrieben wird, mit Entschiedenheit zum bittersten Ernst sich wenden muß, wenn für das studentische Waffenspiel Ersatz gefunden wird. Dann verläßt Sand den Agon und sucht sein Vorbild in Harmodios und Aristogeiton.

Derlei ist nun der Landsmannschaft völlig fremd. Sie begnügt sich mit dem bis zum Ekel verhunzten „Wahlspruch" von Wein, Weib und Gesang und ihr politischer Gesichtskreis (wenn er überhaupt in Frage kommt) reicht bis zu den Grenzen des respectiven Vaterländleins, um dessen Glorie willen prinzipiell gerauft wird. Sie terrorisiert das ganze akademische Leben einschließlich des Professors und nicht minder den Philister. An der hohlen Tradition der Landsmannschaft finden die, die aus dem Krieg zurückkehren, kein Genüge. Sie sind überzeugt, daß es allerdings Aufgabe des Studenten

sei, sich um die Dinge des Vaterlandes zu kümmern und geben ihrem Ideal des einigen, konstitutionellen, vielleicht gar republikanischen Reiches den nächsten Ausdruck im korporativen Zusammenschluß der Gleichgesinnten. Sand glaubt wie viele zunächst an die Möglichkeit, die Landsmannschaften mit dem neuem Geist zu durchdringen. In der Hoffnung auf diese Transsubstantiation, im Uebrigen um sich vor den Rudidäten der Ansbacher zu sichern, läßt sich Sand in die fränkische Landsmannschaft aufnehmen. Die Enttäuschung folgt auf dem Fuß. „Heute am Jahrestag der Schlacht bei Belle Alliance (am 19. Juni) war ich auf dem Grad des Mittheilens gesteigert. Ich offenbarte meinen Mitbrüdern, daß ich als Franke für deine Zwecke, o himmlischer Vater, wirken wolle. Amen." Am 16. August des nämlichen Jahres (1816) ist Sand nicht mehr Mitglied der Frankonia. Alsbald wird von ihm und einer Anzahl resignierter Landsmannschafter in romantischer Scene nächtlicher Weile an einem Hügel in der Nähe Erlangens, der unter den Freunden das Rütli genannt ist, die Erlanger Burschenschaft begründet. Leider fehlt es nicht an internen Reibungen; nicht zu reden von dem ordinären Verhalten der Landsmannschaften, die den neuen Burschenbund selbstverständlich sofort in den Verruf tun und in jeder Weise irritieren.

Es ist der Raum nicht vorhanden, in mancherlei psychologisch sehr interessantes Detail einzudringen. Dann erst würde sich das Bild von allen Seiten schließen können. Allein ich bin genötigt, zwischen der historischen Persönlichkeit und dem psychologischen Phänomen, dessen differenzierte Analyse schließlich dem Künstler obläge, eine gewisse Grenze zu ziehen. Eine Tatsache ist jedoch nicht zu ignorieren. Im Sommer 1817 ertrank Sands intimster Freund, der liebenswürdige Theologe Dittmar. Der Eindruck dieses Ereignisses war außerordentlich heftig; zunächst des Ereignisses selbst, dann der Kollisionen mit den Landsmannschaften, die dem traurigen Fall mit einer skandalösen Roheit begegneten.

Die fachlichen Studien gehen wenig voran. Interesse erwecken fast ausschließlich die Vorlesungen des Theologen (Paul Joachim Siegmund) Vogel, der in seiner Disziplin mit Kants rationalistischen Forschungsprinzipien arbeitete. Sand hat in Erlangen zum ersten Mal die Kanzel betreten. Im Privatstudium scheint er sich eingehender mit den Klassikern befaßt zu haben. Es läßt sich ohne Weiteres denken, daß er sich dem Werther, in Folge einer gewissen äußeren Analogie der Gemütsverfassung, nähern mochte; selbstverständlich ohne jede Gemeinsamkeit in der Sache. „Ich las die Leiden des jungen Werthers. ... Sie halte ich meist für träges Sehnen, das aus Ekel vor der Gegenwart entsteht; aber das ist .... nicht das Rechte ..... die Sehnsucht nach dem Scheiden aus dieser Welt wurde wieder wach, aber sie gestaltete sich wieder so wie Körners Schwert nach dem Hochzeitsreihen, und als lautes Sehnen nach der Abrufung zum Sieg und Klang, und ich mußte Körners Schwertlied lesen, und gerne war ich mit ihm und seinem eigenen herrlichen Hinscheiden vertraut und will gern hinführo das bräutliche Schwert sein, das sehnsüchtig harrt auf den Aufschwung zum höheren Kampfe". Neben solchen Stimmungen

begegnet eine mädchenhafte Vorliebe für süße Sentimentalitäten wie Fouqués Undine.

Nun ist es nicht die geringste Frage, welche Gestalt die religiöse Ueberzeugung bei dem angehenden Seelsorger gewonnen hat. Ich habe dieses Gebiet bereits berührt. Sand hat eine höchst naive Art, das göttliche Interesse auf kleinmenschliche Dinge ganz unmittelbar zu beziehen. Im Folgenden liegt wohl das beachtenswerteste Beispiel. In der Heimat reitet Sand den Fuchs des zweiten Bruders. Eines Tages wird das Pferd unwohl. „Würde es trotzig oder sonst krank, so würden die Leute ..... die Schuld auf mich schieben, ob ich es gleich so sehr pflegte ...... ach Herr! verschone mich, wenn ein solches Unglück von mir entfernt werden kann, und lasse es bald wieder genesen. Aber ich will auch mit deinem Beistand solch drückenden Unfall für unsere Familie ertragen, wenn du, Herr, es mir mit Weisheit auferlegt hast, und es zum Inmichkehren, zu meiner Besserung dienen soll, und wenn es Strafe für meine Sündhaftigkeit sein soll. Vater, in deine Hand empfehle ich ein solches Verhängnis, meine Seele und mein Leben." Dies ist doch wohl mehr als der Niederschlag einer schwächlichen Augenblicksstimmung. Hier schafft der Einfluß der freisinnigen Jenenser Theologie radikalen Wandel. Vorderhand verwundert es nicht, daß Sand die Gelüste eines gesunden Hungers aus mönchischen Gesichtspunkten betrachtet und sich selbst wegen seiner „Naschhaftigkeit" mit den härtesten Vorwürfen überhäuft. Was soll aus diesem Zustand kleinlichen Sündenbewußtseins anderes kommen, als melancholische Verdrießlichkeit, Reizbarkeit, Arbeitsunlust und Hypochondrie?

Das sind Imponderabilien, die ich erwähnen muß; denn sie befördern eine Gemütsdisposition, die für extravagante Einflüsse empfänglich ist.

Wenn Sand schließlich Erlangen ungern verläßt, so ist die Ursache, daß die junge Burschenschaft, in der Hauptsache Sands Werk, im Sommer 1817 zu florieren beginnt.

Wartburgfest. Jenenser Luft. Hegeliana. Follen. Die That. Der Ausgang. Komplizen?

Ich muß es mir erlassen, vom Einzelnen des Wartburgfestes zu sprechen. Ich hoffe, daß wir nicht unfähig sind, den politischen Enthusiasmus jener Tage einigermaßen nachzuempfinden und auf diese Weise das Ganze zu begreifen. Sand traute sich bekanntlich nicht zu, als Redner aufzutreten. Er verteilte eine von ihm verfaßte (vielerorten wiedergegebene und besprochene) Proklamation, die in höchst allgemein gehaltenen Ausführungen der Burschenschaft ihre Ziele und die hauptsächliche Aufgabe wies, das politische Leben Deutschlands zu reformieren. Und nun ist es nicht ohne Bedeutung, daß Sand jenem von dem Berliner Burschenschafter Ferdinand Maßmann, einem unbedingten Anhänger Jahns, auf des Turnvaters Anregung am Wartenberg bei Eisenach inscenierten Autodafé beiwohnte und neben anderen Werken, in denen eine reaktionäre Gesinnung vermutet wurde — gelesen hatte man kaum ein einziges — auch Kotze-

bues deutsche Geschichte verbrennen sah: in Wahrheit wohl ein Bündel Makulatur, das mit dem Titel des Kotzebueschen Opus etiquettiert war. Sand empfängt mit absoluter Selbstverständlichkeit den Eindruck, daß alle verurteilten Autoren nichtswürdige Söldlinge der Reaktion seien. Der Gedanke kritischer Prüfung der Sache liegt ihm völlig fern. Sand hat bekannt, daß er am Wartenberg zum ersten Mal ernstlich auf Kotzebue aufmerksam geworden sei. Es entsprang also der Abscheu gegen diesen einem reinen Gefühlsmotiv. Dieses mochte immerhin logisch unberechtigt sein; entscheidend blieb, daß es in intensivster Stärke vorhanden war.

Ende Oktobers 1817 wird Sand zu Jena immatrikuliert und Mitglied der blühenden Jenenser Burschenschaft. Seine wissenschaftliche Fortbildung verrät nirgends fachlich begrenzten Eifer. Er hält sich an die Lehrer, die seinen eigentümlichen Interessen entgegen kommen. Fries lehrte Philosophie im Sinne Kants, doch mit kräftigem Gefühlseinschlag und mit populärwissenschaftlichen und litterarischen Tendenzen. Luden trug die Geschichte im Streben nach philosophischer Verbindung der Einzeltatsachen und mit besonderer Vorliebe für aktuelle Probleme vor; reflektierend und von einem stark pragmatischen Standpunkt. Seine Kollegien dankten dem Glanz seiner Beredsamkeit einen unerhörten Zulauf. Der bizarre Oken lehrte naturwissenschaftliche Disziplinen. Er erwarb seine akademische Beliebtheit weniger durch seinen soliden und geistvollen fachwissenschaftlichen Vortrag als durch seine äußerst energische Beteiligung an den politischen Tagesfragen und die Achtbarkeit seines Charakters. Sand hört diese Lehrer mit großem Eifer. Mit Fries trifft er zudem in einem philosophischen Debattierklub zusammen, dessen radikalere Mitglieder sich indes sehr bald, unter der Firma einer „litterarischen" oder „staatsrechtlichen Bildungsgesellschaft", um den Privatdozenten Karl Follenius scharen. Wenn jene drei Professoren sich auch eine gewisse hofrätliche Reserve auferlegten, so fehlte doch keinem die demokratische Spitze und die Sympathie für die Burschenschaft. Fries und Oken hatten sich sogar am Wartburgfest beteiligt: dies war allerdings im Land des trefflichen „Altburschen" Karl August kein Wagnis gewesen.

Intensive Eindrücke empfängt Sand zuletzt im Verkehr mit einem studierenden Fachgenossen, in dem ich den Theologen Florian Clöter vermute — der als hochbetagter Pfarrer im Jahre 1878 zu Hof ein kleines Schriftchen mit Jugenderinnerungen herausgab. Dieser Theologe war ein rigoroser Anhänger Hegels und sprach in immer neuen Formulierungen den Gedanken aus, „daß, da er nicht einsehe, weshalb der Geist zu seinem Leben der Form des Endlichen bedürfe, das heißt warum außer Gott, das heißt der Seligkeit der Geister, noch etwas anderes sei, ihm der Inhalt und der Zweck der sogenannten Natur und des menschlichen Lebens leer und völlig gehaltlos erscheine, und daß er daher nicht thätig sein könne für die bloße Verbesserung des menschlichen Zustandes, sondern seine ganze Kraft auf die Vernichtung der Natur und des menschlichen Lebens verwenden werde. . . ." Es ist nicht so, daß Sand sich das Materiale der Gedanken des Freundes mit Bewußtsein zu eigen gemacht hätte. Dagegen wird er aufs Aeußerste von der eisernen Konsequenz betroffen, mit der der Freund das System zu Ende denkt. Eine Tagebuchstelle vom Ende Augusts 1818

führt eine deutliche Sprache: „Gott, heute lebte ich mit C..... und seinem Aufsatze zusammen. Ich bewundere, was ich keinem Menschen thue, seinen freien, tüchtigen Geist, der — was soll er noch mit dem Körper? Ich werde hineingeführt aufs Neue und ärger und ärger; ich kenne mich als Feigling — nur du, o Gott, kannst mir zum Klaren helfen!" Es ist zuvörderst die Entschiedenheit der Selbstbestimmung und der entschlossene Wille, von der Erkenntnis zur Tat überzugehen, die Sands Bewunderung und Nacheifer erregen. Daneben adoptiert er, von einer gewissen Gemeinsamkeit der Stimmung nicht weiter zu reden, allerlei Elemente der eigentümlich gefärbten Begriffswelt und der spezifischen Ausdrucksweise des Freundes, indem er gegen ihn polemisiert. „Sieg! Unendlicher Sieg! Aus eigener Ueberzeugung in eigener Art leben wollen, mit unbedingtem Willen, außer welchem in der Welt vor Gott mir nichts eigen ist, im Volk den reinen Rechtszustand, das ist den einzig gültigen, den Gott gesetzt hat, gegen alle Menschensatzung mit Leben und Tod zu vertheidigen, die reine Menschheit in mein deutsches Volk durch Predigen und Sterben einführen zu wollen, das dünkt mir ein unbedingt Anderes, als „dem Leben, dem Volk entsagen". Dank dir, Gott, für diese Gnade; o, welche unendliche Kraft verspüre ich in meinem Willen; ich zittere nicht mehr! Dieß der Zustand der wahren Gottähnlichkeit!" . . . „Der Gnaden will ich nur eine, die ewige Gnade Gottes, die somit nie wiederkehren kann, sondern mit Setzen unseres Wesens erschöpft ist. Ich entsage dem schlaffen Glauben an ein augenblickliches Hervorgreifen der Hand Gottes hinter den Tapeten in das Spiel der Natur und Menschenwelt, je mehr ich auf der andern Seite mein eigenes Gemüt hinaufsteigere und deine Urgnade, o Gott, durch mein ganzes thätiges Sein und Leben preisen will. . . . Ich will meinen Willen, das höchste Geschenk Gottes, das einzige Eigentum, recht erkennen, und mit ihm mir all das Unendliche aneignen, was du um mich her zur Bewährung und Selbstschöpfung gelegt hast. Alle Gnaden verwerfe ich, die ich mir nicht selbst erwerben muß; jede Gnade ungewollt ist für mich keine, hebt sich in sich selbst auf. Der Ueberzeugung nicht entschieden zu leben, nach Furcht und Menschensatzung sie kehren, nicht sterben wollen für sie ist hündisch, ist die Schlechtigkeit von Millionen in Jahrtausenden. Fliehe mit Besonnenheit das Schleichen des Satans!"

Nun aber die speciellere Provenienz der positiven Anschauungen und Schlüsse, die zur Tat hinüberleiten? Die Atmosphäre der Universität, der Burschenschaft und des Turnplatzes erklärt doch das Letzte nicht unmittelbar. Wenn überhaupt eine unmittelbare Erklärung außerhalb der Persönlichkeit Sands zu finden wäre, bedurfte es kaum der bisherigen Ausführungen. Die entscheidende Potenz liegt durchaus in ihm selbst. Entscheidend ist die verhängnisvolle Organisation seiner Psyche. Neben ihr sehe ich manchmal nur noch Relativitäten. Es gab in der Geschichte mehr als einen Raskolnikow. Und immer werden Menschen sein, die jene äußerste Belastungsprobe mit ihrer Moralität experimentell vorzunehmen sich verpflichtet meinen. Glücklich diejenigen, die zur rechten Zeit einsehen, daß die Moral nicht so weit utriert werden kann, bis sie eine Paradoxie wird; und daß die Ethik dieser Welt nicht in einer extrem subjektivistischen Gesinnungs-

moral bestehen kann, sondern sich an den materiellen Normen einer realistischen Sozialethik korrigieren muß. Allerdings ist nachgerade einzusehen, daß eine Kulturentwicklung höherer Art sich bei dem spitzfindigen Dualismus von Recht und Moral durchaus nicht beruhigen könne.

Auch die Beziehung Sands zu den Ideen Follens ist nicht die letzte Erklärung. Das kann sozusagen a priori behauptet werden. Sand ist eben doch eine Persönlichkeit gewesen: trotz seiner Beschränktheit. Follen hatte die Rechte zu Gießen studiert, im Freiheitskrieg als Freiwilliger mitgefochten und nach der Rückkehr an die Universität unter der Studentenschaft alsbald die Propaganda der ethischen Republik entfaltet. Seine Gießener Anhänger (die sich übrigens nicht allein aus studentischen Kreisen rekrutierten) nannten sich nach der düstern Farbe ihres Anzugs die Schwarzen. Im Herbst 1818 habilitierte sich Follen in der juristischen Facultät zu Jena und er begann sogleich seine demokratische Propaganda, die in Gießen auf fruchtbaren Boden gefallen war, in Jena fortzusetzen. Wie es scheint, mit minderem Erfolge. Um Follen bildeten sich in Jena zwei Gruppen von Studenten: im Allgemeinen wiederum die Genossen der litterarischen Bildungsgesellschaft, die ihrerseits einen Ausschnitt der Jenenser Burschenschaft darstellte. In der einen Gruppe standen die minder entschiedenen Anhänger Follens, die „Bedingten“, in der anderen die „Unbedingten“, von denen sich hinwiederum die winzige Minorität der „Haarscharfen“ in etwas absonderte. Sand wurde nicht allgemein als Anhänger der „Unbedingten“ oder gar der „Haarscharfen“ angesehen. Extreme Urteile stehen einander gegenüber. Es mochte den beteiligten Zeitgenossen unentschieden bleiben, da jene republikanische Sezession, zumal als Bestandteil der Burschenschaft, jeder förmlichen Organisation entbehrte und weiterhin vielleicht deshalb, weil Sand, im tiefsten Innern von furchtbaren Gedanken bewegt, sich zumeist auf eine äußerlich wenigstens passive Haltung beschränken mochte. Es fehlt der Raum, Follens politische Doctrin des Weiteren auseinanderzusetzen. Ich verweise auf die reiche Literatur. Ich begnüge mich an dieser Stelle damit, Follen als den Verteidiger eines republikanischen und demokratischen Ultraradikalismus zu charakterisieren. Mit einer blendenden Versabilität der Beweisführung begründet er die ethische Notwendigkeit der Revolution, insbesondere des politischen Mordes. Nie ist er frivoler Jakobiner, nie Sophist; seine Lehre erhebt sich aus der Tiefe seiner rücksichtslosen philosophischen Einsicht und glüht von dem Feuer seiner leidenschaftlichen (persönlichen und sozialen) Moralität. Dithyrambisches Pathos der Dichtung neben mechanisch exakter Präcision logischen Denkens. Sein Aeußeres ist beinahe eine Abstraktion körperlicher Schönheit. Wie sein Körper so ist sein Geist. Eine absolute Einheit der ethischen Energie und der logischen Erkenntnis. Souveräne Ueberlegenheit über alle irrationalen Widerstände. Grazie und athletische Kraft zugleich.

Es ist sehr merkwürdig, daß Sands (gedruckte) Tagebücher Follens an keiner Stelle Erwähnung tun. Es läßt sich annehmen, daß die Freunde, die Sands Tagebücher publizierten (sollte Follen unter ihnen gewesen sein?), die auf ihn bezüglichen Stellen unterdrückten, um den der politischen Verurteilung mit genauer Not Entronnenen nicht zu kompromittieren. Wer in

Follens Gedankengänge eingeweiht ist, erkennt dennoch leicht die Spuren seines Einflusses in gewissen Partien des Tagebuchs. Gleichgiltig, ob Sand mit Follen in engere persönliche Beziehung trat: zweifellos hat er Follens Ideen adoptiert. Es berühren sich also in Sands letztem Lebensjahre zwei heterogene Einflüsse, jeder von nachhaltiger Intensität: die erdfremden Gedanken jenes Hegelianers, der die Idee des Selbstmordes als des Kultus des reinen Geistes in sich trug, und die aus christlicher Sozialphilosophie, machiavellistischer Brutalität und Fichteschem Ethos wunderlich gemischte, durch den dämonischen Zauber einer glänzenden Persönlichkeit zusammengehaltene politische Doktrin des Follenius. Es konnte keine Frage sein, wer in der Sache den Ausschlag geben würde. Beide überwanden das metaphysische Stadium ihrer Entwicklung. Anders Sand. „So begehe ich den letzten Tag dieses Jahres (1818) in ernster feierlicher Stimmung, und bin gefaßt, der letzte Christtag wird gewesen sein, den ich eben gefeiert habe. Soll es etwas werden mit unserem Streben, soll die Sache der Menschheit aufkommen in unserem Vaterlande, soll in dieser wichtigen Zeit nicht Alles wieder vergessen werden und die Begeisterung auflohen im Lande, so muß der Schlechte, der Verräter und Verführer der Jugend, August von Kotzebue, nieder — dies habe ich erkannt. Bis ich dies ausgeführt habe, habe ich nimmer Ruhe, und was soll mich trösten, bis ich weiß, daß ich mit ehrlichem Willen mein Leben daran gesetzt habe? Gott, ich bitte dich um nichts als um die rechte Lauterkeit und Mut der Seele, damit ich in jener höchsten Stunde mein Leben nicht verlasse ... In mir liegt alles; die Menschenwürde, wie sie Jesus uns lehrte, faßte ich inniger auf, als je. Im Gebiet meines Willens liegt alles; wenn ich das Gute, was ich in meinem Gemüthe, mit meiner Ueberzeugung erfaßt habe, mit freier Entscheidung meines schaffenden Willens erstrebe, bin ich vollendet; aber wie weit bleibe ich hinter dem idealen Zustand in meinem äußeren Leben zurück! Die Trägheit, die Gewohnheit, sinnliches Wesen, Furcht, Eitelkeit und Falschheit lagern immer um unsern thätigen Willen, und die freie Seele ist mit einem Male in Gefahr, wie zu jeder andern Zeit, und kein Held ist vor ihren Stricken frei, bis zu seinem Ende. Nur mit ihm tritt Gewißheit ein, ob unser Leben lauter und rein, gut oder böse war. Nie werden wir Gott schauen, bis wir durch eigene Kraft unser Wesen läutern. Nach solcher Tugend steht mein einzig Begehren. Herr laß mir ein Ende bescheren, seelig in kindlicher Reinheit, klar bewußt dieses ewigen Heils!"

Durch die Burschenschaft und ihre republikanische Elite war Sand das zeitgeschichtliche Betätigungsfeld gezeigt, das einzig die Identität seiner persönlichen Geistesrichtung (letztere war selbstverständlich das Primäre) nicht stören konnte. Allein hier ist doch mehr vorhanden, als der bloße Einfluß des berühmten „Milieus". Mir wenigstens würde jetzt, am Ende, die psychologische Geschmacklosigkeit beginnen, wenn ich die Umgebung Sands als etwas im strengen Sinne Accidentielles sozusagen definitiv von seiner Persönlichkeit ablösen wollte. Menschliche Energie als bloße Form ist eine mathematische Gedankenfiguration, die in der Wirklichkeit nicht vorkommt.

Energie ist nicht zu begreifen ohne einen Gegenstand der Bearbeitung, der organisch mit ihr zusammenhängt. Sands Energie hatte den Zug zum politischen Revolutionarismus, der nur zu einem begrifflich nicht meßbaren Teil der Zeitgeschichte, zum andern aber von Anfang seiner Persönlichkeit angehörte und der, soweit er seiner Persönlichkeit angehörte, nur der Entwicklung bedurfte. Die Persönlichkeit gab den Ausschlag. Und die Tat selbst? Freilich, es ist kein Zweifel: wenn Sand glaubte, seiner Energie die zweckmäßigste Richtung gegeben zu haben, da er Kotzebue traf, so täuschte er sich selbst. Dann war der Wille (in besonderem Sinn kann man auch sagen der Wunsch) der Vater des Gedankens. Und beinahe so verhielt es sich.

Beim Wartburgfest bildet sich die erste feindselige Beziehung Sands zu Kotzebue. Seit diesem Moment sitzt der Stachel fest. Das litterarische Wochenblatt, das Kotzebue in Weimar herausgab, dürfte Sand wohl ziemlich regelmäßig in die Hand bekommen haben. Eine Tagebuchnotiz vom Ende Novembers 1817 nimmt bereits einen sehr bedenklichen Ton an. „Dann ward auf dem Markte die neue giftige Schimpferei von Kotzebue sehr schön vorgelesen. O! welche Wuth gegen uns Deutschland liebende Burschen!“ Wenn man einige Artikel des Wochenblattes gelesen hat, die sich gegen Turnerei und Burschenschaft wenden, so begreift man den leidenschaftlichen Haß der Betroffenen gegen den Verfasser. Die Unreinlichkeit seiner schriftstellerischen Vergangenheit, die witzelnde Seichtigkeit seiner Kritik, die gewissenlose Journalistenmanier seiner litterarischen Streifzüge, der oberflächliche, pikante Salonstil seiner gesammten Produktion, der flaue Dunstkreis seiner saloppen konservativen Gesinnung: alles erschien dem studentischen Urteil, das Kraft verlangte, als das vollendete Gegenteil deutscher Art und gewiß nicht mit Unrecht als die Habitude eines ordinären Charakters. Zwei Vorfälle insbesondere erregten den Haß der deutschradikalen Demokraten in der Studentenschaft: die Bulletinsache und die Verteidigung des niederträchtigen Stourdzaschen Memoires im litterarischen Wochenblatt.

Eines Tages (es war gegen Ende des Jahres 1817) erfuhr die Oeffentlichkeit, daß Kotzebue in regelmäßigen Bulletins über den „Zustand der deutschen Litteratur“ an den russischen Hof Bericht erstattete. Der Jenenser Historiker Luden erhielt durch einen Vertrauensbruch des Redakteurs des Weimarer Oppositionsblattes, Lindner, der ein brillanter Journalist, aber ein fragwürdiger Charakter gewesen ist, einen Auszug eines Kotzebueschen Bulletins, das neben allerhand typischen Oberflächlichkeiten einige ungünstige Bemerkungen über Luden enthielt. Luden druckte das Fragment mit einem sehr amüsanten Kommentar, der unter der Maske höchster publizistischer Wohlanständigkeit blutigen Hohn verbarg. Die verfängliche Nummer der Nemesis wurde in den Aushängebogen konfisziert. Alsbald aber brachte Oken in seiner wunderlichen Isis einen Abdruck des inkriminierten Artikels; und nachdem auch die verfängliche Isisnummer behördlich unterdrückt war, publizierte Ludwig Wieland, der Sohn des Dichters, den Artikel Ludens in seinem Volksfreund. Kotzebue war wütend, denn er war blamiert. Der Prozeß, mit dem er Luden zu vernichten hoffte, wurde in zweiter Instanz (durch die Würzburger Juristenfakultät) zu Gunsten Ludens entschieden, nachdem die erste Instanz (der Leipziger Schöppenstuhl)

ein bedenkliches Maß von Russophobie an den Tag gelegt hatte. Es ist selbstverständlich, daß Sand während des ganzen Handels für den verehrten Lehrer Partei nahm und sich in den leidenschaftlichsten Haß gegen den unwürdigen Sohn des deutschen Vaterlandes, der russische Spitzeldienste leistete, hineinsteigerte.

Kaum war die Bulletinaffaire ein wenig in den Hintergrund getreten, als Kotzebue die schamlose Frechheit besaß, das Stourdzasche mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne in Schutz zu nehmen. Der Walache Stourdza, persönlich ein sentimentaler Schwächling, der nur aus dem sichern Versteck der zarischen Protektion seine Pfeile zu schicken wagte, wandte sich in jenem zu Aachen präsentierten Entwurf gegen jede Regung des deutschen Liberalismus. Er bekämpfte die Preßfreiheit, die „das verhaßteste Skandal" geworden sei und gönnte der leitungsbedürftigen öffentlichen Meinung eine kräftige Bundescensur als einen „Leuchtturm" im Getriebe der Politik. Er protestierte gegen die Freiheit des religiösen Lebens und der theologischen Forschung und erklärte die bedingungslose Religionshoheit der (natürlich möglichst orthodoxen) Kirchenbehörde. Den heftigsten Protest aber erregte der arrogante Fremdling durch seine Aeußerungen über das deutsche Universitätswesen. „In der Tat, was sind denn jetzt diese Universitäten? Gothische Trümmer des Mittelalters .... Corporationen ohne Zweck .... Aufbewahrungsorte aller Irrtümer des Jahrhunderts .... gänzlicher Zuchtlosigkeit preisgegeben, sind die Universitäten jeden Tag ihrer Auflösung nahe, und wenn etwas sie noch erhält, so ist es .... der verführerische Reiz einer sogenannten akademischen Freiheit ...." Die Burschenschaft wurde mit dem heftigsten Tadel heimgesucht. Schließlich formulierte Stourdza eine Reihe reaktionärer Forderungen zur Knebelung der Universitäten; Forderungen, die um so bemerkenswerter waren, da sie die Willensmeinung des Zaren enthielten. Stourdza sollte die Folgen seines unberufenen Auftretens tragen. Die Burschenschaft zu Jena delegierte zwei junge Edelmänner, die von Stourdza bewaffnete Genugtuung verlangten. Stourdza deckte sich mit seinem diplomatischen Charakter; er besaß die schlaffe Courage, gegen die Forderung bei Karl August Beschwerde einzulegen. Dieser war freilich zu kernig, um an dem Parfüm der heiligen alliance Geschmack zu finden. Er überging Stourdzas Beschwerde und ließ durch seinen Gesandten am Bundestag zu Gunsten der Burschenschaft eine sympathische Erklärung abgeben. Kotzebue seinerseits konnte nicht begreifen, wie man sich in Deutschland herausnehmen mochte, ein Wort des Widerstandes gegen die allerweisesten Gesinnungen seiner reußischen Majestät zu wagen: nachdem die Deutschen doch „in der Beresina die deutsche Wiedertaufe empfangen hatten", nachdem „die Blüte ihrer Deutschheit aus dem russischen Eise hervorgebrochen war", nachdem die Kosaken den Deutschen „den Kerker geöffnet hatten". Zu einer Zeit, da Kotzebue ahnungslos die russischen Anmaßungen glorifizierte, mochte der Jenenser Student in seiner Stube sitzen und ein Blatt Papier mit jener Zeichnung bekritzeln, die Hohnhorst reproduziert hat. An einer gothischen Kirchentür ist mit einem Dolch eine Affiche befestigt, der „Todesstoß"; vor der Tür aber liegt eine menschliche Gestalt, die tödliche Waffe in der

Brust. Denn Sand scheint zu keinem endgültigen Entschluß gekommen zu sein: ob er nach vollbrachter Tat fliehen oder sterben wolle? Jene Zeichnung, erläutert durch die Aussage der Inquisiten, offenbart den Plan des Selbstmords. Anderen, nicht minder authentischen Zeugnissen zufolge beabsichtigte Sand einen Fluchtversuch und, wenn dieser gelingen würde, die Reise nach Amerika. Und während die „giftigen Schimpfereien“ des litterarischen Wochenblatts einen unbekümmerten Fortgang nahmen, reiften an anderer Stelle allerlei unheimliche Gedanken und Pläne. Wie notwendig es sei, zu handeln, nachdem des Redens genug geschehen. „Wer wird mir's glauben, wenn ich's nicht wirklich zeige? . . . .“ „Wenn ich sinne, so denke ich oft, es sollte es doch einer ruhig über sich nehmen, dem Kotzebue oder sonst einem solchen Landesverräter das Schwert ins Gekröse zu stoßen. . . . .“

Aber keiner wollte ihm, nicht zum Morde geschaffenen, zuvorkommen. Mit zwei Dolchen, deren einer von Sand mit deutlicher Pointe grundsätzlich das kleine Schwert genannt wurde, einem Manuscript, das unter dem Titel „Todesstoß dem August von Kotzebue“ die Apologie der Tat enthielt, dem Evangelium Johannis und einem Band Körnerscher Gedichte begab sich Sand in der Frühe des 9. März 1819 ohne jegliche Begleitung auf die Wanderung. Jedem Verdacht des Mietgebers und der Freunde hatte er hinreichend vorgebeugt. Er gelangte über Erfurt, die Wartburg, Frankfurt und Darmstadt am 23. März nach Mannheim. Er erfrägt die Wohnung Kotzebues im Gasthause. Am Abend des 23. stellt er sich zum zweiten Male in Kotzebues Wohnung ein und erhält als „Heinrichs aus Mietau“ Zutritt beim Staatsrat. Nach einem kurzen, indifferenten Gespräch versetzt Sand dem völlig Unvorbereiteten zwei heftige Stöße in die Brust, die nach wenigen Augenblicken den Tod des Getroffenen herbeiführen. Der plötzliche Anblick des vierjährigen Alexander Kotzebue, des Söhnleins des Getöteten, erregt den Mörder dermaßen, daß er sich selbst, dem Knaben gleichsam zum „Ersatz“, eines seiner Messer in die Brust stößt. Die herbeieilenden Hausgenossen lassen in der ersten Betäubung den Täter entkommen; kaum aber hat er die Straße betreten, so sammelt sich eine Anzahl Menschen auf die Hilferufe der Hausgenossen. Sand blickt zum Hause hinauf; es dünkt ihm, als ob alle Läden des Gebäudes geschlossen seien. Instinktiv gibt er jeden Widerstand auf. Er reicht einem Diener des Kotzebueschen Hauses das Manuscript des Todesstoßes; niederknieend, Gott dankend, drückt er sich langsam das kleine Schwert über dem Herzen in die Brust, bis er seiner Sinne nicht mehr mächtig zusammenbricht. Die Wache transportiert den Schwerverletzten ins Hospital. Die unwahrscheinlichste Rettung wird Tatsache. Es folgt die Ueberführung des Kranken ins Zuchthaus. Der Tatbestand wird ohne jede Schwierigkeit hergestellt. Umständlicher wird die Untersuchung in den Fragen nach den Motiven und nach der Komplizität. Das reguläre Untersuchungsgericht wird in dem außerordentlichen Fall durch eine Spezialkommission badischer Richter ersetzt. Das Problem der Komplizität veranlaßt die Konstituierung außerordentlicher Kommissionen zu Darmstadt, Gießen und Weimar und jener traurig berühmten Centraluntersuchungskommission in Mainz.

Die Motive der Tat sind in der geschilderten Entwickelung anzutreffen. Was die gerichtliche Untersuchung zu Tage brachte, ist nirgends prinzipiell neu. Wer das Detail kennen lernen will, sei auf die zu Anfang citierten Werke verwiesen.

Die Untersuchungsbehörde verfuhr in den Verhören human. Dies war um so nötiger, da Sand nach der äußerlichen Verheilung der Wunden zur Fristung seines Daseins einer schweren Operation zu unterwerfen war. Sand gab seine Zustimmung zur Vornahme der Operation, die von Chelius ausgeführt und von dem Kranken mit ausgezeichneter Geduld ertragen wurde. Es ist bemerkenswert, daß Sand, der während der Operation durch einen etwas gewaltsamen Atemzug sich zu töten vermochte, seinem ehrenwortlichen Versprechen zu Folge sich selbst bewahrte. Ueber ein Jahr lag Sand mit offener Wunde im Bette; er duldete die schmerzhaften Zustände seiner Krankheit mit einer Gelassenheit, die seiner Umgebung Achtung und Liebe im selben Maß einflößte. In der Untersuchung legte er fortwährend unumwundene Geständnisse ab, soweit die Inquisition seine eigene Person betraf. Sobald aber die Inquisition Sands Beziehungen zu anderen Personen oder gar diese selbst berührte, zog er sich zurück; und zu wiederholten Malen hat er in diesen Dingen seinen Untersuchungsrichter wissentlich getäuscht. So lehrte die Philosophie der Unbedingten. Die Zeit der Untersuchung zeigt begreiflich eine tiefere Temperatur. Die Seele Sands lebte von den Resultaten der vorangegangenen Kämpfe, in denen sich seine ethische Leistungsfähigkeit erschöpft hatte und deren Gewalt dem Außenstehenden einfach inkommensurabel bleiben muß. Es war dem Unglücklichen nicht mehr möglich, zu einer weiteren Erkenntnis vorzudringen. Darum war seine Geschichte bei seinem Tode in der Tat vollendet.

Anders aber erscheint die Sache von außen betrachtet. Daß man dem Bruder des Inquisiten, dem Advokaten, das Gesuch um Uebertragung des Verteidigungsgeschäftes als einem „Ausländer" abschlägig beschied, war die Konsequenz des glorreichen Partikularrechts der Bundeszeit. Als die Untersuchung in der Hauptsache geschlossen war, wünschte die bedauernswerte Mutter mit dem zweiten Sohn, dem Advokaten, den Gefangenen zu besuchen. Dem Gesuch wurde nur bedingungsweise gewillfahrt; Sand selbst lehnte es in einem Briefe an die Mutter ab, die Lieben im Beisein amtlicher Zeugen wieder zu sehen. Wenn Sand seinen vorletzten Brief in die Heimat mit der Bemerkung schloß, daß er die Korrespondenz aus Rücksicht auf die Untersuchungskommission abzubrechen wünsche, so ist wenigstens zweifelhaft, wie weit dieser Entschluß seiner Initiative entsprang. Die Verteidigungsschrift des Licentiaten Rüttger, ein gutgemeintes, fleißiges, aber ein sehr ungeschicktes Elaborat, verfehlte jede Wirkung auf den Strafrichter. Beide Urteilsinstanzen, das Hofgericht in Mannheim und das Oberhofgericht in Karlsruhe, votierten für die „ungeschärfte" Todesstrafe, die (an Stelle des Rades) mit dem Schwert zu vollziehen war. Eine einzige Stimme der zweiten Instanz sonderte sich durch förmliche Empfehlung des Begnadigungsantrags von den übrigen. Großherzog Ludwig bestätigte unterm 9. Mai 1820 das Todesurteil des Oberhofgerichts.

In der Frühe des 20. Mai verließ Sand das Gefängnis, um in

einer offenen Chaise zum Richtplatz geführt zu werden. Seine Körperschwäche hinderte ihn, den letzten Gang zu Fuß zu machen. Das ärztliche Gutachten hatte bestätigt, daß Sand nunmehr sozusagen im Stande sei, die Hinrichtung zu ertragen. Auf zwei Zuchthausbeamte sich stützend schritt Sand die Stufen des Schaffots hinauf. Mit der nämlichen Fassung, mit der er sein Urteil entgegengenommen hatte, sah er die Vorbereitung der Hinrichtung vor sich gehen. Die Größe seines Todes war durch kein Zeichen von Schwäche beeinträchtigt.

Sand mochte sich mit dem Gedanken eines gewaltsamen Endes längst versöhnt haben. Wenn er selbst diesen Abschluß forderte, so täten wir Unrecht, sein Ende zu beklagen. Aber dies ist zweifellos die erste Empfindung, daß es eine ungeheuerliche Brutalität gewesen ist, einem Schwerkranken, dessen Auflösung bevorstand, jede Pflege zu gewähren, damit die Hinrichtung mit einem einseitigen Anschein von Humanität vollzogen werden könne. Das Gesetz ist unpersönlich, gewiß; unpersönlich ist aber auch der Richter, der zum Statisten des Gesetzes wird und seine Menschlichkeit prinzipiell dem Tabu der Rechtsform unterordnet. Und wenn es nur dies wäre! Allein ich vermag mich dem Gefühl nicht zu verschließen, daß die Entscheidung über das Leben des Täters von politischen Einflüssen nicht unabhängig gewesen sei. Die Familie Sand wandte sich durch Vermittelung des Reichsrats Grafen von Seckendorf an den bayerischen Kronprinzen. Kronprinz Ludwig nahm herzlichen Anteil an dem Schicksal des Täters und der Seinen; aber er lehnte jede diplomatische oder persönliche Einmischung in den Sandschen Proceß entschieden ab. Ob er voraussah, daß es unmöglich sei, stärkeren Einflüssen zu begegnen? Es gab beispielsweise einen sehr berühmten Diplomaten in Europa, der bei der Nachricht von Kotzebues Ermordung seinem Vergnügen Ausdruck gab, eine Handhabe reaktionärer Politik gefunden zu haben, und der sich alsbald mit Erfolg bestrebte, aus der Affäre des famosen Sand „die möglichste Partie" zu ziehen.

Ich bin beim letzten Problem angelangt. Es ist notwendig, die mehrfach berührte Frage der Komplizität im Zusammenhang zu erörtern. Absichtlich stelle ich diese Erörterung hierher, da es mir unzweckmäßig erschien, die relative Bestimmtheit der vorangehenden Darlegung durch die Einführung ungenügend aufgeklärter (vielleicht nie aufzuklärender) Zusammenhänge abzuschwächen.

Jene verblüffende Tatsache, daß am Tage der Ermordung Kotzebues von einigen Jenenser Burschen das entstellte Porträt desselben mit einer toten Fledermaus am schwarzen Brett der Universität aufgenagelt wurde, ist von einem der Beteiligten, dem späteren Historiker Wolfgang Menzel, zuverlässig als unverfänglicher Zufall aufgeklärt. Immerhin beweist die ganze Geschichte genug über die Stimmung der Studentenschaft. Sehr bedenklich klingen dagegen die Notizen, die von einem gewissen Johann von Wit genannt Döring, einem Mitglied der Jenenser Burschenschaft und zeitweiligen begeisterten Gefolgsmann des Karl Follenius, und von dem Deutschamerikaner Friedrich Münch, der in seiner Jugend den Gießener Schwarzen nahe gestanden hatte, überliefert sind. Wit hat als Renegat und durch sein denunziatorisches Verhalten gegen seinen Wohltäter Follen

seine Memoiren in hohem Maß selbst diskreditiert. Ich citiere die einschlägige Stelle im Wortlaut: „Daß die Thaten des Sand und Löhning in einer gewissen Hinsicht isoliert dastehen, wenn man nämlich darunter versteht, daß diese Meuchelmorde nicht auf Geheiß eines positiven Bundes erfolgten, ist unleugbar; in anderer Beziehung jedoch sind sie im engsten Zusammenhange und Resultate der mit dem Epitheton demagogisch bezeichneten Umtriebe. Der Haß gegen Kotzebue entfaltete sich ohne spezielle Einwirkung in Sand, in Folge des Miasma, womit damals Jena geschwängert war; allein es bedurfte einer mächtigen äußeren Einwirkung, um denselben bis zum Morde zu steigern. Dieses war das Geschäft des Follenius; er, damals Privatdozent in Jena, war es, der die begeisterten Jünglinge an sich zog, und, durch eine wunderbare Mischung von Phantasie und Verstand, eine neue Welt ihren Blicken aufschloß .... keiner, dessen er bedurfte, entging seinen Netzen .... kein einziger, auf den er sein Auge geworfen, wurde nicht eine Zeit lang sein eigen .... Allein nicht bloß auf diese Weise war Follenius socius oder vielmehr coauctor delicti, er war es in einer noch viel bestimmteren Beziehung. Sand hatte ihm sein Vorhaben mitgetheilt und das nöthige Reisegeld von ihm empfangen. Dies hat Follenius nicht bloß mir mitgetheilt, sondern auch anderen, die es, wie ich, zu den Acten ausgesagt haben. ...." Trotz der Bestimmtheit der Aussage wird man dem Verfasser wegen seiner vielfach offenkundigen unredlichen Tendenz ein gutes Ausmaß von Mißtrauen entgegenbringen. Scheint nun bei Wit die Provenienz (wenn anders seine Behauptungen die Wahrheit enthalten) einwandfrei, so wird man hinwiederum bei Münch zwar nicht die Ehrlichkeit der Gesinnung, wohl aber die Zuverlässigkeit der Quelle beanstanden. Münchs Aufzeichnungen gaben den Anlaß zu einer Controverse, in deren Verlauf ihm eine starke Abhängigkeit von dem Buch „life of Charles Follen" (Verfasserin ist Follens Witwe Elisabeth) nachgewiesen wurde. Münchs Recensent überschreitet meines Erachtens das Maß der Kritik, wenn er aus dem einwandfrei bewiesenen Abhängigkeitsverhältnis die Anwendung auf das Problem der Beteiligung Follens zu machen sucht. Mag Münchs Gedächtnis bei der Witwe Follen noch so oft Unterstützung gefunden haben: gerade in der Hauptsache wird das Gedächtnis am allerwenigsten versagen. Fraglich bleibt auch mir, weshalb Münch so ganz auf das Detail verzichtete und weshalb er sich einer befremdend allgemeinen Ausdrucksweise bediente. Maßgebend ist überhaupt die Beantwortung der Vorfrage: wie weit Münchs Gewährsmann (Paul Follen, der jüngere Bruder des Docenten) zuverlässig oder wenigstens wie weit dessen Aussage bestimmt gewesen sei? Wits und Münchs Zeugnisse sind sehr zu beachten; aber durch sich selbst gestatten sie keine apodiktischen Schlüsse. Es bleiben noch zwei Anhaltspunkte, deren einer bereits in Wits Notiz Erwähnung fand. Daß Follen dem Freunde Sand das Geld zur Reise geliehen, ist actenmäßig. Zwar mußte Follen darum nicht notwendig über das wahre Ziel der Reise unterrichtet sein; auffällig bleibt, daß Sand durch mehrere Unwahrheiten, die selbst seinen intimsten Freund, den Theologen Ferdinand Asmis, zu

compromittieren drohten, den Untersuchungsrichter von Follen abzulenken suchte. Demnächst ist hier jener mysteriöse Verlust eines Paketes Sandscher Papiere zu erwähnen. Sand hat vor der Abreise seine Papiere geordnet. Er verteilte sein Tagebuch nebst einem Begleitschreiben und die in seinen Händen befindlichen Familienbriefe in zwei Pakete. In einem dritten wollte er einen Brief an seine Eltern, ein Exemplar des „Todesstoßes“ und das „Todesurteil“ (ein dem andern verwandtes Manuscript), endlich je einen Brief an gewisse (ihm persönlich ganz unbekannte) Redacteure in Bamberg, Bremen und Speier untergebracht haben. Die Redacteure sollten in diesen Schreiben aufgefordert sein, die beiden Sandschen Aufsätze zu publizieren, so bald sie von der Vollendung der Tat die Nachricht erhalten haben würden. Eine sehr wunderliche Behauptung! Kamen die Redacteure zur geeigneten Zeit in den Besitz der Papiere, so mußten sie nach aller Wahrscheinlichkeit die Ausführung des Mordes zu hintertreiben suchen. Dessen mußte Sand gewärtig sein. Ich glaube durchaus nicht, daß er dessen gewärtig sein wollte. Und wie konnten die Redacteure überhaupt in den Besitz der Papiere gelangen? Erst nach einer doppelten Unwahrheit, die wiederum den Theologen Asmis in Verlegenheit brachte, gestand Sand, das dritte Paket dem Privatdocenten Follenius übergeben zu haben, damit es dieser Asmis zur weiteren Besorgung anvertraue. Follen leugnete in der Confrontation hartnäckig; und es ist kaum ein Zweifel, daß er log.

Es ließe sich nach dem vorigen am ehesten wohl folgende Combination denken, die jedoch ausschließlich den Wahrscheinlichkeitsanspruch erhebt. Sand vertraute Follenius, wenn nicht sämtliche drei Pakete, so doch das dritte Paket mit Auftrag, nach einer vereinbarten Frist die Uebergabe an den Théologen Asmis sich angelegen sein zu lassen. Vielleicht hat Follen auch die beiden Schreiben Sands an die Burschenschaft in Jena und an die litterarische Bildungsgesellschaft daselbst in Verwahrung genommen, um sie nach Ablauf einer bestimmten Frist in Sands offenem Pult zu deponieren. Es bestände keine zwingende Notwendigkeit, anzunehmen, daß Follen über den Inhalt der beiden Schreiben und der Pakete von Sand unterrichtet worden sei; es bestände jedoch eine ziemliche Wahrscheinlichkeit, daß Follen zum Mindesten das dritte Paket eröffnet und den darin befindlichen Brief an Sands Eltern, der sein Ziel erreicht hat, expediert, die übrigen in diesem Bündel enthaltenen Papiere aber vernichtet hätte. Geschah dies vor dem Attentat, so war Follen allerdings in engem Sinn an der Tat beteiligt; insofern nämlich, als er sie nicht zu verhindern suchte. Ob Follenius gar vor der Abreise Sands orientiert war und ob in der Tat Follenius den Freund in seinem Vorhaben bestärkte — weitergehenden Einfluß lehne ich jedenfalls mit Bestimmtheit ab — ist wohl eher anzunehmen als zurückzuweisen. Wenn Sand erklärte, als Einzelner und autonom gehandelt zu haben, so konnte Follenius, dennoch unterrichtet sein. Denn Follenius war in keinem Falle Anstifter; sondern ehestens Vertrauensmann eines Menschen, der den integrierenden Teil seiner Rechnung selbständig abgeschlossen hatte.

Um so weniger kann ich mich davon überzeugen, daß von einer umfangreichen Kompliziität im strengen Wortverstand die Rede gewesen sei; daß Sand am Ende gar als Sendling einer geheimen „Vehme" gehandelt habe. Die Tendenz der litterarischen und staatsrechtlichen Bildungsgesellschaften, die an mehreren Universitäten existierten, war gewiß nicht so harmlos, als man aus prinzipiellem Widerwillen gegen die Demagogenverfolgung anzunehmen geneigt ist. Interlokale Beziehungen waren vorhanden. Allein so gewiß jene Clubs keine organisierten „Orden" waren, so gewiß war Sand nicht der Emissär eines „Geheimbundes". Heinrich Leo war der Meinung, daß Sand zum litterarischen Verein in Jena und zu Follen nur in sehr loser Beziehung gestanden habe. Dieser Beobachtung entsprachen sicherlich gewisse Symptome, die indes vielleicht von Leo nicht ganz richtig diagnosiert wurden. Auffällig ist, daß Sand seine Aussagen über die Reise und ihre Etappen mit einer Reihe von Widersprüchen trübte, in der offenkundigen Absicht, die Aufmerksamkeit des Untersuchungsgerichts an denen vorbei zu lenken, die er unterwegs besucht hatte.

Sei dem, wie ihm wolle. Daran ist nicht zu zweifeln, daß die Genese des Mordplans Sands Eigentum gewesen ist. Denn ihre moralischen Voraussetzungen sind in Sands Geschichte vollzählig vorhanden. Das wenigstens steht fest.

Ich bin am Ende. Ich möchte nicht schließen, ohne nocheinmal jenes intime Problem angedeutet zu haben: wie viel in Sands Geschichte eine verhängnisvolle formalpsychische Prädestination bedeutet habe? wie viel die plastische Idee, das klar erkannte, vernünftige Willensziel? wie viel eine Mischung ungleicher Motive?

Es gibt auch einen einfacheren Standpunkt, der zwar psychologisch nicht völlig zureicht, aber doch einen Teil des Problems erschöpft. Es ist gut, sich an die Menschen zu erinnern, die sich mit Bewußtsein für den Gedanken der politischen Freiheit aufopferten. Sand ist unter ihnen. Dies ist seine exemplarische geschichtliche Bedeutung und sein exemplarischer moralischer Wert. Seine Tat ist ein Symbol der Zeit; und, als Aeußerung seiner Persönlichkeit, eine ethisch qualifizierte Leistung, mag sie, objektiv gesehen, auch ein beklagenswerter Irrtum sein.

Ich habe mich oft besonnen: wo Sand, lebte er in der Gegenwart, seinen Anschluß gefunden haben würde? Man darf sich durch die temporären Formen seiner Geschichte nicht zu stark bestimmen lassen. Es wollte mir scheinen, daß er nach seinem Temperament und dem Charakter seines Gedankenzugs Sozialist oder Anarchist hätte werden müssen.

Das Staatsrecht des Bürgerkrieges.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Die russische Revolution ist vorhanden und selbst wenn man sie für unberechtigt erklären würde, so könnte das an ihrem Dasein und an ihrem Verlauf kaum etwas ändern. Es wird aber überhaupt nur wenige Menschen geben, die den Mut haben, diese Revolution im ganzen als eine unberechtigte Erscheinung hinzustellen. Dafür ist sehr bezeichnend die vorsichtige und zurückhaltende Weise, in der auch das führende Blatt der preußischen Konservativen „die Kreuzzeitung" die russischen Ereignisse behandelt. Und zwar ist es nicht nur auf Rechnung des geschichtlich hochgebildeten Beurteilers Professor Schiemann zu setzen, wenn selbst das konservativste Organ Deutschlands der russischen Revolution ihr Recht nicht grundsätzlich abspricht. Auch eine geistig weniger hochstehende literarische Vertretung des konservativen Gedankens würde nicht sehr viel anders handeln können, weil vom Kaiser bis zum letzten Sozialdemokraten jeder Deutsche überzeugt ist, daß die Mißstände der russischen Staatsverwaltung so ungeheure sind, daß es ein unmenschliches Verlangen sein würde, von einem Volke zu beanspruchen, daß es diese Regierung in untertäniger Demut noch ein Menschenalter weiter erträgt. Alle Teile unseres Volkes sind überzeugt, daß es Grenzen des moralischen Rechtes der vorhandenen Staatsregierungen gibt. Alle erkennen in gewissem Sinne ein „Recht auf Revolution" an. Daß dabei die Urteile über die Art wie dieses Recht von den russischen Revolutionären ausgeübt wird, sehr verschieden sind, ändert nichts an der Feststellung dieser wichtigen Tatsache selber. Es wird in allen Parteien kaum einen politisch gebildeten Menschen geben, der nicht zugibt, daß die Revolution unter gewissen entsetzlichen Staatsverhältnissen nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht der Staatsbürger ist.

* * *

So viel uns bekannt ist, hat es im Laufe der Geschichte nur eine einzige Verfassung gegeben, die versucht hat, das Recht auf Revolution als einen Bestandteil der Staatsverfassung selbst hinzustellen. Eine Verfassung, die selbst nur eine ganz vorübergehende Bedeutung gehabt hat, und geschichtlich betrachtet mehr den Wert einer Deklamation besitzt, als einer Konstitution. In der Verfassung des Konvents von 1795 steht der Satz, daß es für jeden Teil des Volkes das heiligste Recht und die unumgäng-

lichste Pflicht ist, den Aufruhr zu beginnen, wenn die Regierung die Rechte des Volkes verletzt. Keine Staatsverfassung aber, die auf geordneten Verhältnissen aufgebaut wurde, oder von einer sicheren Herrschaftsgewalt der Bevölkerung auferlegt ist, hat jemals einen ähnlichen Satz in sich aufnehmen können. Denn das Recht des Staates würde sich selbst töten, wenn es das Recht auf Revolution als einen Bestandteil in sich eingliedern würde. Das Höchste, was Staatsverwaltungen in dieser Hinsicht leisten können, ist die Anbringung von Sicherheitsvorrichtungen gegen den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt. Derartige Sicherheitsvorrichtungen waren und sind die Verweisung aller politischen Vergehen an Schwurgerichte, die Feststellung der Möglichkeit, Minister in den Anklagezustand zu versetzen, oder die Einrichtung eines obersten Gerichtshofes, der allen politischen Gewalten gegenüber die Aufrechterhaltung der bestehenden Verfassungsrechte zu garantieren hat. Ueber derartige Maßnahmen hinaus, die im Falle des ernstlichen Streites um die Macht ihre Wirksamkeit zu verlieren pflegen, kann das geschriebene Recht den Bevölkerungen kein Mittel in die Hand geben, um sich eines Mißbrauches der staatlichen Gewalt zu erwehren. Es bleibt also richtig, was Treitschke in dem Worte ausgesprochen hat, daß das Recht auf Revolution kein positives Recht ist. Es bleibt aber ebenso richtig, daß alle menschlichen und staatlichen Rechte nur Hilfsmittel sind, um die wirklichen Machtverhältnisse zu regulieren. Hinter ihnen entstehen beständig neue Rechte, die entweder auf friedlichem oder auf blutigem Wege in das System der geschriebenen Rechte sich hineindrängen. Das Recht auf Revolution ist im letzten Grunde das sittliche Recht des Willens der Völker nach einer Umformung des positiven Rechtes.

Es gibt für das sittliche Recht auf Revolution in allen Jahrhunderten eine große Reihe von Zeugen, deren Ansehen in der Menschheit unverlöschlich ist. Um nur einiges anzuführen, so enthält die Bibel selbst eine doppelte Darstellung der priesterlichen Revolution, die sich etwa um das Jahr 840 v. Chr. in Palästina abspielte. Damals wurde die Königin Athalia gestürzt und getötet und sowohl das Buch der Könige wie das Buch der Chronika bezeichnen diese Revolution als eine lobenswerte Handlung. Es ist in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem Rostocker theologischen Professor Baumgarten übel bekommen, daß er auf Grund dieser biblischen Mitteilungen das Recht auf Revolution in die lutherische Ethik aufnehmen wollte. Aber für den bibelgläubigen Teil der Bevölkerung bleiben diese Stellen trotzdem von großer Wichtigkeit.

Daß im griechisch-römischen Altertum die Revolution unter Umständen als Heldentat gefeiert wurde, bedarf keiner weitläufigen Nachweisung. Wir alle, die wir auf deutschen Schulbänken gesessen haben, wissen noch, in welchem Sinne man von Harmodios und Aristogeiton geredet hat und wie man uns nicht nur die Vertreibung der Könige aus Rom, sondern wohl selbst die Ermordung Julius Cäsars als einen Akt dargestellt hat, der des moralischen Rechtes nicht entbehrt.

Wenn im Mittelalter die kirchliche Gewalt sich das Recht nahm, die Untertanen gewisser Fürsten ihres Untertaneneides zu entbinden, so trat die Oberleitung der abendländischen Christenheit selbst in autoritativer Weise

für das Recht auf Revolution ein, und die reformierten Theologen Zwingli und Calvin haben ebenso wie die Jesuiten des 16. und 17. Jahrhunderts den Widerstand gegen die Staatsgewalt als religiöse Pflicht verkündigt, in allen jenen Fällen, wo die Obrigkeit sich nicht nach den Gesetzen Gottes richtet. Was aber das Gesetz Gottes im einzelnen Fall ist, unterliegt natürlich der Beurteilung derer, die da glauben, dieses Gesetz aus der Bibel und aus ihrem eigenen Gewissen herausentwickeln zu können. Selbst auf lutherischem Gebiet gibt es trotz aller Staatskirchlichkeit gewisse Ansätze zu einer ähnlichen Ausbildung der theologischen Lehre vom Staat.

Was die Theologen mit dem Hinweis auf den Willen Gottes theoretisch durchgeführt hatten, wurde in der großen englischen Revolution zu einer, das ganze Volk erschütternden Praxis. Im Namen des Glaubens erhoben sich die englischen Revolutionsschriften des 17. Jahrhunderts und fast alles, was später in Theorie und Praxis vom Recht auf Revolution gesagt worden ist, geht auf die gewaltige, religiöse Oppositionsstimmung dieser englischen Umsturzbewegung zurück. An die Stelle des Gedankens von dem Willen Gottes, den die Mächte des Staates zu erfüllen haben, wenn sie nicht gestürzt werden sollen, tritt die Verkündigung von Menschheitsrechten, die höher sind als Staatsrechte. Im Namen der Menschheitsrechte vollendete die französische Revolution ihr Werk. Dieselben Menschheitsrechte sind es, die Kant und Fichte in der Sprache der Philosophie ausgedrückt haben und die von Schiller in seinem Wilhelm Tell eine ewige Formulierung erhalten haben. Diesem Heere von Zeugen gegenüber besagt es wenig, wenn die kleine Katechismusweisheit der staatlichen Schulen die Pflicht der absoluten Unterordnung als Lehrgegenstand aufgenommen hat.

* * *

Begreiflicherweise ist der Glaube an das moralische Recht der Revolution verschieden stark bei den verschiedenen Völkern. Er ist zweifellos bei den Romanen stärker als bei den Germanen. Die Franzosen, Belgier, Italiener und auch Spanier können die Geschichte ihrer Staaten garnicht anders darstellen, als indem sie den gewaltsamen Umsturz vorhandener alter Mächte als die Morgenröte neuer Zeit der lernbegierigen Jugend einprägen. Etwas anders steht es bei uns. Unsere Geschichte kann, wie die Praxis beweist, dargestellt werden, ohne daß die Jugend von der vorwärtstreibenden Kraft der Revolutionen einen merkbaren Eindruck bekommt. Es muß aber klar gesagt werden, daß die Verheimlichung des Einflusses, den die französische Bewegung von 1789 und den die deutsche Bewegung von 1848 auf die Bedeutung des deutschen Staatswesens gehabt hat, eine Hauptursache ist, warum die ganze patriotische Geschichtsdarstellung vom großen Teil unseres Volkes im Grunde nicht geglaubt wird. Die deutsche Bevölkerung hat das richtige Gefühl, daß man ihr eine unvollkommene Geschichte vorträgt, wenn man ihr eine Geschichte vorträgt, in der die Weisheit der Regierenden allein den Fortschritt bewirkt. Am offenbarsten wird dieses Mißverhältnis bei der landläufigen Darstellung der großen Taten Bismarcks.

Daß Bismarck eines Teils ein Umstürzler der alten deutschen Bundesverfassung gewesen ist und andern Teils ein ausführendes Organ jenes Willens, der in der Paulskirche in Frankfurt seine Lehrsätze formuliert hat, wird vor dem Volk wie eine Art Geheimlehre behandelt. Deshalb erscheint unserer Bevölkerung die gegenwärtige russische Revolution als ein grandioser und völlig neuer Volksunterricht über die Prinzipien der Staatslehre überhaupt. Im Anschauen dieser Revolution begreift das deutsche Volk, daß es Staatsrechte gibt, die in keine Sammlung von Staatsrechten eingetragen werden können.

* * *

Die Anerkennung des moralischen Rechts der Revolution ist deshalb nicht nur für die Regierenden selber, sondern ebenso auch für alle philosophischen und pädagogischen Vertreter der Moral sehr schwierig, weil mit keiner Menschenweisheit formuliert werden kann, wann und unter welchen Umständen dieses Recht dazusein beginnt. Sicher ist, daß alle Wege geordneten, gesetzlichen Vorgehens versucht werden müssen, ehe man an den gefährlichen Hintergrund des ungeschriebenen Rechtes appelliert. Ebenso sicher ist, daß die Summe der Notstände riesengroß sein muß, ehe man die blutigen Nöte, die zu jeder Revolution gehören, über ein Volk zu bringen unternimmt. Wann aber dieses der Fall ist, das ist Sache der subjektiven Entscheidung derer, die ihr Leben in die Schanze schlagen, um ein altes Recht durch Aufhebung des bestehenden Rechtszustandes in neues Recht zu verwandeln. An wenigen Punkten zeigt sich so sehr wie an diesem die Hilflosigkeit aller theoretischen Moral. Sie kann allgemeine Regeln aufstellen, aber die Entscheidung darüber, ob und wann diese Regeln in Kraft treten, ist eine Sache des praktischen Verstandes, über dessen Vorhandensein der moralische Theoretiker nichts zu sagen vermag.

Die Gefährlichkeit der moralischen Formulierung des Rechtes auf Revolution wird dadurch erhöht, daß schon im Begriffe Revolution selbst eine zeitweilige Aufhebung aller sonst geltenden und unverbrüchlichen Pflichten liegt. Selbst das Urgebot der Menschheit: „Du sollst nicht töten" verliert in dem Augenblick seine zwingende Kraft, wo das Recht auf Revolution proklamiert wird. Die Revolutionäre übertreten mit Bewußtsein dieses Recht, ohne dessen Aufrechterhaltung die Menschheit auf die Dauer nicht bestehen kann, und ebenso wie die Revolutionäre zu Uebertretern nicht nur der Gesetze, sondern der Moral selbst werden müssen, kann es erfahrungsgemäß eine von der Revolution bedrohte Regierung nicht vermeiden, auch ihrerseits die sonst von ihr selbst gewahrten Prinzipien der Sittlichkeit zu verletzen, wenn sie sich nicht wie die russische Regierung schon längst vorher an solche Verletzung gewöhnt hat.

Es liegt also in jeder Revolution eine starke und beängstigende Gefahr für den moralischen Gesamtbestand vor. Jede Revolution ist für beide kämpfenden Teile ein Herabsinken von der Höhe der Zivilisation, die mühsam von der Menschheit erreicht worden ist. Das ist es, was das sittliche Gefühl aller derer, die an der Revolution nicht direkt mit ihren eignen

Hoffnungen und Aengsten beteiligt sind, so unruhig macht, und sie immer wieder zu dem Versuche hintreibt, ob es denn gar keine Möglichkeit gibt, die Schädigung der Gesamtmoral durch die Revolution einzuschränken.

Das ist unseres Erachtens der eigentliche Inhalt der Protestversammlungen, die in letzter Zeit in den abendländischen Staaten gegen die russischen Metzeleien abgehalten wurden, daß man mitten in der Revolution die Moral selbst nicht möchte versinken lassen. Die Versammlungen protestieren gegen die Ueberschreitungen der Moral von seiten der russischen Regierung, die sich dadurch stärken will, daß sie die Volksleidenschaft auf jüdische oder andere Volksteile ablenkt. Ein ähnlicher moralischer Protest würde möglich sein, gegen jene Formen des revolutionären Terrorismus, der ohne bestimmte Methode einfach die Sicherheit des Lebens und des Rechtes vermindert, nur um durch eine allgemeine Rechtsunsicherheit die Aussichten der Kämpfenden zu vermehren. Man kann zweifelhaft sein, ob es überhaupt einen Zweck hat, im Namen der Sittlichkeit zwischen zwei kämpfende Heere zu treten. Aber selbst wenn die Aussichten auf einen Erfolg der moralischen Proteste äußerst gering sind, ist es dennoch Pflicht, sich an ihnen zu beteiligen, denn es würde einen Verzicht auf den Glauben an die Kraft der Sittlichkeit überhaupt bedeuten, wenn man nicht mitten im Kampf schon des Zustandes der Ordnung gedenken wollte, der aus dem Kampf schließlich einmal wieder emportauchen muß. Dieser moralische Protest ist das einzige Hilfsmittel, das die gebildeten Völker des europäischen Westens haben, um die Anerkennung des Rechtes auf Revolution nicht erscheinen zu lassen als die Anerkennung des Rechtes auf Barbarei. So unformulierbar jenes Recht auf Revolution ist, ebenso unformulierbar ist auch der moralische Protest gegen die Ausartungen der Revolution. Es ist ein Kampf geistiger Prinzipien, dessen Ergebnis davon abhängt, wie viel wirklicher sittlicher Wille in ihm zur Verwendung kommt.

Rundschau.

Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt.

Die Franzosen feiern in diesem Jahre den hundertjährigen Geburtstag Frederic Le Plays. Die Sozialwissenschaft der ganzen Welt feiert ihn mit. Allerdings sind die Motive derjenigen, die sich bei dieser Feier beteiligen, nicht ganz dieselben. Alle Welt ist einig in dem Preise Le Plays als des unermüdlichen Predigers der deskriptiven Methode in der Sozialwissenschaft. Kein Zweifel, daß die genaue Erhebung und Wiedergabe der Tatsachen des wirtschaftlichen Lebens Einzelner, wenn vorurteilslos und gewissenhaft vorgenommen, wichtige Bausteine für die Errichtung eines Lehrgebäudes des sozialen Lebens zu liefern vermag. Allein Le Play war nicht blos der erste, der die deskriptive Methode empfohlen hat, noch auch kam es ihm darauf an, auf Grund des mittelst derselben Gefundenen, ein Lehrgebäude erst zu errichten. Für ihn war die Sozialwissenschaft nicht eine zu lösende Aufgabe; für ihn war sie schon da, schon da seit tausenden von Jahren — in der Bibel. Er war ein grimmiger Verächter der nationalökonomischen Lehre seiner Zeit; sie ging für ihn von Prinzipien aus, auf denen sich überhaupt gar nichts aufbauen ließe, von den destruktiven Ideen, welche seit Richelieu, Louis XIV., noch mehr im 18. Jahrhundert im politischen Leben zur Herrschaft gelangt waren und welche, indem sie in der französischen Revolution triumphierten, die Katastrophe des alten, allein wahren, schon in der Bibel gepredigten patriarchalischen Systemes herbeiführten. Seine deskriptive Methode, war aus der Feindschaft gegen diese nationalökonomische Lehre geboren. Sie sollte zeigen, daß es einer neuen Sozialwissenschaft gar nicht bedarf; alle wichtigen, für alle Völker und alle Zeiten passenden Lehren seien bereits in der Bibel enthalten. Als deskriptive Methode hat sie somit lediglich den Nachweis zu führen, daß dem so sei. Le Play war also abgesehen von seiner Bedeutung als Erfinder einer neuen Methode auf dem Gebiete der Sozialwissenschaft auch Politiker, und zwar katholischer Politiker, der keineswegs voraussetzungslos an das Studium der Dinge herantrat, sondern mit einer Absicht, der Absicht die Richtigkeit einer Lehre, die ihm schon vorher als unanfechtbar feststand, an der Hand der Tatsachen zu beweisen. Dabei war er aber keineswegs in politischen Dingen Reaktionär, wie etwa Bonald oder J. de Maistre. Vielmehr vertrat er gegenüber der Verehrung, welche diese dem Henkerschwert zollten, die Freiheit.

Diese politische Richtung Le Plays hat ihn zum spezifischen Nationalökonomen der liberalen Katholiken Frankreichs gemacht. Montalembert hat ihn s. Zt. als solchen begrüßt, Cochin auf den Schild erhoben. Und heute, da in Frankreich kein Mensch mehr den Mut hat, in der Weise Bonalds und de Maistres Reaktionär zu sein, ist Le Plays Name der Sammelpunkt aller derer geworden, welche in dem Umsichgreifen sozialistischer Ideen eine Gefahr für die autoritären Ansprüche der katholischen Kirche erblicken, um gegenüber dem Sozialismus die katholischen Ansprüche im Namen der Freiheit zu verteidigen. So ist denn die Jahrhundertfeier des Geburtstags Le Plays nicht blos eine Feier von Männern der Wissenschaft zu Ehren des großen exakten Forschers, sondern gleichzeitig eine politische Feier mit einer Spitze gegen die z. Zt. das politische Leben in Frankreich beherrschenden Richtungen.

Als ein den Manen des *Forschers* Le Play gewidmeter Tribut können auch die Vorträge und Aufsätze Dr. Gottlieb Schnapper-Arndts betrachtet werden, die Dr. Leon Zeitlin zur bleibenden Erinnerung an den am 2. Mai 1904,

für Wissenschaft und Leben viel zu früh Verstorbenen gesammelt hat.[1]) Ich erinnere mich noch gut der Zeit, da Ernst Engel im statistischen Seminar in Berlin die Ouvriers Européens Le Plays auf den Tisch legte und in begeisterten Worten den Vater der deskriptiven sozialwissenschaftlichen Monographie pries. Ehrlich gestanden blieben wir trotz des Lobes unseres verehrten Meisters diesen Monographien gegenüber in kühler Reserve. Vor allem erfüllte uns diese Miniaturstatistik und Miniaturschilderung mit Mißtrauen ob ihrer Zuverlässigkeit. Wenn uns da so genau ein Budget eines russischen Arbeiters im Ural oder in diesen oder jenen unzivilisierten Gegenden mitgeteilt wurde, so mußte jeder Zweifel empfinden, der einmal praktisch den Versuch gemacht hatte, auch nur genaues über die wirtschaftlichen Verhältnisse gebildeter Kreise in unserem Vaterland festzustellen. Sodann auch angenommen, was in solchen Monographien gegeben wurde, war absolut zuverlässig, wer gab uns die Garantie, daß es nicht blos zufällige Einzelheiten waren, die dort vorgeführt wurden. Zwar hatte Le Play versichert, seinen Familienbeschreibungen lägen nur typische Familien zu Grund. Allein wo lag die Garantie, daß mit dem Leben einer Familie, das da erzählt wurde, das Leben auch nur Vieler, geschweige denn ein typisches Leben vorgeführt werde? Das konnte man offenbar erst wissen, nachdem man das Leben sehr zahlreicher Familien der betreffenden Klasse untersucht hatte. Wann aber würde man zur Sicherheit, das Typische erfaßt zu haben, gelangen? Selbst Schnapper-Arndt sagt in dem letzten im vorliegenden Bande abgedruckten Aufsatze „Ein Agrarkommunismus an der Waterkant“: „Gegenwärtige Skizze hat für jeden der 34 Rantumer Einwohner immerhin soviel Arbeitszeit erfordert, daß, wollte jemand etwa Frankfurt in gleicher Proportion behandeln, mehrere Jahrhunderte ganz bequem aufgebraucht werden könnten“. Und doch, angenommen man schilderte einen Frankfurter Haushalt der Gegenwart, so wäre doch erst nach der Bearbeitung sämtlicher Frankfurter Haushalte zu sagen, in welchem Maße der gewählte typisch sei. Damit ist die Kritik über die allgemeine Bedeutung der Miniaturschilderung als Grundlage der Wissenschaft eigentlich ausgesprochen. Das waren wohl die Hauptursachen, warum Engels Anpreisung Le Plays den Monographien des letzteren bei uns nicht mehr als einen succès d'estime verschaffen konnten. Wir wollten Volkswirtschaft kennen lernen, nicht Privatwirtschaft, und wir hatten weder den Vorzug Le Plays, in der Bibel ein Buch zu sehen, das alle weitere Gesellschaftswissenschaft überflüssig macht, noch auch waren wir orthodoxe Anhänger der herrschenden Lehrsysteme; wir waren von dem, was man uns gelehrt hatte, nicht ganz befriedigt, und verlangten nach einer Methode, die uns eine wahrere Lehre aber nicht vom Einzelnen, sondern vom Ganzen erst bringen solle. Wären wir befriedigte Anhänger irgend welcher überlieferten Theorie gewesen, so hätte uns die Methode der Miniaturschilderungen vielleicht eher befriedigt. Wir hätten dann einfach in den Erscheinungen, die mit unseren schon feststehenden Anschauungen übereinstimmten, das Typische erblickt.

Schnapper-Arndt war zehn Jahre später als ich im statistischen Seminare bei Engel und hörte aus seinem Munde das Lob Le Plays, wie wir es gehört hatten. Aber ungleich der Generation, der ich angehörte, wurde er dadurch für Le Play so begeistert, daß wir in ihm den Schüler erblicken können, der den Meister in Vielem übertroffen hat. Wenn ich sage, Schnapper-Arndt sei ein begeisterter Schüler Le Plays geworden, so meine ich dabei lediglich Le Plays, des Forschers, nicht des Politikers. Denn von den oben gekennzeichneten politisch-

[1]) Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt, Vorträge und Aufsätze. Herausgegeben von Dr. Leon Zeitlin. Mit einem Bilde Dr. Schnapper-Arndts in Heliogravüre. Tübingen. Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung 1906. Ladenpreis: geheftet 6 ℳ, gebunden 7,50 ℳ.

religiösen Anschauungen Le Plays trennte Schnapper-Arndt, um im Gedankengange Le Plays zu reden, das ganze Milieu, in dem er aufgewachsen war. Aus einer sehr wohlhabenden jüdischen Familie Frankfurts hervorgegangen — der alte Anselm Rothschild war sein Gevatter gewesen und Jeanette Straus-Wohl, die Herzensfreundin Ludwig Boernes war seine Tante — war er seiner Gesinnung nach süddeutscher Demokrat. Er verehrte die Prinzipien, die Le Play verurteilte. Vielleicht war aber auch er ein wenig Dogmatiker, wenn seine Dogmen auch andere als die Le Plays waren. Auch stand er den Lehren der überkommenen deduktiven Nationalökonomie vielleicht weniger skeptisch gegenüber, als wir dies taten. So überzeugte er sich denn vielleicht leichter über das Typische der Erscheinungen, die er zum Gegenstand seiner Detailforschungen machte, wenn sie in den Rahmen seiner feststehenden allgemeinen Anschauungen hineinpaßten. Dazu kam, daß Schnapper-Arndt augenscheinlich nicht nur Sinn für die Kleinigkeiten des privatwirtschaftlichen Lebens hatte, die ein anderer nicht oder zu wenig beachtet, sondern, daß er auch über eine außerordentliche Sachkenntnis in allen technischen Vorgängen des Privathaushaltes verfügte. Uebertroffen aber hat Schnapper-Arndt sein Vorbild in der sorgfältigen Kritik, mit der er an die Quellen, auf denen seine Detailschilderungen beruhen, herantrat. Bei ihm hat man nie einen Zweifel hinsichtlich der Genauigkeit des Beobachteten. Unermüdlich war er in der Feststellung der Richtigkeit der scheinbar unerheblichsten der ihm gemachten Angaben. Jeder einzelnen behaupteten Tatsache geht er mit erschöpfender Peinlichkeit in allen mit ihr irgend zusammenhängenden Erscheinungen nach. Mitunter kann man sich eines lächelnden Zweifels, ob so viel Mühe denn notwendig gewesen sei, nicht erwehren. Aber nie entsteht ein Zweifel, daß eine Tatsache, die Schnapper-Arndt angibt, anders sein könnte, als er sie hinstellt.

Eng verwandt waren nämlich die geistigen und moralischen Eigenschaften Schnapper-Arndts. Er war ein mathematischer Kopf von großer Denkschärfe und ein Mann von unerbittlicher Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit. Eine Ungerechtigkeit schmerzte ihn ebensosehr als Verstoß gegen die Logik wie als Beleidigung seines sittlichen Gefühls, und eine unexakte Beweisführung verletzte ihn nicht nur als etwas wissenschaftlich Unreinliches, sondern auch als etwas sittlich Verwerfliches. Daher denn die peinliche Gewissenhaftigkeit, mit der er sich seinen Untersuchungen hingab. Sie sind alle wahre Kabinettsstücke an Sauberkeit der Ausführung; Schnapper-Arndt ist der Meissonier der Gesellschaftsmalerei.

Begreiflich ist der helle Zorn, in dem ein so beschaffener Mann aufflammen mußte, als der Verein für Sozialpolitik 1888 seine Wucherenquete veröffentlichte. Das waren kurze Berichte sog. Sachverständiger aus allen Teilen Deutschlands über die Bewucherung, unter der die bäuerliche Bevölkerung zu leiden hatte. Es waren tatsächlich nichts anderes als Stimmungsberichte, Wiedergabe dessen, was man da und dort über die Wuchererscheinungen und deren Urheber sich erzählte, ohne daß in den meisten Fällen auch nur der geringste Versuch einer Nachprüfung der erzählten Tatsachen stattgefunden hatte, geschweige denn daß Beweise für die Richtigkeit derselben beigebracht worden wären. Daß dabei die populären Erzählungen über den überwiegenden Anteil der Juden an den wucherischen Handlungen kritiklos wiedergegeben wurden, ist damit schon gesagt. Streng genommen waren es aber doch nur Aufnahmen nicht schlechter als die, auf denen die Schilderungen seines verehrten Meisters Le Play beruhten; denn auch diese beruhten ja wesentlich auf kritisch nicht gesiebten Mitteilungen. Allein ohne sich bewußt zu werden, daß gerade diese Enquete die Schwäche der deskriptiven Methode offenbarte, indem sie auf breiter Basis ohne Heranziehung kritisch ungeschulter Kräfte gar nicht zur Anwendung kommen kann, fühlte sich Schnapper-Arndt durch die Veröffentlichung dieser Sammlung von Wiedergaben von losem Gerede gleich-

mäßig als wissenschaftlicher Forscher und wahrheitsliebender Mann verletzt, und da es gerade Juden waren, die als Opfer dieser unwissenschaftlichen Feststellungsweise erschienen, hielt er es als seine Pflicht als wissenschaftlich geschulter Jude seinen eigenen Lehrern und Freunden den Fehdehandschuh hinzuwerfen. So entstand der Aufsatz „Zur Methodologie sozialer Enqueten". Er ist in dem vorliegenden Bande wieder abgedruckt — sehr mit Recht. Denn nicht nur, daß Schnapper-Arndt mit seiner Verurteilung jener Wucherenquete völlig im Recht war, der Aufsatz hat bleibenden Wert; er gehört zum Besten, was zur Methodologie sozialer Enqueten geschrieben worden ist.

Außerdem enthält der vorliegende Band einen Aufsatz „Zur Theorie und Geschichte der Privatwirtschafts-Statistik", gewissermaßen das wissenschaftliche Glaubensbekenntnis unseres Autors. Ich habe im Vorstehenden mich bereits dazu geäußert. Als besonders beherzigenswert möchte ich aber noch den darin vertretenen Gedanken betonen, daß es nötig sei, die Buchhaltung wieder mehr mit der Nationalökonomie zu verbinden. Einst hat sie in dieser ihren Ursprung genommen. Heute ist die exakte Größenlehre, die sie eigentlich sein sollte, von philosophischen und historischen Betrachtungen ganz überschwemmt worden. Das war notwendig, um die Betrachtung des Wirtschaftslebens über die eines Rechnungsrats zu erheben, nötig, um der Erfassung des Kausalitätsverhältnisses der wirtschaftlichen Erscheinungen näher zu kommen. Allein es zeigt sich allenthalben als Fehler, daß man darüber die Künste des Rechnungsrats ganz vernachlässigt hat. Die Buchführung im Privathaushalt wird zwar immer nur Sache der Betriebslehren der einzelnen Wirtschaftszweige bleiben; würde aber die Bilanz, die der Buchhalter im Privathaushalt zieht, heute so, wie man dies wohl früher versuchte, aber mit Nutzbarmachung der vorgeschritteneren Einsicht, in der Volkswirtschaft wieder gezogen, so würden manche wirtschaftspolitische Maßnahmen nicht mehr vorkommen, unter denen unsere Volkswirtschaft noch bitter zu büßen haben wird. Ich betrachte es als ein Hauptverdienst der neu gegründeten Handelshochschulen, daß sie die Verbindung der Buchführungslehre mit der Volkswirtschaftslehre wieder anbahnen. Hoffentlich erhalten wir an allen Universitäten dann Vertreter der Buchführungslehre. Wird dieser Fortschritt erreicht, so wird man den genannten Aufsatz Schnapper-Arndts als einen Bahnbrecher desselben zu betrachten haben.

Die übrigen Aufsätze, die im vorliegenden Bande enthalten sind, geben Nutzanwendungen von des Verfassers Methode. Eine derselben, „Nährikele" ist den Lesern der „Süddeutschen Monatshefte" bekannt. Sie werden darin den Beleg für den oben behaupteten Kabinettsstückscharakter der Arbeiten Schnapper-Arndts finden.

Allein unser Autor war nicht nur Mann der Wissenschaft und Politiker; er war auch ein liebenswürdiger, humorvoller, formgewandter Journalist. Den Schluß des Bandes bilden sehr unterhaltende sozialpolitische Reisefeuilletons, von denen mir die italienischen als die reizvollsten erscheinen. Welcher Gewinn würde es sein, wenn der in diesen Feuilletons ausgesprochene Gedanke der Herausgabe eines volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Bädekers auf fruchtbaren Boden fiele!

Bis dahin dürfte es freilich noch weit sein. Einstweilen werden wir uns freuen, wenn die übrigen hinterlassenen Werke Schnapper-Arndts, ein Lehrbuch der Statistik und eine Geschichte des Geldverkehrs, der Preise und der Lebenshaltung vom Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts erscheinen werden.

München. Lujo Brentano.

Der Dramatiker Otto Hinnerk.

Es ist im Grund eine undankbare Aufgabe, von einem Dramatiker zu sprechen, von dessen Arbeiten noch keine das Rampenlicht erprobt hat; pflegt doch das Publikum sich im wesentlichen nur für den Dramenschreiber zu interessieren, den es im Theater selbst kennen gelernt oder von dem es in Zeitungen oder Zeitschriften lebhaft, in Lob oder Tadel, hat reden hören, der somit eine gewisse öffentliche literarische Potenz darstellt. Allein es ist dann doch auch wieder eine angenehme Pflicht, über diese Instanz des Tatsächlichen hinweg an die Instanz des Wünschbaren zu appellieren, von einem zu sprechen, der das Ziel des Bekanntwerdens noch nicht erreicht hat, wohl aber wert wäre, es zu erreichen. Und so einer scheint uns Otto Hinnerk zu sein.

Wir wollen seine Personalien hier nicht ausbreiten. Der Schriftstellername ist ein Pseudonym. Der Mann stammt aus Rostock, hat aber in der Schweiz seine medizinischen Studien gemacht und übt in diesem Lande seinen wissenschaftlichen Beruf aus. Fügen wir noch bei, daß er in der Mitte der dreißiger Jahre steht, so kann das für unsere Zwecke genügen.

Die Lust am dramatischen Fügen und Bauen liegt Hinnerk im Blut. Scharfes, tiefes Nachdenken über ästhetische Probleme, namentlich über solche des dramatischen Schaffens, ist ihm ein inneres Bedürfnis. Seine beiden ersten durch den Druck zugänglich gemachten Dramen waren Komödien und sind im selben Jahre 1899 erschienen. Man könnte sagen, sie seien beide aus der Atmosphäre des akademischen Studiums herausgewachsen. Die eine, „Gretchens Zukunft" betitelt, greift die Frage der Frauenemanzipation auf, eine Frage, die bei dem starken weiblichen Zudrang zum Studium, den der Verfasser gerade in Zürich beobachten konnte, zur Behandlung reizen mußte. Wie das „deutsche Gretchen" für die Emanzipation geworben werden soll, schließlich aber doch in den regulären Ehehafen einmündet — freilich unter der Bedingung, später noch „den Doktor zu machen" —, das bildet den Inhalt. Der dichterische Schwerpunkt des Stückes liegt in den Szenen, welche die Emanzipierten, die intransigenten und die mehr opportunistischen, in ihrem Zusammentagen und Zusammenprallen schildern. Hier entfaltet Hinnerk eine bemerkenswerte Kunst dramatischer Burleske. Die eine und andere dieser Szenen erinnert geradezu an die tollsten Auftritte in des Aristophanes Weiberregiments-Komödien. Hinnerk weist sich hier über eine starke vis comica aus, die es verstehen läßt, daß ihn gerade die Komödie wiederholt als dramatisches Genre gelockt hat. Im zweiten Stück von 1899, „Närrische Welt", gibt er eine eigentliche Charakterkomödie. Sie hängt insofern mit seinen studentischen Erfahrungen zusammen, als im Mittelpunkt der Handlung eine Zimmervermieterin steht, die, obwohl verheiratet, ihre Liebesbedürfnisse in konsequentem Nacheinander mit ihren Mietsherren befriedigt. Die stille Komik, die in dem Stück sich auswirkt, besteht nun darin, daß diese Frau ihr Treiben als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet, ihrem Manne dadurch keineswegs zu nahe zu treten meint und es deshalb in ihrer kecken Naivetät als eine tödliche Kränkung betrachtet, als der Mann sich auch einmal einen Schritt zur Seite erlaubt. Ohne alles Moralisieren, mit einer heiter lächelnden Miene hat Hinnerk diese Ehekomödie gestaltet, die in der Art objektiver Sittenschilderung an Komödien Felix Dörmanns, des Wieners, erinnert. Gegen den Schluß des Stückes hin verwirrt sich das dramatische Gewebe etwas, die knappe Linienführung gerät ins Breitliche, der Dialog verliert an sicherer Schlagkraft. Hinnerk hat das selbst empfunden und den Schluß deshalb verschiedentlich umgestaltet. Es darf aber die Hoffnung ausgesprochen werden, daß

das Stück schließlich doch noch die Bühne gewinnen wird, ist es doch eine Charakterkomödie von echter, unaufdringlicher, immanenter Komik.

Nach der tragischen Seite hin blickt das Drama „Pastor Kraske“ (von 1902). Ein Mensch, der aus einem wüsten Leben herausstrebend mit Hilfe falscher Papiere und eines angemaßten Titels sich in Amt und Würden hineingesetzt und Kraft seiner eisernen Energie und seiner Begabung sich einen weiten und gesegneten Wirkungskreis geschaffen hat, sieht sich nach langen Jahren friedlichen Daseins entlarvt und wird zum Mörder am Hüter und Enthüller seines Geheimnisses. Der Fall wirkt auf den ersten Blick zu singulär, ja zu unwahrscheinlich; doch darf wohl daran erinnert werden, daß Otto Ernst in seinem „Flachsmann als Erzieher“ auf ähnlichen Voraussetzungen seine pädagogische Komödie aufgebaut hat. Was bei Hinnerk den Fall kompliziert, ist, daß er seinen falschen Pastor durchaus nicht etwa von vornherein unserer klaren Verachtung preisgibt (wie Ernst seinen Flachsmann, oder etwa Anzengruber seinen Meineidbauer, der in der Art, wie er seine verbrecherischen Handlungen abergläubisch mit Gottes besonderer Indulgenz verhäkelt, an das Verfahren Kraskes gemahnt), sondern ihn zwischen unserer Sympathie und Antipathie gleichsam hin- und herschaukeln läßt, was unstreitig etwelches Mißbehagen verursacht. Die urwüchsige Energie, die in diesem Individuum steckt, hat es dem Dichter offenbar angetan, und es ist ihm denn auch unstreitig gelungen, uns diesen Eindruck der dominierenden Willenskraft in Kraske zu suggerieren. Dagegen tat der Dichter kaum wohl daran, der Figur, die durchaus nicht etwa als bloßer Tartüffe aufgefaßt sein will, noch ein Element religiöser Mystik beizumischen, das im Grunde recht wohl entbehrlich wäre und den Nachteil hat, nicht überzeugend zu wirken. Ein völlig klares Charakterbild ist auf diese Weise entschieden nicht zu Stande gekommen. Aber der Kampf eines begabten Menschen gegen die erdrückende Macht einer schuldbeladenen Vergangenheit entbehrt in der dramatischen Fassung und Durchführung bei Hinnerk eines nachhaltigen Interesses trotz alledem nicht.

Ein glücklicher Wurf ist dem Dramatiker mit seinem Lustspiel „Graf Ehrenfried“ gelungen (1903). Nicht daß der Guß gleich in allen Teilen vollkommen geraten wäre, weshalb denn auch Hinnerk das Stück inzwischen nochmals in die Hand genommen hat, um ihm eine dramatisch reifer und voller ausklingende Gestalt zu geben; aber in seiner ganzen Anlage ist es eine prächtige Schöpfung, in der der tiefe, warme Humor sein Königszelt aufgeschlagen hat. Der Graf Ehrenfried lebt im Wolkenkuckucksheim der Phantasie arm, aber glücklich. „Was bedarf der Mensch außer einem reinen und zufriedenen Herzen?“ Diese Frage Ehrenfrieds gibt sein ganzes Wesen. Einen reinen Toren mag ihn die Welt nennen; aber als solcher siegt er spielend über alles Feindselige, was sich ihm in Verkennung seines Charakters und aus argem Neid in den Weg stellt. Hinnerk hat diese Figur mit einer Fülle köstlichen Lebens ausgestattet. Wie der Graf auf seinem elend verfallenen Schloß mit seinen paar Getreuen haust, seine schlimme Armut mit dem goldnen Schein der Poesie in Reichtum wandelnd — das ist von der schönsten Anschaulichkeit und wirkt so sonnig beglückend, wie ein Sommertag im grünen Wald, wenn das Licht durch das Laub rieselt, lustige Kringeln auf den Boden zeichnet und die Stämme warm aufleuchten läßt. Hier hat ein Dichter seines Amtes gewaltet, und der Tag wird wohl sicher noch kommen, wo dieses echt deutsche Lustspiel seine bewundernde Gemeinde im Theater finden wird.

Die letzte gedruckte dramatische Arbeit Hinnerks „Claire“ ist ein Ehedrama, in dem eine zarte Frau an der Untreue ihres Mannes zu Grunde geht, freilich nicht ohne daß sie in diesem ehelichen Erlebnis eine Art Sühne erblickt

für ihr eigenes Verhalten einem lieben Jugendfreund gegenüber, dem sie ihren Mann vorgezogen hat. Es geht heiß und doch leise zu in diesem Stück. In der Art Ibsens ragt die Vergangenheit in das Drama bestimmend hinein, allmählich sich enthüllend und die Zusammenhänge offenbarend, die das Jetzt mit dem Einst in eiserner Notwendigkeit verbinden. An Originalität der Erfindung und Sprache kann sich dieses Drama mit dem Lustspiel vom Grafen Ehrenfried nicht messen; aber auch die scharfe Umrissenheit der Figuren, wie sie die „Närrische Welt" vor allem zeigt, vermissen wir. Es ist alles mehr auf lyrische Töne gestimmt. — Vielleicht ließe sich das in Zusammenhang bringen mit den lyrischen Stimmungen des Dichters, aus denen heraus ein kleines Bändchen „Gedichte" auf letzte Weihnachten erwachsen ist.

So viel von Otto Hinnerk, in dessen bisherigem dramatischen Schaffen uns eine schöne Verheißung für die deutsche Bühne beschlossen zu sein scheint, der wir eine reiche Erfüllung wünschen.

Zürich. H. Trog.

Zur Rembrandtfeier.

Ein Nachruf auf Rembrandt soll an dieser Stelle nicht geschrieben werden, aber ganz unbeachtet soll die Dreihundertjahrfeier von des großen Meisters Geburtstag auch nicht bleiben. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß unsere Zeit den größten Maler der holländischen Schule heute höher schätzt, als er jemals geschätzt worden ist, und daß sie ihm — was durchaus nicht das gleiche ist — auch mehr Verständnis entgegenbringt, als es frühere Zeiten getan haben. Das ist unvermeidlich, da wir nun einmal in einer Epoche von ähnlicher künstlerischer Selbständigkeit, Freiheit und technischer Reife leben, wie sie im 17. Jahrhundert herrschten, und da auch die Kunstwissenschaft, obschon sie eine noch sehr junge Disziplin ist, uns in den großen Ausstellungen von Amsterdam und London, sowie durch unzählige Publikationen das Lebenswerk des Meisters in so geschlossener Reihe vorgeführt hat, wie das vorher wohl überhaupt nie der Fall gewesen ist.

Aber eben diese viele Publikationen, die uns so nahe mit dem Künstler vertraut gemacht haben, sind es, die nicht wenige verhindern, ihn ganz intim kennen zu lernen. Rembrandts Radierungen kennt jeder, aber unter hundert kennen sie höchstens zehn aus dem Studium der Originale und von diesen wird kaum die Hälfte Rembrandts Radierungen aus den guten Drucken kennen, in denen doch allein die ganze Absicht des Meisters ausgesprochen ist. Besonders auffallend ist es, daß viele Künstler sich mit den Reproduktionen bescheiden, ohne auch die Originale zur Hand zu nehmen, obwohl doch gerade bei Rembrandts Radierungen selbst die beste Nachbildung versagt und schlechterdings nur als ein Hilfsmittel dienen kann. Das gilt nun aber nicht allein von den Kupferdrucken, sondern auch von den Gemälden. Wer hier die Praxis des täglichen Lebens kennt, muß sonderbare Erfahrungen machen. So besitzt die Alte Pinakothek ein viel bewundertes Selbstbildnis Rembrandts, das jedoch kein Original, sondern, wie schon seit Jahrzehnten festgestellt wurde, eine alte und obendrein nicht einmal sehr gründliche Kopie ist. Dieses Selbstbildnis wird ständig kopiert und zwar nicht allein von jungen Akademikern, von denen die erforderliche Sachkenntnis, vor allem auch in technischer Hinsicht, nicht zu verlangen ist, sondern auch von älteren, erfahrenen Malern, bei denen doch eine schärfere Beobachtung zu erwarten wäre. Dagegen wird die prachtvolle und ganz eigenhändige Serie von Passionsbildern, die die Pinakothek besitzt, nur wenig kopiert, und von dieser wird wieder jenes Stück, das das weitaus beste und das aus der Zeit zwischen 1640 und 1650 eines der vorzüglichsten Rembrandts ist:

die Anbetung der Hirten, fast gar nie kopiert. Ferner geht es bei den Gemälden wie bei den Radierungen. Das große Publikum kennt sie überhaupt fast nur aus Reproduktionen; aber selbst unter den sogenannten Kunstfreunden und unter den Künstlern gibt es nur allzuviele, die sich damit begnügen, den Meister aus den Photographien zu studieren. So kenne ich einen Maler, der ein spezieller Verehrer von Rembrandt ist. Der Mann hat einen feinen, sehr kultivierten Geschmack und liebt unter allen Bildern Rembrandts besonders die Staalmeister. Damit hat er nun auch recht; aber eben dieser Mann, dessen Vermögen mehrere Millionen beträgt, ist noch nie in Amsterdam gewesen und hat niemals sein Lieblingsbild im Original gesehen. Dabei ist er ein Freund des Reisens und verbringt einen guten Teil des Jahres außerhalb von Deutschland. Man wird vielleicht sagen, daß dieser Fall nur eine ganz vereinzelte, wunderliche Ausnahme ist. Aber dem ist nicht so: die Regel ist vielmehr, daß gerade die Künstler die Werke der alten Meister nicht aus dem Original kennen. So bekannte mir einer unserer hervorragendsten älteren Maler, der ein besonderer Verehrer von Velasquez ist und seine Malweise ein bißchen auf die des Spaniers zugeschnitten hat, daß er nie in Rom war, um das Bild des Velasquez, das er besonders verehrt, das Porträt des Papstes Innozenz, zu sehen, und die Möglichkeit, nach Madrid zu fahren und dort die große Velasquez-Serie kennen zu lernen, ist ihm überhaupt nie in den Sinn gekommen. Man darf ruhig behaupten, daß die Mehrzahl unserer deutschen Maler, die vor einigen Jahren ihre Kunst auf die des Velasquez stimmten, keine sechs Originalbilder des Künstlers gesehen hatten, dem sie sich doch in ihrer Technik unterordneten. Aber es geht bei den Kunstgelehrten und Kunstfreunden vielfach nicht viel besser zu. Die Reproduktionen sind heutigentags so gut und sind so leicht zugänglich, daß sich gar manche begnügen, aus ihnen ihre Vorstellungen über ein Kunstwerk zu gewinnen. Das ist nun in bezug auf die Gemälde und Statuen schon recht schlimm; aber der Schaden ist so arg groß nicht, weil die Museen der Malerei und Bildhauerei so bequem zu besuchen sind und ihren ganzen Besitz dem Besucher zur Verfügung stellen. Man darf sogar sagen, daß in bezug auf diese Werke der sogenannten hohen Kunst, abgesehen von einzelnen Fällen und Beziehungen, die hochgesteigerte Reproduktionskunst zum mindesten ebensoviel Nutzen wie Schaden stiftet. Sie regt doch viele an, sich häufiger als sonst in die Museen zu bemühen, sie fordert dadurch, daß man auf Grund der modernen Sammelbände von Reproduktionen, wie sie z. B. Hanfstängl oder die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart herausgeben, Vergleiche anstellt, zu einem eingehenderen Studium auf, als es jemals überhaupt nur möglich gewesen ist.

Anders ist es bei den graphischen Arbeiten. Hier droht unserer Kultur eine schlimme Gefahr, weil sogar die Museen mit Reproduktionen zu arbeiten beginnen, teils indem sie, statt Originalarbeiten zu erwerben, die mitunter sehr teuer sind, sich mit Nachbildungen begnügen, teils aber auch, weil sie in dem freilich sehr berechtigten Streben, die kostbaren Originale nicht durch allzuhäufige Benützung zu gefährden, den Besuchern in der Regel nur die Nachbildungen vorlegen. Es ist aber eine Tatsache, daß auch die beste Reproduktion einer Radierung von Rembrandt nur ein leidlich gutes Surrogat ist. Wenn man nun die Originale schonen will, so müßte durch häufige Ausstellungen und andere derartige belehrende Veranstaltungen ein Gegengewicht zu dem einseitigen Studium der Nachbildungen geschaffen werden. So aber, wie die Verhältnisse jetzt liegen, darf man sagen, daß gerade eine Haupttätigkeit von Rembrandt, wie sie in seinen Zeichnungen und Radierungen vorliegt, nicht nur dem allgemeinen Publikum, sondern auch den speziell künstlerisch interessierten Kreisen nur sozusagen auf literarische Weise bekannt wird. Diese Nachbildungen geben nicht viel mehr als Inhaltsangabe und recht gute Beschreibung des Originals; aber über die Feinheiten der Ton-

wirkungen, des Helldunkels und der Strichführung, kurz über den eigentlichen künstlerischen Charakter erteilen sie keinen Aufschluß. Wir stehen also vor der sonderbaren Tatsache, daß eben unsere Zeit, die so streng auf Authentizität sieht, durch die einseitige Benützung der Reproduktionen den Sinn für das Echte abstumpft oder ihn wenigstens beim großen Publikum nicht soweit entwickelt, wie das nach dem heutigen Standpunkt der Kunstwissenschaft zu verlangen ist.

Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich aber beifügen, daß gerade auf Grund der Reproduktionen, die einen bequemen unmittelbaren Vergleich von räumlich weitgetrennten Kunstwerken gestatten, sich heute bereits wenigstens ein Teil des Publikums eines ganz besonders feinen Sachverständnisses in Rembrandtdrucken erfreut; das sind die Sammler, die jetzt wieder so streng auf Qualität der Abzüge schauen, wie das in der Blütezeit des Sammelns, im 18. Jahrhundert der Fall gewesen ist. Man muß nur eine in neuerer Zeit angelegte Kupferstichsammlung mit einer vergleichen, die vor dreißig Jahren zusammengebracht wurde, um die außerordentlich große und dankenswerte Besserung zu beobachten. Aber was hier nur einzelne erreichen, das muß auch einer größeren Anzahl ermöglicht werden, und eben dadurch, daß mehr Wert als bisher auf das Studium der Originale gelegt wird.

München. Karl Voll.

Hermann Kurz.

Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Isolde Kurz. (G. Müller, München und Leipzig.)

Den Lesern der „Süddeutschen Monatshefte“ wird mit diesem Buche die Erweiterung und Erneuerung einer höchst wertvollen Bekanntschaft geboten. Unter dem Titel „Hermann Kurz in der Zeit seines Werdens“ hat ehemals die Verfasserin die ersten Kapitel ihres nunmehr abgeschlossenen Werkes an dieser Stelle veröffentlicht; und kein größeres Lob läßt sich aussprechen, als daß Fortgang und Ende sich auf der Höhe jenes glänzenden Anfangs halten. Den Verehrern von Isolde Kurz ist ohnedies bewußt, in wie würdiger Weise die Tochter das geistige Erbe ihres Vaters hütet und mehrt, daß sie auf manchem Gebiete sogar (als Lyrikerin z. B.) über ihn hinausgewachsen ist. Die Lebensbeschreibung, die sie von ihm gibt, weist einen starken Verwandtschaftszug mit seinen eigenen Schöpfungen auf insofern als wir, wie so oft bei ihm, das Kulturhistorische mit der seelischen Vertiefung des Poeten behandelt sehen. Die Tatsachen in dem Buche sind historisch, die Darstellungsweise ist dichterisch. Eine Fülle feinbeobachteter Einzelzüge aus der Zeit, der Hermann Kurz angehörte, ein Reichtum auch von Selbstgeschautem und -gedachtem schlingt sich als rankendes Beiwerk um den Helden und sein Schicksal. Bisweilen tritt seine Gestalt zurück hinter den Bildern der Vorfahren, der Gattin und Kinder, kurz derer, die auf sein Leben irgendwelchen Einfluß geübt haben. Dies ihr Vorgehen, das von den landläufigen Biographieen so sehr abweicht, rechtfertigt Isolde Kurz sehr treffend, indem sie sagt: „Man suche auf diesen Blättern keine erschöpfende literarische Biographie; eine solche lag von vornherein nicht in meiner Absicht, sie ist Aufgabe des Literarhistorikers. Mir lag es vor allem ob, die menschliche Erscheinung des Dichters festzuhalten, wie sie durch Erinnerung und Ueberlieferung in meiner Seele haftet.“ Und weiterhin führt sie aus: „Ein emporragender Mensch steht ja nicht allein im Universum, auch seine Angehörigen sind ein Teil von ihm“. — Demgemäß wirkt ihr Werk wie etwa das Familiengemälde eines alten Meisters, wo der Hausherr umgeben von sämtlichen Hausgenossen abgebildet ist. Aber

jedes Antlitz auf dem Gemälde, vor allen das, welches den Mittelpunkt bildet, ist mit allem Reiz dargestellt, den großes künstlerisches Vermögen und hingebende Liebe einer Schilderung verleihen. Die der Verfasserin von jeher eigene Meisterschaft des Stils bewährt sich wiederum aufs Trefflichste; dieses farbige, kunstvolle und doch so selbstverständlich klingende Deutsch zu lesen, ist allein schon ein Genuß. Das Buch ist Paul Heyse gewidmet und vom Verlage sehr hübsch ausgestattet; der Umschlag zeigt die Reproduktion des vorzüglichen Reliefs, das Prof. Erwin Kurz, des entschlafenen Dichters Sohn, von ihm gemacht hat. Allen Freunden deutschen Schrifttums kann Isolde Kurz' neuestes Werk nicht warm genug empfohlen werden.

München. Helene Raff.

7. Tagung des Vereins Schweizerischer Tonkünstler in Neuenburg, den 26. und 27. Mai 1906.

„Schweizerisches Tonkünstlerfest", die populäre Bezeichnung der alljährlichen Veranstaltungen, hätte sich vielleicht im Titel runder und glatter ausgenommen; allein sie läßt einige unliebsamen Obertöne mitschwingen, und die Obertöne finds ja, die die Klangfarbe bestimmen. Das schöne Wort „Musikfest" hat sich bis heute bitter wenig von seinem feiertäglichen Charakter bewahrt. Geschäftsklugheit und Vereinsbiederei haben ihm die Flügel tüchtig gestutzt, damit es ihren humpeligen Karren desto besser ziehe. Die Sprache hat dafür ein feines Gefühl: das Fest wird zum Festival. Das braucht uns an sich nicht tragisch zu stimmen: ein solcher Betrieb in die Breite muß ja ohnehin abgewirtschaftet haben, sobald er die recht beschränkte Reihe seiner Entwicklungsmöglichkeiten durchlaufen hat. Schade ist es nur um unsere schönen, liebgewordenen Feste, deren altheilige Tradition der übermächtigen Zeitströmung zu erliegen droht. Auch das ist im Grunde nicht verwunderlich; innerlich sind wir dem Geist und der Arbeit derer längst entwachsen, die einst die Feste aus dem Leben heraus schufen. Uns freut es, feiernd der Altvordern zu gedenken: so maskieren wir uns, wo sie lebten. Schon jetzt muß das Festgericht von Jahr zu Jahr mit schärferen Zutaten gewürzt werden, wenn es nicht abgestanden schmecken soll. Das sollte uns eine Lehre sein, in den Festen unserer Arbeit die Symbole zu schaffen, aus denen spätere Geschlechter erkennen mögen, wes Geistes Kinder wir waren. Nach einem Fest der Dampfmaschine, des elektrischen Funkens suchen wir vergeblich.

Vor einem solchen Tribunal bestehen die Tagungen der Schweizerischen Tonkünstler mit Ehren. Es sind Feste ernster Arbeit. In gemeinsamer Arbeit findet sich die ganze große Familie zusammen, sich mitzuteilen, was man das Jahr durch an tüchtiger Arbeit hinter sich gebracht; wieder zu Hause fühlt man sich auf vorgeschobnem Posten als Glied einer straffen Gemeinschaft, die geschlossen hinter ihren Angehörigen steht. Der Verein ist noch keine zehn Jahre alt; doch hat er von Anbeginn feste Wurzel gefaßt. Die eigentümlich zerklüfteten Schweizer Verhältnisse, für zentralisierende Bestrebungen an sich eher ungünstig, haben einen Zusammenschluß der Tonkünstler schließlich zu eindringlich gerufen. Seinem einen Ziel, durch Gewährung von Geldmitteln den Druck hervorragender Kompositionen zu ermöglichen, hat der Verein trotz der Bundessubvention noch nicht nahtreten können. Mit desto größerer Energie hat er dafür bei seinen alljährlichen Tagungen jungen und unbekannten Tonkünstlern aus seinem Schoße die Mittel zu Aufführungen ihrer Werke in die Hand gegeben und so viel Schönes herausgebracht. Daß bei diesen reizvollen Ausflügen in unerforschtes Neuland der Blick auf die Höhen und somit der rechte Maßstab der Beurteilung nicht verloren gehe, dafür

sorgen stets eindringlich ein paar Kompositionen der reifen schweizerischen Meister.

Daß die so lebensvoll inaugurierten Feste früher oder später einer Erstarrung anheimfallen und in die berüchtigten „Monstre"- und „Elite"-Konzerte auslaufen, ist nicht zu befürchten; man ist bestrebt, der Reihe nach die vielen kleineren Brennpunkte des kulturellen Lebens zum Schauplatz der Feste zu machen. Nach den vorhandenen Mitteln bestimmt sich jeweils die Ausgestaltung der Konzerte. So hatten wir letztes Jahr in Solothurn gar kein Orchester, neben den Kammermusikvorträgen nur einen kleinen Frauenchor; und dann den Kongreß, der keines äußeren Apparates bedurfte. Diesmal kam die Festleitung wieder in arge Orchesternot. So war man froh, noch in letzter Stunde das Kaim-orchester herbeizitieren zu können, das gerade eine erfolgreiche Konzertreise durch die Schweiz hinter sich hatte.

Diese Vorgeschichte bestimmte mit den Charakter der Konzerte. Zu Detailstudien war keine Zeit, so ergab sich notwendig eine Technik al fresco, die hauptsächlich die großen Flächen herausholte. Das stand wiederum einem Feste gar nicht übel an, das uns die Bekanntschaft mit Persönlichkeiten vermitteln soll.

Hans Hubers wertvolle romantische F-Dur-Symphonie „Der Geiger von Gmünd", von Dr. Hegar hinreißend zu Gehör gebracht, enthält Partien von wunderbarer Leuchtkraft der Farbenmischung. Die innige Süße des Mariendienstes nimmt Herz und Sinn gefangen; in einem Meer von Licht verklingt das Werk, das trotz seiner poetischen Idee als absolute Musik zu werten ist. Unter der Großzahl der symphonischen Dichtungen, lauter ehrlicher, feinsinniger Arbeit, fiel der große Treffer in die Welschschweiz und auf einen jungen Meister, dessen Gabe 1903 in Basel deutsche und Schweizer Kritiker ziemlich einmütig ablehnten: Ernest Bloch mit den Tongedichten „Hiver-printemps". Eine überaus subtile Feinhörigkeit wandelt hier, weitab von der Heerstraße nachwagnerischer Gemeinsprache, eigne Pfade und schafft Naturbilder von zwingender Stimmungsgewalt: hier dämmert eine keusche Seele in köstlicher Gebundenheit dem ersten seligen Frühlingstraum entgegen. Wieder ein anderes Bild bietet der dritte große symphonische Erfolg: Joseph Laubers Violinkonzert in D-Moll, das Henri Marteaus wundervolles Spiel zu tiefer Wirkung brachte. Das äußerst interessante Problem, die Monodie des Solisten und die ungebrochene Ideensprache des modernen Orchesters unverkümmert nebeneinander zu entfalten, ist in dem geistvollen, klangschönen Werk in einer durchaus persönlichen Weise gelöst, die Programmatisches und Reinmusikalisches und die feinen virtuosen Verästelungen organisch zu einer höheren Einheit bindet.

Gustave Doret ließ ein wundervolles Orchesterlied singen: Recueillement, eines der gewaltigen Sonette aus Baudelaires „Fleurs du Mal". In weitliniger Stilisierung sind alle Einzelheiten auf den verhalten vibrierenden Ton edler Trauer abgestimmt; über der gebändigten Fülle schwebte prachtvoll, körperlos der Gesang von Frau Troyon-Blaesi. — „Tragédie d'amour," sept tableaux lyriques pour soprano et orchestre von E. Jaques-Dalcroze ist leider als Ganzes verfehlt, trotz schöner Einzelheiten, trotz der hochpoetischen Diktion. Tragisches liegt seiner liebenswürdigen Natur ferner; Wort und Ton überzeugen hier nicht.

Unter den Chorkompositionen machte des jungen Neuenburgers Paul Benner „Mortuus pro nobis" den tiefsten Eindruck. Es redet die schlichte Sprache eines der wirklich etwas zu sagen hat. Eine ergreifend einfache Weise malt den letzten schwersten Leidensgang des Erlösers, erregte Szenen der empörten Menge folgen, da tröstet der Solo-Sopran: „Pourtant il était roi" auf einem alten glaubensstarken überwinderfrohen Motiv der Kirche. Edouard Combe hat Verlaines Erntelied für Chor und Orchester vertont und in einer pompösen Melodie der Hörner mit markigen Paukenschlägen, die den etwas breiten Auf-

bau zusammenhält, das Berauschende der ewig gleichen Menschenarbeit unter der alten Sonne auf dem alten Fruchtboden prachtvoll getroffen.

Chor- und Orchesterwerke hatte der Präsident des Tonkünstlervereins, Edmund Röthlisberger, musterhaft vorbereitet. Die Société chorale de Neuchâtel hielt sich vorzüglich.

Eine intimere Veranstaltung ohne Chor und Orchester brachte drei Orgelstücke Otto Barblans von wahrhaft klassischem Geiste. Dann das eigenartige Streichquartett in A-Dur Op. 59 von Emmanuel Moor, sonderbar wortkarg zuweilen, das in den Mittelsätzen besonders glücklich geraten ist, und durch das Basler Streichquartett sehr fein interpretiert wurde. Die andern Basler getreuen Vier, das berühmte Vokalquartett, hoben wieder ein prächtiges Werk aus der Taufe: Joseph Laubers Volkslieder für Vokalquartett. Ohne eine Spur von Altertümelei ist da etwas durchaus Echtes in Form und Eingebung geschaffen.

Hier ziehe ich den Strich. Nicht gern! Noch bliebe manches Gute zu erwähnen.

Das Fest hatte wieder einmal seine ganz eigene Physiognomie. Es war nicht die gemütliche Jahresversammlung wie letzten Sommer im alten Solothurn. Proben und Konzerte nahmen fast die ganze Zeit in Anspruch. Den größeren Unterschied bewirkte aber Neuenburg, die Feststadt; das war mit die interessanteste Bekanntschaft. Von dem Treiben der Pensionopolis unberührt, hat sich hier eine alte aristokratische Tradition erhalten. Die Erinnerung an den alten Fürstenhof, an die Preußenzeit ist noch lebendig, die alten Hohenzollernuntertanen haben noch den alten „Appell". Und wenn das Volk alljährlich am 1. März den Gedenktag der Freiheit feiert, die von den Jurabergen herabstieg nach der Hauptstadt am See, wenn alles flaggt, dann schließen sich die Fensterläden vor den vornehmen Häusern: die alten Familien begehen auf ihren Landsitzen still das Gedenkfest in ihrem Sinne. Noch fragt man hier den Ankömmling nach Nam' und Art; weiß er sich als vollbürtig auszuweisen, so wird ihm dann aber auch mit vollen Händen zugeteilt, und er fühlt sich zu Hause. Uns Teilnehmern an der Tagung des Vereins Schweizerischer Tonkünstler erschloß die vornehme Patrizierstadt rückhaltlos ihre reichen Quellen.

Zürich-Fluntern. Peter Katz.

Die Anfänge der Schweizer Dorfgeschichte.

Dieses Heft gibt uns die erwünschte Gelegenheit, auf eine Studie hinzuweisen, die Dr. Robert Hallgarten soeben bei A. Buchholz in München hat erscheinen lassen: „Die Anfänge der Schweizer Dorfgeschichte". Was dem Verfasser vorschwebte, war „nicht so sehr eine Verteidigung gegen die ästhetischen Angreifer, als eine Darstellung der historischen Entwicklung, vor allem der Zeitströmungen verschiedener Art, die in diesem merkwürdigen Erzeugnisse des philosophischen Jahrhunderts sich vereinigen."

Er will zeigen, daß die Schweizer Dorfgeschichte nicht nur räumlich von der deutschen geschieden ist. Das physiokratische System, ohne das die erstere überhaupt nicht denkbar ist, spielt bei der deutschen keine Rolle. Der Inhalt der kleinen Schrift sei in kurzem nach den wichtigsten Schlagworten exzerpiert: Der Zug zum Nützlichen als unterscheidendes Merkmal der Schweizer Dichtung. Die großen Erzähler als wackere Männer im öffentlichen Berufe (z. B. der Arzt Hirzel, der Beamte Zschokke, der Lehrer Pestalozzi, der Pfarrer Bitzius). J. P. Hebel als Vermittler zwischen schweizerischer und deutscher Art. Beziehung zum Idyll. J. A. Schlegels Satire „Vom Natürlichen in Schäfergedichten" 1746.

Geßners moralische Tendenz: „Tugend und Geschmack." Idealisierte Hirtenwelt, mißverstandner Theokrit. Einfluß Hirzels auf Geßner und E. v. Kleist. Der Physiokratismus als Bindeglied zwischen Hirtenidylle und bäuerlicher Utopie. Der Physiokratismus als ethisch-soziale Doktrin. Mirabeaus Ami des Hommes. Quesnays Tableau économique. „Armer Bauer, armer Staat!" Schwärmerei für China als Musterstaat physiokratischer Verheißung. Gründung der Oekonomischen Gesellschaft. J. K. Hirzel als Begründer der Schweizer Dorfgeschichte. Seine „Wirtschaft eines philosophischen Bauers": Lob des bäuerlichen Kleinbetriebes. Isaak Iselin und Pestalozzi. Von Pestalozzi über Zschokke zu Gotthelf. Johann Georg Schlossers „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk". Sozialpädagogische Tendenzen in den Kalendern. Das Preußen Friedrichs des Großen als Musterstaat: Der Soldat als Erzieher. Rousseau als Ideologe. Sein Einfluß auf Pestalozzi. Lienhard und Gertrud. Bodmers Patriarchaden. Gründung der Helvetisch-Vaterländischen Gesellschaft. Lavater und Sulzer. Besuch Klopstocks und Wielands. Einfluß von Thomson und Goldsmith. Die Schwierigkeit des Eindringens der Dorfgeschichte in das Dorf selbst.

Die enge Verbindung volkswirtschaftlicher, erzieherischer und literargeschichtlicher Zusammenhänge machte die Aufgabe des Verfassers kompliziert. Da er auf allen diesen Gebieten eingehende Studien gemacht hat, ist seine Darstellung umso interessanter, und bringt auch dem Fachmann neues Material und neue Gesichtspunkte. J. H.

Kurpfuscherei in der Schweiz.

Ein Geistlicher in der Schweiz schreibt uns:

Mit Vergnügen habe ich in Ihrem Märzheft den Artikel „Kurpfuscherei per Drucksache" gelesen. In unserem Lande nimmt die Kurpfuscherei derart überhand, daß sie sich zu einer förmlichen Kalamität ausgestaltet hat und eine entschiedene Einschränkung gebieterisch erheischt, wenn man nicht die öffentliche Ehre, die Gesundheit und das Wohl des Volkes dem frechen Schwindel und der Gewinnsucht einer meist sehr fragwürdigen Schaar von Heilkünstlern opfern will. Zwei Kantone, Glarus und Appenzell A. Rh. haben die ärztliche Praxis freigegeben. In den übrigen Kantonen ist die Ausübung der ärztlichen Praxis nur patentierten Aerzten gesetzlich gestattet. In den beiden genannten Kantonen praktizieren eine kaum übersehbare Menge wilder Aerzte. Viele verschweigen in ihren prahlerischen Ankündungen ihren Namen oder bedienen sich eines fremden Namens. Dafür empfehlen sie sich unter irgend einem hochtrabenden Namen — als Heilinstitut oder Poliklinik. Viele, die niemals Medizin studiert, nie eine höhere Lehranstalt besucht haben, legen sich ohne Weiteres den Titel „Dr. med." oder Arzt bei und täuschen so das leichtgläubige Publikum. Das Geschäft muß gut gehen. Sie werfen Riesensummen für die Reklame aus und werden dabei reich. Aber auch in den Kantonen, welche die Ausübung der ärztlichen Praxis nur den patentierten Aerzten gestatten, steht die Kurpfuscherei in voller Blüte. Von den Kantonen Glarus und Appenzell A. Rh. aus wird von den Kurpfuschern ein schwunghafter Handel mit allerlei Schwindelmitteln getrieben. Sodann praktizieren eine Menge männlicher und weiblicher Personen trotz Verbot in unverfrorener Weise. Unbehelligt blüht der Handel mit allen erdenklichen Heilmitteln. Die einzelnen Kantone wenden die bestehenden Gesetze gar nicht an. Das Personal der Kurpfuscherei rekrutiert sich aus verbummelten Studenten, die es zu keiner Prüfung gebracht haben. Dann greifen verkrachte Existenzen aus allen erdenklichen Berufsarten zu diesem Gewerbe. Wer über

Geschick für Reklame, dabei über ein vollgerütteltes Maß von Unverfrorenheit verfügt, kann es zu etwas bringen. Kein Wunder, daß Apotheker ihre Offizin, Schneider und Schuster ihre Werkstätte, hungrige Schreiber ihre dumpfe Schreibstube verlassen und sich als Aerzte empfehlen. Sie brauchen keine anatomischen, physiologischen, therapeutischen Kenntnisse zu besitzen, nur Routine, Ungeniertheit, großmaulige Reklame. Ein Kniff wird zum Gimpelfange besonders gerne benützt, die Veröffentlichung von prahlerischen Zeugnissen angeblich Geheilter. Daß solche Zeugnisse gegen Versprechungen und Gegenleistungen in Hülle und Fülle zu haben sind, ist begreiflich. Die Leute brauchen sich nicht besonders anzustrengen. Der „Herr Doktor" ist so freundlich und zuvorkommend, den vollen Entwurf eines solchen Zeugnisses zur Verfügung zu stellen. Der dankbare, geheilte Patient braucht es nur zu unterschreiben. Es gibt Schwindler und Kurpfuscher, die 150000 Reklame-Broschüren auf einmal drucken lassen, damit nicht blos die Schweiz, sondern auch das Ausland überschwemmen. Ganz Deutschland, Oesterreich, Italien und Frankreich werden als Ausbeutungs-Terrain mit diesen Broschüren beglückt. Da wird unter hochklingenden Namen „Allheilmittel", „Elixier", „Panacee", „Stein der Weisen", „Neue Geist-Mittel", „Ideal oder Universal-Heilmittel" irgend ein Gemisch empfohlen, das natürlich in allen Fällen viel zu teuer meistens nutzlos, auf Geratewohl hin aus allerlei medizinischen oder nichtmedizinischen Substanzen zusammengebraut ist. Dieser freche Betrug, diese Spekulation auf die Leichtgläubigkeit und Dummheit des Volkes bleiben straflos. Niemand kümmert sich darum. Für die Sittlichkeit ist das Treiben dieser Kurpfuscher sehr gefährlich. Für Geld sind Einzelne für alles zu haben. Verbrechen gegen das keimende Leben bilden für Viele eine gute Einnahme-Quelle. Weibliche Patienten sind vor unsittlichen Handlungen nicht sicher. Ein aus dem Auslande stammender Kurpfuscher rühmte sich, daß er durch die Versicherung, Geschlechtsverkehr sei gegen Hysterie das sicherste Mittel, alle weiblichen Patienten sich willfährig machen könne.

Nur durch den Bund, durch Zentralisation der Gesundheitspolizei kann dieser Schandfleck ausgetilgt werden. Das Ausland sollte sich energisch gegen diesen Unfug wehren. Einmütig muß die Presse vor diesem Schwindel warnen. Die Schwindel-Broschüren, in denen sich gewesene Schneider, Schuster, Apotheker, Winkel-Advokaten oder andere dunkle Ehrenmänner ganz ungeniert den Doktor-Titel beilegen, sollten von der Post gar nicht befördert werden. Von der schweizer Postverwaltung ist ein diesbezügliches Verbot wohl nicht zu erwarten. Allein die ausländischen Postbehörden können solche Broschüren, bei denen der schwindelhafte Charakter klar am Tage liegt, von der Postbeförderung ausschließen.[1])

[1]) Unser pharmazeutischer Mitarbeiter hält diese Methode zur Bekämpfung des Broschüren-Kurpfuschertums für undurchführbar; schon deshalb, weil der Inhalt der fraglichen Postsendungen großenteils für die Post gar nicht erkennbar ist.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Die Sommerfahrt des Benvenuto Cellini.

Von Richard Huldschiner in Hamburg.

Als Benvenuto Cellini seinen Perseus vollendet hatte, begab es sich, daß er, ermüdet von so viel Arbeit und erschöpft von so unausgesetzter Anspannung aller Kräfte des Geistes und des Körpers, beschloß, eine kleine Reise zu tun, um nicht nur sich selber damit Erholung angedeihen zu lassen, sondern auch der heiligsten Maria in den frommen Stätten von Camaldoli für ihre stete Hilfe zu danken.

So ging er denn im Namen Gottes von Florenz weg, begleitet von seinem vertrauten Diener Cäsar, einem Knechte, namens Mugone, der in allerhand Arbeiten geschickt war, und seinem Knaben Piero Maria, und da es ein schöner Frühsommertag war, ergötzte er sich höchlich am Gesang der Vögel, an den weißen Wölkchen, die hoch oben im Blau des Himmels dahinzogen, und an den Rosenranken, die mit Blüten bedeckt über alle Mauern hingen. Vor seinem Geiste aber stand in aller Herrlichkeit das Bild seines Perseus auf hohem Postament, das mit Sonetten zum Preise des Bildwerks bedeckt mitten unter anderen köstlichen Marmor- und Erzarbeiten sich vor allem Volke erhob. So war nun endlich doch vollendet, was ihn unter die besten Männer der trefflichen Schule von Florenz erhob und was auch dem göttlichen Michael Agnolo Buonarotti nicht zur Schande gereicht hätte.

Er hatte ein gutes Roß, das ihm ein gewisser Pasqualino von Fiesole verkauft hatte, und wie er so auf der gemächlich am Fluß dahinziehenden Straße den Bergen zuritt, trieb es ihn mit seinen Leuten von den gehabten Mühen und Gefahren zu sprechen, wie ein Mann, der den Stürmen des Meeres entronnen, vom gesicherten Hafen aus gern noch einmal auf Welle und Wind zurückblickt.

Wahrlich, sagte er, ich habe nicht nur mir zum Ruhme ein herrliches Werk vollendet, ich habe damit auch meinen Neidern und Feinden einen schweren Schlag versetzt, von dem sie sich nicht so bald erholen sollen. Nun fühle ich erst wieder, daß ich noch jung bin und noch Manches leisten werde, was meinen Namen lebendig erhalten wird. Seine Leute stimmten ihm freudig zu, und Piero Maria, der Knabe, dem die Locken zu beiden Seiten des schönen Gesichts auf die Schultern herabhingen, während sie über der Stirn gerade abgeschnitten waren, drängte sein Pferd dichter an das des Meisters heran und sagte mit schmeichelnder Stimme: Sie sollen nur wissen, daß des göttlichen Benvenuto Cellini Grabstichel neben dem des Michael Agnolo in einem Tempel des Ruhmes zu hängen verdient. Mugone aber, der schwerfällig von Worten wie von Fäusten war, brummte nur etwas gegen den unleidlichen Bandinelli, was niemand für Lobeshymnen hätte nehmen können.

Ja, nahm Cellini das Wort, die schönste Frucht der Arbeit ist die Arbeit selbst; denn aus ihr entsprießt die wahre Freude des Lebens, die nicht mit Geld zu erkaufen und nicht durch Erbschaft zu gewinnen ist und die uns kein widriges Schicksal und nicht einmal das Alter rauben kann. Aus einem mürrischen Mann, der nicht selten unter der Last von Mühseligkeiten und Fährnissen seufzte und ganz an dieser Welt verzweifeln wollte, hat mich die Arbeit immer wieder neu geboren, und so grüße ich heute den jungen Tag und den rosenroten Schein des Sommerlichts in diesem heiteren Tal als einen Freund, der mir wiedergegeben ist. Seht nur, wie die Rosen sich um alle Mauern ranken und wie der leichte Morgenwind in den Silberblättern der Oliven spielt.

Er hob sich begeistert im Sattel und reckte seine Arme fröhlich gen Himmel, als wolle er das ganze taufunkelnde Tal an sein Herz nehmen. Nach einiger Zeit aber begann er von neuem zu reden: In Hinsicht freilich der Jahre bin ich nicht mehr jung. Ihr wißt, daß ich 53 Jahre alt geworden bin und daß ich so viel erlebt habe, als vier oder fünf gewöhnlichere Menschen vielleicht zusammengenommen; aber dennoch ist es mir, als ritte ich zum erstenmal durch diese grünen Gefilde in die Welt hinaus, den Kopf voller Pläne, diese Welt nun mit köstlichen Werken meiner Phantasie und meiner Künstlerhand wie ein Museum anzufüllen. Das Herz klopft freudig in meiner Brust und begehrt nach Abenteuern. Dabei aber wollen wir Gottes und seiner Heiligen nicht vergessen, denen zum Lob ich diese Reise unternommen habe.

Unter solchen ernsthaften und anmutigen Gesprächen kamen sie an eine kleine, runde Kapelle, bei der sie von den Pferden absaßen, um zu beten. Danach aber setzten sie sich fröhlich zu einem Frühstück, denn der lange Ritt hatte Hunger gemacht. Es war ein ruhiger Platz in engem Tal. Vor ihnen ging ein sanfter Hang zur Höhe, auf der sich ein altes, zinnengekröntes Kastell befand. Uralte Zypressen, deren Wipfel sich leise im Winde wiegten, wuchsen dunkel und ernsthaft empor und standen so dicht, daß das Moos und die braune Erde des Bodens unter ihnen in geheimnisvollem Schatten lag. Um das Rosengerank, das die Säulen der Kapelle wie ein dichtes Gewand umkleidete, spielten goldgelbe Schmetterlinge, und Blumen leuchteten wie Sterne aus dem Grün der Wiese im Grunde des Tals. Auf der anderen Seite erhoben sich graue Felsen, von Steineichen überragt. Und hoch darüber auf kahlem Hang, drängte sich eine Herde von Schafen, deren silbergraue Rücken freundlich schimmerten wie weiße Wölkchen, die der Wind in dichten Scharen vor sich hertreibt.

Aber da man nun genug gerastet und auch des mitgenommenen Weines nicht vergessen hatte, führte Mugone die Pferde herbei, und weiter ging es, in gemächlichem Trabe. Die Waldberge, die jenes ganze vom Arno in einem großen Bogen umflossene Gebiet bedecken, schlossen sich immer enger zusammen, und als der Knabe Piero Maria zu singen begann und die Männer fröhlich einfielen bis auf Mugone, der zwar brummen wie ein Bär und fluchen wie ein Kornträger aber nicht singen konnte, hallten Wald und Hügel von den rüstigen Stimmen wieder. Der Meister zeigte auch allerlei Künste auf seinem Pferde, die er als junger Mensch

in Rom gelernt hatte, wo er mehrmals in Kriegszeiten dem rauhen Soldatenhandwerk obgelegen und allerlei gesehen hatte, was sonst einem Künstler nicht beikommen mag. Und da er an diesem Tage in besonderem Grade mitteilsamen Gemütes war, begann er zu erzählen:

Ihr wißt, daß vor nunmehr fast dreißig Jahren ein bourbonisches Heer, das allerlei Teufeleien gegen den Papst und den mit ihm verbündeten Herrn Giovanni von Medici vorhatte, vor Rom gerückt kam, und da der Papst nicht genügend Truppen hatte, auch die Stadt schließlich einnahm. Nur das Kastell Sanct Angelo mit der Gegend von Trastevere hatte sich halten können, und wir saßen nun bei wenig Brot und viel Entbehrungen einigermaßen mißmutig im Kastell beisammen und schossen dem Feinde so viel Leute weg, als wir nur immer konnten. Mit mir zusammen war ein gewisser Nicolo von Tortona, Kupferschmied seines Zeichens, der an den Dächern des Vatikans arbeitete, und wiewohl er sein Handwerk gut verstehen mochte, doch wegen seiner bestialischen Unmanier und Tölpelhaftigkeit nicht wohl gelitten war. Mir für meine Person war er durch seine Großsprecherei ganz verhaßt, wie ich denn alle Prahlhänse und Aufschneider niemals habe vertragen können. So saßen wir eines Abends hoch oben beim Engel und schauten verdrossen nach der Stadt hinüber, in der verschiedene Häuser lichterloh brannten. Mir war nicht wohl zu Mute, vor allem weil ich damals eine Geliebte in der Stadt hatte, ein schönes Mädchen, Barbara Taddi mit Namen, eben fünfzehn Jahre alt und von so schönem Ebenmaß des Leibes und solcher Anhänglichkeit des Gemütes, wie man es selten nur antrifft. Diese wohnte in der Gegend der Piazza Navona; ich hatte sie nun wegen des feindlichen Einfalls vierzehn Tage nicht mehr sehen können, wußte nicht, ob sie noch lebte, oder ob so ein Teufel von bourbonischem Großmaul sie sich schon beigelegt hatte — und wie ich nun von ungefähr meine Blicke nach jener Richtung wandte, sah ich einen großen Tumult und eine neue Feuersäule, die gerade aus dem genannten Quartier aufstieg.

Ihr schaut nach Piazza Navona? sagte der Schelm, wie er mich erregt aufstehen sah. Ist Euch um die Treue Eurer Geliebten bange? Nicht um ihre Treue, wohl aber um ihr Leben, erwiderte ich und sah ihm fest und aufgebracht in seine grünen Augen.

Aber er ließ nicht ab und tat, als wisse er, daß sie es schon früher auch mit andern Männern gehalten habe.

Ihr lügt, entgegnete ich ihm, aber was ist von Euch zu erwarten, der Ihr ebenso frech seid als feige und mit dem Geifer Eures ungewaschenen Maules alles besudeln müßt, was wacker und heilig ist.

Geht doch hin, schrie er da, und überzeugt Euch! Er gedachte mich zu fangen, indem er etwas vorschlug, was wegen der Nähe der Feinde mit großer Gefahr verbunden war, und fast sicher tötlich enden mußte. Es wäre keine Feigheit gewesen, ein solches Ansinnen zurückzuweisen, umsomehr als ich, in den Diensten des Papstes stehend und seine Kanonen bedienend, durchaus nicht zu ersetzen war, und eigentlich garnicht das Recht hatte, mein Leben in einer Sache aufs Spiel zu setzen, die mit dem Dienste für den Papst nichts zu tun hatte. Aber der Großsprecher, der er war, gedachte er ein

solches Unternehmen als leicht hinzustellen und, wenn ich es nun ausschlug, den Vorwurf der Feigheit mir zu machen, der ich Kerle von seiner Art nach ihrem Verdienste zu schätzen wußte. Es kamen noch andere Leute hinzu, die unserm Wortwechsel begierig lauschten, und so entschloß ich mich rasch und sagte in aller Ruhe: Hört mir alle zu, damit Ihr es nachher mit allen Einzelheiten jedem weiter erzählen könnt, der es wissen will. Ich werde das Kastell verlassen, werde in die Stadt eindringen und mich nach Piazza Navona durchschlagen, um zu sehen, was Barbara Taddi, meine Geliebte, treibt, wenn sie noch bei Leben und Gesundheit ist. Und da ich sie leider nicht hierher bringen kann, trotzdem es im Grunde eine Schmach und Schande ist, daß wir, die wir unser Leben aufs Spiel setzen, so ganz aller Möglichkeit beraubt sind, uns mit einem Mädchen zu ergötzen, so will ich zum Zeichen, daß ich mit ihr gesprochen und die Sicherheit erlangt habe, nach wie vor ihr einziger Freund zu sein, von ihrem schönen roten Haar, das Ihr kennt, eine Locke mitbringen. Aber ich gehe nicht allein, hier unser trefflicher Nicolo von Tortona redet so leichthin von einem derartigen Unternehmen, daß er zweifellos der geeignete Mann sein wird, mich zu begleiten. Seht nur, wieviel Tatkraft und Mut ihm aus den Augen leuchtet; ich müßte mich ja eines Verbrechens bezichtigen, wenn ich sein edles Anerbieten nicht annähme. Und so laßt uns denn in aller Ruhe und allem einem so löblichen Vorhaben angemessenem Ernste ziehen. Auf das hin lobten mich alle, und Nicolo, der völlig überrascht war und nicht wußte, wie er sich benehmen sollte, da er doch einsah, daß er nimmer würde ausweichen können, ohne als der Feigling zu erscheinen, der er im Grunde genommen war, ergab sich mit ingrimmigem Fluchen. Ich rüstete mich, steckte mir ein Beil in den Gürtel, lieh mir von Bernarduccio, einem gutmütigen Aretiner, einen Bidenhander, empfahl mich dem Schutz der Madonna und stieg hinab, mit dem sicheren Gefühl, daß ich wohl nicht wiederkommen würde. Nicolo hielt sich wortlos hinter mir, und auch als ich ihn anredete, sprach er kein Wort, sondern sah mich nur mit mitleidheischendem Blick an, der mich lachen machte. Denn Ihr müßt wissen, daß ich, wenn ich einmal ein Unternehmen begonnen habe, es mag so gefährlich sein wie es wolle, vom ersten Augenblick an nur mit seinem Gelingen rechne, und daß mir Feigheit verächtlicher ist als einem Hunde der Baum, gegen den er pißt. So gingen wir durch die langen Korridore der Engelsburg, dann durch einen gewissen unterirdischen Gang, den nur wenige kennen und kamen an ein Pförtchen, zu dem außer Herrn Orazio Baglioni nur ich noch den Schlüssel hatte. Ich schloß auf, und gleich darauf befanden wir uns in einer einsamen, vom Feinde nicht beachteten Gegend, aus der es leicht war über den Fluß und in die Stadt zu kommen. Es war eine sehr dunkle Nacht, und die feindlichen Soldaten, unter denen sich auch viele Italiener befanden, liefen hin und wieder, sodaß wir garnicht auffielen, worauf ich auch von Anfang an gebaut hatte; sonst wäre ja unser Unternehmen verwerflicher Wahnsinn gewesen. Nichtsdestoweniger war Nicolo von solcher Furcht befallen, daß ich ihn wie einen Betrunkenen stützen und vor mir her stoßen mußte. Dabei betete er in einemfort auf eine häßliche, jämmerliche Weise zur Madonna, der er Geld versprach,

wenn sie ihn erretten wollte, nicht anders als sei sie eine feile Dirne, der man eine Handvoll Scudi bieten muß, um ihrer Gunst teilhaftig zu werden. Ueberall in den Straßen wurde geplündert und es war ein Lärm und Durcheinander von fluchenden Soldaten, schreienden Weibern und Kindern, stöhnenden Verwundeten, die irgendwo in einer dunklen Ecke verrecken mochten, daß ich mehr als einmal daran war, mich auf das Gesindel zu stürzen, und einigen von den Teufeln den Garaus zu machen. Da fiel der Kerl von Kupferschmied auf die Knie und flehte mich an, ich möchte ihn gehen lassen; er traue sich nicht mehr zurück und ich hätte Recht mit allem, was ich gesagt hätte; nicht ich sei der Feigling, sondern er selber; aber wenn ich ihn losließe, so sei er sicher sein Leben zu retten. O, sagte ich, du Hund, du willst dich dem Feinde anschließen? Nein, nein winselte er; er hätte genug des Kriegshandwerks und wolle sich davon machen. Und wie er so auf den Knien vor mir lag, wallte mir das Blut, und drohte mich zu ersticken, wenn ich mir nicht Luft machte; da griff ich nach meinem Schwert und hieb ihm, da er schon meinte, es gehe ihm ans Leben, ein Ohr ab, wie Petrus der Apostel dem Malchus, ohne mich jenem vergleichen zu wollen. Und so gezeichnet ließ ich ihn laufen, mit einem Tritt in den Hintern, der ihm auch wohl nicht sonderlich behagt haben wird. Später habe ich dann gehört, daß er sich dennoch dem Feinde angeschlossen hat und bei einem Ausfall gegen Monte Pincio, den die Unseren machten, von einem gewissen Alessandro Montanara erschlagen wurde. So kann auch dieses Ereignis wieder als Beweis dafür gelten, daß Feigheit immer ein Zeichen von Dummheit ist, und daß der nicht klug handelt, der sein Leben durch feiges Vermeiden der Gefahr erretten will. Doch genug hiervon. Ich befand mich nun allein, und steuerte geradenwegs auf Piazza Navona los. Der Brand hatte um sich gegriffen, und allerhand Hausrat und Trümmerwerk versperrte die Straßen; aber da ich selber lange Zeit in dieser Gegend gewohnt hatte, fand ich mich schnell zurecht, und kam zu dem Hause, in dem Barbara wohnte. Es war noch vom Feuer verschont, und schien sich in Sicherheit zu wiegen. Denn auf den steinernen Stufen, die zur Tür hinaufführten, saßen ein paar Leute mit Trinken und Singen. Ich trat herzu und glaubte, der Schlag müsse mich auf der Stelle treffen; denn da saß Barbara Taddi, halb trunken und fast entkleidet, und ein langer Kerl von Bourbonen, mit einem zerzausten Schnurrbart und dummen, glotzenden Fischaugen, hatte den Arm um sie gelegt, daß man wohl sehen konnte, daß ich nicht der Letzte war, dem die Dirne ihre Gunst und ihren Leib geschenkt hatte. Und weil ich ergrimmt war, wie ein wütender Stier, dem ein rotes Tuch den letzten Rest von Besinnung raubt, so sprang ich hinauf, und ehe noch einer recht wußte, was geschah, hatte ich das Mädchen bei ihrem roten Schopf ergriffen, und säbelte ihn mit meinem guten Schwert ab, sodaß wohl auch ein erkleckliches Stück von der Kopfhaut mitgegangen sein mag. Im Augenblick war ich wieder unten, und, da mit geschehener Rache auch mein Zorn verraucht war, entkam ich mit langen Sprüngen und vorsichtiger Wahl der Richtung ins Dunkel und war noch vor Morgengrauen im Kastell, mit einem Freudengeschrei von den Kameraden empfangen, die schon das Kreuz über mich geschlagen hatten. Aber ich machte mich

los von ihnen, trat an das Feuer heran, das sie die ganze Nacht unterhalten hatten, und indem ich meine Hand mit dem Haarschopf der roten Bestie hochhielt, zeigte ich ihnen, daß ich mein Wort gehalten hatte. Die Locke freilich sei etwas groß ausgefallen und wenn auch von der weißen Haut der Dirne noch ein Stück daran geblieben sei, so möchten sie das damit erklären, daß ich immerhin einige Eile gehabt hätte. Und ich wolle ein Hundsfott sein, wenn ich noch einmal für die Tugend eines Mädchens eine Lanze einlegte. Dieses braucht ihr aber, denen ich das alles nun nach so vielen Jahren erzähle, euch nicht zur Richtschnur eures Handelns zu erwählen, denn im Zorn spricht man manches Wort, das man hinterher bereut, und ich will eine Bestie sein, nicht wert, den Perseus und viele andere gute Werke gemacht zu haben, wenn ich nicht selber immer wieder dem Weibe alle Achtung erwiesen habe, die seinem weißen, zur Freude geschaffenen Leib und seiner inneren Heiterkeit und Milde von einem rechtschaffenen Manne zukommt. —

So erzählte Benvenuto Cellini; und es wurde auch von seinen Leuten noch manches gute Wort über die Liebe und die Holdseligkeit der Frauen gesprochen. Nur Mugone hielt sich abseits, und als man ihn fragte, warum er still bleibe, verzog er sein Gesicht und schalt verdrießlich: Laßt mich aus dem Spiele! Die Weiber sind mir gleichgültiger als ein Kuhflatsch, mit Verlaub zu sagen. Da war in Nogaredo, meinem Heimatsdorf, eine Dirne, die sich an mich heranmachte und mir allerlei Liebes tat. Und da sie mir eines Abends wieder die verdammten Zeichen machte, die wir verabredet hatten, wenn ich sie in ihrer Kammer besuchen sollte, da kletterte ich in Gottes Namen auch zu ihrem Fenster hinauf, und wie ich hineinkroch, mit dem Kopfe zuerst, weil es anders wegen eines Gitters nicht ging, da hatte ich mich in einem Sack verfangen, den die Bestie mit ein paar Burschen, die mir nicht wohlwollten, unten angebracht hatte, und da ich nun, den Halt verlierend, ganz hineinrutschte, banden sie den Sack über mir zu, verwalkten mich, der ich mich nicht wehren konnte, und trugen mich auf einen Misthaufen, dem ganzen Dorf zur Freude, bis ich mit den Zähnen mir ein Loch in die Wand gebissen hatte, und mich endlich ganz befreien konnte. Hoho, das Weib! Seid mir ruhig! Wenn ich in den Himmel komme, und ich sehe Weiber droben, so sage ich dieses alles St. Petern und gehe wieder davon, hoho!

Er erzählte mit so aufgebrachten Grimassen, daß alle lachen mußten, und wenn sie nicht schon vorher recht fröhlich gewesen wären, darin einen willkommenen Anlaß zu ausgelassenster Heiterkeit gefunden hätten. Benvenuto Cellini selber vermeinte, niemals eine so vergnügte Reise getan zu haben, und da seine Freude zunächst der Vollendung eines schweren und mühevollen Werkes entsprang und unterwegs durch unschuldige Erzählungen und Scherze ständig unterhalten wurde, wie ein gutes Feuer, das man mit wohlriechenden Hölzern nährt, so glaubte er von dem wichtigsten Zweck der Fahrt, der Danksagung an die heiligste Maria, nicht gar zu sehr abgewichen zu sein.

Man näherte sich derweil einem großen Pinienwalde, der einigermaßen verrufen war, und schloß sich der Vorsicht halber enger aneinander

an. Unter den Bäumen war es sehr kühl und dunkel. Aber ganz in der Ferne schimmerte hier und dort ein Stückchen der sonnenbeschienenen Landschaft wie durch ein Fenster herein. Am Himmel flogen krächzende Raben, und unter dem Tritt der Pferde krachten dürre Aestchen, die auf dem weichen Boden lagen. Mit einem Mal erscholl ein rauher Ruf, und hinter einem dicken Stamm sprang ein Wegelagerer mit mächtigem Spieß bewaffnet vor und schlug auf den an der Spitze reitenden Meister an. Gleichzeitig wurde es auch hinter anderen Bäumen lebendig; es mochten sechs oder acht Männer sein; aber wie es so zuweilen ergeht, daß ein gut begonnenes Unternehmen durch Außerachtlassen eines geringfügigen Umstandes sich in das Gegenteil verkehrt, so hatten die Wegelagerer nicht bedacht, daß lange Spieße im Wald keine geeignete Waffe sind, und bevor noch einem der Angegriffenen irgend etwas geschehen war, hatten sie ihre Pferde herum geworfen und fielen mit ihren Schwertern von der Seite über die Banditen her, die, durch die dichtstehenden Bäume behindert, ihre Spieße nicht schnell genug regieren konnten, und es verging nicht so viel Zeit als ein Apfel braucht von seinem Zweig auf den Boden zu fallen, als sie sich schon entwaffnet und in die Flucht geschlagen sahen. Darüber begann der Meister so zu lachen, daß er sich die Seiten hielt und unter ständigem Herausplatzen nur mit Mühe Cäsar und Mugone, die die Verfolgung aufnehmen wollten, alles derartige verbieten konnte.

Hoho, sagte er entzückt, saht ihr, wie sie liefen? Der Hauptmann hat eine Wunde davongetragen; da ist Blut. Aber was haben sie auch gerade uns an den Leib gewollt? — —

Gegen Abend ritten sie in Vallombrosa ein und bezogen Quartier in dem ärmlichen Gasthaus, das einem gewissen Orta gehörte. Es lag ziemlich abseits der Landstraße und bestand aus verschiedenen baufälligen Häusern, die sich im Viereck um einen Hof anordneten. Der Wirt kam sogleich heraus, verbeugte sich ein um das andere Mal und redete den Meister nicht anders denn mit Exzellenza und Euer Gnaden an, in einer unterwürfig-kriechenden Weise, die ihm nicht gar sehr gefallen wollte, und Cäsar zog ein paarmal die Luft hörbar durch die Nase ein und sagte betrübt, daß man hier nicht sehr viel Vergnügen haben werde, indem es nach schlechtem Oel rieche wie in einer Garküche von Trastevere. Als der Orta dieses hörte, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und schwor bei allen Heiligen, daß er das beste Oel halte, das jemals aus einer Olive gepreßt worden sei und daß seine Exzellenza zufrieden sein werde. Aber da tat der Mugone sich hervor, und sagte in seiner bäuerischen Manier: Bei Gott, es riecht aus der Küche heraus wie aus dem Schlunde der verdammten Dirne in Nogaredo, von der ich euch erzählt habe; und da mußten alle wieder so lachen, über seine verdrießliche Art, seines Unglücks zu gedenken, und über die Reden und Gebärden des erzürnten Wirtes, daß sie unter fortwährender Heiterkeit die steile Treppe hinaufstiegen. Cellini bekam eine Kammer für sich, deren Fenster nach dem Hof hinaus ging; die andern mußten sich mit einem gemeinsamen Schlafraum unter dem Dache begnügen. Eben hatte der Meister den Reisestaub von Gesicht und Händen gewaschen, als ein Mädchen mit frischen Tüchern bei ihm eintrat, das von

so erlesener Schönheit und so anmutigen Manieren war, daß er sogleich eine heftige Liebe zu ihr faßte. Wie heißest du? sagte er und sah sie entzückt an. Pasqualina, entgegnete sie. Und bist die Magd in diesem Hause? Die Tochter, Herr. Bei Gott, dein Vater ist in gutem Recht, wenn er ein schlechtes Oel hält; denn ein so schönes Mädchen und gutes Oel, das wäre zu viel des Segens. Lege die Tücher auf jenen Stuhl und lasse dich anschauen. Dabei nahm er sie bei den Händen und zog sie sanft zu sich heran, was sie mit Erröten und niedergeschlagenen Augen geschehen ließ. Du bist schön, sagte er, und ich will ein Bild der heiligen Cäcilia nach dir machen, in gutem Marmor. Wie lieblich runden sich deine Wangen und das sanfte Kinn, und deine Wimpern werfen lange Schatten. Sieh auf, Pasqualina, und sieh mir ins Angesicht. Ich bin ein großer Meister in allerlei kunstreichen Arbeiten. An Jahren aber könnte ich dein Vater sein. O, Ihr seid jung, versetzte sie mit einem schalkhaften Lächeln, das ihn entzückte. Ja wohl, sagte er nun und beugte sich mit einem Kuß zu ihrem Munde, ich bin jung, weil ich mich jung fühle, und du, Pasqualina, machst mich zu einem Knaben von sechzehn Jahren, der die ersten Torheiten um ein Mädchen begeht. Da nahm sie eine geheimnisvolle Miene an und sagte, sie wisse jemanden, der es wohl fertig brächte, selbst einem Greise seine Jugend wiederzugeben, und sei sein Lebensfünkchen schon im Erlöschen begriffen. Der aber, den sie meine, habe der Natur besondere Geheimnisse abgelauscht, und da auch Cellini selber wohl vernommen hatte, im Sabinergebirge und auch in andern hügligen Gegenden des Landes, wie zum Beispiel in Bibbiena und Borgotaro lebten Alchymisten, die wohl im stande waren, aus einem Sechzigjährigen einen Jüngling zu machen, wie er denn selber im Kolosseum zu Rom absonderliche Geisterbeschwörungen gesehen hatte, wurde er nachdenklich, ging erregt im Zimmer auf und ab, und fragte schließlich nach dem Namen dieses Mannes. Es ist Sir Toldo Gherardengo, mein Oheim. Er aber ging hin und wieder, murmelte: zwanzig Jahre, ein Jüngling sein, wieder von neuem beginnen, große Werke zu schaffen, ha, zwanzig Jahre! und wie es denn gelegentlich sich ereignet, daß auch ein gereifter Mann von der Größe eines plötzlich sich auftuenden Gedankens ergriffen, alle langsam erkaufte Lebenserfahrung vergißt und sich kopfüber in Gefahren und Torheiten stürzt, so wallte es siedendheiß in Cellinis Brust; er trat auf das Mädchen zu, faßte ihre Hand und sagte mit hohem Ernst und schöner Würde: Wohlan Pasqualina, in Hinsicht des Willens und der Tatkraft bin ich jung, aber nicht gar selten drücken mich meine Jahre. Wenn es geschehen kann, daß ich in einen Jugendbronnen steige und neu geboren mich aus ihm erhebe, so mag es geschehen! Führe mich zu deinem Oheim! Vorher aber nimm diesen Kuß des alternden Benvenuto Cellini, damit du nachher, wenn du die Küsse des jungen Benvenuto Cellini empfängst, auch wissest, wie sie sich von jenem ersten unterscheiden. Und da er vor Begierde brannte, noch heute die große Verwandlung mit sich geschehen zu lassen, drängte er das Mädchen, ihn bald zum Oheim zu führen. Betet, sagte sie, in einer Stunde hole ich Euch ab.

Der Meister aber rief seine Leute, hieß sie sich wappnen und sagte ihnen, wie sie sich verhalten sollten. Wenn er mit dem Mädchen fortgehen

werde, sollten sie unbemerkt nachfolgen, den Ort wo er verschwinden würde, wohl im Auge behalten und auf den ersten Pfiff zu seiner Rettung eilen, niemanden schonen und sich zu ihm durchschlagen. Als Piero Maria dieses hörte, klammerte er sich an Benvenuto und klagte, nun sehe er wohl, daß er seinen edlen Herrn verlieren würde, er möge sich doch nicht in eine so offenkundige Gefahr begeben. Und wie er so jammerte und tränenfeuchten Auges zu Benvenuto aufsah, gewährte er einen so lieblichen Anblick, daß der gerührte Meister allsogleich den Plan zu einem neuen Werke faßte, das einen klagenden Amor darstellen sollte. Aber er schickte ihn trotzdem mit den anderen fort, und lag eine Stunde lang betend auf den Knieen. Und wie er so kniete, im letzten Glanze der Abendsonne, die rötlich durch das Fenster fiel, sah er an seinem Schatten nach langer Zeit wieder den Heiligenschein, der ihm als ein Zeichen göttlicher Gnade nach seiner Befreiung aus den Kerkern des Kastells St. Angelo geblieben war. Das stärkte und belebte ihn wundersam. Und als das Mädchen kam, ihn abzuholen, trat er ihr voller Heiterkeit entgegen. Sie verließen das Dorf auf einem rauhen Pfade, der sich zwischen Felsen aufwärtswand, bis sie auf eine lichte Halde hinaustraten, über der der Mond, noch nicht Sieger über die letzten schimmernden Abendröten, gleich einer klaren Sichel stand. Ein baufälliges Haus, mit einem viereckigen, zinnengekrönten Turm, erhob sich aus hohen Zypressen. Auf der Höhe des Turms saß ein alter Mann und spielte wundersam auf einer Flöte, daß es bald beweglich klagte, bald jubelnd jauchzte, bald wieder leise trillernd flutete wie ein Bächlein, das sich zwischen Blütenbäumen schuldlos dahinwindet. Das Mädchen bedeutete den Meister zu warten, trat allein in das Haus und kam bald wieder mit dem Alten zurück, der mit stummer Gebärde seinen Gast einzutreten bat. Er führte ihn in ein dämmerndes Gemach und hörte ihn schweigend an. Dann fragte er Pasqualina mit schrecklicher Stimme: Mädchen, bürgest du für diesen Mann und sein redliches Gemüt? Sie aber fiel auf die Knie, und sagte erbleichend, wie es Benvenuto schien: du magst dies und jenes mit mir tun, Oheim, wenn er es nicht wert ist. Die unschuldig ehrbare Bewegung, die sie durchschauerte, entzückte den gespannt aufhorchenden Künstler, sodaß er das Mädchen an sich zog und voller Freude ausrief: wahrlich, ich fühle mich des Wunders wert. Schon jetzt durchströmt meine Adern ein wonniges Gefühl der Stärke und des Trotzes, die Ahnung eines neuen, herrlichen Lebens, das du, meine Pasqualina, für immer mit mir teilen sollst. Nun beugte sich der Alte, betete still für sich, schlug neunmal das Kreuz, besprengte sich und die andern mit Weihwasser, und ließ den Meister allein in eine Kammer eintreten, in der er ihn warten hieß. Nach einer Weile kam er wieder herein, und sagte, daß er ihm alles ausliefern müßte, was er von Metall bei sich trage, Waffen, Ringe und Geld. Denn das Metall und absonderlich das Gold verhindere durch seine magnetische Kraft die Durchströmung des Körpers mit jener göttlichen vom Saturnus ausstrahlenden Kraft, die den Geist des Lebens gewissermaßen destilliere und von allen Schlacken des Alterns reinige. Auch dieses tat Cellini, wenn auch nicht ohne einiges Bedenken. Aber ein Blick auf den ernsthaften und redlich sich gebenden Greis beruhigte ihn vollkommen. Und wenn ihm auch

Schlimmes drohen mochte, draußen lagen ja seine Leute und wachten über sein Leben. Wird die Tugend Eurer Beschwörung sich heute schon an mir erweisen? fragte er nur. Der Prozeß dauert siebzehn Stunden, entgegnete Ser Toldo. Was heute geschieht, ist nur die Sublimierung der ätherischen Materie. Aber da die Fasern des Lebens vielfach verzweigt sind und in zäher Verschlingung ineinanderhangen, so wird erst ein langer Traumschlaf das Werk vollenden. Und nun geduldet Euch!

Damit verließ er die Kammer. Der Mond hatte sich am Himmel gehoben und sandte seine lieblichen Strahlen von einem blassen Himmel herein, an dem die Fledermäuse flatterten. Im dunklen Gezweig der Zypressen taumelten Glühwürmchen in seltsam unberechenbarem Zickzack. Die Zikaden sangen auf der Halde und von einem fernen Kirchturm tönte die Glocke. Es war zweiundzwanzig Uhr, kein Lüftchen rührte sich, und Benvenuto verfiel in ein frohes und zugleich gerührtes Sinnen, das ihn sogar den starken Zwiebelgeruch vergessen ließ, der die Kammer erfüllte. Nebenan hörte er eintöniges Murmeln. Ser Toldo Gherardengo mochte beten, wie er denn überhaupt den Eindruck eines frommen und gottergebenen Mannes machte. Einmal fiel ein metallener Deckel auf ein Becken und tönte melodisch noch lange nach. Irgend etwas, es mochte ein Besen oder ein Rechen sein, kratzte fegend über Steinfliesen, dann erscholl ein seltsames Geräusch, als ob mit einem Blasebalg ein Feuer angefacht würde. Auch das ging vorüber, dann wurde es ganz still und nur von Zeit zu Zeit erklang ein silberner Ton, als fiele ein Tropfen aus großer Höhe auf eine Pfanne herab. Zugleich drang ein starker Geruch von Weihrauch durch die Tür herein, der sich immer mehr verdichtete, sodaß schließlich die ganze Kammer mit einer Wolke erfüllt war, die im Schein des Mondes langsam hin- und herzog und die Umrisse des Fenstergitters und der Zypressen draußen erzittern ließ. Harfensaiten schlugen an, in planlosen Harmonien; daraus entwickelte sich ein hoher Ton, der lang nachhallte, immer wieder ertönte und den lauschenden Meister in eine seltsame schläfrige, gleichmütige Stimmung versetzte. Er konnte sich nur mit Mühe wach erhalten, und war einige Male in Gefahr, mit dem Kopf vornüber zu fallen. Da erscholl ein starker Krach, die Tür sprang auf und eine sanfte Stimme lud den jäh Emporfahrenden ein, näher zu treten. Mit einem Schritt war er in dem Gemach. Was er sah, erfüllte ihn mit Staunen und froher Hoffnung; inmitten eines Kreises von Kerzen und Gebeinen lag Pasqualina, in der Form eines Kreuzes die Arme von sich streckend, auf dem Boden. Vor ihr stand Ser Toldo Gherardengo, durch den dichten Weihrauchqualm unnatürlich groß erscheinend, und schwang ein zinnernes Becken. Auf einem Postament neben der Tür kauerte, kaum mehr sichtbar ein uraltes Weib, in jedem Arm eine Katze, deren Augen rötlich funkelten. Aber damit nicht genug, ergab sich aus einer gewissen Zusammenstellung von hermetischen und merkurialischen Gefäßen und Apparaten an der Rückwand des Gemaches unter einem griechischen Kreuz für Cellini sogleich die Einsicht, daß hier die große Beschwörung des gelehrten Arabers Ibn el Geber geplant war, freilich unterstützt von ihm unbekannten, noch geheimnisvolleren Vorkehrungen, die mit der Tugend des Saturnus irgendwie zusammenhängen

mochten. Aber da der hohe, hallende Ton immer weiterklang, gleichmäßig aus unterirdischen Tiefen kommend, kniete Cellini auf Ser Toldos Geheiß neben Pasqualina nieder, legte die rechte Hand auf ihr Haupt und schaute, wie ihm befohlen wurde, unverwandt auf das Becken, das der Alte im Kreise herumschwang. Und indem er fortwährend räucherte und sich nach vorn und rückwärts beugte, also daß sein langes, weißes Haar in wallende Bewegung geriet, eine Bewegung, die durch das Ziehen der Dämpfe noch verstärkt zu werden schien, überkam Cellini ein seltsames Zittern und das unangenehme Gefühl, daß die Wände um ihn her schwanden, als stände er über steilem Abgrund und sähe in eine schwindelnde Tiefe. Zugleich erzitterte er unter gräßlich beschwörenden Worten, die Ser Toldo nun auszusprechen begann, teils Lateinisch, teils aber in einer offenbar chaldäischen Sprache, die der erschrocken Aufhorchende zwar nicht verstand, aber nach der Schwere und Unwiderruflichkeit des Inhalts einigermaßen deuten zu können glaubte. Jetzt sprangen auch die Katzen in den Kreis, schmiegten sich an Pasqualina, und Cellini sah deutlich wie von ihrem gesträubten Haar Funken auf sie übersprangen, die sich dann mit einem stechenden Schmerz ihm selber mitteilten, so daß er zu fühlen vermeinte, wie die Lebensfasern in seinem Körper sich zu entwirren begannen. Nun opferte der Alte eine bereitgehaltene Taube über einem irdenen Becken und goß ihr dampfendes Blut über Cellinis Füße. Den Körper des Mädchens durchzuckte ein Krampf; der Alte erschrak, griff abwehrend zu seinem Räucherwerk und beschwor mit ungeheuren Worten den Geist, der störend in den Zauberkreis einbrechen wollte. Cellini sah nur den Kampf, der sich in der Luft um ihn her abspielte und fühlte, daß Hände nach ihm tasteten. Aber er hielt sich, wie ihm befohlen an Pasqualina fest. Und wie der Alte nun räucherte und nach allen Richtungen des Himmels rief und gleichsam drohte, wurden des Mädchens Glieder still, die Augen der Katzen schloßen sich, die Oellämpchen leuchteten auf, die Beschwörung verlor sich in einem leisen Murmeln wie ein Wässerlein, das verborgen durch hohes Gras zieht, die Katzen lagen wie tot neben Pasqualina, und indem Cellinis Sinne in eine ferne, ruhige Welt zu versinken schienen, tat es plötzlich einen ungeheuren Donnerschlag; die Tür sprang auf und herein flutete das helle Mondlicht, womit denn auch die Beschwörung ihr Ende erreicht hatte.

Ser Toldo trat mit dem taumelnden Meister auf die Wiese hinaus und gab ihm seine Waffen zurück. Aber die Ringe und Goldstücke behielt er noch, weil Edelmetall den Verjüngungsprozeß, der nun einmal eingeleitet war, hintanzuhalten vermag. Geht nach Hause, sagte der Magier, legt euch in Gottes Namen zu Bett, vermeidet Wein zu trinken und wartet in Ruhe! Morgen aber um die dritte Stunde nach Mittag reitet zu jener Kapelle, die ihr im Mondlicht da droben am Berge seht, werft euch vor dem Bilde des heiligen Sabba in den Staub, und wenn Ihr Euch dann erhebt, so seid ihr ein Neugeborener. Ich aber muß zu dem Mädchen zurück, um es aus seiner magischen Erstarrung zu wecken. Ihr verdanken wir, daß uns Arrazaglia, der Geist, der in den Zauberkreis eindringen wollte — Ihr saht ihn wohl? — nicht gräßlich zerfleischte.

Cellini wollte Ser Toldo danken; aber der Alte schien vor ihm im

Mondlicht zu zerfließen; auf einmal stand er allein im Schatten der Zypressen, hörte seine Leute rufen und befand sich bald auf dem Weg zur Schenke, stumm dahinreitend, zugleich aber in tiefe Gedanken versunken und mit dem deutlichen Gefühl, daß geheime Kräfte in seinen Adern tätig waren.

Im Gasthaus angekommen, beurlaubte er die Gefährten sogleich mit kurzem Wort, begab sich in seine Kammer, und legte sich zu Bett. Aber wie es denn so geht, daß der nicht schlafen kann, dessen Gemüt unruhig und mit großen Dingen beschäftigt ist, wälzte er sich auf seinem Lager vielfach herum und konnte den Schlummer durchaus nicht finden. Er hörte im Dorf die Turmuhr schlagen, hörte fernes Traben von Rossen auf der Straße, und wie einmal — es mochte schon spät in der Nacht sein — das Hoftor geöffnet und wieder leise geschlossen wurde. Und zugleich überkam ihn das unabweisbare Bedürfnis, seine Notdurft zu verrichten, indem seine Därme in steter heimlicher Erregung waren. So erhob er sich, voller Besorgnis, der Prozeß der Verjüngerung möchte vielleicht unter dieser Störung der ihm anempfohlenen Ruhe in etwas leiden, von seinem Lager und suchte den geheimen Ort, den er endlich auf einer Altane draußen fand. Er war dabei in einer weichen und gerührten Stimmung und überdachte die bevorstehende Wandlung mit allen ihren Folgen, die er mit Gott zum Guten zu lenken gedachte, als ein Mann der gereiften Erfahrung und des jugendlichen Wollens zugleich, was zusammen ihm die Kraft geben mußte alle lebenden und toten Meister der göttlichen Schule von Florenz weit hinter sich zu lassen. Aber seine Gedanken wurden immer wieder abgelenkt durch ein seltsames Murmeln, das er schon gleich von Anfang an gehört hatte, und das er nun erst gewissermaßen zum wirklichen Leben erwachend, als ein leise im Hofe geführtes Gespräch erkannte. Wie viel ist es? fragte eine männliche Stimme. Siebzehn Skudi und zwei Ringe von Gold, antwortete ein Weib. Nicht mehr? hol's der Teufel! Ich bringe dir noch mehr, sagte wieder das Weib; wenn er schläft, schleiche ich mich in seine Kammer. Ich habe da einen Beutel gesehen. Das ist nur ein kleines Schmerzensgeld, sagte wieder der Mann, für die Wunde, die er mir beigebracht hat. Möge er verrecken! Und er glaubte an die Kraft der Beschwörung? So fest, wie ich glaube, daß du mich liebst, Leone.

So ging er noch eine Weile hin und her, und Cellini erkannte wohl, daß von ihm die Rede war, und daß das Mädchen niemand anders sein konnte als Pasqualina; da empfand er einen solchen Schmerz, daß er vermeinte auf der Stelle sterben zu müssen, wenn er nicht gleich zur Ader ließ. Aber er blieb sitzen, wo er war, und erst als sich seine Lebensgeister wieder einigermaßen gesammelt hatten, schlich er auf die Altane, spähte vorsichtig über das Geländer und sah unten im Hof, vom Monde trügerisch beschienen, und eng verschlungen die Pasqualina und einen Mann mit verbundenem Arm, in dem er allsogleich den Räuber erkannte, der ihm mit seinen Spießgesellen heute im Walde aufgelauert hatte. Da erhob er in voller Wut seine Faust, ließ sie mit aller Kraft, deren er fähig war, auf das Geländer niedersausen, daß es im ganzen Hause erdröhnte und schrie: Ihr sollt mir alle daran glauben müssen. Und so im Nachtgewande, wie er war, stürmte er in seine Kammer, nahm das Schwert und immer noch

schreiend, daß seine Leute zusammenliefen, rannte er die Treppe hinab, fest entschlossen keinen entkommen zu lassen. Indem kam schon der Wirt halb noch im Schlafe herbei, rang die Hände in dem Glauben, es brenne und da er eine Nachthaube auf dem Kopfe trug, deren Bänder offen waren, gewährte er einen ergötzlichen Anblick; aber Mugone warf sich über ihn und bearbeitete ihn mit seinen Fäusten dergestalt, daß er wohl merkte, hier gehe anderes vor. Cäsar hatte unterdessen den Hof erreicht und packte das Mädchen, das mit ihrem Geliebten gerade über die Mauer entkommen wollte. Cellini selber aber, den der Schmerz fast besinnungslos machte, führte mit seinem Schwert große Hiebe in die Luft, schrie immer nur: Ihr sollt mir alle daran glauben — denn seine Absicht war, alles was in diesem Hause war, abzuschlachten — und warf sich auf den Räuber; aber indem er nun die Missetäter wehrlos und zitternd in seiner Gewalt sah und bedachte, wie viele solche Händel er in seinem Leben schon unternommen hatte und was für Verwicklungen daraus entstehen mochten, sank sein Zorn so schnell, wie er gekommen war, zu einem Gefühl verwundeter Wehmut herab, das des Hohnes über sich selber nicht entbehrte. So begnügte er sich damit, die beiden Männer von Mugone so lange durchwalken zu lassen, bis sie halb betäubt in irgend einen Winkel sanken. Pasqualina aber zwang er in die Knie, und mit rollenden Augen sein Schwert über ihr schwingend, spie er ihr entrüstet mitten ins Gesicht, bis er glaubte, ihr sei nach ihrem Verdienste geschehen.

Dann befahl er die Pferde zu satteln. Während das geschah und der Wirt halb tot sich vor diesen schrecklichen Leuten ins Heu verkroch, während der Leone schon Reißaus genommen hatte, und Pasqualina gleichfalls verschwunden war, trat Cellini gedemütigt und vom Kummer fast überwältigt auf die Straße hinaus. Der Himmel war voller Sterne und die Helligkeit, die vom Monde kam, war sehr groß. Zugleich zeigte sich im Osten schon ein Schimmer der Morgenröte. Da erhob der Meister seine Arme gegen das Heer von Sternen und rief sie zum Zeugen seines Schmerzes an. Ach, rief er aus, habe ich nun so vieles gesehen in meinem Leben, habe ich nun nur deshalb vollkommene Werke geschaffen und den Ruhm meiner Vaterstadt über alles Denken in fremden Ländern verbreitet, um nun, da ich an der oberen Grenze der besten Mannesjahre stehe, gedemütigt zu werden und mein Herz von betrogener Liebe zerfleischt zu sehen. Siehe da, ich vermeinte jung zu sein und ging auf diese Reise mit trefflichen Gefühlen und einem Heer von köstlichen und wackeren Gedanken nicht anders, als ritte ich zum erstenmal in meinem Leben in den frohen Sommer hinein, und nun stehe ich da, ein gebeugter Mann, fast ein Greis, und bin das Opfer einer teuflischen Bestialität, die genügend zu strafen nur du mich abgehalten hast, Gott im Himmel!

Da er aber wohl einsah, daß er sich von seiner Sünde reinigen mußte, bevor er nach Camaldoli ging, so beschloß er den Betrüger Ser Toldo Gherardengo laufen zu lassen und nunmehr gleich nach Florenz zurückzukehren. Er kannte daselbst im Kloster San Marco einen gewissen Augustinermönch, der im Geruche besonderer Gelehrsamkeit stand, und sicher die geeigneten Mittel zu einem vollkommenen Ablaß anzugeben wußte.

Indem kamen schon seine Leute, und da sie sich, ihren Meister in

Kummer versunken sehend, alles Fragens enthielten, wohl auch aus sich selbst heraus einsehen mochten, wie sich alles verhielt, ritten sie stumm durch das schweigende Land gegen Westen, dahin, von wo sie gekommen waren. Aber bald begann der Meister zu sprechen und sich aus seinem Gram zu erheben. Ihr wart Zeugen eines unmenschlichen Vorfalls, sagte er, wie ihn die Welt nicht so bald gesehen hat. Nun denn, merket euch, daß der Mensch nicht das Unmögliche erwarten soll, und daß Zauberkunst von Uebel ist. Denn sie vergiftet das Blut und raubt dem Besten die klare Besinnung. — Keiner aber trachte an sich zu fesseln, was nicht auch in Hinsicht der Jahre zu ihm paßt. Ich war in einen Traum versunken, und bin nun erwacht. Der Morgen steigt rein und gleichsam gebadet vom Tau der Nacht, aus dem Dunkel empor. Ich will meinen Kummer hinter mich werfen und mich von der Sonne zum Leben erwecken lassen. Und wahrlich, ich vermöchte wohl hundert Sonette über diesen Gegenstand zu dichten. Aber laßt es damit genug sein — komm hierher, neben mich, mein Piero Maria, und laß dir in die Augen sehen. Mag dein unschuldvolles Antlitz mich diese trüben Stunden vergessen machen.

Indem stieg im Osten schon die Sonne empor und beleuchtete das grüne Land mit Kastellen, Dörfern, Wäldern und weiten Wiesenhalden. Und wie das junge Licht des Tages alle Dünste der Nacht verscheucht und in die tiefsten Schlünde der Felsen hinabsteigt, so schwanden nun dem ruhig Dahinreitenden alle peinvollen Sorgen ins Nichts, und sanken wesenlos in sich zusammen. Und Mugone begann wieder in seiner gewohnten, täppischen Weise allerlei Uebles von den Weibern zu sagen und spuckte jedesmal verächtlich aus, wenn er einen Weibernamen genannt hatte. Aber da man den ganzen Vormittag geritten war, und nur einmal in einer Schenke gerastet hatte, und nun das Gebirge übersteigend, wieder in das Tal des Arno einlenkte, kam man zwei Stunden nach Mittag nach Ponte a Mensola. In der Tiefe erhob sich mit Kuppel und Türmen das göttliche Florenz. Der Strom leuchtete silbern in der Sonne, und von den Zinnen des Palazzo Vecchio wehte die Fahne in der klaren Luft. Blumendüfte stiegen auf. Von allen Seiten strömten geschäftige Menschen den Toren der Stadt zu. Der Meister aber hielt sein Roß an, wandte sich zu den Seinen und sagte ernst: Ich ritt aus als ein Genießender, ich kehre zurück als ein Gefaßter. Und wenn ich nunmehr wohl einsehe, daß die Bäume des Wollens nimmer in den Himmel wachsen, so schließe ich doch meine Kräfte in dem einen sicheren Gefühl zusammen, daß ich noch manches schöne Werk schaffen werde, das selbst meinen schlimmsten Neidern Anerkennung abtrotzen soll, und wenn sie an ihrem eignen Geifer ersticken sollten.

Und damit griff er kräftig in die Zügel und sprengte erhobenen Hauptes über die Brücke. Piero Maria aber, der Knabe, der sich an seiner Seite hielt, sah wohl, daß sich eine neue, scharfe Falte im Gesicht des Meisters eingegraben hatte, und daß die Haare an seinen Schläfen silbern in der Sonne schimmerten, wie der ruhige Spiegel des Stroms, an dem entlang der Weg ging.

Karosse, Kinderwägelchen, Schaltbähr.

Märchen von Wilhelm Zaiß in Heidelberg.

Ein Pfarrer war viele Jahre in der Gemeinde gewesen; aber als es ihm schon schneeweiß um die Schläfen hing, sollte er einem jungen Pfarrer Platz machen und auf die alten Tage mit seinem Weibe anderswo Unterschlupf suchen. Da gab es verdrießliche Tage im Pfarrhaus, und es wurde kein überflüssig Wort gesprochen.

Endlich sagte die Pfarrerin zum Pfarrherrn: „Lieber Mann, es ist nun so; wir wollen uns drein schicken und uns auf den Weg bereiten. Sehen wir einmal, was mit unserer Habe anzufangen ist. Ich denke, wir sind alte Leut, da wird manches Stück unsertwegen die Reise nicht mehr zu machen brauchen."

Also gingen sie im Haus umher und im Hof, im Speicher und überall, und am Abend kamen sie in die Holzläge.

Da wischte die Pfarrerin eine Träne ab und sagte: „Was soll jetzt aus unserer alten schönen Karosse werden; sie ist so gut immer in der Holzläge gestanden!" Das war noch eine große, mit hochgeschwungenen Federn wie die Fürstenkarossen sind, und der Wagenleib hing mit gewaltigen Strängen darin. Aber gefahren war damit schon manches Jahr nicht mehr worden.

Der Pfarrer senkte den Kopf und sagte nichts. Die Pfarrerin aber fuhr fort: „Mitnehmen können wir sie nicht, und verschenkten oder verkauften wir sie, so gäbs nur ein Gelächter bei den Leuten, obgleich sie so schlecht gar nicht ist. Ich möchte sie auch nicht in fremde Hände geraten lassen. — Es wird am besten sein, wir schlagen sie zusammen und heizen die letzte Wäsche damit. Und das Andere da kann mithalten. Was ist mit dem alten Kram sonst zu machen!"

Den Pfarrherrn kam es aber doch hart an, daß was er sein Leben lang um sich gehabt, so mit einemmal abgetan wurde. Er entgegnete jedoch nichts, sondern drehte sich um und blickte über den Hof und sagte: „So werden wirs halten müssen, liebe Agathe". Und damit gingen sie hinaus. —

Als sie hinausgegangen waren, sagte die alte Karosse: „Zu wieviel Hochzeiten und Kindtaufen hab ich nicht den Pfarrherrn gefahren, vorzeiten da das schnelle Ding noch nicht war, das auf Schienen dahinrast. Lustig gings und mit Peitschenknallen! Aber wann der Gaul nicht mehr zieht, wird er vom Futter geschafft; es ist ein liebloses Volk. — Oder andere Mal, still ging es, und das Pferd hatte ein schwarzes Tuch um und hängte den Kopf; dann begruben sie einen. Und hab ich nicht an ihrer Freud und ihrem Leid redlich Anteil genommen? Aber ein herzloses, vergeßliches Volk ists. Nun brauchen sie mich nicht mehr und wollen den Kessel mit mir heizen."

Das Kinderwägelchen in der Ecke, ein rundes behäbiges Ding auf dünnen krummen Beinen, hörte dies und begann mit weinerlicher Stimme:

„Die hartherzigen Pfarrersleut! Wie hätt aus ihrem Sohn der Musikus werden sollen, hätt ich ihn nicht als er klein war, so geduldig getragen, vielmals im Pfarrgarten herum und draußen durch den Wald. Gegen Sonnenbrand wie gegen Regen hab ich den Spriegel über ihn gehalten! Aber wie es heißt: Mohr, du hast deine Schuldigkeit getan, du kannst gehn!"

Die alte Karosse aber sagte nun: „Wie hättest du ihren Sohn den Musikus fahren können, hätt ich nicht vordem das junge Paar heimgeholt! Mit Reitern sind wir an der Banngrenze empfangen worden, und die Rosse stampften und die Bänder flatterten. Ich aber trug sie wie man König und Königin trägt. Und als wir ans Dorf kamen, wurden Trompeten geblasen und aus hundert Kinderkehlen erscholl ein Lied, und der Lehrer hielt eine Rede. Das alles hab ich miterlebt. Waren das Zeiten! Aber nun soll ich zum Dank in Stücke gehackt werden, und sie werden vor dem Ofenloch stehn und mich brotzeln hören."

Da ließ sich aus dem hintersten Winkel mit ächzender Stimme eine alte zerbrochene Schaltbähr vernehmen: „Hättest du den Enkel Musikus gefahren? Oder du Kindtaufen und Leichen gehalten, und junge Pfarrersleut heimgeholt, hätt ich nicht vordem seines Vaters Frucht vom Felde heimgeschafft, sodaß er den Sohn hat Pfarrer werden lassen können, wie ers im Sinne gehabt? Sauer wars, und geschwitzt hat man. Aber nun ist alles Eines; ob jung oder alt, ob gesund oder krank, im Tode sind wir uns alle gleich."

Da war es eine Weile ganz still in der Holzläge.

Aber das Kinderwägelchen begann von neuem. „Können wir uns nicht retten?" rief es, „wir fliehen!"

„Fliehen?" ächzte die alte kranke Schaltbähr. „Fliehen!" — Und die große Karosse sagte: „Sie werden uns nicht lassen." — Das Kinderwägelchen sagte: „Wir werden es zur Nachtzeit tun!"

„Kommen wir," warf die Karosse ein, „auch glücklich durchs Pfarrtor hinaus, so werden sie uns im Dorf erkennen und wieder herschaffen!"

Sagte das Kinderwägelchen: „Ich werde mich vorne hinspannen und mit dem Spriegel auf- und abwippen. Da werden sie in der Dunkelheit denken, ich sei ein Pferd, und alles sei ein richtiges Fuhrwerk." — „Dann werd ich mich," fuhr die Schaltbähr fort, „rücklings mit den Beinen an der Achse festhaken, da werden die Hunde mich für einen Drachen, eine Wildkatze oder sonst was Gefährliches halten und werden sich nicht an uns wagen." — „Und ich werde," sagte der Spatz, der mit Frau Spätzin oben im Lederzeug horstete, „ich werde mörderisch mit der Peitsche knallen, da werden sie im Dorf meinen, es sei Spuk!"

Da wollte auf einmal auch der Hackklotz sich nicht mehr in sein Schicksal ergeben und jammerte und zeterte, und bat sie sollten ihn mitnehmen.

„Was, du!" schrie das Kinderwägelchen. — „Ein Hackklotz findet allerwege wieder ein Unterkommen," sagte die Karosse, „da hat es keine Not; aber wir müssen in eine bessere Welt zu gelangen suchen." — Da waren alle einerlei Meinung und es gab ein lautes Murmeln in der Holzläge. Und dann wurde wieder alles still. — —

Als nun Mitternacht war, und die zwölf langen Schläge vom Kirchturm herabschütterten, rief das Kinderwägelchen: „Auf! Auf! Den Schlaf

aus den Augen! In zwei Stunden kräht der Hahn zum erstenmal. Bis er zum dritten und viertenmal kräht, muß der Berg hinter uns sein!"

Da sahen sie alle wehmütig an den Wänden des Schuppens empor wo sie solange gestanden, und hörten gerührt, wie die jungen Schwälblein leise oben im Neste piepsten. Aber das Kinderwägelchen rief: „Marsch! Nichts geträumt und geplärrt da!" und gab keine Ruhe mehr und trieb sie an.

Spatz und Spätzin schoben sacht den Riegel am Lattentor zurück. Die Karosse zog an, und die Torflügel wichen auseinander. Das Kinderwägelchen folgte, und auch die alte Schaltbähr humpelte hinaus. Es war ein Glück daß der Mond nicht schien.

Draußen stellten sie sich in Ordnung auf. Das Kinderwägelchen spannte sich vornehin und nickte ein paarmal zur Probe mit seiner Haube auf und ab. Die alte Schaltbähr, die froh war daß sie mit hatte unterkommen können, kroch vorsichtig rückwärts an die Karosse heran und stemmte die Beine auf der Achse fest. Und der Spatz nahm die Geißel und hockte auf den Bock. So zogen sie durch den breiten Torweg des Pfarrhofes.

„Nun haltet euch stramm und seid still," flüsterte das Kinderwägelchen, „bis die Häuser hinter uns sind; dann ist alles gewonnen."

Die Karosse ging in würdigem getragenem Schritt einher. Das Kinderwägelchen davor wippte mit dem Spriegel und sah schweigsam vor sich nieder. Oben aber saß der Spatz und knellte gar gespensterlich mit der Geißel, als müßte er das Roß wach erhalten. Daneben hielt Frau Spatz die Arme verschränkt und saß so aufrecht und hielt den Kopf so steif geradeaus, wie man nur bei ganz hohen Herrschaften muß.

Die Straße wachte auf, murmelte sie täten recht, wünschte ihnen Glück auf die Reise und schlief wieder ein, und so zogen sie durch das dunkle nachtstille Dorf. Ein Bauer kam ihnen entgegen, dachte, wie er die große Karosse sah, es seien die Herren von der Regierung, die bis zum Morgen am Rhein sein müßten und nun ein Stückchen schliefen in der Nacht, griff an den Hut und ging vorüber. Hinten aber rollte die Schaltbähr die Augen an ihrem hinunterhangenden Kopfe so grausig, daß die Hunde stutzten und aufhörten zu bellen, den Schwanz einzogen und winselnd auf die Höfe zurückschlichen.

So kamen also Karosse, Kinderwägelchen und Schaltbähr, mit Spatz und Spätzin auf dem Bock, glücklich vors Ort hinaus. Da atmeten sie aber auf und machten sichs bequemer. Und das Kinderwägelchen rief ausgelassen: „Ist das Menschenvolk dumm!" —

Als nun am Morgen die Pfarrerin mit dem Meßner vor die Holzläge kam, um Rat darüber zu halten, wo und wie am besten die Karosse und das andere Zeug in Stücke geschlagen würde, damit man es in den Ofen stecken könnte, da stand das Tor weit aufgesperrt, und die Schwalben flogen unruhig aus und ein. Und da waren weder Karosse, noch Kinderwägelchen, noch Schaltbähr mehr darinnen.

Die waren schon weit über den Berg hinweg, und während die Morgensonne vor ihnen aufging, zogen sie schnaufend und keuchend einen andern Buckel wieder hinan landeinwärts, und freuten sich so ihres Daseins.

Zum Problem der Form. 2.

Von Adolf Hildebrand in München.

Da alle Menschen die Fähigkeit des Wahrnehmens und des inneren Vorstellens besitzen, so liegt es nahe den bildenden Künstler durch die Fähigkeit des bildlichen Darstellens zu charakterisieren und ebenso seine Tätigkeit als eine Verarbeitung des Wahrnehmens und Vorstellens von dem Gesichtspunkte des Darstellens hinzustellen. —

Nun ist es aber sicher, daß nicht alles was gemalt und gemeißelt ist auch künstlerisch zu sein braucht und so scheint die obige Definition doch nicht stichhaltig.

Wenn wir als Analogie in Betracht ziehen, daß wir sehr wohl unterscheiden zwischen der gewöhnlichen Sprache und der Ausdrucksfähigkeit des Dichters und daß wir das sprachliche Darstellen, wie es im gewöhnlichen Leben in Kraft tritt, noch nicht als künstlerischen Vorgang ansehen, sondern für diesen das Vorhandensein einer sprachgestaltenden Fähigkeit wie sie aus einem speziellen Sinn für die Sprachfunktion entsteht in Anspruch nehmen — so ließe sich ebenso in bezug auf die bildende Kunst ein Darstellen von dem bestimmten Darstellen unterscheiden wie es aus dem Gefühl für die Augen- oder Sehfunktion heraus sich entwickelt.

Wahrnehmung und Vorstellung mit all ihren Lebensbeziehungen sind dann noch als ein künstlerisches Rohmaterial anzusehen, welches in verschiedener Weise weiter entwickelt werden kann, je nach dem Gesichtspunkte, der die Darstellungsweise bestimmt. Für die bildende Kunst beruht diese künstlerische Weiterentwicklung auf dem Gefühl für die Sehfunktion und dessen Entwicklung und Verfeinerung und ihre Darstellungsweise ist auf diese Weise im Gegensatz zu anderen bildlichen Darstellungsarten gekennzeichnet.

Worin das weiter entwickelte Gefühl für die Augenfunktion beruht, will ich in folgendem näher dartun.

Wie wir wissen, (Problem der Form Kap. 1) ist der Unterschied von Fernbild und den nahen und stereoskopischen Erscheinungseindrücken ein und desselben kubischen Objekts bedingt durch die verschiedene Art des Sehvorgangs, nicht durch das Objekt. Der speziell künstlerische Sinn von dem ich hier reden will, bezieht sich auf den Sehvorgang selbst, nicht direkt auf das Objekt an sich.

Die Aesthetik hat das Sehen nur im Sinn von Wahrnehmen oder Erkennen des Objekts aufgefaßt. Der Sehakt selbst spielt dabei eine gleichgültige Vermittlerrolle zwischen uns und dem Objekt, als ein Vorgang, der immer derselbe ist und deshalb als konstante Größe ignoriert werden kann, während nur das sichtbare Objekt als variable Größe in Betracht kommt und die alleinige Ursache der ästhetischen Empfindung ist. Aller Kunstgenuß ist hierbei notwendigerweise auf eine psychische Wirkung des sichtbaren Objektes auf den Beschauer zurückzuführen und diese Wirkung bildet das Problem der Untersuchung.

Im Gegensatz dazu verlege ich das Künstlerische in das Verhältnis von Objekt zum Sehakt. Hier ist das Sehen nicht eine konstante Größe,

sondern als eine variable erkannt. Es kann uns die Natur bei naher Betrachtung voller Augenlust erfüllen und aus der Ferne unklar oder gleichgültig sein und ebenso kann das Umgekehrte vorkommen. Dieser Wechsel des Erscheinungsobjektes für unsere Augen führt zu dem Bedürfnis, ein Objekt zu schaffen, dessen Erscheinungsweise für die verschiedenen Sehvorgänge stand hält und in diesem Sinne konstant bleibt. Dies Bedürfnis ist die Quelle der künstlerischen Gestaltung.

Es handelt sich dabei also nicht um ein Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen in bezug auf die Einheit des Objektes an sich, wie beim rein organischen Zusammenhang, sondern um das Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen in bezug auf eine einheitliche Wahrnehmung oder um die Einheit des Objekts für den einheitlichen Sehakt. Dies Einigen zu einem solchen Ganzen ist ein reines Augenbedürfnis und deshalb das speziell künstlerische Problem. Künstlerisch geeinigt sein, heißt eben nichts anderes als für die Wahrnehmungsfunktion des Auges einheitlich geordnet sein. Dies ist die letzte Instanz für das Kunstwerk als Darstellung.

Wie wir wissen (Problem der Form), ist nur im Fernbild eine einheitliche Erscheinung möglich und da ferner eine einheitliche Wirkung aufs Auge eine gleichzeitige Einwirkung aller Erscheinungsfaktoren voraussetzt, so ist für die Einheit der Erscheinung notwendigerweise die Wahrnehmung in einem Moment oder die des ruhenden, sich nicht bewegenden Auges maßgebend.

Dieses vorausgesetzt ist nun die Frage, wie funktioniert das ruhende Auge? Hierbei kommt einmal die bekannte Tatsache in Betracht, daß die Mitte des Sehfeldes am deutlichsten ist und nach dem Rande zu an Schärfe abnimmt, oder daß das, was sich direkt auf der Mitte der Netzhaut abbildet, am schärfsten wahrgenommen wird, während die seitlichen Eindrücke schwächer bleiben.

Ferner aber ist folgende Tatsache wichtig. Das Auge wird von dem Punkt der Erscheinung angezogen, der am stärksten spricht. Stellen wir z. B. ein brennendes Licht auf und sehen wir daneben hin, so reizt das Licht, welches seitlich ins Auge fällt, in unangenehmer Weise und zwingt das Auge ins Licht zu sehen, wo es sich dann beruhigt fühlt, vorausgesetzt, daß das Licht an sich nicht blendend ist. Das Auge wird, wie der Schmetterling, vom Licht angezogen. Wir beobachten, daß unser Auge unwillkürlich auf die beleuchtete und nicht auf die Schattenseite eines Gegenstandes sieht. Die magnetische Gewalt des Helleren weist dem Auge was im Licht ist, es ist das zunächst Vorhandene und was als Lichtstärke verbunden ist, wirkt als Eins fürs Auge.

Stellen wir nun zwei Lichter von gleicher Lichtstärke neben einander, aber so weit eins vom andern, daß sie nicht zugleich das Sehzentrum bilden können, und fixieren wir das eine, dann geniert das andere und reizt das Auge, das erste fahren zu lassen und auf sich zu lenken, so daß das Auge von einem zum anderen abgezogen wird. Die Erscheinung beunruhigt das Auge und es kann zu keinem festen Standpunkt gelangen, der ihm angenehm wäre. Auf dieser Tatsache beruht die Unruhe einer Erscheinung und das unbefriedigende der Erscheinung für das Auge.

Dabei hat sich weiter gezeigt, daß die Tatsache bezüglich der Abnahme

der Deutlichkeit nach der Peripherie nicht genügt, um das seitliche Licht in dem Grade abzudämpfen, daß es der Augenfunktion nicht lästig wird.

Wollen wir diesen Mißstand beseitigen, so müssen wir das eine Licht bedeutend abdämpfen, bis es dem anderen keine Konkurrenz mehr macht und als seitlicher Eindruck keinen beunruhigenden Reiz mehr ausübt.

Wir können aus diesen Tatsachen zwei Sätze folgern: Eine Erscheinung wirkt solange unruhig, als das ruhende Auge seitliche Anreize erhält seine Stellung zu ändern und eine Erscheinung wirkt um so einheitlicher als das Verhältnis der seitlichen Eindrücke zu einander derart abgestuft ist, daß sie alle das Auge auf einen Blickpunkt hinweisen, von dem aus es die Gesamtheit der Erscheinung wahrnimmt.

Zu diesen allgemeinen Tatsachen hinsichtlich der Augenfunktion gehört auch die Bedeutung der Senkrechten und Wagrechten; insofern die Auffassung der Erscheinung durch diese erleichtert und vereinfacht wird (Problem der Form, Kap. 4). Wahrscheinlich ließe sich hier noch manches feststellen, so z. B. auch in Bezug auf Farbenwirkungen.

Soweit haben wir im allgemeinen die Forderungen kennen gelernt, welche das ruhende Auge an die Erscheinung unter allen Umständen stellt, um in seiner Funktion nicht gestört zu werden. Die Empfindlichkeit für diese Forderungen ist es, welche die künstlerische Weiterentwicklung in der Darstellung bedingt und ausmacht und aus der Verarbeitung in diesem Sinne erwächst die künstlerische Form der Erscheinung — ihre speziell künstlerische Gestaltung. Nicht der Augenreiz, wie ihn das Erscheinungsobjekt an und für sich besitzt und vorführt ist es, was der Darstellung den endgültigen künstlerischen Wert verleiht, sondern eben diese Verarbeitung des Erscheinungsmaterials gemäß solcher tatsächlichen Forderungen der Augenfunktion.

Nun läßt sich aber das Auge in einem engeren und in einem weiteren Sinne fassen. Als passive rein spiegelnde Kamera und dann als wahrnehmendes Organ, wobei der geistige Prozeß des räumlichen Deutens der Erscheinung zum Sehen gehört und dieses zu einem aktiven Vorgang macht. Dieser geistige Prozeß des räumlichen Deutens der Erscheinung vollzieht sich als vorgestellte Bewegung des ruhenden Auges nach der Tiefe (Problem der Form Kap. 4). Es ist deshalb eine Einheit der Erscheinung für das passive Auge und eine für das aktive Auge wohl zu unterscheiden.

Beim passiven Sehen wird das an sich zweidimensionale Fernbild auch nur zweidimensional aufgefaßt und sein unmittelbarer dreidimensionaler Eindruck zunächst ignoriert. Beim aktiven Sehen jedoch wird gerade der dreidimensionale Eindruck des Fernbildes als sein Inhalt erfaßt und die zweidimensionale Beschaffenheit des Fernbildes dagegen ignoriert. Beim passiven Sehen tritt somit die Frage, ob das jeweilige Fernbild eine starke räumliche Ausdrucksfähigkeit besitzt, oder nicht, ganz in den Hintergrund, während beim aktiven Sehen diese Qualität des Fernbildes eine wesentliche Bedeutung hat. Naturgemäß enthält also das Fernbild für den Künstler 2 Probleme; wie wird es ausdrucksvoll für seinen räumlichen Inhalt und wie wird es einheitlich für die Sehfunktion.

Der Impressionismus im modernen Sinn glaubt die künstlerische Aufgabe zu lösen durch die Einheit der Erscheinung für das passive Auge allein.

Die Naturerscheinung wird dabei nur wie ein farbiger Teppich aufgefaßt, den der Künstler vom Standpunkt der Augenfunktion ansieht und darstellt. Die Erscheinung als Ausdruck eines räumlich oder gegenständlich Vorhandenen wird aber dabei nicht in Frage gezogen, also auch nicht die produktive Tätigkeit des Auges. Es ist bloß der rein optische Eindruck auf die Netzhaut gleichviel was er ausdrückt und wo er herrührt, der dann künstlerisch weiter verarbeitet wird und zu einer Einheit geführt werden soll. Ich möchte deshalb diese Einheitsauffassung die receptive oder in Ansehung ihres Ursprungs die physikalische oder optische nennen.

Ich kann aber die Einheit der Erscheinung auch anders fassen. Wann ist die Erscheinung für die Funktion des räumlich wahrnehmenden (produktiven) Auges einheitlich? Hier handelt es sich um eine Einheit der Augenfunktion insofern das Auge auch räumlich wahrnimmt. Dadurch wird die künstlerische Aufgabe eine ganz andere und weitere. Hier ist alsdann das Erscheinungsmaterial sowohl für das räumliche Wahrnehmen als auch für die Augenfunktion zu verarbeiten. Die künstlerische Darstellung soll dem ruhenden Auge nicht nur eine rein optische Einheit der Erscheinung, sondern eine für die räumliche Wahrnehmung geeignete zuführen. Ich möchte deshalb diese Einheit, im Gegensatz zu der optischen receptiven die künstlerische oder produktive nennen, und ebenso möchte ich für die Augenfunktion die Lust des rein passiven Sehen von der Lust beim aktiven Wahrnehmen unterscheiden. Der Unterschied der beiden Auffassungen führt naturgemäß zu sehr verschiedenen Darstellungsprinzipien und Darstellungsresultaten.

Beim Prinzip des passiven Sehens argumentiert man so: „Die Natur gibt uns in Wirklichkeit nur ein zweidimensionales Bild. Wenn wir es rund sehen, so ist das ein Vorgang in uns und gehört nicht zur Natur. Geben wir nun ein möglichst getreues Abbild der zweidimensionalen Naturerscheinung, so stehn wir ihm genau wie der Natur gegenüber, und werden es gerade so rund sehen, wie die Natur. Deshalb haben wir mit dem Rundsehen nichts zu tun, sondern nur mit dem zweidimensionalen Bild und seinen verschiedenen farbigen Tonwerten.“ Das klingt ganz logisch. Es wird aber dabei ganz übersehen, daß neben den Tonwerten es ganz bestimmte Faktoren der zweidimensionalen Erscheinung sind wie z. B. Ueberschneidungen ꝛc., welche das räumliche Sehen in uns vor allem hervorrufen und daß deshalb die Stärke unseres räumlichen Sehens ganz davon abhängt, ob und in welcher Stärke die jeweilige Erscheinung diese Faktoren besitzt. Es ist Tatsache, daß in der Natur die zweidimensionalen Anhaltspunkte für das räumliche Sehen oft verschwindend sind, daß aber in Wirklichkeit dieser Mangel nicht empfunden wird. Das sonstige stereoskopische Sehen in Natura versetzt uns so sehr in den Zustand des räumlichen Sehens, daß wir den Uebergang zum Fernbild und zu seinen bloß zweidimensionalen Faktoren übersehen, und nicht beachten ob das Fernbild allein im gegebenen Fall wirklich räumlich zu wirken im stande ist oder nicht. Da nun der stereoskopische Vorgang bei aller Malerei wegfällt, und es sich nur um die rein zweidimensionalen Mittel des Fernbildes für ein räumliches Sehen handeln kann, so ist die Malerei an und für sich im großen Nachteil gegenüber der Natur, in bezug auf die Fähigkeit räumlich zu wirken. Um diesen

Nachteil auszugleichen, ist der Künstler gezwungen, die zweidimensionalen Mittel möglichst auszunützen und zu konzentrieren. Er sieht ein, daß er diesen wichtigsten Teil des Natureindruckes nicht deshalb von einer beliebigen Erscheinung abhängen lassen kann, weil sie gerade tatsächlich so vor ihm steht, sondern er muß alles tun, um eine räumlich nichtssagende Erscheinung zu vermeiden oder sie räumlich ausdrucksvoll zu machen, bevor es sich überhaupt lohnt, die Erscheinung als zweidimensionale Einheit weiter zu gestalten. Erst dann wird dem wahren Natureindruck Rechnung getragen. Ist nun die gegebene Naturerscheinung an sich keine klare und für die Wahrnehmung des Räumlichen geeignete und kommt noch dazu, daß der Künstler die Raumwerte die in ihr gegeben sind, nicht einmal aufsucht, und zusammenhält, so ist es natürlich, daß die Darstellung bei aller Wahrhaftigkeit des momentanen Farbeneindrucks die in der Erscheinung selbst liegenden Mängel für das Wahrnehmen nicht nur behält, sondern auch verstärkt. Solche nach dem Prinzip des passiven Sehens gemalte Bilder wirken deshalb im besten Fall wie zufällige Naturausschnitte. Sie geben die Illusion ins Freie zu sehen wie durch ein Fenster und sind in dem Sinne ein Stück Realität. Sie geben aber nicht die räumliche Vorstellung der Natur als eine in sich abgeschlossene Einheit; durch diese wird das Kunstwerk erst selbständig und bildet eine Welt für sich, vor der wir der Realität entrückt und in einen harmonischen Zustand des reinen Wahrnehmens versetzt werden. Der wirkliche Kunstgenuß beruht nicht allein darin, aller störenden Reibung für den materiellen optischen Gehalt enthoben zu sein und die Erscheinung als zweidimensionale Einheit zu empfangen, sondern eigentlich erst darin, daß man erleichtert und stärker sozusagen entmaterialisierter räumlich wahrnimmt. Zu diesem Zweck, wobei also das Wahrnehmen als geistige Funktion zum Augengenuß werden soll, muß die künstlerische Arbeit viel früher einsetzen. Es handelt sich darum, das Darzustellende schon vom Standpunkt seiner Wahrnehmbarkeit, d. h. Verständlichkeit als Raumobjekt zu fassen und dieses dadurch bedingte Erscheinungsmaterial der Verarbeitung für die Augenfunktion zu unterziehen. Da wird alles wichtig: wie die Dinge zusammenstehen, wie sie sich überschneiden, kurzum alles das, was als rein räumliche Disposition schon die räumliche Verständlichkeit unterstützt.

Diese künstlerische Anpassung des Darstellungsobjektes an unser Auge kommt also zu stande durch ein Zusammenwirken zweier Bedürfnisse und zweier Kräfte, (wie alles Lebendige): durch das geistige Bedürfnis des räumlichen Wahrnehmens und das sinnliche Bedürfnis der Augenfunktion. In dieser Doppelnatur der Gestaltung liegt der eigentliche künstlerische Prozeß.

Das ruhende Auge ist beiden Prinzipien gemeinsam als Ausgangspunkt eines Einheitsbildes und insofern hat auch der heutige Impressionismus seine Bedeutung gegenüber einer Darstellungsweise, die sich mit der Erscheinung ohne gleichzeitigen einheitlichen Gehalt beschäftigt.

Bei künstlerisch angelegten Menschen folgt das Auge unwillkürlich den Augenanreizungen der Erscheinung und wird je nach ihrer Konstellation da oder dort festgehalten, wo es dann einen Gesamteindruck empfängt. Beim gewöhnlichen Menschen ist das Interesse am Gegenstand ein so starkes, daß dieses den Gang des Auges bestimmt und die natürlichen Augen-

vorgänge durchkreuzt. Das natürliche Resultat ist dann, daß keine reinen Augenerlebnisse zustande kommen. Dasselbe findet dann auch vis-à-vis von Kunstwerken statt, auch da funktioniert das Auge nicht natürlich und absichtslos, sondern man frägt nur nach dem Gegenstand.

In der Natur kann die Erscheinung so sein, daß die Anordnung ihrer Akzente als Erscheinungsstärke für die Augenfunktion, nicht mit dem zusammenfällt, was wir für die Wahrnehmung des räumlichen Objektes an Akzenten bedürfen und daß beide Interessen dadurch in Widerspruch geraten. Ebenso kann aber die Erscheinung zufällig so liegen, daß sich beides deckt und daß das Objekt als Erscheinungseinigung eine ungeahnte Bedeutung für das Auge erhält. Es wird sich dann ein starkes Augenbild geltend machen. Für den Wahrnehmungsakt sind alle Reibungen beseitigt und das größte Kräfteresultat erreicht, denn es handelt sich ja nicht nur um ein Fehlen des Störenden, sozusagen um ein Negatives, sondern um ein Positives, um ein Zusammenarbeiten nach einer Richtung, um die Wahrnehmungssteigerung, um eine Kräfteerhöhung. Solche Momente in der Natur sind künstlerische Offenbarungen und die eigentlichen künstlerischen Konstellationen. Deshalb wird es für die Bedeutung des Künstlers bezeichnend sein, ob seine Naturbeobachtung den Manifestationen solcher Doppelwirkung gilt oder nicht. Im Bilde handelt es sich um die Gestaltung solcher Konstellationen. In dem Maße als sich dann alles Störende für die Augenfunktion verliert, steigert sich auch die Wahrnehmung des räumlichen Objektes, das Was, welches wir räumlich sehen und das Wie, das der Augenfunktion Rechnung trägt, läßt sich dann nicht trennen. Die Ordnung für die Augenfunktion ist eben die Ordnung des räumlich Wirkenden als einheitliche zweidimensionale Erscheinung.

Dies bildet den notwendigen Kern für alle Darstellung der Natur in ihrer Einheit und wie er als speziell malerische Einheit bei einem Masaccio, Velasquez und Marées, um Repräsentanten verschiedenster Zeiten und Malepochen zu nennen, in selbständiger Weise zum Durchbruch kommt. Masaccio gibt in den Fresken der Carmine in Florenz mit den einfachsten Mitteln den reifsten und unmittelbarsten malerischen Eindruck, Velasquez auf der Höhe der malerischen Errungenschaften führt die zweidimensionale Einheitsidee des Räumlichen zur stärksten Entwicklung, und Marées erreicht bei allen Unvollkommenheiten die stärkste Raumwirkung der Einheitserscheinung. Ihre Einheitsidee oder ihre Einigung der zweidimensionalen Erscheinung für die Augenfunktion gilt immer dem wahrnehmenden oder aktiven Auge und ihr Sinn für die Erscheinungsstärke geht naturgemäß mit der Empfindung für die Eindringlichkeit des Räumlichen Hand in Hand.

Während die Malerei nur eine zweidimensionale Erscheinungsweise des Objekts, nicht dieses selbst darstellt, und der Beschauer den Sehvorgang, der der Bilderscheinung zugrunde liegt, sozusagen mit abliest, gibt die Rund-Plastik ein dreidimensionales Objekt, welches der Beschauer wie jedes andere in der Natur ad libitum ansehen kann, d. h. der jeweilige Sehvorgang hängt vom Standpunkt des Beschauers ab, genau wie dem Naturobjekt gegenüber. Es kann deshalb bei der Plastik nur die Frage

sein, welchen Eindruck sie für die verschiedenen Standpunkte und für die verschiedenen Sehvorgänge macht als Fernbild oder stereoskopisches Nahbild.

Wenn moderne Bildhauer eine direkte Uebertragung des modernen malerischen Impressionismus auf die Rundplastik für möglich halten und z. B. die Nase eines Kopfes als Blickpunkt des ruhenden Auges scharf, das andere gradatim undeutlich modellieren, so ist dies deshalb ein Unsinn. Man braucht ja nur den Standpunkt und somit auch den Blickpunkt zu ändern und dann ist das Deutliche und Undeutliche gerade am falschen Fleck. Die Unterschiede in der Deutlichkeit der Erscheinung entstehen ja als Eigentümlichkeit der Augenfunktion und sind keine Qualität des Objekts und als solche zu gestalten.

Etwas ganz anderes ist es aber, die dreidimensionale Figur im Hinblick auf die verschiedenen Sehvorgänge anzuordnen und zu formen, d. h. für nah und fern und dadurch auch die Erscheinungsweise zu bestimmen, die der Beschauer empfangen kann und wird. Hierin liegt die eigentliche künstlerische Arbeit der Plastik. Die Doppelexistenz der plastischen Form nämlich, ihre positive oder Daseinsform und ihre Manifestation als Lichterscheinung macht es zur Aufgabe, sie nach beiden Seiten hin zu beobachten und gemeinschaftlich zu entwickeln. Die positive Einheit der Form muß zu einer Einheit der Erscheinung für die Augenfunktion geordnet werden. Hier läßt sich nun wiederum, wie bei der Malerei, der große Unterschied nachweisen, der zwischen der modernen und der eigentlichen künstlerischen Auffassung des Sehakts besteht, zwischen dem nur passiven und dem aktiven Sehen. Man bleibt auch in der Plastik an dem entscheidenden Punkte stehen. Man sieht die künstlerische Arbeit nur darin, die einmal gegebene Naturform, wie sie zufällig vor einem steht, in ihrem Lichtzusammenhange zu verfolgen und zu einigen. Die Anordnung aber von Form im Raum zum Zweck einer Lichterscheinung, welche ein starkes Wahrnehmungsbild für das aktive Auge abgeben soll, bleibt von der künstlerischen Ueberlegung ganz unberührt und liegt außerhalb des eigentlichen künstlerischen Arbeitsfeldes. Das Motiv der Figur als Erfindung und Bewegung wird gar nicht fürs Sehen gedacht, man hält alles für möglich. Hier ist dem Individuum, seiner persönlichen Laune Tür und Tor geöffnet und diese schießt denn auch gewaltig ins Kraut. So bleibt denn die Figur als Ganzes fürs Auge ein zufälliges Rohmaterial und die künstlerische sachliche Arbeit beginnt erst nachher und bezieht sich dann nur noch auf die Durcharbeitung der gegebenen Form vom Standpunkt der organischen Einheit und der passiven Seheinheit aus. Die eigentlichen Mittel für die Sichtbarmachung der Figur, die eigentlichen Anhaltspunkte für das wahrnehmende Auge, welche gerade das Motiv und die Erfindung schon in sich tragen soll — kommen dann gar nicht mehr in Betracht, sie sind sozusagen schon verpaßt. Die Mängel des Motivs als Anordnung für die Wahrnehmung, können nicht mehr ausgemerzt werden, wenn auch nachher in der Durchführung alle Rechnung dem passiven Auge getragen wird. Es erklärt sich so, daß diese Werke trotz aller Wahrheit im Sinn der passiven Einheit und des organischen Zusammendrangs so stumpf und unklar für die Wahrnehmung wirken. Und ebenso, warum frühere Plastik so stark künstlerisch anregt, wenn sie auch als Studium und Kenntnis der Natur oft ganz belanglos

ist. Es ist die Empfindsamkeit dieser Künstler für die Augenfunktion beim räumlichen Wahrnehmen, welche ihre Werke, trotz ihrer Mängel, in eine künstlerische Atmosphäre gehoben hat und zu Kunstwerken macht. Es ist die künstlerische Wahrheit, nicht die bloß optische des passiven Sehakts, die ihnen Bedeutung gibt. So führt das heutige Kunstprinzip dazu das Ganze in eine Lichterscheinung aufzulösen, bei der die klare Formwirkung keine Rolle spielt, und nur für die Nähe und den stereoskopischen Sehakt eine verständliche Form zu gestalten. Ebenso hat man sich daran gewöhnt, eine Figur nur vom nahen Standpunkt aus zu betrachten. In der Nähe kann ich z. B. den verkürzten Arm ganz gut verstehen, während er vielleicht aus der Ferne als bloßer Bildeindruck nicht verständlich wahrzunehmen ist. In der Nähe tritt also die Schwäche des heutigen Kunstprinzips weniger zu Tage als aus der Ferne und deshalb wählt man den nahen Standpunkt. Da in der Plastik nicht nur eine Bilderscheinung wie in der Malerei vor einem steht, sondern ein kubisches reales Gebilde, so läßt sich die Darstellung für das aktive Sehen, d. h. für das räumliche Wahrnehmen, nicht so leicht beiseite schieben, wie in der Malerei. In der Plastik tritt daher die schwache Seite der heutigen Auffassung des Sehvorgangs als eines rein passiven, in einen unangenehmen Konflikt mit dem räumlichen Wahrnehmen und führt zu den viel schlimmeren Konsequenzen. Tatsächlich liegt die künstlerische Gestaltung des Ganzen in der heutigen Plastik noch ganz außerhalb der Arbeitssphäre, als eine terra incognita.

Nach dem Vorhergesagten ist aber das wirkliche Problem der plastischen Anordnung schon deutlich umrissen und durch die aktive Augenfunktion, wie sie für die verschiedenen Ansichten der Figur in Frage kommt, klar bestimmt.

Die Fragen, die an eine einheitliche Bilderscheinung der Figur gestellt werden müssen, sind folgende:

Wird das Auge unwillkürlich auf den Hauptpunkt der Figur hingezogen und fühlt es sich verlockt, auf diesem zu ruhen?

Fließt dem Auge alsdann die Gesamterscheinung als Wahrnehmung des Objekts ganz von selbst so zu, daß alles verständlich ist, und daß weder eine Undeutlichkeit des Objekts noch ein seitlicher Augenanreiz es von seinem Blickpunkt ablenkt?

Sammelt sich alles für die Wahrnehmung wichtige ganz von selbst harmonisch in dem ruhenden Blick, so daß man die Erscheinung immer wieder vor dem ruhenden Auge auftauchen läßt, ein Wonnegefühl der Wechselwirkung von Erscheinung und Schauen?

Um diese Wirkung handelt es sich bei der Anordnung der Glieder und aller Form zu einem künstlerischen Ganzen und dabei ist nur die künstlerische Feinfühligkeit im wahrnehmenden Auge entscheidend. Eine Empfindlichkeit des Sinnes-Apparats, der wie ein feiner Seismograph die kleinste Verrückung spürt. So wird zuletzt die unendlich komplizierte Mischung von geistigem und sinnlichem Material durch dies feine Instrument im Gleichgewicht gehalten und zu einer Einheit verwoben. Als reiner Naturvorgang dringt und quillt das klare Bild alsdann durch das Auge in unser Inneres und wir halten wie gebannt den Atem an. Das ist das künstlerische Erlebnis.

Hermann Kurz in seinen Jugendjahren.

Nach ungedruckten Briefen. Von Hermann Fischer in Tübingen.

Schillers Heimatjahre. Die Uebersetzungen.

Mit dem Jahre 1837 beginnt der erste harte Kampf des Dichters um Existenz und litterarische Geltung. Die 1837 bei Erhard in Stuttgart erschienenen „Genzianen" haben ihn, besonders durch die „Familiengeschichten", rühmlich bekannt gemacht. Eine etwas ungleichere Sammlung erschien 1839 bei Dennig, Finck u. Co. in Pforzheim als „Dichtungen" und wurde wenig beachtet. Das Hauptwerk, auf das Kurz mit Recht die größten Hoffnungen setzte, war der Roman „Heinrich Roller" oder, wie er dann, als er endlich erschien, hieß: „Schillers Heimatjahre". Cotta war gleich auf das Werk aufmerksam gemacht worden, von dem im „Morgenblatt" ein paar Proben erschienen, und wollte es gewinnen. Er gab Vorschüsse darauf und das Werk rückte weiter, bis bei Cotta, der nicht nur Buchhändler, sondern auch Edelmann war, Bedenklichkeiten aufstiegen, ob der Roman nicht bei Hof mißfallen könnte; die Bedenken wurden an höherer Stelle geteilt und der Druck unterblieb. Andere Verleger, besonders Brockhaus, waren, wenigstens für das noch nicht fertige Werk, nicht zu gewinnen, und so blieb der Torso des ersten Bandes liegen, bis 1840 der Tübinger Verleger Fues den Roman nehmen wollte; auch er trat zurück. Endlich konnte er 1843 bei Frankh in Stuttgart erscheinen; aber neben dem wohlverdienten Ruhm hat er dem Dichter auch jetzt und später nicht den wohlverdienten und nötigeren Lohn eingetragen. Die Leidensgeschichte des Werkes kann man unten in den Briefen, in meinem Aufsatz (Band 2 meiner „Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens") und jetzt auch in der Biographie von Kurzens Tochter Isolde genauer finden. Die Pausen in der Arbeit an diesem edlen Werke waren durch Andersartiges ausgefüllt. Die Briefe erzählen uns von einer fast fieberhaften Tätigkeit und auf sie mag für Einzelheiten verwiesen werden. Neben Artikeln für die kritische Zeitschrift „Der Spiegel", die 1837 f. in Stuttgart erschien, die späteren Nummern unter F. Giehnes Leitung, das „Morgenblatt" und August Lewalds „Europa" sind es vor allem Uebersetzungen, die des Dichters Kunstfertigkeit ebenso dargetan wie selbst gefördert haben, die aber freilich für die ungeboren gebliebenen eigenen Kinder seines Geistes keinen rechten Ersatz bieten können. So hat er sich an einer Byron-Uebersetzung beteiligt, aus der der „Gefangene von Chillon" in die posthumen Ausgaben seiner Werke übergegangen ist; auch Moores „Paradies und Peri" wäre zu nennen. Vor allem aber seine zwei meisterhaften Uebertragungen des Rasenden Roland und des Gottfriedischen Tristan — beides ihm congeniale Dichtungen.

Von Korrespondenten jener Zeit sind fast nur Keller und Kausler zu nennen. Es fällt in sie auch der wichtigste Teil des prächtigen, von Jakob Baechtold herausgegebenen Briefwechsels mit Eduard Mörike, dessen Gedichte Kurz für den Druck geordnet und dessen Zauberoper „Die Regenbrüder" er vollendet hat.

Seinen Wohnsitz hatte Kurz meist in Stuttgart; 1837 und 1838 öfters in Buoch (bei Waiblingen), wo ein Oheim Kauslers Pfarrer war; öfters bei seinem

jüngeren Bruder, dem Notar Ernst Kurz, in Weilheim an der Teck; zur Zeit der Vollendung der Heimatjahre in Reutlingen; anderes wie die Aufenthalte bei Kerner oder bei dem Grafen Alexander in und bei Eßlingen (siehe jetzt die Mitteilungen von Isolde Kurz) waren kürzere Besuche.

Eine feste Stellung fand der Dichter erst vom Herbst 1844 an als Redakteur im Dienste der Müllerschen Hofbuchhandlung in Karlsruhe, damit aber auch mehrere Jahre fast ohne dichterische Tätigkeit. Von dieser Uebersiedlung an, die ihn auch zum erstenmal dem politischen Leben näher brachte, kann man seine zweite Lebenshälfte datieren.

1837.

(An Keller, St. 8. Jan. 1837:) Mein Lisardo ist leider noch nicht fertig, was aus verschiedenen Gründen nicht gut ist. Auf der einen Seite will mich der Teufel nicht zum Schreibtisch kommen lassen, auf der andern wächst mir die Novelle zum kleinen Roman und ich muß mich oft nur besinnen, wo ich zuzuschnüren habe, damit sie nicht um alle Taille kommt. Am Ende paßt sie gar nicht mehr ins Morgenblatt, zu den Genzianen kommt sie auf keinen Fall. Ich freue mich nur auf meine Gespensternovelle. Zwischen den beiden schreib' ich vielleicht das Ding über den Faust. Ich muß aber vorher Arnims Kronenwächter haben, die mir ein saumseliger Bekannter, dem ich sie lieh, vorenthält. Den Cyprianus kann ich vielleicht in Gottfrieds Auszug lesen.

„Lisardo, Novelle" erschien im Morgenblott 1837, Nr. 27—55; von Kurz in keine seiner Sammlungen aufgenommen. „Gespensternovelle" = „Spiegelfechterei der Hölle", M.Bl. 1837, Nr. 87—89; in den „Dichtungen" von 1839 u. d. T. „Das Schattengericht"; meine Ausgabe 10, 42 ff. Der im übernächsten Brief gebrauchte Titel „Das öde Kloster" paßt nicht recht. „Zur Faustsage" Spiegel 1837, Nr. 13. 14; dazu „Splitter und Späne" Nr. 20. „Cyprianus": Calderons Magico prodigioso.

(An Kausler, St. 9. Jan. 1837:) Noch immer worge [würge] ich an meiner Novelle; sie wird größer als ich gedacht — und ich habe fast Lust, sie Roman zu nennen oder irgend einen andern Namen zu erfinden ... Ich rücke nicht vom Ort. „Tage, bestohlen stehlen sie sich weg". Fast bekomm' ich Respekt vor einem so grenzenlosen Talent zur Tagdieberei; es wird mir unerhört leicht, nicht zu arbeiten. Konstruiere mich, Freund Philosoph! Ist es das, daß ich mehr eine kontemplative als eine schaffende Natur bin, oder bin ich überhaupt nicht an meinem Platze? Ist es die Unfähigkeit, meinem Tag nur von mir und meinem Schreibtisch aus eine Geschichte zu geben, statt daß ich eine haben sollte, mitschwimmend „im Rauschen der Zeit, im Rollen der Begebenheit"? oder ist es am Ende überhaupt nichts als Schwäche, gemeine irdische Faulheit? ... Neulich hab' ich in höchstens vier Stunden eine Arbeit zustande gebracht, die mir, wenn sie für mich gewesen wäre, mindestens drei Tage gekostet hätte — sie war aber dafür auch für Mörike, das Fragment eines Singspiels „die Regenbrüder" zu vollenden.

(An Kausler, St. 28. Jan. 1837:) Mörikes Oper handelt von drei Brüdern, die den umliegenden Landen Regen spenden und daher die Regenbrüder heißen. Sie beginnt mit einer Wirkung ihrer Macht. Dann erfährt

man aber sogleich, daß auch diese vornehmen Wesen dem Fatum unterworfen sind: um die Sünde zweier Väter zu sühnen, sind die drei Töchter des einen — zwei in Wald und Teich verzaubert, und die dritte sitzt als Menschenkind inkognito bei einem Müller — es ist allerliebst geschildert, wie sie sich nach und nach ihrer fabelhaften Würde bewußt wird. Justine, so heißt sie, löst glücklich den Zauber, indem sie den rechten der drei Brüder wählt und die beiden andern — denn es ist neckisch-komisch gehalten — in ihre unsichtbaren Schwestern verliebt macht, die sie vorher nicht im Sacke nehmen wollten — durch Hilfe eines von ihrem Vater hinterlassenen Zauberrings, mit dem sie sich in sie verwandelt. Dies läßt sich nun nicht so sagen, aber es ist prächtig, es ist von Mörike, jede Strophe beseelt. Ich habe ungern den Schluß hinzugefügt . . . unter der Bedingung, er müsse nachher selbst Hand anlegen. Mährlen aber, durch den die Sache ging, lachte mich aus, als er's hörte, und sagte, daraus werde nichts. — Jetzt bin ich wieder an einem Riesenwerke „Zur Faustsage" für den Spiegel; ein ganzer Korb dämonischer Werke liegt um mich her — Wierus, Del Rio, Horst und anderes Kunstvieh — es ist mir gar zu spaßhaft, die gelehrte Perücke aufzusetzen und die Leute glauben zu machen, jetzt sei's einmal Ernst; wo ich aber hinsehe, find' ich, daß die Gelehrten Esel und noch dazu Faulpelze sind, die einander abschreiben und die Welt betrügen, Böcke über Böcke — es wäre der Mühe wert, einmal über sie zu gehen, aber ich bin mir doch zu gut dazu. Bei der Komödie profitier' ich noch für meine gegenwärtige Novelle, „Das öde Kloster", und dann ist's auch gut. Es ist dies die Gespenstergeschichte, wovon ich dir sagte; ich wollte sie die N. N.-Burg heißen, finde aber zu meinem Schrecken von Tieck in einem neuen Bunzlauer Almanach „Die Klausenburg, Gespenstergeschichte". Ich renne zum Buchhändler . . . und drüber her, aber ich konnte leicht schnaufen: diesmal hat er sich's wieder kommod gemacht, der alte Herr. Sie könnte von Tromlitz sein, nur daß ein paar Tiecksche Wunderlichkeiten drin vorkommen. — Lisardo ist fertig . . . . Ueber mein Dichten und Trachten hast du gut geschrieben. So fühl' ich: es ist die Lebenspoesie; die andere, die scholastische Poesie, die ebenso berechtigt ist, der zweite Teil Faust, das kann erst im Alter kommen. Uebrigens merk' ich, daß ich mit meinen „Schandtaten" noch lange wuchern kann, ich gestalte sie jetzt immer freier und willkürlicher, wie du sehen wirst; auch meine Phantasie klopft hie und da an und bittelt und bettelt, ich solle sie ein bißchen über die Stränge hauen lassen: Straf' mich Gott! Das will ich auch! Ich will ein neu Gesetz aufstellen diesen Landen, ich will — . . . Das Waldfegerlein hab' ich auf Schwabs Verlangen von einem kalligraphischen Kunstvieh abmalen lassen für Chamisso und den Musenalmanach. Ich wurde durch Güll wieder dran erinnert — und sahe, daß es gut war.

Mörikes Freund, Johannes Mährlen, 1803—1870. Das Gedicht vom Waldfegerlein, für eine Nichte Kauslers als Kind bestimmt, stand in Schwabs und Chamissos Musenalmanach für 1838. Friedrich Güll, Kinderheimat, von Kurz Spiegel 1837, Nr. 3 angezeigt.

(An Keller, St. Februar 1837:) Verzeih, mein Bester, dieses lange Stillschweigen. Auch diesmal weiß ich nicht viel zu schreiben, denn „ein Heer braust in meinem Arm" und ich denke seit einiger Zeit so viel, daß

ich gar nicht ans Tun komme. Lisardo ist fertig . . . Nun bin ich an meiner Gespensternovelle, die ich leider zu sehr im Kopfe gar werden ließ . . . Dann schreibe ich (honny soit qui mal y pense!) einen dreibändighistorisch-KarlherzoglichSchillerSchubartischSchieferdeckerischnationalsechzigbogigen Roman, wozu Gott sein Gedeihen geben möge. Wenn er gut wird, so bin ich für das zweideutige Genus entschuldigt, im andern Falle wird er ja vergessen . . . . Faustus folgt anbei, ich habe einiges aus meinem verstümmelten Manuskript ergänzt . . . . Mit den Genzianen geht es zum Tollwerden langsam; jetzt sind die Familiengeschichten und der Simplex endlich abgedruckt, das wird dich nicht interessieren.

„Schieferdeckerisch“: Anspielung auf die anekdotarisch berühmte Figur des Schieferdeckers Leopold Baur († 1791), des Zechgenossen Schubarts.

(An Kausler, St. 25./28. Febr. 1837:) Deine opera minorum gentium hab' ich erst im Spiegel zu Gesichte bekommen . . . aber die polemische Wendung beim Bärenhäuter sträflich angesehen, denn sie ist beides, unklar und ungerecht. Wer sind denn diese Romantiker? Uhland — schweigt! Schwab — hat sich gehäutet und ist längst kein Romantiker mehr; so bliebe denn Kerner übrig, dessen litterarische Unmündigkeit jedoch nicht erst aus seinem Alter datiert: er war von jeher ein Naturkind. Daß du den Bärenhäuter ausgehunzt hast, ist mir ganz recht, nur die andere Wendung nicht . . . . Ueberhaupt müßte eine Polemik gegenwärtig die Herren Lenau, Grün, Feuchtersleben, Freiligrath ꝛc. treffen, die Romantik hat lange den Tanzplatz verlassen. Ich bin begierig auf die Schrift über Tieck, aber in den Spiegel wirst du sie nicht geben können, da der den Grundsatz hat, zwei Nummern, also eine Woche, nicht zu überschreiten. Ich kann dies nicht tadeln, aber es hat meinen Notizen zur Faustsage ans Leben gegriffen. Unsere Redaktionen haben den maliziösen Instinkt, beim Streichen immer gerade die bedeutendsten Stellen zu erwischen. So ist nun diese Abhandlung — die mich drei Jahre lang im Kopf begleitete — zu Schanden gegangen! Lisardo hat das nämliche Schicksal . . . . Es ist gut für Moses, daß er seine zehn Gebote in keinem Journal erscheinen lassen mußte; diese Menschen hätten ihm gleich dran gestrichen, etwa das zehnte, worin auch verboten wird, einem Autor ohne sein Wissen etwas aus dem Manuskript zu nehmen (du mußt aber dabei nicht an die „Ochsen und Esel“ denken) . . . . Heute hab' ich ein treffliches Buch gelesen, Fahrten eines Musikanten, von Bechstein nur herausgegeben, ein Seitenstück zum Simplizissimus, lebenswarm, tüchtig und wahr, lauter wirkliche Fata, ich bin ganz frisch darüber geworden . . . . Es handelt sich darum, ob ich nicht vom Spiegel zurücktrete, denn Giehne muß die ausgefallenen Stellen als Nachtrag zur Faustsage nehmen. Dummer Weise meint er, ich solle sie mit einer Rezension von Lenaus Faust verbinden. Aparte hätt' ich schon Lust, den vorzunehmen, bloß um das köstliche Motto anzubringen: „Armsel'ger Faust, ich kenne dich nicht mehr!“ Wenn er nicht weich gibt, so kriegt er nur noch die Rezension von Bauers Alexander, die ich ihm versprochen habe . . . . Gegenwärtig stehen die Genzianen im Wendekreise des „Schwäbischen Merkurs“, wo mir der Setzer einige sehr charakteristische Druckfehler gemacht hat, als da sind: „Der junge Schneider wagte einen verstohlenen

Blick auf Hannchen", ferner: „Unter der Hausthiere begegnete ihm ein sehr beleibter, aber noch junger Herr", welchen letztern ich mich nicht enthalten konnte stehen zu lassen. Du hast den naupengeheuerlichen Heiratsantrag in der gestrigen Nummer des Merkurs gelesen? Man kann doch nichts so Absurdes erfinden, das die Wirklichkeit nicht am Ende überböte. — Beiliegendes Lullzauberliedchen mußte ich diesen Morgen unwillkürlich im Bette machen. Ueberhaupt regt sich, einer geheimen Tücke meiner Natur zufolge, die Lyrik wieder unerwartet in mir, eben da ich an einen weitgesponnenen Roman gehen will. Du wirst nächstens auch einen unterlegten Text zu Zumsteegs schöner Melodie „Allah gibt Licht in Nächten" erhalten.

Kausler hatte Spiegel 1837, Nr. 12 Kerners „Bärenhäuter" kurz und ironisch angezeigt, mit einem scharfen Hieb auf die noch lebenden Romantiker, welche übrigens doch „zu fein seien, um nicht bald den Tanzplatz zu verlassen". Kurzens Opposition dagegen ist durch seine Freundschaft mit Schwab nicht unbeeinflußt. Den Alexander Ludwig Bauers hat Kurz Spiegel 1837, Nr. 21—23, mit großem Ruhm angezeigt. Der „Schwäbische Merkur", später „Das gepaarte Heiratsgesuch", m. Ausg. 9, 145. Aus dem zweispaltigen Heiratsgesuch im Merkur vom 26. Febr. nur eine Probe: Der Suchende ist ausgerüstet „mit ziemlicher Gelehrsamkeit und Weltweisheit, theils für sich, theils gegen die bisherigen Rathgeber des sogenannten gemeinen (übrigens ohne dessen Schuld ungebildeten und mißbildeten) Theils der Staatsgesellschaft; desgleichen mit einem wohlverstandenen, also ganz vernünftigen Christglauben; endlich — seinen Schönheitssinn betreffend, — wenn seine Muse zur Begeisterung wird, — beweislich, mit echt dichterischen, die richtigsten und überraschendsten Wahrheiten in den gefälligsten und anziehendsten Formen darstellenden Talenten, wie er auch in seiner Kleidertracht nicht ohne guten Geschmack und weder tagesmodesüchtig noch eigensinnig veralternd ist, und endlich im gefälligen Umgange sich mit wachsendem Erfolge zu üben begonnen hat." — „Lullzauberliedchen" = ?

(An Kausler, St. 25. April 1837:) Seit ich hier bin, hab' ich fünf Zeilen an meiner Berghistorie geschrieben; nun wirst du nicht mehr am Ernste meiner idyllischen Plane zweifeln .... Ein Herr Rudolf Glaser aus Prag läßt Mörike („ein bedeutendes Talent"!) und „einen gewissen Heinrich Kurtz, der eine meisterhafte Novelle Simplizissimus geschrieben" — welch ein Doppeljoch! — zur Teilnahme an seiner Zeitschrift einladen, an der auch Ebert fleißig arbeite. Lustig, lustig, da kommen die Prager! Endlich hat Graf Alexander gnädigste Notiz von mir genommen, den ich in Eßlingen besuchen soll. Wenn ich ihn nicht bewundern muß, so geschiehts mit Vergnügen, denn er soll ein ganz guter Mensch sein .... Sowie ein produktiver Tag kommt, bin ich mit Cotta im Reinen; dann brauche ich nur noch ein paar Tage gut Wetter, um mit den alten Karlisten herum — und unter anderm auf den Asperg zu ziehen.

„Berghistorie": als „Liebe der Berge" in den „Dichtungen" 1839; später „Bergmärchen", m. Ausg. 9, 171. R. Glasers Zeitschrift „Ost und West". „Simplizissimus" in den Genzianen, später „Ein Herzensstreich", m. Ausg. 9, 129; mit K. Bestrebungen zur Wiederbelebung des alten Simpl. nicht zu verwechseln. Graf Alexander von Württemberg (1801—1844), der besonders als Freund Lenaus bekannte Dichter, wohnte in und bei Eßlingen. Siehe jetzt bei Isolde Kurz. „Karlisten": scherzhaft für die damals noch lebenden früheren Karlsschüler, die K. für seinen Roller ausfragte, s. a. unten.

(An Keller, St. 9. Mai 1837:) Helmine von Chezy ist hier und bringt die Leute durch ihren schlappigen Anzug in Verlegenheit. Sie zeigt Briefe vor von J. Paul, Gleim, George Sand 2c., ich habe sie aber noch nicht gesehen. Dafür bringt heute die Post ein . . . Urteil von Chamisso aus Berlin, der bei Gelegenheit des Waldfegers an Schwab schreibt: „Der ist noch Jemand in dieser Zeit der Poetasterei."

(An Kausler, Mitte Mai 1837:) Mit Cotta bin ich noch nicht im Reinen, denn ich habe die ganze Zeit über den Pfipfis [Schnupfen] gehabt und konnte nicht arbeiten; da er aber mich durch Schwab fragen ließ, ob ich ihm denn den Roman nicht geben wolle, so kann ich alles hoffen.

(An Keller, St. 18. Mai 1837:) Wenn du die Fabliaux noch einige Zeit entbehren kannst, ist mir's lieb, ich möchte doch auch nach den andern sehen. Mit dem Parthenopex bin ich fertig und freue mich wieder über meinen Instinkt, der mir etwas Gutes schon beim bloßen Namen wohl klingen läßt . . . . Einen schönern Stoff für ein Epos wünscht' ich mir nicht. Die Idee ist herrlich: voran Märchen, dann rekapituliert als Wirklichkeit! Was der Held als einen Himmel von Träumen besessen hat, aus dem wird er hinausgestoßen, um es auf der Erde wieder zu suchen und mit Kampf und Leiden zu erwerben. Dies als Bild des Lebens aufgefaßt, mit Wärme und Phantasie durchgeführt, ein Prolog, der den modernen Dichter in eine heitere Parallele mit den alten, die auch ihren Stoff aus französischen Gedichten nahmen, setzt; die einzelnen Interjektionen des französischen Dichters — Anwendungen auf seine Geliebte — geistreich nachgeahmt, gäbe ein Werk, das man nicht hinter den Spiegel zu stecken brauchte. Ich wollte, ich wäre ungebunden, ein paar Monate . . . brächten alles zustande. Aber so wird der Parthenopex wohl ungeschrieben bleiben, und ich muß froh sein, daß ich nur wieder arbeiten kann . . . . Heute wird die Liebe der Berge fertig; ein tolles Zeug, worüber du dich wundern wirst. Am Ende grauet Hauffen gleich, wenn er sich zeigt, und das Ding bleibt ungedruckt.

Die Geschichte von Parthenopex von Blois und der Fee Meliur hat Keller im zweiten Bande seiner altfranzösischen Sagen 1840 deutsch wiedergegeben; hatte er 1837 sie schon übersetzt oder hat Kurz den 1834 erschienenen französischen Druck benutzt? Seine Bearbeitung ist nicht zu Stande gekommen.

(An Keller, St. 28. Mai 1837:) Von der Chezy hat Gottfried heute auch geschrieben; sie mag sich spaßhaft genug benehmen. Erzählt mir dann auch mündlich von ihr. Ihre Briefsammlung muß eine rechte Menagerie sein . . . . Ich ziehe nicht nach Grunbach, sondern nach Buoch selber, in ein wohlgelegen Försterhaus, wo ich eingeladen bin, der Jagd nach Lust und Laune obzuliegen . . . .

(An Kausler, St. 10. Juni 1837:) Ich komme in der nächsten Woche, und zwar am Freitag — ich möchte die Entführung aus dem Serail noch mitnehmen, um in dieser lausigen Stadt einen tüchtigen Abschluß zu machen . . . . Ich habe gestern von Cotta 26 Louisdor erhalten und bekomme — ein halbes Jahr lang monatlich sechs. Nun wird's doch gehn. Mörikes Gedichte und die Oper bring' ich mit. Er hat mir gestern noch einige ganz herrliche geschickt: denke dir nur, vom Schloßküfer in Tübingen

und dem Schoppenkönig. Meine „Liebe der Berge“ will ich jetzt nach Prag schicken. Hauff hat sie abgewiesen: „Ich weiß, daß Herr K. Besseres geben kann“, schrieb er an die Buchhandlung. Solltest du vermuten können, warum er eine Malice auf mich hat? Dein „Sekretär“ ist dran schuldig: er kann mir diese Mystifikation, wie er's andeutet, nicht verzeihen. Ich will ihm jetzt ein wenig auf den Leib rücken .... Deine Rezension von W. Müller hat Schwab aufs gräßlichste — durch G. Pfizer gehetzt — in Harnisch gejagt: er vermutete die Juden dahinter, dann war es ihm zu gut und mußte von einem Christen sein, und zuletzt sah er mich sehr verdächtig an: ich war natürlich zu stolz, dies zu merken.

„Sekretär“: eine Anekdote Kauslers, die Kurz ins Morgenblatt 1836, Nr. 192 eingeschwärzt hatte. „Rezension von W. Müller“: wo, weiß ich nicht.

(An Keller, St. 11. Juni 1837:) Loben mußt du mich nicht! Das haben schon meine Klosterpräzeptoren angemerkt, daß ich's nicht vertragen kann .... Epos oder nicht, der Parthenopex wird jedenfalls in Stanzen geschrieben; es krabbeln mir schon ganze Verse im Kopf herum. Vielleicht finden sich da droben auf jenem Berge gute Stunden .... Kausler will den Sommer einen Goethe-Almanach zustande gebracht wissen: er ist sehr tatenlustig .... Ich lebe jetzt ganz mit den Karlisten; vorgestern hatt' ich einen interessanten Nachmittag mit Schlotterbeck.[1])

(Kurz und Kausler an Keller, Buoch 21. Juni 1837.) (Kurz:) Für den Passus über Parthenopex danke ich; er ist jedoch, nämlich der Passus, nicht so bedeutend, als ich selbst aus der Erinnerung glaubte. Der Name macht mir freilich auch zu schaffen, und es kommt nun eben darauf an, unter welcher Form er mir im ersten besten Vers aufstoßen wird. In Stanzen wird er unumstößlich geschrieben; es freut mich, einmal etwas Längeres in dieser Versart, die bei einer guten Füllung sich prächtig ausnimmt, geben zu können. Auch die Disticha sind mir neuerdings durch Mörikes Gedichte wieder aufgegangen, und ich erinnere mich zweier Verse aus einer Elegie beim Abschied von Tübingen:

Mählig versinken die Dächer der Stadt und die Zinnen des Schlosses;
Hülle sie, abendlich Licht, in ein verklärendes Rot!
Aber mich führt ihr hinweg, ihr Musen und Grazien, rettend!
Kühlere Morgenluft haucht um die Schläfe mir schon.

Ich ging damals nach Reutlingen und nahm Privatübungen im Schießen; nach vierzehn Tagen war die ganze Elegie theils ins Schwarze teils ins Blaue verschossen. Wie es denn so geht .... Die Liebe der Berge ist heute mit den beiden Komödien nach Prag abgegangen. (Kausler:) Kurz gefällt sich hier immer besser; er streift viel mit seinem Jäger und dessen Tochter in Flur und Wald umher, schießt wieder ꝛc. Abends holen wir dann einander zum Spaziergang ab; denn die Jagdstreifereien muß er ohne meine Begleitung machen.

(Kurz an Keller, Buoch 16. Juli 1837:) Hier hast du einen Stoß Gedichte von Mörike, aus dem Gedächtnis abgeschrieben, und zugleich eine Rezension von ihm über mich — daß die arme Seele Ruhe hat. Die Gedichte gib gelegentlich zurück, die Rezension aber umgehend, ebenso die

[1]) Joh. Friedr. Schlotterbeck, Hof- und Theaterdichter, 1765—1840.

Schilleriana, die ich bald zum Roman brauchen werde. Da die andern Herrn mit Mörikes Gedichten nichts ausgerichtet haben, so brachte sie Schwab mit vieler Bereitwilligkeit bei Cotta an. Sie erscheinen mit der nächsten Ostermesse. Ich war nur mit der Redaktion beauftragt, das Weltliche behielten sich Hardegg[1]) und Mährlen vor .... Als Beigabe zur Rezension nur noch eine Stelle aus Mörikes Briefe: „— daß mir dabei nicht in den Sinn kam, mit welchem Lobe Sie von mir sprachen; ja der beste Finger dieser Hand soll mir krumm werden, wenn ich mich über dem leisesten Einfluß auf mein Urteil habe ertappen können." ... Wenn die Straußische Schrift[2]) gegen keine Lumpen gerichtet wäre, so hätte sie mich doch gefreut. Man hat einen Eindruck, als ob Lessing, ohne eine Impression von der Zeit aufzunehmen, so fortgelebt hätte. Cottas Antwort wegen Seegers ist mir gar nicht lieb. Meld' es ihm indessen. Vielleicht kann man durch Schwab noch etwas tun. Silchern laß ich danken. Er hätte übrigens in diesem Falle meinen Namen herzhaft weglassen können: die Uebersetzungen sind sieben Jahre alt und schlecht.

(An Keller, Stuttg. 25. Juli 1837:) Ich bleibe ein paar Tage, habe Arbeit mitgenommen, wie die Frauenzimmer ihre Strickerei auf die Silberburg, und mich in den goldenen Adler zum Freitag einlogiert. Der Roman fängt an aufzutauen, auch habe ich eine Novelle in Hexametern geschrieben — alias Idylle — ich hatte die alte gute Gattung selbst vergessen — gegen welche niemand was einzuwenden haben wird .... Nicht wahr, ich habe dir eine Marschallstafel aufgetischt? Du hast's auch nötig, damit zufrieden zu sein. Laß dich's nicht verdrießen, daß die andern kein Organ dafür haben. Wir haben zu viel Kinderkrankheiten des Welt- und Gottesbewußtseins, als daß wir auch noch das Menschliche kapieren könnten. Edle Gemüter aber mußt Du immer mit den bräunlichen Schweinsfüßen attackieren. Das gibt Phänomene. Wenn ich ein Tyrann wäre, so würd' ich den S[ilcher] foltern lassen, bis er sie im $^{5}/_{4}$-Takt komponiert hätte. Auch hab' ich dir die Sachen nicht für den Vischer geschickt, sondern ich wünschte von dir anerkannt, daß ich sie bloß um deinetwillen abgeschrieben. Und so wollen wir einander in Mörike verstehen: Bruder in Apoll oder Goethe et cetera, es kommt alles auf eins hinaus.

„Novelle in Hexametern": „Der Blättler", Morgenbl. 1837, Nr. 199—201; m. Ausg. 1, 104 ff. „Marschallstafel": mit den Proben von Mörikes Gedichten. Mit Fr. Vischer konnte Kurz, wie auch seine Tochter weiß, nie in ein rechtes Verhältnis kommen.

(An Keller, Buoch 21. Aug. 1837:) Auf die übrigen Herren meiner Bekanntschaft hat man sich zwei bis drei „schöne Sonntage" nacheinander vergebens gerüstet. Ich erwarte sie nicht mehr, freue mich auch nicht auf ihren Besuch. In dieser Geistesfabrik rasseln alle Räder und spulen so durcheinander, daß man über dem Lärm alles vergißt, was nicht unmittelbar vor den Füßen liegt, und sich nur der geltend macht, der laut genug zwischen das Getöse der Maschinen hineinschreien kann. Be it so!

(An Keller, Buoch 24. Sept. 1837:) Tausend Dank für deine

[1]) Hermann Hardegg, Hofarzt, Mörikes und Straußens Freund, 1806—1853.
[2]) Streitschriften, 1837.

freundliche Gefälligkeit in Sachen meines Romans; ich sende dein Blättchen zurück, mit Strichen und Notizen begleitet, und weiß nichts Besseres, als dir meinen Plan zu vertrauen, aus dem du ersehen wirst, durch welche Regionen mein Weg mich führt und wo ich Relais anzutreffen wünsche. Sei im voraus bedankt. Mit meinem Humor geht es mir oft wie mit den Träumen: man glaubt etwas ganz Wundersames zu haben, und wenn man aufwacht, so verwandelt sich das Elfengold in allerlei Lumpereien .... Gottfried hat mir neulich einen kuriosen Ausfall einer schweizerischen katholischen Kirchenzeitung auf meine Familiengeschichten mitgeteilt, worin ich als protestantischer Fanatiker dargestellt werde, aber undeutlich und fragmentarisch nach seiner Art. Das wäre ein Fressen für Steudel und ein Spaß für Schmid [die Tübinger Theologen].

(An Keller, Buoch 8. Okt. 1837:) Mit dem letzten Botentage erhielt ich die Bücher, für deren freundliche Besorgung ich bestens danke. Ich kann fast von jedem etwas brauchen. Am meisten hat mich [Herzog] Karls Besuch in Tübingen ergötzt, den ich nach seiner ganzen Umständlichkeit gelesen habe und wohl einmal in eine Novelle verwandeln werde. Wenn du das Buch wieder hast, so lies doch die Reden von Sigwart und Ploucquet und betrachte, welche wunderliche Käuze dazumalen die alma mater beherbergte. Die Gaunerproskriptionen sind mir besonders der Namen wegen brauchbar; hier werde ich mich denn also bis in die Schweiz auszudehnen haben .... Solltest du bei einem Antiquar Immermanns Tulifäntchen treffen, so sei so gut, den kleinen Kavalier für mich aufzufangen; ich wünschte ihn diesen Winter einmal vorzulesen.

(An Keller, kurz nachher:) Waldfegerlein, nach dem du dich erkundigst, ist wohl und mutwillig wie immer. Die kleinen Heiden sind neulich, als ich das spanische Liedchen sekundierte, unters Klavier geschlüpft und haben mich unaufhörlich am Knie gekitzelt; ich hielt's in der größten Ehrbarkeit aus, mußte aber doch in der Mitte des Liedes auffahren: Das verfluchte Pizzicato verbitt ich mir! Die Tante meinte, es gelte ihrem Akkompagnement, und sah betroffen auf, und als endlich die Delinquenten jubelnd hervorkrochen, war's mit der musikalischen Wissenschaftlichkeit vorbei. So viel vom Kniefegerlein.

Ludwig Bauer an Kurz, Stuttg. 29. Okt. 1837: Die Sommersprossen nebst Zeichnung habe ich richtig erhalten und eine wehmütige Freude darüber empfunden, daß Eduard [Mörike] meines Geburtstages gedacht hat. Nach und nach ging mein Gefühl in volle Heiterkeit über; denn ich überzeugte mich, daß die Feder, die den Sträfling schrieb, wieder von einer gesunden Hand regiert wird .... Gewiß ist indessen der Roman tüchtig vorgerückt.

(An Keller, Buoch 9. Nov. 1837:) Es wäre gar hübsch, wenn Mörike ‚awoke one mourning and found himself famous‘. Da du den Löwen an der halben Viertelsklaue erkannt hast, sollst du ein Exemplar des „Liebeszaubers“ [1]) von mir abgedarbt erhalten, aber zuvor feierlich versichern, daß es dir auf andere Weise durchaus nicht zugänglich ist. Kausler erklärt die Novelle für meine beste, was dem Sprichwort gemäß ist, da sie

[1]) „Liebeszauber“, Morgenblatt 1837, Nr. 245—251; in den „Dichtungen“ 1839 als „Das Wittwenstüblein“; m. Ausg. 9, 81 ff.

die letzte meiner Simpliciana bildet. — Den König Rother hab' ich längst zu lesen gewünscht.

(An Keller, Buoch 8. Dez. 1837:) Der Winter treibt und schiebt an meinem Roman; ich sehe jedoch, daß diejenigen sehr im Irrtum sind, die da glauben, um zu arbeiten, müsse man aufs Land gehen; Horaz hat das besser gewußt — das procul negotiis ist unzertrennlich davon. Die vierzehn Tage, die ich in Stuttgart war, habe ich aus Langeweile und Ueberdruß mehr gearbeitet als den ganzen Sommer hindurch, dafür aber auch keine Idyllen . . . Noch muß ich sagen, daß ich endlich an die Gazette des tribunaux gekommen bin: ich wüßte keine Lektüre, die einen so schnellen und tiefen Blick in den französischen Nationalcharakter — Ernst und Spaß — gewährt. Novellenstoffe werd' ich aber schwerlich drin finden — was genießbar ist, haben sie bereits in ihrer Art appretiert, daß man's nicht mehr brauchen kann.

(An Keller, Buoch 27. Dez. 1837:) Für Ruge wüßt' ich im Augenblick nichts zu tun. Sein Programm kommt mir nicht sehr witzig vor. Mörike hat mir dieser Tage eine große Freude gemacht mit einem köstlichen Kupferstich von Bause, den Schauspieler Koch darstellend; er hat das Bild in einem Wirtshause gefunden, säkularisiert und restauriert, d. h. auf ein graues Papier aufgezogen mit einer schönen Unterschrift versehen. — Mein Bester, ich bin melancholisch wie die blassen Männer des National. Ich leide seit dem Herbste an oft wiederkehrendem Magenweh und mache dabei die unerfreuliche Entdeckung, daß die Kopf- und Magennerven in sehr enger Verbindung stehen . . . . Wenn du mich hier besuchst, so bekommst du Briefe von Wispel und dem Buchdrucker, ja Poesien von beiden zu lesen. Stellen daraus kann ich „wegen ihrer verletzenden Kraft" (vide Goethe über Merck) nicht so mitteilen. Du seist ja grimmig fleißig. Am Ende wirst du ein gelehrtes Haus, eh ich ein ungelehrtes bin . . . . Persiles und Sigismunda hab' ich mit großem Anteil und unter vielfachen Gedanken gelesen.

„Wispel" usw.: Figuren aus Mörikes Maler Nolten, im Kreis des Dichters weiter gepflegt. „Persiles und Sigismunda": Cervantes' Romane und Novellen übersetzt von Keller und Notter, Band 12.

Friedrich Nietzsche und seine nachgelassenen „Lehren".

Von Albert Lamm in Muggendorf (Oberfranken).

1.

Die Absicht der folgenden Zeilen ist eine doppelte. Sie wollen eine bescheidene Einleitung zur Lektüre Nietzsches geben und für solche, denen er noch fremd ist, auf die Bedeutung seiner Person hinweisen, so weit das eben in einem kurzen Aufsatze möglich ist. Sie wollen ferner warnen vor

der, wie es scheinen will, drohenden Ueberschätzung der nachgelassenen „Werke“ Nietzsches. Zwei Nachlaßbände, Bd. XII mit einer Darstellung der Wiederkunftslehre und Bd. XV mit der Ueberschrift „Der Wille zur Macht“, werden heute vielfach als die eigentlichen „Lehren“ Nietzsches angesprochen, welche noch aufzufinden ein gütiges Geschick der Archivverwaltung erlaubt hat und die nun, wenn auch sehr lückenhaft und von fremder Hand redigiert, doch endlich Nietzsches eigentliche Gedanken ahnen lassen. Das möchte aber ganz und gar nicht der Fall sein. Wenn nun im Folgenden auf die Ablehnung oder vielmehr nüchterne Einschätzung der Nachlaßbände ein großer Raum verwendet wird, so geschieht das teils, um den Kenner Nietzsches, dem wir im Anfang eine bestimmte Auffassung von dessen eigentlichen Werken gezeigt haben, zur Zustimmung zu veranlassen, teils um den Neuling dringend zu warnen, auf falschem Wege sich um eine Kenntnis Nietzsches zu bemühen.

2.

Von der Philosophie Nietzsches ist so viel heute auch dem Fernstehenden bekannt: daß er dem Leben in allen seinen Erscheinungen Recht gab, die moralische Entrüstung selbst über den Verbrecher ablehnte, das Christentum, welches durch seine moralische Auffassung eine ganz bestimmte Kritik ausübt, bekämpfte, Mitleid, als Schwäche, nicht preisen wollte und Dinge und Personen lobte, vor welchen der Bürger seinen Abscheu nicht abzulegen wünscht. Es entstand dann bald eine Auffassung, in Nietzsche einen recht glücklichen und übermütigen Erdensohn zu sehen, welcher es sich leisten kann, über das Leid und seinen Trost zu lachen, welcher sich als „Uebermensch“ fühlt, wenn er zu frech ist, an menschliche Satzungen sich zu halten. Ein guter Teil seiner unberechtigten Anhänger mag zur Bildung solcher Auffassung wesentlich beigetragen haben. Jedenfalls dürfte zum Verständnis der Philosophie Nietzsches ein kurzes Verweilen bei seiner wirklichen Persönlichkeit die beste Vorbereitung sein; wie auch das Studium Nietzsches wohl durch nichts besser begonnen wird als durch Lektüre seines Briefwechsels. Nicht als ob die Briefe etwas von seiner Philosophie enthielten. Aber sie zeigen die menschlichen Untergründe, die persönliche Notwendigkeit des rücksichtslosesten und tiefsten Nachdenkens, welches je geleistet wurde.

Nietzsches Leben ist eine Tragödie des Genius, wie sie sich immer wiederholt, wie sie deutlicher aber selten sich dargestellt hat, weil sie sich vor allem um sein Schaffen abspielt und Not und Zufälle kleinlicher Art nicht in ihr mitwirkten.

Er wuchs auf als Mitglied der guten Gesellschaft und bekleidete bald in ihr einen würdigen Posten, da er mit vierundzwanzig Jahren Universitätsprofessor wurde. Er war von Hause aus so gestellt, daß er sich nie zu ducken und zu fügen brauchte. Seine außerordentlichen Gaben wurden früh erkannt, so daß sein Universitätslehrer einfach alles ihm zutraute; seine philologischen Studentenarbeiten waren Meisterleistungen. Alles, was einen Menschen wertvoll machen kann, wußte man bei ihm: eine gewaltige Begabung, ein ausgedehntes Wissen, jene seltene Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen aus einem stets freiwillig gegenwärtigen Materiale von größtem

Umfange, so weit es sich auf die jeweilige Frage bezog. Dazu besaß er die Kraft, die ganze Leidenschaft und Liebe zu seiner Aufgabe leuchten zu lassen aus der Art, wie er die Ergebnisse seines Forschens formulierte: das ganze Unfreiwillige des Denkergebnisses, die elementare Macht genialer Erkenntnis spricht aus seinen Worten mit, bannt und zwingt den Hörer. Dazu kommt die unantastbare Vornehmheit und Redlichkeit, diese wesentliche Eigenschaft des Genies, welches schlechte Mittel und krumme Wege für sich einfach als eine Dummheit empfindet. Man sollte glauben, daß alles, was eine solche Persönlichkeit produziert, mit Aufmerksamkeit und Achtung hingenommen werden müßte, daß feinere Köpfe das Naturereignis in solchem Schaffen verfolgen sollten, daß es dem mittleren Kopfe klar wäre, hier sei von einem überlegenen Geiste etwas zu lernen. Aber es ist der Lauf der Welt, daß keine Ueberlegenheit schwerer zugegeben wird als die des Geistes, und daß jeder mittelmäßige Kopf — am meisten, wenn er sich zum kritischen Handwerk berufen fühlt — für die größte Begabung, welche er garnicht übersehen **kann**, doch glaubt den Gang der Arbeit besser bestimmen zu können als das schaffende Genie selbst. Denn das Machtgefühl der Herde spricht sich in nichts so abschreckend aus wie in der wahnsinnigen Anmaßung, daß es diejenigen als seine Diener anstellen will, deren überragende Größe sie ohne Weiteres zu Führern bestimmen muß. Der Haß der Mittelmäßigkeit gegen die überlegene Leistung, die sie noch kaum ganz versteht und der sie sich nicht unterordnen will, dieser aktive Haß ist es, welcher das Genie jeder Zeit nach Möglichkeit zu behindern sucht, es schulmeistert, verdächtigt, herabsetzt; und das Schlimmste ist, daß durch diesen aktiven Haß die passive Interesselosigkeit gerade überwunden, daß allemal der Teufel erst mit Beelzebub vertrieben werden muß.

Nietzsche hatte kaum die Jahre des hoffnungsvollen jungen Mannes hinter sich, in welchen jeder ein gutes Werkzeug **seiner** Absichten in ihm sah: und sofort nahm niemand an ihm Interesse, als wer „vor ihm warnen“ mußte. Aus jener Naturnotwendigkeit heraus, aus welcher die Spinne ihre Fäden zieht und der Baum seine reifen Früchte abwirft, schrieb er die Ergebnisse seines Denkens nieder. Aber er erlebte es nicht, zu sehen, für wen er schuf.

Sein erstes Werk galt Richard Wagner und hatte freilich dessen ganzes Publikum für sich. In einem Jahre war die erste Auflage vergriffen. Doch **kein** gutes Wort ward darüber geschrieben; die Kritik, die jährlich einige Quadratkilometer Zeitungspapier bedrucken läßt, bemerkte ihrer Natur entsprechend einen Nietzsche **nicht**. Aber ein Pamphlet ward abgefaßt, und das philologische Handwerk wußte sich durch nichts nützlicher zu machen als dadurch, daß es über den philologischen Lehrstuhl Basels, über eine anerkannte philologische Kraft einen Boykott zu stande brachte, so daß Nietzsche jahrelang fast keinen ernsthaften Schüler hatte. Um ein Buch, von welchem niemand sagen kann, wem es zu nahe treten dürfte.

Das war der Anfang. Aber es wurde ernster. Jedes Buch kostete ihn ein paar Freunde. Als Nietzsche im „Menschliches-Allzumenschliches“ Schopenhauers Philosophie und vor allem dessen Lehre vom Genie aufgab, war selbst ein Richard Wagner nicht groß genug, das zu ertragen. Daß

er das Interesse für Nietzsche verlor, wäre verständlich gewesen; aber er beging die häßliche Kleinlichkeit, Nietzsche sagen zu lassen, daß ihn ja doch bisher jedermann nur soweit beachtet habe, wie er für Bayreuth schrieb. Dann gingen die Jugendfreunde, einer nach dem anderen enttäuscht, daß Nietzsche Dinge schrieb, auf welche sie nie gekommen wären. Es ist schauerlich, in den Briefen zu verfolgen, wie er das recht ruhig hinnehmen und verwinden will. Ergreifend ist die Auseinandersetzung mit Rohde, dem einzigen wahrhaft selbständigen und bedeutenden Kopfe aus Nietzsches Umgebung. Der beantwortete die Uebersendung eines der letzten Werke mit Zusendung der Photographien seiner Kinder und schrieb dazu — ein wenig in dem Sinne: weißt Du, wenn man Familie hat — —. Nietzsche schreibt ihm zurück, wie er das Bild lange betrachtet und es dann empfunden habe: Freund Nietzsche, Du bist nun ganz allein. Wohl hatte er zwei Leser, die ihm etwas gelten durften: Jakob Burckhardt und Hippolyte Taine. Aber der kritische Geist weiß sich hier zu helfen. Er zieht aus solcher Tatsache keine Schlüsse; er kritisiert einfach Taine und Burckhardt ebenfalls. Denn das ist der Fluch auf aller Größe unserer Zeit: daß sie durch jahrzehntelangen Kampf vor allem das Zeitungsfeuilleton überwinden muß. — Wie nun gar auch Rohde über Taine sich absprechend äußert, erschrickt Nietzsche so, daß er an Rohde plötzlich im heftigsten Tone schreibt und selbst die letzte Brücke abbricht.

Am Ende seiner bewußten Tage kommen wohl einige neue Freunde und Anhänger; ja in Kopenhagen liest Brandes ein Kolleg über ihn, welches außerordentlichen Zulauf hat. Aber das sind nur noch Unterbrechungen der Stille um ihn, vorweggenommene posthume Wirkungen, neue fremde Menschen, die ihm alle die Liebe nicht ersetzen können, die von ihm ging. Sein Leben ist verloren und verdorben, weil er zu den Geistern gehört, durch deren Taten alles geistige Leben der Welt besteht. Er durchschaut die Gründe und will sich fassen; er wendet auf sich an, was „der Baum spricht:“

Zu einsam wuchs ich und zu hoch —
Ich warte: worauf wart ich doch?
— Zu nah ist mir der Wolken Sitz;
Ich warte auf den ersten Blitz.

3.

Der ungeheuren Vereinsamung wich Nietzsche mit unerschütterlichem Mute nicht eine Stunde aus. Kapitulieren vor der Welt? Die Ergebnisse seines Nachdenkens für sich behalten, weil sie nicht konvenierten? Sich auf seine unantastbare philologische Begabung zurückbesinnen und diese im Sinne der Schulen für nichts benutzen als zum blödsinnigen Konjekturenspinnen? — Nein, er nahm sein Kreuz auf sich und ging stolz allein weiter, wenn es denn sein mußte. Und wie schwer wurde ihm diese Einsamkeit! Denn von seinem dreißigsten Lebensjahre an war er krank. Ein tückisches Leiden befiel Kopf und Magen; die Augen, von je stark kurzsichtig, versagten oft den Dienst, oder konnten nur unter Schmerzen tätig sein. Allmählich mußte er sich daran gewöhnen, in jeder Woche einige Tage mit furchtbaren Kopf-

schmerzen und quälendem Erbrechen im Bette zu liegen, daß oft der Tod ihm eine Befreiung gewesen wäre. Nach zehnjähriger Tätigkeit mußte er sein Amt in Basel niederlegen. Und nun lebte er als heimatloser Wanderer stets nur so, daß ein relativ größtes körperliches Wohlbefinden ihm das größte Arbeitsquantum erlaubte; im Winter in verschiedenen Städten Norditaliens, im Sommer im geliebten Sils-Maria im Engadin in der sonnigen, freien und reinen Luft der Höhe. Da muß man ihn sich denken, wie Deussen ihn fand: in einem aufs notdürftigste eingerichteten Bauernhäuschen, auf einem Bauerntische Manuskripte häufend, ohne sich durch das noch ungeordnete Bett stören zu lassen, — oder einsame Höhenpfade wandernd, auf seinem Lieblingsplatze, einer überhängenden Felsplatte, seine Gedanken sammelnd, — und immer allein. Eine Notwendigkeit zwingt ihn, seine körperliche Qual zu überwinden und an dem Werke zu arbeiten, dessen Gang ihn selbst überrascht; die Angst vor der Nacht, da niemand wirken kann, treibt ihn vorwärts, zwingt ihn zu Ueberarbeitungen, macht ihn kränker. Dann bricht er zusammen; 1886, zehn Jahre nach seiner Amtsniederlegung, verfällt er in Turin unheilbarem Wahnsinn.

Das ist der Mann, der nichts hören wollte von jenen weichen Worten:

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt —

Das ist der, der mit den Worten endete: „Mein Leid und mein Mitleiden — was liegt daran! Trachte ich denn nach Glücke? Ich trachte nach meinem Werke!"

4.

Eine kleine Einschaltung mit unsympathischem Thema. —

Ist es nicht ein trauriges Zeichen für die geistige Schwäche unserer Zeit, in welcher Weise die Geisteskrankheit Nietzsches heute in die Debatte über ihn gezogen wird? Gibt es doch Leute, welche etwas zu sagen glauben, wenn sie den Verfasser des Zarathustra, der Moralkritik, des Antichrist geisteskrank nennen. Unglaublich! Klar seine Gedanken für oder gegen Nietzsches Gedanken ordnen: das ist doch wohl die Aufgabe; und wenn die Krankheit so wichtig war, so muß es doch kinderleicht sein, ihn abzutun, so leicht, daß man von seiner Krankheit ritterlich schweigen dürfte. Wenn ich einen Menschen vor mir ungeheure Lasten mit einem Arme heben sehe, so ist es gleichgültig, ob mir ein Mediziner versichert, in dem Menschen stecke eine Krankheit, welche den Arm lähmen werde. Und ebenso sind die Leistungen dieses später ruinierten Gehirnes doch da!

Man beachte auch, wie weit die exakten Kenntnisse der Medizin über Geisteskrankheiten heute gehen. Geisteskrankheiten werden nach ihren Aeußerungen beurteilt; die anatomischen Ursachen sind nur in den gröbsten Zügen bekannt. Der Mediziner kann auf Störungen im Gehirn schließen durch Veränderungen der geistigen Aeußerungen; nicht aber vom Gehirnbefund auf den Wert des Gedachten. Ja, extreme Fälle, Gehirnschwund zum Beispiel! Es gibt aber Geisteskrankheiten ohne erkennbare Gehirnveränderung, und auch bei der Gehirnveränderung tritt erst bei einer anatomisch nicht bekannten Grenze geistige Störung ein. Mag also Nietzsches Krankheit selbst organisch lange vor ihrem Ausbruch begründet sein, so ist es

sinnlos, seine geistigen Leistungen als solche um der Krankheit des für das Denken notwendigen Organs willen anzuzweifeln. Das Gehirn ist für das Subjekt das Werkzeug des Denkens; es ist nicht das Subjekt und das Denken selbst. Wie weit dieses Organ des Denkens abnorm sein darf, ohne daß es den Dienst versagt, darüber weiß die Wissenschaft Exaktes nur wenig. An Nietzsches Gedachtem müßte der Wahnsinn nachgewiesen werden, was noch niemand getan hat, noch tun kann.

Und selbst in jener kurzen Periode, die bei Nietzsche zwischen geistiger Vollkraft und Wahnsinn liegt — welche Phänomene, von denen die Medizin eher lernen kann, als daß sie sie begutachten sollte! Hemmungen fallen fort. Er spricht es aus, daß, wenn er recht hat, alles Denken der Menschen durch ihn umgewandelt werden muß — in zwei Jahren werde man die Revolution haben. Er weiß, was sein Zarathustra bedeutet: er will ihn gleich, sofort in alle Sprachen übersetzt und überallhin verbreitet wissen. Er weiß es, daß er, der Größten einer, vor seinem Ende steht. Größenwahnsinn, nicht wahr? Wie wenn Herr Huber glaubt, daß er seinen rechten Fuß bis zum Mond ausstrecken könne? Und wenn er dann im letzten Augenblick, ehe der Geist den Dienst versagt, vor der Katastrophe, welche deutlich seine klaren und seine toten Tage scheidet, im furchtbarsten Schmerze über sein für andere, für alle Gewissen der zukünftigen Menschheit von unbekannter Macht geopfertes Leben einen Abschied an einen letzten Anhänger in dunklen und doch bedeutungsvollen Worten niederschreibt und unterschreibt als „der Gekreuzigte" — dann, meine Herren Mediziner, nehmen auch Sie einmal die Zylinderhüte schweigend ab und betrachten Sie sich nicht als Sachverständige!

5.

Der ganze Inhalt unseres Lebens läßt sich auf eine Formel bringen: wir streben nach Freiheit.

Der eigene Lebenswille will und muß sich entfalten, wie es ihn treibt. Aber um jeden Lebenswillen ist eine Welt von anderem Willen; die Willen der Menschen der Vergangenheit wirken ewig nach, die gegenwärtigen streben jeder nach seinem Willen, alle Wesen und alle Natur wollen anders, und die Natur an uns selbst, wie wir sie als unseren Körper nur zu deutlich empfinden, will auch nicht, wie das Ich will. Daß nun der wirkliche Gang der Dinge seine eigenen starren Gesetze hat und mit Notwendigkeit sich entwickelt, ohne nach einem der vielen Willen zu fragen, ist eine Beobachtung, die sich auch bald einstellt. So lebt dann gemeiniglich jeder Lebenswille in beständigem Kampfe mit aller Natur um sich und an sich, und alles, was wir Glück oder Unglück, Zufriedenheit oder Resignation, Schmerz oder Freude nennen, sind nichts als überkommene Bezeichnungen für gewisse Stimmungszustände, die aus dem jeweiligen Verhältnis des Einzelwillens zum allgemeinen Geschehen resultieren. Nennen wir dann „Glück" jenen günstigsten Zustand, daß alles Geschehen um einen einzelnen im Gröbsten wie im Feinsten mit dessen eigenstem Willen harmonisch zusammenklingt: so ist es bei genauerem Zusehen sehr erklärlich, daß über die große Seltenheit, wenn nicht gar Unmöglichkeit des Glückes außerordentlich

übereinstimmende Meinungsäußerungen der verschiedensten Geister vorliegen, wenn auch über das, was dann Glück sei, eine Uebereinstimmung schwer zu erzielen ist. Warum das nun alles so sei, warum allem Streben nach freier Entfaltung Zwang und Not und schmerzlichste Pein gegenüber steht, das zwingt den Geist zu forschendem Nachdenken; denn die Erkenntnis des letzten Sinnes dieser Qual soll sie den Menschen ertragen lehren.

Die alten Religionen stellten in naivem Kunstschaffen ihre Götter und deren besondere Charaktere als den Sinn der Welt dar, als gegen welche natürlich nichts zu machen sei. Man mußte sich ihnen unterordnen und ihren Geboten folgen; die Priester schufen langsam eine ganz vortreffliche Technik, durch das Befolgen der Gebote die Menschen zu beschäftigen und abzulenken. In Israel namentlich werden die künstlerischen Einfälle religiöser Naturen als Offenbarung zu etwas Unantastbarem weiterentwickelt: Jehova will das — also darf der Mensch nicht weiter fragen; und von der Befolgung einer Unsumme von Geboten hängt Glück und Unglück als Lohn oder Strafe ab. Im germanischen Indien dagegen kann sich kein Dogma als ein offenbartes festsetzen, die vernünftige Ueberlegung arbeitet an der Religion, bis der Buddhismus deren künstlerischen Teil, die Götterlehre, ganz fallen läßt und auf eine Lebenspraktik allein hinarbeitet, welche als gleichmäßige Abstumpfung gegen Glück und Unglück eine innere Ruhe und Wunschlosigkeit, ein Aufgeben des Willens erreicht, so daß nunmehr der Wille eine Fessel nicht mehr bemerkt. Das Christentum endlich verschmilzt israelitischen Dogmatismus und buddhistische Lebenspraktik und bringt so einen verführerischen Zustand zuwege, in welchem der Kampf erleichtert und das Fragen verboten ist.

Der dogmatische Teil des Christentums ist es, der zuerst zerfällt. An künstlerische Gebilde wie an Realitäten glauben — dagegen wehrt sich die menschliche Vernunft, die sich nicht für überflüssig halten will, instinktiv. So half man sich lange damit, das christliche Dogma vernünftig zu beweisen; und die bekannten drei Beweise vom Dasein Gottes bildeten schließlich die Grundlage einer rationalen Religion. Kant aber zerstörte dieses Spiel endgültig. Er wies nach, daß Vernunft über etwas außerhalb der Erfahrung liegendes nichts auszusagen vermöge. Denn an sich enthalte Vernunft nichts als die Formen des Denkens, und als Material des Denkens stehe ihr nichts als Erfahrung zu Gebote. Dann stellte er weiter fest, daß die Formen der Anschauung wie des Denkens — Raum und Zeit, Materie, Kausalität — nur Gehirnfunktionen sind, den Dingen selbst aber nicht zukommen, daß daher die Erkenntnis von der kausalen Verkettung aller Dinge nur der Erscheinung der Dinge für uns gälte, und daß wir über das „Ding an sich“, nämlich das Ding wie es ist und nicht wie es uns erscheint, gar nichts wissen noch wissen können. Die Freiheit des eigenen Ich aber leitete Kant ab aus dem a priori im Menschen vorhandenen „kategorischen Imperativ“, aus der bestimmten, wenn auch gegenständlich unklaren Empfindung einer Pflicht, aus jenem „du sollst“, welches jeder in sich hören muß, als welches unmöglich und sinnlos wäre, wenn mit der empirischen Notwendigkeit von Ursache und Wirkung, in welcher der Mensch unfreiwillig handeln muß, die Welt zu Ende wäre.

Hiermit war dann aber die Grenze Kants erreicht. Aus dem kategorischen Imperativ leitete er durch eine wunderliche Postulierungsmethode Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, das christliche Sittengesetz als Forderungen des inneren Menschen ab, weil er sich eine andere als christliche Gesamtanschauung noch nicht zu denken wußte.

Schopenhauer geht mit Hilfe Kants vom Christentum auf den Buddhismus zurück. Er war konsequent genug, atheistisch zu denken; identifizierte das „Ding an sich“ mit dem Willen; hielt sich mit Energie an die Leiden des in der Erscheinung unfreien Willens, und empfahl mit dem Buddhismus eine Lebensführung, welche auf Willensverneinung abzielt: als womit der Wille der nicht mehr will, vom Kampfe loskäme. Das christliche Dogma kommt nun als nichts denn als Allegorie mehr in Betracht. Ohne die christliche Moral aber kann sich auch Schopenhauer keine geschlossene Weltanschauung denken. Denn diese, auf Nächstenliebe gegründet und zur Nächstenliebe erziehend, erscheint ihm unentbehrlich, um zu einem Maximum von Ruhe zu kommen. Das spricht er allerdings so nicht aus, sondern er beweist seine Ethik mit seiner mystischen Lehre von der Einheit alles Willens, welcher nur in der Erscheinung zu Vielheiten auseinanderfallen soll. In diesen mystischen Irrhain wollen wir ihm heute nicht folgen. Es genügt für uns, daß auch Schopenhauer die christliche altruistische Moral neu forderte.

6.

Lange schloß sich Nietzsche dieser Philosophie an, welche im Leiden den Inhalt des Lebens, in der Verneinung des Willens das Ende des Leidens und damit des Lebens Aufgabe erblickt. Da er aber eine zu energische und tätige Natur war, um in einer Mönchspraxis sich für das Leben abzustumpfen oder anderen hierfür Ratschläge zu geben, so wandte er seine ganze Leidenschaft dafür auf, Schopenhauers Lehre für die Auffassung der Kunst noch weiter nutzbar zu machen als Schopenhauer selbst getan; dieses Bestreben führte ihn an die Seite Richard Wagners, dessen Kunst längst auf ihn die stärkste Wirkung ausübte. So preist nun sein Jugendwerk, die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“, die dionysische Kunst, welche die Einheit aller Willenserscheinungen als einen Willen im orgiastischen Taumel erkennen läßt, welche dann die höchste Erscheinung des Willens, das Bild des Helden, in ihrem Rausche schafft als das apollinische Kunstwerk, bis dann auch diese höchste Erscheinung vernichtet und vom Urwillen in sich zurückgetrunken wird: — die Tragödie. Diese Tragödie schildert er in zwei Formen. In der Antike bilden sich aus den Dionysosfesten, welche die Einheit und Zusammengehörigkeit aller Menschen in fast maßloser Raserei feiern, jene Chöre, welche die Empfindungen der Einheit schildern, welche dann das Bühnenbild innerlich schauen, das nun auch plastisch dargestellt wird. Bei Richard Wagner aber sei es die Musik, die durch das Genie vermittelte Sprache des Urwillens, welche das plastische Bild des Vorgangs entstehen läßt, dessen Tragik die Musik selbst uns lustvoll hinzunehmen zwingt.

Da wir heute nur in den einfachsten Linien skizzieren, so ist eine

Untersuchung, wie weit dieses Erstlingswerk wirklich schopenhauerisch ist, nicht erlaubt. Das eine aber ist wohl deutlich: daß in der Verherrlichung des dionysischen Rausches ein Etwas auftaucht, was nicht zum Pessimismus gehört; und ferner ist bald zu bemerken, daß hier eine Weltanschauung angedeutet ist, welche sich Erlebnisse (das Versenken in ein Kunstwerk) schafft, um wenigstens zeitweilig nicht bloß „vom Willen loszukommen", sondern den Willen zu bejahen, gerade wo Not und Untergang das Schrecklichste zeigen. Noch aber wird die Lebensbejahung nicht ausgesprochen; und die Lebensführung eines Pessimismus für den Alltag und orgiastischer Hingabe vor einem erst aufzusuchenden Kunstwerke ist nur ein Anfang.

Eine Schilderung der langsamen Entwicklung Nietzsches von diesem Jugendwerk zu seinen Hauptwerken würde heute ebenfalls zu weit führen. Es genüge, seinen Zusammenhang mit der Vergangenheit gezeigt zu haben. Und nunmehr wenden wir uns den eigentlichen Hauptwerken Nietzsches zu.

7.

Die Nachlaßbände arbeiten auf den Eindruck hin, Nietzsche sei ein Philosoph im landläufigen Sinne des Wortes, welcher nach einer wissenschaftlichen Untersuchung zu bestimmten Grundbegriffen kommt und aus diesen ein System aufbaut, in welches nun alle Erkenntnisse sich einschachteln lassen. Und das gerade ist Nietzsche nicht. Seine Haupttätigkeit und -fähigkeit ist eine künstlerisch-produktive; seine wissenschaftliche Tätigkeit setzt nach dieser ein und richtet sich nach ihr. Seine Weltanschauung spiegelt sich in seiner Kunst, ja sie ist, etwa wie die Goethes, nur durch diese Kunst zu erkennen, aber für sich allein überhaupt nicht darstellbar. Wollen wir ihn also begreifen lernen, so gehen wir besser nicht von einigen seiner Lehrsätze aus, sondern wir suchen uns zu vergegenwärtigen, was er uns mit seiner Kunst gibt. — Knüpfen wir an die Einleitung unseres 5. Abschnittes wieder an. Wie kommt der Einzelwille zur Freiheit, da er überall dem Zwange und der Notwendigkeit gegenüber steht? Wie überwindet er seinen Kampf gegen alle Natur?

Die Religionen lehren: durch Ergebung in Gottes Willen.

Die Philosophen fragen, was das denn sei. Gott sei ja nur postuliert, um sich ihm ergeben zu können. Du sollst erkennen, worauf der Zwang der äußeren Natur beruht; du sollst ihn erkennen als Täuschung, du sollst nicht nach außen wollen, abgestumpft sein nach außen, stille in dir ruhen.

Die Kunst aber zeigt uns, wie wir in den Willen der anderen, in den Willen aller Natur uns versenken können, wie wir dann oft die Dinge mit uns selbst in einer beglückenden Uebereinstimmung empfinden, wie wir im Innersten auch das verstehen lernen, was uns selbst widerspricht. Durch die Kunst begreifen wir den Kampf der Willen, weil wir durch die Kunst uns in das Recht jedes Einzelwillens hineinzufühlen vermögen; durch die Kunst wird Kampf und Untergang aus sinnloser Vernichtung zur Tragödie.

Hier knüpft Nietzsche an. Und er schafft eine philosophische Betrachtungsweise, welche sich der Kunst bedient, welche selbst Kunst ist, um in das Wesen der Dinge eindringen zu können. Seine Gedanken werden

zu Gebilden der Kunst, sie erhalten die Kraft, ganze Zeiten und Geschicke darzustellen in Worten, die poetisch schaffend alles läutern und nahe bringen. Nicht seine gelegentlichen Tüfteleien — sein Beschreiben eines Tatsächlichen beleuchtet dieses blitzartig und läßt uns ahnungsvoll in erhellte Tiefen sehen, in welche keine logische Erkenntnis hinabsteigt. Durch Vergleiche, durch Hervorheben einer bedeutendsten Einzelheit, durch den Ton der Stimme (welche im Satzbau nachzuahmen er Meister ist) läßt er den innersten Willen der Dinge laut werden, und für Augenblicke macht er es uns greifbar gegenwärtig, daß Natur wirklich weder Kern noch Schale hat. Fragen, in solcher Weise gestellt, bleiben nicht mehr Fragen; es braucht da keine Antwort. Vermag doch Nietzsche uns in eine so gehobene Stimmung zu versetzen, daß Fragen an uns vorüberklingen, ohne uns noch zu bewegen. Lernen wir das Leben so verstehen? — Jedenfalls lernen wir, daß es eine Plattheit ist, das Leben beurteilen zu wollen. Der tragische Kampf ist eben für eine kalt rechnende Einsicht nicht zu werten. Hüten wir uns, ihn nach dem zu werten, was er uns zuteilt! Hüten wir uns, wissen zu wollen, was in diesem Kampfe sein sollte und was nicht! Haben wir denn ein Recht, moralisch entrüstet zu sein, wenn uns das Leben wehe tut? Es könnte auf etwas Höheres hinauskommen sollen als auf dieses leidende Ich: und liegt am Einzelnen je so viel, daß wir das Weltbild anders wünschen dürfen um die, die leiden müssen? Wie viele gab es, die am Leben nicht litten, wie viel ist in uns, das nicht leidet, das nur Tat werden will — ist das alles so wertlos, daß es verurteilt werden muß, weil immer der Aktion eine Passion gegenübersteht? Nach vielen Zwecken, solchen des Nutzens, der Moral, der Erlösung vom Leid urteilen wir; aber was wissen wir von des Lebens eigenen Zwecken!

Das Freiwerden dieser Grundstimmung muß man an Nietzsches Entwicklung beobachten; die einzelnen Gedanken haben nie entscheidende Bedeutung bei ihm. Und wie er dann ganz in seiner Stimmung lebt, ganz sich hingeben will an sie und anderen sie mitteilen: da kann er dies nicht durch Abfassung exakter wissenschaftlicher Sätze, sondern er läßt seine Darstellungskunst ganz frei walten und schreibt seinen Zarathustra.

Dieses Buch, dieses ganz alleinstehende Buch der Weltliteratur muß man lesen, und soll eigentlich nie darüber reden. Es ist das größte Kunstwerk, das es gibt, und alle Kunst wird nach ihm sich umgestalten: hinter ihm liegt die Musik, und vor ihm die bildende Kunst.

Zarathustra, der zehn Jahre schweigend in der Einsamkeit nachgedacht, beginnt zu reden. Er lehrt keinen neuen Gott, nichts Ueberweltliches, Mystisches, keine neue Moral, keine neuen Gesetze. Er hat nur beobachtet und schildert nun: so ist die Welt. — Und was er so uns sagt, ist tiefer als alles, was sonst uns gesagt ward. Den Charakter des Inhalts dieses Buches anzudeuten ist eine Aufgabe, daß der es schlecht gelesen haben muß, der diese Aufgabe nicht als unlösbar betrachtet. Denn gerade die Unmöglichkeit, Grundsätze für alles aufzustellen, eine einfache Lösung großer Probleme zu finden, lehrt das Buch. Lassen wir Zarathustra selbst uns aus einigen Worten seines Mitternachtsliedes sagen, was er uns lehren möchte:

„— — — Eben ward meine Welt vollkommen, Mitternacht ist auch Mittag, —“

„Schmerz ist auch eine Lust, Fluch ist auch ein Segen, Nacht ist auch eine Sonne, — geht davon! oder ihr lernt: ein Weiser ist auch ein Narr.“

„Sagtet ihr jemals Ja zu einer Lust? Oh, meine Freunde, so sagtet ihr Ja auch zu allem Wehe. Alle Dinge sind verkettet, verfädelt, verliebt, —“

„— wolltet ihr jemals ein Mal zweimal, spracht ihr jemals «du gefällst mir, Glück! Husch! Augenblick!» so wolltet ihr alles zurück!“

„— alles von neuem, alles ewig, alles verkettet, verfädelt, verliebt, oh, so liebtet ihr die Welt, —“

„— ihr Ewigen, liebt sie ewig und allezeit: und auch zum Weh sprecht ihr: vergeh, aber komme zurück! Denn alle Lust will — Ewigkeit!“ —

Von diesen Sätzen aber wäre jeder nur durch neue und immer neue Zitate zu erläutern. Ein Rausch hingebender Liebe geht durch das Buch, der Liebe für das Leben in seinen schlimmsten und besten Erscheinungen. Wohl treten die finstersten Gedanken hemmend ein, Mutlosigkeit und Ekel vor dem, was nichts als widerwärtig ist, lassen schwere und furchtbare Stimmungen aufkommen: doch immer nur, bis wieder der Blick fest genug wurde, im Schlimmsten den Teil des Ganzen zu sehen. Der ganze Wert des Lebens wird solcher Betrachtung ein anderer. Wer empfindet wie Zarathustra, will nicht das Leben hinter sich haben, um sich in jenseitiger Existenz davon zu erholen, noch will er sich abstumpfen für den Anblick des Lebens. Die Bejahung des Lebens tritt freiwillig ein. Und diese Bejahung wird ausgesprochen in ihrer stärksten Formel, als ein Verlangen nach der ewigen Wiederkunft des Gleichen, ohne Abzug und ohne Aenderung. Denn wer vermäße sich, ein größeres Gesamtleben sich denken zu können — ob er auch selbst in diesem Leben noch so litte! Die klare, verstehende Liebe für die unauflösliche Verkettung aller Dinge sagt hier auf ihre Weise ein „In Ewigkeit — Amen“. Im Zarathustra (man will heute dieses Verhältnis umkehren, wovon wir noch sprechen werden) soll der Gedanke der ewigen Wiederkunft nicht auf Nietzsches Lehre vorbereiten, sondern er ist ihr letzter Schluß; daher er auch spät erst ausgesprochen wird. Der Uebermensch dagegen, den man heute aus der Wiederkunfts-„lehre“ ableiten will, wird von Zarathustra gleich anfangs gelehrt. Und Zarathustra bezeichnet ihn selbst als nichts denn ein „Dichtergleichnis“, und das mit der größten Deutlichkeit sogar („Von den Dichtern“). Dieser Uebermensch Zarathustras ist nichts als das Bild des ganzen Menschen, ohne moralische Korrektion, ohne Furcht vor sich selbst aus bösem Gewissen, der wirkliche Mensch, dessen Anblick allen nur so fremd geworden ist wie der nackte Mensch; und als solch wirklicher, ganzer Mensch ist er in aller Vollkommenheit gedacht, welche dem Menschen möglich und denkbar wäre — ein prototypon transcendentale, das nur vorgestellt, aber nie erreicht werden kann, oder ein neues regulatives Prinzip, um im Zopfstil zu reden. Jenes Gefühl wird angerufen, das Goethe ausspricht:

In unsres Busens Reine wogt ein Streben
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben —

Die Sehnsucht nach irgend einer Höhe und Vollkommenheit, das „du sollst — —" des kategorischen Imperativ (den auf christliche Moral zu deuten eine poetische Lizenz ist), jenes Stück Uebermensch lebt im Menschen, und noch im viehischsten Kerl steckt ein Rest davon. Das ist das eigentliche Wunder der Welt und ihr größtes Rätsel. Die Religionen wissen davon: dort packen sie den Menschen, lassen ihn den Gott ahnen und fordern dann zur Unterwerfung auf unter die Priester, als die von diesem Gotte alles wüßten. Anders Zarathustra: daß der Mensch über sich hinaus will, ist ihm das Erhabenste vom Menschen selbst, ruft dazu auf, daß der Mensch sich selbst gehorche — das wird der Weg zur Größe.

„Ach, ihr Menschen, im Steine schläft mir ein Bild, das Bild meiner Bilder! Ach, daß es im härtesten, häßlichsten Steine schlafen muß!"

„Nun wütet mein Hammer grausam gegen sein Gefängnis. Vom Steine stäuben Stücke: was schiert mich das?"

„Vollenden will ich's: denn ein Schatten kam zu mir — aller Dinge Stillstes und Leichtestes kam einst zu mir!"

„Des Uebermenschen Schönheit kam zu mir als Schatten. Ach, meine Brüder! Was gehen mich noch — die Götter an!" —

Es brauchte so wenig zu solcher Vollendung, und ewig doch so gleich viel: daß falsche Werte und Wahnworte jedem im Wege stehen, der *seinen* Weg gehen will, das gälte es zu ändern! Denn zu seiner Größe und Vollkommenheit will jeglich Ding wohl drängen; der *Wille zur Macht* treibt selbst dazu. Den Willen, sich auszuwachsen im Besten wie im Schlimmsten, das mögliche Quantum aller Tätigkeit zu erreichen, das Fremde dazu zu unterdrücken oder in sich aufzunehmen: den findet Zarathustra in allem Lebendigen; und diesem Machtwillen zur Freiheit und zum freien Kräftespiel zu verhelfen erscheint ihm als das Beste, um alles Leben zu der Vollendung kommen zu lassen, die ihm möglich ist. Wenn dem die alten Werte entgegenstehen, die Werte des Mitleids, der Schonung — so sind das eben falsche Werte, nach denen im Leben nicht gemessen werden darf, so müssen sie umgewertet werden; denn nicht alles Leben gilt es zu schonen, sondern das vollendetste Leben als Sinn der Erde zu erfassen.

Doch werden diese Gedanken vom Uebermenschen, von der Wiederkunft, dem Willen zur Macht, der Umwertung der Werte nicht lehrhaft vorgetragen, noch enthalten sie etwa „die" Lehre Zarathustras. Sie ergeben sich aus seiner Weltanschauung, und nur aus ihr sind sie zu verstehen.

8.

Diese Weltanschauung durch eine wissenschaftliche Untersuchung zu gewinnen wäre ebenso unmöglich gewesen, wie Musik nicht durch den Physiker geschaffen werden kann, der die Schwingungsverhältnisse der Intervalle untersucht. Nietzsche weist mit Deutlichkeit nach, daß für alle Philosophen von je das Ergebnis ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen von Anfang an feststand als der in ihnen selbst begründete Hauptgedanke ihrer Weltanschauung, den sie dann, sich und andere unfreiwillig täuschend, zum Schluß aus ihren Untersuchungen auspacken als deren Ergebnis. Hat doch schon Schopenhauer vom Primat des Willens und der Werkzeugnatur des Intel-

letts deutlich gesprochen — wenn er auch die Konsequenzen daraus nicht zog und den Gedanken seiner Philosophie, die Willensverneinung, als Schlußfolgerung der Erkenntnis darstellte. Allerdings, widersprechen darf das Erkennen der vom Willen erwählten Weltanschauung auch nicht, soll diese nicht beständig verwirrt und erschüttert werden. War also Nietzsche sich darüber klar, daß er seine Weltanschauung als Wissenschaft nicht vortragen konnte, wenn sie in ihrer vollen Kraft dargestellt werden sollte, so wußte er doch, daß sie einer wissenschaftlichen Nebenarbeit von größter Wichtigkeit bedurfte. Es galt, zu zeigen, daß die tragische Weltanschauung der Erkenntnis nicht widerspricht, und daß Erkenntnisse, die andere Anschauungen beweisen wollen, unrichtig sind. Nur bleibt der „Zarathustra" durchaus Nietzsches Hauptwerk. Die anderen Werke erläutern ihn nicht, sie brauchen ihn zum Hintergrunde und werden von ihm erläutert.

Auch bei diesen wissenschaftlichen Werken verwendet Nietzsche eine Arbeitsweise von überwiegend künstlerischem Charakter. Lehrreich sind schon die Bücherdispositionen, welche aus dem Nachlaß veröffentlicht wurden. Da soll z. B. ein Werk aufgebaut werden nach der Architektur der IX. Symphonie; die Stimmung jedes Bandes wird notiert und ausgemalt, — auf einzelne Einfälle ohne Zahl durfte Nietzsche ja stets bei sich rechnen, und nicht ihre logische Anordnung, sondern ihre psychische Wirkung nahm er bewußt in die Hand. Auch der einzelne Teil, jeder Gedankengang für sich ist eine psychologische Arbeit; und das heißt wieder eine künstlerische Arbeit, insofern nie Denkergebnisse dargestellt oder Denkfehler nachgewiesen werden, sondern bei allen Gedanken der rein menschliche Untergrund, die treibende Willensregung bloßgelegt wird. So bohrt er überall in die Tiefe, bald hier, bald da, und was er auf diese Weise zeigt, ist eine Fülle von Einzelgedanken, deren Zusammenhang rein logisch nicht mehr zu handhaben ist. Das Mittel dieser Darstellungsweise ist der Aphorismus, die Form des geschlossen dargestellten einzelnen Einfalls.

Diese Arbeitsmethode, gegen die Gedanken anderer gerichtet, ist in ihrem Ergebnis zunächst scheinbar rein kritisch. Das mag auch der Grund sein, weshalb selbst noch ein so wunderbares Werk wie das „Jenseits von Gut und Böse" vor allem als destruktiv empfunden wird. Spöttisch heiter, von einem leisen, abgründlichen Humor getragen, der Ueberlegenheit des Besitzes seiner psychologischen Prüfungsweise sich freuend legt Nietzsche hier die höchsten Tugenden auf die Seite und zeigt, warum man sie lobt, zeigt das Menschlich-Allzumenschliche gerade dort, wo die Menschen mit Jenseitigem, Nichtmehr-menschlichem sich wichtig machen wollen. Was so erkannt wird, ist kritische Negation. Aber das Kriterium ist kein verneinendes Prinzip, es liegt in der Ueberlegenheit der Person, die hier spricht: der Person eines an Geist und reinstem Wollen überreichen Menschen, der Besseres selbst schon gegeben hat als das ist, was er hier ablehnt. Und so liegt wie der Duft über dem Weine ein Hauch reinsten schaffenden Lebens über allen Negationen des Buches.

Der Unverstand oder die völlige Unkenntnis Nietzsches wehrte sich freilich entrüstet, daß „so" auch über Moral und Christentum gesprochen wurde. Vielleicht war dieser Widerspruch und seine Mißverständnisse mit

die Veranlassung, daß Nietzsche mit einer Kritik der Moral und des Christentums noch einmal begann. Es entstanden nun die „Genealogie der Moral" und der „Antichrist", welche von den Prosaschriften als Nietzsches Hauptwerke zu betrachten sind. Hier tritt allmählich das Aphoristische wieder stärker zurück; große Grundgedanken sind gefunden, welche eine methodische Behandlung des Stoffes einleiten und nun eine logische Folge von Gedanken schaffen, die jetzt schwer und fest wie Ketten binden.

Der „Wille zur Macht" als Grundwille in allem Lebendigen wird deutlich gezeigt. Kein bloßer Wille zum Dasein, zur Selbsterhaltung, sagt Nietzsche, erklärt die Lebensäußerungen genügend; sondern der Wille alles Lebendigen geht über das Genügen am eigenen Dasein hinaus und über den Trieb, sich nicht beschädigen zu lassen: alles Lebendige will wachsen, sich ausdehnen, anderes sich unterordnen, und dabei wird nach dem Nutzen und Schaden anderen Lebens nie gefragt — aller Altruismus ist Schein für eine Form des Egoismus. Von dieser Anschauung aus prüft Nietzsche zuerst die Moral und findet, daß Moral eines der stärksten Herrschaftsmittel ist. Er unterscheidet zwei Hauptformen: die Herren- und die Sklavenmoral. Die erste zeichnet sich durch den Mut der Offenheit aus. Eine Kaste oder ein Volk, das herrschen will, nennt einfach gut, was ihm gefällt, wodurch es sich stark fühlt; ob dieses „gut" für andere Menschen die schrecklichsten Folgen haben kann, wird garnicht erwogen, weil der ungebrochene Machtwille der Herrscherklasse viel zu überzeugt ist, mit seiner Macht das beste der Welt zu sein, als daß Schonung anderer Lebenserscheinungen für ihn einen Sinn haben kann. Der Gegensatz zum „gut" dieser Herrenmoral ist das „schlechte", das ihm minderwertig, nicht erstrebenswert erscheint. — Die Sklavenmoral dagegen ist diejenige Moral, mit welcher die Machtlosen die Mächtigen zu beherrschen trachten. Alles, was dem Machtlosen vom Mächtigen widerfährt und was für den Machtlosen nur eine sinnlose Schädigung bedeutet, nennt er „böse", während „gut" derjenige ist, der ihn ungeschoren läßt: „gut" sind dem Machtlosen also gleich alle anderen Machtlosen. Durch solche Moral soll die Herrscherkaste in ihrem Lebensnerv getroffen werden und die Machtlosen sollen zu Herren werden. Die theoretische Gleichberechtigung aller hat heute die Moral der Majorität zur herrschenden wirklich gemacht, so daß man ohne Besinnung allgemein seit lange die Sklavenmoral als „die" Moral bezeichnet.

Als größte Verherrlichung der Sklavenmoral steht das Christentum da, dessen Kritik Nietzsche im „Antichrist" gibt.

Er betont die (im Grunde buddhistische) Lebenspraktik der Christenlehre: jeden Schmerz auf sich zu nehmen, um dagegen abgestumpft zu werden; die Niedrigkeit zu suchen, weil es dann kein abwärts mehr gibt; zu leben nach der indischen Weisheit: „Wenn du wie ein zerbrochenes Gong auf keinen Schlag mehr einen Ton von dir gibst, dann bist du zu nirwâna gelangt." Die Liebe zu allem, zum Todfeind selbst wird gelehrt, weil sie alle die Seelenruhe störenden Erregungen des Hasses, des Aergers usw. erstickt. Nur in einem Punkt wird das Christentum materieller und fanatischer als der Buddhismus. Der letztere kennt als Gründe seiner Handlungsweise nur die Einsicht in das tat twam asi („dieses Leben bist du"), jene mystische

Willenseinheit alles Lebens, welche später Schopenhauer wieder lehrte; das „Verlangen nach dem Leben im Himmel“ gehört zu den letzten fünf der „zehn Fesseln“, welche der Weise höchsten Grades abstreifen muß, weil er sich unlöslich mit allem eines und ewig weiß. Das Christentum aber predigt das Himmelreich — bei Jesus selbst vielleicht noch als etwas dem nirwâna verwandtes, bald aber nur als den jenseitigen Ort der Vergeltung, wo die Kleinen des Lebens groß und die Großen klein sein werden. Mehr Verführungen zur Niedrigkeit, mehr Verdächtigungen der Größe lassen sich nicht erfinden. — Nietzsches Satz ist: es gab nur einen Christen, und der starb am Kreuz. Das spätere Christentum nennt er einen Sklavenaufstand. Doch war das Verhältnis noch einfach, als die wirklich Niedrigen und Unterdrückten der antiken Welt sich mit der christlichen Liebe in ihrer Niedrigkeit trösteten und für ihre Widersacher auf eine gediegene Hölle hofften. Das Christentum aber als „herrschende“ Religion, wie es nie und nimmer daran denkt, ein Leben nach seinen Sätzen zu gestalten, sondern wie es bald naiv umgedeutet, bald mißverstanden, bald bewußtverlogen in die Interessenkämpfe der Völker und Klassen eingreift: das zeigt aufs deutlichste, daß seine Lehre und seine Moral ein Herrschaftsmittel ist und weiter garnichts. So lange dies unter naiven, des Denkens nicht gewohnten Menschen und Zeiten unbewußt geschieht, ist auch dagegen noch nicht viel zu sagen. In dem Augenblick aber, wo sich die Menschheit hierüber besinnt (und dieser Augenblick ist da): in diesem Augenblick steht sie vor einem Wendepunkte. Die Ausführungen, die Nietzsche im Zusammenhange mit diesen Dingen gibt, haben ihm seine wildesten Feinde geweckt, die wie unter Peitschenhieben dagegen aufschrieen. An dieser Stelle wird ihn die Welt nie überwinden, und der Augenblick, in welchem diese Gedanken ausgesprochen wurden, ist einer der feierlichsten der Geschichte. Die Weisheit vom „Kampf ums Dasein“ ist eine sehr bekannte geworden; daß Kampf durch Macht, Gewalt, Vernichtung des Gegners gewonnen wird, bedarf keiner Nachweise, und daß der Welt Lauf nur hierum sich dreht, wissen heute die Schulbuben. Und in solcher Welt triumphiert das Christentum mit seiner Lehre von der Nichtigkeit irdischer Güter, von der Entsagung und Selbstverleugnung, triumphiert mit seiner Warnung: „Wer sich selbst erhöht, der soll erniedrigt werden!“ — Man jammert heute an vielen Orten herzbrechend über die Verkommenheit der modernen Jugend, als welche sogar Nietzsche liest. Sieht man nicht, daß die ungetrübte Redlichkeit der Jugend es ist, die zu Nietzsche drängt, weil Nietzsche allein heute die Tugend der restlosen Redlichkeit besitzt — der Redlichkeit, welche sogar vor der Moral die höchste moralische Forderung nicht vergißt, die hoheitsvolle Forderung: „Du sollst nicht lügen!“ —? Die Blasiertheit unserer Zeit — was ist sie anders als das Ausweichen vor dem Uebel, daß niemand heute Gedanken in die Tiefe denken darf, abgründlich ehrlich bleiben kann, sondern lügen muß, sobald er die Dinge ernsthaft zurechtzulegen anfängt? Das läßt natürlich die Hohlköpfe im praktischen Leben überall am Vorteil sein, während die Besten abgestumpft und müde werden.

Nietzsche und Tolstoi — die beiden sind es, die der Verlogenheit unserer Zeit mit gleicher Schärfe gegenübertreten. Der eine, indem er mahnt:

lebt nach der christlichen Lehre; der andere mit der Mahnung: gebt die unmögliche Lehre auf. „Ein »christlicher Staat«, eine »christliche Politik« ist eine Schamlosigkeit, eine Lüge“ — dieser Satz Nietzsches wird auch von Tolstoi anerkannt. Nietzsche und Tolstoi — zwischen diesen beiden hätte die Zukunft zu wählen, müßte sie wählen, wenn — ja wenn eben Religion das wäre, als was sie immer hingestellt wird: das A und O allen Lebens. Aber das gerade ist sie eben nicht, sondern ein Herrschaftsmittel, das jeder nur für seine Zwecke gebraucht, ohne es sonst zu ernst zu nehmen. Machen doch sogar protestantische Theologen den Versuch, Nietzsche als nur verirrtes, im Grunde tief religiöses Schaf zu reklamieren. Das nennt man den Ernst des Lebens gegenüber dem bloßen Schulvergnügen der Philosophie.

9.

Oder aber man drückt sich in solchen Dingen mit der genialen Geschmeidigkeit eines Houston Stewart Chamberlain. Dieser schreibt in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ die Kulturgeschichte der letzten zweieinhalbtausend Jahre in vollkommen Nietzscheischem Sinne, auf daß bewiesen würde, daß dieser Geist nicht mehr loszuwerden ist. Grundgedanke: die Rassen müssen sich ausleben; davon hinge alle historische Größe ab. Nietzsche hat das etwas feiner gefaßt, in den verschiedenen Ständen schon verschiedene Rassen gesehen usw. Doch von diesen immerhin komplizierten Aehnlichkeiten abgesehen: vor allem gibt Chamberlain einer hochstehenden Rasse Rechte, welche ganz dem entsprechen, was Nietzsche den Herrscherklassen zugebilligt wünscht. Ueber die Person des Jesus von Nazareth, über seine Lehre, über die nach ihm benannte Kirche urteilt Chamberlein so, daß er sich mit Zitaten aus dem „Antichrist“ kürzer hätte behelfen können.

Und welche Konsequenzen zieht Chamberlain daraus? Er „kehrt zurück zu Kant“ und von da zum „wahren Christentum“, welches er rasserein indogermanisch ausgestalten will, — wahrscheinlich sei ja auch Christus Germane gewesen. Gegen alle Erkenntnisse der realen Welt schafft er sich in der transzendentalen Freiheit sein Christentum und lebt sich mit ihm als Rassemensch aus; wogegen nur zweierlei zu erinnern ist.

Erstens. Eine Religion erkennen als eine Schöpfung in der transzendentalen Freiheit und sie zugleich ernsthaft glauben, das heißt, aus persönlicher Angst vor den Konsequenzen des Denkens alle Konsequenzen des Denkens opfern und den Rückweg für jede „religiöse“ Behauptung bahnen. Daß Kant nach seinen außerordentlichen Entdeckungen an eine Grenze kam, wo er nicht weiter wußte und sich im Sinne seiner Zeit behalf, soll uns zum Weiterarbeiten, nicht zur Rückwärtserei anleiten. Ist die Lehre von Gott, seiner Menschwerdung, seiner Dreifaltigkeit nicht real wahr, sondern eine künstlerische Schöpfung, so ist es eine abgeschmackte Freiheit, diese Lehre unter vollkommener Verwirrung der Begriffe der europäischen wie der indischen Philosophie als innerliches Faktum wahr zu nennen. Denn dann gibt es sofort kein Halten mehr, und Teufelsspuk, Hexenwahn, Heiligenlegenden, kurzum das ganze köstliche geistige Mittelalter ist als „innerliches

Erlebnis“ wahr, und wir alle dürfen, nach einem kleinen Kantischen Douchebade und einer schwer auswendig herzusagenden Begründung unseres Schrittes — in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren. Denn der Unterschied, ob die Lehre material oder transzendental aufgefaßt würde, wäre dann bald nur noch Stoff für müßige Disputationen.

Zweitens. Diese Religion Chamberlains ist in so hohem Maße transzendental, daß man nach ihr nur innerlich lebt, während man äußerlich tut, was die Rasse verlangt. In sein Inneres hinein redet er von Gott, Sittlichkeit und Weltvergessen; aber das gilt nach außen nichts. Innerlich schwelgt er ausgelassen in dem Genusse, den bekannten zweiten Backenstreich zu empfahen, so er rechts eins bekommen (Grundlagen Seite 205; kein schlechter Scherz), für den äußeren Menschen aber zitiert er Goethes „Hammer oder Amboß sein“ statt „blöder und lügenhafter Menschheitsphrasen“ (Seite 1009). Mit Dutzenden von Beispielen ließe es sich belegen, wie er im Praktischen die unchristlichsten Handlungen empfiehlt, während er in seiner „inneren Welt“ „Willensumkehr“ treibt. Man denkt da ein wenig an seine Rassentheorie und läßt den Blick hinüberschweifen zu Joë Chamberlain, des „Philosophen“ Namensvetter, wie er die Burenrepubliken um deren Gold und Diamanten an England bringt, während er ein wenig früher gern in Sonntagsschulen Religionsunterricht erteilte; christlichen natürlich: „Du sollst nicht begehren deines nächsten Gut“ — „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.“ Das sind jedoch Widersprüche, welche man wohl in der Times, nicht aber in der deutschen Philosophie überbrücken kann. Was allerdings nicht ausschließt, daß dieses — sagen wir: englische Christentum auch in Deutschland die nächste Religion werden könnte.

10.

Eine schwere und umfangreiche Frage bleibt nun die nach dem praktischen Einflusse der Nietzscheischen Weltanschauung im Leben selbst. Eine Weltanschauung, welche das Glück in der Aktivität und im Schaffen sucht, welche zum Leben ja sagt und es in Ewigkeit nicht ausschöpfen zu können meint, welche im Menschen selbst angedeutet findet, was größer ist als Menschliches, welche sich im „Willen zur Macht“ überall bestätigt findet: sollte eine solche Weltanschauung nicht Konsequenzen für die Lebensführung fordern? Wohl hat Nietzsche, wie es scheint, zweimal an Entwürfen zu einer solchen praktischen Philosophie gearbeitet, doch beide Entwürfe, deren unrichtige Anlage ihm selbst aus ihren Konsequenzen fraglos klar wurde, wieder beiseite gelegt.

Denn an dieser Stelle zeigt es sich, daß nichts in der Welt schwerer ist als eine positive Lebensregel zu geben. Bestehen doch die zehn Gebote der christlichen Moral mit einer Ausnahme aus Negationen. Und in der Tat genügt es unter Umständen wohl auch, den Willen einzudämmen, um ihn auf ein gestecktes Ziel dann von sich aus hinarbeiten zu lassen. Eine Weltanschauung aber, welche das Unmögliche und nur zur Lüge führende Eindämmen des Willens vermeiden, welche nur die Tat schätzen will — kann kaum mehr tun, als daß sie ihre Ziele zeigt wie Nietzsche im Zara-

thustra getan, und daß sie der Wertlosigkeit ihrer Gegner sich bewußt wird, wie Moralkritik und Antichrist es uns leisten. Die positiven Forderungen Nietzsches sind als einfache Grundsätze wohl kaum auszusprechen; die negative Tat der Moralkritik mag noch so hoch bewertet werden — und sie ist wohl nur als eine Siegfriedstat recht zu würdigen, welche ja auch einen Drachen „nur" totschlägt —, so führt es doch in die Irre, von Negationen aus das Leben gestalten zu wollen. Ganz gewiß hat Nietzsche selbst empfunden, daß seine Entwürfe von ganzen Lehrgebäuden gerade sein Bestes noch nicht enthielten, und darum legte er sie beiseite. Aber das Nietzschearchiv hat jene Entwürfe als wichtige Werke veröffentlicht; darum stehen wir heute vor der unliebsamen Notwendigkeit, sie um Nietzsches willen zu bekämpfen.

Wir wenden uns zuerst der „Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen" zu. Sie ist zu finden im XII. Bande der Gesamtausgabe. Im Jahre 1900 veröffentlichte Horneffer eine Broschüre über sie, in welcher sie auszugsweise mitgeteilt und als höchst wichtig behandelt wird. Die Niederschriften für diese Wiederkunftslehre stammen aus dem ersten Anfang der achtziger Jahre; Nietzsche selbst hat also Gründe gehabt, aus diesen Niederschriften kein Werk zu machen.

Der Gedankengang ist etwa folgender. Der Irrtum ist zum Leben notwendig; Wahrheit ist unerreichbar, und das Mühen um sie beengt und erstickt das Leben. Es gibt nur Grade des Irrtums. Zwischen ihnen entscheidet des Irrtums biologischer Wert. Welches ist also der höchste, wertvollste Gedanke? Derjenige, der die größte und beste Wirkung auf das Leben ausübt. Das tut der Gedanke von der ewigen Wiederkunft des Gleichen. Die, welche ihr Leben als ewig und immer wiederholt wissen und so nur sich selbst für ihr Leben verantwortlich sind, können nur noch das Leben ertragen, wenn sie bester, kräftigster Art sind. Die anderen finden das Leben entsetzlich und sterben aus. Unter den ersteren aber „ist ein Zustand möglich, an den noch kein Utopist gereicht hat!" Sie werden bei beständigem Aussterben aller Schwächeren darwinistisch höher gezüchtet. Eine neue Rasse entsteht, welche Uebermenschen bietet.

Wie fremd wirkt schon solch Ton bei Nietzsche, dieses schnelle Folgern, das Konstruktive dieser Gedanken! Und wie schlecht und eilig ist da konstruiert! Untersuchen wir den Satz vom lebenerhaltenden Irrtum und der lebentötenden Wahrheit garnicht weiter; er steht im Zusammenhange mit anderen Anschauungen Nietzsches, welche nicht hierher gehören. Lassen wir ihn einmal gelten: wie widersinnig ist es dann aber, daß die Wiederkunftslehre als ein neuer lebenerhaltender, ja höheres Leben züchtender Irrtum — doch wie eine Wahrheit bewiesen wird! Und obendrein ist der Beweis in seiner ganzen Dürftigkeit ein Stück abgeschriebener Dühring. Er lautet: Die Zeit ist unendlich, die Allkraft bestimmt; folglich ist die Zahl der Lagen, Veränderungen, Kombinationen und Entwickelungen dieser Kraft, wie groß sie auch sein mag, bestimmt; also muß sich in der unendlichen Zeit alles unendlich wiederholen. — Dühring, Gesetz von der bestimmten Zahl! Dühring gewinnt dieses Gesetz durch geschicktes Jonglieren. Er sagt: Die Zahlenreihe ist unendlich; das Wesen der Unendlichkeit besteht gerade darin,

daß immer noch Zahlen zu der Zahlenreihe hinzugefügt werden können. „Wollte man aus dieser schrankenlosen Abfolge einen Inbegriff und ein Nebeneinander machen, worin sich alle Zahlen im voraus vereinigt gedacht fänden, so würde man sich einer Chimäre ergeben." In der Tat „ergibt" Dühring „sich einer Chimäre" (ein schönes Bild!); denn er sagt Eigenschaften der Zeit dem Raum nach. Die zeitliche Unendlichkeit kann natürlich nicht zur räumlichen breitgequetscht und so in einem Augenblick fertig vorhanden gedacht werden, aber die räumliche Unendlichkeit ist für sich und in jedem Augenblicke da; nicht als etwas gewordenes, wie Dühring tut, um sagen zu können: es gebe keine vollendete Ausführung einer Unendlichkeit — sondern als etwas seiendes, welches nicht ausgeführt wurde, sondern in jedem Augenblick war, ist und sein wird, als ein unendliches Sein. Wie Zeit und Raum unendlich sind, so darf auch die Welt zeitlich und räumlich nur als unbegrenzt gedacht werden. Der räumlichen Ausdehnung tritt man mit der Zahl erst nahe, wenn man sie ausmessen, also eine zeitliche Tätigkeit an ihr ausüben will — und dann kommt man eben nie ans Ende. Vergl. hierzu Kant, I. Antinomie; ich muß es aus Rücksicht auf den Raum bei diesem Hinweis lassen. Jedenfalls: weder das Weltganze ist anders als unbegrenzt, noch auch die Teilbarkeit anders als in indefinitum fortsetzbar zu denken. Also können wir uns die „Zahl der Lagen, Veränderungen, Kombinationen und Entwickelungen" auf keine Weise als begrenzt vorstellen.[1])

Ferner. Nietzsche lehrt nicht eine ungefähre Wiederholung aller Zustände, wie das der Buddhismus tut, sondern er lehrt die genaue ewige Wiederkunft des Gleichen. Da nun die Ewigkeit nicht nur kein Ende, sondern auch keinen Anfang hat, so würden wir auch heute nicht zum ersten Male leben; also wäre all unser Tun schon bis ins kleinste festgelegt, und das „neue Schwergewicht" der Wiederkunftslehre könnte, ihre Richtigkeit einmal angenommen, auch nichts mehr bewirken.

Angenommen nun, die Lehre braucht nicht richtig beweisbar noch denkbar zu sein, weil es auf ihren Zweck allein ankommt: so verfehlt sie auch als credendum, quia absurdum ihren Zweck. Nietzsche meint, der grausige Fatalismus seiner Lehre müsse dahin führen, daß nur der, der ein großes, ihn ganz ausfüllendes Leben führt, den Wiederkunftsgedanken erträgt, während alle anderen, Schwächeren, Mißratenen, welche den Anblick des

[1]) Sobald man den Wiederkunftsgedanken losgelöst als Hauptsatz der Nietzscheschen Philosophie hinstellt, drängt sich die Tatsache stärker hervor, daß er nicht neu ist. Dühring beschäftigt sich mit seiner Möglichkeit; wir sehen, daß Nietzsche sich einen Beweis frei nach Dühring notiert. Ferner steht er schon bei Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung, I, § 54, gegen Ende: „Ein Mensch, der die bisher vorgetragenen Wahrheiten seiner Sinnesart fest einverleibt hätte, nicht aber zugleich durch eigene Erfahrung oder durch eine weitergehende Einsicht dahin gekommen wäre, in allem Leben dauerndes Leiden als wesentlich zu erkennen; sondern der im Leben Befriedigung fände, dem vollkommen wohl darin wäre, und der bei ruhiger Ueberlegung, seinen Lebenslauf, wie er ihn bisher erfahren, von endloser Dauer oder von immer neuer Wiederkehr wünschte, und dessen Lebensmut so groß wäre, daß er gegen die Genüsse des Lebens, alle Beschwerde und Pein, der es unterworfen ist, willig und gern mit in Kauf nähme; ein solcher stände (mit festen, markigen Knochen auf der wohlgeründeten, dauernden Erde) und hätte nichts zu fürchten," usw.

Lebens verschlechtern, am gleichen Gedanken zugrunde gehen. Es steht zu fürchten, daß diese Wirkung der Wiederkunftslehre ausbliebe. Denn was für Gesindel fühlt sich nicht im Leben, um auch gleich seine Sprache zu verwenden, sauwohl, würde also erhalten (und höher gezüchtet?) — und wie bewerten oft die besten das Leben am geringsten. Der Ekel am Leben als Hauptbeschäftigung ist allerdings ein zu billiges Vergnügen, das ein tüchtiger Mann gern meidet. Aber sich gegen den Ekel wehren muß der beste Kopf und das reichste Herz am meisten, wie Nietzsche selbst zeigt; und diejenigen, welche den Ekel nicht kennen, könnten eine schöne Rasse ergeben. Mindestens würden Menschen der verschiedensten Art mit dem Wiederkunftsgedanken leben können, zwischen denen eine Auslese noch zum zweiten Male nötig wäre. Nietzsche selbst hat die Bedenken in diesem Punkte nur unterdrückt, wie eine Stelle am Ende des XII. Bandes deutlich zeigt: „Die Lehre der ewigen Wiederkehr — zunächst zerdrückend für die Edleren, scheinbar das Mittel, sie auszurotten, — denn die geringeren, weniger empfindlichen Naturen bleiben übrig?"

Was die Höherzüchtung und die durch sie zu gewinnende neue Rasse überhaupt betrifft, wovon auch im XV. Bande wieder die Rede ist, so sei über diesen Punkt nur einiges angedeutet. Ist diese im Sinne der Darwinschen Lehre gedacht, so fällt sie mit dieser überhaupt. Ueber den heutigen Stand der Wissenschaft zu jener Lehre wird Gustav Wolff in dieser Zeitschrift berichten oder hat es schon getan, wenn diese Zeilen hier vor den Leser kommen. Und seine bisherigen Forschungen haben so glänzend das Unhaltbare des Darwinismus dargetan, daß der Schreiber dieser Zeilen sich ein laienhaftes Rekapitulieren alles dessen, was heute gegen den Darwinismus vorliegt, ersparen darf. Schon vor Jahrzehnten wies Dühring auf die groben Denkfehler der Entwicklungstheorie hin: daß der Nachweis, die Natur habe alle Gebilde nach einem einheitlichen Kompositionsschema geformt, nichts dafür besagt, daß ein Gebilde aus dem anderen hervorgegangen sein müsse; denn daß wir ein einheitliches Kompositionsschema in der Natur „entdecken", liegt einfach an der Arbeitsweise unserer Vernunft. Was nun die Naturwissenschaft an einzelnen Beweisen für einen von ihr aufgestellten und aus naiver Unkenntnis der Denkvorgänge von Anfang an falsch aufgestellten Grundsatz brachte, das wird nun auch für sich als unzutreffend aufgefaßt von der jüngsten Naturwissenschaft nachgewiesen.

Uebrigens nennt Nietzsche selbst schon 1881 Häckel schonend ein „Bildungskamel", und im XV. Bande stehen 6 Seiten lang ernsteste Einwände gegen Darwin.

11.

Keinen höheren Wert als diese „Wiederkunftslehre" hat der Grundgedanke, den man aus dem XV. Bande herauslesen will.

Der dem Bande gegebene Titel: „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte" führt irre und zeigt den Inhalt des Buches so wenig an, wie die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte viel bedeuten. Dies will etwas besagen; denn durch diese Ueberschriften wird die Bedeutung des Buches geschaffen. Nimmt man sie fort, so enthält das Buch

nichts, was ein guter Kenner Nietzsches nicht weiß: eine richtige Nachlaßveröffentlichung. Aphorismen, die im Jenseits, in der Genealogie, Antichrist usw. neben anderen stehen könnten. Wiederholungen, auch Uebertreibungen, momentane Einfälle: alles erbarmungslos ausgebreitet. Gedanken über Herren- und Sklavenmoral, Moral als Machtmittel, über das Christentum; über Richard Wagner, Nietzsches schwache Seite; über den Willen zur Macht; — nichts, das etwas neues bringt. Neu ist nur die hastige Uebertreibung, mit welcher die Worte Nihilismus und Dekadence gebraucht werden. Vieles — namentlich die erkenntnistheoretischen Versuche — wurde nicht ad maiorem gloriam des Verfassers veröffentlicht.

Was ist nun das Wesentliche an dem Buche? Es wurde schon gesagt: das sind die Ueberschriften. Sie sollen dem Buche einen Inhalt geben, den — nun, den man sich ja konstruieren könnte. Tun wir das.

Das Buch soll zuerst unsere Zeit als dem Nihilismus verfallen darstellen. Religion, Moral, Philosophie werden als Ausdruck der décadence hingestellt: mit ihnen verhilft man aller Größe zum Untergang. Dieser Moral, der Bürgschaft des absteigenden Lebens, wird der „Wille zur Macht" gegenübergestellt, als Prinzip einer neuen Wertsetzung. Alle Werte werden umgewertet. Die Wiederkunftslehre siebt eine neue kräftigste Menschenklasse aus. Kommt Abschnitt „Zucht und Züchtung": es geht wieder bergauf. Der Uebermensch wird eines Tages mehr sein, als je ein Mensch war — — —

Und das soll nun also das große Hauptwerk Nietzsches sein, das er immer geplant hat, zu dem ihm nicht die Zeit blieb, danach soll man sich Nietzsches Bedeutung vorstellen! — Es ist schwer, hier einigermaßen die Heftigkeit zurückzudämpfen, die solchen Unsinn mit gar zu deutlichen Adjektiven versehen will. Versuchen wir, Tatsachen einfach dagegen zu nennen.

Es ist möglich, daß Nietzsche einmal einige Zeit derartige Gedanken hatte. Auch das Genie ist nicht verpflichtet, im stillsten Kämmerlein nur Unantastbares aufs Papier zu schreiben. Aber Nietzsche hat selbst während des Ueberarbeitens dieses Materiales viel wichtigeres gefunden und die Arbeit, in welcher ihn sein Schicksal unterbrach, haben wir hier nicht vor uns: was hier vor uns liegt, hat Nietzsche selbst abgetan.

Denn wie Frau Dr. Förster in der Einleitung des XV. Bandes selbst mitteilt, hat Nietzsche erst die Arbeit an diesen Aufzeichnungen unterbrochen, um die Genealogie der Moral zu schreiben; dann nahm er sie noch einmal auf, verwarf sie, und begann nach einem ganz neuen Plane sein Hauptwerk, dessen erster Band der „Antichrist" wurde. Betrachten wir, wie vollständig damit dieses Buch hier erledigt ist! Nietzsches Gedanken über den Nihilismus infolge der Unmöglichkeit, Wahrheit zu erlangen, Nietzsches erkenntnistheoretische Schwachheiten müssen wir aus Raummangel unbeachtet lassen und dürfen es, weil sie unwichtig für die Hauptsache sind. Das Hauptproblem ist das: Moral als Symptom der Dekadence. Dieses ist in der „Genealogie" unendlich feiner behandelt. Freilich stellt die Moral (und das sie begründende Christentum wie die sie verteidigende Philosophie) alle Aeußerungen der Macht und

Größe als verwerflich hin und überredet zur Niedrigkeit, Einförmigkeit und Herdenhaftigkeit. Aber das Leben denkt ja gar nicht daran, moralisch zu werden; es bedient sich der Moral als eines Mittels der Macht. Ja nicht einmal die Herde will nur durch Moral die Herren abschaffen, sondern Herr werden; auch Herrennaturen wissen sich der Moral gegen die Herde zu bedienen: der Wille zur Macht steht wie hinter allem, so auch hinter der Moral; und daß die Herde zur Macht will, ist für sie wie für alles Leben selbstverständlich, aber kein Symptom der Dekadence. Es kann einen allgemeinen Niedergang zur Folge haben, wenn die Herde siegt — aber ist ihr Sieg schon gewiß? Ist sie nicht auch von starken christlichen Herren im Zaum gehalten worden? Stärkt der Kampf nicht beide Teile? — Schon XV, Aph. 389 notiert es sich Nietzsche: „Besinnung. — Es ist unsinnig, vorauszusetzen, daß dieser ganze Sieg der Werte antibiologisch sei." Kann man doch die stärksten Einwände gegen einige Schlußfolgerungen des Bd. XV — — aus vielen letzten Aphorismen in Bd. XV entnehmen! Nietzsche stellten sich immer deutlicher Bedenken vor, und, wie Frau Dr. Förster uns selbst sagt, Nietzsche verwarf den Entwurf und begann von neuem. Und nun soll dieser Entwurf doch wieder das eigentliche Hauptwerk ersetzen! Ist das Logik? Ist solche Zumutung erlaubt?

Nein, das alte moralische Ideal allein verbürgt noch keine Dekadence, und ebensowenig ist der „Wille zur Macht" ein Gegengewicht gegen Dekadence. Er ist überhaupt nicht als ein neuer Imperativ darzustellen, sondern diese Worte bedeuten eine errungene Einsicht, die Einsicht in das Grundprinzip jeder Handlungsweise. In diesem Worte Nietzsches ist weder ein neues Ziel noch ein Kriterium gegeben; das ist Nietzsche über der Arbeit selbst klar geworden. Genealogie III, 14: „Der Wille der Kranken, irgend eine Form der Ueberlegenheit darzustellen, ihr Instinkt für Schleichwege, die zu einer Tyrannei über die Gesunden führen, — wo fände er sich nicht, dieser Wille gerade der Schwächsten zur Macht!" Eine Lebensordnung vermag also der Wille zur Macht nicht zu schaffen; was nicht ausschließt, daß er die folgenschwerste Erkenntnis darstellt. Eine „Umwertung aller Werte" in dem Sinne, daß ein Gegensatz zu Moral geschaffen werden sollte, welcher „aufsteigendes Leben" verbürgt, ist natürlich auch auf keine Weise aus dem Willen zur Macht abzuleiten. Moral ist für alle großen Lebensformen ohne Wert, wie ein Blick auf Antike und Renaissance lehrt; der bloße Gegensatz, die Immoralität, hat aber solche Lebenshöhe nicht zur Folge — siehe russische Bureaukratie. Die neuen Werte sind daher garnicht durch Umwertung zu finden; Genealogie I, 17: „(vorausgesetzt, daß es klar geworden ist,) was ich will, was ich gerade mit jener gefährlichen Losung will, welche meinem letzten Buche auf den Leib geschrieben ist: ‚Jenseits von Gut und Böse'. . . . Dies heißt zum mindesten nicht ‚Jenseits von Gut und Schlecht'." — — Mit anderen Worten: es sollen durchaus positive Werte auch nach Nietzsches Wunsch herrschen; diese sind nicht durch Umwertung der alten Moral zu gewinnen, sie haben vielmehr mit dieser überhaupt nichts zu tun, sie hängen ab von einem neuen Ideale. Ist nun etwa dieses neue Ideal der Wille zur Macht? Jene von

Nietzsche selbst für sein letztes Werk gewählte Ueberschrift „Der Wille zur Macht I, Antichrist" — soll die bedeuten: Nietzsche lehrt Machtverlangen gegen christliche Entsagung, Nietzsche wird persönlich Indianer, Immoralist oder Antichrist, um das Leben wieder bergauf zu führen, welches das Christentum bergab führte? Dieses Zerrbild ist es, was jener XV. Band schaffen könnte. Aber man sehe hin, was im Antichrist geschieht! Nietzsche zeigt: überall herrscht im Leben der Wille zur Macht. Das Christentum zeigt wohl ein Ideal der Niedrigkeit — aber es predigt dieses Ideal nur, um damit zu herrschen, um mit Hilfe der Niedrigkeit die zu erniedrigen, die ihm im Wege stehen. Ein Ideal aber, welches zum Leben Nein sagt, um Ja tun zu können, ist ein Ideal, welches sich mit der Redlichkeit nicht verträgt, ist ein Ideal, welches unredlich und unsauber macht. Seht doch den Staat, das Heer, das Volk an — sagt das Nein zum Leben? Wir brauchen ein neues Ideal, welches zum Leben Ja sagt, weil wir wissen, daß wir zum Leben aus vollstem Instinkte Ja sagen und sagen müssen.

Das neue Ideal nun das wir brauchen, das ist da: es ist gegeben in Nietzsches Weltanschauung, wie sie in der Gesamtheit seiner (von ihm selbst abgeschlossenen) Werke niedergelegt ist; in den Untersuchungen des Antichrist soll es garnicht erst hervorspringen, es soll nur das Recht zu diesem Ideale vor jener Tugend, welche Zarathustra die jüngste nennt — vor der Redlichkeit erwiesen werden.

12.

Es ist ja leicht, verschiedene Elemente verschiedener Werke Nietzsches an einander zu setzen und etwa zu sagen: das neue Ideal, welches die Herde von sich stößt, kann nur für eine Herrscherkaste da sein; da eine solche zur Zeit fehlt, so erzieht das Ideal eine solche Kaste. Es ist dann verführerisch, an die Darwinistenlehre anzuschließen, zu sagen: das neue Ideal züchtet sich eine Herrscherrasse durch Auslese. Und endlich mag man diese Herrscherrasse mehr oder minder deutlich mit dem Uebermenschen identifizieren. Es ist nicht leicht zu sagen, wie weit Nietzsche solchen wahrhaft apokalyptischen Gedanken sich zeitweilig hingab, wie weit er sie ernst nahm. Das ist aber mit Sicherheit zu sagen und stahlhart zu beweisen: daß Nietzsches tiefster Ernst nur seiner tragischen Weltanschauung als solcher galt, daß seine wissenschaftlichen Werke, wie er sie redigierte, nur dieser Weltanschauung die Wege frei machen sollten, und daß, wenn er mit naturwissenschaftlichen und sozialpolitischen Anwandlungen seiner Zeit einigen Tribut gelegentlich zahlte, er selbst diese Entwürfe damit kritisiert hat, daß er sie beiseite legte. Eines Nietzsche nicht unwürdig dagegen wäre das Bestreben, auch solche Versuche in sich konsequent zu Ende zu denken.

Daß Nietzsches Werk unbeendigt ist, daß die praktischen Folgerungen aus seiner Philosophie von ihm selbst nur gelegentlich angedeutet, aber nicht geschlossen dargestellt sind, daß vor allem eine neue Ethik, welche das Moralisieren verachtet, von ihm mehr gewünscht als schon geschaffen wurde — das alles bleibt immer zu bedenken, wenn man ihn kritisiert; wenn man ihn erkannt hat, bleibt es aufs schmerzlichste zu bedauern. Hier gibt es noch viele ernste Arbeit für die Zukunft, und wir wissen nicht, wer sie wird

leisten können. Eine böse und hoffnungslose Verwirrung wird aber gestiftet, wenn aus der Absicht eines schleunigsten Abschlusses seines Werkes heraus ältere, von ihm selbst verworfene Aufzeichnungen zusammengekleistert werden zu Trugwerken und dann hinter seine letzten Bücher gestellt werden wie ein Abschluß jener: während doch gerade seine letzten Bücher diese Vorstudien abgetan und überwunden haben. Wohl sind jene Nachlaßbände vielleicht, was man so nennt: verständlicher anzuschauen als die Hauptwerke. Aber wer von ihnen aus Nietzsche zu verstehen glaubt, der mißversteht ihn hoffnungslos.

„Ich bin ein Geländer am Strome: fasse mich, wer mich fassen kann! Eure Krücke aber bin ich nicht —“ sprach Zarathustra.

Tierschutz und soziale Gesinnung.

Von Hermann Dechent in Frankfurt am Main.

Unsere Zeit steht, wie keine andere je zuvor, im Zeichen der sozialen Frage. Man mag diese Tatsache mit Jubel begrüßen oder mit Leidenschaft beklagen, man mag diese Frage als ein drohendes Gespenst ansehen, vor dem man erbebt, oder als die lichte Göttin, in deren Siegeswagen man sich begeistert einspannt — vorübergehen kann kein Mensch von heute an dieser Frage. Wer es dennoch versucht, gleicht dem Vogel, der, nach der Sage, sein Haupt in den Busch streckt, um nicht vom Jäger gesehen zu werden. Alle großen Gemeinschaften der Menschen — Staat, Kirche und Schule — sind deshalb auch genötigt, irgendwie Stellung zu der sozialen Frage zu nehmen. Wenn es aber so steht, daß dieser Frage eine so gewaltige Bedeutung zukommt, ist es dann nicht ein wunderliches Beginnen, eine so wenig bedeutsame Sache wie die des Tierschutzes mit ihr in einem Atemzuge zu nennen? „Was soll ein Thema, wie es hier behandelt wird: Tierschutz und soziale Gesinnung?“, so wenden manche ein, die sich selbst als großzügige Menschen ansehen, weil ihr Blick, wie sie sagen, allein auf die gewaltigen Probleme sich richtet. Und doch, wäre es wirklich das Merkmal großer Geister, das Kleine zu verachten? Nein, es gilt, das Kleine in einen großen Zusammenhang zu stellen, es zu erkennen als ein vielleicht unscheinbares, aber doch unentbehrliches Glied einer Kette, die alles umspannt, was wert ist, Menschenherzen zu bewegen.

Ein solches Glied in der Kette menschenwürdiger Bestrebungen bildet aber auch die Sache des Tierschutzes. Gewiß, wer sich auf dieses eine Interesse beschränken würde, dürfte sich nicht beklagen, wenn er als ein be-

schränkter Kopf angesehen würde, und wer über den Liebhabereien für Hühner oder Katzen die Not der Mitmenschen aus den Augen verliert, ist mit Recht als herzlos anzusehen, mag er noch so zärtliche Gefühle für seine Lieblinge zur Schau tragen. Aber das Gerede derer, welche sagen: „Man soll sich der Menschen schützend annehmen, statt sich um die Tiere zu kümmern", ist im letzten Grunde kaum minder einseitig, als jene andere Stellungnahme. Hier wird die Solidarität aller menschlichen Gefühle übersehen. Wir dürfen getrost behaupten: Wer kein Verständnis zeigt für das Leben des Tieres, wird auch keinen rechten Anteil an der Volksseele nehmen. Deshalb kann man den Tierschutz geradezu als Erzieher für soziale Gesinnung begrüßen. In diesem Sinne möchte ich das Thema besonders behandeln, indem ich den Nachweis zu liefern suche, daß es für Eltern, die ihren Kindern soziale Gesinnung frühzeitig einzuflößen wünschen, ein treffliches Mittel ist, den Verkehr ihrer Kinder mit den Tieren nach dieser Richtung als Ausgangspunkt zu benutzen. Hier soll kein Universalmittel empfohlen werden, sondern nur ein Mittel neben anderen; dieses Mittel aber ist deshalb nicht zu verachten, weil die Tiere eine ganz andere Bedeutung für das Innenleben des Kindes haben als für Erwachsene. Je näher das Kind in den ersten Anfängen seiner geistigen und sittlichen Entwicklung selbst dem Tiere steht, umso begreiflicher ist es, daß es diesen Geschöpfen, die es beständig um sich hat, ein besonderes Interesse entgegenbringt. Und alle Wesen, mit denen das Kind verkehrt, können irgendwie zu seiner Erziehung beitragen. Es ließe sich ein eigenes Buch schreiben über den Hund als Erzieher des Kindes. Diese unwillkürlichen erziehlichen Einflüsse sind aber umso höher einzuschätzen, als gerade die frühesten Eindrücke auf die Seele des Menschen die entscheidendsten sind, während später oft die ernstesten Lehren und Mahnungen erfolglos abprallen, wenn der Charakter einmal in einer bestimmten Richtung festgelegt ist. Wer mit solchen Dingen nicht rechnet, der mag sich nicht wundern, wenn man seinen herrlichsten pädagogischen Grundsätzen entgegnet:

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie;
Und grün des Lebens goldner Baum."

Solche Eltern aber, welche die Entwicklung ihrer Kinder selbst genau beobachtet haben, wissen recht gut, wie die Behandlung der Tiere durch ihre Lieblinge den künftigen Charakter der Kinder ahnen läßt, wie gewisse Züge im Verkehr mit diesen niedriger stehenden Geschöpfen frühe hervortreten, die nachmals im Umgange mit Menschen in erfreulicher oder betrübender Weise sich geltend machen. Und hier kommt auch wenig darauf an, in welcher Umgebung ein Kind aufwächst — was hier gesagt ist, gilt für das Kind als solches, im Palast wie in der Hütte. Mag das Kind armer Leute infolge mancher Jugendeindrücke zuweilen mehr zu grober Tierquälerei hinneigen, so sind auch Kinder in reichem Hause durchaus nicht vor der Gefahr gesichert, sich als kleine Tyrannen gegenüber den Tieren zu gebärden, die ihre Spielgefährten sind. Wenn also manchmal die Meinung herrscht, als ob die Bestrebungen des Tierschutzes lediglich für die minder unterrichteten Klassen des Volkes Bedeutung hätten, so möchte ich diesem Vorurteil entschieden entgegentreten. Denn Herzensroheit ist eben

kein Monopol einer besonderen Bildungsschicht, sie findet sich in allen Ständen vertreten, mag sie auch hier oder dort etwas verschieden zutage treten. Beherzigen wir deshalb alle ohne Unterschied, soweit wir auf die heranwachsende Jugend Einfluß haben, das Wort des edlen Rückert:

„Ihr habt der Jugend Herz, Erzieher, in der Hand!
Was Ihr dem lockern Boden einpflanzt, wird Wurzel schlagen,
Was Ihr dem zarten Zweig einimpft, wird Früchte tragen."

Nach welcher Richtung läßt sich nun durch rechtverstandenen Tierschutz die soziale Gesinnung wecken und pflegen? Vor allem ist es ein Grundgedanke, den wir hier in den Vordergrund stellen möchten: Achtung vor allem, was dient! Die meisten Tiere, mit welchen das Kind regelmäßig umgeht, befinden sich ja irgendwie in einer dienenden Stellung. Die einen leisten buchstäblich Dienste, welche dem Wirken des Menschen unmittelbar verglichen werden können, — das Pferd, das den Wagen zieht, der Ochse, der vor den Pflug gespannt ist, der Hund, der das Haus bewacht — andere Tiere leisten in anderer Weise Nutzen: die Henne, die Eier legt, die Kuh im Stall, welche ihre Milch darbietet — und wieder andere dienen den Menschen wenigstens zur Freude: die Vöglein, die durch ihren Gesang erfreuen, die Taube im Schlag, die muntern Stallhasen und andere Geschöpfe, die zur Unterhaltung im Hause gehalten werden.

Wie nahe liegt es nun, im Herzen des Kindes das Gefühl des Dankes zu erwecken für alles, was diese mancherlei Kreaturen ihm leisten! Ist aber einmal diese Empfindung der Erkenntlichkeit lebendig geworden in der jungen Seele, so wird zugleich auch die Verachtung schwinden, die unwillkürlich sich oft beim Blick auf alles, was abhängig ist, im Menschen regt. Man sage den Kleinen: Sieh, das Pferd, das den Wagen zieht, der Ochse, der das Joch trägt, sie mühen sich für dich und die Deinen; die Biene sammelt für dich aus tausend Blüten den Honig, den du nicht zu finden wüßtest — so wird das Kind auch den Kohlenarbeiter nicht verachten, der freilich auf den ersten Blick ihm recht schmutzig erscheinen mag. Ich erinnere hier an einen köstlichen Zug aus dem Buch „Herz" von de Amicis: Da will der Sohn eines reichen Hauses, der Besuch hat von einem Kameraden, einem Maurermeistersbuben, in dessen Gegenwart den Speis vom Sofa wegwischen, den er mit sich gebracht hat. Da gibt der Vater ihm einen Wink und sagt ihm dann, als der Junge das Zimmer verlassen hat: „Arbeit macht niemals schmutzig; du hättest deinen Freund beleidigt." Ein so erzogenes Kind wird die Fabrikarbeiter, wenn sie mit allen Spuren ihrer Tätigkeit ihm entgegentreten, nicht gering schätzen, sondern sich sagen: Auch diese Männer dienen mir und verdienen meine Achtung — ohne ihr Wirken würde meinem Leben so vieles fehlen, was mir Freude macht oder Nutzen schafft; ohne sie wären die mancherlei Spielzeuge nicht vorhanden, die mich ergötzen, es würden aber auch viele Werkzeuge und Maschinen fehlen, die Vater und Mutter das Dasein erleichtern.

So lernt das Kind aus der täglichen Umgebung der Haustiere, wenn es im rechten Sinne angeleitet wird, den für soziale Gesinnung so wichtigen Grundsatz: „Achtung vor allem, was dient." Ob es wohl notwendig ist, der Jugend diesen Grundsatz einzuschärfen? Wer in unseren Anlagen hört,

in welchem Tone oft schöngekleidete, halbwüchsige Kinder mit ihren Begleitern reden, der wird nicht daran zweifeln, daß einem Kinde aus angesehener Familie die Gefahr nahe liegt, alles, was abhängig ist, geringschätzig anzusehen, als ob die Arbeit an sich etwas Beschimpfendes wäre. Treten solche Menschen dann in das Leben hinaus, so werden sie Vertreter der unseligen Standesvorurteile, für welche Rang und Titel, Kleid und Orden den Maßstab der Beurteilung bilden, während Gesinnung, Charakter und Herzensbildung unbeachtet bleiben.

Selbstverständlich muß dem Kinde auch das eingeschärft werden, daß es die Menschen achten muß, die ihm dienen; aber hat erst die leichtfertige Mißachtung abhängiger Geschöpfe sich eingewurzelt, so wird das Kind bei den Menschen sicherlich nicht Halt machen. Hat es dagegen im Umgange mit den Tieren Respekt gelernt vor allem, was ihm nützt, so werden es auch die Dienenden im Hause spüren. Und wenn später aus dem zarten Knaben einmal der Vorsteher einer Fabrik oder der Leiter eines Geschäftes geworden ist, so werden es die Untergebenen alle bald herausfühlen, daß früh ihrem Prinzipale Hochachtung vor aller ehrlichen Arbeit eingeflößt worden ist.

Ein anderer Grundsatz von sozialer Bedeutung lautet: „Schutz den Schwachen!" Wissen wir doch, daß nicht alle Menschen imstande sind, auch bei redlichstem Willen, was ihnen zum Leben nötig ist, sich mit eigenen Händen zu verdienen. Es gibt Personen, die schon von Jugend auf durch Krankheit verhindert sind zu arbeiten; viele werden wenigstens hilfsbedürftig, wenn die Tage kommen, von denen es heißt: „Sie gefallen mir nicht", und manche Familie wird ihres Ernährers frühe durch den Tod beraubt. Darum genügt es nicht, die Losung auszugeben: „Achtung vor jeder redlichen Arbeit" — es muß auch hinzutreten die andere Losung: „Herzliche Teilnahme und tatkräftige Fürsorge gegenüber allem, was schwach ist, was unsere Hilfe in Anspruch nimmt." Und gerade zu dieser edlen Tugend der Barmherzigkeit kann das Kind erzogen werden, wenn es gelingt, die weichen Empfindungen in seiner Seele auszulösen. Denn man kann nicht sagen, daß in jeder jungen Seele dieses Gefühl mit unbedingter Sicherheit von vornherein vorauszusetzen sei. Das strotzende Kraftgefühl des heranwachsenden Knaben tritt, wenn es nicht auf die rechten Bahnen geleitet wird, oft in einer bewußten Rücksichtslosigkeit zutage, die, weit entfernt, das Schwache zu schonen, es zum Zielpunkte der Kraftentfaltung macht. Wieviel vermag in solchem Falle ein Appell an das ritterliche Gefübl des Knaben, der gerne in irgend einer Weise sich geltend machen möchte der Außenwelt gegenüber! Fühlt er einmal, daß schonende Rücksicht auf ein schwächeres Geschöpf, oder gar tapferes Eintreten gegen fremde Roheit, nicht als Zeichen von Weichlichkeit in seiner Umgebung angesehen wird, sondern ihm Achtung bei den Erwachsenen und, was wichtiger ist, innere Befriedigung bringt, so wird eben damit ihm für sein Streben ein edleres, reineres Ziel gewiesen; und da der Knabe mit Recht der Vater des Maunes genannt wird, so darf man hoffen, daß, wer in der Kindheit Freude am Schutze schwacher Geschöpfe bewiesen, auch später den hochherzigen Wagemut besitzen wird, der Ausbeutung der wirtschaftlich Schwachen in jeder Gestalt entgegen zu treten, sowie der Gedrückten großmütig sich anzunehmen.

In ähnlicher Weise läßt sich, wie bei den Knaben der ritterliche Sinn, so bei den Mädchen der mütterliche Trieb anregen, der so frühe in jeder echtweiblichen Seele sich regt. Man kann das erreichen, indem man den Kindern die Aufgabe stellt, sich an der Versorgung der Haustiere regelmäßig zu beteiligen. Auch Fürsorge für die hungernden Vögel bietet eine gute Gelegenheit, den Wohltätigkeitssinn zu wecken, besonders wenn die Kinder angehalten werden, allerlei Samenkörner, die sie selbst im Sommer gesammelt haben, den gefiederten Sängern im Winter hinzustreuen. Während sonst immer die Jugend bestenfalls Gaben der Eltern an Notleidende übermittelt, ist sie hier in den Stand gesetzt, persönlich etwas zu spenden, ohne andere in Anspruch nehmen zu müssen. Werden nicht Mädchen, die solche Jugendeindrücke haben, später bereit sein, überall als helfende Engel einzugreifen, wo soziales Elend ihnen entgegentritt?

Und umgekehrt, wird nicht der junge Tyrann, der rücksichtslos ein kleines Tier zertritt, auch einmal, wenn er herangewachsen ist, rücksichtslos den kleinen Mann betrachten und behandeln, wenn dessen Not ihm entgegentritt? Gewiß wird manchmal im späteren Leben der Charakter eines solchen jungen Herrenmenschen äußerlich umgestaltet, vielleicht durch manche bittere Erfahrung, die sein Uebermut ihm einträgt; aber zu einem feineren sittlichen Empfinden den Mitmenschen gegenüber wird er schwerlich gelangen. Hier gilt für Eltern und Erzieher das Wort der Schrift: „Frühe säe deinen Samen!“ (Pred. Sal. 11, 6.).

Noch ein dritter bedeutsamer Grundsatz läßt sich den Kindern gerade im Hinblick auf die Tierwelt einschärfen: „Man soll nichts, was da lebt, nur als Mittel für eigene Zwecke ansehen.“ Wir wollen hier nichts Uebertriebenes fordern. Es ist dem Menschen gestattet, sich alles dessen, was die Erde bietet, als Mittel zur Erreichung seiner Zwecke zu bedienen; ja es liegt hier sogar in gewissem Sinne eine Aufgabe vor, die Gott zur Lösung gestellt hat — das ist der Sinn des biblischen Wortes: „Machet euch die Erde untertan!“ (1. Mose 1, 28.). So ist es ein Triumph des Menschengeistes, wenn selbst solche Kräfte der Natur, die den Sterblichen bedrohen, wo sie sinnlos walten, von ihm abhängig werden müssen. Aber es liegt ein Unterschied vor zwischen dem Dampfe, der unsere Maschinen in Bewegung setzt, und zwischen dem Pferde, das unsern Wagen zieht. Nichts verbindet uns innerlich mit der Naturkraft, die wir in unsere Dienste zwingen, nichts verpflichtet uns ihr gegenüber zur Schonung — mag sie uns Bewunderung oder Grauen einflößen, sie steht uns als etwas Fremdes gegenüber, etwas, das nicht fühlt, wie wir fühlen. Aber sobald uns ein Lebendiges entgegentritt, und wäre es auf der niedersten Stufe, dürfen wir es nie bloß als Mittel zu unsern Zwecken ansehen, sondern wir müssen in ihm ein Wesen erkennen, das für sich selbst gewisse Ansprüche auf Freude am Dasein erheben darf.

Das alles gilt nicht allein für solche Tiere, welche uns Menschen nützlich sind. Auf diesem Gebiete muß man sich vor kleinlichem Urteil hüten. Es ist unleugbar, daß es viele Geschöpfe gibt, die uns Menschen lästig oder gefährlich sind. Aber wenngleich uns in solchem Falle das Recht der Notwehr zusteht, so dürfen wir doch nicht kurzerhand darüber aburteilen,

ob nicht auch solchen Kreaturen im gewaltigen Haushalte der Natur eine uns nicht durchsichtige und doch unzweifelhafte Bedeutung zukommt. So verkehrt es ist, aus vermeintlich religiösen Gründen hier überall einen bestimmten Nachweis des Nutzens führen zu wollen, ebenso verkehrt ist es, in dieser Hinsicht ein rasch absprechendes Urteil zu fällen, nachdem es feststeht, daß viele Lebewesen, die uns auf den ersten Blick überflüssig erscheinen mögen, dennoch für das Weltganze, wie es nun einmal feststeht, ihre Wichtigkeit haben. So sollen wir auch den Kindern nicht bloß Liebe einflößen zu den Tieren, die uns dienstbar sind, sondern eine gewisse Rücksicht auf alles, was lebt, mag es uns auch noch so fremdartig erscheinen, eben deshalb, weil es etwas Lebendiges ist und weil es fähig ist, zu leiden.

Sehr gut hat hierüber Emil Knodt in einem Schriftchen: „Die moderne einseitige Pädagogik eine Hauptfeindin des Tierschutzes“ (1882) sich ausgesprochen (S. 6): „Ich schlage vor, daß man analog dem Anschauungsunterricht des Kopfes einen Anschauungsunterricht des Herzens in der Schule betreibt. Hat das Kind in der Schule ein Lesebuch in der Hand und ist vertraut mit den Merkmalen der gewöhnlichsten es umgebenden Dinge und Wesen, hat es dieselben in seinem Kopfe, so gilt es nun, daß es die Lebewesen, die es bei diesem Anschauungsunterricht vorgeführt bekommt, nun auch in sein Herz schließt, sie als fühlende, empfindende Wesen sich näher gebracht sieht, mit ihnen fühlen und leben lernt. Nicht bloß ihr äußeres Leben muß es anschauen, nein, auch ihr inneres Leben, ihr Fühlen, ihr Treiben, ihre Freude und vor allem ihr Leid.“ Von großer Wichtigkeit ist hier der religiöse Gedanke, wonach jedes Geschöpf einen Gegenstand der göttlichen Liebe bildet, der es sein Dasein verdankt, dieser Gedanke, der sich so herrlich in dem Psalmworte findet (Psalm 145, 15 und 16): „Aller Augen warten auf dich, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Du tuest deine Hand auf und erfüllest alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.“ Wie anders sieht sich im Lichte solcher Weltanschauung auch die niedrigste Kreatur an — auch sie erscheint als ein Ausdruck göttlicher Liebesgedanken.

Wird ein Kind, das von solcher Gesinnung erfüllt ist, es wohl über das Herz bringen, einen Käfer zu verstümmeln, einen Schmetterling grausam zu zerreißen, nur um sich eine flüchtige Kurzweil zu bereiten? Es wird vielleicht ein schädliches Tier im Garten töten, wenn es notwendig ist — obwohl solche Scharfrichterarbeit besser durch Erwachsene geschieht —, aber es wird den Tieren nicht nutzlose Quälereien bereiten, um sich daran zu weiden. Wo aber ein Kind dazu neigt, sollten die Eltern sofort mit großer Strenge einschreiten. Allein es gibt Eltern, die solche nutzlose Quälereien gleichmütig ansehen, während sie ihr Kind züchtigen, wenn es, dem angeborenen Wissenstriebe folgend, ein Spielzeug zerschlägt, um sich einen Blick in das Innere zu verschaffen. In diesem Falle wäre eine ruhige Belehrung über das Törichte solcher Versuche genügend; dagegen sollte überall, wo Lebendiges in Frage steht, eine scharfe Strafe eintreten. Am wenigsten dürfen Eltern dulden, daß ihre Kleinen die Spielkameraden aus der Tierwelt mit Laune behandeln, sie in dem einen Augenblick zärtlich streicheln, um sie im nächsten Augenblick tückisch zu treten oder zu schlagen und zu

stoßen. Wer sich einmal gewöhnt, Lebewesen lediglich als Mittel zu seiner Ergötzung zu behandeln, wird, wenn er herangewachsen ist, denselben brutalen oder wenigstens gedankenlosen Egoismus in der Behandlung seiner Mitmenschen zeigen. Er wird, wenn er Vorgesetzter ist, die Arbeitskraft der Untergebenen gewissenlos ausnützen, um sich seine eigene Laufbahn zu beschleunigen. Er wird die wohltätigen Ordnungen der Sonntagsruhe, des Kinder- und des Frauenschutzes, mit allen Mitteln zu umgehen suchen, um sich persönlich Vorteil zu verschaffen, ohne sich darum zu kümmern, daß er die Gesundheit der von ihm abhängigen Personen heillos damit schädigt. Er wird, wenn er selbst Arbeiter wird, Weib und Kind mit derselben Willkür behandeln, wie er einst die Kleinen behandelte. Er wird mit zu den Elenden gehören, die auch das weibliche Geschlecht lediglich von dem Gesichtspunkte eines Mittels zur Befriedigung ihrer gemeinen Lüste ansehen und sich keine Rechenschaft darüber geben, was die mutwillige Zerstörung eines jungen Menschenlebens bedeutet. Daß fast alle großen Verbrecher zuerst an der Tierwelt sich versündigt haben, bedarf keiner besonderen Erwähnung, da diese Tatsachen weltbekannt sind. Ueberall wachsen aus kleinen Anfängen, die unbeachtet bleiben, Neigungen hervor, welche zur Verkümmerung und Vergiftung des sozialen Lebens beitragen.

Wir fordern für die Tiere nichts Unausführbares. Einer der fruchtbarsten Gedanken auf sozialem Gebiete lautet: „Jedem das Seine“, während nur Utopisten sagen können: „Jedem das Gleiche“. Wir fordern auch für die Tierwelt nicht gleiche Rechte mit den Menschen, sondern lediglich das, was jedem Geschöpfe zugestanden werden kann zur Erhöhung seiner Lebensfreude, ohne den Fortbestand der menschlichen Kultur in Frage zu stellen. Auf diesem Felde gibt es noch manches Unrecht abzustellen, noch manches Vorurteil zu bekämpfen, noch manchen Fortschritt zu erringen. Und so sei unser letztes Wort gegenüber allen rückständigen Zweiflern und kleinlichen Mäklern: Nunquam retrorsum — nimmer zurück!

Anton Menger.

Von Eugen Ehrlich in Czernowitz.

Vielleicht gibt es nicht mehr viele Juristen — es sind bereits achtzehn Jahre her, — die sich die Umstände lebhaft zu vergegenwärtigen vermöchten, unter denen der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich, „Erste Lesung“ veröffentlicht worden ist. Seit Savigny die gründliche historische Erkenntnis, ein tiefes wissenschaftliches Erfassen des geltenden Rechts als die wichtigste Voraussetzung eines bürgerlichen Gesetzbuchs verkündete, war die Arbeit auf dem Gebiete der Privatrechtswissenschaft bewußt oder unbewußt fast ausschließlich der Vorbereitung dieses großen nationalen Werkes gewidmet. Das dauerte beinahe sechzig Jahre. Was damals geleistet worden ist, dürfen wir nicht unterschätzen. Für die Geschichte des deutschen und römischen Rechts wurde die Grundlage geschaffen und ein gutes Stück des Oberbaues. Eine gewisse Art von Rechtswissenschaft, die mit den Engländern als die analytische bezeichnet werden mag, hat auf deutschem Grund und Boden eine Blüte entfaltet, wie bei keinem andern Volke Europas. Gewiß waren es nicht durchaus gesunde Sprößlinge, die diese Richtung trieb: sie ist aber selbst in ihren bedauerlichsten Auswüchsen begreiflich, wenn man bedenkt, worum es sich gehandelt hatte. Aus all dem sollte ja das bürgerliche Gesetzbuch erwachsen, so vollendet nach Form und Inhalt, so fein in seiner begrifflichen Durchbildung, so unmittelbar aus der historischen Entwicklung heraus gestaltet, wie noch kein andres Gesetz bis dahin. Die Kommission, in die eine Reihe hervorragender Praktiker und der bedeutendsten Rechtslehrer der Zeit berufen worden sind, beriet dreizehn Jahre bei geschlossenen Türen. Kein Laut drang in die Oeffentlichkeit. Das alles steigerte außerordentlich die Spannung. Als aber endlich, im Dezember 1887, der Entwurf samt fünf dickleibigen Bänden an Motiven veröffentlicht worden ist, da war die Enttäuschung um so größer. Das bodenlose Werk mit seiner geschraubten, höchst technischen Sprache, mit seinen angeblich alle Möglichkeiten voraussehenden und doch oft das Wichtigste übersehenden Vorschriften, seinen überspitzten Feinheiten, seinen blutleeren Abstraktionen, mit rücksichtsloser, ganz unhistorischer Härte alles kurz und klein schneidend, was sich in das Prokrustesbett seiner Begriffswelt nicht hineinzwängen ließ, warf jeder Unbefangene, der es in die Hand nahm, unwillig von sich. Das soll das bürgerliche Gesetzbuch für das deutsche Reich werden? Die Krönung der deutschen Einheit, die Frucht langjährigen Strebens, der Mitarbeit der Besten? Unmöglich. Darüber waren alle einig.

So einmütig man aber auch in der Ablehnung war, so wenig wußte man, wie man es besser machen könnte. Man mäkelte mit Allgemeinheiten

an „Form" und „Geist" herum, suchte nach verfehlten Einzelheiten, verbiß sich in den im Entwurf übernommenen Satz des gemeinen Rechts „Kauf bricht Miete": und doch war es sicher, daß durch einzelne Verbesserungen und Aenderungen nichts erreicht werden könnte. Es war klar, daß es nicht an den Personen lag, die den Entwurf verfaßten, sondern an der ganzen Gedankenrichtung, aus der er hervorging. Deutschland verspürte noch einmal den Hauch seines Geistes, des Begründers der historischen Juristenschule, des großen Feindes jeder staatlichen Gesetzgebung, der seine beste Jugendkraft dazu verwendete, ein deutsches bürgerliches Gesetzbuch zu hintertreiben, der auch nachher stets jeden gesetzgeberischen Eingriff lahmzulegen suchte, und während der sechs Jahren seiner preußischen Ministerschaft für Gesetzgebung nicht ein einziges Gesetz zusammenbrachte. Unter dem Einflusse der Lehren Savignys wurde deutsches Rechtsbewußtsein und deutsche Rechtswissenschaft so arm, so kraftlos, so hinfällig, daß sie nicht nur die deutsche Gesetzgebung, daß sie nicht einmal die Kritik mehr zu befruchten vermochte.

Nur zwei Männer wußten sich auf eine höhere Warte zu stellen. Sie kamen beide nicht von der historischen Juristenschule her. Der eine war Otto Gierke. Er war allerdings Rechtshistoriker der strengsten Richtung, aber das, was er jetzt zu sagen hatte gaben ihm nicht die Lehren Savignys und seiner Jünger ein, sondern eine ganz ursprüngliche Begeisterung für altes deutsches Recht. Die gewaltige Kritik des Entwurfs die er in Schmollers Jahrbuch veröffentlichte, beruhte auf seiner lebendigen Anschauung ursprünglicher Rechtseinrichtungen, die er den deutschen Rechtsaltertümern verdankte. Jeder ursprüngliche Mensch ist weit mehr als der moderne auf seine Genossen angewiesen, er verfolgt seine wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ziele nicht vereinzelt, sondern mit andern in Gruppen vereinigt. Daher spielen in seinem Leben durch die Sitte gebildete, vom Recht zum Teil anerkannte menschliche Gemeinschaften eine große Rolle, und auch sonst ist sein Recht und seine Sitte von einer fortwährenden Rücksicht auf seine Genossen durchsetzt. Das galt von den mittelalterlichen Germanen nicht mehr als von den auf gleicher oder ähnlicher Entwicklungsstufe stehenden Juden, Assyrern, Griechen, Römern des Altertums, von den heutigen Slaven und Arabern. Aber in dem römischen Rechte der Kaiserzeit waren nur noch wenige Spuren davon vorhanden. Die Römer, für die dieses Recht gegolten hatte, waren keine ursprünglichen Römer mehr, es waren Reichsangehörige verschiedenster Abstammung, die nach Italien eingewandert und in das römische Bürgerrecht aufgenommen worden sind. Sie hatten zweifellos in ihrer Heimat Gemeinschaften gehabt, aber sie haben sie nicht nach Italien mitgenommen und so kamen sie für das römische Recht nicht in Betracht. Für die Entstehung neuer Gemeinschaften war aber im sinkenden römischen Reiche die ganz zersetzte Gesellschaft wenig geeignet. So trägt dieses in Deutschland am Ausgange des Mittelalters rezipierte römische Recht durchaus individualistisches Gepräge. Dagegen ist Deutschland, dessen Volk seit undenklichen Zeiten dieselbe Heimat bewohnt, heute noch voll von Ueberbleibseln seiner ursprünglichen gesellschaftlichen Verfassung. Ebenso ist für die Entstehung neuer Gemeinschaften, die durchaus modernen Bedürfnissen dienen sollen, der Boden heute durchwegs günstig, allerdings nicht bloß in Deutschland sondern

auch in England, Amerika, Frankreich und Italien. Es sind neue Formen des Gemeinsinns, die neue Organisationsformen zeitigen. Diese Gemeinschaften, und der Gemeinsinn, der sie erzeugt und dem sie dienen, ist ein überaus anheimelnder und wertvoller Bestandteil des deutschen Rechts, und Gierke verlangte daher auch vom neuen deutschen Recht, daß es das Ueberkommene pflege, und dem Neuen, das da wächst und sich entfaltet, den Weg ebne. Er verlangte wohl einigermaßen zu viel, denn unter dem Hergebrachten gab es viel Veraltetes, das der Pflege nicht mehr wert war, und neue Gemeinschaften müssen doch zum größten Teil aus der Gesellschaft hervorgehen, nicht aus der Gesetzgebung. So enthält seine Kritik einiges Anfechtbare, aber das Ganze gehört zu den großartigsten Leistungen auf dem Gebiete der Gesetzgebungspolitik.

Der andere war Anton Menger. Eine Reihe von Aufsätzen, die er unter dem Titel: „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen" in dem damals noch Braunschen Archiv für soziale Gesetzgebung der Oeffentlichkeit übergab, enthielt eine flammende Verwahrung gegen den Inhalt des Entwurfs vom Standpunkte der besitzlosen Volksklassen und formulierte zugleich in ihrem Namen die Forderungen, die sie schon in diesem Zeitpunkte an die Gesetzgebung zu stellen hätten. Der Entwurf enthalte nur ein Recht für die besitzenden Klassen; er gebe nur das, was ihnen frommt, er schließe grundsätzlich alles aus, woran sie kein Interesse hätten. Selbst in der Anordnung, in der Sprache des Entwurfs trete die alleinige Rücksicht auf die Besitzenden zu Tage. Vor einigen Jahrzehnten wäre eine von diesem Geiste beseelte Privatrechtskodifikation immerhin möglich gewesen, denn die besitzlosen Volksklassen waren im Staate und der Gesellschaft machtlos, und die Gesetzgebung hätte sich um sie nicht zu kümmern gebraucht. Jetzt haben sich aber die Machtverhältnisse offenbar zu ihren Gunsten verschoben, und sie könnten verlangen, daß ihre Interessen in einem Gesetzbuch, das dazu bestimmt sei, das Privatrecht Deutschlands auf Jahrhunderte hinaus festzulegen, einigermaßen berücksichtigt werden.

Mengers Kritik des Entwurfs ist nach Form und Inhalt eine köstliche Leistung. Die vielgerühmten Vorzüge des Mengerschen Stiles treten in keiner seiner Schriften so wie hier hervor. Jeder Satz wie in Stein gehauen, kein Wort zu viel oder zu wenig, die Gedanken, fest aneinandergefügt, stehen wie ein aus Quadern errichtetes Mauerwerk da. Hie und da veranschaulicht ein treffliches Bild die abstrakte Erörterung: so wenn er den alten Zivilprozeß mit seiner Verhandlungsmaxime mit einem verdorbenen Uhrwerk vergleicht, „das fortwährend gestoßen und geschüttelt werden muß, um wieder auf kurze Zeit in Gang zu kommen." Unübertrefflich ist der Hohn, mit dem er den Entwurf behandelt. Wenn der Entwurf dem verführten Mädchen den ihr bisher nach gemeinem Rechte zustehenden Entschädigungs-(Deflorations)anspruch gegen den Verführer mit der Begründung abspricht, „da sie doch eingewilligt habe," so bemerkt Menger, die Motive vergäßen, daß es sich zum großen Teil um Mädchen handelt, die noch minderjährig (unter 21 Jahren) sind und deshalb, „um den geschmackvollen Kunstausdruck des Gesetzbuchs zu gebrauchen, in ihrer Geschäftsfähigkeit beschränkt sind". „Glücklicherweise" — meint er an einer

andern Stelle — „stehen die körperlichen Reize der Frauen mit ihrer ‚Geschäftsfähigkeit‘ in umgekehrtem Verhältnis; bei allzu zweifelloser ‚Geschäftsfähigkeit‘ werden sie regelmäßig der natürlichen Mittel zur Verführung entbehren.“ Gegenüber der Bestimmung des Entwurfs, der Unterhalt, (auch der, den die Eltern den Kindern zu gewähren haben) sei regelmäßig in einer Geldrente zu leisten, erinnert er an das Witzblatt, das täglich, mit Ausnahme der Wochentage, erscheint. Und erst das konzentrische Feuer, das er gegen den Grundsatz des Entwurfs richtet, eine Haftung für Schadenersatz entstehe nur für den, der „die Sorgfalt des ordentlichen Hausvaters“ außer Acht gelassen habe: „Und doch, welch scheußliches Zerrbild, wert von der Hand eines Juvenal oder eines Dickens gezeichnet zu werden, ist dieser ‚ordentliche Hausvater‘ des deutschen Entwurfs. Obgleich weder im Entwurf noch in den Motiven eine Begriffsbestimmung des ordentlichen Hausvaters gegeben ist, so läßt sich doch aus ihnen ein klares Bild dieser kläglichen Erscheinung gewinnen. Läßt der ordentliche Hausvater jemand in Gefahr oder Not verkommen, dem er leicht hätte helfen können, so antwortet er, daß ein ordentlicher Hausvater nur ‚über die Seinigen und das Seine mit Gewissenhaftigkeit und Treue wacht.‘ (Mot. I, 379.) Hat er ein Mädchen verführt, und verlangt es Entschädigung, so entgegnet er der Verführten, ‚daß sie trotz der Verführung der Willensfreiheit nicht beraubt war, demjenigen aber, welcher in eine beschädigende Handlung eingewilligt, nach § 706 d. E. ein Anspruch auf Schadenersatz nicht zustehe.‘ (Mot. IV, 914.) Hat ein Arbeiter im Dienste oder ein Mieter in einer ungesunden Wohnung seines Hauses die Gesundheit oder die Arbeitskraft eingebüßt, so tröstet er sie damit, daß er seine vertragsmäßigen Verpflichtungen genau erfüllt habe. (§ 503—505, 559 d. E.) Hat der ordentliche Hausvater dem Nachbarn — ohne eigentlichen Nutzen und lediglich aus Gehässigkeit — seine Fenster durch eine Mauer verbaut, so verweist er einfach auf die Motive (II, 727), wonach derjenige, ‚der ein besonderes Recht‘ (hier das Eigentumsrecht) ‚ausübt, immer haftfrei sein muß, auch wenn er aus Chikane handelt.‘“ So schlagend die Kritik, so zutreffend waren die Vorschläge, die Menger machte. Nur eines muß nachdrücklich gesagt werden: sozialistisch waren diese Vorschläge keineswegs. Versteht man unter Sozialismus, wie billig, das Streben nach einer gemeinwirtschaftlichen Gestaltung der Gütererzeugung, so sind bei Gierke viel zahlreichere Ansätze dazu vorhanden als bei Menger. Gierke will überall die bereits vorhandenen Gemeinschaften, den Staat, die Gemeinden, die Vereine, möglichst genossenschaftlich ausbauen und sie so befähigen, auch Träger wirtschaftlicher Funktionen zu werden; er will neue Gemeinschaften genossenschaftlichen Gepräges schaffen, insbesondere die Arbeiterverbände dazu erheben; daß sich daraus mit der Zeit umfassendere gemeinwirtschaftliche Organisationen entwickeln würden, ist mindestens denkbar, und dieser Gedanke scheint Gierke auch in der Tat vorgeschwebt zu haben. Mengers Anläufe in dieser Richtung sind sehr unbeträchtlich: so wenn er auf die „Entleerung“ des Eigentums zu Gunsten des Staats hinweist, oder wenn er die herrenlosen Sachen und die erblosen Verlassenschaften den Arbeiterkranken-(Unfalls-)Invaliditäts- und Altersversorgungsanstalten als der „Vertretung der besitzlosen Volksklassen“ zuweisen

will. In diesem Sinne ersehnt er auch eine Erstarkung der Familie und wünscht ein festgefügtes Eherecht. „Die Familie ist in unsrer Zeit die einzige Gemeinschaft in der das Gefühl der Brüderlichkeit und der Hingebung praktisch betätigt wird, und die besitzlosen Volksklassen haben deshalb kein Interesse, die Festigkeit der Ehe, des Fundaments der Familie, durch allzugroße Ausdehnung der Scheidungsgründe zu erschüttern. Erst dann, wenn die höhern Lebenskreise, die Arbeitergruppe, die Gemeinde, der Staat, sozial organisiert sind, und die Familie in ihren wohltätigen Wirkungen einigermaßen ersetzen, wird zu erwägen sein, ob das Band der Ehe ohne Schaden der Gesellschaft gelockert werden kann".

Aber im allgemeinen ist er nur darauf bedacht, individuelle Ansprüche Besitzloser an Besitzende zu steigern. Es liegt gewiß im Vorteile der besitzlosen Volksklassen die Rechte der Verführten gegenüber dem Verführer, des unehelichen Kindes gegenüber dem Erzeuger zu erweitern: denn die Mutter und das Kind gehören in der Regel den Besitzlosen, der Verführer und der Erzeuger, wenigstens in den Fällen, auf die es ankommt, den besitzenden Klassen an. Ebenso haben die besitzlosen Volksklassen gewiß ein Interesse daran, daß mindestens in gleichem Maße wie für Vermögensschäden, auch für Schaden an Leben, Körper, Gesundheit gehaftet werde: denn die Beschädigung dieser Güter spielt bei ihnen eine viel größere Rolle, als die etwaige Beschädigung ihres meist unbeträchtlichen Vermögens. Aber sozialistisch ist das nicht gedacht. Es widerspricht geradezu den sozialistischen Grundsätzen, den Schaden, der aus dem Verhalten des Einzelnen entspringt, in seinem meist ganz zufälligen Umfange, ausschließlich dem Beschädiger aufzubürden, und ihn so vielleicht über das Maß seiner Kräfte heranzuziehen. Viel sozialistischer ist es, gemeinwirtschaftliche Anstalten, meinetwegen hauptsächlich aus den Beiträgen der Besitzenden, die für den Unterhalt unehelicher Kinder, für den zufälligen Schaden aufzukommen hätten, zu schaffen, den Beschädiger aber nach Maß seines Verschuldens in andrer Weise zu büßen. Die Findelhäuser, die Tourniquets, die Menger so entschieden verwirft, die Arbeiterunfallversicherung, sind ihrem Grundgedanken nach sozialistischer als Mengers Vorschläge.

Höchst anregend ist auch Mengers Gedanke, wenigstens teilweise den ordentlichen Hausvater des bisherigen Rechts durch den „wackern Menschen" zu ersetzen. Er schlägt vor, in das Gesetzbuch folgenden „sehr einfachen und volkstümlichen Paragraphen" aufzunehmen: Jedermann ist verpflichtet für andre die Sorgfalt zuzuwenden, zu der ein wackrer Mensch verpflichtet ist. Jede Verletzung dieser Verpflichtung ist eine unerlaubte Handlung. Man hat darüber viel gelächelt: der wackere Mensch sei ein Ideal, der ordentliche Hausvater ein Durchschnitt; zum allgemeinen Maßstab des Verhaltens könne nicht ein Ideal sondern nur ein Durchschnittsmensch dienen. Das ist ungerecht. Auch der wackre Mensch Mengers ist ein Durchschnitt, nur ein sittlich etwas höher stehender als der wohlbehauste und wohlbegüterte Mastbürger, der bonus pater familias des gemeinen Rechts. Es stünde schlecht um unsre Gesittung, wenn man die Sorgfalt, zu der ein wackrer Mensch nach Gesetz und Volkssitte verpflichtet ist, nur einem Ideal ansinnen könnte.

Selten hat eine juristische Schrift auf weite Kreise so tiefen Eindruck gemacht, wie die Mengersche Kritik des Entwurfs. Fast alles, was heute das bürgerliche Gesetzbuch für das deutsche Reich an sozialpolitischen oder sozialpolitisch gefärbten Vorschriften enthält, ist Menger zu verdanken: die verbesserte Stellung der Verführten oder sonst zum Opfer einer unsittlichen Handlung gewordenen Frau und des unehelichen Kindes, die Ausdehnung des Wucherbegriffs auf alle Verträge, die Haftung des Dienstgebers und Vermieters für eine Leben und Gesundheit gefährdende Vertragsausübung. Noch stärker war der Einfluß Mengerscher Gedanken auf den schweizerischen Zivilgesetzentwurf, zumal in seiner ersten, noch unmittelbar von Huber herrührenden Fassung. Auch die österreichische Zivilprozeßordnung hat mehrere seiner Gedanken verwirklicht, die sich vortrefflich bewähren: war doch ihr Urheber, Franz Klein, Mengers unmittelbarer Schüler. Schwerer zu übersehen aber jedenfalls sehr groß war der Einfluß der Schrift auf die Gedankenwelt des lebenden Juristengeschlechts. In dieser Beziehung dürfte er bahnbrechend gewirkt haben. In die Jurisprudenz des bürgerlichen Rechts ist die soziale Gesetzgebungspolitik zum großen Teile erst mit ihm eingezogen.

Schon in einem frühern Werke, dem zuerst im Jahre 1886 erschienenen: Recht auf den vollen Arbeitsertrag, kündigte Menger seine weitergehenden Absichten an: er sei damit beschäftigt den Sozialismus als Rechtssystem darzustellen; die vorliegende Schrift, die das Schicksal einer einzigen sozialistischen Forderung, des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag, geschichtlich behandele, sei ein Fragment dieses Werkes. An diesem sozialistischen Rechtssystem arbeitete Menger, der es für das Hauptwerk seines Lebens ansah, unausgesetzt viele Jahre. Es erschienen endlich im Jahre 1903 unter dem Titel: Neue Staatslehre; ein verhältnismäßig schmächtiges Buch, mit dem Register 335 Seiten sehr ausgiebigen Druckes enthaltend. Aus Mengers eigenen Mitteilungen weiß ich, daß sein jetziger Umfang ein Ergebnis fortwährender Kürzungen ist: es war ursprünglich, wenn ich nicht irre, auf drei Bände berechnet. Menger legte den größten Wert auf die Kürze seiner Bücher. „Wer wirken will, muß damit rechnen, daß die meisten Menschen der Arbeit und nicht dem Bücherlesen leben. Sie haben für die Bücher nur kleine Bruchstücke ihrer Zeit übrig. Ist das Buch zu lang, um in dieser Zeit gelesen zu werden, dann bleibt es liegen, es gehört nicht dem Leben sondern der Literatur an."

Diese Neue Staatslehre ist nun wirklich ein höchst merkwürdiges Buch. Sie will ein Bild des Rechts und der Verwaltung des „volkstümlichen Arbeitsstaates" geben. „Durch die Neue Staatslehre," sagt Menger in der Vorrede, „soll der sozialistische Gedankenkreis, der in solcher Vollständigkeit noch niemals dargeboten wurde, den herrschenden und gebildeten Klassen in Deutschland und in andern Ländern näher gebracht werden. Der fast ausschließlich kritische Sozialismus mußte notwendig den Widerspruch weiter Kreise hervorrufen, weil wenige Klugheitsregeln so allgemein anerkannt sind, wie das alte Sprichwort, daß Kritisieren leicht, Bessermachen schwer ist." Hier kann nun jedermann erfahren, wie es aussehen wird, wenn einmal der volkstümliche Arbeitsstaat Tatsache

werden sollte, wie der Staat, die Gemeinde, die Arbeitergruppe, die Schule, die Kirche gestaltet wird, und endlich, mit welchen Mitteln das alles erreicht und das Erreichte festgehalten werden soll. Man könnte versucht sein, das Buch den vielen Utopien an die Seite zu stellen, die seit Platos Republik in so großer Zahl veröffentlicht worden sind, aber man täte sowohl den Utopien als auch Menger damit Unrecht. Es handelt sich gar nicht um eine phantastische Schilderung des Zustandes ewiger Glückseligkeit, den eine vernünftige Ordnung menschlicher Dinge, zumeist einhergehend mit einer erheblichen sittlichen und intellektuellen Verbesserung der Menschen überhaupt, mit sich bringen soll. Es ist eine höchst wissenschaftliche, überaus nüchterne fast durchaus juristisch-kritische Auseinandersetzung. Das Buch will eine Bewährung des sozialistischen Ideals bieten, indem es „nur die heute schon wirksamen Triebfedern des menschlichen Handelns anerkennt, indem es ferner überall an die überlieferten Anschauungen von Recht und Staat anknüpft, und nur die der weltgeschichtlichen Praxis bisher geläufigen Mittel der politischen und sozialen Umgestaltung empfiehlt.“ Bei jeder Frage wird zunächst mit erstaunlicher, allumfassender Gelehrsamkeit angegeben, was die Sozialisten aller Jahrhunderte vorgeschlagen haben. Gegenüber jedem Lösungsversuche, der in der Literatur aufgetaucht ist, wird umsichtig das Für und Wider erörtert, und endlich der eigne Standpunkt mit kurzer Begründung dargelegt.

Wenn man Anton Menger als Sozialisten bezeichnet, so ist das ebenso einfach wie nichtssagend. Es gibt keine sozialistische Partei und keine sozialistische Welt-, Rechts- oder Staatsanschauung. Eine bestimmte Bedeutung hat nur der Ausdruck Sozialdemokratie: da handelt es sich um eine politische Partei mit einem scharf umrißnen und sehr umfassenden Programm und fester Organisation. Im übrigen darf sich jeder Sozialist nennen, der eine wesentliche Umgestaltung der Gesellschaft durch sehr einschneidende Maßregeln für möglich oder wünschenswert hält. So gibt es einen königstreuen Sozialismus, einen (Beamten) Staatssozialismus, einen aristokratischen, feudalen, christlichen, kleingewerblichen, und ähnlich verschiedne Richtungen des proletarischen, demokratischen Sozialismus. Aber innerhalb dieser im Einzelnen sehr verschiedenen Gedankengänge lassen sich doch zwei geschlossne Gruppen unterscheiden. Entweder stellt man sich die Sache so vor, es werde von einer Person oder Klasse, die sich am Ruder befindet, vom König, dem Adel, der Kirche eine bessere Ordnung der Gesellschaft durchgesetzt werden, oder die heute unterdrückten Bevölkerungsschichten würden einmal, unter günstigen Umständen, den auf ihnen lastenden Druck abschütteln und das Schicksal der Menschheit, sowie das eigne Schicksal in ihre Hand nehmen. Es stehen einander also im wesentlichen zwei Strömungen gegenüber: eine autoritäre, die es von oben herab, und eine demokratische, die es von unten hinauf machen will. In der demokratischen ist die sozialdemokratische in Deutschland und Oesterreich die mächtigste, fast die einzige die in Betracht kommt; dagegen überwiegen unter den demokratischen Sozialisten Englands, Amerikas und wohl auch Frankreichs andre Lehren.

Nun, Anton Menger war gewiß kein Sozialdemokrat. Er war nie auf das Programm der Sozialdemokratie eingeschworen. Mit großer Schärfe

heben es die Sozialdemokraten, selbst die ihm sonst freundlich gesinnten, hervor. So schrieb ein führendes Blatt erst jüngst, aus Anlaß seines Todes: „Anton Menger handelt es sich immer nur um die besitzlosen Volksklassen, uns ist es um das kämpfende Proletariat zu tun. Er war unser Mitstreiter aber nicht Parteigenosse." Er wurde sogar nach seinem ersten Auftreten heftig von den Sozialdemokraten befehdet. Das hatte allerdings zunächst nur einen persönlichen Grund. Er hat sich nämlich in seiner ersten dieser Richtung angehörenden Schrift, im Recht auf den vollen Arbeitsertrag am Purpur vergriffen: er hat Karl Marx (ebenso übrigens auch Rodbertus) des Plagiats an älteren englischen Sozialisten, insbesondere William Thompson beschuldigt. Das wurde von der Sozialdemokratie auch gehörig heimgezahlt. Engels und Kautsky veröffentlichten — übrigens ohne Zeichnung — eine gemeinsam verfaßte höchst verletzende Erwiderung in der Neuen Zeit, die jedoch nichts Tatsächliches enthielt. Das Sakrileg wurde Menger von den Sozialdemokraten lange, von Kautsky wohl bis auf den heutigen Tag, nicht vergessen. Menger hielt jedoch an seiner Ueberzeugung fest. Ich hatte noch kurz vor seinem Tode Gelegenheit, mit ihm darüber zu sprechen. Als ich ihm gegenüber erwähnte, daß selbst nach seinen eignen Angaben Marx (und Rodbertus) doch nur einige unwesentliche Einzelheiten Thompson entlehnt hätte, die bei einem so außerordentlich Reichen nicht viel ausmachten — schließlich gäbe es niemand, der seinen Ahnen nicht etwas schulden würde, — da erwiderte er fast gereizt: „Nein, das ist nicht so. Als ich mich mit Marx eingehender zu beschäftigen begann, da fiel es mir auf, daß er alle Welt anführt, nur die älteren englischen Sozialisten nicht. Dann begann ich zu vergleichen und fand, daß er nicht etwa bloß einzelne Worte, sondern ganze Gedankenreihen von ihnen, zumal von Thompson, herüber nimmt. Wer das tut, der *will* plagiieren." Dem sei wie immer, der Wert, den Menger auf diese seine Entdeckung legte, schaffte ihm in der Sozialdemokratie nicht nur Gegner, sondern auch Feinde, und lag seiner sachlichen Würdigung in diesem Lager sehr im Wege: es ist bezeichnend für die Rolle, die rein persönliche Fragen im angeblich streng wissenschaftlichen Meinungskampfe spielen.

Wenn aber auch keineswegs Sozialdemokrat, so gehört Anton Menger doch zu den demokratischen Sozialisten. Es kann nach dem ganzen Inhalt seiner Werke gar keinem Zweifel unterliegen, daß er sich nie an die heute bestehenden Autoritäten, sondern immer nur an die untern, nach seiner eigenen Ausdrucksweise an die „besitzlosen" Volksklassen wendet. Sein Gedankengang ist immer derselbe: Jede Klasse, die einmal am Ruder ist, gestaltet den Staat, die Verwaltung, das Recht, wie es ihr vorteilhaft erscheint. Bisher waren überall die besitzenden Volksklassen die herrschenden, folglich haben auch Staat und Recht nur für sie bestanden, haben nur ihren Interessen gedient. Jetzt sind die besitzlosen Volksklassen immerhin soweit vorgeschritten, daß sie wenigstens gewisse Aenderungen in ihrem Interesse durchzusetzen vermöchten. Das was sie jetzt verlangen können, sagt er ihnen in seiner Kritik des Entwurfs. Werden sie aber einst die ganze Macht an sich reißen, so werden sie auch Staat und Recht vollständig in ihrem Sinne umgestalten: wie das zu machen ist, daß soll eben die neue Staatslehre lehren.

Hier liegt hauptsächlich der Gegensatz zwischen Anton Menger und dem offiziellen Glaubensbekenntnis der Sozialdemokratie. Für beide ist die soziale Frage vor allem eine Machtfrage: es handelt sich immer darum, die Machtmittel des Staats dem arbeitenden Proletariat in die Hände zu spielen, damit es ihn seinen Interessen gemäß ordnen könne. Aber nach der von den Sozialdemokraten angenommenen Lehre von Marx hat diese Lösung eine Reihe rein wirtschaftlicher Voraussetzungen. So lange sich die Gütererzeugung ausschließlich oder vorwiegend in kleinen bäuerlichen und gewerblichen Betrieben vollzieht, in denen ein Bauer oder Kleingewerbetreibender mit wenigen Hilfskräften genügend hervorbringt, um sich und die Seinigen zu ernähren, allenfalls noch einen kleinen Ueberschuß auf den nahen Markt zu bringen, kann von einem solchen Umschwung keine Rede sein. Zunächst muß die Gütererzeugung konzentriert werden: an Stelle der bäuerlichen Wirtschaften müssen Latifundien, an Stelle der kleingewerblichen Betriebe müssen Fabriken treten; das wird durch ein fortwährendes Aufsaugen des kleinen Besitzes durch den großen bewirkt. Auf diesen Latifundien, in diesen Fabriken geht die Arbeit zunächst „gesellschaftlich" vor sich: da sind nicht einige wenige Familienmitglieder und freie oder unfreie Knechte oder Gesellen, sondern Tausende und Abertausende freier Arbeiter nebeneinander und miteinander tätig. Die Gütererzeugung findet aber jetzt auch „für die Gesellschaft" statt: das Erzeugnis ist nicht mehr, wie einst das des Bauers oder des Kleingewerbetreibenden für die von ihnen beschäftigten Personen, die Familienmitglieder und Hilfskräfte, höchstens noch für den kleinen örtlichen Markt bestimmt, sondern für den Weltmarkt. Durch all das wird zunächst die Macht der Arbeiterschaft ungeheuer gesteigert. Sie ist nicht wie früher in kleinen Arbeitsstätten zersplittert, sondern zu großen Massen vereinigt. Die bloße Tatsache der Zusammenarbeit und das Bewußtsein gemeinsamer Interessen, das sie erzeugt, legt aber den Keim zu einer Organisation, der sich in der Folge gewaltig entwickelt. Andererseits wird jetzt erst die Bedeutung der Arbeiterschaft für die Gütererzeugung vollständig klar: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!" In demselben Maß sinkt die Bedeutung des Kapitalisten, des Eigentümers von Grund und Boden und der Arbeitsmittel. Als er noch Bauer oder Kleingewerbetreibender war, ist er die Seele des Ganzen gewesen; ohne seine leitende, organisatorische, beaufsichtigende Tätigkeit wäre die Arbeit in den meisten Fällen gar nicht möglich gewesen. Jetzt tritt er ganz in den Hintergrund. Schon heute wird er in der Regel als Leiter und Organisator von einem Direktor und seinen Hilfskräften ersetzt. Wird diese Entwicklung zum Abschlusse gelangt und die Macht des Proletariats auf diesem Wege genügend angewachsen sein, um vom Staate selbst Besitz zu ergreifen, so wird es ihm ein Leichtes sein, den für die Gütererzeugung ganz überflüssigen Unternehmer vollständig auszuschalten. Anton Menger unterscheidet sich von Marx hauptsächlich dadurch, daß er diese ganze Geschichts- und Wirtschaftsphilosophie schlechthin verwirft. Er sagt einfach: die besitzlosen Volksklassen werden immer mächtiger, — und gibt dafür fünf Gründe an, die allerdings zum Teile offenbar mit wirtschaftlichen Umwälzungen zusammenhängen: 1) die Erschütterung des gesamten Rechtszustands in Europa durch eine Reihe von Revolutionen

und Staatsstreichen, 2) das Zurückdrängen der religiösen Ueberzeugungen, die die besitzlosen Volksklassen einst gefesselt hatten durch die Erfahrungswissenschaften, 3) den internationalen Charakter der sozialen Bewegung; 4) das Zusammenleben der Industrie- und Landarbeiter in großen Massen, 5) die Steigerung der geistigen Ausbildung infolge der allgemeinen Schulpflicht und anderer volkstümlicher Bildungsanstalten.

Jedenfalls hängt aber nach ihm der volkstümliche Arbeitsstaat von irgend welchen wirtschaftlichen Vorgängen ganz und gar nicht ab: wo immer und wann immer die besitzlosen Volksklassen die Macht dazu haben würden, könnten sie ihn ins Werk setzen. Hätte Gaius Marius mit seinen Proletarierheeren gewußt, was zu tun ist, so hätte er es ebenso durchführen können, wie etwa der Konvent der ersten französischen Republik. Die Lösung der sozialen Frage ist ausschließlich Rechtsfrage: mit dem sozialistischen Recht wäre jederzeit auch der volkstümliche Arbeitsstaat da.

Allerdings nähert sich Menger wieder Marx, indem er doch auch eine Art von Entwicklung annimmt. In der Kritik des Entwurfs weist er mehrmals darauf hin, daß es wünschenswert wäre, wenn die herrschenden Klassen der steigenden Macht der besitzlosen Volksklassen jetzt schon in der Gesetzgebung Rechnung tragen und so den Uebergang zum volkstümlichen Arbeitsstaat langsam vorbereiten würden, damit er sich ohne Gewalttätigkeiten vollziehen könne. Das ist immerhin Entwicklung, wenn auch eine dekretierte, nicht eine aus innerer Notwendigkeit herauswachsende. Bezeichnender ist es, wie er an einer andern Stelle von der stufenweise vor sich gehenden „Entleerung" des Eigentums spricht: einerseits dadurch, daß der Eigentümer einen immer wachsenden Teil des Ertrages als Steuer dem Staatsschatz abliefern muß, andererseits dadurch, daß er infolge der immer mehr um sich greifenden Flur-, Forst-, Berg-, Wasser-, Straßen-, Gewerbe-, Feuer-, Bau- und Gesundheitspolizei sowie des Enteignungsrechts, bei Benützung des Eigentums auf Schritt und Tritt der Aufsicht und Zustimmung der Verwaltungsbehörden unterworfen ist. „Das Ende dieses geschichtlichen Prozesses wird allerdings darin bestehen, daß das Eigentum und damit das ganze Privatrecht vollständig vom öffentlichen Recht überflutet wird, ähnlich der Insel Helgoland, von der jährlich ein Stück abbröckelt, und die schließlich in den Wellen des Ozeans untergehen muß." Hier erscheint die Entwicklung schon mehr als Ergebnis des Waltens dunkler Naturkräfte. Aber in der neuen Staatslehre suche ich vergeblich nach deutlichen Spuren dieses Gedankenganges.

Gewiß ist der Marxistische Gedankenbau außerordentlich lückenhaft. Menger sagt mit Recht: Staats- und Rechtseinrichtungen, Religion, Sittlichkeit, Kunst, Wissenschaft, alles in der Welt im Sinne der marxistischen „materialistischen Geschichtsauffassung" von der Art und Weise der Gütererzeugung abhängig zu machen, das ist eine Einseitigkeit, die ans Lächerliche streift. Nicht einmal für die Rechts- und Staatseinrichtungen trifft das durchgehends zu. Aber es ist schon ziemlich viel, den außerordentlichen Zusammenhang zwischen der Gütererzeugung und den Rechts- und Staatseinrichtungen so wie Marx dargelegt zu haben. Andere mögen ja noch andere Zusammenhänge nachweisen: schon Montesquieu hat damit begonnen.

Daß sich aus dem von Marx behaupteten Zusammenhange der schließliche Sieg des Kollektivismus ergäbe, das soll wieder nicht behauptet werden: die neueste Entwicklung, zumal in England und den Vereinigten Staaten scheint sehr dagegen zu sprechen.[1]) Menger beruft sich gegen Marx auf die Rezeption des römischen Rechts in Deutschland, die von den deutschen Fürsten veranlaßt worden sei; auf die Art, wie Napoleon den Code Napoleon Völkern in den verschiedensten wirtschaftlichen Verhältnissen aufgedrängt habe, und wie sich dieser gerade in den rückständigsten Ländern, Neapel und Polen, länger als in fortgeschrittenen erhalten hätte. Aber die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Deutschlands zur Zeit der Aufnahme des römischen Rechts entsprachen in hohem Grade denen des römischen Reichs zur Zeit, als das in Deutschland aufgenommene römische Recht dort entstanden war; wie sehr es aber trotzdem von der Wissenschaft und Rechtspflege für die deutschen Verhältnisse erst zurechtgeschnitten werden mußte, wie sehr das gemeine Recht auch in der Folge den jeweiligen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen angepaßt worden ist, das weiß jeder Kundige. Auch die rückständigsten Länder des Code Napoleon, auch Neapel und Polen, standen in keinem allzu großen Gegensatz zu dem Frankreich, das sich im Code Napoleon ein technisch vortreffliches bürgerliches Recht geschaffen hatte; es ist also immerhin verständlich, daß dieser anwendbar blieb. Insoweit es aber Unterschiede gab, wurde ihnen durch gesetzgeberische Maßregeln, zahlreiche Aenderungen seines Wortlautes, noch mehr aber in der Rechtspflege, Rechnung getragen. Daß der Code Napoleon in Polen und Neapel, ja sogar in Belgien oder im rechtsrheinischen Deutschland ganz anders angewendet worden ist, als in Frankreich dürfte kaum bezweifelt werden können: der jüngst erschienene Livre du centenaire du Code Civil gibt über dessen Schicksale in den verschiedenen Ländern seiner Geltung sehr interessante Aufschlüsse. Selbst das österreichische bürgerliche Gesetzbuch ist ein ganz anderes Ding in Niederösterreich oder Böhmen einerseits und in Galizien oder Dalmatien andererseits. Aber ist es je einem Volke auf höherer Entwicklungsstufe eingefallen, sein Recht einem ganz tief stehenden Volke aufzudrängen? Galt je der Code Civil für den Eingeborenen Algeriens, das englische Recht für den Hindu, das amerikanische für den wilden Indianer, das russische für die Steppenvölker Asiens, das österreichische bürgerliche Gesetzbuch für die Bosniaken? Bekanntlich sind alle Versuche, Aehnliches durchzusetzen, gescheitert.

Dabei überschätzt aber Menger gar sehr die Bedeutung all dieses aufgedrängten Rechts. Es bleibt regelmäßig doch nur an der Oberfläche haften. Die Bevölkerung findet schon die Mittel, um sich mit den Bestimmungen, die ihr nicht passen, abzufinden. In Oesterreich ist bei der bäuerlichen deutschen Bevölkerung das hergebrachte Anerbenrecht, bei der slavischen und italienischen die Freiteilbarkeit des Grundbesitzes bestehen geblieben, obwohl formell seit fast vierzig Jahren überall dasselbe bürgerliche Gesetzbuch gelten sollte. So ist es auch in unzähligen andern Fällen. Und wenn das aufgedrängte Recht einmal dazu geführt hat, daß in einem

[1]) Vgl. den Anhang über die Verelendungs-Theorie.

Prozesse gegen den bisherigen Brauch entschieden wurde, so ist das doch von keiner großen Tragweite. Das kommt ja doch nur sehr selten vor; wie oft werden denn überhaupt Prozesse geführt? Deswegen können sich die Leute ein ihnen wenig angemessenes bürgerliches Recht ruhig gefallen lassen; es berührt sie noch weniger als die Verfassungsänderungen, deren geringe Wirkung auf das tägliche Leben Menger selbst mehrmals hervorhebt. Aber ganz etwas anderes wäre die Einführung des „volkstümlichen Arbeitsstaats". Das müßte nicht nur das ganze öffentliche, sondern das ganze private Leben vollständig umstülpen; jede Anordnung würde wirklich durchgreifen, ins Leben umgesetzt werden müssen. Am besten zeigt der stille Aufruhr, an dem Kaiser Joseph II. schließlich gescheitert ist, wie wenig sich die Leute derartige allzustarke staatliche Eingriffe in ihr Privatleben ruhig gefallen lassen. Hätte Napoleon es versucht, anstatt des Code Civil die Grundsätze der Neuen Staatslehre zu verwirklichen, ich glaube, er wäre trotz aller seiner Machtmittel noch viel früher weggefegt worden, als es ohnehin geschehen ist. Aber auf einen solchen Gedanken wäre Napoleon selbstverständlich nie verfallen.

Der Standpunkt Mengers wird erst verständlich, wenn man sich daran erinnert, daß er in der sozialen Frage ausschließlich ein Verteilungsproblem sieht: er sagt es ausdrücklich an mehreren Stellen der Neuen Staatslehre. Die einmal auf der Erde vorhandenen Arbeitsmittel, worunter Grund und Boden, Maschinen, Werkzeuge und Rohmaterialien zu verstehen sind, liefern den Ertrag an unmittelbar verbrauchbaren Gütern, von dem die Menschheit ihr Leben fristet. Heute wird dieser Ertrag, meint Menger, nach einem ganz unberechtigten Schlüssel verteilt: die herrschenden Klassen erhalten den Löwenanteil, die unterdrückten möglichst wenig. Es handelt sich also nur darum, eine andere Verteilung festzusetzen: entweder jedem den Anteil nach Maßgabe des Bedürfnisses zuzubilligen, wie es die subjektiven sozialistischen Verteilungssysteme fordern, oder nach Maßgabe seiner Leistung („das Recht auf den vollen Arbeitsertrag") im Sinne der objektiven Verteilungssysteme. Das scheint allerdings sehr einfach: das Dekret einer allmächtigen Regierung könnte genügen, um es durchzusetzen. So liegen die Sachen aber in Wirklichkeit doch nicht.

Der Laie pflegt allerdings gerne auf die ungeheuren Vermögen hinzuweisen, die sich, immer wachsend in den Händen der einzelnen Angehörigen der herrschenden Klassen ansammeln, und könnte man diesen Zuwachs ohne weiteres verteilen, dann wäre allerdings allen recht bald geholfen. Allein der Volkswirt weiß, daß der größte Teil dieses Zuwachses nicht in Gebrauchsgegenständen besteht, die zur Verteilung reif wären, sondern in Arbeitsmitteln, in Maschinen, Werkzeugen, Rohmaterialien. Dieser Teil des Ertrages wird also von den herrschenden Klassen nicht verzehrt, sondern „kapitalisiert." Auch wer für seine Ersparnisse Staatspapiere oder Aktien kauft, kapitalisiert im volkswirtschaftlichen Sinne, wenn der Staat oder die Aktiengesellschaft dafür nicht Verbrauchsgegenstände sondern Maschinen, Werkzeuge oder Rohmaterialen erzeugen läßt; wer von seinen Ersparnissen ein Darlehen gibt, kapitalisiert, wenn der Darlehensnehmer das Darlehen nicht verbraucht, sondern damit Arbeitsmittel, also Werkzeuge, Maschinen,

Rohmaterialien anschafft. Aber das, was heute die herrschenden Klassen tun, müßte der volkstümliche Arbeitsstaat auch tun. Auch er müßte kapitalisieren: einen Teil der Arbeitskraft und der Arbeitsmittel dazu verwenden, nicht Verbrauchsgegenstände sondern Werkzeuge, Maschinen, Rohmaterialien zu erzeugen, um die vorhandenen Bestände zu ergänzen, zu verbessern, neuen Forderungen nachzukommen.

Nur vom Luxus gilt etwas anderes. Insoferne die herrschenden Klassen einen Teil des gesellschaftlichen Ertrages dazu verwenden, um ihren Luxus zu bestreiten, also die Maschinen und Rohmaterialien, die zur Herstellung von Luxusgegenständen notwendig sind, zu erzeugen und die Arbeiter, die dabei beschäftigt sind, zu erhalten, so ist das vom Standpunkte der unterdrückten Volksklassen Verschwendung, und könnte im volkstümlichen Arbeitsstaate vermieden werden. Aber so groß uns auch heute der Luxus Einzelner erscheinen mag, so bildet er doch, wie ich glaube, nur einen geringen Bruchteil des Ertrages des ganzen Volksvermögens. Würde man ihn selbst ganz beseitigen, würde man alle Maschinen, Rohmaterialien, Arbeiter, die heute beim Luxus beschäftigt sind, dazu verwenden, nützliche Gebrauchs- und Verbrauchsgegenstände zu arbeiten, die Lebenshaltung des einzelnen Proletariers würde sich kaum merklich heben. Menger selbst nimmt an, daß im volkstümlichen Arbeitsstaate sogar die Lebenshaltung der städtischen Arbeiter, der aktivsten Klasse des Arbeiterstandes, „wenn für diese der Durchschnitt des ganzen Staats genommen würde, trotz der Abschaffung des arbeitslosen Einkommens, in manchen Fällen nicht erhöht, ja vielleicht ausnahmsweise sogar erniedrigt werden müßte.“ Würde man also das ganze arbeitslose Einkommen abschaffen, und so jeden Luxus unmöglich machen, so würde die damit erzielte Ersparnis selbst nach Mengers Meinung nicht hinreichen, um auch nur allen Arbeitern eine bessere Lebenshaltung als die heutige zu sichern.

Und wäre die Abschaffung des Luxus unbedingt ein Segen? Gewiß, ein Teil des Luxus ist vom Standpunkte eines gesitteten Menschen aus betrachtet, ganz überflüssig; Austern und ungesalzenen Kaviar, Perlen und Brillanten, zumal die falschen, könnte die Menschheit ohne Schaden entbehren; und es wäre ein Gewinn für die Volkswirtschaft, wenn man die Arbeitsmittel und Arbeitskraft, die bei deren Herstellung verloren gehen, nützlichen Dingen zuwenden würde. Aber ein Teil des Luxus ist gerade das, was unser Leben mit dem höchsten Inhalt erfüllt: Kunst, Literatur, Wissenschaft, Bildung. Und ich glaube nicht, daß es möglich ist, den sittlich und ästhetisch gerechtfertigten Luxus vom ungerechtfertigten zu trennen. Die höchsten Güter der menschlichen Gesittung können nach meiner besten Ueberzeugung nur in Freiheit gedeihen. Das ist der berechtigte Kern des Kampfes, der heute um die Freiheit der Kunst tobt: nicht als ob alles tatsächlich Kunst wäre, was dafür ausgegeben wird, sondern weil man die angebliche Kunst nicht treffen kann, ohne die wirkliche arg zu bedrängen. Das ist auch der große Wert der wohl endgültig errungenen Freiheit der wissenschaftlichen Forschung. Menger will wenigstens die Religion der Oberaufsicht der Organe des volkstümlichen Arbeitsstaates entziehen, der er die Sittlichkeit unterwirft: ich würde mir sie auch in Bezug auf meine wissenschaftlichen, ästhetischen und . . Luxusbedürfnisse nach Möglichkeit verbitten.

Verschiedene Gründe haben mich veranlaßt, diese Kritik der Mengerschen Lehren so ausführlich vorzubringen. Einst sein begeisterter Jünger, allerdings lange vor dem Erscheinen der Neuen Staatslehre, und hauptsächlich von der Kritik des Entwurfs angeregt, habe ich mich schon seit Jahren von ihm innerlich getrennt, den freundschaftlichen Verkehr fortsetzend. So konnte ich nicht umhin, ihm meine Bedenken gegen seine, mir meistens in Gesprächen mitgeteilten Ansichten vorzubringen. Menger wies nun gegen meine Zweifel, ob die bloße Verteilung des Volkseinkommens genügen werde, um den gewünschten Erfolg zu erzielen, auf die kommunistischen Gemeinden in den Vereinigten Staaten von Amerika hin. Diese kommen mit ihrer kommunistischen Organisation vortrefflich aus, sammeln ungeheure Reichtümer und gehen in der Regel nur daran zu Grunde, daß sie, reich geworden, keine neuen Mitglieder mehr aufnehmen: so stürben sie langsam aus; die wenigen übrig Bleibenden verteilen den Reichtum unter sich.

Ich fand das wenig überzeugend. Die kommunistischen Gemeinden, fast ausschließlich auf religiöser Grundlage, bestehen aus besonders auserlesenen, tüchtigen Menschen. Sie arbeiten viel und gerne, bedürfen wenig Aufsicht, wer sich nicht dazu eignet, wird ausgestoßen. Wo die Verhältnisse weniger günstig lagen, blieb auch der Erfolg bekanntlich aus. Der volkstümliche Arbeitsstaat müßte aber selbstverständlich mit einem viel minderwertigeren Materiale rechnen. Aber den kommunistischen Gemeinden deckt ihre eigene Arbeit doch auch nur ihr Nahrungsbedürfnis und einigermaßen das Bedürfnis nach Kleidung, Wohnung und Hauseinrichtung: alles in größter Einfachheit. Da sie für Komfort, Kunst und Wissenschaft, Bildung nichts oder nur sehr wenig ausgeben, so können sie umso mehr erübrigen. Ob der volkstümliche Arbeitsstaat seinen Bürgern die spartanische Lebensführung dieser vom religiösen Eifer beseelten Asketen zumuten könnte, mag dahingestellt werden. Aber um so schwerer fällt es in die Wagschale, daß diese, indem sie den, allerdings sehr namhaften, Ueberschuß ihrer Bodenerzeugnisse gegen Erzeugnisse fremder, also kapitalistisch nicht kommunistisch, arbeitender Betriebe austauschen, doch an dem ganzen technischen und wirtschaftlichen Fortschritt der übrigen, kapitalistischen, Welt, wenn auch nur mittelbar teilnehmen: es ist sehr fraglich ob die ganze Welt, wenn sie kommunistisch organisiert wäre ihnen etwa die Ackerbaumaschinen, die sie brauchen, so wohlfeil und in solcher technischen Vollendung liefern könnte. Und vollends, wenn sie ihre überschüssigen Bodenerzeugnisse gegen Häuser, die sie vermieten, Grundbesitz, den sie verpachten, oder gegen zinstragende Wertpapiere eintauschen, so legen sie ihren Reichtum ganz kapitalistisch in Rente an, nehmen also, um wieder in Mengers Sprache zu sprechen, an dem in der kapitalistischen Welt erzeugten arbeitslosen Einkommen, teil. Endlich besorgt der individualistische Machtstaat den kommunistischen Gemeinden eine Menge sehr kostspieliger Dinge, liefert ihnen was sie an Armee und Marine, Eisenbahnen, Telegraphen, Schiffen, an höherm Unterricht, Kunst, Wissenschaft, Erfindungen, brauchen, oder brauchen würden, wenn sie die ganze Menschheit umfassen würden. Menger widerlegte diese Einwürfe, die ich vorgebracht habe, nicht mehr, sondern brach das Gespräch mit den Worten ab: „Ja, Sie sind älter und konservativer geworden."

Daß die soziale Frage nicht bloß die Frage einer andern Verteilung des Ertrages der Volkswirtschaft ist, wird heute wohl von allen wissenschaftlich gebildeten Sozialisten anerkannt: zumal Marx selbst und die Marxisten erwarten das Heil weder vom Recht auf Existenz, noch auch vom Recht auf Arbeit oder auf den vollen Arbeitsertrag. Sie gehen vielmehr alle davon aus, daß eine nach einem bestimmten Plan geordnete Gütererzeugung nicht nur eine gerechtere Verteilung des Volkseinkommens, sondern auch eine solche Steigerung des Ertrages mit sich bringen würde, daß damit der Bedarf aller Volksgenossen reichlich gedeckt wäre[1]). Wie sie sich das vorstellen, darüber ist allerdings aus ihren Schriften nicht viel zu entnehmen. Vielleicht die ernsteste Arbeit darüber ist die vor mehreren Jahren erschienene kleine Schrift: Ein Blick in den Zukunftsstaat. Produktion und Konsum im Sozialstaat von Atlanticus. (Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. 1898.)

Die Schrift ist in einem bekannten sozialdemokratischen Verlage erschienen und wurde von Kautsky, dem wissenschaftlichen Vertreter des strengsten Marxismus, bevorwortet. Zwar sagt Kautsky in der Vorrede, der Verfasser stehe Anton Menger näher als Marx und wende sich in seiner Arbeit zu wiederholten Malen sowohl gegen einzelne Marxisten, wie auch gegen ihre ganze Richtung, die Schrift sei nur deswegen von ihm herausgegeben worden, weil sie keine Aussicht hätte in einem bürgerlichen Verlage angenommen zu werden. Der Verfasser trete aus naheliegenden Gründen unter einem Pseudonym vor das Publikum, „dank der famosen Freiheit, die die Wissenschaft im Lande der Dichter und Denker genießt". Nichtdestoweniger bestätigt es Kautsky dem Verfasser, daß seine Arbeit eine Lücke in der sozialistischen Literatur ausfülle oder zum mindesten ihre Ausfüllung anbahne. Und an einer andern Stelle der Vorrede sagt er: Die vorliegende Schrift ist unseres Wissens die erste, die ziffernmäßig den Beweis zu erbringen versucht, daß schon mit den heutigen Produktivkräften, bei liberalster Entschädigung der bisherigen Kapitalisten und auch noch ihrer Nachkommen, Wohlstand für alle Mitglieder der Gesellschaft möglich ist, wenn die Gesellschaft die planmäßige Produktion wenigstens aller notwendigen Konsummittel in die Hand nimmt. Dieser Nachweis behält seine Beweiskraft auch dann, wenn man sich die Zukunftsgesellschaft anders vorstellt als der Verfasser, und auch, wenn man der sichern Ueberzeugung ist, daß diese Gesellschaft ganz anders aussehen wird, als sie uns heute erscheinen kann. Kautsky findet daher in der Schrift den ziffernmäßigen Beweis, daß „die heutigen Produktivkräfte bei planmäßiger gesellschaftlicher Anwendung hinreichenden Wohlstand für alle zu erreichen vermöchten". Aber auch Menger, dem der Verfasser, der sich mehrmals auf ihn beruft, übrigens unbekannt geblieben ist, hat sich über dessen Arbeit mir gegenüber anerkennend ausgesprochen.

Umso interessanter ist die Schrift für uns. Sie will zunächst einen rechnungsmäßigen Beweis erbringen, daß die bloße planmäßige Organisation

---

[1]) Aehnliches erwarten die Anarchisten von einer jedem Einzelnen ganz frei gegebenen Gütererzeugung.

der Gütererzeugung Deutschlands, wie sie in einem sozialistischen Gemeinwesen bestehen wird, genügen würde um deren Leistungsfähigkeit so zu heben, daß sie den ganzen Bedarf von 60 Millionen Menschen reichlich decken könnte. Sie gibt zu diesem Zwecke einen ziemlich ins Einzelne gehenden Wirtschaftsplan, mit großer Sachkenntnis und eingehenden Berechnungen. Die Schrift ist also gewissermaßen eine technische und volkswirtschaftliche Ergänzung der Neuen Staatslehre Mengers. Daß sie vom Mengerschen Standpunkte aus geschrieben und von einem so strenggläubigen Marxisten wie Kautsky anerkannt worden ist, läßt sie nur um so wertvoller erscheinen.

Die Methode des Verfassers ist an sich recht einfach. Er geht bei der Betrachtung der verschiedenen Zweige der Gütererzeugung überall von einem Betriebe aus, der heute schon besteht und mit den besten technischen Hilfsmitteln versehen ist. Dann wird angenommen, daß alle Betriebe in Deutschland in diesem Zweige der Gütererzeugung so ausgestattet werden könnten wie dieser. Sohin wird der rechnungsmäßige Beweis erbracht 1) daß ein Volk von sechzig Millionen genügend arbeitsfähige Männer und Weiber hat, um alle diese Betriebe mit Arbeitskräften zu versehen; 2) daß die auf solcher Höhe stehenden Betriebe genügend erzeugen werden um für ein Volk von sechzig Millionen Genußmitteln aller Art reichlich zu liefern. Dabei müssen allerdings auch die Kolonien in Anschlag gebracht werden, in denen Arbeitszwang eingeführt wird, denn „freiwillig wird der Neger bei seiner Bedürfnislosigkeit selten arbeiten." So hofft er den Fleischverbrauch, der gegenwärtig etwa 70 kg auf den Kopf beträgt, auf 100 kg, den Butterverbrauch von 9 Pfund auf 30—32 Pfund, den Zuckerverbrauch von 12 kg auf 30 kg, den Bierverbrauch von 100 l auf 200 l zu heben.

Bezüglich der Einzelheiten verweise ich auf die Schrift selbst. Hier müssen einige wenige Beispiele genügen. „In der Landwirtschaft wird für den Sozialstaat nichts übrig bleiben, als mit dem bisherigen Bewirtschaftungssystem zu brechen und fast sämtliche Wirtschaftshöfe neu zu erbauen. Jeder Wirtschaftshof müßte inmitten eines Landguts liegen von rund 160 ha Ackerfläche und 40 ha Wiesen. Die Bodenbearbeitung könnte mittels Elektrizität geschehen, und es wäre zu diesem Zwecke auf etwa je 10 Wirtschaftshöfe der gedachten Größe eine elektrische Zentralanlage einzurichten, von der aus dann auch die Dreschmaschinen, Futterschneider, Milchzentrifugen u. s. w. in Bewegung gesetzt, sowie für elektrische Beleuchtung gesorgt werden könnte. Nach dem im Mai 1897 ausgegebenen Prospekt der Firma L. Borsig ist zum Betrieb von fünf elektrischen Pflügen, die je 5 ha in zehn Stunden auf 35 cm Tiefe umackern könnten, eine Zentrale von 250 Pferdekraft in Aussicht genommen, die zusammen 177000 Mk. kosten würde, einschließlich des Gebäudekapitals würden sich die Kosten wohl noch um 30000 bis 50000 Mk. erhöhen." — „Die sehr gut eingerichtete Bäckerei von Vooruit in Gent bäckt wöchentlich mit Hilfe von 30 Bäckern ca. 70000 kg Brot, es entfallen also 335 kg Brot pro Bäcker und Tag. Nehmen wir nun den künftigen Brotkonsum zu 10 Millionen Tons an, zu dessen Herstellung außer 7 Millionen Tons Mehl 2½ Millionen Tons Kohle benötigt würden, so wären, unter Voraussetzung der Leistungen von Vooruit bei 300 Arbeitstagen bloß 100000 Ar-

beiter erforderlich." „Sämtliche landwirtschaftliche Betriebe, Villenkolonien, staatliche Warenlager müßten, soweit sie nicht an einer Vollbahn gelegen sind, den Anschluß einer Kleinbahn von 60 bis 75 cm Spurweite erhalten. Der Verkehr von schwerfälligen Lastfuhrwerken sowohl auf dem Lande wie in den Städten müßte verschwinden. Zu dem Zwecke wären wohl an 150000 bis 200000 km Kleinbahnen neu zu erbauen."

Das alles ist gewiß recht anziehend. Es ist wohl auch anzunehmen, daß eine in dieser Weise ausgerüstete Landwirtschaft und Industrie genügen würde um ziemlich weitgehenden Forderungen zu entsprechen. Aber eine Frage drängt sich auf, die noch nicht beantwortet ist: woher wird die sozialistische Gesellschaft die Mittel nehmen, um alle diese Verbesserungen herzustellen? Denn es handelt sich keineswegs um ein Kinderspiel. Zur sozialistischen Gesellschaft müßten doch mindestens alle Staaten Europas, höchstens mit Ausnahme der Türkei und die Vereinigten Staaten von Amerika gehören. Und umfassen soll sie, nach den Vorschlägen des Atlanticus — andere Sozialisten gehen noch viel weiter — die ganze Landwirtschaft mit Ausnahme des Gartenbaus und der heutigen Parzellenwirtschaft, und von der Industrie: die Getreidemüllerei, Bäckerei, Fleischerei, Bierbrauerei, Tabakfabrikation, Schuhmacherei, Gerberei, Schneiderei und Wäschekonfektion, Textilindustrie, Ziegelerzeugung, Maurerarbeit, Zement-, Eisen-, Maschinen-, Glas- und chemische Industrie, die Bergwerke, die Tischlerei, Parquettfabrikation, Zimmermannsarbeiten, Klavierfabrikation, Böttcherei, Papier-, Seifen- und Lichtfabrikation und das gesamte Verkehrswesen. Ausgenommen sollen nur werden: die Erzeugung von Luxusgegenständen, Möbeln, das Bauen von Wohnhäusern, die Besorgung des Haushalts, das Herausgeben von Büchern und Zeitschriften. Diese würden der Privatinitiative überlassen werden.

Nun, die Landwirtschaft und die Industrie in diesem Umfange mit allen Errungenschaften der modernen Technik auszustatten, für sie die Ergebnisse der Wissenschaft vollständig zu verwerten, das ist eine Aufgabe, wie sie die Menschheit bisher noch nie zu bewältigen hatte. Unübersehbar sind die Mengen von Arbeitsmitteln und Arbeitskraft die dazu notwendig wären. Diese werden aber der sozialistischen Gesellschaft vorerst nicht in größeren Umfange zur Verfügung stehen wie der heutigen; dadurch, daß das „Endziel" erreicht, das Kapital niedergeworfen, die Erorberung der Produktionsmittel durch die Arbeiterklasse vollendet ist, ist der Gesellschaft weder an Maschinen, noch an Rohmaterialien noch auch an Arbeitskraft etwas zugewachsen. Ja, auch an Arbeitskraft nicht. Es werden zwar alle vorhandenen Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, aber diese werden doch nur soweit verwertet werden können, als Arbeitsmittel da sind, um sie zu beschäftigen. Und bis zur Durchführung aller in Aussicht genommenen Verbesserungen wird die sozialistische Gesellschaft ebenso wie die heutige leben müssen: die Arbeitsmittel und Arbeitskräfte werden daher vor allem Güter zu erzeugen haben, die notwendig sind, damit die Gesellschaft vorläufig ihr Leben fristet; erst wenn diese gedeckt sind, könnte man daran denken, sie dazu zu verwenden, um all die technischen Verbesserungen, von denen der Verfasser spricht, in Industrie und Landwirtschaft einzuführen.

Die sozialistische Gesellschaft wäre dabei der heutigen Gesellschaft gegenüber insofern im Vorteile, als die Erzeugung eigentlicher Luxusgegenstände entfallen würde. Diese Ersparnis würde aber dadurch aufgewogen werden, daß sie die Arbeitskräfte unmöglich in dem Maße wie die heutige ausbeuten könnte. Ich kann mich jedoch der Ueberzeugung nicht erwehren, daß die Gütererzeugung auch sonst nach einigen Richtungen weniger ergiebig wäre: der Stachel des Gewinnes der heute den Treiber abgibt, würde fehlen, die sozialistische Organisation würde, wie jede neue Organisation, zum mindesten bis sie sich einlebt, schlecht arbeiten. Eher würde es ins Gewicht fallen, wenn es gelänge die Kriegsrüstungen abzuschaffen oder mindestens einzuschränken: dann könnten allerdings unermeßliche Mengen von Arbeitsmitteln und Kräften für nützliche Arbeit frei werden. Dazu brauchen wir jedoch keinen Sozialismus. Ich wüßte nicht warum die Abschaffung oder Einschränkung der Kriegsrüstungen in einer sozialistischen Gesellschaft leichter zu erreichen wäre als in der heutigen. Sie würde der Menschheit heute schon alle Vorteile bringen, die sie von der großen gesellschaftlichen Umwälzung erwarten könnte.

Die große technische Vervollkommnung der Betriebe, die uns in Stand setzen könnte, die Welt mit allen Genußmitteln bis zum Ueberflusse zu versorgen, sind daher allem Anscheine nach in der sozialistischen Gesellschaft nicht eher möglich als in der heutigen. Wenn die einzelne Betriebe heute nicht mit den besten Einrichtungen arbeiten, so ist das deswegen der Fall, weil es ihnen an Arbeitsmitteln, an Kapital und Unternehmungsgeist und an Arbeitskräften mangelt: aber es ist gar nicht klar, warum die sozialistische Gesellschaft mehr Unternehmungsgeist, Arbeitsmittel und Arbeitskräfte haben sollte. Auch rechtlich würde die Sache nicht viel anders als heute stehen. Für die großen Verkehrswege und für den Schurf besitzt schon die heutige Gesellschaft das Enteignungsverfahren: sind deswegen alle Schienenstränge gelegt, alle Kanäle gebaut, alle Bergwerke erschlossen? Und mehr als enteignen wird auch die sozialistische Gesellschaft nicht können.[1])

Allerdings findet man nicht selten alles Ernstes die Ansicht vertreten, die Technik habe heute einen Grad der Entwicklung erreicht, daß sie jeder Aufgabe, die an sie herantritt, gewachsen sei. Wäre das richtig, dann könnte man wohl annehmen, daß es schon unseren heutigen Maschinenfabriken möglich wäre, der Landwirtschaft und der Industrie die Einrichtungen zu liefern, die notwendig wären, um ihre Erzeugung zu verzehnfachen oder auch zu verhundertfachen. Daß das ein Irrtum ist, liegt jedoch auf der Hand. Es werden aus gewissen Erscheinungen in der heutigen Gesellschaft Schlüsse gezogen, die für eine sozialistische Gesellschaft unzulässig sind. Die Gütererzeugung in einer solchen muß selbstverständlich die gesellschaftlichen Bedürfnisse nach Maßgabe ihrer Dringlichkeit decken: sie könnte unmöglich an einem unterirdischen Tunnel, der Europa mit Amerika verbindet, arbeiten

[1]) Allerdings sagt auch Atlanticus gelegentlich (S. 21), „daß eine bedeutende Hebung der Produktion nicht im Handumdrehen erfolgen kann, sondern auch nach Durchführung der Verstaatlichung dazu Jahre erforderlich sind". Wie leicht er sich die Sache trotzdem vorstellt, ergibt sich aus dem, was er S. 64 über die Maschinenindustrie (im Eingange) sagt.

lassen, wenn sie die Arbeitskräfte und Arbeitsmittel unumgänglich brauchen würde, um viel dringendere Bedürfnisse zu befriedigen, um etwa Nahrung oder Kleider zu erzeugen. Die kapitalistische Gesellschaft könnte das. Denn ihre Erzeugung besitzt einen Leitstern, der in der sozialistischen fehlen wird: das Geld. Sie erzeugt ausschließlich das, was die, die Geld haben, von ihr verlangen. Sie ist jederzeit bereit, die für die europäische Bevölkerung wichtigsten Arbeiten liegen zu lassen, wenn Kriegsschiffe, die sie für eine südamerikanische Republik liefern soll, mehr Gewinn verheißen. Ihre große Leistungsfähigkeit beruht eben darauf, daß sie, um sich auf ein einziges Ziel zu sammeln, alles andere straflos vernachlässigen darf. Wenn Rußland ein Milliardenanlehen zu Kriegszwecken aufnimmt, so bedeutet das, daß von nun eine große Anzahl von Bergwerken und Fabriken unmittelbar und mittelbar nur Waffen und Kriegsschiffe für Rußland arbeiten werden, daß ein großer Teil der Landwirtschaft mit ihren Erzeugnissen Arbeiter unterhalten werde, die nichts als Waffen und Kriegsschiffe für Rußland herstellen. Wollte der Sozialistenstaat nach diesem Muster vorgehen, er müßte sich dazu verstehen, es ebenso wie der heutige es zum Teile tut, seine Bevölkerung für lange Zeit auf halbe Ration zu setzen, um die Landwirtschaft und die Industrie mit technisch vollendeten Werkzeugen auszustatten.

Diese Eigentümlichkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung unterscheidet sie sehr wesentlich übrigens nicht bloß von der sozialistischen, sondern auch von der des Altertums und des Mittelalters. Sie war es auch, die Carlyle und andere mittelalterlich angehauchten Romantiker mit so tiefem Abscheu gegen die „moderne Geldwirtschaft" erfüllte. So hart auch die mittelalterlichen Herrschaftsverhältnisse gewesen sein mögen, der Herr verkaufte seine Erzeugnisse nicht für Geld an den Meistbietenden, sondern sorgte damit vor allem für das leibliche Wohl seiner Untergebenen. Deren Gegenleistung braucht man sich nicht allzu drückend vorstellen; sie war es auch zum großen Teile nicht, im Verhältnisse zu der so manches modernen Fabrikarbeiters.

Es scheint mir nach alledem klar zu sein, daß jeder politische Sozialismus, Mengerscher, Marxscher oder auch anarchistischer Färbung ein bedenklicher Irrweg ist. Dadurch allein, daß die arbeitenden Volksklassen die Zügel der Regierung ergreifen, durch das Dekret ihrer allmächtigen Regierung eine andere Gesellschaftsordnung einführen, würde sich weder das Gesamteinkommen noch die Lebenshaltung der großen Massen erhöhen. Das ist der große Fehler jeder Zusammenbruchstheorie. Sie glaubt aus dem Zusammenbruch werde, gewissermaßen von selbst, eine bessere Gesellschaft hervorgehen; aber jeder Zusammenbruch wirkt zunächst wertzerstörend und organisationszerstörend, und es hat noch immer recht lange gedauert, bis nach einem solchen die kulturelle und wirtschaftliche Höhe erreicht worden ist, die früher geherrscht hatte. Unser Leben kann nur so schöner und auskömmlicher gestaltet werden, daß die vorhandene Gütermenge vergrößert wird, sei es durch größere Arbeitsleistung, sei es durch größere Ergiebigkeit der Arbeit. *Alles übrige ist volkswirtschaftliche Alchemie.*

Aber, wenn auch die sozialistische Organisation der Gesellschaft gewiß nicht Ursache des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs zu werden ver-

möchte, so könnte sie doch als Folge davon auf die Welt kommen. Je größer das Volkseinkommen, umsomehr kann davon der Masse des Volkes zugute kommen, sei es als Lohnsteigerung, sei es in der Form von großen gemeinnützigen Anstalten und Anlagen (Munizipal- und Staatssozialismus). Es ist vor allem Aufgabe der Sozialpolitik, dafür zu sorgen: eine Aufgabe, der sie sich auch im individualistischen Machtstaat unter dem Drucke der wachsenden Macht der Arbeiterschaft schon bisher einigermaßen gewachsen gezeigt hat, und sich, wenn nicht alle Anzeichen trügen, in der Zukunft viel besser gewachsen zeigen wird. Aber selbst die heutige, gewiß recht bescheidene Sozialpolitik, hat doch nur der infolge des technischen und politischen Fortschritts sehr gesteigerte Volksreichtum ermöglicht: denn dieser ist es, der dem heute lebenden Geschlecht bereits gestattet, auf die unmenschlichsten Formen der Ausbeutung der Arbeitskraft zu verzichten, und einen größeren Teil des Arbeitsertrages, als bis dahin, unmittelbar den besitzlosen Volksklassen zuzuwenden. Dabei wird die Entwicklung dadurch nicht geschädigt, daß in absehbarer Zeit noch immer ein großer Teil des Ertrages den herrschenden Klassen zufallen wird. Soweit sie ihn nicht für ihre notwendigen Bedürfnisse und nicht für den Luxus verwenden, der doch auch einem Kulturbedürfnis dient, werden sie ihn nicht vergraben, sondern kapitalisieren, also Arbeitsmittel erzeugen. Und die so erzeugten Arbeitsmittel werden wieder dazu verwendet werden können, einen Ertrag zu liefern, von dem ein immer wachsender Anteil, infolge der Sozialpolitik, den besitzlosen Volksklassen zufallen wird. Es scheint mir daher die soziale Frage im Rahmen des Individualismus ganz wohl lösbar: es ist die Auffassung der sozialen Frage, die in den wirtschaftlich vorgeschrittensten Ländern der Welt, in England und Amerika, auch in der Arbeiterschaft die herrschende ist. Selbstverständlich ist es gar nicht ausgeschlossen, daß der Staat einmal mächtig und reich genug werden könnte um einige, für die Massen besonders wichtige Zweige, der Gütererzeugung in seine Hand zu nehmen. Ansätze dazu sind ja schon heute vorhanden. Der Staat erzeugt wohl im allgemeinen kostspieliger und unbeholfner als der Privatunternehmer, immer trifft das aber doch nicht zu; immerhin vermag er besser als die Privatunternehmer die Interessen der Gesamtheit zu wahren. Ob die Gütererzeugung je eine solche Stufe der Vollendung erreichen wird, um eine kostspielige, verwickelte, schwierige Organisation wie die der Neuen Staatslehre oder eine ihr ähnliche zu tragen, das mag dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich ist das nicht. Es kann sich dabei jedoch immer nur um eine nahe Zukunft handeln; wie es in vielen Jahrhunderten ausschauen wird, darüber zu streiten, ist wohl müßig. Die Erschöpfung der Kohlenlager oder die Entdeckung einer neuen Kraftquelle werden für die Gestaltung der fernen Zukunft wichtiger sein, als alle Vorausberechnungen. So ist es mir ganz unmöglich, in der sozialen Frage mit Menger bloß eine Verteilungsfrage zu erblicken. Sie ist für mich vor allem eine Frage des technischen Fortschritts in der Gütererzeugung, der, dank der Organisation der Arbeitermassen und sozialpolitischen Maßregeln schließlich dem ganzen Volke zu gute kommen muß.

Ich kann jedoch nicht umhin noch auf eine andere Schwäche der

neuen Staatslehre hinzuweisen, schon deswegen, weil das zum Verständnis des Mengerschen Systems und Gedankenganges beitragen dürfte. Wenn der volkstümliche Arbeitsstaat dem individualistischen in irgend einer Richtung überlegen wäre, so wäre es in der Großartigkeit und Einheitlichkeit der Anlage. Heute wird es jedem Einzelnen, seinem Talent, seinem Spürsinn, seiner Tatkraft überlassen, ob er sich zur Geltung zu bringen vermag oder nicht, ob er etwas leistet, wonach ein Bedarf vorhanden ist, ob er sich als Rad in eine unübersehbare, gar nicht zu meisternde Maschine einfügen mag, oder von ihrem Gang sich zermalmen läßt. Das könnte im volkstümlichen Arbeitsstaate anders sein, allerdings wohl nur unter der Voraussetzung, daß er von Uebermenschen organisiert und geleitet, von Automaten bedient würde. Alle zur sozialistischen Organisation gehörenden Länder müßten unter einer Behörde vereinigt werden, die alles sehen, alles übersehen, alles bestimmen, alles anordnen könnte. Diese leitende Behörde müßte den Bedarf der ganzen Menschheit an wirtschaftlichen Gütern, der in den zur sozialistischen Organisation gehörenden Ländern zu beschaffen wäre, wenigstens annähernd veranschlagen. Hierauf müßte sie die landwirtschaftlichen und gewerblichen Betriebe organisieren, in denen diese Güter erzeugt werden, die Lagerhäuser in denen sie bis zum Verbrauche aufbewahrt, die Beförderungsanstalten, durch die sie an den Ort des Verbrauchs gelangen sollten; sie müßte allen diesen Betrieben und Anstalten die erforderlichen leitenden, technischen, schreibenden, rechnenden und Handarbeitskräfte zuweisen. Dann müßte sie die Erzeugung des Bedarfs an diese Betriebe verteilen, ihnen die Erzeugung auftragen. Sie müßte die von aller Welt einlaufenden Bestellungen entgegennehmen und die erzeugten Güter aus den geeignetsten Ursprungsorten auf den besten Wegen dorthin lotsen, wo sich ein Bedarf darnach gezeigt hat. Eine solche Ordnung würde, ihre Durchführbarkeit vorausgesetzt, ganz außerordentliche Vorteile bieten. Ueberall könnte das erzeugt werden, was gerade hier am besten erzeugt werden kann, jede Arbeitskraft dort verwertet, wo sie am meisten leisten kann; jedes Bedürfnis könnte die Befriedigung finden, die in diesem Augenblicke die denkbar beste wäre, nichts Ueberflüssiges würde gefördert werden, nichts Brauchbares würde verloren gehen. Außer diesen zentralistischen Wirtschaftsbehörden könnten allerdings für die Rechtspflege und die sonstige Verwaltung andere, örtliche Behörden bestehen.

Mengers Sozialismus ist dagegen „Gemeindesozialismus". Die Gemeinde, zu der im Durchschnitte 2000 Personen gehören, ist Trägerin des Eigentums und der Wirtschaft. Nur große Städte sollen zur Erleichterung der wirtschaftlichen Tätigkeit in Bezirke geteilt werden und diese wieder in Arbeitergruppen, die die Angehörigen desselben Berufes vereinigen. Doch sind die Bezirke und Arbeitergruppen nichts als Verwaltungskörper. Die Gemeinde hätte zunächst für die Erzeugung der Sachgüter und Dienstleistungen zu sorgen, die die Gemeindemitglieder brauchen, sie würde zu diesem Zwecke die erforderlichen Arbeitergruppen bilden, ihnen die Mitglieder und Arbeitsmittel zuweisen, deren Vorsteher ernennen und entlassen. „Die Vorsteher sind für die Arbeitsleistung der Gruppe verantwortlich, sie müssen aber auch die Macht haben, die Arbeiten der Mitglieder zu leiten

und über träge oder widerspenstige Genossen unter Vorbehalt der Beschwerde an die Ordnungsbehörden Disziplinarstrafen zu verhängen. Diese Bestimmungen wären natürlich auch dann anwendbar, wenn die Gemeinde die Arbeiten ihrer Mitglieder ohne Dazwischenkunft von Arbeitergruppen leitet." Die Gemeinden würden die von ihren Gemeindegenossen erzeugten Waren und zu leistenden Dienste, soweit sie sie nicht selbst verwerten könnten, untereinander als selbständige Wirtschaftssubjekte, jedoch unter Aufsicht oder Leitung vorgesetzter Wirtschaftsbehörden, austauschen. Je nach dem Verkehrsgebiete der Austauschobjekte würden höhere oder niedere Wirtschaftsbehörden als leitende Organe, als Abrechnungsstellen und als statistische Aemter dienen. Den so gestalteten Gemeinden gegenüber hätten die Heimatberechtigten das Recht auf Existenz und das damit verbundene Recht auf Arbeit sowie andererseits die Arbeitspflicht. Daher wäre ein jeder an seine Heimatsgemeinde gefesselt. Menger schrickt auch davor nicht zurück: „Der Uebertritt ist in der Regel nur dann zulässig, wenn die Austrittsgemeinde den abziehenden Genossen seiner Arbeitspflicht enthebt, die Eintrittsgemeinde ihm das Recht auf Existenz verleiht. Aber auch wenn nicht alle Beteiligten zustimmen, müßten die vorgesetzten Wirtschaftsbehörden das Recht haben, einem Antrag auf Aenderung der Gemeindezugehörigkeit Folge zu geben."

Wie weit diese Beschränkung der Freizügigkeit, die Arbeitspflicht (die Pflicht, jede von den Wirtschaftsbehörden zugewiesene Arbeit zu leisten) den Empfindungen des modernen Menschen entspricht, mag dahingestellt bleiben. Eine andere Frage nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Menger setzt allerdings voraus, jede Gemeinde würde vorwiegend für die Gemeindeangehörigen Sachgüter erzeugen. In Wirklichkeit würden aber alle Gemeinden ziemlich viel, die meisten, bis auf die rein landwirtschaftlichen, wohl vorwiegend, manche ausschließlich für andere Gemeinden, also für den Markt, erzeugen. Denn die Bürger des volkstümlichen Arbeitsstaates hätten gegenüber den Proletariern des heutigen Machtstaates wenig voraus, wenn sie sich ausschließlich von den Cerealien der Heimatsgemeinde nähren, mit ihren Erzeugnissen kleiden und ihre Wohnungen einrichten, keinen Komfort, keine Kunstwerke, keine Bildungsmittel von auswärts beziehen würden. Und was geschähe dann mit den großen Städten? Die könnten doch nicht einmal ihren Bedarf an Nahrungsmitteln selbst decken, und müßten den größten Teil ihrer gewerblichen Erzeugnisse an die Gemeinden abtreten, die ihnen die Nahrungsmittel liefern.

Die Gemeinden würden also im allgemeinen für den Markt arbeiten. Ist dem so, dann würden sie ganz die Stellung kapitalistischer Unternehmer einnehmen. Sie würden wie diese ohne einheitlichen Plan, auf gut Glück erzeugen müssen, auf die Hoffnung hin, die Erzeugnisse irgendwie vorteilhaft eintauschen zu können. Was nicht so verwertet werden könnte, müßte wie heute zu Grunde gehen oder verschleudert werden. Die wertvollsten Arbeitskräfte würden verkümmern, wenn sie in der Heimatsgemeinde keine entsprechende Beschäftigung, und bei der leitenden Wirtschaftsbehörde kein Verständnis fänden, was doch gewiß oft genug der Fall wäre. Und die Wirtschaftsbehörden hätten viel Arbeit, die hohe Kulturstufe und den Reichtum großer Städte mit der Armseligkeit und Kulturfremdheit der Ge-

birgsdörfer auszugleichen. Es würde also im allgemeinen auch große Vermögens- und Bildungsunterschiede bestehen, wenn auch nicht zwischen Einzelpersonen so doch zwischen den Gemeinden und daher auch zwischen den Angehörigen verschiedener Gemeinden. Das gibt Menger in der Neuen Staatslehre zu, und bezeichnet es sogar als wünschenswert. Der Unterschied vom heutigen Zustand würde daher hauptsächlich darin bestehen, daß der auf seinen Vorteil bedachte Unternehmer, der findige, nach Absatz suchende Kaufmann durch den Gemeindebeamten ersetzt werden würde, und daß beim Austausch der Erzeugnisse verschiedener Gemeinden die Leitung oder Aufsicht der vorgesetzten Wirtschaftsbehörden und endlich noch die statistischen Aemter dazukämen. Ob es sich lohnen würde, deswegen die ganze Wirtschaftsordnung auf eine neue Grundlage zu stellen?

Menger hat sich diesen Mängeln des Gemeindesozialismus nicht ganz verschlossen. Er kann nicht umhin, anzuerkennen, daß der Gemeindesozialismus „mit seiner Zersplitterung wirtschaftlicher Kräfte, mit der Ungleichheit der Lebensbedingungen und der föderalistischen Gestaltung des gesamten Wirtschaftslebens" als eine Art Mittelalter erscheint, von dem aus das Auge wieder in unendliche Fernen schweifen kann, wo sich dem forschenden Blick ein sozialer Zustand zeigt, „in dem das ganze Menschengeschlecht einen Bund von gleichberechtigten Brüdern, ohne politische und wirtschaftliche Gegensätze bilden wird." Wem das als letztes Ziel vorschwebt, der müßte wenigstens darauf bedacht sein, sobald als möglich mit der Grundlegung zu beginnen. Ueber Nacht könnte der ganze Bau gewiß nicht geschaffen werden; aber er könnte unter allen Umständen besser vorbereitet werden, als durch eine so rückständige und unbeholfene Einrichtung, wie es der Gemeindesozialismus ist. Man müßte ja nicht sofort mit der ganzen Welt beginnen, es würde wohl für den Anfang genügen, die am höchsten entwickelten Länder Europas und Amerikas hineinzuzwängen; man müßte auch nicht sofort die ganze Gütererzeugung der Organisation unterwerfen, sondern sich zufrieden geben, wenn es gelingt, ihr die wichtigsten Zweige anzugliedern: etwa Brotfrüchte, Fleisch, Zucker, Kohle, Holz, Eisen, Kleidung, Schuhwerk. Mengers Gemeindesozialismus steht aber der Gemeinwirtschaft in der Urzeit der Menschheit, der heutigen joint undivided family der Hindus und dem russischen Mir näher als einer die Welt umspannenden Organisation der Gütererzeugung. Und doch hat schon die heutige kapitalistische Gesellschaft in den amerikanischen und in manchen europäischen Trusts und Kartellen Gebilde geschaffen, die für die letzte vorbildlich sein könnten, und es wurde an eine derartige Organisation der landwirtschaftlichen Gütererzeugung, selbst im Rahmen des „individualistischen Machtstaates" mehr als einmal gedacht. (Antrag Kanitz!) Derartige Gedanken sind in der Tat nicht kühner als das meiste, was die Neue Staatslehre vorschlägt. Immerhin erklärt Mengers Vorliebe für Gemeindesozialismus so manche Unzulänglichkeit seines Systems, und erklärt es auch, daß er in dem Erfolge der amerikanischen Kommunistengemeinden einen unwiderleglichen Beweis dafür erblicken konnte, daß die Sozialisierung der ganzen Menschheit auf derselben Grundlage möglich sein werde.

Auffallend ist es endlich auch, wie wenig die Neue Staatslehre mit

den Notwendigkeiten der geschichtlichen Entwicklung rechnet. Nicht als ob es Menger an historischem Sinn gemangelt hätte. Mehr vielleicht noch als seine Schriften lehrte der persönliche Verkehr mit ihm, wie sehr er die verborgenen Fäden und die geheimnisvollen Triebfedern geschichtlicher Ereignisse bloßzulegen wußte, wie gründlich er in Klios Werkstätte geblickt hatte. Aber sein geschichtlicher Sinn war ihm das Glas, mit dem er deutlich und scharf in die Vergangenheit sah, nicht das Werkzeug, um die Zukunft zu bestimmen oder zu meistern. Ganz wie die ungeschichtlich denkenden Rationalisten aller Zeiten, so glaubt auch er, daß es genügt, den Menschen zu zeigen, wie man Staat und Gesellschaft am Vernünftigsten einrichten könnte, um sie, wenn sie die Macht dazu haben, zu veranlassen, das Vernünftigste zu tun. Der Gedanke, daß sich jeder gesellschaftliche und politische Zustand unmittelbar aus dem vorhergehenden entwickelt haben muß, daß nicht das Zweckmäßige und Vernünftige, sondern das historisch Notwendige geschieht, scheint ihm meist abhanden gekommen zu sein: eine der wenigen Spuren des Bestrebens, an bereits Vorhandenes anzuknüpfen, ist wohl der unglückselige Gemeindesozialismus.

Trotz all dieser offenbaren Mängel ist die Neue Staatslehre das Werk eines bedeutenden Denkers und Forschers. Sie ist mit einer Gelehrsamkeit geschrieben, die selbst in unserer Zeit ihres gleichen sucht, einer Gelehrsamkeit, für die er überdies selbst in seiner zu einer Berühmtheit gewordenen Bibliothek die Grundlage geschaffen hatte. Die fast unübersehbare sozialistische Literatur ist in einer reichen Auswahl so dargelegt, daß man in wenigen Zeilen eine Uebersicht über die Dogmengeschichte jeder sozialistischen Lehre erhält. Und gerade die Auswahl, die er trifft, ist das Bewunderungswürdigste daran: man fühlt bei jedem Worte, daß er aus dem Vollen geschöpft, daß hinter dem, was er sagt, ein unendlich reicheres Wissen sich verbirgt und ihm gestattet, aus dem Wust des Nebensächlichen und Vergänglichen, das herauszuschälen, was von geschichtlicher Bedeutung oder bleibendem Werte ist. Allerdings vermißt man hier wieder schmerzlich eine über die Dogmengeschichte hinausgehende, wahrhaft geschichtliche Behandlung, die Erörterung des Zusammenhanges der einzelnen Lehren mit den geschichtlichen Umständen und gesellschaftlichen Zuständen, aus denen sie hervorgegangen sind.

Und wie faßt er seinen großen Vorwurf an! Zwar fehlt ihm die reiche Einbildungskraft eines Thomas Morus. Menschen, die leben, handeln und empfinden, von Leidenschaften bewegt, von Trieben hingerissen werden, sucht man bei ihm vergebens. Aber wie scharf ist dafür die juristische Begriffsbildung, wie klar und durchsichtig die Systematik, wie erschöpfend, trotz aller Knappheit, die Darstellung. Selten ist noch auf so engem Raume diese Fülle von Gedanken, von Anregungen geboten worden. Das alles wird aber in eine unendliche Höhe gerückt durch solch erhabene Auffassung eines in sittlichem Pflichterfüllen aufgehenden Lebens, durch solch rückhaltlose Hingebung an das Ideal einer dem Wohle der Menschheit gewidmeten Arbeit, daß man sich stellenweise in die Gefühlswelt eines großen, von echt religiösem Geiste beseelten Propheten versetzt glaubt.

Wie die Neue Staatslehre das Recht, so sucht die Neue Sittenlehre die Sittlichkeit aus den Machtverhältnissen abzuleiten. Durch zahlreiche teils dem täglichen Leben teils der Geschichte entnommene Beispiele wird bewiesen: daß die Menschen immer das für sittlich gehalten haben, was dem Interesse der Mächtigen entsprach, daß sie von der herrschenden Sittenlehre die Mächtigen immer entbanden, daß sich die sittlichen Lehren immer änderten, wenn die gesellschaftlichen Machtverhältnisse andere wurden. Nur für ganz vereinzelte Personen „die Heiligen und Edlen" gilt das nicht, wenigstens nicht in demselbem Maße, wie für die Gesamtheit des Volks. Eine andere Ausnahme bildet der Buddhismus, für dessen Sittenlehre Menger das höchste Lob findet, ohne ihr Dasein erklären zu können.

Die Neue Sittenlehre ist wohl das Schwächste im Lebenswerk Anton Mengers. Nicht als ob es ihr an geistvollen, tiefen, feinen Ausführungen mangelte. Es gibt hier deren viel mehr als in der Neuen Staatslehre; wohl weil der Gegenstand dazu mehr Anlaß gab. Wie fein ist die Bemerkung: „Zu wessen Gunsten die Wahrheit im öffentlichen und Privatleben am meisten gebeugt wird, der ist der Mächtigste im Land; von ihm geht eine Stufenleiter der Lüge und Täuschung bis hinab zu den Aermsten und Machtlosesten, die immer nur die Wahrheit zu hören bekommen." — Oder, wenn er Kants erhabene Sittenlehre ironisierend, sagt: „Aus dieser Darstellung ergibt sich, welch geringer Wert dem Wortgepränge großer sittlicher Prinzipien beizumessen ist. Wer übermenschliche Anforderungen an andere stellt, wird leicht den Verdacht erregen, daß er sich selbst gemäßigten Ansprüchen entziehen will." Oder: „Oft rühmen sich die Reichen und Vornehmen ihrer Offenheit und Aufrichtigkeit im Vergleich mit der List und Unwahrhaftigkeit ihrer Untergebenen, ohne zu erwägen, daß dieser Unterschied, soweit er überhaupt besteht, nur der sittliche Reflex ihrer rechtlichen Privilegien ist."

Aber der Grundgedanke der Schrift, der Versuch die ganze Sittlichkeit als Ausfluß der Macht hinzustellen, wirkt unerträglich. Er erinnert an das Bestreben der Naturphilosophen im Altertum und Mittelalter, die ganze Welt aus dem Feuer oder aus dem Wasser abzuleiten. Für viele Erscheinungen ließ sich so eine befriedigende, weil zutreffende Erklärung gewinnen, wo das nicht der Fall war, half man den Tatsachen mit einigem Zwange nach, oder — verschwieg sie. Nicht viel besser ist es, wenn man so außerordentlich verschiedenartige Erscheinungen, wie es die des sittlichen Bewußtseins sind, alle aus einem Prinzip „abzuleiten" sucht: immer nach dieser einen Seite verzerrt, werden sie uns in einem Hohlspiegel gezeigt. Wahr ist es, daß die Sittlichkeit von den Machtverhältnissen sehr beeinflußt wird, daß sie mit ihnen nicht selten wechselt: aber falsch ist es, daß sonst nichts auf sie einwirke. Wie oft wurde schon dem mutigen Kämpfer gegen die Mächtigen in Staat und Gesellschaft von den breitesten Volksschichten zugejubelt, zu einer Zeit, wo der Sieg noch gar nicht entschieden, wo er höchst unwahrscheinlich war. Gerade den Märtyrern einer guten, wenn auch unglücklichen Sache werden am reichlichsten Lorbeeren gespendet: nicht nur von den Anhängern, sondern auch von den Unbeteiligten, die ja stets die große Masse bilden, manchmal sogar von den Gegnern. Menger berichtet

sorgfältig, wie der allezeit kaisertreue Ghibelline Dante die Mörder Cäsars in den tiefsten Abgrund der Hölle verbannt: sollte er nichts davon wissen, wie oft sie in begeisterten Oden und Tragödien gefeiert worden sind? Sollte er nichts davon wissen, mit welcher Ueberzeugungstreue Dante selbst gegen die damals siegreiche Ethik des geistlichen Schwertes für die besiegte des weltlichen Schwertes eintrat? So ist auch der Widerstand gegen die Macht, zumal gegen deren Mißbrauch, eine Quelle der sittlichen Erkenntnis. Eine genauere Untersuchung könnte deren noch viele feststellen, die mit ebensoviel Recht oder Unrecht für sich die Alleinherrschaft ansprechen könnten, wie Anton Mengers „Machtprinzip".

Man konnte sich damit immerhin abfinden, wenn Menger in der Neuen Staatslehre alles Recht als Ausfluß der Macht hinstellte, obwohl dabei selbstverständlich neben viel Wahrem auch Schiefes mitunterlief. Das war zwar der Ausgangspunkt, aber nicht der hauptsächliche Inhalt des Buches und das ganze Interesse wurde doch vom Bau des volkstümlichen Arbeitsstaates gefesselt. In der Neuen Sittenlehre bildet aber die Zurückführung aller Sittlichkeit auf die Macht den Hauptinhalt. Und da muß man sich doch fragen: wenn die herrschende Sittlichkeit damit verurteilt ist, was hat ihr Menger entgegenzusetzen. Gibt es keine andere Quelle der Sittlichkeit als die Macht, dann ist auch die Sittlichkeit des volkstümlichen Arbeitsstaates nur auf Macht gegründet. Menger sagt das zwar nicht mit dürren Worten, aber doch deutlich genug, da er ja die Sittlichkeit durch bloße Umgestaltung der sozialen Machtverhältnisse bessern will. Nun, daß die besitzlosen Volksklassen, einmal ans Ruder gelangt, die rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in ihrem Sinne ordnen, muß man gelten lassen; ja man wird es wohl auch gerne hinnehmen, wenn es sich zeigen sollte, daß es sich dabei besser als jetzt leben läßt. Aber einen gleichen Einfluß auf die Sittlichkeit wird man ihnen doch nicht ohne weiteres zugestehen wollen. Daß damit eine „Verbesserung" der Sittlichkeit gewonnen wäre, wird zwar von Menger behauptet, aber gewiß nicht bewiesen.

Es hat, wie ich glaube, seit jeher unter den Menschen zwei Arten von Sittlichkeit gegeben. Die eine, die tatsächlich im Volke lebt: das sind die jeweilig herrschenden Ansichten über das, was gut und böse, empfehlenswert oder anstößig ist; die andere ist die Sittlichkeit der „Heiligen und Edlen", deren Dasein Menger auch nicht leugnen kann. Beide Arten der Moral stimmen zum Teile miteinander überein, stehen aber auch nicht selten miteinander im Widerspruche. Ein Schlag ins Gesicht, ruhig hingenommen, macht einen Mann ehrlos, und doch wird ein solches Verhalten von den Edlen und Heiligen gepredigt. Die Volksmoral hat, wie bereits hervorgehoben ist, sehr verschiedene Quellen; sie wird auch zweifellos stark von Machtverhältnissen beeinflußt, wenn auch wohl weit mehr von den gesellschaftlichen als den politischen, was Menger allerdings ganz zu verkennen scheint. Die Sittlichkeit der „Heiligen und Edlen", ein Werk der Religionsstifter, Propheten, Philosophen, und von intellektuell und emotionell besonders hoch stehenden Menschen fortgebildet, bietet in der Tat, wie auch Menger betont, „manche Eigentümlichkeiten dar", — aber diese bestehen keineswegs, wie Menger meint, darin, daß solche Menschen von der herr-

schenden Sittlichkeit[1]) mehr als gewöhnliche Menschen beeinflußt werden: denn höher stehende Naturen werden von der herrschenden Sittlichkeit nicht beeinflußt, sondern weisen ihr neue Wege. Die Grundlagen für die heutige altruistische, allgemein-menschliche Moral haben Sokrates, die Stoiker und Christus gelegt, die romantische Liebe ist das Werk einiger Dichter und Schriftsteller, ein über jede volkliche und örtliche Beschränkung erhabenes Menschheitsideal geht auf die Humanisten des 16. Jahrhunderts und die Naturrechtslehrer des 17. und 18. Jahrhunderts zurück, das Nationalgefühl in seiner heutigen Form wurde von einigen Publizisten am Ende des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschaffen; und was alles sehen wir mit eigenen Augen entstehen? Die Rechte des Individuums gegenüber der Konvention, ein Gedanke der Romantiker, die Sublimierung der Ehe bei Ibsen und Ellen Key, der Kampf um die Wahrheit im öffentlichen und Privatleben bei Björnson und Ibsen und schließlich — ich habe gar nicht die Absicht erschöpfend zu sein und der noch nicht geschriebenen Geschichte der ethischen Ideen vorzugreifen — der Kampf für die Rechte und Ansprüche der besitzlosen Volksklassen bei Anton Menger. Es handelt sich in erster Reihe oft nur um Worte, um Lehren und Predigten, aber man müßte doch blind sein um nicht zu sehen wie viel von all dem zu allen Zeiten in die Volksmoral durchgesickert ist, die öffentliche Meinung bezwungen hat, und so tatsächlich zur Richtschnur des menschlichen Handelns geworden ist. Von dieser Aufnahme der Moral der Edlen und Heiligen in die Volksmoral, allerdings einem sehr langwierigen Vorgang, erwarte ich viel mehr für den sittlichen Fortschritt der Menschheit, als von der Umgestaltung der Machtverhältnisse.

Und darauf beruht auch die Bedeutung Mengers. Er verdient es, den größten Ethikern aller Zeiten beigezählt zu werden, er mag es gewollt haben oder nicht. Daran vermag seine verwirrende und oberflächliche Machttheorie nichts zu ändern, die höchstens dafür ein Zeugnis abgibt, wie wenig sich die größten Geister über die geheimen Triebfedern ihres Handelns, über all das, was unter der Schwelle des Bewußtseins schlummert, Rechenschaft zu geben vermögen. Was berechtigt Anton Menger, von den herrschenden Klassen zu fordern, freiwillig heute schon Zugeständnisse den Besitzlosen zu machen? Deren gesteigerte Macht? Nun, wenn sie die Macht haben, so mögen sie sich selber so viel nehmen, als sie können: man könnte es ja darauf ankommen lassen. Und wenn sie nichts erzwingen können, so liegt doch schon darin der Beweis, daß sie die Macht dazu nicht haben. Was berechtigt Menger dazu, den volkstümlichen Arbeitsstaat als ein nicht nur für die Besitzlosen, sondern für uns alle anstrebenswertes, großes Ziel zu preisen? Die Vorstellung allein, daß die besitzlosen Volksklassen einmal die Macht haben würden, ihn durchzusetzen, kann es nicht sein: von der Macht geschaffen, ist er nicht mehr wert, als jedes andere Gebilde der Macht, den individuellen Machtstaat miteinbegriffen.

Nein, hinter diesem Machtgespenst, mit dem Menger die herrschenden

[1]) Darunter versteht Menger hier (S. 70) wieder etwas ganz anderes als sonst: eine von den Machtverhältnissen unberührte Sittlichkeit, deren Dasein er an andern Stellen bestreitet. Immerhin, ich will es so nehmen, wie er es gemeint haben dürfte.

Klassen zu schrecken sucht, wie man kleine Kinder schreckt, steht seine sittliche Ueberzeugung, daß die herrschenden Klassen in Gegenwart schon den Besitzlosen etwas schulden und in Zukunft noch mehr schulden werden. Sie ist gewiß nicht sein geistiges Eigentum. Die Demokraten aller Zeiten haben so gedacht. Rousseau und andere Naturrechtslehrer des 18. Jahrhunderts bauten darauf einen Teil ihrer politischen Lehren auf. Sie war es, die die berühmte Benthamsche Formel zeugte: das Ziel aller Gesetzgebung sei das größte Glück für die größte Zahl. Die Sozialisten aller Systeme, bis auf die Marxisten, arbeiten damit jeden Augenblick — und wie oft kommt selbst über die Marxisten eine schwache Stunde. Aber Menger stellt sie auf solch breite Grundlage, weiß ihr eine solche Fülle von Seiten abzugewinnen, so einheitlich und folgerichtig durchzuführen, daß sein Lebenswerk wohl ein Markstein in der Entwicklung bleiben wird. Dem sei wie immer, ihrem innersten Kerne nach ist es doch eine ethische Lehre. —

Was war der Grund der großen Erfolge Anton Mengers? Aeußere Umstände haben dazu gewiß nicht wenig beigetragen. Man denke: ein ordentlicher Professor an der Universität Wien, der ersten des Reiches, einer der größten deutscher Zunge, ein kaiser-königlicher Hofrat (entspricht so ziemlich dem deutschen Geheimrat), der sich so rückhaltlos zu dem, offiziell noch immer verpönten Sozialismus, überdies äußerst demokratischer Färbung, bekennt, so schonungslos die bestehende Staats-, Rechts- und Gesellschaftsordnung bekämpft: die Sache mußte schon wegen ihrer Pikanterie einigermaßen auffallen. Auch die Sozialdemokraten, nachdem sie den Groll wegen der Marx-Verlästerung und das Mißtrauen gegen den Hofrat überwunden hatten, begannen einzusehen, daß es keinen Sinn hätte, sich diesen Trumpf entgehen zu lassen, auf einen berühmten Gelehrten in ihrem Gefolge hinzuweisen, der überdies ein k. k. Hofrat war.

Inwieweit Menger als sozialwissenschaftlicher Schriftsteller seinen Ruhm verdient, das dürfte sich aus dem ganzen Inhalt der vorliegenden Abhandlung ergeben. Ich kann jedoch nicht umhin, bedauernd zu bemerken, daß ich mir bewußt bin, den allgemeinen Fehler aller derartiger Darstellungen nicht vermieden, und der Kritik der Anerkennung gegenüber einen viel zu breiten Raum gegeben zu haben. Ich glaube nicht, daß dieser Fehler hier vermeidbar war. Ich war genötigt, die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Grundlagen des Mengerschen Gedankenbaus zu lenken, auf die Einzelheiten dagegen nur kurz hinzuweisen, oder auch sie mit Stillschweigen zu übergehen: und doch scheinen mir gerade die Grundlagen teilweise anfechtbar zu sein, während zahlreiche Einzelheiten des höchsten Lobes würdig wären, und unsere Erkenntnis bleibend gefördert haben. Das dürfte wohl heute schon vielfach anerkannt sein, wird aber der Welt mit der Zeit noch mehr zum Bewußtsein gelangen, wenn die unübersehbare Fülle von Anregungen, die er ihr in seinen Werken hinterlassen hat, wissenschaftlich aufgearbeitet sein wird. Ueber derartige Dinge wird man sich aber aus zweiter Hand eine Vorstellung kaum je verschaffen können: wer sich vom Werte der Einzelheiten überzeugen will, der muß die Arbeiten des Schriftstellers schon selbst in die Hand nehmen.

Hier möchte ich jedoch dem Gelehrten und Forscher als solchem einige

Worte widmen, da dieser in der bisherigen Darstellung sehr zu kurz gekommen ist. Seine Bedeutung in dieser Richtung tritt zunächst in seinen zivilprozeßualen Arbeiten in den Vordergrund, die hier außer Betracht geblieben sind, so vor allem in seinem, leider nicht über den ersten Band herausgekommenen, System des österreichischen Zivilprozeßrechts: einer unerschöpflichen Fundgrube gelehrten Materials, in klarer, übersichtlicher Anordnung, musterhaft in dessen tiefeindringender, scharfsinniger Verwertung. Unter den sozialwissenschaftlichen Schriften zeichnen sich durch diese Eigenschaften hauptsächlich: Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag und die Neue Staatslehre aus. Aber auch die Werke, die den gelehrten Apparat geflissentlich vermeiden, blenden nicht nur durch Eigenartigkeit der Auffassung und Gedankenreichtum, sie lassen auch auf Schritt und Tritt das ungeheure Wissen ahnen, aus dem sie hervorgewachsen sind. In der Tat, seine Studien gingen in die Breite fast ebenso weit, wie in die Tiefe: sie bezogen sich z. B. auf die Geschichte aller Zeiten und Völker, auf die Kirchenväter, auf die entlegensten Gesetzgebungen. Ganz im Vorbeigehen konnte er einem erzählen, daß er, um zu erfahren, in welcher Weise das Christentum aus dem Glaubenbekenntnis einer kleinen Minderheit durch bewußte Staatstätigkeit zur Volksreligion in einem der größten Staaten der Welt geworden ist, den Codex Theodosianus und einige Historiker des sinkenden römischen Reiches durchgenommen hatte; um festzustellen, daß in der alten polnischen Republik die Tötung eines hörigen Bauers vollkommen straflos war, die neun dickleibigen Volumina legum durchlas. Aus solchen Studien sollten vielleicht einige Zeilen einer unscheinbaren Anmerkung hervorgehen. So sehr war er sich dessen bewußt, daß das, womit man vor die Oeffentlichkeit tritt, dem Tropfen Rosenöls gleichen muß, der aus zwanzigtausend Rosen gezogen ist. Daß auch seine vielgenannte Bibliothek eine wissenschaftliche Leistung hohen Ranges ist, daran braucht der Kundige wohl nur erinnert zu werden; um eine Bibliothek von großer wissenschaftlicher Bedeutung zu schaffen, dazu gehört oft mehr Wissen und Können als für so manches gelehrte Buch. Schon heute beruhen mehrere wertvolle Schriften auf seiner (und seines Bruders, des Hofrats Karl Menger) Bibliothek.[1])

Auch sein vielgerühmter Stil hat gewiß zu seinen Erfolgen viel beigetragen. Ich wüßte ihn nicht besser zu schildern, als es sein erfolgreichster Schüler getan hat: „Mengers Stil war klassisch, einfach und klar, wie sein Charakter, und sein kräftiger Geist wußte die schwierigsten Probleme so zu formen, daß sie dem Leser in bezaubernder Einfachheit erschienen, befreit, könnte man sagen, von aller Erdenschwere. Diesem glänzenden Stil verdankt Menger einen guten Teil seiner Erfolge und seiner literarischen Geltung" (Klein in der „Zeit" vom 8. Februar 1906).

Aber ich glaube, bei ihm, wie bei jedem andern großen Schriftsteller ist die Hauptsache nicht das, was er schreibt, sondern das, was er ist. Hinter den vierundzwanzig Zeichen in all ihren Zusammenstellungen sucht man doch den wirklichen, lebendigen Menschen. Und dieser trat hier in

[1]) Ich erwähne hier: Diehl, Proudhon, sein Leben und seine Lehre; Singer, (Sieghart) Das Recht auf Arbeit in geschichtlicher Darstellung; Stammhammer, Bibliographie der Sozialpolitik.

seiner ganzen Größe in die Erscheinung. Wer immer eines seiner kleinen Büchlein in die Hand nahm, der fühlte aus jeder Zeile heraus die Tiefe des Geistes, die Weite des Blickes, die Reinheit seiner Absichten. Der Leser überließ sich gerne und willig seiner Führung; nach einer Weile war er sein Gefangener. So hat er einen guten Teil der Welt gezwungen, den größten Vorwurf unserer Zeit, die soziale Frage, wenigstens einen Augenblick durch seinen Geist hindurch zu sehen. Und solche Augenblicke genügen, um den Ruhm eines Schriftstellers und Denkers aufzubauen.

Man hat Menger eine asketische Natur genannt. Er war mehr als das. Nicht nur daß er Freude und Genuß für sich nicht anstrebte; er hatte dafür überhaupt nicht das rechte Verständnis. Noch heute steht es mir vor Augen, was ich vor einigen Jahren in Rom erlebt habe. Er bewohnte damals mit einer Dame, einer nahen Verwandten, die die schönsten Jahre ihres Lebens der Bemutterung des halberblindeten, kränklichen, hilflosen Greises gewidmet hatte, einige bescheidene Zimmer in der Via Liguria. Die Dame klagte sehr über Vereinsamung in der fremden Stadt: wäre das Stubenmädchen und der Bäcker nicht, sie würde fast die Sprache verlernen. Menger aber fuhr auf: „Ja, wozu brauchst denn du Verkehr mit Menschen? Da hast du den Bücherkasten. Greif nur hinein, und du verkehrst mit den größten Geistern aller Zeiten.“ Daß der Mensch dem Menschen selbst im gewöhnlichsten Gedankenaustausch etwas anderes ist, als ein Buch, daß ein Buch den Verkehr mit lebenden Menschen ebenso wenig ersetzen kann, wie der Verkehr eine Bibliothek ersetzt, diese Wahrheit war ihm in der Tat verschlossen.

Ebenso bezeichnend waren noch andere Erlebnisse. Als jemand in meiner Gegenwart, den Fall eines berühmten reichsdeutschen Gelehrten besprechend, der eine Frau veranlaßt hatte, sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen, um ihn zu heiraten, den schüchternen Versuch machte, das Recht des Individuums, sich in Liebe auszuleben, zu verteidigen, da schaute er ihn groß an: „was würden Sie dazu sagen, wenn jemand in Ihre Nordbahnaktie so verliebt wäre, daß er sie durchaus mitnehmen müßte.“ Ich glaube, selbst die, die grundsätzlich das Verhalten des berühmten Gelehrten verurteilen, werden zugeben, daß der Fall hier etwas anders lag, als bei der Nordbahnaktie. Und als er einmal bemerkte, daß ich im späteren Alter Zigarren zu rauchen begonnen habe, fragte er mich, vielleicht doch nicht ganz scherzhaft: „sagen Sie mir, welches Laster ist Ihnen eigentlich noch fremd?“

An sich hat dieser asketische Geist sein Lebenswerk zweifellos nachteilig beeinflußt. Der Mensch, wie er wirklich ist, der Mensch der Freude und Genuß ebenso nötig hat, wie ein Stück Brot, war es nicht der seine Gedankenwelt erfüllte. Auch in seinen Werken tritt immer nur der strenge auf das Nützliche und Große gerichtete Blick zu Tage, nie findet man ein Zugeständnis an Schwäche, Leidenschaften oder Eitelkeit. Konnte er doch schon außer Rand und Band geraten, wenn er auf die, im allgemeinen doch ziemlich harmlose, Eitelkeit zu sprechen kam, die der Titel- und Ordensstreberei zu Grunde liegt. Ebensowenig war er im Stande den feineren Verästelungen der Frage nachzugehen, die der neueren Sozialpolitik die

Frau gestellt hat. Darüber habe ich mich bereits an einer andern Stelle ausgesprochen: „Es wird dem großen Manne gewiß nicht nahe getreten, wenn im Vorhinein zugegeben wird, daß auf diesem Gebiet nicht seine Stärke lag. Den vielen Frauenfragen, die man unter dem verwirrenden Sammelnamen der Frauenfrage zusammenzufassen pflegt, kann wohl nur der Mann gerecht werden, den die Frau als solche interessiert, nicht bloß als gesellschaftliche Erscheinung, sondern auch als Geschlecht und Individuum. Das war bei dem weltfremden Gelehrten von fast asketischer Lebensanschauung keineswegs der Fall. Gewiß hat er sich auch mit der Frau eifrig und gewissenhaft befaßt: aber seine Studien galten nicht dem lebendigen Wesen, sondern einem für wissenschaftliche Zwecke hergestellten Präparat". (Neues Frauenleben XVIII. Band Nr. 2, S. 1.)

Andrerseits dürfte aber diese asketische Strenge auch zu seinem Erfolge das ihrige beigetragen haben. Es waren immer gerade asketische Männer, mit ihrem starken, auf ein einziges Ziel gesammelten, nie durch Nebenabsichten abgelenkten Willen, die auf die Welt am suggestivsten gewirkt haben. Es ist keine einfache Sache, die Geister durch geistige Mittel regieren zu wollen: es ist nicht bloß eine Frage der Intelligenz sondern auch der Kraft und der Reinheit des Willens.

Und dann sein herrliches Temperament. Im persönlichen Verkehr brach es manchmal mit unangenehmer Heftigkeit durch. Aber wie großartig pocht und stürmt es dahin in den abgerundeten, jedes unnütze Wort vermeidenden und doch so volltönenden Perioden seiner Kritik des Entwurfs. Wie zittert und bebt es noch in der von den Zeichen des Alters und der Krankheit gewiß nicht verschonten Neuen Sittenlehre. Wie glüht die tiefe Leidenschaftlichkeit seiner Seele selbst in den nüchternen Auseinandersetzungen der Neuen Staatslehre. Und das alles durch eine tadellos schöne Form gebändigt. Le style c'est l'homme même. Jede Zeile, die er schrieb war innerlich erlebt. Man hat zuweilen ein Gefühl, wie vor einem klassischen Bildwerk, wenn uns das heiß pulsierende Leben, in die kalte, glatte Schöne des Marmors gebannt, entgegenglänzt. Und deswegen reißt er einen so widerstandslos mit.

Groß gewachsen, hager, in nachlässiger, gebückter Haltung, mit seinen schwachen, hinter einer Brille versteckten Augen mehr in sich hinein als in die Welt hinausschauend, mitten im eleganten Wien, wo selbst der Gelehrte auf einen guten Schneider etwas zu geben pflegt, in einen unmöglichen Anzug und Röhrenstiefel angetan, zeigte er schon äußerlich, — gewiß ohne jede Absicht, denn nichts war ihm ferner als Pose — wie wenig ihm an der Welt und ihrem Tand gelegen war. Seine Lebensweise, selbst die Kost, war spartanisch einfach; bis ans Ende verblieb er in seiner bescheidnen, büchergefüllten Wohnung im vierten Stocke eines Hauses der rauchgeschwängerten Innern Stadt von Wien. Er gönnte sich nichts als das Kaffeehaus, wo er sich in Zeitungen vergrub, und Reisen, zumal nach dem Süden, der seinem anämischen Körper und seiner schwächlichen Lunge wohl tat. Sein Augenlicht zerstörte er schon früh durch Lesen; in den letzten Lebensjahren konnte er nur mehr bei hellem Tageslicht die Buchstaben erkennen. Was er von dem nicht unbeträchtlichen Einkommen erübrigte,

verwendete er zunächst für Bücherkäufe, und für kleinere Unterstützungen; den Rest bestimmte er für die Stiftung, die er seit lange plante. Aber auch an sich schätzte er die Sparsamkeit als Tugend ein: „Wirklich unabhängig, nach oben und unten," meinte er „ist nur, wer weniger braucht, als er erwirbt."

Alles in allem: welch ein Mann. Ganz aus einem Gusse. Nie auf seinen persönlichen Vorteil bedacht, unerschrocken und unbeugsam nach oben, schaute er weder nach rechts noch nach links, ging seinen Weg und ließ die Leute schwätzen. In günstigen Vermögensverhältnissen, angesehener Stellung, hochbegabt, hätte er alles anstreben können, was selbst die Besseren unter den Besten zu erfreuen pflegt: Glanz, Luxus, Würden, äußere Ehrenzeichen, Einfluß, persönliche Beziehungen, ein behagliches Heim. Mit einer verächtlichen Handbewegung hat er all das von sich geschoben, gab schließlich freiwillig in verhältnismäßig jungen Jahren auch die bequeme und einträgliche Professur an der Wiener Universität auf, um sich ganz seinem Lebenswerke widmen zu können. Die einzige Leidenschaft, die er hatte, war ein auf die edelsten Ziele gerichteter Ehrgeiz. Ihr zu Liebe verzichtete er selbst darauf, eine Familie zu begründen. „Wer in ideale Höhen strebt, darf sich nicht mit dem Bleigewicht von Frau und Kindern beschweren," sagte er, so oft darauf die Rede kam. Und doch war er sich selbst über die Nichtigkeit dieses Zieles im Klaren. „Die ganze Unsterblichkeit auf diesem winzigen Planeten, für die Paar Menschen, die darauf sind, ist nicht wert, daß man darüber ein gutes Frühstück versäumt," schrieb er mir einmal auf einer Postkarte.

Anhang.

Verelendungstheorie.

Von Marx wird die Lehre vertreten, daß sich unter der Herrschaft des Kapitalismus die Lage der Arbeiterschaft notwendig bis zur vollständigen Verelendung verschlimmern müsse. Als Beweis dient Marx die Tatsache, daß „jede Zunahme des konstanten Kapitals sich auf Kosten des variablen Kapitals vollzieht", ins Gemeinverständliche übersetzt: je vollkommener die Einrichtungen in der Industrie und Landwirtschaft sind, je besser insbesondere die Maschinen (das nennt Marx: konstantes Kapital), umsoweniger Arbeitskräfte sind für ihre Bedienung und umsoweniger Lohn ist für ihre Entlohnung (variables Kapital) nötig. Infolge jeder Erhöhung des konstanten Kapitals, die in einer Verbesserung der Maschinen oder Rohmaterialien besteht, werden daher fortwährend unübersehbare Arbeitermassen aufs Pflaster geworfen und aus arbeitenden in Lumpenproletarier verwandelt. Aber als „variables Kapital" im volkswirtschaftlichen Sinne sind nicht die Geldlöhne, die den Arbeitern bezahlt werden, sondern die wirtschaftlichen Güter zu betrachten, die sich die Arbeiter für die Geldlöhne kaufen. Diese Gütermengen nehmen jedoch infolge der Verbesserung der Einrichtungen in Industrie und Landwirtschaft offenbar nicht ab. Der Kapitalist, der Verbesserungen einführt, also sein konstantes Kapital vergrößert, tut es entweder, um mit geringerem Gesamtkapital (das ist: konstantem und variablem Kapital zusammen), ebensoviel

wie bisher zu erzeugen, oder um mit demselben Gesamtkapital mehr zu erzeugen. Das Gesamtkapital wird daher im Verhältnis zum Erzeugnis immer kleiner sein als vorher, und da es jetzt mehr konstantes Kapital enthält, so wird unter allen Umständen umsomehr an variablem Kapital, an Geldlöhnen, erspart sein. Aber vermindert hat sich deswegen nur die Zahl der Arbeiter, die diese Gütermengen zutage fördern, und der ihnen bezahlte Geldlohn; das Erzeugnis selbst hat sich nicht vermindert, es ist sogar unter Umständen infolge der technischen Verbesserungen größer geworden als vorher. Wenn also jetzt in den Unternehmungen ebenso wie früher Massenverbrauchsgegenstände erzeugt werden, so können damit ebensoviel oder mehr Arbeiter erhalten werden wie früher. Mit andern Worten: die Kapitalisten werden unter diesen Umständen das, was sie an variablem Kapital ersparen, dazu benützen, um die bestehenden Anlagen zu erweitern, neue zu begründen, die freigewordenen Arbeiter werden dabei beschäftigt und mit dem gleichgebliebenen oder vermehrten Erzeugnis der früheren und der erweiterten Anlagen ihrer Unternehmungen erhalten werden. So wird ein erhöhtes konstantes Kapital, bessere Maschinen und bessere Rohmaterialien, in der Regel die Menge und die Güte des Erzeugnisses, daher nicht bloß den Reichtum der Kapitalisten, sondern auch die Lebenshaltung der übrigen Bevölkerung mit Einschluß der Arbeiterschaft erhöhen. Anders läge die Sache nur dann, wenn das erhöhte konstante Kapital nicht mehr so viel Massenverbrauchsgegenstände erzeugen würde wie früher, oder wenigstens nicht mehr im Verhältnis zu den wachsenden Bedürfnissen der Bevölkerung. Dann würden die Marxschen Voraussetzungen allerdings eintreffen.

Es muß zugegeben werden, daß das möglich ist. Die Gütererzeugung kann sich vorzüglich auf Luxusgegenstände oder sonstige Erzeugnisse richten, die für den Arbeiter bedeutungslos sind (Kriegsrüstungen!). Sie kann sich ferner in höherem Maße als bis dahin der Ausfuhr zuwenden: wird aber die Ausfuhr nicht in einer für den Massenverbrauch geeigneten Einfuhr, sondern in Luxusgegenständen bezahlt, oder in Geld, das die Kapitalisten etwa in Rente, ausländischen Wertpapieren anlegen: dann wird die Menge der Verbrauchsgegenstände wenigstens im Ursprungslande jedenfalls nicht in demselben Maße wachsen, wie sich die Industrie und Landwirtschaft erweitert haben. Oder die Unternehmungen können vor allem nicht Verbrauchsgegenstände, sondern wieder „konstantes Kapital", Arbeitsmittel, insbesondere Maschinen erzeugen: der Arbeiter, der Arbeitsmittel arbeitet, muß während seiner Arbeit aus den vorhandenen Vorräten erhalten werden, trägt aber vorläufig nichts zu ihrer Vermehrung bei. All das war im Laufe des 19. Jahrhunderts tatsächlich in großem Maße der Fall. Die englische Industrie arbeitete bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts, wenigstens in den entscheidenden Zweigen (Baumwoll-, Eisenindustrie) außerordentlich viel für die Ausfuhr, die, wegen der hohen Kornzölle, nicht in Massenverbrauchsgegenständen bezahlt werden konnte.[1]) In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts verschlangen die Kriegsrüstungen in ganz Europa ungeheure Mengen an Arbeit und Gütern. Von unermeßlicher Bedeutung war es aber, daß in derselben Zeit das Verkehrswesen, sowie die gewerbliche und zum Teile auch die landwirtschaftliche Gütererzeugung auf eine neue Grundlage gestellt werden mußten: die weltenverbindenden Schienenstränge, die Dampfschiffe, die Dampfmaschinen mußten mit einem Aufwand an Arbeit und Arbeitsmitteln hergestellt werden, wie ihn die Menschheit bis dahin nie für irgend einen Zweck aufzubringen hatte. Wenn Arbeitskraft und Arbeitsmittel verwendet werden, um andere als Massenverbrauchsgegenstände zu erzeugen, so vermindert sich selbstverständlich die Menge der Arbeitskraft und der Arbeits-

[1]) Gleichzeitig wurden in England große Landstrecken dem Ackerbau entzogen und als Parks und Wiesen für Luxuszwecke brachgelegt.

mittel, die für Massenverbrauchsgegenstände verfügbar sind, es vermindert sich daher auch die Menge der erzeugten Massenverbrauchsgegenstände. Die außerordentlich gestiegene, nicht in Massenverbrauchsgegenständen bezahlte Ausfuhr, die Kriegsrüstungen, die ungeheuren Investizionen, zumal für Dampfmaschinen und Verkehrswege, erklären daher wohl zur Genüge die Zuckungen und Erschütterungen, deren Zeuge das 19. Jahrhundert gewesen ist. Wenn nicht alles trügt, so waren das vorübergehende Erscheinungen. An der Linderung des Elends hatten in England die Aufhebung der Korngesetze mindestens so viel Anteil wie die Fabrikgesetzgebung: von nun an wurde die englische Ausfuhr in einer Ware bezahlt, die dem englischen Arbeiter zugute kam. Seither scheint wohl in allen Industriestaaten ein, wenn auch durch entgegengesetzte Strömungen immerhin durchkreuztes, Streben zu bestehen, sich die Ausfuhr in landwirtschaftlichen Erzeugnissen bezahlen zu lassen, die für den Massenverbrauch tauglich sind. Die Investizionen, die man im 19. Jahrhundert vorgenommen hat, tragen bereits seit langer Zeit Früchte; daß die Menschheit in so kurzer Zeit je welche von ähnlicher Bedeutung vornehmen könnte, ist wohl ausgeschlossen. Und wenn auch gegen die Militärlasten, wie es scheint, in absehbarer Zeit vergeblich gekämpft wird, so haben doch die anderen soeben angeführten Umstände genügt, um in den letzten Jahrzehnten die Wucht der sozialen Kämpfe erheblich zu mildern und die Lebenshaltung der Arbeiterschaft sichtlich zu heben. Ob das nicht seine Grenzen hat? Die Gefahr der absoluten Uebervölkerung ist allerdings schwerlich vorhanden: wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird es den Staatsmännern der Zukunft weit mehr Sorge machen, die Bevölkerung zu erhalten, als der Uebervölkerung zu steuern. Eine andere Frage ist es aber, ob die Ertragsfähigkeit der Industrie, namentlich aber der Landwirtschaft den mit der fortschreitenden Gesittung immer steigenden Bedürfnissen wird Schritt halten können. Nach einzelnen Richtungen scheint das heute schon nicht der Fall zu sein (Fleischfrage). Bessere Löhne helfen selbstverständlich nichts, wenn die vorhandenen Gütermengen nicht hinreichen, denn es steigen sofort auch die Preise.

Marx beruft sich außerdem noch darauf, daß infolge des steigenden Arbeitspreises die Akkumulation des Kapitals abnehme, „weil der Stachel des Gewinns abstumpfe", dann aber auch sofort ihre Ursache verschwinde, nämlich „die Disproporzion zwischen Kapital und exploitierter Arbeitskraft", die die Löhne bisher gesteigert hat. Ich gestehe, daß mir das nicht ganz verständlich ist. Daß bei hohen Löhnen das Kapital sich langsamer vermehre, als bei niederen, ist richtig. Daß aber ein großes Kapital sich bei kleinem Gewinn rascher vermehre, als ein kleines bei großem Gewinn, ist eine Wahrheit, die schon Adam Smith nicht entgangen ist. Ich glaube daher nicht, daß die „akkumulierten" großen Kapitale wegen steigender Löhne weiter zu akkumulieren aufhören würden. In der Tat lehrt die Erfahrung, daß das Kapital in den Ländern der höchsten Löhne, England und Amerika, viel rascher und eifriger akkumuliert, als in Ländern der niedrigsten Löhne, etwa Italien, Galizien, Türkei. Daß einzelne schlecht gehende Unternehmungen bei hohen Löhnen den Betrieb einstellen müssen, mag zutreffen, aber das ist doch von keiner Bedeutuug. Von einer durch hohe Löhne verursachten Krise hat man kaum je gehört.

Der Zar liest Weltgeschichte.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Vor einigen Wochen fand man in der Zeitung die Mitteilung: Der Zar beschäftigt sich fleißig mit der Geschichte der französischen Revolution. Ob diese Nachricht an sich wahr ist, wissen wir natürlich nicht, aber sie hat viel Wahrscheinlichkeit für sich. Wenn nämlich der von aller Welt abgetrennte russische Herrscher überhaupt noch etwas anderes liest als Akten und Briefe, so bleiben für ihn nur übrig Religion und Geschichte. Er ist nicht der Herrscher, der Flöte bläst, während er Schlachten gewinnt oder verliert, das soll heißen: gerade ihn kann man sich nicht mit einem großen Dichter oder einem Roman vorstellen. Dazu gehört mehr geistige Weite, als ihm im allgemeinen zugetraut wird, um mitten in Drang und Ungemach sich ein Stück Seelenleben zu retten, das frei bleibt von der Revolution. Er ist sich stets seiner Lage bewußt und wirft seine armen flatternden Gedanken bald dahin, bald dorthin, immer aber bleibt er beim traurigen Thema seines Lebens. Ohne Ende will er guten Rat haben von Menschen, Geistern und Büchern. Sein Ohr hört alle Geräusche wie das Ohr eines Geflüchteten, der immer Schritte hört, ohne zu wissen, ob es seine Retter oder seine Peiniger sind, die an ihn herankommen. Er sitzt in seiner königlichen Behaglichkeit, bewacht von hundert Dienern und liest die Geschichte von Ludwig XVI. und Marie Antoinette und von der Prinzessin Elisabeth und von den armen kleinen Königskindern, er liest von der Nationalversammlung und der neuen Verfassung, vom Ehepaar Polignac, vom Herzog von Orleans, von Lafayette und Koblenz, vom Konvent, vom großen Turm, vom Gericht und vom Tod. Und es ist anders, wenn der Zar dieses liest, als wenn wir es lesen. Er liest vom Kaiser Leopold und denkt an einen anderen Kaiser. Und dann legt er die Bücher hin — es ist so entsetzlich, das alles zu lesen. Aber es ist vielleicht doch gut, es zu lesen. Und er liest weiter.

Selbst wenn er stärkere Nerven hätte, als er nach allem, was wir von ihm wissen, besitzt, müßte er jetzt diese Geschichte lesen. Er ist nämlich gezwungen, für sich selbst ein neues Programm zu machen. Bis ins vorige Jahr hinein hatte er bei aller persönlichen Schwäche einen festen Standort. Er stand auf dem Boden des alten absoluten Regimentes. Heute weiß er nicht, ob er noch auf diesem Boden steht. Er hat grundsätzlich nachgeben müssen. Es ist ihm selbst aber unklar, ob er nur zum Schein nachgegeben hat oder in Wirklichkeit. Bisweilen glaubt er, daß alle alten Rechte noch immer Rechte sind, an die er sich halten kann, sobald nur wieder bessere Zeiten kommen, und bisweilen denkt er, daß es nötig ist, sich ehrlich und

dauernd mit einem neuen Rechtszustand abzufinden. Aber welches soll dieser neue Zustand sein? Er muß die Entstehung des westeuropäischen Staatsrechtes begreifen, um zu wissen, was er wollen soll. Ihn plagt die Zwangsfrage, ob es einen ehrlichen Bund zwischen Monarchie und Revolution geben kann, dieselbe Zwangsfrage, unter der Ludwig XVI. und seine Frau gelitten haben und sie nicht zu beantworten vermochten, bis es zu spät war. Alle Möglichkeiten vom Soldatentyrannen bis zum Plebejerkönig steigen vor ihm auf und nieder. Bald wünscht er, daß er von jenseits der Grenze gerettet wird, gelegentlich wünschte er zu fliehen, dann aber verwirft er wieder alle diese Träume: er ist Russe wie Ludwig Franzose war.

Und er vergegenwärtigt sich, was er in der Lage seines unglücklichen Vetters getan haben würde. Immer fühlt er dabei, daß er anders ist als jener. Er hat nicht die Apathie, die körperliche Massivität des Königs von Frankreich. Er ist beweglicher, aber ist er entschlossener? Wird er nicht ebenso hilflos den Wellen anheimgegeben sein wie jener? Es bohrt in der Tiefe seiner müden feinen Seele: warum bin ich der Mann, der solches auszuhalten hat? Es gibt Leute, die ganz andere Festigkeiten in sich haben! Doch was hilft es? Gott will es — ich muß!

So greift er zur Geschichte, wie Saul zur Hexe von Endor ging, als es um ihn herum dunkel wurde. Die Historie soll zur Prophetin werden. Erst hat er die Spiritisten befragt, nun liest er Bücher. Was er liest, wissen wir nicht. Es werden wohl Memoiren sein, die es aus jenen bewegten Tagen so zahlreich gibt. Oder vertieft er sich in Taine? Oder in Carlyle? Er liest Geschichte, wie der Angeklagte Prozesse liest. Oft klammert er sich dabei an ein einzelnes Wort, an eine Zufälligkeit — dann wirft er die Bücher wieder hin. Es hat doch keinen Zweck. Man kann nichts, nichts aus der Geschichte lernen!

* * *

Es ist ein allgemeines Problem, das uns hier vorliegt: Kann derjenige, der berufen ist, geschichtlich zu handeln, aus der Geschichte etwas lernen? Dieses Problem ist ein ganz allgemeines modernes Kulturproblem und tritt nur in diesem Einzelfalle besonders scharf zutage. Die ältere Zeit hatte eine Geschichte, aus der sie lernte. Das war die biblische Geschichte. Daß sie zum Zweck der Belehrung geschrieben und von Gott inspiriert war, unterlag keinem Zweifel. Noch die englische Revolution stand unter dem unmittelbaren Einfluß der biblischen Geschichte. Es war oft sehr willkürlich, was man sich aus dieser Geschichte herauslas, aber daß sie autoritäre Geschichte war, stand fest. Das ist heute nicht mehr so, vermutlich auch in Petersburg nicht. Die biblische Geschichte ist wie andere Geschichte geworden. Heute lautet die Frage: ist die Weltgeschichte im Ganzen das Lehrbuch der Könige und Völker, das früher die biblische Geschichte war?

Wir alle berufen uns auf die Lehren der Geschichte. Es gibt keinen Staatsmann und keinen Volkstribunen, der nicht gelegentlich für sich und andere in das große Arsenal geschichtlicher Gründe und Beweisführungen hineingreift. Aber gestehen wir es offen, daß der Gebrauch dieser Waffen

noch willkürlicher ist als der Gebrauch biblischer Worte und Beispiele! Immer wird irgend ein Einzelerlebnis, ein Zusammenhang herausgenommen und dazu gesagt: historia docet. Es ist aber offenbar, daß man auch für die Wahrheit des Gegenteils geschichtliche Gelegenheitsbeispiele bringen kann, sobald man nur belesen genug ist, sie zu finden. Man kann beweisen, daß sich geistige Strömungen nicht mit Gewalt aufhalten lassen, aber man kann auch das Gegenteil beweisen usw. Man kann beweisen, daß die Revolution den Volkscharakter erhöht und daß sie ihn verdirbt. Es ist ein Labyrinth von Lehren, was wir Geschichte nennen.

Die „geschichtliche Bildung" hat uns losgelöst von festen Grundsätzen. Es gibt keine absolute Wahrheit mehr. Kein geschichtlich gebildeter Mensch schwört darauf, daß immer und zu allen Zeiten das Königtum notwendig sei, daß immer die Republik das Glück der Völker sei, daß immer und überall die belgische Musterverfassung das Ende aller Weisheit sei. Die Geschichte hat uns politisch glaubenslos gemacht. Und was hat sie uns dafür gegeben?

Man denke sich, daß der Zar einen hervorragenden Professor der Geschichte zu sich beriefe und zu ihm spräche: Ich habe eingesehen, daß die Geschichte den Wandel aller menschlichen Dinge lehrt und bin bereit, mich dieser Notwendigkeit zu fügen, verlange aber, daß mir die Geschichte sagt, in welcher Richtung dieses zu geschehen hat! Was würde ihm der Geschichtsprofessor antworten? Er hat zwei Antworten bereit, von denen die eine so unbefriedigend ist wie die andere. Die eine Antwort lautet: Es ist überhaupt nicht Aufgabe der Geschichtswissenschaft, irgendwelche praktischen Ergebnisse zu schaffen, sie ist keine anwendbare Wissenschaft! Und die andere Antwort lautet: Es ist an sich richtig, daß die Geschichte die Lehre von der Gesetzmäßigkeit in der menschlichen Entwicklung ist, aber sie steht erst am Anfange, diese Gesetzmäßigkeit zu enthüllen, und kann deshalb noch nicht als Instrument für praktische Politik verwendet werden! Die Geschichtswissenschaft, so fährt er fort, ist noch nicht soweit gefördert wie die Astronomie oder Chemie, denn sie kann keine kommenden Erscheinungen vorherbestimmen. Also, so spricht der Zar, habe ich Sie, Herr Professor, vergeblich bemüht. Er verbeugt sich und geht.

* * *

Und auf der langen Heimfahrt hat der Professor sehr unzusammenhängende Gedanken. War es nicht zu Professor Schillers Zeiten noch leichter, die Historie zu vertreten als jetzt? Was würde Professor Friedrich Schiller geantwortet haben? Aufklärung, Fortschritt, sittliche Pflichten? Auch er war dem Wechsel unterworfen, aber er besaß doch wenigstens etwas wie eine geschichtliche Weltanschauung, die man in schweren Notfällen hervorholen kann. Aber er war ja auch kein Historiker, war Poet und Prophet. Wir sind exakte Historiker. Wir? War Mommsen ein exakter Historiker? Der alte Mommsen oder der junge Mommsen? Treitschke! Historiker? Aber Ranke! Doch Reformationszeitalter? Alle großen Historiker sind keine Historiker. Was aber sind sie? Epiker? Historiker im

scharfen Sinne des Wortes sind nur die Hilfsarbeiter der großen Geschichtsdichter. Sie sind willenlos, tendenzlos, nur bestrebt, Tatsachen loszulösen. Die Steinbrecher brauchen keinen Bauplan zu haben, aber die Baumeister. Die Baumeister sagen, wie es hätte kommen können, wenn .... Unwissenschaftlich! Sie erwecken damit den Schein einer praktischen Weisheit, die es nicht gibt. Der Zar hat gar nicht so unrecht, wenn er von mir Auskunft über den weiteren Verlauf der Geschichte fordert. Er hat richtig gefühlt, daß die hergebrachte Art der Geschichtsdarstellung solche Ansprüche weckt. Wenn nämlich die Historiker es unternehmen, den Königen der Vergangenheit nachträglich zu sagen, wie sie hätten handeln können und sollen, dann ist es willkürlich, wenn sie es den Königen der Gegenwart nicht sagen wollen. Also entweder wir haben eine Methode historischer Beurteilung — dann muß sie auf den praktischen Fall angewendet werden können, oder wir haben keine. Wir haben keine .... Wir haben gar keine Zeit für eine solche Methode. Das war ja der Fortschritt unserer Wissenschaft, daß wir aufhörten, räsonnierende Geschichte zu schreiben. Wer aber wird die Geschichte lesen wollen, die grundsätzlich nichts Praktisches lehrt. Der Zar ist wie alles Volk. Sie lesen Weltgeschichte wie vor Zeiten biblische Geschichte. Wir haben angekündigt, daß wir solche Geschichte nicht leisten können, aber man glaubt es uns nicht. Es ist merkwürdig, wie stark die praktischen Instinkte bei den Menschen sind! Die Naturwissenschaftler sind besser daran. Sie haben eine exakte Wissenschaft. Exakte Wissenschaft! Gerade die Naturwissenschaften liefern praktische Ergebnisse .... weil sie exakt sind. Ist es nicht möglich, eine naturwissenschaftliche Auffassung von den Revolutionen zu gewinnen, etwa so wie man Kenntnisse von den Ausbrüchen des Vesuv sammelt? Keine Theorie der Revolution! Das hat keinen Zweck. Aber eine Schematisierung der Beobachtungen, um sagen zu können, was man weiß und nicht weiß. Dabei muß alle epische oder dramatische Darstellungskunst beiseite bleiben. Die Menschen verlangen von uns, daß wir zur praktischen Begriffsbildung schreiten. Aber freilich das Urelement unserer Beobachtungen ist nicht so einfach wie chemische Elemente. Menschenseelen sind unberechenbar .... oder gibt es berechenbare Elemente?

* * *

Der Zar aber sitzt wieder allein und vergißt den Mann im schwarzen Frack. Er hat schon so viele Menschen gesehen, die ihm nichts nützen konnten. Und nach einigen Tagen fängt er wieder an, in den Büchern zu suchen, wie es damals gewesen ist. Es hat eine unheimliche Anziehungskraft, vergangenes Schicksal zu lesen, wenn man selbst seines Schicksals nicht sicher ist. Und er greift zu einem kleinen Büchlein, das bei der Zusammenstellung der Literatur mitgebracht worden ist, ein schlichtes Frauenbuch von Clara Tschudi über Marie Antoinette. Er will keine Professorengeschichte, sondern Geschichte mit Gefühl und Belehrung. Und bei der gutherzigen fleißigen Norwegerin liest er lange Stunden die Familiengeschichte der französischen Revolution. Einmal aber legt er das Buch weg und schließt die Augen. Er hat folgenden Satz gefunden:

Den Vormittag brachte der König mit den Studien zu. Er studierte bis in die kleinsten Einzelheiten die Geschichte Karls des Ersten von England in der Hoffnung, dadurch die Fehlgriffe vermeiden zu lernen, deren sich dieser Monarch schuldig gemacht hatte.

Also er hat es auch schon ebenso gemacht! Er hat gelesen und es hat ihm nichts genützt. Wann war es eigentlich, als Ludwig XVI. die Geschichte Karls I. las? Es war noch ziemlich zeitig in der französischen Revolution, kurz nach der Uebersiedelung nach Paris, noch vor den Verhandlungen der Königin mit Mirabeau, vor der vergeblichen Flucht, als es noch treue Truppen gab. Damals also las er vergeblich die Geschichte der englischen Revolution. Wie ähnlich doch die Menschen in ähnlichen Lagen handeln!

Vergeblich hat er damals die englische Revolution gelesen. Es ist wahr, er war kein großer Geist, aber gesucht hat er doch und die Not verschärfte im Anfang seine Sinne. Ist es nicht, als sähe man ihn in den Tuilerien am Fenster in der Hoffnung, Fehlgriffe vermeiden zu können? So stumm war für ihn die Geschichte. Oder hätte auch ein anderer Geist nichts aus dieser Geschichte lernen können?

Und vielleicht hat er doch mancherlei gelernt, zwar nicht das, was er suchte, aber etwas anderes. Er lernte nicht, Fehlgriffe zu vermeiden, aber er lernte, das Unvermeidliche mit Geduld und Würde tragen. Die Geschichte ist wie das Meer, herzlos im ganzen, aber von abwaschender, ausweitender Kraft. Der Einzelmensch lernt seine Kleinheit und dankt es dem Meere, daß es ihn klein gemacht hat. Auch Könige lernen von der Geschichte, daß sie nur vorübergehende Bedeutung haben. Das mag wenig scheinen, aber es ist der Anfang der Stimme Gottes in der Geschichte.

* * *

Fast alle großen Staatsmänner waren voll von geschichtlichen Kenntnissen. Ob es Legende oder kritisch gereinigte Geschichte war, die sie mit sich trugen, macht dabei wenig aus, denn für sie ist Geschichte etwas anderes, als für einen Bibliothekar. Sie benutzen die Geschichte als Hilfsmittel ihrer Menschen- und Sachkunde. Da ihr Geist beständig damit beschäftigt ist, Personen und Situationen zu beurteilen, haben sie eine Art Durst nach besonderen Fällen. Sie suchen nicht das, was wir vorhin im Sinne hatten, als wir von verwertbaren Ergebnissen der exakten geschichtlichen Forschung sprachen. Die Elementarweisheiten, die eine exakte geschichtliche Staatskunde möglichenfalls methodisch ausschmelzen könnte, haben sie längst im Griff und verlangen danach, mehr als das gewöhnliche an Möglichkeiten zu durchleben. Sie sind wie Künstler, denen es ganz gleich ist, ob jemand eine elementare Farbenlehre in Begriffen zustande bringt, die aber sofort sehen, wenn irgendwo Farbenwirkungen auftauchen, die ihnen noch nicht vorgekommen sind. So etwa benutzte Bismarck die Geschichte. Er brauchte sie nicht, um mühsam zu suchen, ob sein heutiges Tagespensum schon einmal von irgendwem ähnlich durchgearbeitet worden ist, sondern weil er in Politik leben mußte wie der Musiker in Tönen. Diese Art von Staatsmännern

können auch schlecht geschriebene Geschichte mit Nutzen verwenden, denn sie blicken doch so wie so durch den Schleier des Raisonnements auf die möglichen Wirklichkeiten und bleiben an Situationen, die schief dargestellt sind, nicht hängen. Aber solche souveräne Meister der Behandlung des Menschentums sind selten, und wenn in der Zeitung steht, daß der Zar die Geschichte der französischen Revolution liest, so liegt schon in dieser Mitteilung selbst ein Zugeständnis, daß er nicht zu ihnen gehört, denn der freie Meister würde längst das für ihn Brauchbare aus den alten Memoiren von 1789 sich herausgelesen haben und würde nicht erst jetzt dazu übergehen, wo auch der Blindeste sieht, daß die Revolution in Gang ist. Die Frage lautet also nicht, ob überhaupt Menschen etwas aus der Geschichte lernen können, sondern ob Menschen von mittlerer Begabung in schwierigen Situationen ihren Mangel an unmittelbarer politischer Künstlerschaft durch historische Studien ersetzen können. Das ist dieselbe Frage wie die, ob es für einen Handwerker nützlich ist, in ein Gewerbemuseum zu gehen. Es ist möglich, daß er etwas findet, was gerade für ihn als Muster gut ist, es ist möglich, aber das Glück des Findens pflegen leider die zu haben, die es am wenigsten nötig haben. Auch von der Geschichte gilt das schwere und verwickelte Bibelwort: Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe, wer aber nicht hat, von dem wird auch das genommen, das er hat. Es gibt Leute, die ihr Stückchen eigene Klarheit nur dadurch retten können, daß sie es nicht den historischen Lichtern aussetzen. Die Historie raubt ihnen sonst leicht den letzten Rest naiven Glaubens und gibt ihnen nichts dafür als einen toten Ausblick auf einen endlosen Wald menschlicher Meinungen und Irrtümer. Es ist unter Umständen gefährlich, Geschichte zu lesen, wenn man handeln soll. Gut ist es, Geschichte zu lesen, wenn man sich anschickt, leiden zu müssen. Der Zar aber will und muß vorläufig noch handeln.

Rundschau.

Zur Einheit des deutschen Bildungswesens.

Wenn Einheit gefordert wird, setzt man Zerrissenheit voraus. Ist dies das Bild des deutschen Bildungswesens? Und eine weitere Frage knüpft sich sogleich daran an: Warum wird die Forderung nach Einheit erhoben? Weshalb beruhigt man sich nicht bei den historisch gewordenen Verhältnissen? Die Mannigfaltigkeit der Formen und Organisationen entspricht vielleicht Bedingungen, die in dem Wesen der Kulturarbeit und in der geschichtlichen Entwicklung begründet und deshalb naturgemäß sind? Einheit bedeutet hier vielleicht Schablone und Mechanismus? Wenn dies so wäre, so müßte man die Forderung nach der Einheit für ein verwerfliches Ziel halten und sie allenfalls für das politische Gebiet gelten lassen.

Aber der Begriff der Einheit schließt die Mannigfaltigkeit nicht aus; auch auf politischem Gebiet nicht. Hier sehen wir ja die Einheit im Reich verkörpert, die Mannigfaltigkeit in den Bundesstaaten vertreten.

Kann nicht ein ähnliches Verhältnis innerhalb des Bildungswesens gedacht werden? Um diese Frage zu beantworten, wollen wir die bestehenden Zustände überblicken, um von diesem Standort aus die Unterlagen für eine weitere Betrachtung zu finden.

Wenn wir die vorhandenen Formen und Gestaltungen vor unserem Auge vorüberziehen lassen, so tritt uns greifbar die Gespaltenheit in der Sache und in den Personen vor Augen. Vergegenwärtigen wir uns folgende Tatsachen:

1) Abgesehen von der zahllosen Menge von Fachschulen, die der vielverzweigten Kulturarbeit des Volkes entsprechen, gibt es innerhalb des Erziehungsschulgebietes mannigfache Schulgattungen: Gymnasien und Progymnasien, Realgymnasien und Realprogymnasien, Oberrealschulen und Realschulen, Höhere Bürgerschulen und Knabenmittelschulen, Höhere Mädchenschulen und Mädchenmittelschulen, dazu die große Schar der Volksschulen in den mannigfachsten Abstufungen. Diese verwirrende Mannigfaltigkeit der Schulgattungen scheint ein Zeichen der Einheitlosigkeit zu sein und die Forderung nach Geschlossenheit nahe zu legen.

2) Mit der Zahl der verschiedenen Schularten sind dann auch Lehrergattungen entstanden, die in sich vereinigt gegen andere sich abschließen. In dem lebhaften Standesgefühl, eine besondere Schulgattung zu vertreten, ist das Gemeingefühl, Lehrer zu sein, verloren gegangen. Der Gymnasiallehrer schließt sich vom Reallehrer, dieser vom Volksschullehrer ab; der Seminarlehrer will wie der Mädchenschullehrer etwas besonderes für sich bedeuten. Der Gymnasiallehrer schaut lieber nach der Universität, der Reallehrer lieber nach der technischen Hochschule, als nach den Mitarbeitern zur Seite. Der Volksschullehrer aber pflegt ein ausgeprägtes Standesgefühl für sich, das ihn leicht von anderen Lehrerkategorien absondert und die Zerrissenheit mehrt. Letztere findet dann noch ihre Nahrung in den Rangfragen, die mit Eifer verfolgt werden und zu feinen Abstufungen innerhalb der einzelnen Lehrerkategorien führen. Wo bleibt hier die Einheit?

3) Es kommt hinzu, daß die Einheitlosigkeit noch durch den Streit zwischen Lehrern und Lehrerinnen vermehrt wird, der heute aufs lebhafteste entbrannt ist und zu den widersprechendsten Auffassungen geführt hat.

4) Wir denken weiter daran, daß mit der Vielheit der Schul- und Lehrergattungen auch die Einheitlosigkeit im Lehrbetrieb gesteigert worden ist. Hier

haben mit der immer weitergehenden Differenzierung der Wissenschaften die Spezialisten ihren Einzug gehalten: Die klassischen Philologen, von denen der eine mehr das Griechische, der andere mehr das Lateinische bevorzugt; die Germanisten mit Alt- und Mittelhochdeutsch; die Vertreter der romanischen und englischen Philologie, dann die Repräsentanten der reinen Mathematik und der Naturwissenschaften in ihren verschiedenen Zweigen, die Historiker und Geographen, sie alle kommen herein in Begeisterung für ihre Fachwissenschaft der Jugend recht viel von Spezialkenntnissen beizubringen und sie recht tief in die Geheimnisse ihres Spezialstudiums einzuweihen, eine Richtung, die die Einheitlosigkeit nicht unbeträchtlich verstärkt.

5) Diese Einheitlosigkeit spiegelt sich aber auch in der Schulregierung wieder. Auch hier eine Spaltung mit der Arbeitsteilung, die nicht selten zur Abschließung wird. Der Jurist als Retter in der Not, vermag nur mühsam den Schein der Einheit nach außen zu wahren, zumal die Schulaufsichtsfrage in den größeren deutschen Staaten fort und fort mahnt, daß durch Ueberweisung eines Teiles der Aufsicht an die Kirche die Einheitlosigkeit geradezu staatlich beglaubigt erscheint.

6) Endlich ist noch daran zu denken, daß die Einheitlosigkeit im Bildungswesen durch eine gewisse Brüchigkeit des modernen Zeitgeistes unterstützt wird. Wenn auch die Schulen als friedliche Pflanzstätten der jugendlichen Entwicklung gleichsam Oasen in dem wogenden Gedränge der Ansichten und Forderungen des modernen Lebens gleichen, so ist ihr Wirken doch nicht so von aller Umgebung abgeschlossen, daß nicht mancherlei Strömungen durch geöffnete Türen und Fenster in sie eindringen könnten. Die Stimmungen des Tages lösen auch bei ihnen weit mehr als in früheren Zeiten Bewegungen aus, die nur zu sehr geeignet sind, die Einheitlichkeit des Geistes zu stören. Man denke nur an die verschiedene Stellungnahme zu den religiösen und sozialen Fragen der Gegenwart; zu den wissenschaftlichen und künstlerischen Aufgaben einer rastlos vorwärtsdrängenden Zeit, und man wird begreiflich finden, daß die Einheitlosigkeit Nahrung genug aus diesen Bewegungen schöpft.

* * *

So wird die herrschende Einheitlosigkeit im Bildungswesen begreiflich durch die Tatsache, daß unsere Schulen das Ergebnis von Gedanken über Erziehung und Bildung sind, die als eine Frucht der Wechselwirkung des gesamten öffentlichen, religiösen, politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens erscheinen.

Unter ihrem Einfluß steht die Staatspädagogik, die aus Mangel an prinzipieller Auffassung des gesamten Erziehungswesens von jeher bemüht war, Kompromisse zwischen den herrschenden Strömungen zu schließen. So setzte sie ruckweise den Schulwagen in Bewegung, bald eine Schmalspur, bald eine Normalspur benutzend.

Von hier aus konnte demnach ein stärkerer Einfluß zur Bekämpfung der Einheitlosigkeit kaum erwartet werden. Die Erwartung knüpfte sich allein an die Erziehungswissenschaft. Da aber „die arme Pädagogik" an den Universitäten nur hie und da heimisch werden konnte und vielfach sich mit einem sehr bescheidenen Platz begnügen mußte, so war ihr Einfluß auf größere Kreise verschwindend. Auf die Staatspädagogik wirkte sie aber oft im gegenteiligen Sinne, weil diese fürchtete, durch die prinzipiellen Forderungen der Erziehungswissenschaft in ihren Kompromissen gestört zu werden.

Trotzdem hat die Pädagogik es sich nicht nehmen lassen, ihren prinzipiellen Standpunkt zu vertreten. Sie hat sich nicht durch von außen herantretende Anforderungen bestimmen lassen, sondern ist mit den aus dem Wesen von Erziehung und Bildung herausfließenden Richtlinien für den Gedanken der Einheit des

Bildungswesens eingetreten, um ein Gegengewicht gegen die Gefahren einer überhandnehmenden Einheitlosigkeit zu bilden, und soweit ihre Macht reicht, die Geister für diesen Einheitsgedanken zu schulen und zu erwärmen.

Was kann als Ergebnis ihrer Bemühungen von unserem Standpunkt aus vorgelegt werden? Gehen wir der Reihe nach die sechs Abschnitte durch, in denen wir soeben die Tatsache der vorhandenen Einheitlosigkeit festzulegen versuchten, dem Negativen das Positive hinzufügend.

1) Die Kulturarbeit unseres Volkes hat sich in eine unendliche Breite ergossen und eine wachsende Fülle mannigfaltigster Berufszweige hervorgetrieben. Die steigenden Forderungen, welche ihre Vervollkommnung an die Intelligenz und die Geschicklichkeit jeder Art von Berufsarbeitern stellt, haben die Errichtung möglichst vieler und verschiedener Fachschulen herbeigeführt. Diese Atomisierung ist in dem Wesen der Sache begründet und deshalb gutzuheißen. Wollte man sie aber auf die den Fachschulen vorliegenden allgemeinen Bildungsschulen anwenden, so würde dies zur Auflösung des nationalen Bildungswesens in so viel Zweige führen, als Teile der Kulturarbeit vorhanden sind. Diese selbst aber würde damit schwer geschädigt werden, weil der Zusammenhang zwischen den einzelnen Teilen in Frage gestellt und die Einheitlichkeit der nationalen Kultur in ihren Grundlagen erschüttert werden müßte. Deshalb die Forderung der Pädagogik, das Erziehungsschulwesen als Grundlage für das sich anschließende Fachschulwesen nur so weit zu differenzieren, als es das Wesen der unteren, mittleren und höheren Fachschulen verlangt, die wiederum der Dreischichtung des sozialen Arbeitkörpers entsprechen. Daher leitet die Pädagogik eine dreifache Gliederung der Erziehungsschulen her: Die Volksschule, die Mittel- oder Realschule, die höhere Schule. Um hier nun den nötigen inneren Zusammenhang zu schaffen und diese Gruppierung als eine einheitlich-nationale Schöpfung zu organisieren, verlangt sie einen gemeinsamen vierjährigen Unterbau für alle Kinder des Volkes; die allgemeine Grundschule, aus der alles weitere herauswächst.

Dann folge der gemeinsame Unterbau für die Realschulen und Gymnasien nach dem Frankfurter System; dann mit dem 14. Lebensjahr die weitere Differenzierung in eine antik- und modern-klassische Richtung. Damit nähern wir uns Vorschlägen, die Comenius vor mehr als 200 Jahren in einer großangelegten Schulverfassung wissenschaftlich begründet hat, und berühren uns mit dem in straffer Weise einheitlich-national durchgeführten Schulbau der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Vorzüge eines einheitlich organisierten Schulwesens müssen vor allem darin gesehen werden, daß die Kräfte, die mit jeder neuen Generation dem Volke zuwachsen, ihren Fähigkeiten entsprechend für die nationale Kulturarbeit ausgebildet werden. Ihren Fähigkeiten, nicht dem Stande und dem Besitz der Eltern gemäß. Unsere höhere Schule drückt die Last der Schüler, die ihrer Befähigung nach nicht in sie hinein gehören; ihre Abstoßung aber wird dadurch ungemein erschwert, weil nach der festgelegten Abschließung der höheren Schulgattungen ein Uebergang von der einen zur andern außerordentlich erschwert ist. Nach dem Frankfurter System dagegen ist ein solcher Uebergang bis zum 14. Lebensjahr möglich. Fehler in der Wahl der Schule können bis dahin leicht ausgeglichen werden, weil erst mit dem 14. Lebensjahr, oder mit dem 9. Schuljahr, das Griechische im Lehrplan einsetzt für die Schüler, welche sich der antikklassischen Richtung zuwenden.

Wenn unsere Schulen aufhören werden, nebeneinander zu stehen; wenn das nebeneinander in ein mit- und nacheinander umgeändert wird, dann hat eine innere, einheitliche Organisation die Einheitlosigkeit, die bis jetzt auf dem Gebiet des Erziehungsschulwesens herrscht, verdrängt. Die nationale Kraft wird

damit viel gewinnen, weil dieser innere einheitliche Zusammenhang zwischen den verschiedenen Schulgattungen den verschiedenen Beanlagungen und Entwicklungen der Zöglinge weit mehr entgegenkommt, als es bei dem bisherigen System möglich ist.

Wir fassen zusammen:

Der Unterbau des gesamten Schulgebäudes mußte breiter und massiger sein als jetzt, wo er in seiner Fügung nicht einheitlich ist. Auch würde er in den weiteren Aufbau weiter hineinreichen, als gegenwärtig. Er würde das Fundament des Ganzen legen, recht tief und fest in dem Boden heimatlicher Erfahrung, Naturbeobachtung, Erzählung und Kunst gegründet. Der weitere Aufbau setzt als Mittelschule einheitlich die Arbeit fort, indem er in stufenweis sich steigender Tätigkeit tiefer in die Welt von Natur und Geschichte einführt. Erst auf den oberen Stufen des Aufbaus tritt eine Scheidung ein durch Verlegung des Schwerpunktes, indem die einen die altklassische Richtung einschlagen, die anderen sich den modernen Bildungselementen zuwenden. Der Unterschied zwischen Gymnasium und Realschule würde erst oben hervortreten, während er heute am Anfang der Bildungsarbeit liegt und damit Unsegen in die Jugend, in die Familien — und auch in die Lehrerwelt bringt.

In den Franckeschen Stiftungen zu Halle besitzen wir in Deutschland eine Zusammenfassung verschiedener Schulgattungen, der Volksschule und Realschule, der mittleren und höheren Mädchenschulen, des Gymnasiums unter einheitlicher Führung, welche alle Schulen als Glieder der einen nationalen Schule umfaßt. Diese Zusammenfassung ist also nicht nur eine räumliche, sondern hier ist eine in einheitlichem Geiste nach dem Vorbild von A. H. Francke eingerichtete Universalanstalt, der nur das eine noch fehlt, daß die einzelnen Schulgattungen auseinander hervorwachsen und somit einen Stufenbau nacheinander darstellen, während sie jetzt noch nebeneinander stehen und mehr eine Personal-Union darstellen, als einen Baum, der aus einem Stamme sich erhebend in verschiedene Haupt- und Nebenäste sich verzweigt.

Wie es nur ein Volk gibt, wenn auch in verschiedene Stämme zerfallend, so sollte es auch nur ein Schulsystem geben, wenn auch in verschiedene Stufen gegliedert, um einerseits der individuellen Begabung, andererseits der Kulturarbeit des Volkes gerecht zu werden.

2) Mit der Forderung eines in sich einheitlich organisierten Schulaufbaues verbindet sich von selbst der Gedanke einer einheitlich geschlossenen Lehrerschaft, in der persönliche Absonderungen, Eifersüchteleien und Rangstreitigkeiten keinen Platz haben. Sie werden aufgesogen von dem Bewußtsein, daß alle, die an der Emporentwicklung der Jugend des Volkes arbeiten, an einer großen und schwerwiegenden Aufgabe beteiligt sind, gleichviel an welcher Stelle innerhalb des einen nationalen Schulorganismus sie stehen. Die Würdigung einer Lehrerpersönlichkeit darf nicht nach seinem Standort bemessen werden, sondern nach der Art, wie er seine ihm gestellte Aufgabe löst, mit welcher Hingabe, mit welcher Gewissenhaftigkeit, mit welchem Erfolg. Ein einfacher Landlehrer, der in seiner Gemeinde als in sich gefestigter Charakter segensreich auf den Nachwuchs der einander folgenden Schülergenerationen einzuwirken wußte, hat eine weit größere Arbeit im nationalen Sinne geleistet, als etwa ein Gymnasialprofessor, der als Klassenlehrer durch Jahre hindurch die Pensen seiner Grammatik in gleicher Weise verarbeitete und in den Extemporalien die periodische Wiederkehr bestimmter Anwendungssätze feierte. Die Welt urteilt natürlich nach dem Schein; das liebe Publikum sieht nach Titel und Rang und bemißt darnach den Wert. Aber über alledem steht die Wahrheit, daß, soweit Erziehung über dem Unterricht steht, soweit der Erzieher über dem Lehrer. Erziehung heißt Beeinflussung des persönlichen Innenlebens des heranwachsenden Geschlechts nach festen Grund-

sätzen oder — wer das lieber hört — nach genialen Eingebungen. Wem das gelingt, hat das höchste geleistet. Ob es in einem Gymnasium, oder in einer Realschule, oder in einer Dorfschule geschieht, ist ganz gleichgültig. Vor der Erziehung sind alle Lehrer gleich. Hier liegt ihre Stärke und ihre Einheit. Hier ihre Würdigung. Hier finden sich alle zusammen in einem Geiste, der eine mehr die Wissenschaft, der andere mehr die Kunst betonend. Die Verschiedenheit der Wissensgebiete, auf denen die einzelnen arbeiten, tritt dagegen zurück. Es sind Unterschiede, aber sie geben nicht den Ton an. Wer in dieses Bewußtsein sich eingelebt hat, wird gern darauf verzichten, sich als besonders gestempelter Lehrer zu fühlen je nach der Schulart, der er angehört; er wird sich wohl hüten, diese Aeußerlichkeit und Zufälligkeit zur Ueberhebung zu benutzen und auf andere geringschätzig herabzusehen, die einen anderen Bildungsgang durchlaufen haben und vielleicht nicht so tief in die Mysterien eines einzelnen Wissensgebietes eingedrungen sind, als er selbst. Wer das Bewußtsein von der Kraft und Bedeutung der Erziehung in sich trägt, wird bescheiden und ordnet sich gern in die gewaltigen Lehrerbataillone ein, die an der Erziehung unseres Volkes arbeiten, ohne daran zu denken, daß sein Nebenmann an einer andern Schulanstalt wirkt, als er selbst. Ein Volk, eine nationale Kultur, ein Lehrerstand!

Daran hat „der Verein für wissenschaftliche Pädagogik" seit seiner Gründung im Jahre 1869 festgehalten. Und wenn er nichts weiter geleistet hätte, als das Bewußtsein wachzuhalten, daß trotz des Unterschieds der einzelnen Arbeitsfelder nach Bodenart und Bebauung doch alle Erzieher des Volkes sich in einer großen Gesamtaufgabe zusammenfinden und trotz der Zerspaltenheit in einzelne Fachstudien in der Pädagogik das einigende Band besitzen, so hätte dieser Verein eine wichtige Aufgabe erfüllt. Ebenso sollen die pädagogischen Universitäts-Seminare der Einheit des Erziehungsganzen Ausdruck geben, indem auch sie in sich die Vertreter verschiedener Arbeitszweige versammeln unter Betonung nicht des Trennenden, sondern des Gemeinsamen, und unter Hervorhebung der Wahrheit, daß es nicht darauf ankommt, wo der Erzieher arbeitet, sondern wie er seine Pflicht erfüllt.

Geistliche, Juristen und Mediziner erkennen ihre Zugehörigkeit zueinander unbedingt an, gleichviel wo sie auch wirken mögen. Im Lehrerstand ist dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit bei weitem nicht so verbreitet; hier werden die Unterschiede oft so scharf betont wie in der Kasteneinteilung bei den Indern und Aegyptern. Allerdings kann der Umstand geltend gemacht werden, daß Geistliche, Juristen und Mediziner alle gleichmäßig denselben Bildungsgang durchlaufen haben, während innerhalb des Lehrerstandes diese Gleichmäßigkeit fehlt; daß dort alle lateinisch und griechisch gebildet sind, während dies hier nur zum Teil der Fall ist. Aber diese Unterschiede treten mehr und mehr zurück, je gleichwertiger der modern-klassische Bildungsgang mit dem alt-klassischen wird. Dafür ist dem Pflichtbewußtsein, in dem sich alle Erzieher als Arbeiter an einem Werke und als Genossen ein und derselben Wissenschaft fühlen, der Weg bereitet und dem Rechtsbewußtsein, das sich an gewisse vermeintliche Vorrechte anklammert, der Boden entzogen. Die idealen Güter des Volkes werden ohne Zweifel am besten von denen bewahrt und vermehrt werden, die selbst an idealer Gesinnung und an idealem Streben die Masse derer überflügeln, welche in Rang und Titeln und in kastenmäßiger Abschließung ihren Ruhm suchen. Echte Vornehmheit zeigt sich überall nicht in Ueberhebung, sondern in Bescheidenheit.

3) Ebenso muß der Streit zwischen Lehrern und Lehrerinnen, der die Einheitlosigkeit mehrt, einer höheren Auffassung Platz machen. Der Streit wurde dadurch entfacht, daß Lehrerinnenvereine die Losung ausgaben, die Schulen für sich zu erobern. Wer auf Eroberung auszieht, muß darauf gefaßt sein, daß die

beati possidentes sich verteidigen und die Schule als ihre Domäne behaupten wollen. Diese Verteidigung ist aus mancherlei Gründen nicht geglückt, denn die Lehrerinnen sind in siegreichem Vordringen begriffen. Sie haben die Staats- und die Gemeindebehörden auf ihrer Seite, nicht aus idealen, sondern aus rein praktischen Erwägungen heraus, da sich die weiblichen Arbeitnehmer mit einem geringeren Lohnsatz begnügen. Das aber hat seit alters den Arbeitgebern immer besonders gut gefallen.

Dagegen lehnen sich mit Recht die männlichen Arbeitnehmer auf, da sie die weiblichen Lohndrücker als gefährliche Konkurrenten betrachten müssen. Daher ist viel Bitterkeit in den Streit getragen worden, viel persönliche Empfindlichkeit, wo doch allein die Sache, das Wohl unserer Jugend und unserer Schulen, das Wort haben sollte. In solcher Erregung hat man dem weiblichen Geschlecht allen Erzieherberuf im öffentlichen Schulwesen überhaupt abgesprochen. Schon aber besinnt man sich auf die sachlichen Gründe und ruft die Pädagogik an, um von ihr, wenn nicht die Entscheidung, so doch ihren Rat zu hören. Was sie in dieser Sache zu sagen hat, sei in folgende kurze Leitsätze zusammengefaßt:

1. Der öffentliche Unterricht ist im Prinzip ebenso Sache des Mannes wie der Frau, da das Wesen der erzieherischen Tätigkeit der Natur beider Geschlechter entspricht, wovon das Familienleben genugsam Zeugnis ablegt. Die Erziehungsarbeit in der Schule fordert genau so wie in der Familie weder vorwiegend männliche noch vorwiegend weibliche Kräfte, sondern eine friedliche Zusammenarbeit beider Geschlechter. Hierbei wird die Erziehung am besten gedeihen.
2. Die Tätigkeit der Lehrerin ist prinzipiell weder auf eine bestimmte Schulgattung, etwa die Mädchenschule, noch auf eine gewisse Altersstufe, etwa die ersten Schuljahre, beschränkt. Der weiblichen Arbeitskraft sollen alle Türen, vom Kindergarten bis in die Universität, offen stehen. Die Schulbehörden mögen die Arbeitskräfte aus beiden Lagern nehmen und sie dahin stellen, wo ihre Befähigung am besten zur Wirkung kommt.
3. Die Zunahme der Lehrerinnen in Deutschland wird erst dann zur Gefahr für die gesamte Kulturarbeit, wenn ihre Zahl innerhalb der Lehrerkollegien die der Lehrer überwiegt. Das rechte Verhältnis beider Lehrerkategorien muß in einer gleichmäßigen Verteilung sowohl an Knaben- wie an Mädchenschulen gesehen werden.
4. Diese prinzipielle Gleichstellung der männlichen und weiblichen Arbeitskräfte auf dem Gebiete der Erziehung muß aber an folgende Bedingungen geknüpft werden:
   a) Die Ausbildung der Lehrer und Lehrerinnen soll in gleicher Weise erfolgen, sei es in getrennten oder in gemeinschaftlichen Anstalten.
   b) Die Gehälter der Lehrer und Lehrerinnen sollen unter der Voraussetzung gleicher Vorbildung, gleicher Arbeit und gleicher Stundenzahl gleich sein.

Vom nationalen Standpunkt aus können wir es nur begrüßen, wenn tüchtige, weibliche Arbeitskräfte in die Schularbeit eintreten. Ein brachliegendes Arbeitskapital wird damit in Tätigkeit gesetzt. Die dadurch freiwerdenden männlichen Kräfte können bei den erhöhten Aufgaben, die die wachsende Bevölkerung stellt, an anderen Orten, namentlich innerhalb des Weltverkehrs, dem nationalen Ganzen dienstbar gemacht werden.

Die Lehrerinnenfrage muß von diesem nationalen Standort aus beurteilt, in keinem Fall in den engen Gesichtswinkel des persönlichen Egoismus gerückt werden.

4) Ebenso ist das Spezialistentum in den Schulen, das als eine drohende

Gefahr schon längst erkannt und gefürchtet worden ist, in den Rahmen einer höheren Ordnung einzugliedern, die ihr entgegenzuwirken geeignet ist. Durch den Ausbau der wissenschaftlichen Didaktik ist der drohenden Einheitlosigkeit die notwendige innere Einheit des Lehrplans und des Lehrverfahrens immer wieder als Gegenmittel gegenübergestellt worden. Je mehr der Begriff des Unterrichts als eines wertvollen Mittels der Erziehung in seiner Tiefe gefaßt wurde, um so mehr wurde die Bedeutung der einzelnen Lehrfächer und ihre innere Verbindung untereinander erkannt und gefördert. Das Spezialistentum kann bis zu einem gewissen Grade sehr wohl dabei bestehen. Denn kenntnisreiche Lehrer sind gewiß ein Schatz für die Schulen. Im Vergleich zu vergangenen Zeiten haben wir auch hierin große Fortschritte gemacht. Aber je kenntnisreicher in seinem Fach ein Lehrer ist, um so mehr muß seine didaktische Bildung wachsen. Sie bewahrt ihn vor Ueberschätzung seines Wissensgebietes und einseitiger Beurteilung anderer, weil sie ihm die Notwendigkeit der einheitlichen Jugendbildung vor Augen führt, die Verknüpfung der Vielseitigkeit mit der Geschlossenheit des persönlichen Lebens aufdeckt und immer daran erinnert, daß der atomistische Lehrbetrieb an unseren Schulen mit die Schuld trägt, wenn heute eine so scharfe Kritik an ihnen geübt wird. Denn mit ihm stellt sich eine Ueberfütterung an Lehrstoff ein, die das freie Interesse an den Wissenschaften untergräbt und die Lernlust tötet. Mit ihm macht sich die Meinung breit, als ob ein gradueller Unterschied zwischen den Schülerseelen niederer und höherer Schulen herrsche, und eine Geringschätzung aller echter Bildung, die sich auf die Welt um uns und über uns erstreckt. Was aber gebildet werden soll, ist die Welt in uns. Die psychischen Organe sollen empfänglich gemacht werden, die Sprache jener Welten zu vernehmen, ihren Gehalt in sich aufzunehmen. Damit wird der Sinn für die Natur, der Sinn für die Geschichte und der Sinn für das Transcendente geweckt und genährt. Ihr Zusammenschluß in der Gesinnung ist die Frucht des Erlebens jener Welten und die notwendige Voraussetzung der Charakterbildung. Damit stoßen wir in das Zentrum der einheitlichen Auffassung des Unterrichts. Wer sie sich zu eigen gemacht, ist davor bewahrt, im Spezialistentum die Krone der Schularbeit zu sehen. Aus der wissenschaftlichen Didaktik, die ein Idealbild der einheitlich-nationalen Schularbeit zu entwerfen versucht, zieht er seine Kraft, entsprechend dem einheitlich gedachten Schulgebäude, das sich in verschiedenen Stockwerken erhebt und mittelst geräumiger Treppen für die leichte Verbindung der einzelnen Teile sorgt.

5) Wie viel aber für äußere und innere Einheit die Schulverwaltung tun könnte, das gehört durchaus in das Reich frommer Wünsche. Vielfache Erfahrung hat gezeigt, daß von der Schulbürokratie nicht zu viel Initiative erwartet werden darf. Sie, die vielfach von den Akten belastete, beinahe erdrückte Behörde, ist froh, wenn sie die laufenden Geschäfte gewissenhaft erledigen kann. Für selbständige Förderung prinzipiell gut begründeter Forderungen der wissenschaftlichen Pädagogik hat sie keine Zeit, vielleicht auch keinen Trieb. Denn wo diese Forderungen über das historisch Gewordene hinausgehen, wo sie einen ausgeprägt reformatorischen Charakter annehmen, stellt sich eine gewisse Zaghaftigkeit ein, die Mutter von Bedenken, die das Tun lähmen. Es kommt hinzu, daß die Schulverwaltung selbst in verschiedene Teile gespalten ist, die voneinander nichts wissen. Die Spitze aber, die im Kultusminister gegeben ist, ist ja nur zu oft eine bloß formale. Deshalb pflegt sie in den Händen eines Nicht-Fachmanns zu ruhen. Hier ist zwar eine Zuspitzung zur Einheit da, aber diese Zuspitzung ist solange hohl, als sie nicht nur von der Einheitlichkeit der Verwaltung, sondern der gesamten Schulverfassung getragen wird. Zu einer ihrer hauptsächlichsten Forderungen rechnen wir die Einrichtung von Schulsynoden. Wenn schon die Elternabende, die

jede Schulgemeinde für sich ins Leben ruft, geeignet sind, das notwendige Zusammengehen von Schule und Haus zu fördern und damit der Einheit der Erziehung zu dienen, so würden die recht eingerichteten Schulsynoden noch weit mehr in der Lage sein, dieses hohe Ziel zu verfolgen. Dieses Schulparlament würde durch sein bloßes Dasein die Einheit des gesamten Bildungswesens und der gesamten Erziehungsarbeit weit mehr vor aller Augen führen, als die in Abteilungen zerlegte Schulregierung dies zu tun vermag. Vertreter und Vertreterinnen aus allen Schichten der Bevölkerung und aus allen Berufszweigen würden sich in ihm vereinigen, um ihr Interesse und ihr Verständnis zur weiteren Ausbildung des Schulwesens in den Dienst dieser wichtigen Angelegenheit unseres Volkslebens zu stellen. Eine solche Vertretung idealer Interessen tut in einer Zeit doppelt not, die so gewaltige Verschiebungen und Arbeitsleistungen für die materielle Wohlfahrt vornimmt und ganz in den Sorgen und Mühen des wirtschaftlichen Lebens aufzugehen scheint. Die evangelischen Kirchen allerdings, welche eine synodale Verfassung erhalten und ausgebaut haben, sind mit diesen Einrichtungen nicht weit gekommen; sie haben es nicht vermocht, einen tiefer gehenden Einfluß auf die geistigen Strömungen des Volkslebens auszuüben, weil dieses selbst von ihnen zu weit fortgetrieben ist. Dafür würden die Schulsynoden eine weit tiefer gehende Wirksamkeit entfalten. Denn sie würden von dem allgemeinen Bildungsinteresse getragen, wie das unsere Zeit beherrscht, sei es aus dem Gedanken heraus: Wissen ist Macht, sei es aus dem inneren Antrieb wachsen wollender Persönlichkeiten. Es ist nicht auszudenken, welchen Segen eine recht zusammengesetzte und gut geleitete Schulsynode entfalten könnte. Ihr Bild wirkt um so anziehender, je weiter wir von der Verwirklichung dieser Forderung entfernt sind. Aber wenn von den idealen Zügen, mit denen unsere Phantasie dieses Bild umgibt, auch manche in dem scharfen Licht der Verwirklichung verblassen dürften, es blieben Formen und Farben genug übrig, um die Einheit des Bildungswesens eindringlich aller Welt darzustellen, wenn die Besten des Volkes versammelt würden, um dem nachzudenken, was für die Entwicklung einer kräftigen, gesunden und tüchtigen Jugend geschehen könne.

Aber vielleicht ist die Hoffnungslosigkeit, die sich an das Wirken der Schulbehörden knüpft, nicht gerechtfertigt.

Man könnte zu der Meinung kommen, daß das Schulregiment durch seine Verordnungen wichtiges zur Einheit der Schulen beitrage, z. B. durch Herbeiführung gleichartiger Lehrpläne. Aber dadurch, daß die staatlichen Verordnungen die Arbeit der Schule von dem guten Willen und der subjektiven Einsicht der einzelnen unabhängig zu machen suchen, heben sie damit sowohl den guten Willen wie die Einsicht der Lehrenden auf. Und nicht bloß der Lehrenden, sondern auch der Lernenden, auf die der Druck der staatlichen Forderungen indirekt wirkt. Der unbestreitbare Gewinn und der lebendige Kern der staatlichen Kontrolle besteht darin, daß der allgemeine Bildungsstand der Schulen gehoben und daß verhütet wird, daß die Schulen nicht unter diese Lage hinabsinken. Dazu aber ist nur die Aufstellung der Ziele nötig, die jede Schulgattung als Vorstufe für bestimmte Fachschulgruppen erreichen muß. Die Bestimmung der Wege nach diesen Zielen hin ist allein den Schulen zu überlassen. Alle Forderungen, welche ihre Selbsttätigkeit stören, müssen fallen. Es genügt, wenn die Zielbestimmungen festgehalten werden. Sie stellen die nötige Einheit für die Arbeit in den verschiedenen Schulen her und garantieren damit die Stetigkeit des Kulturfortschrittes im Volke. Mit dieser Einheit ist aber Mannigfaltigkeit sehr wohl vereinbar. Letztere verbürgt gesundes eigenartiges Leben in den Schulen, die sich im Blick auf das gemeinsame Ziel verbunden fühlen, in den Mitteln aber auseinandergehen in edlem Wetteifer, die besten Wege zu finden.

Auf solche Weise können die Schulbehörden der Einheit dienen; was sie bis jetzt getan haben, hat zwar einen gleichmäßigen Mechanismus befördert, aber die wahre Einheit geschädigt. So hat vor allem auch die Beibehaltung der Abiturientenprüfungen sehr schwer auf unseren höheren Schulen gelastet. Sie könnten nunmehr fallen, nachdem sie mehr als ihre Schuldigkeit getan haben.

6) Endlich wenden wir den Blick auf die anstürmenden Strömungen des modernen Lebens. So viele es ihrer sind, sie wollen alle reformieren, umgestalten, ein Neues setzen. Wollte man ihnen folgen, würden unsere Schulen alsbald zum Spielball der widersprechendsten Meinungen werden. In einer Zeit des Uebergangs wird die Schule gut tun, abzuwarten, was aus dem Ansturm an bleibendem Gewinn zurückbleibt. Sie kann nur in gewissem Abstand Neuschöpfungen folgen, aber weiterschreiten allerdings muß sie. Blicken wir in die vergangenen Zeiten zurück, so erscheint die Schularbeit durch Jahrzehnte hindurch in beneidenswerter Ruhe und Gleichmäßigkeit verlaufen zu sein, so wie das Leben unserer Vorfahren, an der Hast unserer Tage gemessen, einem friedlichen Idyll gleicht. Nun aber ist der konservative Geist, der sachgemäß unserem Bildungswesen anhaftet, zu sehr erstarrt, so daß er sich berechtigten Forderungen einer neuen Zeit nicht mehr anzupassen vermag und in träger Tatenlosigkeit verharrt. Die Zeitentwicklung drängte voran, die Schule blieb zurück. Damit ist ein Zwiespalt eingetreten zwischen Schule und Leben, an dem wir an nicht wenigen Stellen kranken. Dieser Zwiespalt, der sich in die Lehrerkollegien und in die Schulklassen fortsetzt und tiefgehende Spaltungen in der Lebensauffassung, in der Behandlung religiöser, wissenschaftlicher und künstlerischer Fragen hervorruft, kann nur überwunden werden, wenn, wie soeben gesagt wurde, das Bleibende aus den Schöpfungen der Neuzeit, den wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeiten für die Schule fruchtbar gemacht wird, um sie dem gegenwärtigen Leben zu nähern. Dieser Prozeß, der für die Gesundung der Schule durchaus nötig ist, wird aber nur zu oft durch das Eingreifen der politischen Parteien aufgehalten. Einem lehrreichen Beispiel haben wir jetzt Gelegenheit aus der Ferne zu folgen. Die Politik hat die Macht; die Pädagogik kann nicht zu Worte kommen. Sie muß zusehen, was ein Kompromiß politischer Parteien zustande bringt. Sie kann dagegen protestieren — aber das Wort bricht sich an der Tat, an der Phalanx der vereinigten Parteien, die mit dem Schulregiment im Bunde dem Schulwagen die Wege vorschreiben.

Ein hoffnungsloser Ausblick. Doch nicht so hoffnungslos, daß er allen Mut zu rauben vermöchte. Wie ein Erzieher, niedergedrückt von trüben Erfahrungen, die er trotz aller Bemühungen um das Wohl der ihm anvertrauten Kinder machen mußte, nicht den Mut und nicht die Hoffnung sinken lassen darf, sondern wie er sich vornimmt, doppelt wachsam zu sein, so wird auch im Verfolg der Ereignisse auf der größeren Bühne der Schulpolitik der Pädagogik Mut und Hoffnung nicht ausgehen, daß ihre Arbeit, die als die Frucht von Bemühungen vieler Jahrzehnte und vieler Geister erscheint, nicht umsonst gewesen ist. Aber Geduld muß sie haben. In den Wirren des 30jährigen Krieges entwarf Comenius seinen groß gedachten Schulplan; gegen Ende des 19. Jahrhunderts fing man an, ein paar Ecksteine des Baues an den Ufern des Mains zu errichten. Und so in vielen Stücken. Nicht darum handelt es sich heute, große, neue, überwältigende Ideen in die Entwicklung hineinzuwerfen, sondern den vorhandenen, überreichen Schatz lebendig zu halten und ihn in die modernen Forderungen einzupassen. Die Natur macht keine Sprünge und die Kultur auch nicht. Das Vorhandene, das geschichtlich Gewordene legt sich wie eine eiserne Klammer um die Füße. Die Amerikaner hatten es leicht, einen einheitlichen Schulbau zu entwerfen, denn sie standen auf Neuland. Uns drückt eine tausendjährige Kultur, in die

zudem noch weit ältere Kulturen hineingeflossen sind. Hier liegen unsere Fesseln. Aber seien wir nicht ungerecht, hier auch unsere Vorzüge. Sind wir gleich gebunden an unsere Vergangenheit, so bleibt doch freie Bewegung genug für den Fortschritt. Wenn sich nur die Geister zusammenfinden in dem, was aus dem Ueberkommenen als veraltet zu betrachten und deshalb auszuscheiden sei, und was aus dem neu Hinzutretenden für so wertvoll geschätzt werden müsse, daß es den Fortschritt bedinge. „Nur, wenn die Denkenden eins sind, wird das Vernünftige — nur, wenn die Besseren eins sind, wird das Bessere siegen." —

Jena. Wilhelm Rein.

Sebald Soekers Vollendung.

Vor ein paar Jahren erschien ein wunderliches Buch, überschrieben Sebald Soekers Pilgerfahrt. Der Name des Verfassers, G. Duckama Knoop, war gänzlich unbekannt, derjenige des Verlegers — es kam im Insel-Verlage heraus — bürgte dafür, daß es auf keinen Fall ohne künstlerischen Wert sein konnte. Wunderlich war es insofern, als es eine Mischung von Wirklichkeitserzählung, Märchen, Satire und philosophischen Gesprächen war, welche einzelnen Bestandteile nicht durch die gestaltende Kraft eines starken Künstlers in eins geformt und geglüht waren, sondern ohne inneren Stil nebeneinander dalagen. Aus dem Romane sprach weniger ein Künstler, als ein Denker. Kein Denker im strengen Sinne, sondern ein nachdenklicher, ernster und eigentümlicher Mann, der etwas zu sagen hatte und in dem Buche die Summe seiner äußeren und inneren Erlebnisse, seiner Betrachtungen und all seines Hoffens und Bangens zog. Der Gegenstand seines Buches war Deutschland, oder, um ganz genau zu sein, das gegenwärtige Deutschland, so wie es sich seit 1870 unter der Vorherrschaft Berlins, unter der allmähligen Industrialisierung, unter dem Einflusse politischer und wirtschaftlicher Sekten, unter dem Einflusse von Polizei, Beamtentum, Kirche und Schule entwickelt hat. Ein junger Deutsch-Amerikaner — dies ist ganz kurz die Fabel — geht mit einem Reisekoffer voller Ideale nach Deutschland, mit jener feierlichen Sehnsucht, mit der Washington Irving einst nach Alt-England ausfuhr. Enttäuscht kehrt er nach langen Jahren wieder zurück ins stille Soekersdorf: er war zu deutsch für Deutschland, und sein Verhältnis zum Lande seiner Vorväter war wie dasjenige Hamlets zu seiner Mutter.

Der zweite Teil, Sebald Soekers Vollendung, der nunmehr im gleichen Verlage erschienen ist, zeigt den alternden Betrachter und enthält dessen Aufzeichnungen bis kurz vor seinem Tode. Vor dem ersten hat er bedeutende Vorzüge: er ist nur ungefähr ein Drittel so lang, in der Form kurzer Tagebucheinträge geschrieben, er bringt an eigentlichen Erzählungen nur soviel als unbedingt nötig ist, den Aphorismen eine Art von Schlüssel und Hintergrund zu geben, und ist daher der eigenartigen Begabung des Verfassers mehr gemäß. Das rein Fabulistische ist des Autors schwächste Seite; es scheint mit bewußter Gleichgültigkeit vernachlässigt und manchmal geradezu an den Haaren herbeigezogen, wenn z. B. Cousine Annette auf Besuch kommen muß, damit der Uebergang zu den Problemen der Frauenfrage einigermaßen begründet erscheine.

Wertvoll an dem Buche ist, daß es eine ziemlich vollständige Summe der Abneigungen und der Ideale seines Verfassers darstellt. Da dieser Verfasser ein ungewöhnlicher Mann ist, lohnt es sich, seine Kritik unserer gesellschaftlichen Zustände kennen zu lernen. Denn auf eine solche läuft es schließlich hinaus. Sie sei, zumeist mit den eigenen Worten des Buches, gedrängt wiedergegeben. Sebald Soeker sieht den alten Kontinent in einer allgemeinen Verpöbelung be-

griffen; Deutschlands Kultur ist Dreimarkkultur. Uebervölkerte Städte hindern das Gedeihen vollkommen ausgebildeter geistiger Persönlichkeiten; sie entbehren des Charakters und der Physiognomie, sind trivial und tödlich langweilig. Der Typus des Großstädters muß überwunden werden, wenn nicht die Kultur verflacht oder gänzlich weggerissen werden soll. Diese Riesenkasernen haben ebensowenig Rasse wie ihre Bewohner. Das Leben darin ist so konzentriert und schmeckt so fade wie eingedickte Milch. Götze ist die Zahl, die Schnelligkeit. Man ist praktisch auf Kosten der Annehmlichkeit, selbst der Gesundheit. Das Leben wird mehr und mehr mechanisiert, die Menschen Sklaven ihrer eigenen Einrichtungen. Der Friedensmilitärdienst gefährdet alle feineren Werte des Volks; er erzeugt höchstens Fabrikvorstädte. Die Strafjustiz scheint als obersten Zweck zu verfolgen: den Unmoralischen noch unmoralischer zu machen. Paragraphen vermehren sich wie Bazillen. Bureaukraten und Sozialdemokraten haben das gemeinsam, daß sie Inkommensurables mit Verstandesoperationen bewältigen wollen. Verwaltung und Gesetzgebung werden verknöchert, starr, absurd, rücksichtslos. Die formalistische Vorbildung der Juristen ist ein Verhängnis: sind wir doch schon so weit gesunken, daß Geschworenen ihre Gewissenhaftigkeit vorgeworfen wurde. Alt und jung wird kleinlich empfindlich, die Gerichte werden mit läppischen Beleidigungsklagen geistloser Kleinbürger belästigt. Der korrekte Knote ist der würdige Repräsentant der Parvenükultur. — Die Schule macht die Muttersprache künstlich zur fremden, ja zur toten. Kein Mensch weiß mehr, daß Bildung mehr ist als Wissen, und Kultur mehr als Bildung. Man versteift sich, aus seinen Nachkommen seine Ebenbilder zu dressieren. Man dressiert Gesinnungen: anstatt den Schüler denken zu lehren, lehrt man ihn, *was* er denken soll. Wer kann ein Kind Religion lehren? Nur die Mutter, vorausgesetzt, daß sie ihren Konfirmationsunterricht vergessen hat. Warum ist die neueste deutsche Orthographie so unvornehm? Weil sie durch Ministerialverordnungen festgesetzt ist. — Unsere Naturwissenschaft ist täppisch zudringlich, mit einer plebeischen Neigung zu theoretischer Unfehlbarkeit, mit bornierter Sucht, gewaltsam logisch zu vereinfachen. Ihr Dogmatismus ist ärger als der des Mittelalters: ihre Dogmen umkleiden sich mit den Stacheln erlogener mathematischer Selbstverständlichkeit. Dies schematische Erklärenwollen, Mechanisierenwollen ist Bourgeoishochmut oder bureaukratische Gedankenlosigkeit. — Sind wir schon wesentlich über die Zeit hinausgekommen, da man Scheffel als einzigen Lyriker anerkannte und ein Rüpeltum mit Nackenscheitel und Glacéhandschuhen florierte? Was gibt es Widerlicheres als die bequeme Beweihräucherung Goethes? Womit hat es dieser große Mensch verdient, daß man seine Köstlichkeiten auf den Trödelmarkt zerrt, um dafür Honorare, Doktorhüte und Professorensitze einzuhandeln? Wie taktlos und unkeusch ist die sogenannte Goetheforschung! Am Faust haben sie solange herum erklärt, daß er einem Leitartikel gleichsieht. — Prüderie ist das sexuelle böse Gewissen: Welch dürre, eckig-spitzige Sittlichkeit ist von den deutschen Professoren für Leitartikel und Schulprogramme erfunden worden! u. s. w. u. s. w.

Man sieht, nach welcher Richtung die Polemik Sebald Soekers sich wendet. Lagarde zeugete den Rembrandtdeutschen, der Rembrandtdeutsche aber zeugete Sebald Soeker. Der erste ist tiefer, energischer, allseitiger, der zweite reicher, in seiner Art positiver. Doch wäre es ungerecht, Sebald Soeker zu unterschätzen: es tut bitter not, daß von Zeit zu Zeit immer wieder Einer vor die Nation hintrete, warnend und zürnend sie zu mahnen, daß es ihr nicht umgekehrt gehe wie dem Sohne Kis', und sie eine Eselin finde, da sie doch auszog, ihr Königreich zu suchen. Wohl betont G. O. Knoop: Sebald Soeker wolle nur sich mitteilen, nicht belehren, noch zu irgend einer Meinung überreden; doch sein ganzes Buch ist eine Mahnung an die jetzigen Deutschen, nicht Schaden zu leiden an ihrer

Seele: was hälf' es ihnen, die ganze Welt zu gewinnen! Haltet euch an die Natur! — so ruft er ihnen zu. Gesellt euch nicht zur Masse, sondern zu Minoritäten! Haltet eure Rasse rein, veredelt sie: der kultivierte Mensch muß seinen Stolz darein setzen, daß die Frau, von der er Kinder will, die Rasse rein und vollkommen vererbe; schämt er sich doch auch, seinen Freunden einen Bastardhund oder einen elenden Klepper zu zeigen. Was der Germane braucht, ist Exklusivität, Sprödigkeit, Tradition, innerer Stolz, Selbständigkeit, Begrenztheit: „Ein gehaltvoll freies, kräftig-heiteres Wesen, eine ruhige Vertrautheit mit den Wechselfällen des Geschicks, lebhafter Mut ohne Eitelkeit, schönes Maß ohne alle Menschenfurcht. Es gibt nur einen Weg, diesen Zustand zu erreichen: durch stolz-genügsame Selbstbeschränkung. Keine bettelhafte Armut, aber die männliche Verachtung schaler Genüsse und weichlicher Bequemlichkeit! In einem vollendeten, schlanken, festen, biegsamen und widerstandsfähigen Körper ein unschuldig-freier, zarter, weiter, inniger Geist! Vereinfachung des äußeren Lebens und reichste Entfaltung des inneren!"

Es handelt sich nicht darum, dem Verfasser in jeder Einzelheit seiner Polemik beizustimmen: er wendet sich nicht nur gegen Mannweiber, Abstinenten, Familienklatsch und Dichtererfolg, sondern auch gegen Eisenbahnen, mitteleuropäische Zeit u. dgl. Er schreibt Sätze, deren Gegenteil zum mindesten ebenso richtig ist: „Zur politischen Gewalt sind eigentlich die geboren, die entweder nicht mehr viel zu gewinnen, oder die nichts zu verlieren haben." Er findet am Analphabeten „einen so eigenen Reiz geistiger Jungfräulichkeit"; er sieht in der Prostitution, alles in allem genommen, „ein rührendes Opfer des weiblichen Geschlechts". Ueberhaupt finden sich im zweiten Teile des Buchs eine große Anzahl großer Worte, die gelassen ausgesprochen, aber deswegen nicht richtiger werden. Dennoch ist das Buch als Ganzes von hoher Gesinnung beseelt und im Einzelnen anregend, zum mindesten zum Widerspruch. Es ist vielfach ungerecht, einseitig, übertrieben, in der Art der Ouida in ihrem bekannten Essay The Ugliness of Modern Life (Critical Studies, Tauchnitz 3500): In dem Maße, als das Leben der europäischen Völker sich modernisiert, wird es häßlich. Technischer Fortschritt ist gleich künstlerischem Rückschritt. Die Barbaren stehen vor der Türe. Eisenbahn, Dampfschiff, Automobil: eines scheußlicher und praktischer als das andere. Unsere Städte, Wohnungen, Trachten, Sitten, Feste, wir selbst werden immer häßlicher.

Es ist das alte Lied, das hier gesungen wird, von guter schöner alter und böser häßlicher moderner Zeit. Ist es richtig? Können wir, wie der Verfasser einmal naiv vorschlägt, „die fortschreitende Entwicklung, so stark es angeht, bremsen, auf daß der Kulminationspunkt recht spät erreicht werde"? Ist es wirklich nur Schönes und Ehrwürdiges, was untergeht, nur Häßliches und Nichtswürdiges, was die neue Zeit bringt? Ist wirklich ein Fahrrad unschöner als ein Spinnrocken, ein Maschinenhaus häßlicher als ein mittelalterlicher Handbetrieb? Hat es Sinn und Wert, sich als Einzelner gegen eine Entwicklung zu stemmen? Oder ist es wertvoller, alles was im Neuen zart und fein und schön, alles was gesund und frohmachend ist, alles Säubernde, Helfende, Große so gut mans vermag, in sich zu saugen und sich resolut zu ihm zu bekennen? Und geliebtesten Urväterhausrat hinauszuwerfen, wenn er morsch ist, wenn er durch Fülle und Unbequemlichkeit uns Stuben und Kammern versperrt? Sebald Soeker liebt so sehr sein Amerika. Aber hat er einseitig Thoreau gelesen? Nie einen Hauch der ungestümen Vergangenheitablehnung Ralph Waldo Emersons verspürt?

München. Josef Hofmiller.

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Die Perlenschnüre.

Märchen von Walther Siegfried in Partenkirchen.

Ein Mensch kam in den Himmel.

Da sah er nach durchschrittener Pforte die Tür zu einer Kammer offen stehen, drin hängte ein Engelein Perlenschnüre an goldene Nägel auf.

„Was tust du da?" fragte verwundert das Menschenkind. „Was sind das für Perlenschnüre?"

„Die Tränenschnüre der Menschen sind es," sagte der Engel und fuhr behutsam fort, vom Vorrat, der auf seinem Arme lag, ein Kettlein um das andere aufzuhängen.

„Die Tränenschnüre?" fragte verwundert das Menschenkind. „Und was bedeuten die?"

„Mein liebes Wesen," sprach der Engel, „das ist so. Jedwede Träne, die ein Auge weint, wird von uns Engeln gesammelt und als Perle in den Himmel gebracht. Da liegt für Jeden seit seiner Geburt eine Schnur begonnen, daran reihen wir sie auf, sein ganzes Leben lang, und wenn der Tod ihn heimgeholt, so kommt der liebe Gott in diese Kammer, besieht sich seine Schnur, und je nachdem der Perlen viele sind, und je nachdem sie rein erglänzen, weist er dem Eingekehrten seinen Platz im Himmel an."

Das Menschenkind trat näher und erblickte schwarze Perlen und weiße, leuchtende und trübe, ja, schmutzige selbst und häßliche waren da.

„Das sind die Tränen, die aus Haß und Neid, unreinen Herzens geweint wurden," sagte der Engel. „Wo solche zu finden sind, da trauert der liebe Gott und läßt die ganze Schnur aus dem Himmel werfen. Aber die schwarzen hier, die so edel schimmern, das sind die Tränen des Herzeleids, der Schmerzen, der Ergebung. Die zählen hoch, und höher als die hellen."

Da wurde das horchende Menschenkind betrübt. Denn solcher dunkeln Tränen hatte es keine geweint. Es war auf Erden ein glücklicher Mensch

gewesen und hatte in seinem Herzen Gott dafür gedankt, als für ein auserlesen gnädiges Geschick. Wie kurz und arm an Perlen mußte seine Schnur jetzt sein! Ihm wurde schwer ums Herz und bang um seinen Platz im Himmel.

Der Engel hob neue Schnüre empor. Zwei schwere, schimmernd von dunkeln Reihen, wog er liebend in der Hand. „Euch wird bald wohl sein!“ sagte er mild. „Ihr habt überwunden.“ Nun kamen leichte, flüchtig erglänzende, die warf er lachend an die goldenen Nägel. Und jetzt ein Schnürlein, ach, so kurz. Und doch, wie das der Engel sah, ließ er die ganze übrige Bürde zu Boden gleiten und hielt dies eine, kleine, glückbewegt in beiden Händen. Das schillerte in seligen Regenbogenfarben und zitterte so wundersam im Glanz des Himmelslichts, das durch die offene Tür der Kammer drang, daß über seinem Anblick aus des Engels Augen selber Tränen niederperlten. Ergriffen sah es das Menschenkind und wagte kaum zu fragen, was für besondere Perlen dies nur wären?

„Die allerköstlichsten und allerseltensten sind hier beisammen!“ rief der Engel.

„Was denn für welche?“ drang das Menschenkind in ihn.

„Die ersten hier“ — der Engel streichelte sie sanft — „sind Glückestränen.“

„Und wären so köstlich?“ brach das Menschenkind hervor. „Guter Gott! o dann — “.

Doch jetzt erst folgten welche, lilienweiß, und rein wie Himmelstau am Frühlingsmorgen, die hielt der Engel selig in die Höhe, und durch die Tränen hing sein Blick verzückt an ihrem Glanz. „Um solcher willen,“ jubelte er, und seine Stimme klang wie Harfenton, „um solcher willen rückt ein Mensch in Gottes nächste Nähe! Denn ihrer sind allein die edelsten Seelen fähig!“

Da brach das Menschenkind in seine ersten Himmelstränen aus. Es hatte seine eigene Schnur erkannt. Und jene Perlen waren Tränen, die es, von Schönheit überwältigt, im Leben drunten ungesehn vergossen.

Fromme Lüge.

Von Paul Heyse in München.

In dem kleinen Männerkreise, der sich wöchentlich einmal in einem geschlossenen Zimmer des „Deutschen Hauses" zusammenfand, hatte man von der traurigen Geschichte gesprochen, die einem guten Freunde kürzlich begegnet war. Sein Eheglück war durch die Untreue seiner Frau zerstört worden, die bis dahin des besten Rufes genossen hatte. Nicht sowohl die Tatsache, die sich ja tagtäglich ereignet, hatte eine tiefe Empörung hervorgerufen, als die ausgesuchte Tücke und Herzenskälte, mit der die Frau sich gegen Mann und Kinder vergangen hatte. Wie es zu geschehen pflegt, waren hieran anknüpfend ähnliche Fälle zur Sprache gekommen, und zuletzt hatte sich das Gespräch um die alte Streitfrage bewegt, ob die guten und bösen Eigenschaften des Geschlechts einander die Wage hielten, oder welche die anderen überwögen. Zuletzt, als eine Pause eintrat, blickten alle wie in stillem Einverständnis auf den Senior der Gesellschaft, einen fünfundsechzigjährigen Arzt, der sich an der Debatte nicht beteiligt, sondern stumm seine Zigarre rauchend nur hin und wieder durch ein feines Lächeln seinen Anteil an dem Gespräch kundgetan hatte.

Meine verehrten Herren, sagte er jetzt, verzeihen Sie mir, wenn ich mir erlaube, diese ganze Unterhaltung für einen Streit um des Kaisers Bart zu halten, so wenig zu entscheiden, wie das Problem, ob es die beste oder die schlechteste Welt sei, in der wir leben, oder ob das Christentum mehr Heil oder Unheil in die Welt gebracht habe. Denn keine Statistik gibt hierüber Aufschluß. Jeder beantwortet die Frage nach seinem Temperament und seinen persönlichen Erfahrungen. Was mich betrifft, so werden Sie mir zutrauen, daß ich in betreff der Frauen in meiner langen Praxis ein ziemlich reiches Material gesammelt habe, teils durch Beobachtung, teils sozusagen im ärztlichen Beichtstuhl. Ein Arzt ist ja eine Art Beichtvater, und die lieben Frauen, auch wenn sie noch so gute Protestantinnen sind, fühlen doch alle hin und wieder das Bedürfnis, ihr vieles Weh und Ach nicht bloß in sanitärer Hinsicht einem verstehenden Leibes- und Seelsorger zu enthüllen, oft rückhaltloser, als der intimsten Freundin. Nun, wenn ich an die hunderte schöner und häßlicher Seelen denke, die sich einer solchen Gewissensentladung gegen mich nicht gescheut haben, und der anderen, deren Seelenzustand ich nur nach den Symptomen diagnostizieren konnte, muß ich gestehen, daß ich immer noch zu keinem anderen Ergebnis gekommen bin, als zu dem Sprüchlein

Man kann nicht schlimm genug von den Schlimmen,
Nicht gut genug von den Guten denken.

Möglich, daß mein Vorrat an documents humains oder féminins nicht maßgebend ist, da ich mit den ganz Schlimmen nicht oft zu tun gehabt habe, vielmehr in der Regel mit den Mittleren zwischen Gut und Böse, die leicht Kompromisse mit ihrem Gewissen schließen und es übrigens ernst meinen mit der Bitte „Führe uns nicht in Versuchung!“ Im allgemeinen aber scheint mir, daß wir geneigt sind, es mit den Sünden der Weiber schwerer zu nehmen, als mit unsern eigenen; und zwar aus dem schmeichelhaften Grunde, weil wir eine übertriebene Vorstellung von dem sogenannten Ewigweiblichen haben. Wir legen den Maßstab der Engelhaftigkeit an das schwächere Geschlecht und sind sofort sittlich entrüstet, wenn wir auch sie bei gewissen Menschlichkeiten betreffen, die wir uns selbst nicht als Teufeleien anrechnen. Dagegen, wenn wir einer der ganz Guten begegnen, die ihr Pflichtgefühl bis zum Heroismus steigert, sind wir geneigt, dies für selbstverständlich zu halten, statt in der Bilanz des allgemeinen Urteils einen solchen Fall zugunsten unserer Frauenverehrung doppelt in Rechnung zu stellen.

Ich will Ihnen, wenn Sie erlauben, einen solchen Fall erzählen, nachdem wir heute so viel von Frauen gehört haben, die ihrem Geschlecht Schande machten. Die Geschichte liegt über zwanzig Jahre zurück. Die Beteiligten sind alle schon aus dem Leben geschieden, so daß ich das Beichtgeheimnis nicht verletze, zumal wenn Sie mir gestatten, die Namen nicht zu nennen.

Ich lebte damals noch in N. und hatte, obwohl ich nicht zu den älteren Aerzten zählte, doch schon dank einigen glücklichen Kuren eine ansehnliche Praxis. So wurde ich auch in eines der reichsten Häuser gerufen, wo die Frau meiner Hilfe bedurfte, da sie, nachdem sie zum zweitenmal ein totes Kind geboren hatte, an allerlei schweren Nachwehen litt.

Der Mann besaß eine große Fabrik, die er zu einer hohen Blüte gebracht hatte, obwohl er von Hause aus ganz andere Neigungen und Anlagen in sich trug, wissenschaftliche und künstlerische. Der Tod seines Vaters hatte ihn genötigt, all dem zu entsagen und sich der praktischen Tätigkeit zu widmen. In seinen Mußestunden aber kehrte er zu dem zurück, was er, der Not gehorchend, aufgegeben hatte, las alles, was in den Bereich seiner alten Studien fiel, und wenn er als kunstwissenschaftlicher Forscher sich nicht hervortun konnte, sammelte er doch Kunstwerke aller Art und machte sein Haus zum Mittelpunkt der gebildetsten und feinsinnigsten Gesellschaft der ganzen Stadt.

Er war auch äußerlich von der Natur aufs Mütterlichste ausgestattet, mit seinen vierzig Jahren noch von jugendlicher Kraft und Anmut, in allen Leibesübungen ein Meister. Dazu von einer sich immer gleichbleibenden Milde und Güte gegen seine Arbeiter und im geselligen Verkehr, zumal mit den Damen, förmlich bezaubernd, ohne daß er die Grenze freundschaftlicher Huldigung je überschritt. Kein Hauch von Eitelkeit, dafür gewöhnlich eine Art von Zerstreutheit, die man mit seiner Sorge für das große Geschäft erklärte, und zuweilen ein schwermütiger Zug um seine schöngeschnittenen Augen, zu der ein so vom Glück Begünstigter keinen Grund zu haben schien.

In meinem langen Leben ist mir kaum ein Mann begegnet, der dem Ideal edelster Männlichkeit so voll entsprochen hätte.

Und nun war es merkwürdig, daß alles, was die bewundernden Frauen von ihm sagten, die Männer seiner Frau nachrühmten, vielmehr, daß alle darin einstimmten, ein vollkommener einander ebenbürtiges Ehepaar sei nicht zu denken.

So schön, wie ihr Mann, war die Frau nun freilich nicht. Niemand, der ihr auf der Straße begegnete, blieb stehn, um ihr nachzusehn. Wer aber nur zehn Minuten mit ihr gesprochen hatte, war von der Anmut ihres Lächelns, dem gütigen Blick ihrer Augen und dem Klang der Stimme so gefesselt, daß er nicht daran dachte, in den Zügen ihres Gesichts irgend eine Linie zu finden, die nicht dem strengen Kanon weiblicher Schönheit entsprach. Er fühlte, daß er nie einer liebenswürdigeren Frau begegnet war.

Ihr Haar war früh ergraut, sie war zwei Jahr älter als ihr Gatte. Aber sie erschien dennoch jugendlicher durch eine stille Feuerkraft ihrer Natur, die immer bereit war, hervorzubrechen, wenn ein sittliches oder Menschheitsinteresse in Frage kam, wie sie auch die Seele aller Veranstaltungen und Einrichtungen zum Wohle der mehreren tausend Arbeiter ihres Mannes war. Die sehr ausgebreitete geistige Bildung, die sie im Hause ihrer Eltern genossen hatte, suchte sie eher zu verbergen, als damit zu glänzen, und besaß in hohem Grade die Kunst, zuzuhören und kluge Männer beredt zu machen. Wurde aber einmal eine Saite in ihr berührt, die ihr tiefstes weibliches und humanes Empfinden aufregte, ein Mensch, den sie achtete, ungerecht beurteilt, engherzig philisterhafte Vorurteile verteidigt, so konnte sie ihrer Entrüstung so flammende Worte leihen, daß jeder Widerspruch verstummte und man sie wie eine vom Geist ergriffene Priesterin oder Seherin anstarrte.

Niemals aber trat ihre tiefste Seele ihr leuchtender in die Augen, als wenn auf ihren Mann die Rede kam. Es war nicht zuviel gesagt, daß sie ihn vergötterte, und sie machte auch kein Hehl daraus, daß er ihr als die Krone der Schöpfung erschien. Als ich so vertraut mit ihr geworden war, um mir einen Scherz mit ihr erlauben zu können, und ihr einmal sagte, wenn sie ihren Mann einen Mord begehen sähe, würde sie das für eine sehr löbliche Handlung halten, lachte sie erst und versetzte dann ganz ernst: ich würde mich allerdings wundern, daß er zu einem so blutigen Mittel gegriffen hätte, dann aber mir sagen, er hat gewiß seine Gründe dafür und jedes Schwurgericht würde ihn freisprechen.

Ob auch er in völlig gleichem Maße die enthusiastische Liebe seiner Frau erwiderte, war mir nicht ganz gewiß. Auch seine Augen waren von einem warmen Glanz erleuchtet, wenn sie den ihren begegneten, und daß er ihren vollen Wert erkannte, sah jeder, der sie in ihrer Häuslichkeit beobachten konnte. Doch da in jedem Liebesbunde einer der Gebende, der andere der Empfangende ist, konnte ich nicht im Zweifel sein, wie hier die Rollen verteilt waren. Ja die schon erwähnte Melancholie, die an dem trefflichen Mann zuweilen zu bemerken war, ließ mich glauben, daß er doch wohl noch unerfüllte Wünsche im Herzen trug, während die Frau im Besitz dieses Mannes den Gipfel menschlicher Glückseligkeit erreicht zu haben schien.

Als ich einmal von dieser Beobachtung gegen meine Patientin etwas

erwähnte, wurde sie sehr ernst. Ja, sagte sie, das ist die einzige Wolke an unserm hellen Firmament. Wir haben keine Kinder. Ich selbst, obwohl ich mir Mutterglück leidenschaftlich wünschte, als ich heiratete, habe mich in das Versagte gefunden, da ich durch den Besitz dieses Mannes so überschwänglich reich geworden bin, daß ich es vermessen fände, mich nicht vollauf damit zu begnügen und mein Herz unausgefüllt zu fühlen. Aber er — er läßt es mich nie empfinden, großherzig wie er ist, obwohl ich weiß, daß er es schmerzlich entbehrt. Sie brauchen ihn nur zu sehn, wenn er sich mit Kindern unserer Freunde und Bekannten einläßt. Er ist selbst im Grunde seines Herzens ein Kind, wie alle genialen Menschen. Er gäbe die Hälfte seines Lebens darum, wenn er ein junges Leben von seinem Fleisch und Blut auf seinem Schoße wiegen, einen Sohn zu seinem Nachfolger erziehen könnte, oder, wenn der Knabe dem Vater, der ja zum Geschäftsmann nicht geboren war, nachartete, ihm den freien Weg ins Leben öffnen dürfte. Und nun hat er eine Frau, die — —

Sagen Sie, lieber Doktor, ist es auch Ihre Ansicht, daß es mir für immer versagt sein soll, meinem geliebten Mann dies sein höchstes Glück zu gewähren?

Ich war, wie gesagt, erst nach der zweiten unglücklichen Entbindung ins Haus gekommen und hatte, wie der Fall lag, mir nur von meinem Kollegen berichten lassen, der als Spezialist Bescheid wußte, nachdem er zum zweiten Male der Frau in ihrer schweren Stunde beigestanden. Er war überzeugt, daß sie es nicht überleben würde, wenn sie sich der Gefahr zum drittenmal aussetzte, und hatte dies auch dem Gatten vorgestellt. Seitdem waren vier Jahre vergangen, neun Jahre hatte ihre Ehe bestanden.

Ich wagte natürlich kein entscheidendes Urteil abzugeben, bezog mich aber auf die Diagnose meines Kollegen, dessen Einsicht und Erfahrung ich respektieren müsse. Zum erstenmal sah ich die verehrte Frau in eine düstere Schwermut versinken. Sie hatte offenbar noch eine Hoffnung genährt, die sie durch ein Wort von mir bestätigt zu sehen gewünscht und geglaubt hatte. Ich gab mir alle Mühe, sie zu beruhigen. Nein, sagte sie, es ist umsonst. Kein Glück auf Erden soll vollkommen sein. Aber gerade, wo so unermeßlich viel beschert ist, empfindet man das Fehlende desto schärfer. Ich darf nicht daran denken, wenn ich ihm und mir das noch erhalten soll, was wir besitzen.

Sie kam dann nicht mehr darauf zurück und schien sich nach und nach sogar mit ihrem Schicksal ausgesöhnt zu haben. Wenigstens zeigte sie ihrem Mann und der Gesellschaft, die sich in ihrem Hause einfand, das heiterste Gesicht, und nur ich bemerkte, wie in unbewachten Augenblicken zuweilen ein Schatten ihre Stirn überflog und ein verstohlener Seufzer sich ihrer Brust entrang, der darauf deutete, daß sie doch eine Aufgabe zu lösen hatte, die ihr nicht immer leicht wurde.

Es war ein gesellschaftlich sehr lebhafter und glänzender Winter, und ich konnte mich nicht immer der Frohne entziehen, daran teilzunehmen. Doch kam ich gewöhnlich erst spät und stahl mich früh wieder weg. So auch eines Abends, nach einem mühevollen Tagewerk, da mir die verehrte Frau zur Pflicht gemacht hatte, bei einem häuslichen Konzert nicht zu fehlen,

woran sich für das junge Volk eine kleine Tanzerei anschließen sollte. Von dieser entbinden Sie mich wohl, scherzte ich, es sei denn, Sie versprächen mir den ersten Walzer.

Nein, sagte sie, zu tanzen brauchen Sie nicht, aber Sie müssen sich einer Dame vorstellen lassen, die zum erstenmal in unserm Hause erscheint, wie sie auch erst vor kurzem zum Besuch einer Freundin in die Stadt gekommen ist.

Sie nannte mir den Namen und fügte hinzu, es sei eine junge Witwe, die vor drei Jahren ihren Mann verloren habe nach einer kurzen unglücklichen Ehe, da der Gatte, ein Diplomat in glänzender Stellung, schon krank gewesen sei, als er das Fräulein heimführte.

Ich gehorchte natürlich und bereute es nicht. Die junge Frau, die ich kennen lernte und sogar zu Tisch führte, machte mir den angenehmsten Eindruck. Sie hatte ein reizendes Gesicht und die anmutigste, noch fast mädchenhafte Gestalt, und daß sie im Gespräch eher zurückhaltend war und mehr ihre großen Augen als den schönen etwas blassen Mund sprechen ließ, stand ihr sehr liebenswürdig, als einer Fremden in diesem Kreise, in dem sie sich erst orientieren mußte.

Die Hausfrau behandelte sie mit besonderer Freundlichkeit, der Hausherr, der sonst auf Bällen nur die Wand dekorierte, ließ sich sogar herbei, mit ihr zu tanzen. Ich hörte aus einer Gruppe von Damen, die sich darüber wunderten, eine sagen, die Fremde sei eine Jugendbekannte des Hausherrn, dem beim Wiedersehen auch die Erinnerung an frühere Tanzabende wieder erwacht sein werde.

In der Tat sah es hübsch aus, wie die beiden sich bei den Klängen des Flügels über das Parkett bewegten. Der sonst so ernste und zerstreute Mann schien von der ungewohnten gymnastischen Uebung an Leib und Seele ermuntert und förmlich verjüngt zu sein.

Als ich am andern Vormittag kam, mich zu erkundigen, wie die Hausfrau nach dem gelungenen „Zauberfest“ geschlafen habe, fand ich sie in ihrem Boudoir auf dem kleinen Kanapee sitzend, die Hände, was man an ihr nicht gewohnt war, müßig in den Schoß gelegt. Bei meinem Eintritt fuhr sie wie aus einem Traum auf und nickte mir mit einem Lächeln zu, das etwas mühsam erschien.

Sie fragte sogleich, wie ich mich gestern abend unterhalten und wie mir meine Tischnachbarin gefallen habe.

Ich sagte alles gute Beste von ihr, wie ich es der Wahrheit schuldig war, und sie nickte zustimmend.

Sie haben ganz Recht, sie ist ein ungewöhnlich anziehendes Wesen, und man kann begreifen, daß sie als junges Mädchen meinen Mann erobern mußte.

Ihren Mann?

Gewiß. Sie waren sogar schon im Stillen verlobt. Ihre Mutter aber trat dazwischen, es hieß, weil die Tochter als Katholikin keinen Protestanten heiraten sollte, nach einer anderen Version, weil die Mutter sich selbst in den Freier verliebt hatte und ihrem Kinde diesen Mann nicht gönnte. Genug, sie mußten einander entsagen. Damals war mein Mann

erst 28 Jahr, zehn Jahr älter als seine Braut. Er trug die Wunde lange mit sich herum, und als er drei Jahre später sich um mich bewarb, ahnte ich nichts davon. Wer weiß, ich hätte mir damals vielleicht nicht den Mut gefaßt, das Bild dieser Jugendliebe aus seinem Herzen zu verdrängen.

Das arme Mädchen blieb ebenfalls drei Jahre unvermählt, bis sie auf Drängen ihrer Eltern sich zu der Ehe mit dem ihrer so wenig werten Manne entschloß. Der Meine scheint erst durch die Gewißheit, daß jede Hoffnung für immer verschwunden sei, sich selbst in ein neues Band gefügt zu haben.

Nein, lieber Doktor, es war kein bloßer dépit amoureux. Er hatte mich wirklich sehr liebgewonnen, er glaubte, wenn nach jener ersten Flamme ihn wirklich eine Frau noch glücklich machen könne, würde ich es sein. Und ich denke, seine Hoffnung ist nicht getäuscht worden. Aber freilich, der Zauber einer ersten Liebe, zumal wenn er so wenig auf einer bloßen Illusion beruht, wie in diesem Falle, ist übermächtig und Sie müssen gestehn, mit diesem entzückenden jungen Geschöpf kann eine alte Frau mit grauen Haaren den Vergleich nicht aushalten.

Sie dürfen mich nicht einer kleinlichen, gehässigen Eifersucht zeihen. Wie käme ich dazu? Seines Herzens bin ich ja sicher. Wenn seine Sinne mir untreu werden, kann ich's ihnen verdenken? Ich tue ja nichts, sie an mich zu ketten, könnte ja auch nichts tun. Und wär's nicht unnatürlich, wenn er, da das in jungen Jahren geliebte Gesicht wieder auftaucht, gewaltsam sich gegen den alten Zauber wehrte? On revient toujours — das ist ein altes Naturgesetz. Nein, Doktor, wenn ich ihn glücklich sehe durch dies unverhoffte Begegnen, wäre ich ja nicht wert ihn zu besitzen, wollte ich's ihm durch Neid und Eifersucht verkümmern. Ich fürchte nur auf die Länge — sie beide sind zu jung, um ohne Wunsch zu sein — und dann, wenn ich sehe, daß sie zu kämpfen haben — aber denken wir einstweilen noch nicht daran. Ein so reicher Mensch wie er — warum soll er nicht zu allem, was er besitzt, auch das noch bekommen, ohne daß er das Gleichgewicht darüber verliert? Und übrigens wird der Besuch der Jugendfreundin nur wenige Wochen dauern.

Sie wurde wieder heiter, und ich ließ mich von ihrer Zuversicht anstecken, da ich es überhaupt für etwas Undenkbares hielt, daß man neben dieser Frau noch für andere schwärmen könne.

* * *

So vergingen ein paar Wochen, in denen mir die Sache ziemlich aus dem Sinne kam. Nur einmal begegnete ich dem Ehepaar und der jungen Frau in einem anderen Hause. Diesmal beobachtete ich scharf den Mann in seinem Betragen gegen die Jugendgeliebte. Ich konnte nicht das Geringste wahrnehmen, was den Verdacht einer unter der Asche wieder aufglimmenden Leidenschaft bestätigt hätte. Er war gegen sie höflich und ritterlich, wie gegen alle Damen, suchte sich ihr aber nicht mehr als anderen zu nähern und setzte sich, als wieder ein wenig getanzt wurde, zu den Herren ins Rauchzimmer.

Ich war also nicht wenig erstaunt, als ich etwa drei Wochen später zu der Frau gerufen wurde und sie sehr leidend traf. Sie habe sechs Nächte hintereinander keinen Schlaf gefunden, ich müsse ihr dazu verhelfen, oder sie werde verrückt.

Da sie sich, nachdem sie jenes zweite Mißgeschick überstanden und sich meinen Ratschlägen gefügt hatte, der gleichmäßigsten Gesundheit erfreute, begriff ich sofort, daß der Grund ihrer nervösen Erschütterung in der Seele zu suchen sei. Und sie dachte auch nicht daran, mich darüber zu täuschen.

Beklagen Sie mich, sagte sie. Ich bin leider nicht die tapfere Frau, als die ich mich Ihnen bei unserm letzten Gespräch dargestellt habe. Auch jetzt freilich ist's etwas anderes als gemeine Eifersucht, was mir die Ruhe raubt: die Erkenntnis, daß ein Schicksal über mich hereinbricht, das unabwendbar ist, das niemand verschuldet hat und das doch drei Menschen unglücklich machen wird, wenn nicht alle drei guten Willen und klaren Sinn behalten. Ich habe die Augen offen gehabt und erkannt, was die beiden sich vielleicht selbst noch nicht eingestehn, daß sie für einander bestimmt sind und elend werden, wenn sie wie die zwei Königskinder getrennt bleiben sollen. Ihn kenne ich ja so genau wie mein eigenes Herz und sehe ihn kämpfen unter großen Schmerzen, da sein altes Gefühl für mich es ihm zur Pflicht macht, der neuen Gewalt nicht zu weichen. Auch sie, die eine reine und feine Natur ist, ergibt sich nicht wehrlos in das plötzlich über sie Hereingebrochene. Aber so rechtschaffen sie sich betragen, sie leiden dabei, und ich bin die Ursache dieser Leiden.

Ich würde meinem Manne vorschlagen, meiner Gesundheit wegen, die eine Luftveränderung nötig mache, zu reisen, seinen Bruder oder einen ihm sehr nahestehenden Geschäftsfreund zu besuchen, was er längst vorhatte. Aber in dieser Jahreszeit — und es wäre auch feige und zugleich dumm, denn was könnte es helfen? Er nähme die Wunde mit, und wenn wir zurückkehrten, wär's das alte Lied, vielleicht nur noch gesteigert durch die Entbehrung. Und wie käme ich mir vor, daß ich mein teures mir vor Gott und Menschen gehörendes Gut in Sicherheit bringen wollte vor Händen, die danach griffen und die ein älteres Recht darauf haben könnten!

Lieber Doktor, fuhr sie fort, helfen Sie mir zu einem zehnstündigen traumlosen Schlaf, damit ich meinen Kopf, der in Stücke zu gehen droht, wieder befestigen kann und dann einen klaren gesunden Entschluß fassen, so viel Herzblut es mich auch kosten möchte.

Ich gab ihr alle guten Worte, die mir kommen wollten, sie hörte sie wie abwesenden Geistes an und sagte nur: Wir wollen sehn, morgen. Wenn Ihr Pulver seine Schuldigkeit tut, werde ich auch die meine tun.

* * *

Als ich sie am nächsten Vormittag wieder besuchte, fand ich sie blaß und ernst, aber ihre Augen flackerten nicht mehr, und ihr Puls war normal.

Ich danke Ihnen sehr, lieber Doktor, sagte sie mit einem herzlichen Druck ihrer kalten Hand. Sie haben mich wieder zu mir selbst gebracht. Ich habe geschlafen wie ein Toter. Nun aber, wie bei einem Menschen,

der wieder auferstanden ist, sind meine Augen ganz hell und können auch ins Trübe blicken, ohne überzugehen. Lassen Sie mir nur noch ein wenig Zeit, alles ganz wie es am besten ist einzurichten. Ich kann jetzt noch nicht darüber reden. Vielleicht ist morgen schon alles in Ordnung.

So entließ sie mich.

Ich hatte aber ein schweres Herz. Bei dem heroischen Charakter dieser Frau war ihr das herbste Mittel zuzutrauen, aus der tragischen Kollision herauszukommen. Und doch brachte ich's nicht über die Lippen, darauf hinzudeuten und ihr vorzustellen, wie sie an sich, ihrem Manne, all ihren Freunden sich versündigen würde, wenn sie das Aeußerste täte, um ihrem Mann die Freiheit wiederzugeben. Ich wußte, sie würde jedenfalls von niemand anders auf eine Warnung hören, als von ihrem eigenen Herzen.

So trieb es mich am nächsten Tage schon früh wieder zu ihr, und ein Stein fiel mir vom Herzen, als der Diener mir sagte, die gnädige Frau lasse mich bitten, einzutreten.

Sie saß auf ihrem gewohnten Platz und streckte mir mit einem schwachen Lächeln die Hand entgegen. Es ist vollbracht! sagte sie mit einer sanften, fast schüchternen Stimme, wie wenn sie fürchtete, wegen dessen, was sie getan, gescholten zu werden. Sie wissen zuviel, lieber Doktor, um nicht alles zu wissen. Und überdies, Ihre Freundeshilfe ist uns nötig, wenigstens vielleicht in der Zukunft.

Und nun erzählte sie mir, ohne daß die Bewegung sie übermannte, denn ihre Augen blieben trocken, was sich am gestrigen Tage ereignet hatte.

Sie hatte bald, nachdem ich sie verlassen, ihren Mann in seinem Zimmer aufgesucht. Sie fand ihn an seinem Schreibtisch, da er um diese Stunde sonst im Comptoir zu sein pflegte. Er hatte an einem Brief geschrieben, den er bei ihrem Eintritt rasch in die Mappe zurückschob.

Ich bemerkte es wohl, sagte sie; wir hatten sonst nie ein Geheimnis vor einander. Ich wußte, an wen er geschrieben hatte, tat aber nicht dergleichen. Es war ja nun alles eins. Sein Gesicht war bleich, er grüßte mich aber mit seinem alten liebevollen Lächeln, nur ein wenig schmerzlich.

Ich setzte mich auf den Lehnstuhl neben dem Schreibtisch, meinem gewöhnlichen Platz, wenn ich etwas Intimes mit ihm zu besprechen hatte. Dann fing ich gleich an, obwohl ich mühsam atmete, und sagte ihm alles. Daß ich wohl wahrgenommen hätte, wie es um ihn stehe, wie er sich redlich bemüht habe, gegen das Wiedererwachen der alten Liebe anzukämpfen, um meinetwillen, und wie er in dieser Zeit seiner zarten Rücksichten gegen mich sein Bemühen, mir jeden Wunsch an den Augen abzulesen, verdoppelt habe. Doch sei es ihm nicht gelungen, mir zu verbergen, daß die andere mir den Platz in seinem Herzen streitig mache und ältere Rechte in Anspruch nehme. Ob ich darin irre, oder ob es wirklich so sei?

Er hatte mich mit gesenktem Haupt angehört. Dann sagte er: es ist so. Wenn ich es bestreiten wollte, würde ich die erste Lüge sagen, seitdem du meine Frau geworden bist.

Nun, wenn es so ist, versetzte ich, so darf es doch nicht so bleiben. Ich kann mich nicht darein ergeben, dich mit einer anderen zu teilen. Eine

von uns muß zurücktreten, und da ich weiß, daß du nie mehr glücklich sein würdest, wenn ich dich zum Verzichten auf dies wieder aufgewachte übermächtige Gefühl nötigen wollte, so muß ich gehen. Oder weißt du eine andere Lösung?

Doch wohl, sagte er scheinbar ruhig. Wenn du lesen willst, was ich eben geschrieben habe —

Er zog das Blatt wieder aus der Mappe und reichte es mir. Es war wirklich ein Brief an sie, doch nicht, wie ich geargwöhnt hatte, ein leidenschaftliches Bekenntnis seiner Liebe. Daß er so für sie wieder zu fühlen begonnen hatte und sicher war, sie erwidere es, setzte er nur voraus, als etwas, worüber sie beide sich klar geworden. Doch werde sie einsehn, daß sie beide sich nicht tiefer in dies Irrsal verstricken dürften. Er habe eine Frau, deren Glück und Frieden ihm höher stehe, als jeder eigene Wunsch. Wie sehr diese Frau jedes Opfer wert sei, habe sie selbst erkennen müssen. So bitte er sie, durch ihre rasche Entfernung ihm seine Pflicht zu erleichtern; er habe ihr das schriftlich sagen müssen, da er Aug' in Auge ihr gegenüber vielleicht nicht die nötige Kraft dazu gehabt hätte. Und somit würden sie sich nie wiedersehen, um ohne Vorwurf ferner aneinander denken zu können.

Sie können denken, lieber Doktor, in welcher Erschütterung ich dieses Bekenntnis las. Ich gab ihm das Blatt zurück, es blieb eine Weile still zwischen uns, dann sagte ich:

Wenn ich dich je geliebt habe, tue ich's heute nur noch mehr. Aber da ich fühle, daß du mir teurer bist, als das, was du mein Glück und meinen Frieden nennst, so bestehe ich nun erst recht darauf, dich frei zu geben. Wir haben keine Kinder. Das erleichtert den schweren Entschluß, uns zu trennen. Du aber bist noch jung genug, ein neues Lebensglück dir gründen zu können mit einem Weibe, das deiner wert ist und dir Kinder schenken wird, die du von mir nicht zu hoffen hast.

Er schwieg wieder ein wenig, dann sah er mich innig an und sagte:

Du bist die gütigste, edelste Seele von der Welt, aber auch eine große Törin. Wir sollen uns scheiden lassen? Aber dazu gehören zwei. Wenn ich nun mich weigere, was willst du machen? Und ich weigere mich. Was die Welt dazu sagen würde, wenn wir plötzlich auseinander gingen, ist das Letzte, woran ich denke. Aber zum Lohn für die unendliche Liebe und Treue, die ich von dir erfahren habe, dich einsam im Leben stehen zu sehn — wie brächte ich das übers Herz, von meinem Gewissen zu schweigen? Und dann, der Richter, bei dem wir unsern Willen vorbrächten, wird nach Gründen fragen. Sollen wir gegenseitige Abneigung vorschützen? Er würde dazu lachen, da es allbekannt ist, wie innig und einig wir bisher gelebt haben. Oder willst du durch bösliches Verlassen den ostensiblen Grund dazu geben und die Schuld auf dich nehmen? Oder sie mir zuschieben, indem du mich einer Verletzung der ehelichen Treue anklagtest, die kaum in Gedanken bestand und deren Bewahrung dieser Brief bezeugt?

Nein, liebes Herz, es ist da kein Ausweg, als daß wir alle unsre Gefühle bezwingen und es der Zeit überlassen, den Aufruhr, der unser friedliches Leben verstört hat, zu beruhigen. Ich werde den Brief absenden, und alles wird wieder gut werden.

Während er sprach, überkam auch mich wieder die Hoffnung, das alles sei möglich. Dann aber stellte sich mir das Bild unserer Zukunft, wenn ich eingewilligt hätte, so lebhaft vor Augen, daß ich diese schmeichelnde Illusion entschlossen von mir wies und mich in meinem Entschluß bestärkte.

Liebster, sagt' ich, gib es auf, das Unmögliche mir als möglich darzustellen. Du hast Recht in allem, was du von der Lösung der unhaltbaren Situation durch eine gerichtliche Scheidung sagst. Das hindert aber nicht, daß ich dennoch zurücktrete und dich frei gebe. Wir sind niemand über unsere sittlichen Handlungen Rechenschaft schuldig, als Gott und unserm Gewissen. Wenn wir im Stillen tun, was wir vor der Welt nicht ohne Verdacht und Mißverständnis tun können, weil die fremden Augen nicht in unser Inneres zu blicken vermögen, so ist das unsere Sache. Von heute an werde ich aufhören, dich als meinen Gatten zu betrachten, auch wenn ich äußerlich neben dir fortlebe. Du aber sollst mich ansehen, als ob ich gestorben wäre und dir als Witwer das Recht zustände, ein neues Herzensbündnis zu schließen. Ich bin überzeugt, auch deine junge Freundin wird, wenn sie das erste Erschrecken vor dieser ungewöhnlichen Lösung überwunden hat, sich dir nicht versagen. Ihre Liebe zu dir ist zu alt und zu tiefgewurzelt, um nicht alle Bedenken zu überwinden. Wenn aber das eintrifft, was ich hoffe und wünsche, daß eurer heimlichen Gewissensehe ein Kind entspringt — das will ich vor der Welt als *mein* Kind betrachten und ich weiß, daß Gott mir die Kraft geben wird, weil es *dein* Kind ist, es wie ein eigenes zu lieben.

* * *

Sie können denken, meine verehrten Freunde, wie diese Eröffnungen der edlen Frau auf mich wirkten.

Was sie als das Einfachste und Natürlichste hinstellte, schien mir auf den ersten Blick völlig unmöglich und abenteuerlich, und ich hielt mit dieser Meinung auch nicht zurück. Ich stellte ihr vor, daß es undenkbar sei, das Geheimnis zu bewahren, und welch allgemeine Verurteilung ihr Entschluß, der aus den reinsten Motiven entsprungen, von allen, auch freigesinnten Menschen erfahren würde. Was ihr Mann dazu gesagt habe, fragte ich. — Er habe ähnliche Gegengründe geltend gemacht und den Gedanken weit von sich gewiesen. Sie zweifle aber nicht, ihn endlich dafür zu gewinnen. — Und wenn wirklich ein Kind ans Licht bringt, was so fein gesponnen ist? — Das lassen Sie *meine* Sorge sein, Doktor, und auch ein wenig die Ihre. Denn ich rechne auf Ihre Hilfe. Ich darf doch? fragte sie, mit einem so rührend flehenden Blick, daß ich in die dargebotene Hand einschlug, ohne zu wissen, was ich versprach.

Ich verließ sie, und der Kopf brannte mir von allem, was ich gehört hatte und worüber ich nicht ins Reine kommen konnte. Ich bewunderte den entsagenden Heldenmut der herrlichen Frau, konnte mich aber der Furcht nicht erwehren, daß sie etwas unternommen habe, was über ihre und jedes Weibes Kraft ging. Wir leben nicht mehr in den Zeiten des Grafen von Gleichen, und ob dessen erste Gattin ihren Mann so vergöttert hat, wie diese, und durch seine zweite Frau so viel verloren, bezweifelte ich.

Indessen — auch wenn ich noch sicher gewesen wäre, daß die Sache unglücklich enden müsse, ich sah keine Möglichkeit, helfend und abwehrend einzugreifen, und hatte auch keine Befugnis dazu. So blieb ich für mich und wartete mit banger Spannung die weitere Entwicklung ab.

Als ich nach längerer Zeit doch wieder als Hausarzt mich nach dem Befinden meiner Patientin erkundigen wollte, hörte ich, sie habe bald nach meinem letzten Besuch die Stadt verlassen und ihre Landwohnung bezogen, obwohl es noch früh im Jahre war. Sie leide an den Nerven und bedürfe der tiefsten Ruhe.

Dasselbe wiederholte mir auch ihr Mann. Ich glaubte zu bemerken, daß er mich für eingeweiht hielt. Er sprach wenigstens in unverhohlener Bewegung von seiner Frau in so überströmender Herzlichkeit und stellte sie so hoch über alle ihres Geschlechts, als wolle er der Dankbarkeit Luft machen für ein Opfer, das er ihr nie genügend vergelten könne. Ich stimmte lebhaft ein und erlaubte mir nur zu sagen, sie gehöre zu den heroischen Naturen, die vor keiner Unmöglichkeit zurückschreckten, wenn es das Wohl geliebter Menschen gelte.

Da diese beiden keine Geheimnisse vor einander hatten, mochte sie auch nicht verschwiegen haben, daß sie mich ins Vertrauen gezogen.

Von der jungen Frau hörte ich, daß sie das gastliche Haus ihrer Freundin verlassen und eine eigene Wohnung bezogen habe.

So ging alles einstweilen ohne Aufsehn seinen Gang.

Nach etwa drei Monaten aber erhielt ich ein Billett aus dem Landhaus, wohin sich die Entsagende zurückgezogen hatte. Sie bat mich um meinen Besuch, sie habe mir etwas Wichtiges mitzuteilen.

Der Mann war, wie ich wußte, jeden Sonntag zu ihr hinausgefahren. Ich selbst hatte mich draußen nicht sehen lassen.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, als ich hinauskam, der große Garten, der das Haus umgab, stand schon im vollsten Flor. Als ich eintrat, begegnete mir die Herrin nahe beim Gittertor, wie wenn sie mich ungeduldig erwartet hätte.

Sie trug ein einfaches dunkles Kleid, um das graue, noch immer reiche Haar ein weißes Spitzentuch. Das Gesicht, das mich darunter anblickte, schien mir um ein Jahr gealtert, obwohl sie mich mit einer heiteren Miene begrüßte. Aber ich sah, daß das Lächeln ihr Mühe machte.

Ich danke Ihnen, daß Sie gleich gekommen sind, lieber Doktor, sagte sie. Kommen Sie, wir wollen nach meinem Lieblingsplatz am Weiher gehen, wir sind dort ungestört, und die Luft im Hause beklemmt mir den Atem. Sie sollen nachher mein Herz untersuchen, es ist nicht recht in Ordnung, zuweilen denk' ich, es schlägt mich noch tot; es wäre nicht das Schlimmste.

Sie sprach rasch und aufgeregt und ließ mich nicht zu Worte kommen.

Es ist nun alles, wie ich es gewünscht hatte. Ich hatte freilich noch einen schweren Kampf, erst mit *ihm*, denn er blieb lange all meinen Vorstellungen und Bitten taub, einen noch schwereren aber mit *ihr*. Sie ist wirklich ein seltenes Geschöpf, von einer Reinheit und Tiefe der Empfindung, dabei trotz aller schweren Lebenserfahrungen schüchtern und in Vorurteilen befangen, wie ein Kind, daß ich Mühe hatte, sie zu der Erkenntnis zu

bringen, alles, wie ich es geplant, sei möglich und nötig. Nötig zu seinem Glück — das gab endlich den Ausschlag. Denn so bitter es mir war, selbst dazu mitzuwirken, daß sie das annehmen möchte, was ich verlor, es rührte mich doch zu sehen, wie beglückend ihr mein Geschenk erschien, und ein Trost war mir's, daß es in so gute Hände kam. Und endlich half meiner Ueberredungskunst der Wunsch ihres eigenen Herzens. Wir umarmten uns unter tausend Tränen. Es war wohl die seltsamste Szene, die zwischen zwei Rivalinnen sich je abgespielt hat.

Dann habe sie hier draußen in größter Weltabgeschiedenheit gelebt, um sich mit ihrem Schicksal zurecht zu finden. Zudringliche Besuche wies sie ab, unter dem Vorwand eines Nervenleidens. Nur ihre alte Albine hatte sie mitgenommen, eine so vertraute langjährige Dienerin, daß sie sich nicht scheute, sie in das Geheimnis einzuweihen, was auch für die Folge unerläßlich gewesen wäre.

Die treue Alte habe den Kopf geschüttelt und ihrer Herrin Vorwürfe gemacht, den Herrn vollends, wenn er allwöchentlich herauskam, mit stummer zorniger Miene empfangen und dann immer der Gärtnersfrau seine Bedienung überlassen. Am liebsten hätte sie ihrer angebeteten Frau den Dienst gekündigt, aber das Mitleid und die alte Anhänglichkeit überwogen.

Ich bin mir wie Josephine vorgekommen, sagte die Frau mit einem trüben Lächeln. Auch die wurde ja in Malmaison von Napoleon fleißig besucht, als er schon wieder vermählt war. Aber damals war's nur die Staatsraison, die einen Thronerben verlangte, und sie hatte auch nicht mit freiem Entschluß in die Scheidung gewilligt. Sie glauben nicht, Doktor, welcher Trost es ist, was man leidet, seinem eigenen Willen zu verdanken, dem Bewußtsein dessen, was man höheren Pflichten schuldig ist. Das hält mich aufrecht und schafft mir das bekannte „sanfte Ruhekissen", von dem mich nur manchmal ein kleiner Herzkrampf aufschreckt. Die Nerven, die bösen Nerven!

Und in den letzten zwei Nächten spuken sie besonders ungeberdig.

Vorgestern, am Sonntag, da ich seinen Besuch wieder erwartete — wir verkehren dann ganz traulich wie intime alte Freunde miteinander, die sich alle Erlebnisse mitteilen und sich in jedem Punkt verstehen — nun, diesmal kam statt seiner ein Brief. Was darin stand, hatte er nicht das Herz gehabt, mir mündlich zu sagen, obwohl es mich weder überraschen noch betrüben konnte: mein Wunsch und meine Hoffnung war auf dem Wege sich zu erfüllen. Seine junge Frau sollte Mutter werden.

Sie verstummte ein paar Minuten lang. Ich sah, daß sie sich Gewalt antun mußte, eine Bewegung zu bezwingen.

Sie werden das begreifen, Doktor, fuhr sie fort, ich bin noch immer so viel Weib geblieben trotz aller tapferen Vernunft, so viel *sein* Weib, daß mich bei der Nachricht ein häßlicher neidischer Schmerz durchzuckte. Aber Gott gab mir Kraft, das zu überwinden. Ich konnte schon eine Stunde nach Empfang des Briefes die Antwort schreiben, daß ich ihm herzlich Glück wünsche und nun erst sähe, wie richtig ich gehandelt zu unser aller Besten. Das Weitere, um es glücklich hinauszuführen, solle nun *meine* Sorge sein.

Und dabei hab' ich auf Sie gerechnet, Doktor.

Ich sah sie ratlos an.

Sie haben mir versprochen und die Hand darauf gegeben, mir zu helfen, wenn es so weit wäre. Nun ist die Zeit gekommen.

Sie begreifen, daß unseres Bleibens hier nicht lange mehr ist. Das Geheimnis ist hier nicht zu bewahren, man mag es anstellen so klug und sorgsam man will. Da hab' ich an Sie gedacht.

Und nun erinnerte sie mich daran, daß ich ihr von einem in Paris lebenden Freunde und Kollegen erzählt hatte, der an der Küste der Bretagne ein reizendes Landhaus besaß, wohin er mich einmal eingeladen. Wenn ich es von ihm erlangen könnte, daß er ihr und der jungen Frau das Haus für den Sommer überließ, so daß sie dort, unbekannt und unbeobachtet, das Weitere abwarten könnten, wären sie vor jeder Entdeckung sicher. Nur die alte Albine würde sie mitnehmen und ärztliche Hilfe aus Paris kommen lassen, vor allem aber den Namen tauschen, so daß sie dort den ihrer Nachfolgerin annähme, diese aber unter ihrem Namen ihr Kindchen zur Welt brächte. Wäre sie dann genesen, so könnten sie ruhig zurückkehren, das Kind, das sie als ihres ihrem Manne ins Haus brächte, bei ihr gewartet und gepflegt werden, und die rechte Mutter, die ja schon dadurch vor der Welt ein Anrecht auf diesen Vorzug erworben, daß sie der Frau in die Ferne gefolgt, um ihr Beistand zu leisten, werde ohne Verdacht zu erregen nach Herzenslust täglich kommen und ihr Mutterherz am Anblick des kleinen Wesens erquicken können.

* * *

Ich gestehe, daß mir die Sache erst nicht in den Kopf wollte.

Es war nicht das erstemal, daß mein Beistand angerufen wurde, um die Folgen eines Fehltritts vor der Welt zu verbergen. Hier aber war's doch viel komplizierter. Eine doppelte Lüge war notwendig, die dann lebenslang fortgesetzt werden mußte. Wenn man sich über die sittliche Seite der Sache beruhigte — wie man alle praktischen Folgen in der Gewalt haben sollte, ließ sich nicht vorhersehen. Vor allem aber schien mir die Rolle, die die verehrte Frau dabei zu spielen hatte, so schwer, daß sie mein tiefstes Mitgefühl erregte.

Sie schien mir das am Gesicht zu lesen.

Seien Sie meinetwegen unbesorgt, teurer Freund, sagte sie. Ich werde bis zu Ende meine Schuldigkeit tun und für jede Schwierigkeit Rat zu finden wissen. Was mir allein Kummer macht, ist die Lüge, die meiner innersten Natur widerstrebt. Damals, als ich das erste Opfer brachte, hatte ich mir nicht klar vorgestellt, wozu ich mich dadurch verpflichtete, daß eine lange, häßliche Komödie nötig sein würde, um das, was ich angefangen, durchzuführen. Nun aber kann ich nicht mehr zurück. Der fromme Betrug, wie man es ja zu nennen pflegt, wenn jemand zu einem guten Zweck gegen die Wahrheit sündigt, wird mir freilich stets das Gewissen bedrücken. Aber nichts, was ein Glück ist, erhält man umsonst, und so teuer der Preis ist, ich werde ihn ohne Murren bezahlen.

Die Augen leuchteten ihr bei diesen Worten, und eine warme Röte stieg ihr in das blasse Gesicht.

Ich ergriff ihre Hand und küßte sie. Nie war mir eine Frau so verehrungswürdig erschienen, die doch vom graden Wege so weit abgeirrt war und es nicht beschönigte.

Ich danke Ihnen, sagte sie, daß Sie mich nicht verdammen. Und was ich weiter von Ihnen erwarte, soll Sie möglichst wenig belasten. Das Gerücht, das ich selbst verbreiten werde, eine längst aufgegebene Hoffnung scheine doch noch einmal sich erfüllen zu sollen, wird auch zu Ihnen dringen. Sie brauchen dann nur mit einem bedeutsamen Achselzucken zu antworten und zu sagen, jedenfalls hätten Sie darauf gedrungen, daß ich diesmal fern von jedem anstrengenden Menschenverkehr stärkende Seeluft atme, und das Haus in der Bretagne in Vorschlag gebracht. Das wird allen einleuchten, und an dem, was weiter geschieht, bleiben Sie völlig unbeteiligt. Wollen Sie darauf eingehen?

Wie hätt' ich es abschlagen können!

* * *

Ich kann meine lange Erzählung mit wenigen Worten zu Ende bringen.

Der ganze romanhaft künstliche Plan wurde ohne jede Störung durchgeführt, dank der Klugheit und nie versagenden Geistesgegenwart der Frau, die ihn ersonnen. Im Herbst kam die Nachricht, daß sie einem Knaben das Leben gegeben. Der Mann schrieb es mir und bat mich, die Anzeige bei den Bekannten zu besorgen. Er war hingereist, um den Frauen beizustehen, von denen die eben Entbundene dort für seine Gattin galt. Ein paar Monate später, erst gegen Weihnachten, kam das Paar mit dem Kinde zurück. Dessen wahre Mutter hatte noch einen Besuch bei Freunden in einer andern Stadt gemacht.

Sie blieb auch der Taufe fern, und ich selbst konnte mich trotz der dringenden Einladung, eine Patenstelle zu übernehmen, nicht dazu entschließen und nahm auch an der Feier nicht teil. Ich brachte es denn doch nicht über mich, eine Rolle in der Komödie zu spielen. Die Frau dankte mir's hernach mit einem stummen Händedruck.

Sie litt offenbar schwer unter dem trugvollen Zustand, den sie selbst gewünscht und geschaffen hatte. Wie bitter mußte ihr der Zwang sein, den sie vor der Welt auf sich nahm, die Glückwünsche der Freundinnen, die das ihr so spät zuteil gewordene Mutterglück nicht genug preisen konnten und in dem Gesicht des kleinen Menschenkindes ihre Züge erkennen wollten. Ich fand darin eine andere Aehnlichkeit. Aber da der liebe kleine Kerl die braunen Augen des Vaters hatte, blieb seine wahre Herkunft — vorläufig wenigstens — verborgen.

Die junge Frau kam denn auch nach einiger Zeit zurück. Jedermann fand es natürlich, daß diese Freundin, die der vermeintlichen Mutter des Kindes den großen Dienst erwiesen, sie in die Bretagne zu begleiten, sich häufig in ihrem Hause sehen ließ und ihre Zärtlichkeit für den lieblichen

Kleinen nicht verbarg. Der Mann war noch stiller und ernster als früher, doch nur beflissener, seiner Frau zu zeigen, wie sehr er sie verehrte.

Sie nahm es mit einem müden Lächeln hin.

Lachen hörte man sie nicht mehr.

Als es Frühling wurde, bestand sie darauf, in das Landhaus hinauszuziehen, und verbat sich dort freundlich aber entschieden allzu häufige Besuche. Man fand das natürlich. Seit der Entbindung hatte man bemerkt, daß sie die frühere Kraft und Frische nicht wiedergewonnen, und hoffte, Ruhe und Stille werde sie im Sommer wiederherstellen.

Es traf aber nicht ein. Nur das Kind gedieh prächtig in der reinen Luft des Gartens und war bald so schwer geworden, daß es der jungen Frau überlassen werden mußte es spazieren zu tragen. Beide Frauen lebten scheinbar in schwesterlicher Liebe und Vertraulichkeit nebeneinander, und niemand hätte den Schmerz geahnt, der an der älteren nagte, wenn sie das Knäbchen die jüngere anlachen sah.

Dann verschlimmerte sich plötzlich der Zustand. Eine Influenza kam hinzu, die damals epidemisch auftrat. Was ich tun konnte, dagegen anzukämpfen und die zarte Lebenskraft zu stärken, erwies sich völlig ohnmächtig, ohne daß irgend ein Organ schuld daran war. Die alte Albine freilich hat mir später den Schlüssel des Rätsels gegeben. Die Frau habe immer weniger Nahrung genommen und all meine belebenden Mittel stillschweigend beseite gelegt.

Wenige Tage vor ihrem Ende rief sie mich nahe an ihr Bett und sagte mit halb erloschener Stimme:

Ich muß Ihnen noch einmal danken, teurer Freund. Sie haben einen großen Anteil daran, daß ich ruhig sterben kann und um die Zukunft meines geliebten Mannes mir keine Sorge zu machen brauche. Es wäre freilich besser gewesen, Gott hätte mich früher aus dem Leben abgerufen. Es hätte dann keinen Zwiespalt in mir gegeben zwischen dem, was ich für meine Pflicht hielt, und meinem Widerwillen gegen Lug und Trug. Aber wenn ich diesen bisher besiegt habe, für die Zukunft reichte meine Kraft dazu nicht aus. Das erstemal, als ich von dem unschuldigen Mündchen des lieben Kindes mich Mama nennen hörte, fühlte ich, das sei zuviel für mein Herz. Lüge aus Kindermund — so ahnungslos sie sein mag — es war, als dringe mir ein Gift ins Blut, und ich bin glücklich, daß man an Gift zu sterben pflegt.

Sie schlief dann sanft und heiter ein, nachdem sie ihren Mann und ihre Nachfolgerin umarmt hatte. Die beiden blieben zwei Jahre getrennt. Dann vermählten sie sich. Man fand es nur natürlich, daß der Witwer seinem kleinen Sohn die Frau zur Mutter gab, die der Verstorbenen eine so treue Freundin gewesen war.

Der Heilige.

Ein imaginäres Gespräch. Von Josef Hofmiller in München.

„Es gibt keine römische Diplomatie mehr," rief der Korrespondent der großen deutschen Zeitung aus, als der Camelot das Abendblatt auf den kleinen Marmortisch der bescheidenen Trattorie gegenüber Fontana Trevi gelegt hatte, um den, seit drei Wochen etwa, allabendlich derselbe vertraute Kreis sich versammelte. „Hatte ich es nicht prophezeit? Hier haben Sie's: Fogazzaro ist auf dem Index."

Von allen Seiten griffen hastige Hände nach dem Blatte, als müsse jeder die fettgedruckte Ueberschrift des Telegramms mit eigenen Augen sehen, ehe er das Unglaubliche glaubte. Der ersten Aufregung folgte ein Stillschweigen, niedergeschlagen und drohend zugleich. Der Journalist erholte sich als der erste, und griff nach dem Hute, die Neuigkeit sofort seinem Blatte zu telegraphieren: „Sie begleiten mich doch, Monsieur de Bonnefon? Wir haben denselben Weg, vermutlich. In einer Viertelstunde sind wir zurück."

„Sie werden mich wohl entschuldigen müssen," erwiderte kühl und höflich der Franzose. „Für den Siècle kommt diese Bagatelle ebensowenig in Betracht, wie für die französische Presse überhaupt. Ich begreife nicht, warum Sie in Deutschland sich über das langweilige Buch des Herrn Fogazzaro so erhitzen. Ich verstehe höchstens, weshalb mein sehr verehrter Kollege Brunetière diesen religiösen Kriminalroman in der Revue des Deux Mondes veröffentlichte: er braucht nur Kirchenluft zu wittern, um ein Buch für bedeutend zu halten. Seitdem er sich durch übermäßigen Genuß der Werke unseres großen Jahrhunderts Geschmack und Stil verdorben hat, genügt ihm die Abwesenheit künstlerischer Vorzüge, um sich für ein Buch mit dem ganzen Fanatismus einzusetzen, den er bei seinen Gegnern verdammt. Nein, ich werde nicht telegraphieren, geehrter Kollege, und ich rate Ihnen, es auch Ihrerseits bleiben zu lassen. Denn diese Omelette des Herrn Fogazzaro ist zu zäh, zu mager und zu kalt, als daß man soviel Geschrei davon machen sollte."

„Zäh? Meinetwegen. Mager? Vielleicht. Aber kalt? kalt? Wie können Sie sagen Fogazzaros Buch sei kalt?" Das bleiche Gesicht Professor Minuccis rötete sich.

„Sie ziehen wohl die parfümierte Prosa dieses Gecken D'Annunzio der reinen edlen castigatezza Fogazzaros vor? Ein Buch muß vor Leidenschaft rauchen, sein Stil flackern, zucken, blitzen, blenden, seine Beschreibungen beleidigend bunt sein wie die bei den Engländerinnen beliebten Volksszenen in den Auslagen der Piazza di Spagna, um vor Ihnen Gnade zu finden?

Ich sage Ihnen, Fogazzaros Buch glüht von innerer Flamme, es glüht wie der Vesuv, und man muß verrückt sein wie die Herren von der Indexkongregation, um zu glauben, dieser Krater sei einfach durch ein Dekret vom grünen Tisch zu verstopfen. Was verrückt! Mehr, es ist dumm, verbrecherisch dumm . . ."

Bei diesen Worten schob der Wirt, Sior Angelo, energisch die Glastür zu, die das hintere Lokal von den beiden vorderen und dem Schanktische trennte, so daß kein Laut nach vorne dringen konnte. Der Listige hatte die schönsten Weinhänge im Albanergebirge, und wollte es mit seiner geistlichen Kundschaft nicht verderben. Minucci merkte, daß er zu weit gegangen war, und hielt inne.

„Dumm!" begann Bonnefon gelassen, „dumm! Sie werden sich hüten, die Indexkongregation für dumm zu halten. Sie weiß was sie will, und sie will was sie soll. Sie hat immer den Mut zur unpopulären Maßregel. Ich bin überzeugter Katholik, das wissen Sie alle. Ich schwärme nicht für die Kongregation, auch das wissen Sie. Aber ich bestreite, daß sie dumm ist, wie ich bestreite, daß ihre Motive tadelnswert seien. Ich finde ihre Hand nicht immer sehr glücklich, ich hielte es selbst für erwägenswert, sie als eine veraltete Institution abzuschaffen, aber ich billige ihr Vorgehen in diesem Falle durchaus. Denn es betrifft ein Buch, das geeignet ist die Massen zu verwirren, und dessen künstlerische Eigenschaften — verzeihen Sie, Minucci, Sie gaben mir die Waffe in die Hand, — mehr negativer Art sind. Castigatezza — zugegeben. Aber was ich vermisse, ist das Leben, die Kraft, das Interesse.

Fogazzaros Geschichte ist nicht im geringsten spannend, daher nennt man sie vornehm. Ihre Liebesintrigue besteht darin, daß die verwitwete Jeanne Dessalle ihrem ehemaligen Geliebten nachläuft — eine tugendhafte Manon, die den Spuren eines hochmoralischen Chevalier des Grieux hoffnungslos folgt, um ihm im Augenblick, da er stirbt, das Kreuz reichen zu können. Welches Melo! Jawohl Melo! Ist nicht alles Melodram, vom ersten Kapitel bis zum letzten? Kennen Sie etwas, das mehr an den Haaren herbeigezogen ist, als die rührsame Ouvertüre die in Brügge spielt? Sie haben den hysterischen Roman von Rodenbach Bruges la morte schwerlich gelesen? Sie taten recht daran; sein Saisonerfolg war so matt, daß er in schlechtes Deutsch übersetzt werden mußte. Nun wohl, Rodenbachs Buch ist ein Juwel von Eleganz und künstlerischer Kultur gegenüber dem ersten Kapitel Fogazzaros. Zu welchen Geschraubtheiten muß er nicht seine Zuflucht nehmen, um an den vorhergehenden Roman Piccolo mondo moderno anzuknüpfen: Pietro Maironi ist verschwunden, verschollen, fast wie der Graf von Monte Christo. Und in Brügge, ausgerechnet in Brügge, erfährt die Frau, die er geliebt hat und die ihn noch liebt, durch einen Brief, daß er als Mönch in Subiaco lebe. Konnte man ihr das nicht ebensogut nach ihrer Villa in Venedig schreiben? Ihr wären mindestens einhundert Kilometer Expreßzug, dem Schreibenden zehn Centesimi Porto, uns vierzig gezierte Seiten erspart geblieben, in denen der Autor sich erfolgreich müht zu beweisen, daß Feindschaft gesetzt ist zwischen ihm und dem Esprit. Aber gehen Sie weiter: sehen Sie einmal das zweite Kapitel an, eine unendliche

Kontroverse zwischen einem halbdutzend liberaler Katholiken, wie sie bei uns in Frankreich heißen, vermutlich weil sie zum Katholizismus nicht genügend moralischen und zum Liberalismus nicht genügend intellektuellen Mut haben. Man glaubt einem Kränzchen von Schwärmern anzuwohnen, von unterrichteten, liebenswürdigen, edlen Schwärmern, gewiß, aber — von Schwärmern. Kein positives Wort; kein greifbarer Vorschlag; kein realisierbarer Gedanke. Nur die Suggestion, daß es eines Heiligen bedürfe, damit die reformkatholische Bewegung in Fluß komme. Sie nennen das Vorbereitung, künstlerische Zögerung? Ich nenne es Melo, wenn Sie wollen Große Oper: der Tenor tritt erst im dritten Akt auf, um den Effekt zu steigern. Ist es nicht große Oper, wenn der frühere Weltmann Pietro Maironi als einfacher Gärtner inkognito unter falschem Namen in Subiaco lebt, à la Bourgmestre de Zaardam? Ist es nicht Meyerbeer, oder wenn Sie wollen, Richard Wagner, wenn Jeanne den einstigen Geliebten in der magischen Dämmerung der Unterkirche von San Benedetto wieder erblickt, nur um ihn endgültig zu verlieren? Und die Zurückgezogenheit des Heiligen, sein Aufenthalt in dem romantischen Apenninenneste, seine Popularität, sein jäher Fall in der Gunst der Menge, weil er das erwartete Wunder nicht wirkt, das alles ist für meinen Geschmack zu sehr Johann von Leyden, zu sehr Demetrius, das alles schreit förmlich nach Victor Hugo. Kommt der große Effekt des Romans: wie Benedetto, alias Maironi, durch dunkle und selten betretene Gänge des Vatikans sich tastend, plötzlich vor dem Papste steht: Sie wissen, ich hasse diesen Spekulanten von Zola, aber die berühmte Audienz, die sein Pierre bei Leo XIII. hat, scheint mir intelligenter, möglicher, wahrscheinlicher, künstlerisch richtiger geführt, als die Konzertarie von der Reform der Kirche, die unser Pietro Maironi dem verblüfften Pius X. vorschmettert. Schade, daß Fogazzaro sich diesen immerhin starken Grammophon-Effekt durch die nächtliche Szene verdirbt, in der Maironi sich dem Minister gegenüber genau so unverschämt und, was ich künstlerisch verurteile, genau so unwahrscheinlich in der Rolle des Amateur-Märtyrers und Heiligkeitsdilettanten benimmt, wie vor dem Papste. Schade überhaupt, daß der Schluß so im Sande verläuft: man hört nur von den Unannehmlichkeiten, die dem Heiligen durch die römische Polizei bereitet werden — ich bitte Sie, meine Herren! durch unsere langweilige, langmütige, bequeme römische Polizei! — von der Krankheit, die er sich durch seinen unvernünftigen Vegetarismus, seine Kasteiungen, seine religiöse Exaltiertheit, seine mangelnde Vorsicht im Verkehr mit Kranken, seine Propheten-Nervosität, seine Märtyrer-Ekstase zugezogen hat. Er stirbt, von Haus zu Haus vertrieben, in einem abgelegenen Zimmer der armseligen Gärtnerwohnung, streckt mit sterbender Hand der Geliebten das Kruzifix zum Kusse hin, und lächelt verklärt — welches Melodram! welche schöne Pose! wahrhaftig würdig der Porte Saint-Martin: — Coquelin als Pietro, und Sarah Bernhard als Jeanne“ . . .

Bonnefon hatte mit wachsender Lebhaftigkeit gesprochen. Sein häßliches aber geistvolles Gesicht sprühte von Bosheit, seine listigen Augen waren mit burlesker Verzücktheit gegen das niedrige Gewölbe des Gemaches verdreht, und er verrenkte die Arme wie der larmoyanteste Engel auf Berninis Brücke. Er schwieg wie erschöpft, und blickte verstohlen um sich.

Abbé Marinier und der Journalist lachten, Minucci, Selva und Dane schwiegen mißbilligend, verstimmt, ja gekränkt.

„Sie haben unrecht, denn Sie spotten," sagte mit sanfter und trauriger Stimme Giovanni Selva. So leise er sprach, alle wandten sich dem Philosophen zu, denn sie hatten Ehrfurcht vor seinen weißen Haaren, vor dem vielen Kummer, den er im Laufe eines makellosen Lebens erlitten hatte, vor seinen mit unerschütterlicher Ueberzeugung vertretenen Ideen. „Sie haben unrecht. Ich gebe Ihnen die in Brügge spielende Einleitung preis wie auch die Szene mit dem Minister. Denn beide Szenen sprechen für Fogazzaro, für seine Lauterkeit, seinen Ernst. Gesegnet sei diese Ungeschicklichkeit eines religiösen Anregers! Was beweist es denn, daß jene Szenen mißlungen sind? Nichts anderes, als daß rein weltliche Szenen ihm nicht mehr gelingen! So abgestorben ist er aller Eleganz und allem Esprit, so ganz geht er auf in der Heiligkeit seines Problems, so radikal ist sein Verzicht auf mondäne Effekte. Sie haben mit Recht gesagt, daß diese langen Debatten für das durchschnittliche Lesepublikum nicht geschrieben sind. Aber auch dieses Durchschnittspublikum wird gerührt werden durch die ergreifende, so einfache, so wenig spannende, und doch so mächtige Handlung des Buches. In drei grandiosen Bildern entrollt sich die Passion des Heiligen vor uns: Subiaco, die Wiege des ehrwürdigsten Ordens der Christenheit, wo der büßende Pietro in demütiger Unbekanntheit als Gärtner arbeitet und dient und gehorcht, bis er wieder die himmlische Stimme in seinem Herzen hört: Magister adest et vocat te. Das Apenninendorf, wo er den Unwissenden, den Armen und Kranken dient, und sie pflegt, mit ihnen und für sie betet, und sich seine Demut bewahrt, und die kindliche Furcht vor dem leicht zu gewinnenden falschen Heiligenschein. Und dann Rom, wo er endlich, endlich vor dem Heiligen Vater steht, in einsamer Nacht, zur einsamsten Stunde, und seiner Seele brennender Eifer gewaltige Worte findet, Rom, wo antike Welt und Renaissance und zwanzigstes Jahrhundert sich im Wege sind und sich stoßen, Heiliges und Irdisches, Göttliches und sehr sehr Menschliches, Priestertum und Politik, Gebete, Liebe, Ränke, Minen und Gegenminen, wildeste soziale Gegensätze, der Heilige selbst mitten darin, von einem Milieu ins andere gestoßen, von dem Krankenbette in den Vortragssaal, in das Privatzimmer des Papstes, die Amtsstube der Polizei, den Salon des Ministers, das eigene arme arme Kranken- und Leidens- und Sterbezimmer: nennen Sie mir doch einen europäischen Schriftsteller, der imstande wäre, ein gleich erhabenes und weihevolles Triptychon zu schaffen? Was Sie Melodram nennen, ist die erschütternde Simplizität der Geschehnisse, gegen die Sie sich selbst nicht wehren können, es sei denn durch Spott. Aber dann ist auch Francesca da Rimini Melodram, und Oedipus auf Kolonos, und Romeo und Julie, und alles was das Herz rührt und mit sanfter Schwermut füllt bis zum Rande und bis zum Zerspringen, das alles alles ist nur Melodram!"

„Wir kommen vom Thema ab," sagte Abbé Marinier, dem dies Pathos unangenehm war. „Zugegeben, daß der künstlerische Wert des Buches so hoch sei, wie Sie behaupten, Herr Selva (er verbeugte sich gegen ihn), oder so zweifelhaft wie Sie annehmen, Monsieur de Bonnefon (er

verbeugte sich auch gegen jenen), darin hat die Indexkongregation recht, daß sie vor dem verworrenen und verwirrenden Buche warnt. Denn gerade wenn es bedeutend ist, ist es gefährlich. Es war ohnehin eine Langmut ohnegleichen, daß sie das Verbot erst aussprach, als der Abdruck in der Revue des Deux Mondes beendigt war."

Hier konnte der deutsche Journalist nicht mehr an sich halten, und platzte heraus: „Langmut? Auf welchem Jupitermond leben Sie, Herr Abbé? Ihre historischen Studien verderben Ihnen Gesicht und Gehör. Langmut ist wirklich ein guter Ausdruck. Warum versagte diese Langmut plötzlich, als es sich darum handelte, in einer katholischen deutschen Monatsschrift den in Rom spielenden Schlußteil zu Ende zu drucken? Wer ist der Spiritus Rektor der Indexkongregation? Ein Deutscher, Kardinal Steinhuber, Societatis Jesu, achtzig Jahre alt. Wer ist der Mann, der am meisten gegen Fogazzaro geschrieben hat? Alexander Baumgartner, ebenfalls Jesuit, der am liebsten die ganze Literatur, soweit sie von Nicht-Jesuiten herrührt, auf dem Index hätte. Wo hat Baumgartner den artigen Scheiterhaufen gegen Fogazzaro Scheit um Scheit aufgeschichtet? In der jesuitischen Monatsschrift „Stimmen aus Maria Laach." Welches ist das stattliche Konkurrenzunternehmen der „Stimmen aus Maria Laach"? Das „Hochland", eben jene Zeitschrift, die durch das Verbot getroffen wurde und getroffen werden sollte. Aber natürlich, Brunetière läßt nicht mit sich spaßen, die Revue des Deux Mondes ist eine Macht, mit der man rechnet und die man nicht vor den Kopf stößt, das „Hochland" dagegen ist quantité négligeable und die Deutschen dafür bekannt, daß sie sich etwas gefallen lassen."

„Wirklich?" entgegnete spöttisch Bonnefon, „so kleinlich sollte die Kongregation sein? Konkurrenzneid? Journalistenkabale? Nein, sie mußte das Verbot erlassen, sollte sie überhaupt noch respektiert werden. Es war eine Kraftprobe, eine Herausforderung. Man hat solange und so oft geschrieen: „Diszipliniert ihn doch, wenn ihr euch getraut", bis die Kongregation handeln mußte. Die liberalen Zeitungen waren plötzlich voll Interesse an der Säuberung der römischen Zustände, obgleich ihnen die Säuberung der liberalen Zustände dankbarere Aufgaben bot. Fogazzaro mag sich bei seinen zudringlichen Freunden bedanken."

„Fogazzaro! Was liegt an Fogazzaro!" fuhr Professor Minucci auf. „Für uns alle ist dies Verbot ein Schlag! Hier ist ein europäisches Buch, und die Kongregation nimmt es einfach weg. Sie nimmt es den Katholiken Amerikas, Englands und Skandinaviens ebenso weg wie denen Italiens. Warum? Weil theologische Probleme darin behandelt werden? In jeder Wissenschaft geht der Weg zur Erkenntnis durch Widerspruch, durch Neuheit. Nur nicht in der unseren, in der Theologie? Hier darf kein Widerspruch laut werden, kein neuer Gedanke die Geister aufrühren? Weg mit neuen Gedanken! Weg mit neuen Tatsachen! Sie sind uns unbequem, ergo sind sie verdammungswürdig. Auf den Scheiterhaufen mit ihnen! Ut facinorosae perversitatis vestigia flammis combusta depereant! Aber dann ist unsere ganze Theologie eben keine Wissenschaft, sondern eine Art religiöses Schachspiel: die Regeln stehen fest, die Ziele stehen fest, es

handelt sich höchstens um Feinheiten, ob ich mit Evansgambit eröffne oder mit Königsgambit."

„Bitte, was hat die Theologie mit dem Roman Fogazzaros zu tun?" Marinier hatte in seinem kältesten und schneidendsten Tone gefragt: das war ja Rebellion, offene Empörung, Kündigung des Gehorsams.

„Was sie damit zu tun hat? Sehr viel sogar. In vielen unserer Besten wächst und wächst eine dumpfe Bangigkeit, daß die katholische Religion Gefahr laufe, eine Art von Paganismus zu werden. Denn die gebildeten Kreise wenden sich in erschreckendem Maße von ihr ab. Sie wird ein Glaube der kleinen Leute, der alten Weiber, der Bauern. Da tritt Fogazzaro auf. In einem Buche, das die ganze zivilisierte Welt in Atem hält, beginnt er zu sprechen, furchtlos und gewaltig. Er spricht von den vier bösen Geistern, die sich in die Kirche eingenistet haben. Vom Geiste der Lüge, der Erwachsene zur Kinderkost, Erkennende zur Anbetung des Buchstabens zwingt, der alles, was er anrührt, unfruchtbar und tot macht. Vom Geiste der Herrschsucht, der alle Freiheit unterdrückt, der auf allen Gebieten sich bis in die letzte Ecke breit macht, und alle feiner Denkenden und Empfindenden aus der Kirche hinaustreibt, in die Opposition. Vom Geiste der Habsucht, der in die Kleriker gefahren ist, und der Armut Christi ins Gesicht schlägt. Vom Geiste der Erstarrung, der Christum, wenn er heut käme, eifernd ans Kreuz schlüge, der einen Fanatismus der Vergangenheit in der Kirche erzeugt hat, der uns dem Gelächter der Ungläubigen preisgibt, der nichts ist als die Adernverkalkung der Kirche, an der sie langsam, langsam aber tötlich sicher zugrunde gehen wird. Und dann kommt die Stelle, bei der allen guten Italienern die Seele brennt: „Ich beschwöre Eure Heiligkeit, den Vatikan zu verlassen. Treten Sie hinaus, Heiliger Vater! Aber das erstemal, das erstemal wenigstens gehen Sie hinaus wegen eines Werkes Ihres heiligen Amtes! Lazarus leidet, Lazarus stirbt jeden Tag: gehen Sie, Lazarus zu sehen! Christus ruft um Hilfe in all den armen menschlichen Geschöpfen die da leiden. Wenn im Quirinal menschlicher Schmerz in Christi Namen ruft, so denkt man dort vielleicht „Nein", aber man geht. Vom Vatikan aus antwortet man Christo „Ja" aber man geht nicht." Dies ist die Stelle, deretwegen das Buch auf den Index gekommen ist. Sie allein! Die Theologie ist nichts als ein bequemer Vorwand, um die Gläubigen einzuschüchtern. Es ist immer dieselbe Macht, die ein Interesse daran hat, daß kein Friede wird zwischen Quirinal und Vatikan, zwischen moderner Entwicklung und kirchlicher Lehre, immer dieselbe Macht, die den Papst, der endlich aus diesem unnatürlichen, zwecklosen, schädlichen Protestkarzer herausmöchte, wieder hineinzwingt, und damit uns Katholiken in diese heillose Sackgasse mit hineinzwingt. Welche Hoffnungen hatten wir Italiener! Friede, endlich Friede zwischen dem Vaterlande und dem Heiligen Vater: wir dürften uns am politischen Leben beteiligen, dürften uns unsres Vaterlandes endlich reinen Herzens, ohne Hintergedanken freuen! Mit brausendem Jubel würde der Papst begrüßt, der endlich im einigen Italien als dessen geliebtester und verehrtester Bürger zu leben sich entschlösse, mit dem Vaterlande, mit uns, nicht abseits von uns, feindselig auf das einige Italien blickend, in einer jammervollen Untätigkeit, einer leeren Protestation,

einer Selbsteinkapselung. Wer ist es denn, der alles systematisch hintertreibt? Der jeden kleinsten Versuch zur Vermittelung vergiftet? Der diese armen Narren verhetzt, bis sie schreien Evviva il Papa Rè?“

„Sie werden mich entschuldigen“, sagte Marinier ernst und stand auf, „ich kann bei einer Diskussion nicht länger gegenwärtig sein, die sich in dieser Richtung und in diesem Tone bewegt. Ich sage Ihnen nur ein Wort zum Abschiede: sehen Sie zu, daß nicht Sie in der Sackgasse sind, Sie allein! Niemals ist, trotz aller äußeren Anfeindung, die heilige Kirche glanzvoller, erhabener dagestanden, als in diesem Augenblicke. Sollen sich Millionen Katholiken nach den wenigen Intellektuellen richten, denen die ehrwürdige Institution nicht genügend modernisiert ist? Was wollen Sie eigentlich? Eine Niederdruckdampfheizung in Sankt Peter? Einen Kommentar des Abbé Loisy unter der Kuppelinschrift Tu es Petrus — daß die Stelle interpoliert sei? Die Unfehlbarkeit des Herrn Fogazzaro an Stelle derjenigen der Papstes? Einen populärwissenschaftlichen Vortrag über Darwinismus und Schöpfungshypothese, anstatt eines Rosenkranzes? Sie wollen aus dem Schiff Petri heraus, und auf dem Wasser spazieren? Sehen Sie zu, daß Sie nicht ertrinken! Wo ist Ihr Programm? Worin sind Sie einig? In welchem positiven Punkte? Sie kommen mir vor wie Offiziere, die über die Tragweite des Fahneneides diskutieren. Mit einem Romane gedachten Sie die Kirche zu reformieren? Rufen Sie doch einmal Sior Angelo, erzählen Sie ihm diese Ihre Absicht, und Sie werden sehen, wie er als höflicher Mann Mühe haben wird, das Lachen zu verbeißen. Ich meinerseits kann nicht lachen. Mir steht das Weinen näher, solch bedeutende Geister auf verhängnisvollem Abwege zu sehen. Gute Nacht!“

Er war wirklich im Begriffe zu gehen. Alle waren aufgestanden und redeten auf ihn ein. Mit Tränen in den Augen bat ihn Minucci um Vergebung: „Ich bin ein unglücklicher alter Hitzkopf. Das Wort, der Augenblick, die Entrüstung, das galoppiert mit mir davon. Ich flehe Sie an, bleiben Sie! Gehen Sie nicht in dieser Stimmung von uns!“

Halb widerwillig ließ sich Marinier die Felpa aus der Hand nehmen. Reverend Dane hob seine schmale blasse Hand und bat um Ruhe. „Ist nicht die Kontroverse,“ begann er, „die wir soeben vernommen haben, das denkbar stärkste Zeichen für die Bedeutung des Buches? Fogazzaro fragt: Sind Heilige noch möglich? Und er antwortet: Ja. Er fragt abermals: Sind Heilige nötig? Und er antwortet abermals: Ja. Und er stellt den neuen Typus vor uns hin, den Heiligen unserer Zeit, der zugleich sozial und intellektuell ist. Sozial wie der Arme von Assisi, intellektuell wie Paulus. Welcher Intuition bedurfte es, diesen neuen Typus zu schauen! welcher gestaltenden Kraft, ihn zu formen! welcher Sicherheit, ihn nicht zu verzeichnen! Nichts ist an Pietro Maironi zu unrecht stilisiert, nichts ins Falsch-Großartige verfälscht, there is no mock-heroism neither in this man nor in this book: ein unheldischer Held, ein armer sündiger leidender Mensch wie wir ihn glauben können, Versuchungen, Zweifeln und bitterlicher Herzensangst unterworfen. Ich finde dieselbe Innigkeit der gestaltenden Kraft in der Zeichnung der übrigen Charaktere: welch apostolische Seele ist diese Maria! welch wunderbares Geschöpf Noëmi! Don Clemente aber,

und der Abt, sind es nicht zwei Büsten von Donatelloster Feinheit und Schärfe? Sie blicken ungläubig, Herr — —?“ Er suchte nach dem Namen, der ihm entfallen war . . . .

Der deutsche Journalist, den er meinte, errötete leicht und sagte sehr höflich: „Reverend, Sie sind ein halber Gedankenleser. Ersparen Sie mir die Möglichkeit, Ihnen weh zu tun, Ihnen allen. Wir sind so gute Freunde, wie man sie nur in diesem Rom finden kann. Sie lieben mich, der ich Jude bin, in Ihrer geistlichen Tafelrunde zu sehen. Und ich komme gerne, sehr gerne. Sie ziehen mich an auch wo ich Sie nicht verstehe. Sie sind so anders, so gegensätzlich zu mir. Ist es das Blut meiner Väter, das mich für religiöse Dispute empfänglich macht? Sie waren nämlich alle Rabbiner — erst ich bin zum Zeitungsschreiber entartet. Gibt es auf Erden ein köstlicher Ding als Gegensätze? Gott empfand das Bedürfnis seiner Antithese, und schuf die Welt. Ich liebe den Gegensatz, den Streit der Geister, und nichts klingt meinen alten Ohren holder, als das leise Klirren blanker Waffen. Sie hören: der Wein Sior Angelos verlockt mich zu Gedankensprüngen und Träumen — verzeihen Sie! Aber ich bin verpflichtet, Ihnen zu erklären, daß ich nicht ungläubig den künstlerischen Vorzügen des Buchs von Fogazzaro gegenüberstehe. Il a les qualités de ses défauts. Ich wunderte mich nur im Stillen, daß Sie mit ästhetischen Argumenten Ihre Begeisterung zu stützen suchen, der Sie doch genau wissen, daß Ihr Herz Ihnen das Buch teuer macht, und nicht Ihr Geschmack! Denn als Kunstwerk allein, das fühlen Sie so gut wie ich, ist der theologisch-politische Traktat, Il Santo genannt, nicht haltbar.“

„Weil es mehr ist als ein Kunstwerk, nämlich eine Tat, ein Ereignis, eine Explosion.“

(„Warum nicht gar ein Attentat!“ murrte Minucci.)

„Hierüber bin ich nicht kompetent. Ich stehe dieser ganzen Welt zu fern. Für mich ist dies Buch nicht was es für Sie ist. Als Journalisten geht es mich nur an, ob ich darüber zu telegraphieren habe oder nicht. Als Mensch betrachte ich seinen Fall als einen medizinischen: religiöse Neurose, die auf einen Nervenschok zurückgeht. Ich kann Ihnen schwer ausdrücken, wie objektiv, will sagen fremd und kühl ich den Santo ablehne. Ich verstehe Linda Murri. Pietro Maironi verstehe ich nicht. Ich kann die Motive Linda Murris nachfühlen. Diejenigen Maironis kann ich bestenfalls nachkonstruieren. Die innere Erfahrung fehlt mir. Bis zu einem gewissen Grad kann ich mich in die Gefühlswelt dieses Romans durch Analogie hineinversetzen. An einem gewissen Punkte versagt meine Anschmiegungsfähigkeit radikal. Worüber Sie sich streiten, als seiens Ewigkeitsfragen, scheint meinem hiefür ungeschulten Auge und Gehirne eine Debatte um Nüancen, eine Diskussion um Worte, ein Zank um das Jota. Ich hege für diese Probleme etwa dasselbe Interesse, das Oberst Younghusband für das Zeremoniell der Lamas in Lhassa empfunden haben mag. Es gibt sogar für Italien Fragen, die mir erheblich wichtiger scheinen, als die römische Frage, die seit sechsunddreißig Jahren aufgehört hat eine zu sein: die Auswanderungsfrage, die Kolonialfrage, vor allem die Agrarfrage. Fogazzaro scheint mir nicht nur die Notwendigkeit, sondern sogar

den Wert eines Arrangements des neuen Italien mit dem Papsttum zu überschätzen. Wenn der offizielle Katholizismus gegen die terza Italia schmollt, lassen Sie ihn doch schmollen! Ein resoluter Bruch mit der Vergangenheit, ein vollständiges Ignorieren scheint mir besser, als Ruinensentimentalität irgend welcher Art. Sie sprachen von dem doppelten Typus, den der Heilige vereine. Ich stelle Ihren beiden Typen die beiden Typen des modernen Italieners gegenüber: Mazzini und Garibaldi. Den Intellektuellen und den Volksmann. Das sind meine Heiligen, die ich hätte, wenn ich Italiener wäre, und ohne den Luxus von Heiligen nicht auskäme! Was aber den Index betrifft, freuen Sie sich: der Santo kommt in keine schlechte Gesellschaft! Man kann sich eine recht wertvolle Bibliothek zusammenstellen, wenn man den Index librorum prohibitorum als Katalog benützt. Ein Sperling kann sich einem Alligator ruhig auf die Nase setzen. Was beweist das Verdikt der Kongregation? Daß Fogazzaro kein Sperling ist, sonst hätte der Alligator nicht geschnappt. Wenn Sie wirklich glaubten, daß Ihre Ideen dadurch geschädigt seien, so müßte es schlecht um diese Ihre Ideen stehen. Eine solche Energie, wie Sie sie dem Buche zuschreiben, sollte wirkungslos verpuffen? Seien Sie beruhigt: nichts verpufft, nichts geht verloren, am wenigsten der Geist. Fogazzaros Buch ist ein Glied der ungeheuren Kette elektrischer Energie. Trösten Sie sich mit der Entdeckung Ihres Landsmannes Marconi: auch in der Sphäre des Geistes gibt es eine geheimnisvolle und gewaltige Fernwirkung ohne materielles Substrat."

Er schwieg, und versank wieder in das träumerische Schweigen, das er Abends und beim Weine liebte. Die andern hatten ihm nicht ungeduldig zugehört. Sein höflicher Ton, in dem Skepsis und eine gebändigte Energie sonderbar zusammenklangen, beruhigte sie wie exotische Musik: er störte sie nicht, verpflichtete sie nicht einmal zur Widerlegung. Denn, wie er selbst gesagt hatte, er kam aus einer andern Welt, die sie nie betreten hatten und nie betreten würden. Mit ihm stritten sie nicht. So unnachgiebig sie gegen einander waren, so liebenswürdig waren sie gegen ihn, von dem sie eine Welt trennte. An der Stille merkte Sior Angelo, daß der Höhepunkt des allabendlichen Gefechtes nunmehr überschritten war und das Gespräch in friedlicheres Gewässer einlenkte. Nicht ohne Ironie schob er den Flügel der Glastür zurück, und stellte einen frischen Krug weißen Frascati vor die Versöhnten hin. Mit jener Heiterkeit, die gerade nach sehr ernsthaften Meinungsverschiedenheiten zwischen wackeren Männern sich einstellt, kamen sie seinen Intentionen entgegen, und schalten scherzend, daß die Artischoken heute so lange ausblieben. Während Sior Angolo mit drolliger Miene zerknirschte Entschuldigungen vorbrachte, drängte eine Menge junger Leute fröhlich lärmend herein. Sie kamen aus der Oper und verlangten im Rhythmus des letzten Finales Wein. Mit ihnen zugleich, denn sie hatten die vordere Tür absichtlich offen gelassen, schwebte der kühle Atem der römischen Nacht in das Gemach, und das ruhige, gleichmäßig starke und mächtige Rauschen der Fontana Trevi.

Aus der Sommerfrische.

Von Hans Thoma.

Neustadt im Schwarzwald, den 10. September 1906.

Wenn man eine Gegend so gut kennt wie ich den Schwarzwald, wo ich vor nun bald 70 Jahren das Licht der Welt erblickt habe, worin ich eine schöne von der Schulweisheit nicht allzu sehr geplagte Jugendzeit verlebte, so ist das ein gar eignes Gefühl, wenn man nach langer Zeit wieder dorthin zurückkehrt, man ist dann mit so manchem was man jetzt sieht unzufrieden. Man empfindet jede Veränderung an Haus und Hof, an Weg und Steg, an Bach und Stein, an Wald und Feld fast wie einen Eingriff in wohlerworbene Eigentumsrechte und wenn man ein, ein wenig romantisch-poetisch angehauchter, Maler ist — so kommt man gar leicht in ein gewisses Schimpfen hinein, in ein bitteres Bedauern daß man nicht alles so gelassen hat wie es vor etwa 50 Jahren gewesen ist, daß man sich erlaubt hat, ohne einen zu fragen Veränderungen an all den Dingen vorzunehmen.

Ich bin nun nicht der einzige Maler der schimpft, sondern noch viel jüngere die doch gar nicht wissen wie es nur vor 30 bis 40 Jahren hier oben ausgesehen hat, irren herum und suchen Motive und schimpfen noch mehr als der alte Maler. — Die roten Ziegeldächer, die so hell aussehen wie unausgebackner Kuchen, ärgern einen und auch die modernen Baugewerkebauten, die sich so neumodisch stadtfrech neben das altehrwürdige bemooste Strohdach stellen, das wie eine Pelzkappe so warm über das Holzhaus heruntergezogen ist, oder neben das mächtige oft wie Silber schimmernde Schindeldach, — das aus dem Boden, aus der Berghalde so natürlich herauswächst wie ein Pilz — so daß es keinem Menschen einfallen würde zu sagen es sollte anders sein. Eisenbahndämme und hohe Brücken überspannen romantisch wirkende Gebirgsbäche und machen sie klein — es ist so gar vieles anders geworden.

Da sieht man sich dann nach dem um was noch übrig geblieben ist und freut sich daran; wenn man dann längere Zeit da ist, so versöhnt man sich auch mit den Häusern, welche die vielleicht bequemere Stadttracht tragen. Die Harmonie, die einem zuerst so stark gestört schien, stellt sich nach und nach wieder her — denn dazu hat man ja doch schließlich die Augen, um alle gestörte Harmonie in diesem Brennpunkte der menschlichen Sinnenwelt sich wieder herzustellen. Man fängt sich an zu freuen, — man sagt es anfangs nicht, — über den bequemer angelegten Weg, der über den Berg führt — besonders wenn man sich gestehen muß, daß es wohl an den Beinen liegt, daß jetzt alle Wege steiler erscheinen als vor nur noch 10 Jahren. Man ärgert sich auch nicht mehr allzu sehr über den Eisenbahndamm, wenn man

einmal über ihn gefahren und sieht, wie leicht man mit dem Zug dahin kommt wo man hin will. Man wird wohlgelaunt und sieht die Sache anders an, man findet Steinbrücken, die in großen kühnen Bogen die Schlucht überbrücken — leicht erscheinend fast wie eine Regenbogenbrücke, man staunt dann doch — und packt sogar ohne Murren den veralteten Studienmalkasten ein und denkt sein Teil.

Erst Mitte August konnte ich der Stadt entfliehen in die Höhen hinauf; ich fragte an gar manchen Luftkurorten und Sommerfrischen an, da kam ich aber schön an, d. h. ich kam nicht an; ein schmunzelndes Lächeln des Wirtes schien mir auf seinen Lippen zu spielen, wenn er mir sagte: Nicht vor dem ersten September; sogar an den Telegrammen mit den Absagen glaubte ich dies boshafte Schmunzeln zu erblicken, so blieb ich schließlich in einem guten Wirtshaus einer kleinen Stadt, und das war gut — von diesem Sitz aus durchstreifte ich dann die Gegend. Ich suche nach dem Alten, was noch vorhanden ist, und da fand ich noch übergenug. — Die alten Tannenwälder, die grünen Wiesen, die klaren Forellenbäche, den blaufunkelnden Himmel mit den so schönen Silberwolken, die frische Luft, das gesunde Quellwasser — auch die alten Bauernhöfe unter dem breiten Schindeldache, unter dem in breiter Reihe dicht gedrängt die Fenster der Eckstube hervorlachen — darüber sind Lauben mit herunterhangenden Nelken und zinnoberroten Geranien — das Bauerngärtlein mit seinen Würzpflanzen ist auch noch da, eine kleine Kapelle steht im Garten, denn so ein einsamer Hof bildet eine Welt für sich und es ist gar schön, daß im Garten ein Raum auch zum Beten eingerichtet ist; um das Haus, oder hinter ihm stehen mächtige Ahorn und Eschen, ein erfreuliches Zeichen, daß auch der Baum noch als Schmuckstück geschätzt wird, es wäre nur zu hoffen, daß die Baugewerkbauten auch bald von Bäumen umpflanzt würden — aber ich fürchte, die sind so hochmütig, daß sie von allen Seiten gesehen sein wollen, sie kommen ja aus der Stadt.

Sehr traurig macht es einen, wenn so eine ganze Strecke von Tannwald radikal abgeschlagen wird und die kahlen Stämme nun daliegen wie Riesenstreichhölzer durcheinander. Man sagte mir, daß die Papierfabrikation die Wälder aufzehre — daß ihnen die Zeitungen sehr arg zusetzen und daß sie schließlich uns Vielschreibern und Viellesern noch zum Opfer fallen werden, das ist wohl nur eine Aengstlichkeit von mir, die Forstmänner werden ja gewiß nach dem Rechten sehen, daß der Wald noch lange hält. Man könnte vielleicht auch, wenn Gefahr vorhanden ist, von Staatswegen einschreiten durch ein Gesetz, das Format und Erscheinen der Zeitungen regelt und einschränkt. Es gibt doch schon ähnliche Einschränkungen: so dürfen z. B. die Forellen unter einem gewissen Maß nicht gefangen werden, und wenn ein Gendarm an einer Wirtstafel revidieren und mit dem Maßstabe nachmessen würde, so dürfte er alles, was zu klein ist, konfiszieren und dann wohl auch selber aufessen — so könnte man die Größe der Zeitungen umgekehrt bestimmen, dadurch würde auch manchem Leser eine wahre Last abgenommen werden. Vielleicht erfinden aber unsere Chemiker es doch noch, aus einem andern Stoff Papier zu machen, vielleicht aus Heu, dann könnten ja die Kühe nachher mit gelesenen Zeitungen

wieder gefüttert werden. — Doch ich bin hierin wohl allzu ängstlich und werde von Sachkennern ausgelacht.

In der Suche nach alten Dingen fielen mir auch wieder die zahlreichen Kreuze auf, die am Wege stehen, die der fromme Sinn zur Erinnerung an die himmlischen Mächte und zur Kenntnisnahme derselben errichtet hat, auch oft zur Bezeichnung von Stellen, an denen ein Unglücksfall war. Wenn man letztern Gebrauch fortsetzen wollte, so würden in der Neuzeit die Kreuze sehr zunehmen an den Landstraßen her infolge der Automobile. Es gibt solche Kreuze, die mir recht alt erscheinen; die sind aus einem Stein herausgehauen in klobiger Form, nicht groß — auch ist das Bild des Gekreuzigten nicht angebracht, dann gibt es hohe aus einem Tannenstamm gezimmerte, an dem ein oft recht kleiner Christus oben hängt unter einem Schutzdache — unten manchmal auch eine Tafel, die nackten Sünder in den Flammen des Fegfeuers, sie strecken die Hände empor zur Gottesmutter, die auf Wolken thront — auch ist die Mahnung beigefügt, daß der Wanderer der armen Seelen betend gedenken möge. Dann sieht man wieder Steinkreuze mit reicherer Gliederung, mit Sockel und Gesimse — der Christus daran ist aus vergoldetem Gußeisen; — auch schon recht kunstgewerbliche Sockel von Stein — das Kreuzlein darauf mit dem vergoldeten Christus ist gotisch durchbrochen ganz von Eisenguß — hier zeigt sich schon die Neuzeit — Kunstgewerbe und Fabrikation. Es gibt freilich auch noch Holzkreuze, an denen der Christuskörper aus Holz geschnitzt ist, oft arg naiv und unbeholfen, aber man spürt doch noch etwas wie frommen Sinn aus aller Unbeholfenheit heraus. Diese bäuerlichen Bildschnitzer werden wohl keine Arbeit mehr bekommen, da man jetzt einen vergoldeten Christus fertig aus der Fabrik beziehen kann — viel schöner — und auch allem Wetter Widerstand leistend. Die „Lieben Herrgottsmacher“ sind wohl jetzt ganz ausgestorben. —

Recht selten sind jetzt die Kruzifixe, an denen die Marterwerkzeuge dargestellt sind. Das Ganze, auch der oft recht gut proportionierte Christus, der fast lebensgroß ist, ist aus Holz geschnitzt — oben auf dem Kreuze steht der Hahn — die Spitze ist mit den Kreuzesarmen schräg überdacht — auf der Oberseite der Arme ist Christus am Oelberg mit dem tröstenden Engel, auf der andern Seite der Judaskuß — alles in kleinen Figuren in gar keinem Verhältnis zum Christuskörper, ebenso die beiden Schächer, die an kleinen Kreuzen unter den Kreuzesarmen hängen — Engel in plumpen, langen Gewändern und hölzernen Flügeln fangen in Kelchen das Blut aus den Wunden auf, unten auf einem Bänklein, das bei den Füßen des Gekreuzigten herausgeht, stehen Maria und Johannes; zwischen diesen Gruppen sind die Marterwerkzeuge: Speer mit Schwamm, Leiter, Hammer, Zange, Nägel, auch die Martersäule und die Geißel, das Schwert Petri und das Kleid und die Würfel. Von der Seite des Kreuzes steht ein Brettlein ab, auf dem der Ritter Longinus mit der Lanze steht, der die Seitenwunde sticht. Zu Füßen ist eine herzförmige Tafel mit einem Spruch, wohl auch mit dem Namen der Stifter. Unten am Herz ein Tannenzapfenornament. —

Ich stand mit einer gewissen Verblüfftheit vor einem solchen Machwerk, das so ganz allen Gesetzen unserer modernen Kunstanschauung ins

Gesicht schlägt; man denke dies alles ziemlich roh aus Holz geschnitzt, die Gegenstände in den verschiedensten Größenmaßen, zeitlich verschiedenes vereinigt, dabei Engel mit Flügeln, die es ja nach neuesten Forschungen nicht geben darf und kann — da die Naturwissenschaft es beweist, daß bei unserm Knochengerüste keine Flügel möglich sind, ein solcher Engel ist alsdann ein Wesen, das doch nicht fliegen kann und das zudem durch die Flügel sehr am Gehen verhindert ist. — Ich wollte so gerne lachen über die Bauerndummheit, die sich in dem einfältigen Werke aussprach, der hölzerne Hottohü-Longinus, die Engel mit den Lebkuchenflügeln und all dies andre — aber merkwürdig, es war mir, wie es wohl einem im Traume geschehen mag, ich wollte lachen und ich konnte nicht; dieser Bauer, dessen Werk sich aus uraltem Volksgeiste gestaltet hat, wie der sich bei der Betrachtung der Leiden alle, die unser Heiland am Stamme des Kreuzes erdulden mußte, nicht genug tun konnte, hat meine naturwissenschaftlichen Anschauungen sehr ins Wanken gebracht — ich konnte mich aus einer tiefen Seelenregung nur noch retten, indem ich darüber reflektierte, ob dies auch Kunst sei, alle Fragen, über die nicht nur ich, sondern auch ganz gescheite Leute keine Antwort wissen, tauchten in mir auf.

Das Kreuz an allen Wegen! Tief wurzelt es noch im Herzen des Volkes und es wird wohl nie ein anderes Zeichen geben unter dem die in den Banden der Naturzufälligkeiten wandelnde Menschheit ihre Freiheit finden kann — die nun doch einmal in einem Reiche gegründet ist, das nicht von dieser Welt ist. Der gekreuzigte gemarterte Gott „den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Torheit" Sieger über alle Bedrängnisse der Menschen! Wenn die Stunde kommt, und sie kommt für jeden, ob er nun am Sterbebette eines geliebten Menschen steht oder an dessen Grabe, eines Menschen, von dem es unmöglich erscheint, daß wir uns je von ihm trennen können, dann verlassen uns alle Götter, die uns manchmal das Leben hindurch gelächelt haben. Die Idee vom sterbenden Gottmenschen, dessen tiefes Sein der Tod nicht bezwingt, da der Tod doch nur den Staub, die Materie, vielleicht auch Raum und Zeit aufheben kann, ist eben ein Mysterium und wir mühen uns es in Symbolen auszudrücken, mögen diese auch grobholzig sein — und die Worte mit denen man es verkünden mag noch so unzulänglich sein. Dies Marterkreuz ist aus treuem Volksglauben hervorgegangen und die hölzernen Flügelengel und andre Einfältigkeiten beeinträchtigen seine Wirkung nicht. Die Wahrheit der Kunst beruht halt doch nicht auf der Naturwissenschaft und auf wissenschaftlicher Anschauung — für die gibt es keine Engel, sie verbietet wohl diesen Unsinn, aber die Kunst macht doch was sie will — Engel mit Flügeln und sie läßt es sich nicht verbieten den Teufel an die Wand zu malen. Wenn nun die Kunst sich nicht viel sagen läßt von der alten Klugheit, wie viel weniger noch das dem Menschen innewohnende religiöse Empfinden; und doch ist dies so wesentlich zum Bestande der Menschheit, daß es immer wieder neu hervorwachsen würde, wenn es je verloren ginge, es ist wohl das stärkste Wollen, das im Menschenherzen verborgen ist und es drängt nach Offenbarung — die ja freilich nur wieder durch den Menschen und auch seinem eignen Wesen nach erfolgen kann. —

Das Schöpfungswort: „Es werde Licht!" hat gewiß auch seine geistige

Bedeutung — der Gottmensch erscheint, das Evangelium von der Kindschaft Gottes beginnt und wir feiern das Fest der Menschwerdung an Weihnachten. Unser Wesen beruht in Gott, er wirkt in uns durch das ganze Leben hindurch; — durch Liebe zu den Brüdern und Schwestern, durch tätige Mithilfe in Barmherzigkeit, durch Mitleid mit allem, was in dem Lebenskampf mit seinem Zufalle, der über das Leben so rücksichtslos hinweg geht. — So bis zum Ende — da steht der Gekreuzigte, der mit allen Martern geplagte Mensch und dennoch Gott, der als das Wesen von Ewigkeit her der Auferstehung gewiß ist. Das Kreuz auf allen Wegen, auf den Gräbern, es zeigt wie tief das christliche Bewußtsein im Volke noch lebt — dessen dürfen wir uns freuen, die Verbindung deutschen Geistes mit dem Christentum wird immerfort gute Früchte tragen, so daß wir mit Hoffnung erfüllt sein dürfen, ohne daß wir hochmütig werden: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen.“ Konfessionelle Streitigkeiten über die äußern Formen des Christentums, die ja leider oft so erbitterte Gestalt annehmen, dürften wohl doch noch im milden heitern Geiste des Deutschtums, das ja in Treue und in der Aufrichtigkeit gegen sein eigenes Wesen bestehen soll, sich versöhnen lassen — im Geiste wahrer Duldung und brüderlicher Liebe. — Das deutsche Wesen kann auch die ihm fremden Elemente in sich aufnehmen — nicht zu seinem Schaden — einem gesunden Organismus schadet nichts so leicht, er verdaut alles und wenn Gott sein Volk lieb hat, so müssen ihm alle Dinge zum Besten dienen.

Am Geburtstag unseres herrlichen Großherzoges konnte schon, in Betrachtung dieses reichen Lebensganges, in vielen eine Ahnung aufsteigen, daß geklärtes Menschentum im deutschen Geiste die Gegensätze der Parteien gar viel zu versöhnen vermag. — Wenn einmal der Grundsatz zu größerer Geltung kommt, daß, wer von nun an eine „Herrennatur“ den „Allzuvielen“ gegenüber sein will, dies durch eine große Milde und Güte beweisen muß — wenn dann ein wahrer Wetteifer entsteht durchzudringen zur „Herrennatur“, dann kann alles gut gehen.

Die Freudenfeuer, die am Vorabende des Geburtstages des Großherzoges von allen badischen Berghöhen leuchteten, waren Liebesflammen aus den Herzen des Volkes dem hohen Herrscherpaare dargebracht, den für alle Zeiten vorbildlichen Herrschernaturen, aus deren Wesen so deutlich hervorleuchten Milde nnd Gütigkeit und treues deutsches Gottvertrauen. Der Geist solcher Gestalten rettet das Gute der Gegenwart hoffnungsvoll in die Zukunft herüber, — auch eine Bürgschaft, wenn auch nicht im religiösen Sinne, für die Auferstehung. —

Meine neuesten Schwarzwaldwanderungen führten mich auch auf den Feldberg, — das ist ein gar eigenartiges Gebilde von Berg; man meint fast, er sei ein Riese, der am Boden liegt und seine Arme weithin ausbreitet über die Lande, die er beherrscht; er macht kein großes Aufhebens von sich — er ist fast ein Duckmäuser von Berg, dem es nicht der Mühe wert war, sich um noch so und so viel Meter mehr über den Meeresspiegel zu erheben — als Bub hab ich mich immer geärgert, daß er die wenigen Meter, die ihm noch zu der runden Zahl von 1500 gefehlt haben, nicht mehr erreicht hat. — Der Riese nahm gerade ein Sonnenbad, als ich über seinen Rücken krabbelte.

Die Verneuerung des Feldbergerhofes hat mich auch gefreut, er ist soviel dies einem Weltgasthof möglich ist, doch ein Schwarzwälder geblieben, nicht ganz so hoch, wie er seinem Range nach sein dürfte, aber dabei recht breit und behaglich und bequem so recht wie ein Schwarzwälder sein muß, wenn die Städter mit ihm verkehren, bei einem Gasthof bei ihm einkehren wollen. — In meiner Jugendzeit wurde einer, der sich im Winter auf den Feldberg wagte, angestaunt als ein Waghals; jetzt soll er im Winter noch mehr belebt sein als im Sommer — und fast will es mir scheinen als ob er es gern haben müsse, daß die Skiläufer seinen Rücken kratzen.

Sehr gefreut hat es mich auch, daß ich da oben einer mysteriösen Persönlichkeit begegnet bin, die sich Jodokus Spiegelhalter nennt — ein Wesen, das gewiß schon aus Urdasquell oder was weiß ich wo getrunken hat, es könnte auch vielleicht der Fɛlbsee sein, und Weisheit geschöpft hat. Dieser Jodokus weiß nämlich so viele und schöne Geschichten zu erzählen aus alter und neuer Zeit, daß einem das Herz aufgeht, wenn man ihm zuhört, und man kann nichts anders glauben, als daß er überall persönlich dabei gewesen sein muß von wo und was er erzählt, er muß also ururalter Abkunft sein. Spiegelhalter heißt er wohl deshalb, weil er so oft der Welt den Spiegel vorhält — wenn sie frisiert und rasiert wird und in neue Moden hinein führt — daß sie dann meint, wenn der Schnauzbart in die Höhe strebt, damit eine Erhöhung des ganzen Persönlichkeitswertes eingetreten sei; — ich in meiner leichtgläubigen Art möchte aber nicht bestreiten, daß auch dies wirklich stattfinden kann; denn die Wege der Persönlichkeit sind unerforschlich. Bei diesem Jodokus Spiegelhalter, welchen ich für einen Nachkommen alter Hexenmeister halte, wie sie vordem in den schwarzen Wäldern ihr Wesen getrieben haben, sehe ich mit Freuden, daß unsere nüchterne Gegenwart doch noch nicht die Macht gewonnen hat, allen Spuk, wie er so gern in den Bergen haust und früher notorisch gehaust hat, zu vertreiben. — Er setzt sich eigensinnig fest, ja er hat oft noch so viel Zauberkraft, daß er die nüchternste Gegenwart in schimmernde Luftgebilde auflösen kann — die — man staune — sich dann fast als dauerhafter erweisen als das Allermateriellste. Jodokus Spiegelhalter möge es mir nicht übel nehmen, wenn ich versuche, meine Leser ein wenig über ihn aufzuklären, sein geheimnisvolles Wesen bleibt ja doch gewahrt, und wenn ich auch als alter Schwarzwälder es weiß und es auch ausplaudere, daß er und sein Erzählertalent von einem uralten Zaubergeschlecht abstammt, das seinerzeit die ganze Schwarzwaldgegend mit einem goldnen Netze überspannt hat; daher stammen auch noch die überspannten Menschen, die man doch noch da und dort trifft. — Das Auge der uralten Frau Sage blitzt bei solchen noch hervor, und es ist bisher allen Bemühungen der Volksaufklärung, der Schulbildung, die alle Phantasterei aus den Bauernschädeln heraustreiben soll, der Polizei geistlichen und weltlichen Armes, dem Forstpersonal, das den armen Beerensammlern neuerdings so aufsäßig sein soll, die einen fürstlichen Erlaubnisschein zu 1 Mark lösen müssen, um die Waldbeerlein einsammeln zu dürfen, des stets wachsenden Verkehrs, der bis zum Automobil ausgeartet ist, daß nun die friedlichen Landstraßen so unsicher sind wie zu Raubritterszeiten, trotz des elektrischen

Lichtes, das man zu seiner Freude bald fast in allen Schwarzwälderhütten findet, — trotz alledem treibt Frau Sage ihr Wesen und die Bübli und Mädeli, die am Bergesabhang Heidelbeeren suchen, wenn sie in die Täler herunterschauen über die dunkeln Wälder hin nach den Schweizeralpen, sollen immer noch von ihr besucht und verführt werden, daß sie, statt ihre Schulaufgaben zu machen, von Heldentaten und goldnen Schlössern träumen, von bösen Riesen, die sie noch einmal bezwingen wollen — der böse Riese hat gar oft die Gestalt des gefürchteten Wald- und Feldhüters — dem Schrecken aller Waldkinder.

Ja Frau Sage hat es nun gelernt, auch aus dem alltäglichsten Fäden nüchterner Gegenwart schöne Gespinnste zu machen, denn sie ist dem Fortschritte gar nicht so abgeneigt als es wohl manchmal scheinen möchte — sie ist auch ihrer Herrschaft viel zu gewiß, als daß sie den Fortschritt viel beachten oder gar fürchten könnte, sie hat sich diesen Jodokus Spiegelhalter in ihren Dienst genommen. — Er ist ein guter Kerl und mögen solche Geister mit Hebels Dengelegeist immerfort den Feldberg und die von ihm beherrschten Lande in Treue bewohnen. — Ich weiß nicht, ob ich diesen Jodokus auch zu meinem Leserkreis rechnen darf, wenn ja, so nehme er dies als freundlichen Gruß von einem alten Schwarzwälder, einem Landsmann, den das Leben dazu gebracht hat, daß er seltsame Reden verführt.

Nach langen Jahren, in manchem ein anderer geworden, bin ich wieder auf den Schwarzwaldhöhen, der Himmel über mir strahlt im gloriosesten Abendglanze und die silbrig schimmernden Schindeldächer im Tale liegen schon schlafend, in blauender Ruhe die Täler, dunkel steigen aus ihnen schwankende Gestalten der Erinnerungen herauf, sie ziehen in die nahende Nacht des Vergessens hinein, es ist so einsam um mich; es schlafen die Brüder und Schwestern mit ihrem Glück und mit ihren Leiden unten im Tal, nun kann ich sie alle liebhaben, nun muß ich sie alle liebhaben, es ist mir, als ob ich sie schützen müßte in ihrem Wohl und Weh und ich seufze auf, daß ich die Macht dazu nicht habe. — Da steigt die Göttertochter Phantasie zu mir herab, diese Trösterin des Menschen in seiner größten Einsamkeit, und auf dem Fels zwischen den Tannen zeigt sie mir einen eisengepanzerten Ritter, der hat Flügel, und ein Heiligenschein geht von seiner jugendlichen Kraft aus, ein blitzendes Schwert hält er in der Rechten und in der Linken eine Wage — dieser gepanzerte Jüngling ist ein Engel mit sanften Flügeln, er hält die Wache über die im Schlaf versunkenen Täler, es ist der treuherzige Schutzgeist der Deutschen, er ist der gute deutsche Michel. Gott ist mit ihm und er wird seine Lande getreulich hüten. Das Grauen der hereinbrechenden Nacht kann mich nicht mehr erfassen, getrost steige ich hinunter in das Tal, dem Schlafe entgegen, der mich Müden umfangen wird.

Bald nehme ich nun Abschied vom Schwarzwald; wenn man alt ist, so schleppt man nicht mehr so viel Erinnerungszeichen wie einst mit in sein Winterquartier in der Stadt. Man muß sich ja doch so nach und nach des Ballastes, der sich das Leben über angesammelt hat, entledigen, die Nachwelt weiß ja oft doch nicht was damit anfangen und er wird ihr lästig. So nehme ich auch gar nicht viel mit von hier oben — aber doch ein paar Silberdisteln, um ein paar Gräber zu schmücken.

E. T. A. Hoffmanns Undine.

Von Hans Pfitzner in Berlin.

Man kann von einer E. T. A. Hoffmann-Bewegung in unsern Tagen sprechen; er scheint nachträglich in die Reihe der großen deutschen Dichter aufgenommen zu werden. Zu seinen berühmtesten Zeiten gehörte er zu den Schriftstellern, die zwar fleißig gelesen, aber weniger erhoben wurden. Die Urteile über ihn seitens seiner deutschen Zeitgenossen vom Fach und die Zensuren, die ihm in den Literaturgeschichten erteilt worden sind, geben das Bild von ihm, welches wohl der Durchschnitt seiner Leser von dem „beliebten Autor" auch hatte: bestenfalles das eines talentvollen Phantasten. Man kennt Goethes ablehnende Geringschätzung, und der Ausspruch Heines: „Die Purpurglut in Hoffmanns Phantasiestücken ist nicht die Flamme des Genies, sondern des Fiebers" kann als typisch für die Beurteilung Hoffmanns in Deutschland gelten. Das Ausland, namentlich Frankreich, schätzte ihn höher. „Balzac, Théophile Gautier, Gérard de Nerval, George Sand feierten ihn, Alfred de Musset besang ihn" sagt Grisebach in der liebevollen biographischen Einleitung seiner Hoffmann-Ausgabe. Aber sein Wiederaufblühen in unserer Zeit ist gleichbedeutend mit anderer Einschätzung; Werke, die nach fast einem Jahrhundert noch wahrhaft leben, fordern die Revision der Urteile der „Besten ihrer Zeit" heraus; die Akten über den Kammergerichtsrat sind noch nicht geschlossen. Zwar ist er zur „Popularität" gar nicht geschaffen, und in der Reihe der würdigen „Klassiker" würde er sich selbst höchst unbehaglich fühlen; aber wenn auch sein tiefeigentlichstes Wesen, die Höhe seiner Welt natürlich immer nur Einzelnen aufgehen wird, so ist es dennoch durchaus geboten, ihm den gebührenden Rang im Reiche der Poesie offiziell zuzugestehen und mit den albernen Vorurteilen aufzuräumen, die sich immer noch an seinen Namen heften und den Weg zu ihm zu versperren scheinen, Vorurteile, zu denen namentlich auch diejenigen moralischer Natur zu rechnen sind, die anzufertigen der Deutsche von jeher beflissen war. Welches Vergnügen für diejenigen, die nicht fähig sind, an den Offenbarungen eines Genius teilzunehmen, diesem so viel moralischen Ballast anzuhängen, bis das Gleichgewicht zwischen ihm und solchen „Anhängern" hergestellt erscheint! Da gibt es auch nichts, was nicht als geeignet erfunden würde, zum Hinunterzerren des Charakters zu dienen, von Bürgers Molly bis zu Wagners seidenen Schlafröcken, von Schopenhauers Einsamkeit bis zu Hoffmanns Alkohol. Wer von Hoffmann sonst nichts weiß und kennt wird das eine, bis zum Ueberdruß wiederholte, wissen: daß das der Mann gewesen ist, der die unheimlichen Geschichten geschrieben und unheimlich gesoffen hat. Es gibt aber auch Leute — und

das sind nicht die wenigsten — die selbst dies nicht wissen, und die ewigen Verwechslungen, denen sein Name in weiteren Kreisen unterworfen ist, werden recht hübsch illustriert in der Replik, die ein Witzbold einem gab, der aus den Hoffmännern nicht herausfand: „Ach Sie meinen wohl den E. T. A. Beer-Hoffmannsthal von Fallersleben?“ — —

Wie viele wissen nun, daß dieser Ernst Theodor Amadeus auch Komponist war! Und doch war er ein ganz respektabler. „Ausgezeichnet im Amte, als Dichter, Tonkünstler, Maler,“ so ist zu lesen auf seinem Grabstein. Schicklicherweise ist hier der Kammergerichtsrat zuerst genannt. Ginge die Reihenfolge danach, wie es die Natur gewollt hat, nach dem Rechte, das mit ihm geboren war, so müßte zuerst der Dichter kommen, und zuletzt das Amt. Dem nach aber, was Hoffmann wollte, nach dem Grad seiner Liebe zu diesen vier Beschäftigungen müßte zu allererst die Musik genannt werden. Man muß dies wissen, um Hoffmann richtig zu kennen. Die Anbetung eines weiblichen Idealbildes, des „Engelsbildes“ „Himmelskindes“ welches durch seine Werke geht, ihm sein ganzes Leben lang vor der Seele stand, und zu dem er das Modell in Julia Marc fand; der Genuß von Champagner und gutem Wein, die der Hochgestimmte, niemals innerlich Nüchterne brauchte, um das Gleichgewicht zwischen seiner inneren und der äußeren Welt in angenehmer Täuschung herzustellen; die überschwengliche Leidenschaft zur Musik endlich, die er „mit geheimnisvollem Schauer, ja mit Grausen“ nannte, und in der er, lange vor Schopenhauer, die „Sanskritta der Natur“ sah: das waren die Schwingen, die ihn dem Alltag enthoben, den zu fliehen sein Hauptdaseinsbedürfnis war. Wein, Weib und Gesang in dieser eigentümlichen und edlen Art zu lieben war für ihn Stillung der Sehnsucht nach dem „höheren Seyn“, einem Leitmotiv seiner Werke, war ihm die einzige Möglichkeit, sich überhaupt mit dem Leben abzufinden, diesem für jeden, dem es sich als Problem aufdrängt, doppelt gefährlichen Ding.

Als Komponist etwas Hervorragendes zu leisten, war vielleicht der größte Wunsch seines Lebens. Aber wenn er auch das Höchste nicht erreichte, so machte ihn dies doch niemals unglücklich; seine Liebe zu Musik war — wie die zu Julia — nicht von Gegenliebe abhängig. Daß diese aber seitens der Musik nicht ganz fehlte, davon gibt seine Oper Undine Zeugnis. Hoffmann hat viel komponiert und sich in den mannigfaltigsten Arten versucht: in Oper, Messe, Sinfonie, Kammermusik, geistlich und weltlich, in großen und kleinen Formen; von allen seinen musikalischen Werken kann als Hauptwerk Undine gelten, deren Klavier-Auszug jetzt (zum erstenmal bearbeitet vom Schreiber dieser Zeilen, dessen langgehegter Plan eine Veröffentlichung dieser Oper war) bei C. F. Peters in Leipzig erschienen ist, womit sich dieser altberühmte Verlag ein großes Verdienst und sicherlich den Dank aller Kunstfreunde, besonders der Verehrer Hoffmanns erworben hat. Wer sich übrigens des genaueren über Undine und ihren Schöpfer unterrichten will, den verweise ich außer der erwähnten Grisebachschen Einleitung noch auf: „Ueber Fouqués Undine“ von Wilhelm Pfeiffer (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung) und namentlich auf „E. T. A. Hoffmann in persönlichem und brieflichem Ver-

kehr" von Hans von Müller, in drei Bänden, deren erste zwei Ostern 1907 in der Literarischen Anstalt Rütten und Loening zu Frankfurt a./Main erscheinen; nebst den in diesen Publikationen noch erwähnten, auf Hoffmann bezüglichen Schriften.[1]) —

Hoffmann war der erste, der die Idee hatte, Fouqués Undine auf die Bühne zu bringen. Der letzte in Deutschland war Lortzing, und von den zahlreichen Bearbeitungen, als Oper, Ballet, Zauberspiel usw., die dazwischen liegen, ist man gewiß berechtigt anzunehmen, daß sie fürchterlich sind; eine dieser Opern wird sogar von Zelter gelobt.

Im Jahre 1811 war Fouqués liebliche Erzählung erschienen und wurde rasch bekannt, beliebt, geschätzt. Auch Hoffmann war entzückt, und faßte sofort den Plan zur Opernkomposition; er schreibt von Bamberg am 1. Juli 1812 an seinen Freund Hitzig: „Ich arbeite jetzt recht fleißig und habe um recht mit Muße zu leben 14 Tage auf der herrlichen Altenburg, wo ein alter gothischer, verfallener Thurm nach meiner Angabe vorigen Sommer restaurirt und dekorirt wurde, eben in diesem Thurm mit meiner Frau gewohnt, bloß das anhaltende böse Wetter trieb mich wieder herab. Der Sturm, der Regen, das in Strömen herabschießende Wasser erinnerte mich beständig an den Oheim Kühleborn, den ich oft mit lauter Stimme durch mein gothisches Fenster ermahnte, ruhig zu seyn, und da er so unartig war nichts nach mir zu fragen, habe ich mir vorgenommen ihn mit den geheimnisvollen Charakteren, die man Noten nennt, festzubannen! — Mit anderen Worten: Die Undine soll mir einen herrlichen Stoff zu einer Oper geben!" (Nebenbei gesagt, erinnert diese Kühlebornbeschwörung am offenen Fenster an die ganz ähnliche, köstliche Szene, die W. Weißheimer in seinem Buch: „Erlebnisse mit R. Wagner usw." erzählt, wo Wagner, in Biebrich mit der Komposition der Meistersinger beschäftigt, an dem vom Sturm aufgerissenen Fenster Wind und Wetter mit heftigen Bewegungen beschwört, während seine Notenblätter im Zimmer herumfliegen.)

Kühleborn also, der dämonische, der Hoffmanns Phantasie am nächsten stand, gab den ersten Anstoß, ähnlich wie der finstere Hagen es bei Hebbel tat: „Und Hagen Tronje sprach das erste Wort." Aber Hoffmann war „das Versifizieren gar nicht geläufig," wie er vierzehn Tage später an Hitzig schreibt; und er bittet ihn in demselben Briefe einen „gemütvollen poetischen Freund" zu finden, der ihm das Textbuch machte, wozu er, Hoffmann, selbst den Plan, die Anordnung der Musikstücke usw., liefern würde. Wie groß war seine Freude, als dieser poetische Freund sich in Fouqué selbst fand, der dann auch wirklich, von Hoffmann in der verabredeten Weise unterstützt und stets gedrängt, das Textbuch dichtete zu des glücklichen Komponisten vollster Zufriedenheit. Voller Begeisterung wirft er sich auf die Komposition; wie diese vor sich geht, ist zu charakteristisch, um nicht einiges darüber aus einem Brief (vom 30. Nov.) in dem der Empfang des Textes gemeldet wird, hierherzusetzen: „Ich habe die Unart, nicht früh aufstehen zu können — ist es endlich geschehen, so geht der Vormittag beynahe mit den Lehrstunden hin, die ich einigen

[1]) Die Publikation von Hans von Müller hat mir nur zum Teil und im Korrekturabzug vorgelegen.

Damen der hiesigen höheren Welt ertheile — dann zwinge ich mich zu einer mir von Breitkopf übertragenen Uebersetzung einer französischen Violinschule — endlich bin ich frey und nun eile ich (7 Uhr Abends) mit der Undine in der Tasche in ein mir nahe gelegenes mit dem Theater verbundenes Kaffeehaus, wo ich in einem einsamen Winkelchen eine Pfeife Taback rauche, Thee trinke und — componire. Um 9 Uhr kommen mehrere Freunde aus dem Theater oder sonst her — wir verzehren ein frugales Abendbrot und trennen uns gewöhnlich um halb 11 Uhr — nun setze ich mich an mein Klavier — die aufgeschlagene Undine vor mir und nun geht erst das rechte begeisterte Componiren los. — So kommt es denn, daß ich, bin ich ganz fertig, sehr rasch und ohne eine Note ändern zu müssen, die ganze Composition aufschreibe."

Es scheint, daß aber auch schon längst vor Eintreffen des fertigen Buches Hoffmann vieles von der Musik im Kopfe trug, und daß so die musikalische Konzeption bei seinem Anteil an der Dichtung mit ausschlaggebend war. Daß dieser Anteil ein sehr großer ist, wird man bestimmt annehmen dürfen: „Ich schicke Ihnen (Hitzig) den offenen Brief an ihn (Fouqué) nebst Opernplan" — „Sie haben, Herr Baron! eine ausführliche Skizze der Oper, wie ich sie mir vorzüglich rücksichts der historischen Fortschreitung denke, verlangt und nur dieses konnte mich bewegen, die Beilage auszuarbeiten, welche Szene für Szene das Historische, sowie den Gang des Stückes in einzelnen Nummern darlegt." Aber Hoffmann würde, und wenn das ganze Buch von ihm gewesen wäre, mit Freuden die Ehren allein auf das Haupt des „herrlichen Dichters" geschüttet haben, dem gegenüber er von aufrichtigster Verehrung und Bescheidenheit erfüllt ist. Die Lorbeeren des Textdichters reizten ihn gar nicht, und ihm lag nur daran, recht bald ein gutes Buch zu haben, um mit der Komposition, auf die er brannte, beginnen zu können. Obgleich er sich die dramatische Bearbeitung allein nicht zutraut, macht er doch in der Hauptsache alles selbst, wenn auch bei jedem Vorschlag, jeder Bitte sich sehr entschuldigend, oder gar seine Wünsche, z. B. den (sehr notwendigen!) um Kürze, durch einen Freund (Hitzig) anbringen lassend, in der Angst „anmaßend zu erscheinen." Auch am Entwurf der Dekorationen war er beteiligt; so schreibt Fouque einmal (31. Mai 1816): „Wäre Hoffmanns Musik nicht so trefflich und hätte er samt Schinkel nicht so geniale Dekorationen ersonnen" — usw. (Fünf Skizzen dazu sind noch heute im Beuth-Schinkel-Museum der Technischen Hochschule in Charlottenburg zu sehen.) —

Ueberfließend vor Dankbarkeit und Freude, als die fertige Dichtung eintrifft findet er „durchaus im Texte nichts zu ändern" und daß ihm „ein zweiter teutscher Operntext von diesem Gehalt gänzlich unbekannt sey."

Sieht man sich nun diesen teutschen Operntext an, so fällt einem zunächst auf, was für ein genialer Kerl — Lortzing war. Dieser hatte allerdings den Umstand voraus, daß er dem Stoff frei gegenüberstand, während es schwer sein mag, das, was einem als Erzählung eingefallen ist, sich noch einmal als Bühnenwerk einfallen zu lassen. So ist die Fouqué, Hoffmannsche Bearbeitung wirklich nur eine Szeneneinteilung und Versi-

fikation des Originals, von dem möglichst wenig aufzugeben das Bestreben des in sein Werk verliebten Dichters war, während Lortzing eine freie Umdichtung von unverwüstlicher Bühnenwirksamkeit geschaffen hat. In dessen Sphäre lag das Romantische, Ueber- und Unterirdische nicht, und er nahm aus Fouqué nur so viel davon mit zu sich hinüber wie er brauchte, um seine gemütvoll-komische, treuherzig-innige Welt darauf aufzubauen, der er durch diesen Kontrast einen neuen Reiz und neue Wirkungen abgewann. Welch ein köstlicher Einfall ist es, — um nur ein Beispiel anzuführen, — daß das Aufheben des verhängnisvollen Brunnensteins, der den treulosen Ritter von dem beleidigten Wasserreiche trennt, durch einen übermütigen Streich des Kellermeisters Hans und Knappen Veit vor sich geht! Diese beiden lustigen Burschen sind ganz Lortzings Erfindung, und gerne geben wir dafür den Herzog und die Herzogin, die in der älteren Oper vorkommen und ohne jedes Interesse sind. Wiederum aber merkt man freilich bei Lortzing, in welcher der beiden Welten ihm erst wohl wird, wo bei seiner Undine der liebe, warme Menschenleib aufhört und der romantische Fischschwanz anfängt. Mit Recht wirft Pfeiffer die zweifelnde Frage auf, ob das Buch Lortzings nach Fouqués Geschmack gewesen wäre! Die getreue Anlehnung an die Erzählung hat eben natürlich auch ihre großen Vorzüge und ist bei einer „Bearbeitung" gewiß ein berechtigter Standpunkt. Gerade das Festhalten des einen romantischen Grundtones, wenn es auch dem Opernpublikum monoton erscheinen mag, übt einen großen Reiz aus und gibt dem Werk etwas Einheitliches der Stimmung. So ist der ältere Text ohne Zweifel dramatisch ungeschickt mit seinen zahlreichen Verwandlungen und das Szenische spielt eine zu überragende Rolle; aber die wenigen dramatischen Momente sind echt, und rein aus der Idee des Werkes und den Charakteren geschöpft; ein solcher Moment ist z. B. als Berthalda mit der legitimen Seele ihre alten Eltern verleugnet und Undine ihr mit schmerzlichem Schreck zuruft: „Berthalda, hast du denn eine Seele!"

Dann die Hauptcharaktere selbst! Bei Lortzing haben alle Gestalten etwas bürgerliches; Nixen, Ritter, Dämonen liegen ihm schlecht. So ist dessen Undine zwar ein herziges Geschöpf, mit Recht eine Lieblingsgestalt unserer Opernliteratur, aber vergeblich sucht man nach einem einzigen Zuge ihrer Nixennatur und merkt so auch später nichts von einer Wandlung durch die erlangte Beseelung, so viel auch davon gesungen wird; das Hineinwerfen von Früchten durch das Fenster und das Zerreißen eines Netzes genügt noch nicht zur Charakterisierung des Elementarwesens, und außer, daß sie Veranlassung gibt zum Vortrag des bösen Liedertafelquintettes mit dem Vorbeter-Baß-Solo im ersten Akt tut sie nichts boshaftes, ohne das nun einmal so ein Wasserkobold nicht gedacht werden kann. Welche kleine Hexe ist dagegen anfänglich die andere Undine. Vor allem präsentiert sie sich gleich in ihrem Bereich, in der freien Natur, umgeben von Wassergeistern, wo sie befiehlt, und der erste Zug, den man an ihr wahrnimmt, ist eine ganz ausgesprochene, naive Herzlosigkeit. „Weint alleine, mir mißfällts in Eurem Haus" ruft sie, der es freilich in den Armen ihres Huldbrand (so heißt bei Hoffmann-Fouqué der Ritter) besser gefällt, dem armen alten Fischer zu, dem die Trennung von ihr so nahe

geht, daß es selbst der Ritter nicht mit ansehn kann. Ihre spätere ernste Sanftmut kann dann freilich als Wandlung wirken! Und der Uebergang geschieht nicht ohne Bewußtsein des bedeutungsvollen Moments: „Tiefe Lieb' und Treu' — Wie sie in mir beben — Reines höh'res Leben — Freudig macht's, doch scheu!“ singt sie, nachdem sie mit Huldbrand eingesegnet ist. Dieser Huldbrand, von Hoffmann als ausgesprochene Heldenbarytonpartie geschrieben, gewinnt sehr gegenüber dem farblosen Hugo. Als „glänzenden Huldbrand“ sah Hoffmann ihn bei der Komposition vor sich, und so ist er auch ausgefallen, in Wort und Ton. Er ist sehr deutlich und bestimmt mit einer etwas leichtsinnigen Leidenschaftlichkeit versehen, rasch im Lieben und Zürnen, und, echt männlich gutmütig, ebenso rasch weicheren Empfindungen wie Mitleid, Reue zugänglich. Diese Leidenschaftlichkeit seines Charakters ist Gott sei Dank die einzige Motivierung seines Tuns und seines Unterganges, dessen Notwendigkeit noch durch den sehr glücklichen Zug der Dichtung plausibel gemacht wird, daß Huldbrand schon vor der Heirat mit Undine weiß, daß er sterben muß, wenn er die Treue bricht.

Vollends zu gunsten des älteren Werkes aber muß die Vergleichung der beiden Kühleborne ausfallen. Bei Fouqué-Hoffmann ist der Zwiespalt zwischen dem, daß Kühleborn die Menschwerdung Undinens inszeniert und dennoch den ganzen Handel stetig mißbilligt dadurch sehr einfach erklärt, daß er ersteres eben gegen seinen Willen tut; er muß einer höheren Gewalt gehorchen. „Meine Eltern wollten mir eine Seele verschaffen, daß ich nach meinem Tode nicht zerstäuben möge in Wellen und Schaum — — — — Oheim Kühleborn war dagegen — — — — Aber er mußte mich dennoch hier ans Ufer tragen“ usw. — —. So ist er berechtigt zu dem unerbittlichen Haß und Hohn, mit dem er seine unfreiwilligen Dienste begleitet. Man höre dagegen Lortzings Motivierung: „Ich wollt' erfahren, um wie viel besser denn die Wesen sind in denen eine Seele wohnt, deshalb raubt' ich Berthalda aus der Fischerhütte und sandte dich dahin.“ Also als Versuchskaninchen für moralische Spekulationen benutzt dieser merkwürdige Vater sein Kind. Nachdem sein Experiment unbefriedigend ausgefallen ist, schiebt er alle Schuld von sich ab und hält noch zum Schluß seinem schon mit dem Tode vorbestraften, endgültigen Schwiegersohn Hugo im Wasser eine Moralpredigt. Schwerlich verdankt diese bedenkliche Vereinigung von Wasserfürst und Weinhändler ihre Beliebtheit etwas anderem, als den einschmeichelnden Melodien, die der liebenswürdige Dichterkomponist seinem Helden in den Mund gelegt hat. Da ist der ältere Kühleborn ein anderer Kerl! Vom kantilenenfrohen Baryton zum mächtigen serieusen Baß gesteigert behält er durchaus seinen gespenstischen Charakter bei und hat weder sentimentale Anwandlungen noch läßt sich auf Buffo-Duette ein. Ob, was sehr leicht möglich ist, Hoffmann dahinter steckt, daß er in der Oper noch etwas diabolischer ausgefallen ist als in der Erzählung, oder nicht, jedenfalls war er ganz nach dem Geschmack unseres Spukdichters, und mit besonderer Liebe von diesem behandelt. Er verbreitet Grausen, wo er erscheint, ob als weiße Riesengestalt im verrufenen Wald, ob als plötzlich auftretender geheimnisvoller Einsiedler

oder als aus dem Brunnen auftauchender seltsamer Brunnenmeister. Er stört das Duett des frevelnden Liebespaares so lange bis Berthalda entsetzt fortläuft und irritiert den guten Fischersmann durch sein „gespenstisch grauses Äffen“, der ihn nur durch Androhung von Frömmigkeit los wird. Im ersten Akt singt er gar so grausige Sachen, zum Fenster hereingrinsend, daß der erschrockene alte Pater Heilmann sofort ins Bett muß.

Die große Arie dieser seiner Lieblingsfigur war denn auch eine der ersten Nummern, wenn nicht die erste, die Hoffmann komponierte. Er meldet dies in einem vergnügten Brief an seinen Verleger und „Freund“, den Weinhändler Kunz, und konstatiert seine „gute Laune“ in die ihn „die soeben vollendete gelungene Arie des Kühleborn versetzt hat“, die er „gestern während der heftigsten Colikanfälle componirte“. Wir wissen schon von vorhin, wie begeistert der Dichterkomponist unausgesetzt in Gedanken und Tat beim Werk war, und so ist es nicht zu verwundern, daß die Komposition binnen Jahresfrist beendet war, trotz der Uebersiedelung nach Dresden und Leipzig und den dort ausgestandenen Schrecknissen und Störungen durch den Krieg, trotz vieler anderer Arbeit, elendem Theaterdienst und beglückender poetischer Tätigkeit. Am 20. Juli 1813 heißt es schon in einem Briefe an Kunz: „So wird z. B. die Undine auch in kurzer Zeit beendigt seyn“, am 19. August: „Undine sind zwey Akte fertig“, am 17. November: „Undine naht der Vollendung“ und am 1. Dezember an Hitzig: „Undine ist vollendet“; dann noch am 8. Juni 1814: „die Composition des herrlichen Operngedichtes Undine habe ich längst vollendet“.

Wenn es in der Bamberger Zeit noch als glücklichste Aussicht für die Undine gegolten hatte, zuerst am Würzburger Theater gegeben zu werden, so eröffneten sich, als Hoffmann Herbst 1814 nach Berlin kam, Hoffnungen auf eine Aufführung daselbst, die sich auch wirklich erfüllten. Graf Brühl, der neue Intendant, war der Annahme geneigt und Fouqué tat das seinige dazu, den Hof zu interessieren; so ging am 3. August 1816 das Werk des nunmehrigen Kammergerichtsrates (seit 1. Mai 1816) über die Bühne des Kgl. Schauspielhauses; dieses Ereignis bedeutete für den Komponisten Hoffmann zugleich den Höhepunkt und den Endpunkt; er schrieb, trotzdem er noch mit Opernplänen umging, nichts mehr. Die Oper hatte außerordentlichen Erfolg. Die Anzahl der Aufführungen wird von Hoffmann mit 23, ein anderesmal merkwürdigerweise mit 30 angegeben.

Am 29. Juli brannte das Schauspielhaus nieder, mit ihm alle Kostüme, Dekorationen rc., und zu weiteren Wiederholungen der Oper kam es nicht mehr. Daß Graf Brühl diese auf dem Repertoire zu halten willens war, beweist, daß er sich für eine Aenderung des Anfangs interessierte und selbst dazu Vorschläge machte. Ueber diese veränderte Introduktion an deren Komposition Hoffmann durch den Tod verhindert wurde, verweise ich nochmals auf die oben erwähnten Werke. [Besonders auf Brief 163 an Fouqué, nebst „Exkurs“ bei Hans von Müller.] Außer in Prag, wo es mißfiel, wurde das Werk sonst nirgends gegeben; auch der geplante Klavier-Auszug erschien nicht; die Partitur lag seitdem, selten durch einen Privatbesuch gestört, ruhig in der Kgl. Bibliothek in Berlin. Für das Schicksal der Oper, die alle Anwartschaft auf große Verbreitung hatte, war eben

das Brandunglück ein Schlag — wie weit entscheidend für Hoffmanns Schätzung als Musiker ist müßig zu untersuchen.

Seitdem ist ein kleines Jahrhundert vorübergezogen und die musikalische Weltkugel hat sich mächtig umgedreht. Viel, viel hat sich ereignet und manches wurde alt und wieder jung. So wäre es ein Wunder, wenn diese Musik, die uns nach solchem Zeitraum unvermittelt entgegentritt, nicht im ersten Augenblick antiquiert anmutete. Aber machen wir im zweiten Augenblick den Versuch, uns bekannte Werke aus der Entstehungszeit der Undinenmusik in den gleichen Fall mit dieser zu denken, nämlich, daß sie nicht durch das Band der durch Generationen reichenden Gewöhntheit mit uns verknüpft seien und ebenfalls erst heute plötzlich vor uns ständen. Wie vieles, was von jener Zeit noch zu uns langt, würde nicht mehr Eingang finden können, wie vieles — selbst von Mozart oder Beethoven — nicht zum zweitenmal populär werden können. Es gehört eben zu den gerechtfertigten Einräumungen, die die Zeit den Meistern einer Kunst macht, daß sie auch diejenigen seiner Werke mit sich führt, die nicht jene einzig hohe, unmeßbare Inspiration aufweisen, die der Vergänglichkeit allein trotzen kann, und die wir, ohne es zu wissen, meinen, wenn wir den Namen eines Großen aussprechen, sondern auch die andern Teile seines Schaffens. Wahrhaft lebendig sind freilich nur jene genialen Erzeugnisse, aber der Mensch, der solch erleuchteter Augenblicke teilhaftig war, hat das Recht erworben, und das Bedürfnis erweckt, daß man ihn als gesamte Persönlichkeit kennen lerne; und diese Persönlichkeit wird sich auch in nicht vollkommenen, nicht glücklich inspirierten Werken selten verleugnen, ja, in gewissem Sinne aus solchen noch besser kenntlich sein. So schleifen wir durch unser Kunstleben ungeniale Produkte genialer Menschen, riechen ebenso mit Anstrengung an der vertrockneten Blume „Cosi fan tutte“ als wir mühelos den Duft der blühenden Blume „Don Juan“ einatmen. Unzählige Werke hängen in unsere Zeit herein durch das Gewicht anderer Verdienste ihrer Schöpfer. Dabei ist nicht von schlechten Werken jetzt die Rede — Meisterwerke in irgend einer Art mögen es sein, die aber doch nicht in sich allein die erhaltende Kraft haben, durch die Zeiten frisch zu bleiben. —

Keineswegs will ich E. T. A. Hoffmann mit den Heroen unserer Tonkunst vergleichen. Er lebt nicht wirklich in unserer Musikgeschichte; „und jeder Ausgang ist ein Gottesurteil.“ Damit gut. Nur einen Boden wollte ich finden zur gerechten Beurteilung desjenigen seiner Werke, welches ihn als Musiker repräsentiert. Und wenn ihm als solchem auch nie ein Werk von höchster Potenz gelungen ist, so spricht aus der an sich ungenialen Musik dennoch mit größter Deutlichkeit der geniale Mensch, dem als Dichter vergönnt war, einen ewigen Ausdruck zu finden. Und wenn seine Undine auch nicht mehr zu wirklichem Leben zu erwecken sein sollte, so spielt sie doch hinter den Kulissen der Musikgeschichte vielleicht eine größere Rolle als man denkt, und präsentiert sich in so fachmännisch tüchtigem Gewande, daß sie sich in der besten Gesellschaft sehen lassen kann.

In erster Linie ist sie nicht etwa dilettantisch, wie man bei der Vielseitigkeit ihres Erzeugers vermuten möchte. Die Ouvertüre und die großen Ensemblesätze sind mit sicherer Hand hingestellt und zeigen den mit der

Form wohlvertrauten Musiker. Sehr selten stößt man auf eine saloppe Stimmführung, auf eine ungewollte Härte, auf etwas, was man vielleicht als Geschmacklosigkeit empfindet. Die Technik des ganzen Werkes ist eine durchaus ernste und zeigt, daß der Bewunderer Glucks, Mozarts und Beethovens es nicht bloß bei der Bewunderung hat bewenden lassen. Sogar eine gewisse Vorliebe für kontrapunktische Bildungen ist zu beobachten, die oft zu einer nicht kunstlosen, wohlklingenden Polyphonie führt, wie in der zweiten-Thema-Gruppe der Ouvertüre, im Duett am Anfang des ersten Finales (bei Undinens Einsatz beginnend, und später bei der Parallelstelle: „Süßes Leben, was tut es“ usw.) und bei manchen Chorstellen. Seine Melodik wird für diejenigen, die in ihm nur den Teufelsfratzenbeschwörer sehen eine große Ueberraschung sein; namentlich manche liedförmige Stücke würden, gäbe man sie für echte Mozarts aus, gar manchen orthodoxen Bekenner der Schönheit hinters Licht führen; so das kleine Larghetto in No. 3 „nun sollst du mir erzählen“, am Beginn des zweiten Aktes das Andantino „Abendlüftchen schweben“, der Chor am Anfang des zweiten Finales: „Kühlend die Schatten“ — lauter entzückende, formvollendete Musikstückchen. Die Harmonik ist logisch, vernünftig, immer dramatisch ausdrucksvoll, sprechend und deutend, mitunter fast kühn zu nennen, so in der famosen Arie des Kühleborn Nr. 12, namentlich der Chorschluß. Auch Leitmotive finden sich, häufiger und konsequenter als bei Mozart und Beethoven, früher als bei Weber. Undine hat ihr Leitmotiv



welches in verschiedenen Umwandlungen und immerwährend erscheint, und dessen geistige Ausdeutung ich Spezialisten für Leitmotive überlasse. Auch Kühleborn hat sein eigenes Motiv, elementar in der Oktave daherschreitend, und ich mache erwähnte Spezialisten auf den Kampf Undinchens mit Kühleborn in der Ouvertüre aufmerksam. Es findet sich für die Warnung vor dem Treubruch eine wiederkehrende Stelle, der rührende Abschied Undinens klingt dem Ritter melodramatisch wieder und auch der alte Heilmann hat sein religiöses Motiv. An Undinens Verschwinden in den nebelgetrübten Wogen mahnt ihr Auftauchen am Schluß (Des dur, 12/8 Takt), Heilmanns versöhnende Worte: „O stille, des Himmels milder Wille hat ihn zum reinen Liebestod erkoren“ geben der Introduktion des dritten Aktes das Gepräge, eine schöne C dur-Stelle am Ende derselben findet sich als Schluß des Schlußchores wieder, dessen Anfang, leicht verändert, die Ouvertüre einleitet. Die Instrumentation, im ganzen vernünftig, weist zuweilen besondere Finessen auf; Undinens Beschwörung der „trauten, sonnenblauen Welle“ wird von drei Solo-Cellis begleitet und Heilmanns Einsegnung nur von Kontrabässen. Am bemerkenswertesten ist mir, daß Hoffmann, der leidenschaftliche Verehrer und Kenner italienischer Musik und Komponist italienischer Gesangstexte, keinen italienischen Zug in diesem Werk hat; gegenüber Mozart mutet es deutsch an, und ist in dieser Hinsicht ein Mittelglied zwischen Mozart und Weber, Undine ist eigentlich die erste

deutsche romantische Oper. Und wie Hoffmann als Schriftsteller mit seinem unerhörten Einfallsreichtum wohl öfter geplündert worden ist, als sich nachweisen läßt und unzähligen Künstlern Anregungen aller Art gegeben hat, so gehen auch schon in seiner Musik alle Geister kommender Entwicklungen um. Es ist bekannt, wie hoch Weber Undine schätzte; er nennt sie: „eines der geistvollsten (Werke) die uns die neuere Zeit geschenkt hat.“ Eine Anregung Webers durch Undine scheint mir gewiß, wenn es auch ihm vorbehalten war das Verheißene zu erfüllen und mit individueller Melodie das zu sagen, was seinem Vorgänger nur anzudeuten vergönnt war; ich will nur die höchst bemerkenswerte E dur-Arie der Berthalda nennen, bei der man sofort an Eglantine und Fidelio denken muß, und die ein leibhaftiges Tristan-Motiv



enthält. Von einer Anlehnung Webers soll natürlich gerade so wenig die Rede sein als von einer solchen Hoffmanns an Beethoven, an dessen Empfindungswelt namentlich seine Harmonik oft gemahnt; so im Duett Nr. 13 bei der schönen Stelle: „die Wolken dunkeln“ und später: „die Wasser lauschen“, auch im Schlußallegro C moll von Nr. 11. Unmöglich ist es, hier noch länger bei dem Eingehen auf Einzelheiten der Musik zu verweilen, und es sei der Schluß gemacht mit dem Hinweis auf das Sextett Nr. 5, welches ich nicht anstehe für eine meisterhaft gelungene Opernnummer zu erklären. Vollendet in der Form, charakterisiert es alle Personen dabei vortrefflich und ungezwungen in echt dramatischem Sinn und ist musikalisch höchst reizvoll mit dem Einsatz Huldbrands „mußt ja nicht so scheu“ auf dem Sekundakkord, und der ergreifenden Stelle: „Tiefe Lieb' und Treu“.

Ein geehrtes Opernpuplikum braucht nichts zu fürchten: Die Undine des guten Lortzing soll und wird ihm nicht entrissen werden. Es soll weiterhin schlechte Aufführungen derselben mit niederträchtigen „Einlagen“ von Gumbert u. a. besuchen, und die Zugabestrophe des Veit mit donnernder Rührung bejohlen in der des armen Lortzing Erdenlos und Tod zu einem Couplet-Erfolg ausgenutzt wird, und auf diese Weise — wie es in besagter Strophe heißt — seinen „teuren Meister“ „in Ehren halten“! Die unvermutet auftauchende ältere Schwester hat nicht vor, irgend welche Rechte geltend zu machen auf Platz im „Repertoire“ oder im „Herzen des Volks“.

Der Vater dieser älteren schrieb einmal in der Bamberger Undinenzeit: „Mache ich keine gescheute Komposition, so bin ich ein Esel und es soll forthin nicht mehr von mir die Rede sein unter gemütlichen Menschen und Freunden.“ Mehr wollte er nicht, und gerade dies, daß unter „gemütlichen“ — „gemütvollen“, würden wir jetzt sagen — Freunden von ihm die Rede ist, so wie er gern mit gemütlichen Freunden redete; von

Kunst und sonst Hohem und Heiterem. So etwas wie eine Mission, ein Ziel fühlte, kannte er nicht; an eine Stellung in der Kunstgeschichte dachte er nicht, und um den Nachruhm scherte er sich den Teufel. Leben wollte er in der Kunst, und konnte es nicht ohne Kunst, und Künstler sein nicht, ohne voll zu leben; auf ihn paßt so recht der schöne Eichendorff'sche Spruch:

Wohl vor lauter Singen, Singen
Kommen wir nicht recht zum Leben:
Wieder ohne rechtes Leben
Muß zu Ende gehn das Singen;
Ging zu Ende dann das Singen
Mögen wir auch nicht länger leben.

Wo ihn das unbarmherzige Leben hinwarf, da suchte er sich sofort eine Gelegenheit zum „Singen" und schuf eine Atmosphäre von Kunst um sich herum. Er behandelte das Leben eben so verächtlich wie dieses ihn, und zog, je nach dem es die Not von ihm verlangte, eine andre Kunst aus der Tasche, mit der er das Leben zugleich fristete und verschönte. Höhe seines Wesens und nicht Mangel an Ernst, wie kurzsichtige Philister meinen, war die Nonchalence, mit der er sein eigenes Kunstschaffen behandelte, wohlgemerkt sein eigenes, nicht das anderer Künstler, für die er, ob sie groß, ob klein, immer volle Würdigung, oft übertriebene Schätzung hatte, unbekümmert, ob diese ihm gerecht wurden oder nicht. Bescheiden aus dem Stolze der Ueberfülle seiner Begabung heraus pflegte er seinen Ruhm sehr wenig und war erfreut wenn nur Kunst entstand, ob seine, was fragt er, oder wessen!

Als das Schauspielhaus abbrannte und sein Lieblingskind Undine mit, sah er aus seinem Eckfenster in der Taubenstraße zu, und beschrieb nachher in einem Brief an Adolf Wagner (den Onkel Richards) den Brand mit urköstlicher Komik und dabei, als ob er ihn gar nichts anginge — natürlich mit Zeichnung versehen. Allerdings rechnete er, und mit Grund, auf die Wiederaufnahme und noch in seinem Sterbejahr ließ er sich die Partitur kommen um den Anfang (siehe oben, Seite 376) zu ändern. Der Arme wußte nicht wie schnell es mit ihm und mit der Undine zu Ende sein sollte und daß die Unterbrechung gleich neunzig Jahre dauern sollte; ich sage Unterbrechung, — denn mit dieser Hoffnung möcht ich schließen: daß den „gemütlichen Menschen und Freunden" im Hoffmannschen Sinne, deren es doch — wenn auch wenig — zu allen Zeiten welche gibt, bald durch eine würdige Aufführung Gelegenheit geboten wird ein Werk lebendig zu sehen, welches die nicht unwesentlichste Seite darstellt eines der künstlerischsten Menschen, die jemals und irgendwo gelebt haben. —

Den 10. September 1906.

Max Slevogt.

Von Karl Voll in München.

Väterlicherseits stammt Slevogt aus einer schon vor langer Zeit in Deutschland eingewanderten schwedischen Familie. Sie hat sich in dem Zweige wenigstens, dem der Maler entstammt, noch eine gewisse nordische ungestüme Kraft erhalten. Mütterlicherseits gehört Slevogt dem leicht beweglichen Stamm der Rheinfranken und zwar der Pfälzer an. So sind es sehr verschiedenartige Elemente, aus denen sich sein persönliches und künstlerisches Naturell zusammensetzt. Mit der heute üblichen Frage nach Rasse und Milieu ist darum hier nicht viel erreicht. Trotzdem soll aber doch von der Umgebung gesprochen werden, die zunächst für seine Jugend und Ausbildung wichtig geworden ist.

Slevogt wurde 1869 in Landshut an der Isar geboren, hat aber die Jugend- und Lehrjahre in Würzburg verbracht. Das dortige alte Gymnasium hat ihm die erste Ausbildung gegeben und durch den unpädagogisch steifen, allerdings bureaukratisch so löblichen Drill, der noch in den 70er und 80er Jahren dort herrschte, ihm, der so vielseitig veranlagt ist, einen namhaften Widerwillen gegen alles, was Schule heißt und mit ihr zusammenhängt, eingeflößt. Er hat nicht wenig dort gelernt und kann heute nach so langer Zeit noch immer einen lateinischen Brief schreiben. Syntax und Wortformen bestehen zwar vor der mildesten philologischen Beurteilung nicht; aber Tatsache ist es doch, daß Slevogt sich in der Sprache Ciceros noch immer mit Glück und noch mehr mit Humor bewegt. Die älteren Mitglieder des Lehrerkollegiums, die ja jetzt schon alle gestorben sind, waren meistens solche wenig kinderliebe Originale, wie sie an Schulen früher häufig zu finden waren, und so kamen sie mit dem eigenwilligen Schüler nicht recht gut aus. Als gar bekannt wurde, daß er nach München gehen und Maler werden wollte, war seine letzte gute Stunde am Gymnasium gekommen. Da er Protestant ist, so fürchteten die protestantischen Lehrer, daß er sich nicht mit München begnügen, sondern nach Rom gehen würde. An diese Erwägung aber knüpften sie düstere Gedanken über Religionswechsel und Glaubensverleugnung. So bekam er zum Schluß noch manches bittere Wort zu hören. Es war vor 25 Jahren noch nicht leicht, sich in einer mäßig großen Stadt Deutschlands für den Künstlerberuf zu entscheiden. Die Rücksichtslosigkeit, mit der man im Anfang des 19. Jahrhunderts alles, was Kunst hieß, nach den Hauptstädten zentralisierte, hat viel verhängnisvoller gewirkt, als selbst jene wissen, die darüber klagen, daß den Provinzstädten so viele alte Kunstwerke entführt worden sind. Das Schlimme ist,

daß, wie sich im gegebenen Falle zeigt, der geistige Zusammenhang der Bevölkerung mit Kunst und Kunstpflege verloren ging.

Mit 17 Jahren bezog Slevogt die Münchener Akademie, wo er bald genug in die sogenannte Diezschule kam. Er fiel seinen Mitschülern damals durch die auf dunkelm Grunde eine sehr glanzvolle Wirkung erstrebende Art seines Kolorits auf, das sie als vornehm bezeichneten; Diez konstatierte dagegen eine ungewöhnlich reiche Phantasie und interessierte sich sehr für die unzähligen Kompositionen, die Slevogt in seinen Skizzenbüchern als Zeichner entwarf. Diese Zugehörigkeit zur Diezschule ist im übrigen gar nicht äußerlich genug aufzufassen. Es ist wohl wahr, daß Slevogt damals auch in der Abneigung gegen helle Farben mit dem Münchener sogenannten altmeisterlichen Ton arbeitete, aber seine Entwickelung ist nicht als eine Folge aus den Lehren der Diezschule zu erklären, sondern nur aus dem Gegensatz zu ihr. Ich erinnere mich noch gut, wie er eines Tages in seinem von der Akademie gestellten Atelier erklärte, daß er nun nicht mehr wie Diez malen wolle, Dürer und Holbein hätten es auch nicht getan. Er dachte dabei an Dürers Porträt des Oswald Krell und an die feine, trotz einiger Beschädigungen so prachtvolle Miniatur von Holbein in der alten Pinakothek. Dieses Stück ist lange Zeit sein größter Liebling unter den Gemälden der Pinakothek gewesen und zwar wegen der staunenswert freien und wahren Behandlung des hellen Fleischtones.

Wie Slevogt sich allmählich in ausgesprochenen Gegensatz zu W. Diez setzte, wurde seine Freude an dem Betrieb der Akademie immer geringer, so daß er endlich, nachdem er ihr ungefähr sechs Jahre angehört hatte, austrat. Von Vorteil war es aber doch für ihn, daß er ihr angehört hatte. Die Lehren, die ein bedeutendes Talent in der Schule selbst von den Professoren erhält, sind ja freilich nicht hoch anzuschlagen; aber die Anregungen, die der Umgang mit den anderen Schülern und der freie Verkehr mit den Lehrern gewährt, sind von sehr hohem Wert, und endlich ist ein nicht zu verachtender Vorteil die Möglichkeit, als Akademiker auch die Vorlesungen an der Universität zu besuchen. Kunstgeschichte und Aesthetik waren es nun nicht, die Slevogt an die Universität lockten. Moritz Carrière war damals nicht mehr in der Lage, junge Gemüter zu entflammen; aber Michael Bernays übte eine große Wirkung aus, und auch Slevogt besuchte gerne die Vorlesungen des Literaturhistorikers, der durch die Pracht des Vortrags seinen Vorlesungen eine unvergeßliche Wirkung zu geben wußte.

Es ist gut, sich an diese Umstände zu erinnern, weil Slevogt zu den Künstlern gehört, die nicht allein von der Technik ihrer Kunst aus zu verstehen sind. Er selbst faßt sich ja nur als Maler und hat im tiefsten Grund auch ein Recht das zu tun; aber was Künstler über sich denken, ist nicht weniger einseitig, als was jeder andere Mensch auch über sich denkt. Die bewußte Tätigkeit eines Malers gibt nur einen Teil von dem, was er wirklich zu Tage fördert, und wenn er hierüber auch sehr bedeutsame Aufschlüsse geben kann, so darf man doch sagen, daß er beinahe nichts weiß von dem, was die unbewußt in ihm tätigen Kräfte schaffen. So geht es auch nicht an, Slevogt — wie er selbst tut — allein als Maler zu nehmen und ihn nur ins Verhältnis zur Münchener Maler-Schule zu setzen. Er

gehört vielmehr zur gesamten geistigen Kultur von München. Das behagliche, aber doch so sehr angeregte und abwechslungsreiche Milieu der Münchener Schriftsteller hat ihn lange Jahre festgehalten, und hier waren für ihn besonders wichtig die musikalischen Kreise. Slevogt ist selbst ein ausgezeichneter Musiker, wie denn Maler ja ohnehin musikalisch reich veranlagt zu sein pflegen. Da gab es sich ohne weiteres, daß er viel mit unseren bekannten Musikschriftstellern verkehrte. So ist es nicht eine einzelne Seite des Münchener Kunstlebens, die bestimmend auf ihn eingewirkt hat, sondern die süddeutsche Kultur hat in ihrem ganzen Umfang ihn umschlossen und er ist darum auch mit vollem Recht noch immer bei uns als ein Münchener angesehen, wenn er auch schon so lange Zeit nach Berlin übergesiedelt ist.

Nachdem Slevogt die Akademie verlassen hatte, ist er auf die übliche Italienfahrt gegangen. Er hat einige Monate im Süden zugebracht und manches vornehme Kunstwerk mit Freude gesehen; aber es sind seitdem fast zwanzig Jahre vergangen, ohne daß er Italien wieder besucht hätte. Er ist eine ausgesprochen moderne und germanische Natur. Seine Wege führten ihn bald genug zu uns zurück. Was er nun nach seiner Rückkehr malte, waren Porträts und Aktstudien, die zum großen Teil einmal im Münchener Kunstverein ausgestellt wurden und ein allgemeines Schütteln des Kopfes erregten, auch von der Kritik nicht günstig aufgenommen wurden. Sie sind damals nicht leicht verständlich gewesen. Ohne im modernen Sinn hell und licht in der Farbe zu sein, waren sie doch frisch und gingen im Kolorit ganz bestimmt auf Sachlichkeit aus; das war damals keine Augenweide. Man war noch zu sehr den angeblichen Galerieton gewohnt. Als rechter Neuerer trat Slevogt übrigens nicht auf. Gegenüber seinen heutigen Arbeiten sind diese früheren doch sehr schwer und dunkel in der Farbe. Dagegen sprach sich dort jene Eigenschaft, die Slevogts Kunst heute ganz besonders auszeichnet, schon klar aus: die seltene Schärfe der treuesten Charakterisierung, die man sich denken kann; vor allem ist in dieser Hinsicht das kleine Bildnis des klavierspielenden Musikschriftstellers Dr. Goering bemerkenswert. Dieses Stück zeigt nun eine weitere Eigenschaft von Slevogts Stil, die nicht wenig dazu beitrug, seine Kunst schwer zugänglich zu machen. Das Bildnis des ihm so nahe befreundeten Mannes hat er ganz unbekümmert zu seinem eigenen Vergnügen gemalt und Goering nicht von vorne dargestellt, sondern läßt ihn uns von hinten sehen. Es ist das nicht die übliche — auch nicht die empfehlenswerte — Art des Arrangements für ein Porträt, aber Tatsache ist doch, daß Goering ganz außerordentlich scharf charakterisiert ist.

In diese frühe Zeit fallen auch verschiedene Aktstudien: die Ringer und Homo sapiens, ein nacktes Menschenpaar, das man sonst wohl auch Adam und Eva nennen würde. Die Ringer fielen lebhaft wegen der überraschenden Anspruchslosigkeit der Schilderung auf. Das scheint ein Widerspruch zu sein; jedoch damals waren Kunstwerke, die gar nichts sagen wollten, die nur den Tatbestand an sich schilderten, wenn auch nicht unerhört, doch nicht alltäglich. Das Bild zeigt zwei nackte Männer, die am Boden liegend ringen, während der dritte Athlet, ebenfalls nackt, vorwärts gebeugt, die Hände auf die muskulösen Beine gestützt, sehr interessiert zu-

schaut. Räumlich ist die Komposition nicht sehr gelungen, aber drastisch wirkt das Ganze durch den entschlossenen Ernst der Bewegungen und Haltungen.

Viel reizvoller ist die Gruppe Homo sapiens, für die Slevogt diesen Titel absichtlich wählte, um nicht durch Konzessionen, die das Thema Adam und Eva einem Künstler auferlegt, von seinem Wunsch, zwei typische junge Menschen rein als Vertreter ihrer Rasse zu malen, abgelenkt zu werden. Bei dem Mann, für den er kein glückliches Modell hatte, hat er den Charakter der absoluten Aktstudie nur zu getreu festgehalten; das Mädchen ist aber eine besonders im Kolorit ganz entzückende Erscheinung. Merkwürdigerweise hat sie, die vor einigen Jahren auf einer Darmstädter Ausstellung großen Erfolg hatte, seinerzeit dem sehr bedeutenden Werke nicht ersparen können, daß es im Glaspalast refusiert wurde. Ein in Laienkreisen viel genannter Landschaftsmaler äußerte sich ganz besonders entrüstet über das vollkommen harmlose Bild, das aber schon bald darauf in seinem Wert erkannt und in einem der ersten Hefte des Pans reproduziert wurde. Bei diesem Gemälde ist noch eine heitere Anmerkung zu machen. Das Original selbst fand bei der strengen Jury des Glaspalastes keine wohlwollende Aufnahme; als aber bald danach ein industrieller Kopf eine herzlich schwach gemalte und in ihrem Vortrag viel weniger dezente Nachahmung einschickte, hatte die Jury nichts einzuwenden.

Diese Erfahrung ist nun doch nicht der Grund gewesen, daß Slevogt sich der bald danach gegründeten Sezession anschloß. Er hat sich sogar im Anfang jener unter Trübner und Corinth zusammengetretenen Gruppe zugesellt, die aus der doch von Haus aus nicht ganz prinzipienfesten Sezession eine rein moderne Gesellschaft entwickeln wollte. Der Versuch ist damals fehlgeschlagen, und man weiß, daß er, so oft er wieder aufgenommen wurde, immer wieder fehlschlug. Für Slevogt aber hatte alles das doch die Bedeutung, daß er viel mit Trübner verkehrte, der in München um das Jahr 1890 zwar keine offiziell anerkannte, aber doch eine bedeutende Rolle spielte. Man hat aus diesem engen Verkehr sogar den Schluß ziehen wollen, daß Trübner einen nachhaltigen Einfluß auf Slevogt ausgeübt habe. Das ist aber nicht richtig. Menschlich hat Trübner allerdings auf die jungen Münchener Künstler, mit denen er besonders gerne im Cafe Luitpold zusammenkam, äußerst glücklich eingewirkt. Er hatte eine sehr sympathische Art, mit der Jugend zu verkehren. Er verschloß sich ihr nicht und drängte sich ihr auch nicht auf. Seine Ansichten aber, die er immer mit höchst origineller Redegewandtheit in scheinbar heiteren und doch so ernsthaft gemeinten Paradoxen vortrug, sind diejenigen der Zukunft gewesen. Er ist für reines Künstlertum in seiner mündlich und schriftlich geübten Lehre viel konsequenter als in seinen Gemälden eingetreten. Die Malerei für die Malerei zu gewinnen war seine Lieblingsidee, und wenn diese heute durchgedrungen ist, so hat Trübner nicht wenig Arbeit daran. Aber es ist doch eine Tatsache, daß die Jungen, die Ehre mit ihm zu verkehren oder gar seine Bilder, deren er dortmals noch eine unendliche Menge bei sich hatte, zu besichtigen, sehr hoch anschlugen und trotzdem sich von seiner Art zu malen, nicht beeinflussen ließen. Das trifft auch für Slevogt zu, der

schon mit den ersten Bildern, die er in der Sezession ausstellte, einen nicht geringen Erfolg hatte, allerdings einen Erfolg, der auf ganz andere Eigenschaften gegründet war, als sie bei Trübner zu finden sind. Slevogts Bilder sind viel konsequenter in ihrer ganzen Anlage. Wo Trübner beim Ton stehen bleibt, gibt Slevogt die volle Farbe, wo Trübner die Form noch in allgemeinen Umrissen andeutet, tritt nun die herbe individuelle Sachlichkeit der ganz bestimmten Modellierung auf und an Stelle von Trübners seltsamer Verbindung von echt künstlerischer Freude am rein Malerischen mit der ironischen Lust an witzigen Beigaben tritt nun wieder die gesunde Erzählerfreude wie sie vom 15.—17. Jahrhundert geherrscht hatte. Die besten Stücke aus dieser Richtung waren der Tanz der Salome, der Totentanz, die Scheherazade und als letztes der verlorene Sohn, ein Triptychon von seltsam ergreifender Wirkung.

In diesen Werken ist eine rapid verlaufende Entwickelung zu konstatieren, die schließlich den Künstler in jedem Sinn des Wortes der Münchener Schule entfremdete. Die Farbe begann immer mehr Selbstzweck des Ganzen zu werden, aber nicht in der Art, wie sie es schon lange Zeit hindurch gewesen war. Sie sollte nicht mehr äußerlich pikant, da und dort auf die Malfläche einen lustigen Fleck setzen, sondern sie sollte in allen Teilen klar — gleichviel ob hell oder dunkel — und immer bedeutungsvoll im ganzen Bild herrschen, nicht nur als Trägerin der dekorativen Wirkung, sondern auch der Form selbst. Leicht fiel es dem Künstler nicht, diese Vereinigung durchzuführen; zumal bei den älteren Bildern spürt man noch sehr stark die Münchener Tradition, die fast alle Farbenwirkung auf den sogenannten altmeisterlichen Ton, in Wahrheit auf ein oft recht trügerisches Schwarz gestellt hatte.

Es ist nun klar, daß eine derartige Farbenauffassung sich nicht darauf beschränken wird, bloß koloristischen Ideen nachzugehen, sondern sie wird auch ganz von selbst zu einer tieferen Naturtreue kommen müssen, als sie die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts bis dahin gekannt hat. In der Tat hat in dieser Hinsicht Slevogt das Erbe Uhdes, des ehrlichsten Naturalisten in der Münchener Sezession, angetreten und die fast wissenschaftlich scharf gefaßte Wahrheit zu einem der Kardinalpunkte seines Stils gemacht. Das ist nun ein Urteil, das seit uralter Zeit in Künstlerbiographien vorzukommen pflegt und darum, wenn es nicht weiter erklärt wird, keine klare Vorstellung erwecken kann. Scharf und treu haben viele gearbeitet, und es ist da gar nicht nötig, so große Namen wie Menzel zu zitieren. Aber die älteren Naturalisten haben das Schwergewicht auf die unmittelbare Erkennbarkeit gelegt; sie haben — ohne daß sie hier als Publikums-Künstler gekennzeichnet werden sollen — doch sehr stark dem Rechnung getragen, was der Laie für wahr und richtig hält. Bei Slevogt wird man dagegen diese sozusagen populäre Naturalistik niemals finden. Trotz der gründlichsten Naturstudien haben zumal seine älteren Bilder für denjenigen, der mit des Künstlers Stil nicht vertraut ist, etwas befremdliches; sie scheinen aus allzu persönlicher Auffassung hervorgegangen zu sein und haben für viele bei aller Schärfe der Arbeit nicht das Gepräge einer ganz unbefangenen Naturstudie. Wegen dieser angeblichen Willkürlichkeit haben sie auch anfangs

sehr viel Widerspruch erfahren; allerdings auch wegen einer anderen Eigenschaft, die die jetzige junge Generation schon nicht mehr in Slevogts Bildern findet und die die Zukunft wohl auch nie mehr in ihnen finden wird. Jahraus, jahrein kehrte in den Kritiken das Wort brutal wieder. Man sprach sehr anerkennend von der großen Kraft seiner Malerei, vergaß aber nicht diese Kraft als Brutalität zu charakterisieren. Ein solches Urteil wird nur dadurch verständlich, daß in der Tat Slevogts Bilder, wenn sie auch voller Esprit sind, doch heute noch nicht mühelos entstehen und früher recht deutlich die Spuren der langen harten Arbeit trugen, die sie dem Künstler gekostet hatten. Diese nicht abzustreitende Schwerfälligkeit ließ die Bilder anfänglich rauher erscheinen als sie wirklich waren; aber sie hätte doch nicht mit Brutalität verwechselt werden dürfen. Späterhin hat sich ja gezeigt, daß Slevogts Farbe schon damals durchaus schön und sogar sehr fein war. Sie hat die sehr erfreuliche Eigenschaft sich nach einigen Jahren, wenn sie ganz zur Ruhe gekommen und zusammengewachsen ist, erst in voller Schönheit zu zeigen. Das Wichtigste mag aber wohl das sein, daß sehr eingehende physikalische Untersuchungen, die mit Slevogts Farbe gemacht wurden, das Resultat ergaben, daß sie im Prisma sich durchaus rein halten, was bei anderen Malern nicht gar oft der Fall ist. Sein Kolorit, das der unendlichen Schönheit der Natur nacheifert, hat, wie diese Prüfungen zeigten, bei aller Freude an der Pracht der Farben, niemals die Wahrheit geopfert. Vielleicht rührt die Schönheit gerade da her.

Wenn nun ein Künstler sich so sehr um die konkrete Wiedergabe der Wirklichkeit bemüht, so ist es ganz natürlich, daß er im Porträt besonders Vorzügliches leisten muß. In der Tat sind Slevogts Bildnisse von anfang an bis heute an Charakteristik immer außerordentlich zuverlässig gewesen. Allerdings ist dieser Umstand nicht immer gern bemerkt worden. Nirgendswo wird die Sachlichkeit übler vermerkt als im Porträt, und selbst Unbeteiligte können es nur schwer verwinden, wenn ein Bildnis nicht von vornherein einen gefälligen Eindruck macht. In der Tat haben Slevogts Bildnisse besonders früher einen Mangel gehabt, der ihre Wirkung stark beeinträchtigte: die Figuren waren zu schwer und gingen nicht gut vom Hintergrunde los. So wirkte das Porträt oft zu schwer und zu massig und hatte bei aller Charakteristik doch nicht jene Leichtigkeit, die das Bildnis „sprechend“ machte. Aber diese Schwäche hat nicht viel zu besagen gegenüber den großen Vorzügen, die die Porträts nicht allein an menschlicher Charakteristik, sondern auch an malerischer Haltung besitzen. Bildnisse wie das der Frau Papenhagen sind gewissermaßen vorbildlich für die neuere deutsche Malerei geworden. An Stelle der imitierten Eleganz, die mit altmeisterlichen Allüren kokettiert, tritt nun das echte moderne Leben. Das hatte schon Leibl vorbereitet und war bis zur Mitte des Jahrhunderts überhaupt die Regel gewesen; jedoch für die Gegenwart hat Slevogt, wenn auch nicht zeitlich als erster, doch an Kraft als stärkster das gesunde, rein zeitgenössische Bildnis geschaffen. Das ist ein Verdienst, das umsoweniger zu übersehen ist, als er bereits Schule gemacht hat.

Der Stil eines Künstlers von solchem Rang ist nicht mit einem oder auch mit einigen Sätzen zu umschreiben. Die Kontraste, die ja auch sonst

die Träger des Lebens sind, haben im Reich der Kunst besonders große Macht. So ist derselbe Slevogt, der für seine Studien die unverbrüchliche Ruhe des Modells beansprucht, doch der Maler der schnellsten Bewegungen. Er, der die Menschen in solch unerschütterlicher, fast feierlicher Haltung porträtiert, hat auf dem Gebiet des Tierbildes ganz Vorzügliches geleistet. Da mögen zunächst die mit Recht berühmten Studien aus dem Frankfurter Zoologischen Garten genannt werden, die er im Jahre 1900 kurz vor seiner jetzt in München sehr bedauerten Uebersiedelung nach Berlin gemalt hat. Schnellere Bewegungen kann man sich kaum denken und doch ist das bewundernswerte an diesen Studien, daß sie, die so ganz auf rasche Lebendigkeit hin gemalt sind, doch mit äußerster Umsicht alles, was wesentlich für den Bau des Körpers und charakteristisch für die betreffende Art ist, so betonen, als ob es dem Künstler die Hauptsache gewesen sei. Und schließlich sind diese oftmals rasch gemachten Bewegungsstudien doch rein farbig so schön als ob sie nur auf Farbe hin angelegt seien.

Mit den Tierstudien und den prachtvollen Chiemseelandschaften und endlich der in der neuen Pinakothek befindlichen Feierstunde hat sich noch in München selbst eine ganz neue Farbenanschauung bei Slevogt herausgebildet, die ihn — aber nur äußerlich — den französischen Impressionisten näher brachte; besonders groß ist die Aehnlichkeit mit Claude Monet. Man hat ihn darum als einen deutschen Nachahmer der Franzosen bezeichnen wollen. Das hat ebensowenig Berechtigung wie jene andere Behauptung, die ihn von Rembrandt abhängig sein läßt. Es ist wahr, daß er von den Franzosen ähnlich angeregt und in seiner Meinung bestärkt worden ist, wie seinerzeit Leibl von Courbet. Aber er hat nicht nur eine ganz andere Technik als selbst Monet, dem er am meisten nahe kommt, sondern er verfolgt ganz andere Ziele. Gerade das, was den Franzosen das wichtigste ist, die momentane Stimmung, der flüchtig in allem Reiz des Zufalls erfaßte Augenblick, ist nicht Slevogts Endabsicht, die vielmehr immer auf das Typische und Wesentliche ausgeht. Dabei hat er in seinen späteren Bildern eine unversiegliche Helligkeit, wie sie selbst die Franzosen nicht kennen.

So hatte ihn eine ganz logische, unter sehr viel Verdrießlichkeiten und auch Versuchungen mit ruhiger Energie und unabirrbarer Selbsterkenntnis verfolgte Entwickelung an die Spitze der jungen Münchener Malerei geführt. Da erfolgte plötzlich der Bruch mit den so ganz unerquicklichen Verhältnissen der öffentlichen Kunstpflege wie sie in München üblich ist, und er siedelte nach Berlin über. Dort ist er, wovon ein andermal die Rede sein soll, konsequent auf den Müncher Bahnen weitergegangen.

Hermann Kurz in seinen Jugendjahren.

Nach ungedruckten Briefen. Von Hermann Fischer in Tübingen.

1838.

(An Keller, Buoch 6. Jan. 1838:) Nächstens bekommst du ein Zaubermärchen von mir. Für den Hohenstaufen sollte man jetzt freilich tätig sein, mit der Zeit kann mir S[ilcher] eine Ouvertüre setzen zu meinem Konradin, der mir in unerwartetem Glanz aufgegangen ist, der übrigen Welt aber noch lange nicht leuchten wird.... Die Gitagovinda will ich ehestens lesen; ich bin froh, daß das angenehme Wort nun endlich einen Sinn für mich bekommt.

(An Keller, Stuttgart 14. Febr. 1838:) Seeger hat endlich geschrieben und sich in einem Sonett entschuldigt, das sehr artig schließt: er bitte in Versen, sagt er, nicht deswegen um Verzeihung, als glaubte er, wir lassen uns damit streicheln, sondern um sich selbst zu zwacken:

„Drum komm' ich nach Malefikantensitte,
Das Halsband des Sonetts um meinen Nacken."

Könntest du mir nicht bei einem Tübinger Verleger eine Auswahl aus den übrigen Werken des Simplicissimus anbringen? die ich unter dem Titel „Kriegs- und Friedensgeschichten aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs" mit meiner Abhandlung im Spiegel herausgeben will. Ich kann auf mein Gewissen versichern, daß vortreffliche Sachen darunter sind. Erhard will nicht, Metzler auch nicht ... Am Roman schreib' ich nebenher: ich denke, im Vertrauen gesagt, er wird gegen Anfang Mais fertig, und auf alle Fälle kommen Kernsachen drin .... Ich lebe zwar wie Diogenes, aber innerlich in der besten Laune, und habe heut ein aufrechtes Carmen gemacht, das du auch sehen darfst.

Der Tübinger Verleger ist Laupp, in den folgenden Briefen öfters genannt. Der Plan zerschlug sich; die „Abhandlung im Spiegel" war die von 1837, Nr. 5 f., über Bülows Simplicissimus.

(An Kausler, Stuttgart nach Mitte Febr. 1838:) Vom Roman wird im Lauf des Monats der erste Band fertig ... Sonst ist es mir seitdem mit nichts gelungen. Für Liesching sind die Simpliciana nicht, Metzler hat sie abgelehnt; gegenwärtig bemüht sich Kottenkamp dafür, auch hab' ich an Keller deshalb geschrieben ... Dreizler will mich zeichnen, der muß recht dazu tun, wenn er mich noch „in meiner Schöne" finden will, denn ich bin bereits um ein paar Zoll im Leib und um ein paar Linien im Gesicht eingegangen. In der Tat, ich bin nahe daran, wieder interessant zu werden. ... Von Mörike kam vor ein paar Tagen im Morgenblatt ein Gedicht, das anfängt: „Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee". Wer's auch so treffen könnte! Und dann die Vergleichung, noch zierlicher sei

Liebchens Handschrift. Von Goethe kommen im M. Briefe aus der Straßburger Zeit und nachher, an jenen Salzmann. Besonders hab, ich einen empfunden, aus Sessenheim, mitten aus der Zeit seines Glückes, wo er sagt, sonderbarerweise fühle er sich nicht glücklicher als vorher, und jenes Gefühl andeutet, daß die Gegenwart nichts ist. Die Empfindung, die mich meine ganze Jugend hindurch verfolgte, die ich aber jetzt los bin. Von Frankfurt trägt er ihm dann auf, ein Exemplar des Berlichingen nach Sessenheim zu schicken, „damit die arme Friederike wenigstens den Trost habe, den Ungetreuen vergiftet zu sehen". Ich möchte jetzt vermuten, daß Lilli das Original zur Adelheid ist.

Dreizler war ein nicht unbeliebter Zeichner. Mörikes Jägerlied stand in Nr. 38 des Morgenblatts, 13. Febr., die Briefe Goethes Nr. 25—28, 36, 38, 29. Jan. bis 13. Febr.

(An Kausler, nach dem 20. Febr. 1838:) Liesching hatte mir angeboten, den Gulliver ins allgemein Fabelhafte zu arbeiten, jetzt will er sich aber noch ein halb Jahr besinnen. Ueber den Simpl. erwarte ich Antwort von Keller. Ich werde eben nun ein ernsthaft Wort mit Cotta sprechen müssen, vielleicht macht sich der Simpl. nebenher durch Kottenkamp oder Cohen. Der Roman wird immer massiiger .... Gfrörer ist der Alte, ein interessantes Phänomen — großartig, aber bestialisch plump und borniert dabei. Er erinnert manchmal an Luther, nur hat er nicht so viel Courage .... Suche dir Franks dram. Alm. zu verschaffen; ich habe Auszüge aus Immermanns Notizen über Grabbe gelesen, die mich sehr begierig machen. Das ist doch ein Kerl mit Haut und Haar! Im Berliner Gesellschafter gibt auch einer Briefe von Grabbe, merkwürdige; er entschuldigt sich jeden Augenblick, er könne jetzt nicht ordentlich schreiben, er sei toll gefahren und habe sich den Arm, die Canaille, zerschmettert. Sie sind von sehr genialer Form. In der Stille bin ich schon gefragt worden, von wem die Aufsätze im Spiegel seien, die so stark laubisieren — ich denke, du solltest eine Menge schlechter Bücher ohne ein Wort zurückschicken. Dein Bruder — most the same! Arbeitet an der Reimchronik, die wohl noch ein halbes Jahr hinausgeschoben werden wird, erzählt sehr hübsche flandrische Geschichten, ist hypochondrisch und verdrießlich, mitunter sehr freundschaftlich. ... Rohde ist gestorben; es muß jedem weh tun, der ihn auch nur vom Theater her kennt .... Kottenkamp erzählt mir erbauliche Geschichten vom jungen Teutschland. Wir haben doch sehr richtig diviniert, wie wenig Einigkeit unter ihnen war. Wienbarg ... hat sie um ein Stück Geld nach dem andern geprellt. Seine damalige Broschüre erhielten sie durch Vorschüsse, womit sie ihn zum Schreiben zwangen. Nach A. Wall will ich mich umsehen; es scheint, wir sind absolut auf Originalia angewiesen.

Franz Kottenkamp, damals mit litterarischen und politischen Schriften beschäftigt; Näheres finde ich nicht über ihn, über Cohen siehe am 17. Dez. 1838. Aug. Gfrörer (1803—1861), damals Bibliothekar in Stuttgart, 1846 Professor in Freiburg, der spätere Convertit. Der Schauspieler Rohde † 20. Febr. 1838.

(An Keller, 1. März 1838:) Herzlichen Dank für deine treuen Bemühungen. Ich will jetzt den Brief von Laupp erwarten. Es ist in der Tat auffallend, wie wir diese letzten vier oder fünf Jahre her ein litterarisches

Barometer gewesen sind. Stand ja doch selbst der Komet des jungen Deutschlands eine Zeit vorher an unserem Himmel, nur mit dem Unterschied, daß er keinen so starken Schwanz hervorreckte. Kausler ist jetzt sehr verdrießlich, daß ihm Laube den Heinse weggenommen. Vielleicht machen sich dieser Tage noch ein paar andre Sachen der Art .... Auf Böttigers cacata memorabilia bin ich sehr neugierig: andre haben den Skandal und wir sehen in die Verhältnisse .... Schwab vergnügt sich im Stillen mit Epigrammen auf seine Feinde und hat mich gestern mit einigen regaliert. An die Zaubermantelsgeschichte komm' ich in diesem Gewirr von Tun und Nichtstun schwerlich, auch hätt' ich vorher ein gescheides Buch über Italien nötig .... Den Zauberring hab' ich nie von euch gehabt, sondern bloß für die Zukunft darum gebeten .... Bis du dieses erhältst, wirst du im Morgenblatt Bruchstücke aus meinem Roman finden. O läge dieser Wust erst hinter mir! ....

Am ersten März und trunken-nüchtern,
Umspielt von weichen Frühlingslichtern.

Laube gab 1838 ff. die Werke Wilh. Heinses heraus; es ist noch mehr davon die Rede. K. W. Böttiger, „Litterarische Zustände und Zeitgenossen" 1838.

(An Kausler, 15.—20. März 1838:) Je mehr ich hoffen darf, daß mein Roller wenigstens eine leidliche Gestalt gewinnen wird, desto mehr fällt es mir nach und nach ein, was meine gegenwärtigen Arbeiten nach meinem ursprünglichen Plane sein sollen — reines Tagelöhnerwesen, das mir vorerst den Weg etwas frei machen soll. Wenn ich nicht mehr für mich zu sorgen habe, so glaube ich fest, daß ich etwas Ordentliches herausbringe. Nun geht mir eine Idee im Kopf herum, die sich wohl eines halben Menschenlebens verlohnte, nemlich den historischen Roman wieder zu seinem Ursprung, zum Epos, zurückzuführen. Es scheint mir sehr leicht, man darf nur einigen Ballast wegwerfen: was bleibt übrig? das Wesen der Menschheit und das Wesen des Einzelnen (kurios allgemein ausgedrückt! doch du verstehst's schon). Sonderbarer Weise sind mir diese Gedanken eigentlich über dem Waverley gekommen, den ich mit wenigen Strichen zu einer durchaus poetischen Gestalt herausarbeiten wollte. Dieß hat mich auch zugleich genötigt, meine Stoffe zu übersehen, und die haben sich dann gleich ganz hübsch abgeteilt. Die württembergischen lassen sich nicht aus der Prosa herausheben, hier mag's denn beim Walter Scott bleiben. Die hohenstaufischen econtra lassen sich der Tragödie nicht rauben, denn sie sind individuell. Dagegen bleiben mir zwei große Massen übrig, der Bauernkrieg und der dreißigjährige, und das wären meine Epopöen. Wie gesagt, man müßte bloß einiges Unnütze fallen lassen, das Ganze kunstvoller und das Einzelne (in Scherz und Ernst) inniger nehmen, dann gäbe sich der Vers von selbst. Man hätte auch durch den historischen Roman, wie er einmal angenommen ist, so großen Vorschub, daß man vieles ins Bereich des Epos ziehen könnte, was bisher keinen Paß dorthin hatte. Ueber die Versart wäre mir nicht bange: Hexameter, Stanze, Nibelungenvers — alle sind zu langweilig für diese Zwecke; ich würde den Hans Sachsischen Vers nehmen, aber nicht bloß diesen sehr willkürlich behandeln, sondern auch mit längern und kürzern Maßen abwechseln lassen. Weder Romanzen noch

Gesänge würde ich belieben, sondern Abteilungen, und für diese einen neuen Namen schöpfen und innerhalb dieser wieder kleinere machen. Denke dir nun einen Poeten, der nichts könnte als das und ganz hierauf angewiesen wäre. Gott gnade ihm! und dieser Zeit, die so arm ist in ihrem Reichtum .... Auerbachs Aufsatz über Glück kommt heut in der Europa — höchst pretiös und geschraubt, übrigens für Glück angenehm, denn er nimmt beide Backen voll, und das ist das Beste dran .... Auch mein dramatisches Selbstvertrauen nimmt bei dieser Arbeit immer zu; denn die Dialogen fließen mir unerbeten in die Feder (auch ist bei weitem der größte Teil Dialog) und bei der einfachsten Erzählung kämpfe ich mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die mich bei ernstlichem Fleiß oft kaum auf zwei Seiten des Tags kommen lassen. Hast du denn den Maluff noch nicht bekommen? August Stöber hat mir den Prospektus eines Elsäßers Journals „Erwinia" mit einer patriotischen Aufforderung zugeschickt und erklärt, Honorar können sie für den Anfang keines geben; eine Naivetät, die mich so sehr rührt, daß ich ihnen gelegentlich etwas machen will. Hier Moerikiana, die sich selbst empfehlen.

Friedrich Glück, Pfarrer und Komponist, 1793—1840.

(An Keller, Stuttgart 25. März 1838:) Die Horen folgen mit Dank zurück. Die Agnes ist nicht vollständig, doch glaube ich genug davon gelesen zu haben, um auf Böttigers Angabe, daß ihren Schilderungen Anschauungen vom württembergischen Hofe zu Grunde liegen, kein weiteres Gewicht zu legen. So wird auch der von Wieland halb zugestandenen Entdeckung, daß im Agathon unter dem Dionysius Herzog Karl gemeint sei, nicht viel zu erholen sein [sic] .... Moerike will eine Anthologie griechischer und römischer Dichter herausgeben und kommt mit den Büchern in manche Not; daher ich in seinem Namen supplicando bei dir einkommen will. Gegenwärtig wünscht er den Catull in Ramlers Uebersetzung.

„Agnes von Lilien" von Caroline v. Wolzogen.

(An Kausler, Frühjahr 1838:) Ich kann im Augenblick nichts tun als den Heinse absenden .... Cotta hat mein Manuskript seit Montag und ich kann nichts dran arbeiten. Ich benützte die Zeit zu Kleinigkeiten. ... An Moerikes Gedichten, sagte mir Cottas Buchhalter, werde nächstens angefangen werden, er schicke immer neue nach. Uebrigens werden sie nicht vor dem Sommer fertig. Hölderlins Gedichte hab' ich mir gestern auch geben lassen. Ueber den Spinoza kam eine mißwollende Rezension in den Blättern für literarische Unterhaltung, die mir indessen dadurch auffiel, daß sie ganz mit meinen Worten sagt, die Verlobung der Olympia sei unmotiviert, „und gemein", ist noch hinzugesetzt, vielleicht um einen Leipziger oder Dresdener zu bezeichnen .... Die Abhandlung über Tieck sollest du doch den Hallensern schicken, sie hätten ihn fast fußfällig um Beiträge von ihm und seinen Freunden gebeten. — Ich habe eben noch einen Augenblick in Laubes Einleitung gelesen. Ich muß bekennen, daß sie um vieles besser ist, als was er sonst geschrieben hat.

Auerbachs erster Roman „Spinoza". „Den Hallensern": Echtermeyer und Ruge für ihre Jahrbücher; „ihn": Keller. „Laubes Einleitung" zu Heinse.

(An Kausler, Stuttgart 30. März 1838:) Das erste Buch des

Romans ist groß geworden, fünfzehn und mitunter sehr dicke Kapitel — nun rechne: 4 × 15 tut sechzig, und im Durchschnitt kann ich das Kapitel auf einen Bogen rechnen. Die unbedeutenden Schilleriana, die ich ins Morgenblatt gab, und noch mehr einige bessere Sachen, die ich bei Sigels vorlas, haben große Wirkung gethan, und ich kann darüber ruhig sein. Wenn Cotta nur halb will, so lass' ich Buch für Buch drucken, hauptsächlich weil ich von der Teilnahme des Publikums auf Notizen hoffe. Die anderthalb Kapitel, die in Reutlingen spielen . . . wie sie fertig waren, kamen gerade zwei Landsleute zu mir, denen ich sie frisch vorlas und einen guten Erfolg davon spürte . . . . Vorgestern wurden die „Söhne des Dogen" gegeben, und ich glaubte wirklich in den ersten Akten den dramatischen Messias zu finden, dem ich mich nach einigem Kampf ergab. Es war aber nichts, keine Hexerei, nur Studium. In der ausgezeichneten Sprache erkannte ich gleich von vornherein Reinhold Köstlin; blendende Stildiamanten waren aufgetragen, aber, verzeih's ihm der Himmel, auf bloßes Leder. Die drei ersten Akte ließen eine sehr bedeutende Tragödie erraten, die zwei letzten waren ein Intrikenstück (und darunter noch kleine Vexierintriken), ganz im Geschmack der Pfefferrösel, so daß es mir am Ende zu schlecht für K. wurde. Nun sagt man aber heute mit Bestimmtheit, daß es von ihm sei. Die hiesige Kritik begnügt sich mit dem Ausspruch Hauffs, das Stück sei „in jeder Hinsicht maßlos" — das könnte es ja auch im Guten sein. Es ists aber in keiner Hinsicht, die Einzelheiten sind wohl angelegt, nur nicht organisch — fehlt das geistige Band.

„Schilleriana": „Schiller als Schauspieler", Morgenblatt 1838, Nr. 52—55; „Ein Mittagsmahl in der Hohen Karlsschule" Nr. 62—66. „Die Söhne des Dogen" von Reinhold Köstlin, dem Tübinger Juristen und Dichter (1813—1856), wurde in Stuttgart am 28. März 1838 gegeben. „Pfefferrösel" von Charlotte Birch-Pfeiffer.

(An Keller, Stuttgart 19. Apr. 1838:) Von Kausler und Moerike waren indessen Briefe gekommen. Ersterer will den Hallensern den Aufsatz mit seinem vollen Namen geben. Letzterer schickte mir den Theokrit, an dem ich mich köstlich erbaue, und dankt Herrn Keller, „von welchem er schon viel Rühmliches gehört", für seine Gefälligkeit. Einen Catull von Ramler, schreibt er, gebe es gewiß, er lasse sich den Glauben nicht nehmen, indessen wolle er mit der Schwenk'schen Uebersetzung zufrieden sein.

(An Keller, St. 23. Apr. 1839:) Jener Theokrit ist von Lindemann, Berlin 1793, sehr wacker übersetzt, nur daß hie und da ein Daktylus mit drei langen Silben vorkommt . . . . Vorgestern hab ich einen Rest altholländischen Papiers aufgekauft, der, will's Gott, gerade zum Roman ausreichen wird. Ueber diesen ist das Los noch immer nicht gefallen und du kannst dir meine Ungeduld denken . . . . Wir werden unsern Enkeln dereinst allerlei zu erzählen haben. Geschrieben hab' ich diese ganze Zeit über kaum zwölf Hexameter, doch werd' ich jetzt nach und nach wieder flott, da die innere Unbehaglichkeit sich gibt und ein tüchtiger Schnupfen und Katarrh ins Fürsichsein heraustreten. Silcher war diese Zeit über täglich bei mir. Gestern sah ich den Faust. Von da an, wo das Stück dramatisch und Mephisto zur komischen Person wird, spielte Döring sehr brav; ich werde ihn heut Abend noch einmal im Lustspiel sehen.

(An Kausler, etwa April 1838:) Lewald scheint sich gewaltig zu besinnen, ob er Auerbachs Senf über mich geben soll . . . . Besonders köstlich in der Einleitung zum Heinse ist das Bleistiftbillet von Goethe. — Gestern hab' ich eine Unterredung mit Cotta gehabt: die Sachen stehen sehr gut oder sehr schlecht — wie du willst. Er scheint bedeutendes Vertrauen zu dem Erfolg des Buches gefaßt zu haben, will aber den Druck nicht wagen, wenn ich nicht mein Manuskript einer Art von Zensur unterwerfen will. Dazu hab' ich mich nun sehr bereit erklärt . . . und die Bruchstücke werden dem Staatssekretär Vellnagel d. h. mit andern Worten Seiner Majestät zu allerhöchst-eigenen Händen übergeben. Nach Cotta's Erklärung kann man entweder eine Apotheose der gegenwärtigen Regierung oder aber eine Beleidigung der Dynastie drin finden. Ein Vernünftiger, wie unser eins, wird über beides lachen. Keller vermutet, die Sache werde mein Glück begründen, indem man darauf denken werde, mir den Mund zu stopfen. Ich halte den König für gebildet genug, mir anzumerken, daß ich sine ira et studio bin . . . . Eine neue Novelle in Hexametern hab ich angefangen. — Gewisse Ansprachen, Gefälligkeiten ꝛc. ꝛc. beweisen nachgerade, daß der hiesige edle Buchhandel sein weitblickendes Auge auf mich richtet . . . . Auerbachs Aufsatz über mich kommt jetzt in der Europa; ich muß ihm abbitten: er ist nicht nur besser, als ich's erwartete, sondern auch gut an sich; ich bin mit Lob und Tadel wohl zufrieden — er hat beide nicht gespart. Nur eine Stelle kam mir komisch vor: „meine Studenten hätten keine Courage"; der alte Burschenschäftler wollte wohl sagen, es sei kein eigentliches Studentenleben in der Novelle, was auch nicht meine Absicht war. Es kommt mir gerade vor, wie wenn einer sagen wollte: N. N. hat keine Schulden, und dafür sagte: er hat keinen Kredit. Aber sonst ist die Recension ganz gut geschrieben, er läßt auch mehr von dem neumodischen Jargon ab. Die Vergleichung mit Clemens Brentano ist mir merkwürdig — ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, namentlich wenn ich Washington Irving dazu nehme. — Eine Kritik von A. Rebenstein im Berliner Gesellschafter hat mich sehr erbaut; er nimmt Karl Beck, den neuesten Ableger von Grün und Lenau, mit, wieder einen zerrissenen Ungarn, der nächtliche gepanzerte Lieder herausgegeben hat, und votiert ihm seinen Schmerz sehr witzig hinaus. Bei dieser Gelegenheit kriegt auch Freiligrath eine Schlappe, und ich finde die Bemerkung sehr scharfsinnig, womit er ihm die Karten aufdeckt: er habe natürlich zuerst die Worte „tapfer" und „Wams" gehabt und dann mühselig „Zapfer" und „Rotterdams" dazu gesucht; damit man aber dies nicht merke, habe er die letztern vorangeschoben, als ob sich die natürlichen aus ihnen ergeben hätten. Es ist ganz richtig, in diesen Worten liegt das ganze, den Herrn vielleicht nicht immer bewußte Geheimnis der modernen Reimschmiedekunst.

Die Novelle in Hexametern ist die „Reise an's Meer;" die von Auerbach bemängelte Novelle „das Wirtshaus gegenüber" in den Genzianen, m. Ausg. 12, 6 ff.

(An Keller, St. 6. Mai 1838:) Lieber möcht' ich dir gar nicht schreiben, denn was soll ich sagen? Meine Sachen stehen noch immer auf dem alten Flecke; ich muß das ruhige Halbjahr, das ich mir so schmecken

ließ, verflucht teuer büßen. Nun, ich vertreibe mir jetzt die Zeit damit, daß ich an meine guten Tage denke. Herr von Lehr hat mein Manuskript zu lesen bekommen, daher ich ihn persönlich sprach und, wie es mir schien, ganz gut von ihm wegkam; er entschuldigte sich aber mit einer Augenkrankheit und bat noch um einige Tage Geduld, jetzt ist es schon Samstag und damals war's Montag. Die hiesige Verhandlung über den Simplex hat sich zerschlagen, andre neue Uebersetzungspläne ebenfalls, und du wirst mir nun den guten Willen wenigstens nicht absprechen können. Cotta, das seh' ich deutlich, will mit mir nichts zu schaffen haben, bis der Roller für kurfähig erklärt ist .... Die Hexameternovelle wird nach und nach fertig, es hängt Gewicht sich an Gewicht, d. h. täglich ein bis zwei Hexameter oder, wenn es enorm ist, ein Dutzend. Anfangs streifte ich dabei Tage lang in den Wäldern umher, jetzt aber wird mir's zu heiß, auch hab' ich heut am Tor einen Anschlag des hohen Magistrats gelesen, welcher auf das Herumstreifen im grünen Holz außerhalb des Weges eine Strafe setzt, der ich gegenwärtig aus dem Wege gehen muß.

Lehr war Bibliothekar des Königs.

(An Kausler, St. 10. Mai 1838:) Cotta hat den Roman nach langem Herumziehen aus Rücksichten auf den Hof abgelehnt: er las mir Lehrs Gutachten und Vellnagels Begleitungsschreiben stellenweise vor, worin meine Arbeit freilich approbiert schien, als ich aber zu Herrn von Lehr ging und ihn geradezu um seine Meinung bat, eröffnete er mir: „es werde einen sehr guten Eindruck machen, wenn die Publikation unterbleibe". Er suchte mich sogar in politischer Hinsicht zu decouragieren, worauf ich ihm aber mit Manier gedient habe. In betreff der politischen Schwierigkeiten erklärte ich, daß ich die Rücksichten des Herrn v. Cotta vollkommen teile und als Mensch mir zumuten könne, die Familiengefühle des Königs zu schonen, daß aber meine Lage (die ich ihm offenherzig auseinandersetzte) mich nunmehr zwinge, das Buch, wie es liege, drucken zu lassen. Ich beklagte hierauf, daß ich jetzt in eine schiefe Stellung geschoben werde, daß das, was ich künstlerisch nur als Motive betrachtet, vom Publikum als Skandal und zu meinem Nachteil wie zu meinem Vorteil unrichtig werde aufgenommen werden. Er stimmte lebhaft bei, gab mir aber den Rat, da unter sotanen Umständen nicht andres übrig bleibe, das Werk in Gottes Namen vom Stapel laufen zu lassen; er wolle es über sich nehmen und dafür sorgen, daß ich wenigstens gegen den König in keine falsche Stellung komme. Und so kamen wir anscheinend recht gut auseinander .... Nun muß jedenfalls ein Verleger geschafft werden. Wegen der Masse und aus anderen Gründen ist mein alter Freund Hallberger der einzige. Dein Bruder ging gestern gleich zu ihm, er spielte den Zähen und gab geringe Hoffnungen. Doch bekommt er heute das Manuskript unter der Bedingung, Schwabs Votum einzuholen.... Ich muß gestehen, diese Wendung der Sachen kam mir sehr unerwartet; man sieht daraus doch wieder, was es um die teutsche Literatur für ein liederliches Ding ist. Der erste teutsche Buchhändler läßt sich abschrecken, wenn man ihm von Hof aus sagt, man wolle nichts gegen die Publikation eines Werkes einwenden, aber es seinem Ermessen anheimstellen .... Als besondere Ironie des Schicksals kam an demselben Tage,

wo Cotta mit mir brach, der beiliegende Brief meines ehrlichen Vetters Johannes mit einem alten Buche, nach dem ich schon drei Jahre vergebens gesucht habe. Ich finde jetzt, daß einige Reminiscenzen (oder wenigstens der Hund) daraus in die Familiengeschichten übergegangen sind. Soeben schreibt mir Cotta auf meine Anfrage, daß er gegen Mitteilung von Bruchstücken aus dem Roman im Morgenblatt nichts einzuwenden habe, und ich werde daher nächste Woche ein Kapitel geben.

(An Kausler, St. 6. Juni 1838:) Ich war acht Tage bei Moerike und wünschte nun auch den Roman mit dir durchzugehen. Die Verhandlung (gegenwärtig mit Metzler) muß sich morgen oder übermorgen entscheiden, und es wird dann wenigstens dabei klar werden, ob ich wegen dieses Buchs das Land verlassen muß oder nicht .... Wenn sich der hiesige Buchhandel mit dem Roller nicht einlassen will, so geh' ich fort, ohne einen Tag auf dich warten zu können.

(An Keller, St. 8. Juni 1838:) Der inliegende Brief an Schwab, den ich zu siegeln und zu überschicken bitte, wird dir das Räthsel meines bisherigen Schweigens und meines Planes lösen. Ich wollte auch dir nicht eher schreiben, als bis ich dir zu verkündigen hätte, der H. R. sei um so und so viel tausend Gulden verkauft.

(An Kausler, St. 9. Juni 1838:) Metzler hat gestern Nein gesagt. Die hiesigen Buchhändler scheinen durch irgend einen einflüsternden Dämon abwendig gemacht zu sein. Dein Bruder unterhandelt noch mit Scheible — ich habe nicht die mindeste Hoffnung. Der Deus ex machina werde wohl ich selber sein müssen, indem ich nach Frankfurt fliehe und dort einen Versuch mache .... Ueber meine Stimmung darfst du unbesorgt sein, sie ist vielleicht besser als diesen Sommer, da ich in der Wolle saß.

(An Hermann Hauff, Buoch 19. August 1838:) Ich bin genötigt, Sie in dringender Eile um die Episode „Schillers Traum" zu bitten, die ich zu einer Verlagsunterhandlung notwendig brauche .... Wenn Sie gesonnen sind sie im Morgenblatt zu geben, so soll sie in kurzer Zeit wieder in Ihren Händen sein.

(An Kausler, Buoch 14. September 1838:) Ich komme eben von Raimunds Werken her. Es ist schade, daß wir sie nicht noch zusammen gelesen haben. Ich konnte sie nicht ohne Bewegung durchgehn: er war wirklich eine poetische Seele, ein reines Korn, das in der Scholle der Naivetät nicht aufgehen konnte. Diese Wiener haben unser schwäbisches Steckenbleiben in der Nationalität doppelt und dreifach, und wenn sie ans „Ideale" kommen, wie sie's heißen, so nehmen sie sich ganz putzig — sie haben ideale Soldaten, Stühle &c. Und doch leuchtet ein Wiederschein jenes echten Feuers selbst in die Allegorien — wo sich Calderonische Anschauungen oft kuriös ausnehmen —, ja bis in die Dekorationen hinein. Das ist ein merkwürdiger Grenznachbar der Regenbrüder. Laß dir doch das Buch geben und lies, um ihn im Tragisch-Phantastischen kennen zu lernen, Moisasur's Zauberfluch, fürs Komisch-Phantastische die gefesselte Phantasie. Aber milde richtend! Ich ahnde jetzt, woran er zu Grunde ging .... Schwab's Recension ist erschienen; ich kann damit zufrieden sein, seine ganze Biederkeit und Freundschaft spricht sich drin aus, aber wann wird mich

auch einmal einer nehmen, wie Ich bin, nicht wie und was ich für die praktische Constellation bin? . . . . Endlich habe ich den Frank'schen Almanach erhalten. Wie schade, daß wir ihn nicht zusammen lesen konnten! . . . Die Erzählung ist jeder Zoll Immermann, und wenn mich auch das Gedicht zu Anfang des Buches etwas verblüfft hat, so find' ich es jetzt, wie Grabbe sagt, ernst, fest und treu. Was er über die Hohenstaufen sagt, darf Niemand überschlagen (der Konradin bleibt immer: der ist kein historisches, sondern ein menschliches Trauerspiel), und daß die Poesie unserer Geschichte in der Reformation und seither liegt, hab' ich immer, bald still bald laut, behauptet und freue mich dieser Bestätigung. Glaser hat auf den bewußten Brief geantwortet, sehr freundschaftlich, und zwar — daß die Manuskripte seit Juli bei der Metzlerschen Buchhandlung liegen müssen. Ich schrieb sogleich dahin und siehe da! es war so. Er hat Abschriften davon nehmen lassen, für den Fall, daß ich noch zugebe, sie abzudrucken. Du kannst dir den Brief vorstellen, den ich ihm zur Satisfaktion geschrieben. Nur die Masken sind noch zurück, die er wegen der Nonne und des Kapuziners nicht zur Zensur bringen kann; ich habe ihn angewiesen, sie unverzüglich an Auerbach zu schicken, so werden sie dann in deine Hände kommen. Ich habe ihm ferner geschrieben, wenn er die beiden andern zu drucken anfange, solle er mirs melden, ebenso ich, wenn ich sie anderwärts vergebe. Weißt du ein Journal dafür? . . . Der Lucan hält sich nicht, er geht im gleichen spröden Tone fort und wird zuletzt ungenießbar, gerade wie Gutzkow. . . . Leider hat Brockhaus noch nicht geantwortet. Hier einer von Halle, der gestern kam, vermutlich ein Brummbrief wegen des Börne.

In Franks 2. Taschenbuch dramatischer Originalien standen Immermanns Erinnerungen an Grabbe.

(An Kausler, Buoch 28./30. Sept. 1838:) Einen zweiten Band Genzianen hab' ich auch entdeckt: die Kleinigkeiten zusammen geben so viel. Da sind: Liebeszauber; das Mühmchen; die Liebe der Berge; der Blättler; die Reise ans Meer; der Feudalbauer (aus der Erwinia); Kunstkennerschaft; die Masken; das Waldfegerlein; dazu gedenke ich eine Einrahmung zu schreiben, R*** und C*** im Gespräch über neueste Litteratur und über ihre Arbeiten, und endlich juckt es mich sehr, den Murner in der Hölle, den ich im Pfarrhaus fand und der ganz anmutig ist, umgearbeitet aufzunehmen. Er hat scheusliche Hexameter. Ich habe deshalb an K. Erhard geschrieben, aber noch keine Antwort . . . . Von Glück bekomm' ich nichts zu sehen noch zu hören. . . . Grillparzer soll ja einen Hannibal geschrieben und im Oestreichischen Album die Szene zwischen Scipio und Hannibal vor der Schlacht bei Zama mitgeteilt haben, woraus zu urteilen, daß dieß nicht nur besser als seine andern Sachen, sondern sogar ganz außerordentlich sei. Ich habe Grabbe's Hannibal indessen auch gelesen und finde ihn dem Napoleon am nächsten ähnlich — es sind große Sachen drin, aber alle seine Arbeiten kommen mir vor wie vorbereitende Skizzen eines großen Dichters, der seinen Sinn in kurzen Strichen andeutet, um ihn hernach mit Fleiß und Liebe auszuführen. Ich glaube, man kann keinen Hannibal mehr schreiben, ohne Grabbe zu benützen . . . . Immermann war ja vor einigen Tagen in Weimar, wie die Zeitungen melden, wegen seiner Tragödie

(ich habe den dritten Akt in Ost und West gelesen, er scheint mir aber etwas matt). Vielleicht hat er meine Sendung noch nicht, er ist oft mehrere Monate von Düsseldorf entfernt und, wie es scheint, vorzüglich im Spätjahr. — Eben (30. Sept.) kommt Antwort von Erhard: Die Genzianen gehen sehr flau, und obgleich er glaube, mit einem zweiten Band vielen Eigennützigen, die lieber lesen als kaufen, einen Gefallen zu erweisen, so möge ers doch nicht auf seine Kosten tun. Da es aber einmal ein Bändchen ist und ich soeben noch ein Märchen vom Gassenfegerlein angefangen habe, so möcht' ichs mit einem andern Verleger, unter einem andern Titel, versuchen. Freilich wenn Sauerländer den Unglücksroman nimmt, so wird er dazu nicht auch geneigt sein. In Württemberg mag ichs mit keinem mehr probieren. Weißt du einen in Frankfurt, so mach' ihn auf die gedruckten Sachen aufmerksam .... Die Masken bekommst du vielleicht indessen aus Prag.

Der „zweite Band Genzianen" erschien 1839 unter dem Titel „Dichtungen" ungefähr mit dem oben aufgestellten Programm in Pforzheim. Grillparzers Hannibalszene stand in Wittbauers „Album" 1838. Immermanns Trauerspiel „Die Opfer des Schweigens".

(An Kausler, Buoch 15./17. Oktober 1838:) Lies doch die Memoiren über Schiller von Dekan Göriz (Morgenblatt, Sept.). Sie sind die besten, die je gegeben sind. Eben vollende ich die Meerreise; das Märchen vom Gassenfegerlein, das ich dieser Tage schrieb, scheint mir gelungen .... Eben kommt der Musenalmanach. Die lieben Collegen bemühen sich doch, einige Genießbarkeit zu erlangen, was ich dankbar anerkennen will. Aber lies einmal Sallet's Gedichte! unter den humoristischen sind recht passable Einfälle, aber die ernsthaften! Mit Schwabs „der Bäurin Süden" habe ich heute Reinfeldern Thränen abgelockt; es gefällt mir auch, nur etwas Manier. Lies doch die Sachen von Blaul: er spricht mich an, er kommt mir ungefähr vor wie ich. Fouqué hat einen recht hübschen Spaß. Chamisso's letzte Klänge haben mich gerührt, sie haben einem Mann zu Grabe geläutet. (Noch muß ich Chamisso's armen Heinrich eine gute Bearbeitung nennen.) Himmelfahrt von Arndt, sehr schön, im besten kirchlichen Ton. Gruppes Elegie: sollte wärmer und voller sein! aber sie ist wohlgeordnet und man kann draus lernen. Sein Papagei ein guter Einfall, aber der Schluß ist schlecht: der Papagei sollte im Walde bleiben und ganz allein noch die tote Sprache sprechen. Sein Reuter gefällt mir, es ist etwas Goethesches drin. Mondeszauber von F. A. B., eine recht anmuthige, erfreuliche Frauenpoesie. Pfizer dauert mich, daß ihm seine „Zuversicht" von der Zensur so vermindert worden ist .... Der gute Hans Tiro kommt diesmal nicht sonderlich fort. Viktor Straußens Hans Sachsischer Ton gefällt mir teilweise, übrigens ist doch kein rechter Humor in dem Ding, und ich würde in voller Gottlosigkeit die Pointe darein gelegt haben, daß es einem alttestamentlichen Propheten ganz recht geschieht, wenn er incognito unter uns wandeln will und den Polizeidienern und Bütteln etc. in die Hände fällt. Auf alle Fälle wäre das was für Chamisso gewesen. Der Gruß an die Schwaben endlich und Anmeldung der Kundschaft ist höchst gaudios .... Auf die Geschichte der Liebe freue ich mich sehr. Wenn ich wieder Lust habe, kehr' ich zu meinen Idyllen zurück, für welche ich einen neuen und

ich glaube bedeutenden Schluß erfunden habe, welcher für unsere Zeit ungefähr das ausdrücken soll, was Schillers Spaziergang für die damalige. — Laß nur den Weltstoff recht an dich kommen, er wird dir deine Stimmungen bedeutend modifizieren. Du hast hier zu viel leer gemahlen und bist darüber verdrießlich geworden. Und so geht's mir! Manchmal bin ich einen Tag lammfromm, lese im Pfarrhause vor, was ich eben geschrieben habe, und werde natürlich gelobt; das andremal bin ich gegen mich und alle andern störrisch. Ich fühle mich daraus reif, in „die Fremde" zu gehen, wenn es früher vielleicht etwas voreilig gewesen wäre, so ist jetzt jede Stunde, die ich bleibe, ein Verlust .... Die Mundttoterklärungen im Telegraphen will ich mir zu lesen geben lassen. Auerbach ist ja fleißig gegen mich. Grüß ihn recht schön. Von Rieser, Schiff und namentlich von Immermann wünscht' ich gern noch Näheres zu hören. ... Jetzt sitz' ich unter diesem zimmerischen Himmel allein, mein Gedicht ist auf der Lüneburger Heide etwas ins Stocken gekommen und ich — beiße in meine Ketten und fluche, wie der schlimme Ganelon! ... Ich lasse diesen Brief noch ein paar Tage liegen, weil ein Entschluß in mir keimt, vermöge dessen ich dir eine veränderte Adresse werde zu schicken haben. Und dann ists leider — Ehningen! Ich würde es trotz aller schlimmen Aussichten für ein gutes Omen und einen Abschluß halten, wenn der Cyklus dieses litterarischen Märchens zu seinem Anfang zurückkehrte! Namentlich wär' mirs lieb, da ich nicht an Immermann schreiben kann, wenn man durch einen gemeinschaftlichen Bekannten seine Meinung von meinem Buch erfahren könnte. In Weimar kann ich freilich als — — nicht ankommen, aber dadurch hat er tausend Verbindungen mit diesen periwig-pated fellows. — (17. Okt.) Ich habe gestern eine Unterredung ... gehabt, in Folge deren ich nicht anders als bleiben kann.... Wenn Brockhaus die Manuskripte noch nicht geschickt hat, meinst du, man soll es auf seinen Zorn ankommen lassen und sie nochmals verlangen? Am Ende liegen sie gar bei Tieck und ich kann noch dritthalb Jahre warten.

„Gassenfegerlein", Fortsetzung zum Waldfegerlein. „Musenalmanach": Schwabs Chamissos. Die geistvolle „Geschichte der Liebe" von Kausler erschien 1839 in der „Europa". „Mein Gedicht": die „Reise an's Meer".

(An Kausler, 26. Okt. 1838:) Unter den Gegenständen, die ich diesen Frühling mit Moerike besprach, war auch der Vorschlag, den er mir machte, Waiblinger gemeinschaftlich herauszugeben. Es ist hübsch, wenn er jetzt doch in unsere Hände kommt. Freund Spinoza soll für diese ehrliche Tat recht herzlich bedankt sein. Ich habe seinen Brief an Herrn Heubel abgesandt und mich vorläufig nach Karl Waiblinger, meinem Schulkameraden, durch den ich allein negociieren kann, erkundigt. In Reutlingen wirds freilich etwas schwer halten, da die Eltern, welche nicht recht wissen, wie sie von ihm reden sollen, sich lieber gar nicht an ihn erinnern lassen. — Mundts und Gutzkows Klopffechtereien sollten mich von einer kritischen Tätigkeit nicht abhalten; ich würde ihre Bücher recensieren, was gehn mich ihre Händel an? es sind ja doch Privatsachen. Eigentlich sollten wir, die an und für sich zu gut zur Kritik sind, in einer solchen Zeit uns dazu bequemen, damit nur eine würdige Stimme da ist, die die öffentliche Meinung

leitet. Unter der Hand könnte man dann für honette Nichtproduzenten sorgen und ihnen hernach die Sache übergeben. Daß mich Schwab so sehr gelobt hat und daß ich so ein heftiger Uhlandianer bin, ist mir freilich auch beides ganz neu. Daß solches Zeug in unsrer Litteratur geschwatzt wird, tut ihm nichts und wird immer so bleiben, aber daß die wankenden Seelen nicht über dieses Gewürme hinwegsehen und ein ehrenhaftes, unbestechliches Blatt im Auge behalten können, das ist ein großer Schade. Und was ich da sage, ist zwar trivial, aber wahr. ... Da die beiden projectierten Bücher so gut als fertig sind, der Waiblinger mich auch nicht lange halten wird, da ich die Anordnung ꝛc. Moeriken zu überlassen gedenke, so werden wir einander vielleicht bald begegnen. Wäre es nicht besser, wenn Auerbach nordwärts gienge statt Nordstettenwärts? Wir sollten eben eine Zeit lang von Schwaben fort sein! .... Eben meldet mein Bruder einen Gruß von Justinus, der anfragen läßt, ob ich noch keinen Verleger für meinen Carl gefunden habe. Das Ding ist mythisch geworden; neulich in einem Stuttgarter Salon wird dein Onkel gefragt, was Brockhaus mir geantwortet habe. Ich bin auf deine Geschichte der Liebe wie auf A[uerbach]s Lustspiele ungemein verlangend, da ich mir sonderbarerweise von beiden keinen rechten Begriff machen kann. ... Unsere Sibylle, von der ich dir erzählte, wollte, umgeben von ihren Pietisten und etwa zweihundert Zuschauern, ihren Geist erlösen, als der Oberamtsaktuar von Waiblinger nebst einem Gensdarmen hereinragte und sie höchst pöbelhaft abführen ließ. Das Gespenst, das noch nicht einmal beschworen war, wird sich natürlich zu rächen wissen.

„Spinoza“: Auerbach. „Heubel“: der Verleger der Gesammtausgabe Waiblingers, die dann, als eine ziemlich zweifelhafte Leistung, von keinem der Freunde, sondern von einem gewissen Canitz besorgt wurde.

(An Kausler, 30. Okt. 1838:) Im August des Telegraphen befindet sich eine vortreffliche Verhöhnung Varnhagens. Nur schade, daß dieß nicht allgemeiner aufgefaßt ist! Man könnte beweisen, wie Hegel und Goethe, natürlich sehr unschuldiger Weise, unsere alte, wohlbekannte Klasse von Rektoren à la Hederich und andres solches grundgelehrte Kunstvieh ins Schlepptau bekommen haben: von jenem stammen die Trivialen, welche die plattesten Alltäglichkeiten als etwas Nagelneugefühltes herbeischleppen ..., von diesen die Geschraubten, die Pedanten, welche ihrer Trivialität, die sie fühlen, damit aufzuhelfen suchen, daß sie sie auf Stelzen stellen und hinter entstellenden Allongeperücken zu verbergen suchen. Varnhagen kommt immer mehr zu dieser Klasse herunter. Geh nur die moderne Litteratur durch, du wirst zu deinem Erstaunen gar viel Altes drin finden — wie wir ja ohnehin übereingekommen sind, uns im siècle 1760 zu finden. Ich hatte neulich mit einem liebenswürdig enthusiastischen Studenten einen Streit über den Fortschritt der Menschheit; dieß ist auch ein Kapital davon. — Wundershalber hier die „gefährliche Bekanntschaft“ ebendaselbst. Eine Parodie meines Simplicissimus, höchst unglücklich angelegt, mit Witz, aber ohne allen Humor .... (Später zugesetzt:) Es ist von Detmold .... Eine indische Legende hab' ich vor: der Ritt ins Paradies, Erfindung, Allegorie und doch nicht etc.

(An Kausler, Buoch 15. Nov. 1838:) Ein langer Brief liegt an

dich parat, um mit den Manuskripten abzugehen; Moerike hat diese verzögert und verzögert sie noch, denn da er für die nächsten Wochen in Stuttgart ist, werde ich ihm den ganzen Plunder vor der Absendung zur Revision übergeben .... Die Regenbrüder sind Lachnern trefflich gelungen. Du erhältst die Novellen jedenfalls bald, wenn sich nicht (was nicht zu erwarten ist) ein Verleger in Stuttgart dafür anbietet, was ich dir jedenfalls umgehend melden würde. Schreib doch wegen der Masken, von denen ich ein unkorrigiertes Manuskript habe, an Glaser, daß er sie schickt, und meld' ihm, die andern Sachen werden jetzt bäldestens auch mit gedruckt. Wegen des Romans hat Sauerländer vielleicht bereits Nein gesagt — du hättest mir sonst wahrscheinlich geschrieben. Man könnte das erste Buch (zwanzig Bogen) als Ganzes abrunden, ohne völlig zu schließen. Der Erfolg bliebe dann dem Publikum anheimgestellt.

(An Keller, St. 27. Nov. 1838:) Rapp war hier und ich mit ihm zusammen; ich wäre sehr begierig, seine Bearbeitung des Faust zu lesen, die Idee gefällt mir, sie ist praktisch, denn den Faust, so wie er ist, kann man doch nicht aufführen. Desto mehr mißfällt mir der Einfall, die Schiller'schen Stücke zu verändern; man mag mit ihnen zufrieden sein oder nicht, an diesen ist nichts mehr zu machen. Kaum war R. fort, so kaum Kausler von Frankfurt und erzählte mir, daß mein Roman einen Verleger habe, und zwar den Verleger der Wally, Löwenthal. Sag aber noch Niemanden davon, denn ich muß erst einen Brief von Cotta abwarten, der sehr wankelmütig sein soll .... Ich arbeite gegenwärtig an einer Uebersetzung Byrons mit und bin am Gefangenen von Chillon. Es geht nicht so leicht, als ich gedacht hatte, doch geht es, etwas Teutsches zu liefern, und ob ich mich gleich lebhafter als je überzeuge, daß B. nur ein halber Poet ist, so ist er doch ein so wunderbarer Kerl, daß er diesen Tribut wohl verdient. Nur den Childe Harold, der auch auf meinem Kontingent steht, will ich noch loszuwerden suchen. Ein Bändchen Genzianen ist fertig. Ich habe dir eine kurze Rezension von Moerike's Gedichten versprochen. Willst du mich beim Wort nehmen oder ist sie schon geschrieben? .... Eben les' ich im Münchhausen; er ist im Ganzen etwas säuerlich, aber es stehn totale Immermanniana drin. Ich werde schwerlich mehr lange hier sein und ich fürchte, wir sehn uns erst aufs Frühjahr.

(An Kauslers Schwester, Frau Professor Caspart, St. 6. Dec. 1838:) Der Byron rückt vorwärts. Da ich, was nachbarliche Störung betrifft, vom Regen in die Traufe gekommen bin (den Rest des vergangenen Monats wurde ich im anstoßenden Zimmer durch Kaffeevisiten und in einem nicht weit entlegenen durch Sing- und Deklamationsübungen eines aufstrebenden ersten Sterns unserer Bretterwelt hinlänglich divertiert), so bin ich an eine seiner Tragödien gegangen, deren unbeschuhte Verse herzhaft durch Wind und Wetter laufen. Dazwischen arbeite ich an meinen Hexametern, was in jeder Beziehung ein komischer Kontrast ist. Ich habe nun, um den größten Störungen zu begegnen, das anstoßende Zimmer dazu gemietet, und muß also doch diesen Monat die Miete absitzen, wie jener Bauer das Trauerspiel .... Ich war, was ich Ihnen zum Trost für Ihre Leiden sage, die Zeit her sehr indisponiert und werde vor dem ersten rechtmäßigen

Wintertage höchstens als übersetzendes Tier zu brauchen sein. Ob das Kreuz, an welchem der h. Andreas starb, ein Hauskreuz gewesen ist, weiß ich nicht; daß Sie aber mit dem Pantöffelchen dasjenige bezeichnen wollen, was meiner unordentlichen Haushaltung abgeht, war ich so sehr überzeugt, daß ich sogar jetzt noch einen kleinen Rest von Glauben in mir spüre.

Frau C. hatte K. zu seinem Geburtstag, dem Andreastag, ein P. geschickt.

(An Keller, St, 8. Dec. 1838:) Der Byron erscheint bei Karl Hoffmann als Taschenausgabe, und die tausend Exemplare des ersten, kürzlich ausgegebenen Bändchens haben sich bereits vergriffen, so daß man an einer zweiten Auflage druckt. Es sind die Gedichte, von Ortlepp übersetzt, nicht geistreich, aber sehr lesbar. Letzteres soll überhaupt die vornehmste Sorge sein bei dieser Edition. Wenn du Lust und Zeit hast, etwas dabei zu übernehmen, so kann ich dir, da Meister O. zugleich gegen eine andere Buchhandlung sich verbindlich gemacht hat, jeden Monat einen Band von Shakespeare zu liefern, und daher in einer schweren Collision der Pflichten steckt, ohne Zweifel dazu behülflich sein. Ich bin mit dem Prisoner of Chillon halb fertig und — zufrieden. . . . Zu Ende des Monats hab' ich die Two Foscari unter die Presse zu geben versprochen. Auf den Childe Harold, diese Danaidenarbeit, ist mir's angst und bange; ließe sich nicht ein junges akademisches Ingenium auffinden, dem man sie anvertrauen und hernach überarbeiten könnte? Der dritte im Triumvirat ist Kottenkamp, und ein Herr Bernd von Guseck hat den Mazeppa und Korsar angeboten. Apropos, hast du den Beppo je gelesen? Er ist auch unter meinem Kontingent, ich bin aber nie an ihn hingekommen. Kottenkamp hat den Don Juan. — Die Genzianen enthalten viel Bekanntes: Liebeszauber, die Liebe der Berge, der Feudalbauer, Gedichte, Blättler, die Reise ans Meer, die zwei Lustspiele, das Märchen vom Waldfegerlein und das Märchen vom Gassenfegerlein. An der Meerreise fehlen noch etwa hundert Hexameter und an der Liebe der Berge muß ein Motiv umgearbeitet werden, womit ich in den nächsten Tagen zu Stande zu sein hoffe. Dann handelt sichs erst um den Verleger. Erhard will nicht und klagt sehr über das erste Bändchen; es seien keine hundert Exemplare abgesetzt.

Von deinen Sagen soll Ost und West ertönen, und die Erwinia dazu, wiewohl sie gar zu schofel ist. Kauslern erwarte ich täglich und wills ihm sagen. Zu den Uebersichten in die Vierteljahrschrift wär' ich wohl bereit aber ich kenne Form und Umfang gar nicht, man kann die Revue hier nicht bekommen. Indessen will ich dir gelegentlich über dies und das schreiben, was du in eine Uebersicht verwandeln kannst, z. B. nächstens über Immermann und den Münchhausen. Dank für die Schilderung der Rapp'schen Arbeiten. Was der seine Zeit vernünftig angewandt hätte, wär' er statt an den Schiller an den Kleist gegangen.

Ernst Ortlepp (1800—1864) gab 1838—1840 bei Rieger in Stuttgart eine Shakespeare-Uebersetzung heraus.

(An Kausler, St. 16. Dec. 1838:) Eben geht mein Verleger Hoffmann von mir. Der macht kurzen Prozeß. Er will von meiner Uebersetzung des Gefangenen 40,000 Probedrucke durch Germanien versenden. Sein Jubel hat etwas wahrhaft Erfrischendes; er ist voll Energie und ich

glaube, diese Bekanntschaft mag noch gute Folgen haben. Meine Gesellschaft zerreißt jetzt freilich (nemlich das Beste zusammen zu geben), da ich seinen Bitten nicht widerstehen konnte, den Prisoner gleich fürs zweite Bändchen herzugeben. Ich bin seitdem noch recht krank geworden: das Fieber hat mich dergestalt gepackt, daß es mich schier umgeworfen hätte; jetzt geht's wieder leidlich bei dieser trockenen Kälte.

(An Keller, 17. Dec. 1838:) Ich weiß nicht, ob du den jungen Cohen aus Hannover, einen sehr belesenen und gebildeten Juden, der einst Buchhändler werden wollte, kennst. Ich sprach gestern Abend mit ihm über alle möglichen Gebiete der Novellistik, und da kamen wir unter andern auf Retif de la Bretonne. Da er ein großes Verlangen darnach bezeigte, versprach ich ihm, dich um einige Bände zu bitten, was hiedurch geschieht.... Ich habe unsern alten Plan immer noch nicht ganz aufgegeben. Der Gefangene

— „aus Chillon's Thor
Trat er mit Seufzen frei hervor"

und wird eben gesetzt. H. will 40,000 Abzüge machen (usw., s. o.). Ich habe noch keinen so raschen und honetten Verleger gefunden und keinen, wo man sich beiderseits so zugesagt hätte.

Ueber Cohen habe ich nichts weiter finden können.

(An Kausler, 1838; genauere Datierung unmöglich:) Deine Liebe der Berge, hätt' ich fast gesagt, ist stellenweise ganz prächtig, aber wenn du sie durchliesest, wirst du bedeutende „Bollen" finden, die noch verzettelt werden müssen. Ich bin überzeugt, du wirst in Zukunft mit deinen Schriften weit weniger Mühe haben, wenn du von vornherein den stilistischen Notwendigkeiten mehr Recht einräumst. Was ich bei dem Inhalt zu sagen habe, und wo die Form bald eine sanftere, bald eine merklichere Wendung erfordert, davon mündlich. Namentlich scheint mir noch eine Deduktion hineinzugehören, wie die Frauen zugleich mit der Kirche und im Zusammenhang mit ihr Meister der Welt geworden sind, wie daher die religiöse und die moralische Heuchelei zusammenhängen, und wie es ihnen selbst nicht wohl wird, weil diese Herrschaft doch nur eine Sklaverei ist. Auch hab' ich bei dieser Gelegenheit entdeckt, daß Gutzkow oft nur dem stilistischen Klang zu Gefallen faselt: wenn er nemlich fühlt, daß er da und da nicht so kurz drüber hineilen darf. Für mein Portrait bin ich zu tieffstem Danke verpflichtet. Bei Romeo wird man einwenden können, daß Julia seine zweite Liebe ist .... Vom Münchhausen hab' ich jetzt ein Drittel gelesen: er ist säuerlich und unbehaglich, namentlich die Stelle gegen Raupach sehr treffend, aber unangenehm — doch ist es jeder Zoll Immermann, und man muß eben Respekt haben. Die Korrespondenz mit dem Buchbinder ist bis jetzt das Beste. — Ein Geheimnis: die Kunstkennerschaft wird von Moriz bald, wie er mir Hoffnung macht, auf die Bühne gebracht werden. Es ist zwar nur ein Quark, freut mich aber doch, wenn ich gespielt werde. Ich habe ihm auch vom Alexander gesprochen; er will aber nicht dran und spricht mit Bewunderung von Uechtritz.

Aus dem Vorhaben Morizens, des Stuttgarter Regisseurs, ist offenbar nichts geworden. „Alexander" von Ludwig Bauer.

Die inneren Wandlungen der Sozialdemokratie.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Die deutsche Sozialdemokratie ändert sich, indem sie der Welt mit einer gewissen Aufdringlichkeit versichert, daß sie nicht daran denke, anders zu werden. Diese Versicherung ist es zunächst, die wir näher betrachten wollen. Sie ist in ihrer Art notwendig und sie ist auch sachlich relativ wahr. Notwendig ist sie, weil jede große Partei auf den Grundsatz der Stetigkeit und Gleichmäßigkeit aufgebaut werden muß. Man stelle sich vor, was es heißt, 3 Millionen Wähler auf ein Parteiprogramm zusammenzubringen! Auch wenn die gleichartige Klassenlage der Mehrzahl der sozialdemokratischen Wähler die Gewinnung des Einzelnen leichter macht als die Gewinnung einzelner Parteimitglieder im Gebiet liberaler Parteien, so ist es trotzdem eine fabelhafte Mühe, soviele Einzelköpfe zu einer Einheit zusammenzufassen. In jedem dieser Köpfe müssen wenigstens einige Elementargedanken des Parteisystems eingeprägt werden. Begriffe wie Klassenkampf, kapitalistische Ausbeutung, Ende der alten Gesellschaft, soziale Republik müssen in irgend einem Grad von Klarheit sich in die zahlreichen Einzelgehirne eingesetzt haben. Man nennt das „Schlagworte", trifft aber damit das Wesen dieser Elementarbegriffe nicht richtig, denn es handelt sich nicht in erster Linie um rednerische Kraftworte sondern um kurze Bezeichnungen von Vorstellungsreihen, die sozusagen schulmäßig angeeignet werden müssen. Erst dann, wenn die Aneignung vollzogen ist, werden diese Worte auch rednerisch wirkungsvoll, denn dann sind sie die bekannten immer wiederkehrenden Grundakkorde, bei deren Hören das Ohr und die Seele sich wohlfühlt. Ohne solche Worte für ihre grundlegenden Begriffe kann keine Volksbewegung bestehen. Auch der Katholikentag, auch die Kriegervereinsrede sind in derselben Weise konstruiert. Diese Grundworte erscheinen nun bei ihrer unerschöpflichen Wiederholung wie ganz feststehende Größen. Ähnlich wie im religiösen Sprachgebrauch die Worte Himmel, Hölle, Sünde, Gnade täglich von Mund zu Mund gehen, so werden sie im Laufe der Zeit mit einer Leichtigkeit gebraucht, als sei es etwas selbstverständliches, den Kapitalismus und den Klassenkampf begriffen zu haben. Die schlichteren Geister haben in ihnen das, was sie überall und zu allen Zeiten gebraucht haben, die Stützpunkte ihres eigenen schwachen Denkens. Die Parteiredner brauchen diese Worte als ihr unentbehrliches Handwerkszeug. Die stärkeren Denker sowohl unter den Führern wie innerhalb der Masse wissen natürlich, daß in jedem dieser Worte sich ein Labyrinth von Fragen befindet, denn sie wissen, daß die Wirklichkeit, von der die Worte reden, ihrem Wesen nach verwickelt und labyrinthisch ist, aber sie haben gar keine Möglichkeit, ihre vertiefte kritische Einsicht in das Wesen der Parteiformeln denen nahe zu bringen, deren massiveres Denken froh ist, etwas festes gefunden zu haben. Und wozu auch soll man die schwere Resignation, die den Gebildeten ergreift, wenn er sich der Unvollkommenheit aller seiner Begriffe bewußt wird, denen beibringen, von deren naivem Mute man das beste er-

wartet? Das tut kein Volksführer, er heiße Priester oder Agitator, das kann und darf er nicht tun, denn seine Aufgabe ist ja die Willensbildung und zum Willen gehören scharfe Kontouren des inneren Vorstellens. Mit kritischer Durchleuchtung kann man schließlich jeden menschlichen Willen ruinieren. Und für seinen inneren Privatgebrauch muß auch der höchstgebildete Mensch sich Formeln machen. Die Streite und Debatten über Klassenkampf und soziale Republik sind deshalb praktisch gefährlich. Sie gefährden das Resultat langer Mühen und vieler Opfer und gerade die jenigen, die von der Unzufriedenheit aller menschlichen Formelworte am tiefsten überzeugt sind, sind oft, weil sie Willensmenschen sind, am meisten dafür, die vorhandenen Worte nicht zu stürzen, da sie wissen, daß auch die nächste Schichtung von Worten wieder nur relativ wahr sein wird.

Und ist denn der Wahrheitsgehalt der sozialdemokratischen Formeln schon zu Ende? Wenn er ganz zu Ende wäre, dann könnte keine Kunst und kein Wille die Formeln mehr aufrecht erhalten. So aber steht es nicht. In jedem der sozialdemokratischen Grundbegriffe ist vieles, was gar nicht hinwegdisputiert werden kann und was auch der Gegner der Sozialdemokratie als objektive Wahrheit anerkennen muß. Es gibt einen beständigen Kampf der Oberen und der Unteren, der Herren und der Knechte, der Erbenden und der Nichterbenden, der Steigenden und der Sinkenden. Dieser Kampf ist in dem Wort „Klassenkampf" auf eine etwas zu rohe und schematische Formel gebracht, aber kann man nicht jeden abhänigigen Mann im Volke, und sei er der christlichste und bravste, zu der Anerkennung bringen, daß er seine Abhängigkeit als Lebenshemmung empfindet? Und tritt nicht der Kampf immer wieder in grellen Einzelbeispielen zu Tage? Sind die Kontraste der Villa und der Hütte nicht vorhanden? Wo deshalb einmal der Begriff Klassenkampf zum Ausdruck dieser Abhängigkeiten und Kontraste geworden ist, da ist es sehr schwer ihn in seiner Relativität aufzuzeigen, denn für den einfacheren Verstand sind die Einzelerfahrungen des Lebens durchschlagender als alle mühevolle Begriffsarbeit. Und auch auf der Oberstufe des Denkens ist die Idee vom Klassenkampf keineswegs restlos erledigt. Hier weiß man, wie wir vorhin sagten, daß die Fülle der verwickelten Interessen sich nicht so einfach darstellt wie es nach dem Wort Klassenkampf erscheint, aber hat denn nicht Marx gegenüber der Lehre von der natürlichen Harmonie der Interessen schließlich doch das größere Recht? Die Darwin'sche Lehre vom Kampf ums Dasein hat sich auch im gebildeten Denken ihren Platz erobert und wird trotz aller Kritik an Darwin'schen Ausführungen nicht wieder beseitigt werden, solange jeder Einzelmensch den Kampf erlebt. Und ähnlich ist es mit allen anderen sozialdemokratischen Grundbegriffen. In ihnen ist etwas, was man dramatische Illusion nennen kann, nämlich die Vorstellung, als sei heute der alte Kampf von Licht und Finsternis rein ökonomisch geworden und dränge zu einer endgültigen vulkanischen Lösung, aber in ihnen ist gleichzeitig viel reelles und gar nicht tot zu machendes Empfinden der modernen Arbeiterschaft. Wer nun die alten Begriffe antastet, der hat eine dialektisch kaum zu bewältigende Aufgabe vor sich, nämlich die Sonderung des Reellen vom Phantastischen. Deshalb machen alle revisionistischen Theorien einen so gebrochenen Eindruck und

derjenige bleibt, auch wenn es nicht Bebel selber ist, stets im Vorteil, welcher für die Unantastbarkeit des geheiligten Glaubens eintritt. Es wird also noch auf lange hinaus beschlossen werden, daß man das alte Programm unentwegt hochhält. Die Geschichte der theoretisch-akademischen Revisionisten hat, das müssen wir offen sagen, mit einer Niederlage geendet. Die Niederlage besteht nicht darin, daß nun nicht mehr revisionistisch gedacht wird, sondern nur darin, daß man nur unter dem Schutz der herkömmlichen Formeln revisionistisch denken darf, wenn man in der Partei geduldet sein will. Es ist eine Art von Zwangsanpassung entstanden wie sie in der Kirche von alters her geläufig ist: die freiere Richtung lebt unter den Bekenntnissen als eine Richtung minderen Rechtes, aber sie lebt weiter.

Wie ist es denn, wenn der einzelne Mensch sich geistig ändert? Bisweilen tut er es in scharfem Bruche mit seiner eigenen Vergangenheit meist aber besteht die Aenderung in einem langsamen Vorgange, bei dem die alten Hauptbegriffe nicht an sich weggeworfen sondern nur in ihrer Wertschätzung, Beleuchtung und Klarheit verändert werden. Das Interesse wendet sich neuen Dingen zu und aus neuen Interessen werden neue Begriffe, die zuerst gelegentlich gebraucht werden, an die man sich aber gewöhnt, bis sie im Laufe der Zeit ebenso kräftig und von vielfältigen Hilfsgedanken und Gefühlen umsponnen ihr Heimatrecht im Bewußtsein erlangen wie die alten Begriffe. Erst dann, wenn neue Begriffe ganz eingewöhnt sind, erfolgt die bewußte Zurückstellung der alten. Solange aber der Umwandlungsvorgang noch im Werden ist, erscheint es dem Einzelmenschen, und sei er noch so ehrlich mit sich selbst, als eine Untreue gegen sich und als ein Mangel an Selbsterhaltungskraft, wenn er gestehen soll, daß ihm seine alten Begriffe von Wolken umzogen sind. Er bekennt sich im Zweifelsfall zu dem, was in ihm das ältere ist. Mehr aber als der Einzelmensch tut das eine große, allgemeine Volksbewegung, denn in ihr zerlegt sich ja das, was wir eben als inneren Vorgang eines Einzelbewußtseins dargestellt haben, in Aktionen und Bekenntnisse verschiedener Menschen. Hier müssen die neuen Begriffe schon sehr fest und breit geworden sein, ehe sie Macht genug haben, das Bekenntnis zu erzwingen, daß alte lieb gewordene von hunderttausenden hundertmal gesprochene Worte nur begrenzten Wert haben. Trotzdem wird der Beurteiler, der ebenso beim Einzelmenschen wie bei der Massenbewegung, die Umwandlung sich vorwärts bewegen sieht, den Selbstzeugnissen der sich Wandelnden nur einen gewissen und nicht übermäßig hohen Wert zumessen. Er beurteilt die Umwandlung nach ihren aufsteigenden und nicht nach ihren sinkenden Elementen und beurteilt sich damit oft viel richtiger als die Betreffenden selbst. Er sieht im heute das morgen, während die Betreffenden selber im heute das gestern als noch vorhanden beteuern. Das ist es, weshalb auf uns die feierlichen Bekenntnisse sozialdemokratischer Parteitage nur einen vorübergehenden Eindruck machen.

Wer freilich die Aufgabe hat, die Sozialdemokratie im Auge des Nichtsozialdemokraten herabzusetzen, dem kommt es für sein konservatives oder klerikales Agitationshandwerk sehr zu statten, daß er sich an die feierlichen Bekenntnisse halten kann. Je massiver und orthodoxer der alte Glaube bekannt wird, desto lieber ist es ihm, denn desto sicherer kann er zuschlagen.

Er weiß, daß diese Bekenntnisse nicht mehr ganz richtig sind, aber solange die Beschuldigten selber sie bekennen, ist er im Recht, wenn er sie dem Volke zeigt. Die nichtsozialdemokratischen Zuhöhrer sind seit 30 Jahren gewöhnt, die alten sozialdemokratischen Formeln abscheulich zu finden. Diesen Vorteil dürfen sich die Tageskämpfer nicht entgehen lassen. Also bestärken sie sich in ihrer alten Wut und machen es damit den Sozialdemokraten noch viel unmöglicher, ihren alten Bekenntnisbestand zu revidieren. Es würde ja so aussehen, als opfere man den alten Glauben vor den Gegnern. Auf diese Weise festigt die gewöhnliche Taktik der Gegner das sozialdemokratische Programm, indem sie sagen, daß sie es bekämpfen wollen.

Und doch, und trotzdem drängen sich in der sozialdemokratischen Masse neue Begriffe in den Vordergrund, denn die Welt selbst, in der die Sozialdemokratie lebt ändert sich. Eben jetzt sehen wir, wie stark der gewerkschaftliche Gedankenkreis schon geworden ist, weil die Gewerkschaften stark gewachsen sind. Noch gibt es keine gewerkschaftlichen Formeln, die so einfach und handlich sind wie die alten marxistischen Programmworte, aber der neue Gedankenzusammenhang ist doch schon fest genug, um nicht mehr von den feierlichen Verkündigungen des alten Glaubens erdrückt zu werden. Der Gewerkschaftler legt sein Normalbekenntnis ab und dann geht er dazu über, das zu denken und zu tun, was für ihn in seiner heutigen Welt nötig und richtig ist. So gut es geht, drückt er das neue in alten Redewendungen aus. Er verlegt beispielsweise das Wort Klassenkampf in den Gewerkschaftskampf hinein und denkt dabei weniger an die weltgeschichtliche Kraftprobe zwischen alter und neuer Gesellschaft als an die Kraftproben seiner Organisation. Er redet noch von der sozialen Republik, aber sein Denken beschäftigt sich mit der Gewinnung von Einfluß in den Gewerbebetrieben. Er spricht von der Abschaffung des Lohnsystems, wünscht aber höhere Löhne zu erlangen. Er sagt, daß er die ganze Macht im Staat gewinnen will, ist aber zunächst darauf bedacht, ein besseres staatliches Koalitionsrecht zu erlangen. Er redet international, ist aber im gewöhnlichen Lauf der Dinge ein Partikularist seines Gewerbes. Er bekennt die Minderwertigkeit der ganzen bürgerlichen Gesellschaft und ist dabei auf dem besten Wege, mit Frau und Kindern ein kleiner Bürger zu werden. In der Versammlung ist er Marxist, nachher aber ist er einfach Sozialdemokrat.

Natürlich suchen die Wortführer des alten und neuen Marxismus diesen Zustand in Abrede zu stellen, aber die Tatsachen reden deutlicher als ihre Deklamationen. Woher kommt es denn, daß Bebel und seine nächsten Gesinnungsgenossen soviele Mühe aufwenden müssen, um die Bekenntniseinheit der Partei zu wahren? Sie fühlen von allen Seiten her die Abschwächung ihrer Formeln. Ueberall ist Umwandlung, überall ist neue Art, die Welt zu erfassen. Man bringt es noch fertig, die alten Worte zu bekennen, aber man sieht, daß die Kraft der alten Begriffe nicht mehr stark genug ist, das praktische Handeln der Parteigenossen zu beeinflussen. Trotz aller Ketzergerichte gibt es immer neue Entgleisungen. Bei jeder Wahl, bei jeder Diskussion, bei jeder Abstimmung ist die Rechtgläubigkeit in Gefahr. Die revolutionäre Sozialdemokratie handelt nicht revolutionär. Das ist es, was jetzt vor aller Augen liegt. Sie handelt

nicht einmal so radikal wie es vor 60 Jahren das als schwächlich gescholtene Bürgertum getan hat. Die Sozialdemokratie geht dem revolutionären Kampfe aus dem Wege. Selbst, wo sie direkt provoziert wird, geht sie nicht zum Angriff über. Sie beschwert sich über die Ungerechtigkeiten der Polizei, der Gerichte, der Gesellschaft, aber sie beschwert sich nur. Es ist unmöglich, sie zu revolutionären Taten fortzureißen. Das ist auch alles sachlich ganz richtig gehandelt, denn sie ist eben trotz aller Wählerziffern zu schwach zur Revolution. Sie würde sich nur blutige Köpfe holen und keinen Vorteil. Aber welchen Zweck hat es nun, diesen praktischen Zustand, den alle kennen, den alle sehen, mit dem Kleide der alten Reden zu verhüllen? Das Wort, das einst Saft und Inhalt hatte, wird auf diese Weise zur blosen Phrase. Der Glaube an die dramatische Illusion ist vorbei. Selbst die täglichen Nachrichten aus Rußland blasen ihn nicht mehr in die Höhe. Es klingt wie hohles Echo durch den Saal: es lebe die revolutionäre Sozialdemokratie! Wo ist sie denn? Seid ihr revolutionär, die ihr so ruft? Ihr bedauert, daß ihr es nicht sein könnt, ihr möchtet es gern sein, aber ihr seid es nicht! Das ist die Sprache der Tatsachen. Diese Tatsachen sind es, mit denen Bebel vergeblich verhandelt, daß sie sich ihm fügen sollen.

Man sagt uns, wir sollen den neuen Sozialdemokraten zeigen, der sich aus dem alten herausarbeitet. Wie sieht die Sozialdemokratie aus, wenn sie ihre alten Begriffe langsam überwunden hat? Diese Forderung ist aber falsch gedacht. Was wir sehen und sagen können, ist nur das, was ist. Das was kommt, können wir aus dem Vorhandenen heraus ahnen, es ist aber ein übertriebenes Unterfangen, wenn irgend jemand heute sagen will, welchen Gedankeninhalt in zehn oder fünfzehn Jahren die deutsche Massenbewegung haben wird, denn die unberechenbaren Faktoren sind zu zahlreich. Man kann nur feststellen, in welcher Richtung sich im allgemeinen die Umwandlung bewegt. Die Richtung aber ist folgende:

Die Tatsache, daß die „alte Gesellschaft" stärker ist als man früher gedacht hat, wird ein Bestandteil des Durchschnittsbewußtseins. Damit verliert der Gedanke der Umwälzung aller Macht und Besitzverhältnisse an psychologischer Kraft. Das ist es, was schon heute fast fertig vorliegt. Von da aus verändern sich die Begriffe Revolution und Sozialismus. Das ist es, was jetzt sich vollzieht. Zunächst ist der Begriff Revolution in Angriff genommen. Er wird kritisch auf alle seine Möglichkeiten hin untersucht. Die politische Revolution im „Heugabelsinne" ist schon längere Zeit ausgeschaltet. Der politische Streik der Steuerverweigerung und des militärischen Ungehorsams wird nicht besonders behandelt, da es klar ist, daß er aussichtlos sein müßte. Es bleibt die etwas verwickelte Idee des allgemeinen gewerblichen Streiks mit dem Zwecke der politischen Aengstigung und Störung der herrschenden Gewalten. Hier liegen in der Tat ernste Probleme. Irgendwie und irgendwann muß doch der Arbeiter seine politische Gleichberechtigung erzwingen. Freiwillig bekommt er kein preußisches Landtagswahlrecht und keinen Kommunaleinfluß in Städten mit Dreiklassenvertretung. Die Debatte über den Massenstreik wird noch lange nicht zu Ende sein, aber ihr praktisches Ergebnis ist zweifellos eine Stärkung des Gewerkschaftlertums, denn jede Vertiefung in das Problem des Massen-

streiks führt zu der Forderung einer noch viel umfassenderen, strafferen, gewerkschaftlichen Organisation. Die Kasse der Gewerkschaft ist doch im Grunde die Kriegskasse auch für die politischen Erfolge. Wenn dieser Satz, der heute den führenden Gewerkschaftlern längst vertraut ist, zur Selbstverständlichkeit für die Masse wird, dann vollzieht sich der Uebergang der Führung von den marxistischen Politikern zu den Gewerkschaftlern. Dieser Uebergang wird wahrscheinlich ohne besondere Katastrophen vor sich gehen, nur mit vielen, vielen Auseinandersetzungen. Die Politiker werden dann in die Rolle gedrängt, die sie nach marxistischer Theorie schon immer hatten, nämlich die Ausführungsorgane der ökonomischen Kräfte zu sein. Damit aber hängt eine Verschiebung des Begriffes Sozialismus zusammen, die voraussichtlich ähnlich verläuft wie die Umwandlung des Begriffes Revolution. Die alte Gleichstellung der Begriffe Sozialismus und Zukunftsstaat ist schon heute praktisch aufgegeben. Heute ist Sozialismus ein Ziel und ein Vorgang. Bernstein formulierte: Das Endziel ist nichts, die Bewegung ist alles! Sozialismus ist die Tatsache, daß das arbeitende Volk sich gewerkschaftlich, genossenschaftlich und politisch organisiert und mit immer größerem Nachdruck in der Gewerbeverfassung, im Güteraustausch und in Recht und Verwaltung seinen Willen und seine Interessen kundgibt. Wohin schließlich diese Bewegung führt, wird als geschichtsphilosophisches Zukunftsproblem empfunden und nicht mehr als Gegenwartsangelegenheit. Damit aber verliert das Wort Sozialismus seinen ganz besonderen eigentümlichen Glanz. Man kann schon jetzt in der sozialdemokratischen Presse verfolgen wie es durch Worte wie Arbeiterbewegung und Klassenkampf nicht zurückgedrängt aber im praktischen Sprachgebrauch ersetzt wird. Man fühlt es dem Worte an, daß es keinen ganz festen Begriff mehr darstellt. Es muß erklärt werden. Früher gab es das Wort Kommunismus. Wo ist das eigentlich heute hingekommen? Es war seiner Zeit ein großer inhaltvoller Klang und allmählich hat es sich in die Studierstuben der Kautsky und Mehring zurückgezogen. Das Wort Sozialismus ist viel stärker als das Wort Kommunismus, denn es ist das Hauptwort der ersten Periode der deutschen proletarischen Bewegung gewesen und ist noch das Bekenntnis der drei Millionen, aber Lassalle hat nicht umsonst, ehe er seine Kriegsrufe für das Proletariat schrieb, über Heraklit den dunklen gearbeitet, dessen Philosophie die Lebenswahrheit aufschloß: alles fließt, alles ändert sich, da alles sich immer bewegt. Der Sozialdemokrat, der sich jetzt vor unseren Augen gestaltet, wird an die erste Periode seiner Bewegung mit denjenigen Gefühlen zurückdenken, mit denen heute etwa ein Liberaler von den alten Achtundvierzigern spricht.

Ob diese Entwicklung in jeder Hinsicht erwünscht ist, kann zweifelhaft sein. Sie ist Vorteil und Nachteil zugleich. Der Nachteil liegt darin, daß die politische Energie der Arbeiterklasse auf längere Zeit hin in reinem Gewerkschaftlertum erschlaffen kann. Der Vorteil liegt darin, daß statt unmöglicher Ziele mögliche Ziele sich einsetzen. Die Erwägungen über Vorteil und Nachteil ist aber eine Begleiterscheinung gegenüber einem Umwandlungsprozeß, der sich über den Willen der einzelnen Beteiligten hin wie ein Naturvorgang vollzieht.

Rundschau.

Von familienlosen Kindern und von der Vormundschaft.[1])

Statistische Untersuchungen bilden nie einen Gegenstand für flüchtige Lektüre; und das Spannsche Buch, das den Anlaß zu den folgenden Zeilen gibt, ist überdies nicht leicht, sondern recht schwer geschrieben, weil der Verfasser seine sozialstatistische Arbeit mehr wie notwendig mit methodologischen und formallogischen Begriffsspaltungen verbrämt hat. Aber der Gegenstand des Werkes ist wenig behandelt, von dem äußersten Ernst und von der äußersten Wichtigkeit.

Unser gesamter gesellschaftlicher Bau beruht auf zwei großen Institutionen, dem Arbeitsvertrag und der Familie. Das Schicksal von Gemeinde und Staat setzt sich schließlich zusammen aus dem Schicksal aller Einzelnen, und das Schicksal jedes Einzelnen wird bestimmt, wenn er erwachsen und arbeitsfähig ist, von den Arbeitsverträgen, in die er eintreten kann; und solange er unerwachsen oder nicht arbeitsfähig ist, von der Familie, in der er Schutz und Hilfe findet. Was es, — innerhalb der heutigen Gesellschaft natürlich, nicht in einem unbesiedelten Lande, auf jungfräulichem Boden — bedeutet, wenn Arbeitsverträge nicht geschlossen werden können, wenn Arbeit nicht zu finden ist, das hat sich allmählich der allgemeinen Erkenntnis, auch der vermögenden Bevölkerung, aufgedrängt; was es für den Einzelnen bedeutet, wenn er von der Arbeit ausgeschlossen wird, wie in dieser prosaischen Tatsache des Fehlens eines Arbeitsvertrages das moderne Fatum, die Tragik der heutigen Gesellschaft liegt, ist in dieser Zeitschrift früher einmal von mir ausgeführt worden.[2]) Wunderbar erscheint höchstens, daß die Erkenntnis dieser fundamentalen Wichtigkeit des Arbeitsvertrags erst relativ jungen Datums ist. Bezüglich der Familie steht es freilich anders, wenigstens wenn man die Häufigkeit der bekannten vielfach phrasenhaften Lobpreisungen des Familienlebens, der häuslichen Tugenden usw. bedenkt. Nur hat sich bisher das Recht um die Familie fast ebensowenig bekümmert als um den Arbeitsvertrag: es hat zwar die Vermögensverhältnisse genau geordnet, die entstehen, wenn von vermögenden Leuten eine Familie begründet, d. h. ein Heiratsvertrag geschlossen werden soll; oder die entstehen, wenn eine aus vermögenden Leuten bestehende Familie durch Tod des Familienhauptes, Scheidung der Ehegatten usw. auseinander fällt. Daß das Gesetz aber auch dazu beitragen kann, das Familienleben der Unvermögenden zu stützen durch gehörige Betonung der Pflichten der Eltern oder der Ehegatten, durch Gewährung des erforderlichen Schutzes für die zum Bestand der Familie und zum Leben in der Familie unentbehrlichen wirtschaftlichen Güter (Mobiliarbesitz, Wohnung usw.), ist dem Gesetzgeber kaum zum Bewußtsein gekommen; und was aus jenem Teil der vermögenslosen Bevölkerung wird, der seine Existenz schlechterdings nur in der Familie finden kann, insbesondere also aus den Kindern, liegt z. Z. anscheinend außerhalb der Fürsorge des nur um das Privatrecht, d. h. das private Vermögen besorgten Gesetzgebers; das überläßt er der öffentlichen Verwaltung, der Armenpflege und der Privatwohltätigkeit. Jedes Gesetz kann eben nur die Dinge ordnen, die dem Gesetzgeber bekannt sind; und die Verhältnisse, unter denen die bedürftige Bevölkerung lebt, insbesondere diejenigen, unter denen vermögenslose und elternlose Kinder aufwachsen, sind dem Gesetzgeber, so auffallend dies klingen mag, fremd. Die in Pflegestellen hinaus-

---

[1]) Dr. Othmar Spann, Untersuchungen über die uneheliche Bevölkerung in Frankfurt a. M. — 1905, 4.50 Mk. — Die Bedeutung der Berufsvormundschaft für den Schutz der unehelichen Kinder von Dr. J. Klumker und Othmar Spann. (31 Seiten, Dresden, Verlag von O. Böhmert.)

[2]) Jahrgang 1905, Märzheft Seite 239: Die Tragödie des Arbeitsvertrags.

gestoßenenen oder pflegelos in der Welt herumirrenden Kinder vermögen nicht, ihre Beschwerden zur Kenntnis des Staates und der Oeffentlichkeit zu bringen, oder sich durch Organisation zu einer Macht im Staate zu entwickeln, wie es die Arbeiter im letzten Menschenalter gelernt haben. Und so wissen wir, der Gesetzgeber wie der Verwaltungsmann, der Sozialpolitiker wie der Mann der Presse, von diesen Dingen eigentlich recht wenig. Es ist leicht zu zählen, wieviel uneheliche Kinder innerhalb eines Jahres geboren werden; — oder durch sorgfältige Einschreibungen festzustellen, wieviele Kinder innerhalb eines Jahres zu Waisen oder Halbwaisen werden; — aber es ist sehr schwer, das Schicksal solcher Kinder zu verfolgen, zu beobachten, wie sie sich entwickeln oder zu Grunde gehen, zu vergleichen, wie sich ihr Leben im Vergleich zu dem ihrer glücklicheren Altersgenossen gestaltet, die im Schoße einer Familie aufwachsen. Schon von diesem Standpunkt aus hat die Spannsche Arbeit ein gewisses Interesse. Sie untersucht die Verhältnisse unehelicher Geborener, zunächst der 2120 militärpflichtigen Unehelichen der zwölf Musterungsjahrgänge 1870—1881 in Frankfurt a. M auf Grund des Materials der Stammrolle, sodann von 653 Unehelichen schulpflichtigen Alters auf Grund einer besonderen, mit Unterstützung der Schulbehörde angestellten Erhebung, und endlich die unehelichen Geburten auf Grund des Materials, welches die Geburtskarten des Frankfurter statistischen Amts lieferten. Sie läßt also vollständig beiseite die vollverwaisten Kinder; aber diese Kategorie bedarf auch der Untersuchung vielleicht weniger. Die Zahl der vollverwaisten Kinder hat sich in dem letzten Jahrzehnt nicht vermehrt, sondern relativ, d. h. im Verhältnis zur Bevölkerungszunahme, wie auch absolut sogar vermindert, eine der erfreulichsten und noch viel zu wenig beachteten Wirkungen der Arbeiterversicherungsgesetze.[1]) Dagegen ist von einer Abnahme der Zahl der unehelichen Geburten nichts zu vermerken.[2]) Untersuchungen darüber, wie sich das Schicksal speziell der unehelichen Kinder gestaltet, die bisher fast ganz fehlen, haben daher ihre besondere Wichtigkeit. Nun ist ja etwas Richtiges daran, wenn Spann zu Anfang seiner Arbeit (S. 8) erklärt, daß Ehelichkeit und Unehelichkeit einander wie normale und abnormale Bevölkerungserneuerung gegenüberstehen, aber seine Definition, daß die Unehelichkeit „jene Art der Bevölkerungserneuerung sei, bei welcher die körperlichen, geistigen und sittlichen Entwicklungsbedingungen nicht in funktionell hinreichendem Maße dargeboten werden,“ oder mit welcher „ihrem Begriffe nach eine Degeneration am sozialen Körper verbunden sei“, läßt sich zunächst insofern anzweifeln, als diese Begriffsbestimmung leider auch auf einen

[1]) Im ehemaligen Herzogtum Nassau besteht eine Anstalt, der nassauische Central-Waisenfonds. Derselbe hat kraft Gesetzes die Fürsorge für alle armen Vollwaisen zu übernehmen. Er befreit also die Gemeinden von einer an sich, kraft des Unterstützungswohnsitzesgesetzes ihnen obliegenden Last, so daß ganz sicher ist, daß diese alle Waisenkinder zur Anmeldung bringen. Es betrug nun die Zahl der verpflegten Waisen

1872:	1 133
1878:	1 039
1884:	1 174

(Inkrafttreten des Krankenversicherungsgesetzes: 1. Dezember 1884.)

1890:	1 066
1896:	979
1900:	874
1904:	859

[2]) Die Gesamtzahl der unehelichen Geburten betrug in Frankfurt a. M.

1891:	591	=	11,2 %	aller Geburten.
1896:	840	=	12 %	„ „
1900:	1081	=	12,6 %	„ „

laut Beiträge zur Statistik der Stadt Frankfurt a. M. „neue Folge“. Heft 3 S. 6.

nicht geringen Teil der ehelichen Bevölkerungserneuerung zutreffen würde: man denke an die Ehen, bei denen ein Teil geschlechtskrank, lungenkrank usw. ist, oder an die Ehen, die wie in Frankreich oder innerhalb der Bauernbevölkerung gewisser Teile in Deutschland von vornherein auf das Zweikindersystem eingerichtet werden. Und wenn er die bloß formale Unehelichkeit, „die nur durch das Merkmal des Fehlens einer rechtsgültigen Heirat gekennzeichnet ist," jener „funktionellen" oder eigentlichen Unehelichkeit gegenüberstellt, so möchte sich doch ein klarer Unterschied zwischen beiden vielfach vermissen lassen.

Daß andrerseits die Sterblichkeit der unehelichen Kinder eine viel größere ist als bei der ehelichen, und daß überhaupt die Lage der unehelichen Kinder im großen und ganzen stets ungünstiger gestaltet als die der ehelichen Kinder, ist bekannt genug: der Vater kümmert sich der Regel nach nicht um sie, der Mehrzahl der Fälle nach schon um dessetwillen nicht, weil er eben so arm wie die Mutter und nach seiner Lebensstellung gar nicht im stande ist, sich der Mutter oder des Kindes anzunehmen; die gesamte Umgebung der Mutter, also die für sie in Betracht kommende „Gesellschaft", hat wenigstens keine Sympathie für das Kind; und die Gesetzgebung hat zwar keine Bestimmungen mehr, welche die unehelichen Kinder als Staatsbürger minderen Rechts oder minderer Ehre erscheinen läßt; aber die öffentliche Verwaltung hat sich von den früheren Vorurteilen noch nicht losgemacht[1]); selbst in der Armenpflege ist man leicht zu einer gewissen Härte gegenüber den unehelichen Kindern oder deren Mütter geneigt. Aber abgesehen von diesen Verhältnissen, welche die Gesamtheit der unehelichen Kinder gleichmäßig bedrücken, gestaltet sich doch das Los der einzelnen verschieden, je nach der Umgebung, in die sie von seinem Geschick geführt werden und insbesondere je nachdem ein Kind bei der alleinstehenden Mutter aufwächst oder getrennt von der Mutter der Anstaltserziehung unterworfen oder in eine Pflegefamilie gegeben wird, oder endlich, je nachdem es in die Familie gelangt, die sich seine Mutter durch Heirat mit einem andern Manne geschaffen hat (Stiefvaterfamilie), oder in die, welche der natürliche Vater sich bildet, wenn er eine dem Kinde fremde Frau heiratet und diese zu sich nimmt (Stiefmutterfamilie). Spann glaubt nun, durch eingehende statistische Nachweise über die Gesundheit der von ihm untersuchten unehelichen Kinder, ihre Militärtauglichkeit, ferner über die Berufsausbildung die sie erlangten, über ihre Kriminalität usw. nachweisen zu können, daß von diesen verschiedenen Kategorien der unehelichen Kinder, die in der Stiefvaterfamilie (also bei einem fremden Manne, der die Mutter des unehelichen Kindes geheiratet hat) Aufgewachsenen weitaus die besten, für das Kind günstigsten Verhältnisse aufweisen. Die Stiefvaterfamilie komme sowohl hinsichtlich der körperlichen als auch der geistigen Entwicklungsbedingungen der normalen ehelichen Familie wesentlich gleich (S. 117), während die Unehelichen, deren Mütter am Leben und unverheiratet bleiben, in beiden Hinsichten ein beträchtliches Maß an Degeneration zeigten. Insbesondere glaubt er nachweisen zu können, daß zwar die Unehelichen im allgemeinen in wesentlich höherem Grade kriminell sind als die Ehelichen, was wesentlich mit ihrer mangelhaften Berufsausbildung zusammenhängt (S. 118), daß aber die unehelichen Stiefkinder, also insbesondere die in der Stiefvaterfamilie aufgewachsenen, wesentlich weniger kriminell sind, als die übrigen (S. 118). In der oben angeführten, auf Grund des gewonnenen Materials ausgearbeiteten kleinen Denkschrift, die dem internationalen Kongreß für Erziehung und Kinderschutz in Lüttich gemeinschaftlich von Dr. Klumker und Dr. Spann vorgelegt wurde, wird sogar — S. 24 — direkt erklärt, die zu fordernde ausgedehntere öffentliche Fürsorge für die Unehelichen „brauche sich

[1]) Noch jetzt wird z. B. in den Aufnahmebedingungen gewisser militärischer Bildungsinstitute das Erfordernis der ehelichen Geburt aufgestellt.

nicht auf die einer Stiefvaterfamilie angehörigen Kinder zu erstrecken, denn diese zeigten so günstige Verhältnisse, wie die normale eheliche Familie der gleichen sozialen Sphäre." Nun kann dahingestellt bleiben, ob diese Behauptung nicht zu weit geht; das Material, auf Grund dessen sie aufgestellt ist, enthält der Hauptsache nach nur uneheliche Kinder männlichen Geschlechts, und nur solche, die in einer Stadt mit intensiver öffentlicher Armenpflege und reichlich fließender Privatwohltätigkeit leben, schulpflichtig, also schulfähig sind und zur seßhaften Bevölkerung gehören. Wenigstens wird seitens der Leipziger Armenverwaltung in einer der Denkschrift gewidmeten Besprechung[1]) bemerkt, daß die Behauptung der Denkschrift „nur ein Beweis dafür sei, daß die Ergebnisse, die durch Statistik gewonnen werden, nicht immer mit den praktischen Erfahrungen übereinstimmen. Gerade in den Stiefvaterfamilien werden, wenigstens nach den in Leipzig gemachten Erfahrungen, die Stiefkinder oft schlecht behandelt nnd bedürfen eines ganz besonderen Schutzes. Mißhandlungen, und zwar mehr durch die Mutter selbst als durch den Stiefvater, kommen viel häufiger vor als bei Kindern, die in fremden Familien untergebracht sind." Wie es sich aber auch mit dieser Bewertung der Stiefvaterfamilie verhalten möge — nach dem allgemeinen Eindruck aus der Praxis der Frankfurter Armenpflege möchten wir den Leipziger Erfahrungen jedenfalls nicht widersprechen — so ist doch eine andere Deduktion, zu der Spann sein Material benützt, höchst beachtenswert. Die unehelichen Waisen, erklärt er S. 118, d. h. die unehelichen Kinder, deren Mutter sie nicht in eine Stiefvaterfamilie mitgenommen hat und die nach dem Tode der Mutter in öffentliche Pflege gelangen, nehmen in Bezug auf Militärtauglichkeit, Berufsausbildung, Kriminalität usw. eine Mittelstellung ein zwischen den eigentlichen Unehelichen nnd den Stiefkindern, sodaß es für uneheliche Kinder besser ist, ihre Mutter stirbt, als sie bleibt unverehelicht am Leben. Der Satz wirkt um so erschütternder, als er vorgetragen wird, als das Resultat trockenster statistischer Berechnungen und tabellarischer Aufstellungen, nicht etwa als Endergebnis der von einem Dichter ins Tragische erhobenen Darstellung eines einzelnen Menschenschicksals. Aber er dürfte, wie wir fürchten, richtig sein. Die unehelichen Mütter sind im allgemeinen nicht imstande, ihrem Kinde einigermaßen genügenden Ersatz für die zum besten der heranwachsenden Generation geschaffenen Schutzorganisation, für das in der Familie verkörperte Zusammenarbeiten von Mann und Frau im Interesse der Kinder zu bieten; und es ist daher, und hiermit kommen wir auf einen Punkt, der in der Spannschen Schrift nur angedeutet wird, der aber den Hauptinhalt der Klumker-Spannschen Denkschrift bildet, insbesondere auch der starke Anteil der unehelichen Mütter an den **Vormundschaften** über ihre Kinder gewiß nur zu beklagen. Wenn von den unehelichen Kindern, auf welche sich die Spannsche Untersuchung über die Unehelichen schulpflichtigen Alters bezieht (a. a. O. S. 152), 57,91 % von der Mutter und 13,33 % vom Vater der Mutter bevormundet waren, so bedeutet dies leider, wie jeder in diesen Dingen Erfahrene weiß, daß mindestens in diesen 71,24 % die Vormundschaft nicht genügend wahrgenommen wurde. Das ist kein Vorwurf gegen die unehelichen Mütter oder deren Väter. Man denke nur an die Schwierigkeit, in der sich ein Dienstmädchen befindet, das in irgend einer Seitenstraße in Frankfurt oder München im Dienst steht, und das nun als Vormünderin ihres Kindes sich zum Amtsgericht durchfragen soll, sich mit unendlichen Laufereien und Bittgängen zu den verschiedenen Behörden das „Armenrecht" zur Klage gegen den Vater verschaffen, dann die Klage durchführen, — Termin abhalten, Zustellungen bewirken, den Gerichtsvollzieher instruieren, —

[1]) Blätter für das Leipziger Armenwesen vom März 1906.

und schließlich womöglich die Exekution gegen den verurteilten Vater herbeiführen soll, der sich heute hier, morgen dort in Arbeit befindet und den höchstens ein mit allen Vorschriften der Gesetze und nebenbei mit dem gesamten Geschäftsgang bei dem Verkehr mit auswärtigen Amtsgerichten und Gerichtsvollziehern genau vertrauter Anwalt, keinesfalls aber ein völlig geschäftsunerfahrenes Dienstmädchen oder dessen in irgend einem weltentrückten Dorfe wohnender Vater zu einer Zahlung zwingen kann. Oder man denke sich das Mädchen, das mit dem Pflegegeld rückständig ist, oder es mit Mühe aufbringen kann, wie es die Pflegemutter, die sofort mit Rückgabe des Kindes droht, zur besseren Fürsorge für ihr Kind anhalten will! Soll also für das Kind gesorgt werden, so muß das, was die Mutter oder der Großvater nicht vermag, von anderer Seite getan werden. Es muß ein Dritter mit Wahrung der Interesse des Kindes betraut werden, der die nötige Geschäftserfahrung hat, und der, was fast noch wichtiger ist, genügend über seine Zeit verfügen kann, um diese Geschäftserfahrung dem Kind auch zu Nutzen kommen zu lassen. Nun hat der preußische Justizminister noch neuerdings in einer Verfügung vom 25. Januar 1906 darauf aufmerksam gemacht, daß zwar „vielfach mit Recht über die Schwierigkeiten geklagt werde, geeignete und dienstbereite Vormünder zu finden, daß aber demgegenüber auf die sehr günstigen Erfahrungen hinzuweisen sei, die überall da gemacht werden, wo man sich entschlossen hat, weibliche Personen, gerade auch über fremde Kinder, zu Vormündern zu bestellen. Es könne also von einer ausgedehnteren Heranziehung von Frauen, die ihre Arbeitskraft gern durch Uebernahme eines vormundschaftlichen Amtes nutzbar machen würden, günstige Erfolge für die Wahrnehmung der Interessen der ihnen anvertrauten Mündel erwartet werden". Der Rat ist gewiß gut und richtig. Nur schade, daß die Zahl der Frauen so äußerst gering ist, die nicht durch den Haushalt oder gar durch gewerbliche Tätigkeit verhindert sind, Vormünderinnen zu werden. Wenn in einer Stadt wie Frankfurt nur ca. 10 % der Bevölkerung von einem Einkommen des Familienvorstandes lebt, das über 6000 Mark beträgt, so kann man leicht ermessen, wie gering die Zahl der verheirateten oder unverheirateten Frauen ist, die Zeit und Unabhängigkeit zur Uebernahme derartiger Ehrenämter haben werden, so erwünscht auch ihre Mithilfe tatsächlich bei der fortwährenden Zunahme der Arbeit in der sozialen Hilfstätigkeit ist. Die ehrenamtliche Tätigkeit, die soviel in Anspruch genommen wird und werden soll, reicht eben, speziell auf dem Gebiet des Vormundschaftswesens nicht aus, „die Einzelvormundschaft hat sich überlebt" (Denkschrift S. 29); auch d a n n, wenn man die Frauen selbst zur Hilfe für ihre unglücklichen Geschlechtsgenossinnen heranruft. So gelangt man mit Notwendigkeit zur Forderung der Berufsvormundschaft, die auch Klumker und Spann in der Denkschrift (S. 291) vertreten, allerdings ohne sich über die Organisation der neu zu schaffenden Einrichtung irgendwie zu äußern, und, dem Zweck ihrer Denkschrift gemäß, unter alleiniger Bezugnahme auf die unehelichen Kinder. Der Staat muß Beamte ausbilden und entsprechend besolden, die von Amts- und Berufswegen den Schutz und die Wahrung der Interessen der familienlosen Kinder übernehmen, mag die Familie sich durch den Tod oder durch die Pflichtvergessenheit der Eltern aufgelöst haben oder mag — wie bei den unehelichen Kindern — von jeher nur eine rudimentäre Familie vorhanden gewesen, die Fürsorge des Vaters von Anfang an gefehlt haben. Hat doch der Staat auch den, früher gleichfalls dem Belieben der Eltern überlassenen, Unterricht der Kinder selbst in die Hand genommen, und besonderen, von ihm besoldeten und beaufsichtigten Beamten, den Lehrern, anvertraut. Und wie die allgemeine Schulpflicht, d. h. die obligatorische Zuweisung jedes Kindes an einen Lehrer, keinen Eingriff in die Rechte der Eltern darstellt, so wird auch die Berufsvormundschaft, die allen, der Familien-

fürsorge beraubten oder zeitweise entbehrenden Kindern (z. B. auch den außerhalb ihrer Familie lebenden schulentlassenen Lehrlingen usw.) zu gut kommt, die Bande zwischen dem Kind und der Familie, zwischen dem unehelichen Kind und der Mutter nicht lockern, sondern vielmehr festigen. So erscheint uns die Berufsvormundschaft, die organisierte Beteiligung des Staats an der Fürsorge dafür, daß den schutzbedürftigen Kindern für den Schutz durch die Familie, die ihnen fehlt, Ersatz gegeben wird, gewissermaßen in Parallele zu der Gewerbeinspektion und Fabrikaufsicht, mittels welcher der Staat Einfluß auf die Arbeitsbedingungen nehmen will, — nicht der Fabrikdirektoren und Prokuristen, die sich selbst helfen können, sondern der schutzbedürftigen jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen. Und somit wäre die sozialpolitische Zusammengehörigkeit von Arbeitsvertrag und Familie, mit Hinweis, auf welche wir diese Betrachtungen eröffnet haben, auch am Schluß derselben durch die Forderungen, die wir wesentlich, wenn auch nicht allein im Interesse der unehelichen Kinder, vertreten, bewahrheitet.

Frankfurt a. M. Karl Flesch.

Karl von Wallmenich:

Der Oberländer Aufstand 1705 und die Sendlinger Schlacht.[1])

Es ist nun schon zehn Jahre her oder noch länger, da kam eines Tages ein Dichter zu mir und machte mir eine vertrauliche Mitteilung. Ein Herr aus der direkten Umgebung des Prinzregenten, ein sehr einflußreicher Herr, der in Kunstfragen ein gewichtiges Wort mitrede, habe angefragt, ob der Dichter bereit sei, die 1705er Erhebung der Oberländer unter spezieller Berücksichtigung des Schmieds von Kochel entsprechend zu dramatisieren. Gutes Honorar garantiert, ebenso eine bestimmte Anzahl von Aufführungen. Wo? Beim Oktoberfeste, draußen auf der Theresienwiese. Ich war zuerst etwas betreten. Nicht etwa, weil ich mir selber den gleichen Stoff schon damals auf seine dramatische Gestaltung angesehen hatte, sondern mehr wegen der ganzen Art des Auftrags und vor allem ob des Platzes, auf dem die Dichtung erstehen sollte. Doch auch dafür blieb die Erklärung nicht aus. Man hätte in maßgebenden Kreisen schon lange die Absicht, das bisherige Oktoberfest umzugestalten, zu „veredeln", sagte der Dichter. Das suche man in erster Linie dadurch zu erreichen, daß man statt der üblichen Schießbudenwirtschaft und Würstlbraterei dem Volke gute, vaterländische Stücke auf einer eigens errichteten Bühne unter freiem Himmel vorführe. Der Schmied von Kochel solle den Anfang machen. Allerdings sei dabei ausdrücklich betont worden, daß in dem noch ungeschriebenen Drama das Wort „Oesterreich" überhaupt nicht vorkommen dürfe. Auch die geringste Anspielung darauf sei streng zu vermeiden, ja, sie weise ein für allemal die ganze Dichtung zurück. Als die damaligen Feinde des arg verwüsteten Bayern dürften nur Panduren, Kroaten, Hamaken oder wie diese angenehmen Anwohner der Donau alle heißen, genannt werden, niemals der habsburgische Kaiser. Noch weniger dürfe jenes Losungswort fallen, unter dem die Landesverteidiger damals in der Mordweihnacht zugrunde gegangen sein sollen: „Lieber bayrisch sterben, als österreichisch verderben."

Da ich mir, wie gesagt, den gleichen Stoff in allgemeinen Zügen auf meine Weise bereits etwas zurechtgelegt hatte, konnte ich mir zwar kein rechtes Bild machen, wie der genannte Dichter, mit solchen Vorschriften belastet, ein ersprießliches Drama zu schaffen hoffte, immerhin wollte ich ihn für seine schöne Auf-

[1]) München. Dr. G. Lüneburg Verlag 1906.

gabe nicht direkt entmutigen und gratulierte ihm. Als ich freilich das fertige Stück sah, fiel mir solch ein Akt der Höflichkeit wesenlich schwerer und zu der Behandlung, die ihm seine hohen Auftraggeber später zuteil werden ließen, konnte ich ihm überhaupt nur mein herzlichstes Beileid aussprechen. Man ließ nämlich an maßgebender Stelle Stück und Plan ohne alle Begründung fallen und schien es doch besser zu finden, wenn das Volk auf der Oktoberfestwiese wie bisher Karussel führe und den Schottenhammel frequentiere, statt sich über historische Ereignisse überflüssige Gedanken zu machen.

Doch dies nur nebenbei; bei einer Besprechung des Buches von Karl von Wallmenich interessiert an erster Stelle nicht, was hinterher geschah, sondern der Gedankengang der ersten Anregung von oben, und der setzt sich der 1705er Erhebung gegenüber etwa in folgende Worte um: Ja, wir Bayern sind ganz verfluchte Kerle, die mit einer feinen Vergangenheit aufwarten können, aber dem vielgeliebten Oesterreich, mit dem wir eng verbündet, versippt und verschwägert sind, diesem herrlichen Lande, auch wenn es uns im Laufe der Zeit oftmals ausgeräubert und bestohlen hat, dürfen wir beileibe nicht wehe tun. Darum haben wir schon vor hundert Jahren ein Denkmal für die Landeserhebung verweigert, und darum müssen es heute wieder Panduren und Kosaken gewesen sein. Aehnlich klang es auch aus den feierlichen Kundgebungen im vergangenen Dezember auf dem Sendlinger Kirchhof. Daß ein gewisser Konflikt mit dem freundlieben Nachbarstaate damals bestanden habe, ließ sich zwar an dieser Stelle doch nicht ganz wegdisputieren, aber im selben Atem wurde auch mit froher Genugtuung konstatiert, wie herrlich inzwischen alles sich wieder gewendet habe. Geschwollenes Protzentum und fade Liebedienerei in einem Topfe gekocht — so war's bei der Enthüllung des Denkmals Kaiser Ludwig des Bayern, wo auch kaum erwähnt werden durfte, daß er sich erst mit Friedrich dem Schönen tüchtig herumgehauen hatte, und so war's auch diesmal. Den Rest besorgte das liebe Publikum, das bei solchen Gelegenheiten immer den Maßkrug schwingt, sowie die Vereine zur Erhaltung der Volkstracht, die eine Menge kostümierter Bauern zur Parade nach München geschleppt hatten.

Auf solch offizielle Aufdreherei oberbayrischen Kraftmaiertums, sowie auf die moderne Hofhistoriographie wirkt das Buch von Karl von Wallmenich wie ein kalter Wasserstrahl. Es klagt nicht an, weder den Kurfürsten Max Emanuel, noch den Kaiser Josef I.; es schildert, einfach, klar, ohne Umschweife, den ersteren als skrupellosen Opportunisten der damaligen Zeit, der sich aus Geschäftsinteressen zu Frankreich schlägt, den letzteren als den zielbewußten Monarchen, dem im eroberten Bayern niemand streitig machen kann, daß er der Herr ist. Die das Land auf seinen Befehl überziehen, die auf dem Sendlinger Felde die entwaffneten Bauern niederschießen, sind, wie außerdem unerbittlich nachgewiesen wird, keine Panduren, sondern Deutsche, ja Leute aus Gebieten, die heute zum Königreich Bayern gehören. Und die die Zeche bezahlen müssen, das sind die geprügelten, ausgepreßten, genasführten Bauern. So stellt sich die ganze Erhebung von 1705 zunächst als eine persönliche Abwehr dar, hervorgegangen aus dem Elend der durch Kontributionen, Einquartierungen und Rekrutenaushebungen schwer gequälten Bevölkerung, sie wächst sich aus zu einer regelrechten, sozialen Bewegung, denn sie richtet sich auch gegen die Klöster, die Adligen und die kurfürstlichen Landpfleger, die das Land fast noch brutaler brandschatzen, indem sie Steuern erheben, deren Ursprung sie mit heuchlerischer Miene den fremden Eroberern aufladen. Daß die geknechteten Hunde darunter stöhnen, liegt auf der Hand. Der Patriotismus kümmert sie wenig, auch die Sehnsucht nach dem verschwundenen Kurfürsten ist recht gering. Sie kennen ihn nicht, weder ihn noch seine Kinder, von denen ihnen geschäftige Beamte vorlügen, man wolle

sie aus dem Lande schaffen. Sie vegetieren einfach als die Tiere, die sie noch sind, ohne Eigentum, ohne Recht. Greift ihnen die Faust gar zu stark an den Kragen, dann schlagen sie zu, wie's fällt, sagt ihnen der Lehnsherr oder sein Vertreter, sie sollen zum Sturm marschieren, dann tun sie's, mit blindem, stumpfem Gehorsam. Ausgezeichnet, wie Wallmenich aus der tiefen Nacht der Leibeigenschaft heraus alles erklärt und alles erstehen läßt. Die nach Schäftlarn geschleppten Opfer haben kaum eine Ahnung, für wen oder gegen wen sie da kämpfen sollen; sie warten im Hofe, sie lungern im Schnee herum, während die sogenannten Führer sich mit Klosterbier besaufen und in letzter Stunde noch nicht einig sind, wer beim Angriff auf München vorangehen soll. Daß diesen Befehl schließlich der Hauptmann Mayer erhält, jener von den Oesterreichern brotlos gemachte, kurfürstliche Offizier, der bei den verlassenen Bauern als Einziger treu bis zum Ende aushält, ist der Lichtblick in dem ganzen Bilde. Sonst ist es schwarz in schwarz, aber ohne jedes falsche Pathos, ohne die landesübliche Begeisterung, die bei den obengenannten Jubiläumsfesten wahre Orgien feierte in dreister Geschichtsfälschung und sinnloser Selbstüberhebung. Das Volk, sagt Wallmenich ganz richtig, erzählt eben die Ereignisse nicht so, wie sie verlaufen sind, sondern so, wie es wünscht, daß sie verlaufen wären. Patriotische Gefühle aber dürfen die geschichtliche Wahrheit niemals verdrängen. Und der größte Vorzug des Buches ist eben: es wirkt wahr, unerbittlich wahr, auch an Stellen, wo der Verfasser in Ermanglung ausreichender Quellen zur Hypothese greifen mußte, wie bei der Verschmelzung des Aufstands im Unterlande mit der Bewegung im Gebirge durch den Kriegskommissär Fuchs.

Diese streng materialistische Geschichtsauffassung, die alles aus der Bewegung, aus den Massen erklärt, muß wohl oder übel gewisse Legenden zerstören, die bis jetzt mit der 1705er Erhebung für alle Welt unzertrennlich verknüpft waren. So die vom Jägerwirt, der die ganze Stadt München aus edelstem Patriotismus zur Rebellion weckt, ferner die vom Landpfleger Oettlinger, der, ein zweiter Judas, das Land aus Gewinnsucht verrät, und vor allem die am öftesten besungene, vom Schmied von Kochel, der schon bei Belgrad unter Max Emanuel gefochten hat. Offizielle Hoflesart, die Kriegervereine und die vaterländischen Dichter mögen diese Legenden für ihre Zwecke auch in Zukunft nach Kräften verwerten: in der ernsten Forschung ist's damit ein für allemal aus. Der Jägerwirt, der, wie alle anderen Führer, die Fuchs, die Dänkel, die Passauer, die Haid &c. &c., einfach auf und davon ritt und die Bauern im Stiche ließ, stellt sich dar als ein Mann, der wohl mit Patriotismus, aber mit noch viel größerer Leichtfertigkeit vorging, der Landpfleger Oettlinger, dieser gewissenlose Beamte, der heute mit den Oesterreichern charmiert und morgen dem heimkehrenden Kurfürsten Reverenz erweist, verrät allerdings, aber etwas, was schlechterdings schon lange verraten war. Nicht nur durch die reitende Patrouille des Rittmeisters von Schellenberg, sondern durch sich selber, als heillos verfehltes, übelgeleitetes Unternehmen. Und nun endlich der Schmied von Kochel, der, wo immer patriotische Feste veranstaltet werden, im schönsten, lebenden Bilde unter bengalischer Beleuchtung mit der von der Gräfin Arco eigens gestickten, seidenen Fahne auf den Leichen seiner Söhne sterbend zusammenbricht!

„Die Volkshelden in jenen Kämpfen sind wert, für die Nachwelt fortzuleben. Wir bringen in den 172 Abschnitten dieses Buches nebenbei manche interessante Frage zum Austrag, z. B. gab es einen Schmiedbalthes, den Vorkämpfer in der Sendlinger Schlacht oder ist er sagenhaft wie Tell? Wir weisen sieben gleichzeitige nach und dem Leser wird die Entscheidung nicht schwer fallen." So sagt Professor Sepp in seinem „Bauernkrieg." Er hätte besser getan, es mit der ganzen Forschung etwas genauer zu nehmen, statt sich um Feststellung

der Herkunft einer rein sagenhaften Gestalt zu quälen. Sein mehr wie merkwürdiges Buch hat, wie Wallmenich getrost behaupten durfte, lediglich eine beispiellose Konfusion hervorgebracht. Nicht nur in den Massen, auch bei den Gebildeten. Denn viele Jahre galt diese Arbeit mit ihren bösen Bildern und ihrem noch böseren Stil als ernstes Geschichtswerk. Aber wenn je auf ein Buch, so kann man auf dieses den famosen Ausspruch anwenden, den der selige Dr. Johannes Sigl auf den Verfasser selbst anwandte, indem er ihn, humoristisch wie immer, ein ‚umgefallenes Büchergestell‘ nannte. Ein wüstes Durcheinander, ein Sammelsurium unorganisch aneinandergeklebter Geschichten, Anekdoten und Phantasiegebilde: so zeigt sich das ganze, von Sepp umschlossene Gebiet, auf dem Kraut und Rüben wirr durcheinander wachsen. An sich könnte das gleichgültig sein, und man brauchte dem sonst gewiß verdienstvollen, neunzigjährigen Greise keinen Vorwurf daraus mehr zu drechseln, aber man hat dieses Buch als einzige Grundlage für alle Festbroschüren und Reden bei der Säkularfeier benützt und geduldet.

Dagegen muß protestiert werden. Nicht gegen den Schmied, als liebgewordene Verkörperung der Kraft. Das Volk wird sich von dieser Gestalt nicht mehr trennen wollen, so muß es ihn in dieser Auffassung behalten. Für die Forschung aber hat ihn Wallmenich auf immer eliminiert und zwar durch die einfache Feststellung, daß an den Plätzen, wo die vielgerühmten Heldentaten des Schmiedbalthes stattgefunden haben sollen, überhaupt gar nicht gekämpft wurde. Der rote Turm, dessen mächtiges Tor der Bergriese mit wuchtiger Faust zertrümmert haben soll, wurde von den Oesterreichern noch vor Ankunft der Bauern aus praktischen Gründen geräumt und auf dem Sendlinger Friedhof, wo falsche Ueberlieferung den kühnen Mann wie einen Löwen ringen läßt, fiel überhaupt kein Schuß. Damit ist der bayrische Tell für Leute, die denken wollen und können, beseitigt, an seine Stelle aber tritt bei der Lektüre von Wallmenichs Buch ein anderer, der stillere Größe und tiefere Tragik aufweist als die etwas äußerliche Gestalt des oberbayrischen Keulenschwingers: der für nichts und wieder nichts hingeschlachtete Bauer, dessen Blut um Rache schreit gegen alle, die ihn ausgebeutet haben und gegen den, der ihn durch seine Politik von vornherein dem Elend preisgegeben hat, den in Brüssel lebenden Kurfürsten, der mit seinen Maitressen haust, Krone und Szepter verspielt, während das Land erbärmlich zu Grunde geht.

Die Tagesblätter, deren zahlreiche Abonnenten die alten Geschichtslügen in gewissen Zeitabschnitten immer wieder aufgewärmt zu sehen wünschen, werden Wallmenich für seine schlichte Darstellung ebensowenig Dank wissen, wie jene maßgebenden Kreise, denen es nach ein paar Jahren vielleicht wieder einfällt, den Schmied von Kochel auf dem Oktoberfest paradieren zu lassen. Sie werden das Buch, schon weil es gegen die übliche Loyalität verstößt, größtenteils totschweigen oder an einer Stelle besprechen, daß kein Mensch drauf achtet. So wird die 1705er Erhebung nach wie vor in einem Lichte weiß-blauer Verklärung gezeigt werden, unter erneuten Komplimenten gegen das hochverehrte Oesterreich und unter heißen Dankesgefühlen gegen das angestammte Fürstenhaus. Beim Sendlinger Friedhof wird jetzt wirklich das Denkmal erstehen, das die Vorfahren vergebens ersehnten, und bei seiner Einweihung in zwei bis drei Jahren werden wir alle die schönen Reden wieder zu hören bekommen, die wir diesmal über uns ergehen lassen mußten. Trotz Wallmenich oder vielleicht gerade extra wegen Wallemnich. Denn die offizielle bayrische Geschichte läßt nun einmal die materialistische Auffassung nicht gelten, auch nicht an anderen, recht markanten Punkten, die eine phrasenlose Darstellung nicht minder verdienten wie die vom Verfasser so trefflich geschilderte Erhebung der Oberländer.

Oberammergau. Josef Ruederer.

Ludwig Boltzmann als Mensch und als Philosoph.

Die Aufforderung der Redaktion dieser Zeitschrift, einen Nachruf für Boltzmann zu schreiben, trifft mich in einem stillen Winkel des Gardasees, wo mich wie ein Blitz aus dem immer heiteren Himmel die Kunde von Boltzmanns jähem Tode getroffen hatte. Wiewohl hier aller literarischen Hilfsmittel entbehrend, die für einen wissenschaftlich sein wollenden Nachruf die Daten der Geburt, der Werke des Mannes, seiner Berufungen und was sonst zu einem Gelehrtenleben gehört, liefern müßten, wage ich dennoch der freundlichen Aufforderung zu entsprechen, da in mein eigenes Leben zweiunddreißig Jahre lang Boltzmann immer von neuem wohltuend eingegriffen hat. Und während für den in der Wissenschaft des Verewigten, in der mathematischen Physik, Mitarbeitenden ohnehin Boltzmanns Werke sein Denkmal aere perennius sind und eines Kommentars aus dem menschlich Vergänglichen dieses Lebens nicht bedürfen, wollen die Leser dieser Blätter gerade nur noch einen Blick auf jene schnell welkenden Blumen und Ranken werfen, die sich in der Stunde einer Beerdigung oder Denkmalsenthüllung um den Sockel des Erzes zu schlingen pflegen. „Schwere Tropfen seh' ich schweben von der Blätter grünem Saum".

Mir mischten sich in die Tränen beim Vernehmen jener Todeskunde die von allen Seiten zuströmenden Erinnerungen an die zahllosen Geschichten und Geschichtchen, in die sich während jener langen Jahre für alle, die Boltzmann kannten, das Bild des typischen deutschen Gelehrten, des mächtigen und dabei doch wieder manchmal bis zum Kindischen kindlichen Mannes, des edlen, hilfreichen und guten Menschen, zu heiterem Farbenspiel gebrochen hatte. Ich gebrauchte das bedenkliche Wort „kindisch": aber wer je z. B. Boltzmanns Schriftzüge gesehen hat, die in ihrem steifen Kurrent durchaus an die ersten Schreibübungen der Schulknaben erinnerten, versteht das Wort in dem gewollten Sinne einer Naivität, wie sie sich in Erwachsenen — ja sogar speziell bei Gelehrten — nur ganz selten findet. Und wer ein Lächeln über eine der zahllosen Naivitäten, von denen jüngst auch die ernstesten Nekrologe zu erzählen wußten, auf den Lippen hatte, der gewann ebenso schnell bei jeder näheren Berührung mit Boltzmann das tiefbeglückende Bewußtsein, daß für diese kindlich reine Seele alle Tücken des öffentlichen, insonderheit auch des akademischen Lebens überhaupt nicht existierten, wie sie sonst eben nur für das unwissende Kind nicht existieren.

Ich habe Boltzmann zuerst kennen gelernt im Jahre 1874, da er, der seit 1869 in Graz Physik gelehrt hatte, als Professor der Mathematik an die Universität Wien versetzt wurde. Ich war damals Lehramtskandidat und sehr mitinteressierter Zeuge des blassen Schreckens, der sich unter meinen älteren Kollegen verbreitete, als Boltzmann bei den nächsten Lehramtsprüfungen Dinge, z. B. Zahlentheorie, prüfte, von denen an der Universität Wien bis dahin überhaupt noch nicht die Rede gewesen war. Durch seine Kollegien hob sich aber sogleich das Wissensniveau der Kandidaten aufs ausgiebigste. Als mich Boltzmann 29 Jahre später auf dem Abschiedsabend, den mir die „Philosophische Gesellschaft an der Universität Wien" bei meinem Abgange nach Prag veranstaltete, „Namens der Universität Wien" begrüßte, dankte ich lachend mit der Frage, ob er sich noch der Differentialgleichung

$$\frac{dy}{dx} = 3 \log \text{nat} (1 + x + y) - \cos (x \cdot y)$$

erinnere, die er mir als Prüfungsarbeit gegeben und die mich damals „Schrecken und endlose Angst" gekostet hatte; er antwortete ebenso lachend: „Nun, so sehen Sie wenigstens, daß ich Ihnen etwas zugetraut habe". Es sei gerade aus seiner

didaktischen Tätigkeit festgehalten (denn auch dieser flicht die Nachwelt keine Kränze, während die rein wissenschaftlichen Werke immer wieder für sich und auch ohne die lebende Persönlichkeit des Lehrers noch zu Generationen von jungen und alten Schülern sprechen werden), wie er trotz seiner ungefügen Schrift in tadellosester Klarheit während einer kurzen Stunde die lange Schultafel gar vielemal zu füllen und aus jeder einzelnen Stunde die Hörer mit dem frohen Bewußtsein zu entlassen wußte, wieder ein tüchtiges Stück zugelernt zu haben. Daß dabei überall an die Lehrkunst dieses Meisters der strengsten aller Wissenschaften ganz eigenartige Maßstäbe angelegt werden müssen, und daß auch er selbst solche angelegt hat, belegt mir die Erzählung eines Münchener Freundes und Kollegen (Historikers), mit dem zusammen ich diese flüchtigen Worte zu Papier bringe: Boltzmann hatte während seiner Münchener Jahre einen Vortrag in der Gesellschaft der „Zwanglosen" gehalten, der sich viel näher dem Niveau der ihm gewohnten höheren und höchsten Mathematik als jenem gewöhnlicher Sterblichen bewegte; und er schloß ihn mit der Entschuldigung, daß er — zu populär gesprochen habe. Aehnliches zeigt die Stelle aus seinem in Graz gesprochenen Nachruf auf Kirchhoff (abgedruckt in den vor einem Jahre erschienenen „Populären Schriften"): „Schönheit, höre ich Sie da fragen; entfliehen nicht die Grazien, wo Integrale ihre Hälse recken . . ?" —

Haben die wenigen, willkürlich herausgegriffenen Züge von dem Menschen Boltzmann kaum mehr als die eine, die weltfremde Seite seines Wesens andeuten und dem Fernstehenden erraten lassen können, so führen sie doch stetig hinüber zur Eigenart seines sozusagen wissenschaftlichen Charakterbildes, zu der Rolle, die er innerhalb der gegenwärtig mit fast dramatischer, oft tragischer Lebendigkeit und Mächtigkeit einander kreuzenden und bekämpfenden Richtungen der naturwissenschaftlichen Weltanschauungen gespielt hat. Boltzmann war Atomistiker bis ins Unmögliche — wobei ich „unmöglich" seine Ueberzeugung nenne, daß sogar Raum und Zeit selbst nicht Kontinua seien, sondern aus Teilchen bestehen, die durch raum- und zeitlose Abstände von einander getrennt sind: eine Vorstellungsweise, bei der füglich nicht erst dem common sense der Verstand stehen bleiben darf. Für die den Raum erfüllende Materie hielt er die in seinen Jugendjahren fast noch von niemand auch nur in Frage gestellten Atomistik bis in seine spätesten Publikationen nicht nur zähe fest, sondern bildete diese Theorie („kinetische Gastheorie") mathematisch noch immer weiter. Die der traditionellen Atomistik unter Führung Ernst Machs erstandenen Feinde nannten ihn gern die „letzte Säule" jenes kühnen Gedankenbaues, und einzelne haben sogar die auf Jahre zurückreichenden Anzeichen von Schwermut darauf zurück führen wollen, daß er das Wanken jenes Baues erlebte und durch alle mathematische Kunst nicht aufhalten konnte. Ob jene Säule wirklich innerlich geborsten sei — ob Boltzmann sich selber mehr oder minder bewußt oder unbewußt, in seinem Glauben an die Atomistik sich habe wankend machen lassen, darüber fehlen mir alle positiven Belege. Wohl aber darf aus zahlreichen Publikationen die tadellose methodologische Klarheit hervorgehoben werden, mit der Boltzmann die Atomistik als die eine der beiden physikalisch möglichen Hypothesen bezeichnete, die mit der andern — der einer kontinuierlichen Raumerfüllung — den logischen Kampf loyal eben nur ausfechten kann, wenn beide Hypothesen mit gleich scharfen und wuchtigen mathematischen Instrumenten die jeweiligen Grundannahmen in ihre allseitigen Konsequenzen verfolgen und nun diese mit der Wirklichkeit vergleichen. Nur so gibt es Verifikation und Exklusion von Hypothesen; und das Schauspiel eines solchen Kampfes ist für jeden logisch (nicht einmal nur im engsten Sinne wissenschaftlich) Denkenden ein lehrreiches, ja erhebendes. Ein Ende des Kampfes hat Boltzmann nicht erlebt. Aber schon während des Streites durfte er immer wieder

triumphierend darauf hinweisen, daß die Gegner seiner Sache es nicht einmal versucht haben, gleich scharfe und wuchtige Waffen, nämlich die einer ins kleinste eindringender Analyse und Synthese zu gunsten auch ihrer Sache, ins Treffen zu führen. Und so spricht die ganze Sachlage zwar nicht aus dem physikalischen Enderfolg (wie einen solchen einst Huygens Wellenlehre des Lichtes gegenüber Newtons Emissionslehre geltend machen konnte), es spricht aber eben jenes allgemein wissenschaftstheoretische Argument dafür, daß Boltzmann mit dem Bewußtsein eines Ueberlegenen, vielleicht eines Siegenden, wenn auch noch nicht Siegers aus dem Leben gegangen sei.

Wieder führt uns dieser Blick auf Boltzmanns wissenschaftspraktische Logik hinüber zu jener Seite seines Wesens und Wirkens, die schon im Titel dieser Zeilen „Boltzmann als Philosoph“ nicht unabsichtlich das Befremden manches Lesers erweckt oder vorweg genommen hat. Boltzmann hat im Sommer 1903 zu seiner normalen Lehrverpflichtung als mathematischer Physiker einen Lehrauftrag für Philosophie auf sich genommen. Und da wir nun in den Nekrologen lesen, daß die mit der Vorbereitung auf diese Kollegien verbundenen Anstrengungen und Aufregungen beigetragen haben zur nervösen Ueberreiztheit, welcher der gewissenhafte Mann nun ein so schreckliches Ende gesetzt hat, so mögen auch einige tatsächliche Mitteilungen auf diesem flüchtigen Blatte Platz finden, weil ja Boltzmanns Philosophie in den Annalen der Wissenschaft doch nicht ebenso unsterblich sein wird, wie seine Mathematik und Physik.

Es war mir am 26. Oktober 1903 (dem Tage jener Abschiedsfeier in der Philosophischen Gesellschaft) und am darauffolgenden Tage vergönnt, einer der 600 Hörer der beiden ersten Vorlesungen Boltzmanns über „Naturphilosophie“ zu sein. Der Wortlaut ist in mehreren Zeitungen und nun auch wieder in den Populären Schriften abgedruckt, und daher der seltsame Eindruck, den der scherzende Ton auf jeden machen mußte und muß, der es mit Philosophie so ernst nimmt wie mit Mathematik und Physik, ein weit über die Universität Wien hinaus öffentlich gewordenes Geheimnis. Zwar entfesselten Stürme von Heiterkeit sogleich die Eingangsworte: „Wie komme ich dazu, Philosophie zu lehren? Es heißt zwar: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Aber das gilt doch nur von Gott, nicht von einem Ministerium.“ Und die Heiterkeit erneute sich von Satz zu Satz; so, als er am nächsten Tage die Worte: „Das wäre ein jesuitischer Kniff“ zurücknahm mit den Worten: „Ich wollte ja nur sagen, das wäre eine gewisse Hinterlist.“ Möchten aber alle Lacher von damals, denen heute freilich das Lachen vergangen sein wird, doch auch des tiefen, ja erschütternden Ernstes eingedenk bleiben, mit dem Boltzmann gegen Ende der ersten Vorlesung sagte: „Ich habe viel in den Wissenschaften gearbeitet; aber wenn ich mich frage, wie kommt es, daß ich hier stehe, und daß ich überhaupt da bin — und was wäre es, wenn ich nicht wäre — so sind das für mich nur Rätsel!“ Wer nicht nur dieses Bekenntnis gehört, sondern die tiefe Erregung in den Zügen und der ganzen Haltung des verehrungswürdigen Mannes gesehen und sich eingeprägt hat, der weiß, in welchem Sinne Boltzmann trotz allem und allem Philosoph war: er, der in seinen Fachwissenschaften jeder, nicht nur der akademischen Schülerschaft hochüberlegene Meister — hier, in der Philosophie als einem Inbegriff letzter Fragen des Lebens demütigster, seine volle Unwissenheit kindlich treuherzig eingestehender Schüler! — Freilich ein seltsamer Anblick auf einer Lehrkanzel der Philosophie — aber nicht mehr seltsam für denjenigen, der acht Jahre früher auch Ernst Mach bei der Uebernahme eben dieser Lehrkanzel hatte sagen hören: „Ich bleibe Naturforscher!“ (wie Mach sich auch in seinem neuesten Buche „Erkenntnis und Irrtum“ nachdrücklichst dagegen verwahrt, je Philosoph genannt worden sein). Mag die Philosophie und in ihrem Namen jeder, der noch den Mut

hat zu sagen: „Ich bleibe Philosoph!“, manchmal nachgerade verzweifeln angesichts der sich häufenden Tatsachen, daß für die Philosophie heute keineswegs das als Recht gilt, was für alle andern Wissenschaften längst als billig anerkannt ist, so mögen diese einen selbstlosen Trost doch gerade wieder aus Schauspielen wie dem nun zu tragischem Abschluß gekommenen schöpfen, daß das Bedürfnis nach Philosophie eben stärker ist und bleibt, als alle Auflehnung gegen ihren rein wissenschaftlichen Betrieb.

Es würde uns sogleich wieder in allzu fachwissenschaftliche Erwägungen drängen, wenn man die wohl ebenfalls (wie seine Atomistik des Raumes und der Zeit) als von vornherein unmöglich zu bezeichnende Haltung Boltzmanns zur eigensten Domäne wissenschaftlicher Philosophie, zum Psychischen, beschreiben und erklären wollte. Ich habe so manche Stunde im Gespräch darüber mit meinem verehrten und geliebten Lehrer zugebracht. Seine ultima ratio war immer: Wenn alles Molekularbewegung ist, warum soll nicht auch dereinst mein Denken, mein musikalisches Genießen sich als Molekularbewegung herausstellen? Daß Ton nicht Schwingung, daß mein Denken Denken, also etwas anderes als Molekularbewegung ist und bleibt, wenn auch Bewegung (oder was sonst für ein physischer Vorgang) als notwendige Bedingung meines Denkens erkannt ist — dieser Erwägung war und blieb Boltzmann unzugänglich. — Ist eine solche Neigung zum Uebersehen des Psychischen als einer Tatsachenklasse sui generis die für immer unvermeidliche Folge einer intensiven Beschäftigung mit den Tatsachen und Gesetzen der physischen Welt? . . . Sollte es trotz allem, was wir während der 300 Jahre seit Galilei an Blühen und Früchtetragen der Mechanik und sonstiger Physik und an Unbebaut- oder Verkümmernlassen des psychischen Feldes erlebt haben, dennoch einen Weg ins gelobte Land eines harmonischen Verhältnisses der physischen zur psychischen Welt und Wissenschaft geben — als Theoretiker hat Boltzmann vor der Schwelle dieses Weges halt gemacht. Als nicht bloß Denkendem, sondern als Erlebendem aber ist ihm keine Provinz auch jenes andern Reiches, das der seelischen Erlebnisse, fremd geblieben. Die Freude am Wahren hat er erlebt und genossen, wie es eben nur einem in diesem Gebiete Schaffenden vorbehalten ist. „Die höchste geistige Erhebung“ dankt er dem Schönen in fast leidenschaftlichen Huldigungen für Schiller und Beethoven (im Vorwort zu den Populären Schriften). Schlicht menschliches Glück hat er genossen an der Seite seiner Gattin im Kreise seiner Kinder, und an einer durchgängigen Verbindung dieses Familienglückes mit seinem wissenschaftlichen Interessenkreis hat es nie gefehlt. Denn wie einst seine junge Gattin ihm zeitraubende Integrationen ausführen half, so hat er es im vorigen Jahre noch erlebt, daß am selben Tag Sohn und Tochter den Doktorgrad in Naturwissenschaften erwarben. — Und warum nun doch ein solches Ende? Als ich ihn während der jüngsten Osterferien zum letzten Male besuchte, erpreßten ihm körperliche und seelische Leiden die Klage: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es mit mir ein solches Ende nimmt.“ Dieser Tage schreibt mir ein junger Freund, der Boltzmanns und mein Schüler gewesen war: „Wenn man nur wüßte, daß es mit seinem klaren Bewußtsein und Willen geschehen ist!“ Zwei Frauen, die vor einigen Jahren als seine Nachbarinnen in fröhlicher Tischgesellschaft schwer litten unter dem durch Nichts zu brechenden Schweigen des verstört vor sich hinstarrenden Mannes, berichten mir, daß sie ihn erst in einem Gespräch über Selbstmord das einzige Wort des ganzen Abends sprechen hörten: „Das Leben nehmen kann sich nur, wer nicht bei Sinnen ist.“

Wie zu Ende kommen mit dem Grübeln, welches Uebermaß von Schmerzen einen so überhell leuchtenden und die ganze leblose Natur durchleuchtenden Geist aus dem Leben gejagt haben mag? Und so hat Boltzmann, den seine berufenen

Genossen auf dem Gebiete der Naturforschung immer und auch in den jüngsten traurigen Tagen als einen der Allergrößten aller Zeiten, als den Vorletzten eines Dreigestirnes neben Helmholtz und William Thomson verehrt und gepriesen haben, uns härter als seit langem die bange Frage nach Sein und Nichtsein aufs Herz gewälzt — er hat uns noch sterbend wieder einmal — philosophieren gelehrt!

Malcesine, 17. September 1906. Alois Höfler.

Wie entstehen Erdbeben?

Zum zweitenmal in diesem Jahre hat uns vor wenigen Wochen die Nachricht von heftigen Erdbeben, durch welche zahlreiche Bewohner westamerikanischer Küstengebiete an Leben und Eigentum schwer geschädigt wurden, aufs tiefste erschüttert. Noch waren die Spuren der Katastrophe, die am 18. April d. Jhrs. San Francisco und seine Umgebung in weitem Umkreis verheerte, nicht beseitigt, als uns am 17. August, also knapp vier Monate später, die Kunde von neuen heftigen Erdbeben erreichte, durch welche Valparaiso, Santiago, Quillota und eine Reihe anderer chilenischer, ja selbst argentinischer Städte ganz oder teilweise in Trümmerhaufen verwandelt wurden. Ermüdet von des Tages Mühe und Arbeit waren die Einwohner jener blühenden Städte im Begriff, sich der Ruhe und Erholung hinzugeben, als am 16. August, abends 7½ Uhr, jäh und unversehens das Unglück über sie hereinbrach. Und schneller als der elektrische Funke mit den mancherlei Hemmungen, die die Verkehrseinrichtungen ihm auferlegen, dies vermochte, haben die Erschütterungen, die von Valparaiso quer über die Anden bis nach Mendoza in Argentinien sich erstreckten, in Deutschland, wie in den übrigen Kulturländern sich selbst angemeldet: schon um 1¾ nachts des folgenden Tages, also in Anbetracht der sechsstündigen Zeitdifferenz in etwa einer Viertelstunde, hatten die Erdbebenwellen eine rund 12000 Kilometer lange Strecke durcheilt und wurden sie auch bei uns fühlbar — freilich nur für den gegen Bodenbewegungen äußerst empfindlichen Seismographen, auf dessen Papierstreifen sie im Laufe der Nacht und des folgenden Tages ein vollständiges Diagramm des Hauptbebens und der zahlreichen nachfolgenden Stöße aufzeichneten.

Wohl manchem wird sich beim Lesen der eingetroffenen Hiobsposten die Frage aufgedrängt haben: wie entstehen eigentlich Erdbeben? Und welches ist speziell die Ursache des letzten chilenischen Bebens? Wir wollen versuchen diese Fragen, soweit es der Stand der Erdbebenkunde und die bis jetzt vorliegenden Nachrichten aus dem neuesten Zerstörungsgebiete zulassen, kurz zu beantworten.

Die Erdbebenkunde unterscheidet dreierlei Arten von Erdbeben: vulkanische Beben, Einsturzbeben und tektonische oder Dislokationsbeben.

Die ersteren sind lediglich Begleiterscheinungen vulkanischer Eruptionen. Der gewaltige Druck, mit dem die glühendflüssigen Lavamassen durch hochgespannte Dämpfe gegen die Kraterwände gepreßt, ja oft geschleudert werden, bringt die Gesteinsdecke des Vulkans und damit auch dessen Umgebung allmählich in mehr oder weniger heftige Erzitterungen. Der Umstand, daß bei selbst heftigen vulkanischen Beben der eigentliche Erdbebenherd in geringer Tiefe unter der durchschnittlichen Bodenhöhe liegt, bringt es jedoch mit sich, daß stets nur ein relativ kleines Gebiet der Erdoberfläche durch sie in Erschütterung versetzt wird. So sind beispielsweise die zum Teil sehr heftigen Erdstöße, die Mitte April dieses Jahres die Bewohner der Umgebung des Vesuv in Angst und Schrecken versetzten, von den in Deutschland aufgestellten Seismographen fast durchgehends gar nicht aufgezeichnet worden und noch viel weniger war dies der Fall bei dem im Mai 1902 erfolgten Ausbruch des Mont Pelé auf der Insel Martinique.

Die Einsturzbeben verdanken ihre Entstehung, wie dies schon der Name erkennen läßt, dem Zusammenbruch unterirdischer, durch die erodierende Wirkung des Wassers oder durch anderweitige geologische Vorgänge entstandener Hohlräume. Da derartige Zusammenbrüche gleichfalls in relativ geringer Tiefe vor sich gehen, besitzt das Erschütterungsgebiet auch bei den Einsturzbeben selten größere örtliche Ausdehnung. Typische Beispiele dieser Art von Beben sind die verhältnismäßig häufig im Karstgebiet auftretenden Erderschütterungen.

Die bei weitem häufigsten und gleichzeitig von den verheerendsten Wirkungen begleiteten Erdbeben sind die Dislokationsbeben, deren Entstehung auf Lagenänderungen (also auf Rutschungen, Faltungen, Verwerfungen, Hebungen oder Senkungen 2c.) einzelner Teile der festen Erdrinde zurückzuführen ist und die ebenso durch ihre lange Dauer, als durch die Größe des Schüttergebietes sich auszeichnen. Vorgänge der eben bezeichneten Art müssen sich stets auf größere Tiefe erstrecken, schon deshalb wird man also Erdbeben, deren Wirkung — für den Seismographen wenigstens — auf der ganzen Erdoberfläche nachweisbar ist, als Dislokationsbeben anzusprechen haben. Daß derartige Beben in den gegen die pazifische Küste steil abfallenden, in ihrem Aufbau also keineswegs völlig stabilen Cordilleren Nord-, Mittel- und Südamerikas ziemlich häufig auftreten, ist längst bekannt; nach dem vor kurzem erschienenen Vorbericht der von den Vereinigten Staaten ernannten Kommission zur Untersuchung der Ursachen und Wirkungen des letzten kalifornischen (San Franciscoer) Erdbebens ist bereits festgestellt worden, daß auch dieses letztere ein Dislokationsbeben war: es zeigte sich, daß längs einer wenigstens 600 Kilometer langen „Bruchlinie“ (deren Entstehung jedoch mindestens auf die Quartärzeit zurückverlegt werden muß) sowohl horizontale, an Zäunen, Wegen, Wasserläufen, Eigentumsgrenzen 2c. erkennbare, als auch vertikale Verschiebungen der beiden, durch diese Bruchlinie getrennten Teile der oberen Erdkruste gegen einander eingetreten sind.

Nach alledem kann wohl kaum mehr ein Zweifel bestehen, daß auch das neueste chilenische Erdbeben ein Dislokationsbeben war; alle Symptome, die Heftigkeit des Bebens, seine lange Dauer, die nach Zeitungsnachrichten bereits beobachteten Hebungen der Meeresküste und manches andere sprechen dafür. Zwar darf nicht verschwiegen werden, daß Chile, wie alle übrigen von den Cordilleren durchzogenen süd- und mittelamerikanischen Länder, reich ist an tätigen, wie an erloschenen Vulkanen und daß leichtere Beben dort keineswegs zu den Seltenheiten gehören; es wäre daher die Möglichkeit, daß vulkanische Ausbrüche bei der Katastrophe mit im Spiel waren, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Leichte Erschütterungen, von denen solche Ausbrüche, wie wir wissen, stets begleitet sind, könnten immerhin die in größerer Tiefe vorhandenen Spannungen erst ausgelöst haben, also die primäre Ursache des heftigen Bebens sein. Indessen sind weder in Chile, noch sonstwo in Südamerika, um die kritische Zeit vulkanische Erscheinungen beobachtet worden, wenigstens liegen bis jetzt keinerlei Nachrichten hierüber vor. Im übrigen könnte der Charakter des eigentlichen Bebens als eines Dislokationsbebens aber selbst dann kaum geändert werden, wenn Wahrnehmungen über entsprechende vulkanische Vorgänge noch nachträglich bekannt werden sollten.

Lebhaft wäre zu wünschen, daß die beteiligten Regierungen ähnlich, wie dies in den Vereinigten Staaten nach dem großen Erdbeben von San Francisco geschehen ist, innerhalb des Hauptstörungsgebietes durch Sachverständige nicht nur über die wirtschaftlichen Folgen, sondern auch über die geographischen und geologischen Veränderungen, welche die gewaltige Katastrophe ohne Zweifel verursacht hat, alsbald Erhebungen anstellen ließen.

München. K. Oertel.

Vom Prinzregenten-Theater.

Lose Blätter aus meinem Tagebuche.

Vahrn bei Brixen. Mitte August.

Bekanntlich „objektiviert" sich das Urteil, wenn man zu Menschen und Verhältnissen eine gewisse Distanz nimmt. Ich will doch zusehen, ob ich es heuer über mich gewinne, mir die Gegebenheiten des Prinzregenten-Theaters von Südtirol aus anzuschauen. Ich kann mir ja auch hier das altgewohnte Bild der Scene recht deutlich vergegenwärtigen: an dieser Stelle stampft der berühmte Tenor mit dem Fuße auf — was man bei Wagner nie tun darf; — dort streicht sich die Walküre ihre Locken zurecht, wenn sie den Helm abgeworfen hat — was auch nicht schön, aber unausrottbar ist. Donner schultert den ganzen Rheingold-Abend über seinen Hammer, wie ein frisch eingetretener Dreijährig-Unfreiwilliger seinen Schießprügel, und im „Wach auf"-Chor der „Meistersinger", bei dem alles Volk in feierlicher Ruhe verharren sollte, dirigieren eifrige Statisten emphatisch mit, als ob es gälte, saumselige Vereinsbrüder eines Liederkranzes aufzumuntern. Beim „Feuerzauber" werden, vermutlich zu Ehren von Brünnhildens Namensfeste, Schwärmer und Raketen abgebrannt, und im Venusberge geht das nicht unverdächtige Rot der „grotte séparée" unversehens in das Blau eines wohleingerichteten Aquariums über. Dann die hergebrachten Beleuchtungsirrungen. Natürlich werden die den munteren David im Ringelreihen umtanzenden Lehrbuben, wenn sie sich der Vorhangslinie nähern, als Kaukasier, und wenn sie in der Runde um einen Meter rückwärts gelangt sind, unversehens wieder als Neger sich darstellen. Das verflixte Rampenlicht! Ich bin nicht sonderlich blutdürstig, aber ich könnte den Regisseur mit meinen Händen erwürgen, der sich's mit sorgloser Verwendung von Rampenlicht an Stellen bequem macht, wo er sich irgendwie mit Ober-, Seiten- oder abgedämpftem Effektlicht zu helfen imstande wäre!

Alles das seh' ich, wenn ich die Augen schließe, hier inmitten meiner lieben Berge genau vor mir. Und ebenso hab' ich, schmerzhaft deutlich, jeden Einsatz des Heldenbaritons im Ohr, der das schönste Organ der Welt besitzt und drei geschlagene Stunden lang mit gleicher Stimmstärke fortsingt. Richtig: Gutrune redet den im Morgengrauen vom Brünnhildenstein zurückkehrenden Siegfried wieder im gemütlichen Tonfall an, wie er bei hergebrachten Gesundheitserkundigungen üblich ist. „Alles weiß ich." Doch da schwillt plötzlich eine grandiose Orchesterwoge auf und deckt das gewohnte Unvollkommene, Kleinliche zu. Jetzt klopft mein Herz. Endlich das große Drama! Wie wird es diesmal aus dem mystischen Abgrunde heraufttönen? Da hörte schon seit Jahren die konventionelle Wagner-Darstellung auf, die man nachgerade just so bis aufs Tipfelchen auswendig kennt, wie die konventionelle Opern-Darstellung. Da brach zumeist der Wagnerische Stil siegend hervor. Was wird Felix Mottl seine Zuhörer heuer erleben lassen? Welche Nuance seines reichen Künstlertemperamentes wird, bei aller strengen Wahrung des bedeutenden, gesetzmäßigen Aufbaus, diesmal vorschlagen? „Das kann ich nun gar nicht mir denken." Ich muß doch nach München fahren.

Etwas später, am gleichen Tage.

Soeben erhalte ich eine Depesche: „Fast alles ausverkauft!" Nun erst recht!

Bogenhausen bei München, 25. August.

Ernst von Possart und ich gingen im vergangenen Jahre einmal lebhaft diskutierend durch die Gasteiganlagen — der hochverdiente Begründer der Münchner Festaufführungen ist Meister des schlagfertigen, anregenden Dialoges. Da

kamen wir zu der Stelle, wo König Ludwig sein Wagnerhaus errichtet wissen wollte. Mit einem Schlage, wie auf Verabredung, riß die Unterhaltung ab, und war bei bestem gegenseitigen Bemühen am selben Abend nicht mehr in Fluß zu bringen.

Bogenhausen 26. August.

Wem gehört das Prinzregenten-Theater? Es gehört dem kunstsinnigen Fürsten, dessen Namen es trägt. Es gehört Richard Wagner, dessen Ruhm es nicht jedesmal, wo sich bisher seine Pforten öffneten, aber doch bereits an nicht wenigen Festtagen der vornehmen reproduzierenden Kunst verherrlichte. Es gehört denen, die als Schaffende in Wagnerischem Geiste weiterstreben. Es gehört Shakespeare und Schiller. Es gehört Max Littmann, der, als er es schuf, sich von einem brillanten Bautechniker zu einem führenden Architekten umbildete — auch wenn ihm nicht alles gleichmäßig gelang. Es gehört dem Andenken Herrmann Zumpes, der der pflichteifrigste unter den in Redlichkeit und Treue gegen das Ideal erstarkten Pädagogen war. Es gehört Ernst von Possart, dem willenskräftigen, rücksichtslos Hindernisse bei Seite schiebenden Bühnenpraktiker. Es gehört Felix Mottl, dem führenden Dirigenten der Gegenwart, dessen Genius in diesem Hause wieder frei die Flügel regt, die ihm Karlsruher Philister vergebens zu zerknittern sich bemüht hatten.

Es gehört jetzt nicht zum wenigsten der Stadt München.

Im vergangenen Herbst gab es eine Krisis. Sie wurde nicht dadurch hervorgerufen, daß man nach dem Rücktritt Ernst von Possarts bezüglich der künstlerischen Leitung und Ausgestaltung der sommerlichen Festaufführungen Wagnerischer Werke in Sorge sein mußte: der Name Felix Mottl bot in dieser Hinsicht für die Zukunft vollgültige Gewähr. Vielmehr lagen die sich erhebenden Schwierigkeiten auf anderen Gebieten. Auf welchen? Ich vermute, daß es sich um Kunstpolitik handelte, von der ich glücklicherweise ebensowenig verstehe wie von der politischen Politik. Der kleine Moritz der „Fliegenden Blätter" würde vielleicht folgende Definition geben: Politik ist, wenn man Jemanden einfädelt. München sollte also eingefädelt werden — von wem, bleibt sich gleichgültig. Erfreulicherweise zerstreueten sich die schweren Wolken, die sich über dem Bogenhauser Viertel zusammengeballt hatten: es muß wohl damals ein kräftiges Wetterschießen stattgefunden haben. Von besonderer, ja von ausschlaggebender Wichtigkeit war es, daß Bürgermeister, Magistrat und Gemeindebevollmächtigte Münchens einmütig die Sache der Festspiele zu der ihrigen machten, in richtiger Erkenntnis der schwerwiegenden Vorteile, die die Festaufführungen nicht nur auf dem Gebiete künstlerischen Weiterstrebens für die Metropole Süddeutschlands mit sich bringen. Die starke moralische Unterstützung, die dem großangelegten Unternehmen seitens der genannten Faktoren zu Teil wurde, erwies sich als noch viel wertvoller, wie die von ihnen gewährte materielle Beihilfe. Das, was die Stadt für das Prinzregenten-Theater und seine Aufgaben zu tun beschlossen hat, darf als vielverheißender Anfang planvoll zu organisierender gemeindlicher Kunstpflege gelten.

Münchens Dasein ist nun einmal in jedem Sinne vom Gedeihen der Kunst abhängig. Was andere Städte für ein Emporblühen der Industrie einsetzen, für das es hier an den unumgänglichen natürlichen Vorbedingungen schlechterdings fehlt, das muß München aufwenden, damit Malerei und Plastik, Kunstgewerbe und Bühne nicht nur „zu leben haben," sondern auch den Weltruf dauernd befestigen, der ihm den regelmäßigen jährlichen Zuspruch von Maecenen wie von geistig regen Elementen aller Nationen sichert. Es handelt sich nicht darum, daß die städtischen Vertretungen Münchens „Opfer" bringen; es handelt

sich um nichts mehr, nichts weniger als darum, daß durch vorsorgliche Maßregeln die wesentlichen Existenzmittel des blühenden Gemeinwesens bewahrt bleiben! Wie das, und zwar im notwendigen gesteigerten Maßstabe vornehmlich auch auf dem weitverzweigten Gebiete des Theaterwesens fortan zu geschehen habe, darüber sind in den Ratsstuben sicherlich schon bedeutsame Gedanken ausgetauscht worden.

Einstweilen hat es für alle, die Bürgersinn besitzen, etwas Erhebendes, in einem Bühnenhause von vornehmem Charakter zu weilen, für das, ohne das zielkräftige Eintreten der Stadt München, vielleicht schon die ersten Tage des Verfalls gekommen wären.

Bogenhausen 26. August.

Man begegnet doch heuer vielen Leuten mit befriedigtem Gesichtsausdruck im Wandelgange und im Garten des Prinzregenten-Theaters — ein Garten, der eine ideale Erholungspromenade böte, wenn der erfinderische Architekt des Hauses die etwas grell wirkenden Bogenlampen maskieren möchte. Den meisten Menschen läßt es sich besser von den Augen ablesen, als abhören, ob ihnen ein Schauspiel gefiel. Wenn sie zu sprechen beginnen, gewinnt oft die Unaufrichtigkeit die Oberhand; die Leute wollen sich reden hören, und finden rascher einen Witz, mit dem sie sich und anderen einen Tadel mundgerecht machen, als einen Gedanken, mit dem sie ein Lob sachlich zu stützen vermögen. Also die zustimmenden Blicke sind in der Majorität. Um so besser! Ich studiere stillvergnügt in den Spiegeln die Reflexe der Physiognomien — es sind erfreulicherweise auch eine beträchtliche Anzahl deutscher darunter, und zwar solcher, deren Träger den Begriff Freibillet höchstens vom Hörensagen kennen. Da packt mich jählings Jemand an und schreit mir freudestrahlend in die Ohren: „Famos geht's! Auch heuer wird kein Defizit zu buchen, sondern vielmehr ein ganz respektabler Ueberschuß zu verzeichnen sein."

O du Esel!

Als ob es auf etliche zehntausend Mark plus oder minus ankäme!

Es ist ja gesetzlich erlaubt, sich selbst abzuschreiben. Somit trage ich zu meiner inneren Erbauung in diese verschwiegenen Blätter einen Absatz aus einer „Eingabe" ein, die ich im Herbst des vergangenen Jahres zu redigieren ersucht wurde. „Was bedeutet denn," hieß es da, „gegenüber künstlerischen, moralischen und schließlich für die Allgemeinheit auch materiellen Werterfolgen, wie sie durch die Aufführungen im Prinzregenten-Theater geschaffen werden, überhaupt die Frage eines etwas günstigeren Abschlusses der Billetkasse, oder, negativ ausgedrückt, die Frage eines mäßigen sogenannten ‚Defizits'? Es gilt hier, ein noch ziemlich weit verbreitetes Vorurteil aufzuklären. ‚Defizit' heißt, sofern ein künstlerisch geleitetes Bühnenunternehmen in Frage steht, Ehrensold oder Zuschuß, ein Zuschuß, der von hochsinnigen Regenten, von weitblickenden Stadtvertretungen im Interesse der Allgemeinheit regelmäßig dankenswerter Weise bewilligt wird. Ohne einen derartigen bedeutenden Zuschuß kann eine Bühne heutigestags überhaupt nicht auf künstlerische Art geleitet werden. Geschieht dies jedoch, so kommt, vermöge der Anziehungskraft, die ein solches Institut auf Inländer wie auf Ausländer ausübt, das Zehnfache der Summe, die der Beitrag jener opferwilligen Faktoren ausmacht, ins Land wieder herein und allen Schichten der Bevölkerung zu Gute! Die Zuschüsse, die den Wiener und Berliner Hofbühnen von allerhöchster Stelle aus zufließen, sind erheblich höher als die durch die Munifizenz des Königlichen Hauses in München geleisteten, also als das programmäßige, das notwendige Ehrendefizit unserer Hofbühnen. Man lasse sich nur sagen, wie verhältnismäßig gut die doch wesentlich kleineren Hofbühnen von Karlsruhe, von Darmstadt dotiert sind. Es gab eine

Zeit, in der die Dresdener Hoftheater sich zu hoher Blüte entfaltet hatten. In dieser Periode stand im Vordergrunde des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Dresdener Lebens eine vornehme, ausgedehnte und sehr begüterte englisch-amerikanische Fremdenkolonie, um die die Elbestadt allerwärts beneidet wurde. Mit dem allmählichen Sinken des Niveaus der Hofbühnen schmolz auch jene Kolonie mehr und mehr zusammen. Heute, da man den Verlust, den die sächsische Residenz dadurch erlitt, klar erkennt, setzt man wieder alle Hebel in Bewegung, um die erste Bühne des Landes auf die Stufe zu heben, die sie einstmals einnahm."

Bogenhausen 27. August.

Es soll beabsichtigt sein, die vom Prinzregenten-Theater nach der Stadt führende Fahrstraße in ihrem ersten Abschnitt zu untertunneln, damit die Besucher der Aufführungen während der Pausen bei schlechtem Wetter trockenen Fußes in den nahegelegenen Maximilianskeller gelangen und dort ein „Souper à eine Mark" einnehmen können. Bravo! Wir sind doch nicht alle als Vanderbilts auf die Welt gekommen.

Bogenhausen 27. August. Nachts.

Soeben kehre ich von einem Ausfluge zurück, der mich vom Herzen Bogenhausens, dem Prinzregenten-Theater, nach München führte. Da ich einen Tramlenker bestochen hatte, konnte ich nach nur viertelstündigem Warten am Halteplatze einen Wagen erwischen, und gelangte mit diesem Vehikel binnen acht Minuten ins Zentrum der Stadt, auf den Marienplatz, binnen zwölf Minuten zum Hauptbahnhof. Das sind doch wahrlich keine Entfernungen für eine Großstadt! „Wir" spötteln über selbstgefällige Pariser oder bequeme Römer, die kaum je das Weichbild ihres Wohnortes verlassen und somit nicht wissen, wie es anderwärts aussieht. Würden „wir" uns nur ein wenig in der Welt umtun, dann würden „wir" wissen, daß man von vielen Quartieren Wiens oder Berlins eine halbe Stunde, von einer Anzahl Londoner oder Pariser Stadtviertel aus noch erheblich mehr Zeit braucht, um zu einem der besuchteren dortigen Theater zu gelangen. Weg also auch mit dem kindisch lächerlichen Vorurteil, daß das Prinzregenten-Theater im Monde oder im Saturn läge!

Stellt man wirklich zweckmäßige Verbindungen von Bogenhausen nach dem Westen, Norden und Süden her — und dies nicht nur für die Zeit der Festaufführungen —, dann wird in der Frist weniger Jahre jede Baulücke „da draußen" ausgefüllt und das Prinzregenten-Theater gerade so Verkehrsmittelpunkt sein, wie es jetzt das hochselige, alias gründlich wurmstichige und im künstlerischen Verstande antiquierte „Hof- und Nationaltheater" am Residenzplatz ist.

Bogenhausen 28. August.

Ein wackerer Amtsrichter im Sächsischen hat soeben ein Buch erscheinen lassen, das er „Evchen Pogner" betitelt. Welch ein Riesenfleiß steckt darin! Ein deutscher Jurist ist beinahe so gründlich als ein deutscher Professor. Aber wie gut, daß unsere Bühnensänger so wenig Gedrucktes lesen! Sie würden sonst gar nicht mehr spielen, unter dem Vorwand, daß sie alle 7569 Ausdrucksschattierungen, die zu treffen die Wagner-Kommentatoren ihnen ansinnen, doch unmöglich zu gleicher Zeit treffen könnten.

Das mochte sich auch die Darstellerin des trauten Goldschmiedstöchterleins zurechtgelegt haben, die ich heute sah. Im übrigen eine herrliche Aufführung! Mottl baut das Werk als geborener Dramatiker auf. Er gestaltet. Und von

Rooy richtet als Sachs mit einem schon ermüdeten Organ viel, viel mehr aus, als seine engeren Berufskollegen, die eine dreimal so starke Stimme besitzen. Denn er färbt den Ton stets dem poetisch-dramatischen Ausdruck gemäß und wirkt dadurch immer überzeugend. — Wie herrlich klangen doch die Trompeten bei geöffnetem unteren Schalldeckel! In der Ausbildung des verdeckten Orchesters ist München Bayreuth voraus.

Auch die Regie hatte ihren fleißigen Tag. Doch warum müssen beim Vortrage des Quintettes die Mitwirkenden nach wie vor auf die Spitzen eines regelmäßigen, steifen Fünfecks festgenagelt erscheinen? Das Pentagramma macht mir Pein.

Bogenhausen 1. September.

Endlich erlebte ich es einmal, daß „auf dem Grunde des Rheins," nämlich während der über den Esdur-Akkord aufgebauten Einleitung des Bühnenfestspiels die Instrumente nicht „schwammen". Auch als Rhythmiker ist Mottl fraglos der bevorzugte Erbe Hans von Bülows.

Bogenhausen 4. September.

Es geht von Mottls Persönlichkeit ein Zauber aus, der durchaus elementare Geniewirkung ist. Er suggeriert dem Zuhörer in jedem Augenblicke das fortschreitende Drama; er läßt alle Bühnenleistungen, auch die an sich sehr gelungenen, noch um ein gut Teil bedeutender erscheinen als sie tatsächlich sind. Er hilft durch sein Können und durch seine inspirierende Kraft über nicht glückliche Besetzungen einigermaßen hinweg. Welch eine Höhe der Gesamtwiedergabe würde erst erreicht werden, wenn dieser Mann für alle Rollen die unter den gegenwärtigen Zeitumständen denkbar beste Besetzung zur Verfügung hätte!

Bogenhausen 6. September.

Wer mit dem Organismus des Theaters vertraut ist, der weiß, daß neben der Begabung, der richtigen Auswahl der Mitwirkenden und der Sonderart mehr oder minder fleißig durchgeführter Vorbereitungen auch allerhand Unberechenbares, das man Glück, Disposition oder Zufall nennen mag, eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt. Somit will es nicht wenig besagen, wenn von sechzehn Vorstellungen nur zwei bis drei gar nicht „einschlagen".

Bogenhausen 7. September.

An keinem Dirigenten läßt sich die Verwandtschaft zwischen dem Charakter der Frau und dem des Künstlers besser studieren als an Richard Strauß. Er kann hinreißend sein und kann einem die Bühne schier verleiden. Joseph Kainz am Kapellmeisterpult: feinspürig, feinnervig, ein Stimmungsbeschwörer ohne Gleichen, in plötzlichen Leidenschaftsausbrüchen die Phantasie der Hörer versengend. Oder auch einmal matt, ungeduldig, am Kunstwerk vorbeistreifend. Das ist ganz natürlich. Je stärker die schöpferische Potenz, um so wechselnder die Disposition, um so mehr von Tag und Stunde abhängig die Fähigkeit, sich mit einem Werk, einem „Heldenleben" zu identifizieren, das nicht das der eigenen Persönlichkeit ist. Den heutigen „Tannhäuser" dirigierte Strauß außerordentlich schön — „wie einst im Mai", lies in Bayreuth. — Eine Anmerkung für denkende Wagnerianer: Tannhäuser ist nicht nur Held, er ist auch nervös. Und so liegt er Richard Strauß vielleicht besser als irgend ein anderes Drama Richard Wagners. Tannhäuser ist ein Schaffender, ein Dichter, zu allen Schmerzen des geistig Gebärenden verurteilt. Um den Tannhäuser gut zu spielen, müßte man sich Goethes Tasso zu eigen gemacht haben. Doch unsere Tenöre, diese Analphabeten der Kunst!...

Bogenhausen 11. September.

Die Festaufführungen sind zu Ende. Ich fühle mich schreibunlustiger als je. In diesen Blättern hab' ich es ja nur mit mir selbst zu tun. Aber auch mir selbst gegenüber find' ich es geschmacklos, Punkt für Punkt aufzuzählen, was ich mit Freude und Dankbarkeit des Herzens genossen, und was ich unlieb vermißte. Kalkulatoren, zu deutsch Rechenkünstler ziehen ein „Fazit"; Berufskritiker wägen das Für und Wider ab. Unsereiner versucht höchstens eigenartige Eindrücke festzuhalten, um später einmal nachzulesen, wie dies und jenes sich in aufnahmewilliger Seele spiegelte. —

Es war schade, daß Mottl nicht zugleich auch den Wolfram und die Brünnhilde spielen, die Szene in allen Bestandteilen herrichten, die Beleuchtungsregie und, was unendlich wichtiger ist, die Regie des Dialoges in allen Einzelheiten vorbereiten und durchführen konnte. Auch Wotans Willen sind Grenzen gezogen, wenn die richtige Walküre nicht am rechten Platze steht — wobei es eine Frage zweiter Ordnung ist, ob Wotan in Walhall mit Ew. Majestät, Herr Direktor oder Ew. Excellenz angesprochen wird ... Ein alter Leser liest zwischen den Zeilen und ein alter Theaterfuchs hört zwischen den Noten. Hab' ich recht gehört, so herrschte diesmal auf der Bühne, alles in allem genommen, doch mehr Ordnung als in früheren Jahren. Bei den offenen Verwandlungen im „Rheingold" und in der „Götterdämmerung" gab es fast gar kein Gepolter mehr. Das hat mich baß erfreut. Der Himmel behüte uns vor denen, die eine freie Kunstübung in eine bureaukratische Zwangsjacke einschnüren wollen! Doch er behüte uns gleicherweise vor trägen, störrischen Demokraten, die alsbald mit verstörter Miene „Bureaukratie, Bureaukratie!" schreien, wenn einmal die für das sichere Arbeiten eines gewaltigen Apparates schlechterdings nötige Disziplin irgendwo durchgedrückt wird ...

Auch glaubte ich herauszuhören, daß in den einzelnen szenischen Sparten eifriger probiert wurde als ehedem. Sogar mit vollem Personal. Aber noch keineswegs genug, in Anbetracht dessen, daß München seinen Festgästen doch Festaufführungen bieten will und bieten muß — bieten muß in Ansehung der Höhe der Billetpreise. Sicherlich hatten es die verdienten, vielbewährten Chefs der Regie, der maschinellen und der Ausstattungssparten an hingebungsvollen Bemühungen in keiner Weise fehlen lassen. Aber es kam hier zu keinen runden, lückenlosen Ergebnissen. Mehrfach erschienen Spiel und Einkleidung der Szene mit zu breitem Pinsel hingestrichen. Die von Wagner geforderte Harmonie zwischen Gesangston, Geste und Instrumentalpart war nicht immer hergestellt. Es wurden zu viele, öfters auch unrichtige Bewegungen gemacht. Wenn junge Schauspieler oder Sänger sich bei mir Rats erholen, wie sie sich beim heutigen Durcheinander naturalistischer und idealistischer Geschmacksanforderungen zu einem richtigen Spiel hindurchhelfen sollen, so lautet meine erste Anweisung regelmäßig: So wenig Gesten als möglich! Aber daß eine jede eurer Gesten etwas bedeute! Das war die schlichte, packende, stilgetreue Art eines Albert Niemann, einer Therese Vogl, einer Marianne Brandt — der besten Wagnerschauspieler.

Soll die Regie der Festaufführungen auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen, so muß schon vom ersten Oktober an während des Winters und Frühjahrs planmäßig „vorstudiert" werden. Wenn — was allerdings erforderlich ist — die beiden führenden Regisseure des Hoftheaters während des ganzen Theaterjahres in München tätig sind, wenn sie die nach Maßgabe des Spielplans in dieser oder jener Woche weniger beschäftigten Mitglieder regelmäßig zu solchen Vorstudien heranziehen, dann wird es auch auf diesem Felde rascher vorwärts gehen als bisher. Auch sofern kein idealer Vortragsmeister mehr zur Verfügung

steht, wie ihn das Institut in Eugen Gura für eine Reihe von Jahren hätte gewinnen können. Wäre ich wohlbestallter Kritiker und hätte ich ein Wörtlein in der Oeffentlichkeit mitzureden, so würde ich der Intendanz auch den Vorschlag unterbreiten, für die Festaufführungen nur Gäste heranzuziehen, die sich von vornherein kontraktlich verpflichten, zu allen notwendigen Proben zeitig genug in München einzutreffen und sich allen Anordnungen der Oberleitung, der Kostümbehörden und der Hausdisziplin bedingungslos zu unterwerfen. Insgleichen darf man zu der neuen Intendanz das Vertrauen hegen, daß sie auf eine einheitliche Bühnenleitung Bedacht nehmen wird — die ihrerseits wiederum vom Generalmusikdirektor ihre Direktiven empfinge. Die straff einheitlich durchgeführte Bühnenleitung: das ist das Geheimnis der bisher unerreichten szenischen Erfolge Bayreuths.

Ob im Stabe der Abteilung für die dekorativen Ergänzungskünste und das Maschinenwesen nicht eine Auffrischung des Personals Vorteil brächte: das vermag ich als Außenstehender nicht zu beurteilen. Irgendwo aber muß da eine Ueberlastung vorhanden sein. Denn sonst würde es nicht an jemandem gefehlt haben, der Entwürfe, wie sie für das verfehlte neue „Walhall" und den gleichfalls mißratenen „Brünnhildenstein" doch zweifellos zuerst in der Skizze eingereicht wurden, als unwagnerisch und somit als ungeeignet zurückgewiesen hätte.

Bogenhausen, Ende September.

Ich pflege nicht auf Regenbogenbrücken zu wandeln, bin aber auch, trotzdem ich mit der Rückseite der Bühne und des Lebens nun schon an dreißig Jahre als Praktiker Bescheid weiß, noch immer nicht zum Schwarzseher geworden. Es besteht für mich kein Zweifel, daß mit besonnener, emsiger, systematischer Arbeit sich fast alles begleichen läßt, was sich an den heurigen Münchner Festaufführungen Wagnerischer Werke als unvollkommen herausstellte. Die Voraussetzung für eine derartige Arbeit ist: zielkräftige, unter künstlerischen Gesichtspunkten, doch mit Strenge durchzuführende Reorganisation des gesamten Apparates — mit unerbittlicher, Stunde für Stunde betätigter Strenge, die ebensowenig höhergestellten künstlerischen Faktoren und verwöhnten Berühmtheiten als dem letzten Choristen gegenüber ein ersessenes Scheinrecht auf Bequemlichkeit duldet. Mit einer konsequenten, männlich entschiedenen Leitung erwirbt man sich größeres Zutrauen, mit ihr setzt man ungleich mehr durch, als mit aprilfarbener Liebenswürdigkeit. Man fürchte sich dazu nicht vor der Drohung: „wenn ihr mich nicht behandelt, wie ich will, so fahr' ich nach Amerika." Die Basis der amerikanischen Künstlererfolge ist das in der deutschen Heimat erworbene Ansehen. Leidet letzteres, so verflüchtigt sich auch der überseeische Kredit.

Darum noch einmal: kein Heil außer in gefestigter künstlerischer Disziplin! Aus ihr entwickelt sich der rechte Corpsgeist. Von diesem beseelt, gibt Jeder sein Bestes.

Der Deutsche braucht harte Landgrafen. Natürlich müssen sie auch gerecht sein.

Paul Marsop.

Unsere Harmonielehre.

Eine neue Harmonielehre, die Ludwig Thuille und mich zu Verfassern hat, wird demnächst im Verlage von Karl Grüninger zu Stuttgart erscheinen. Der freundlichen Aufforderung, in den „Süddeutschen Monatsheften" etwas über

diese unsere gemeinsame Arbeit zu sagen, leiste ich um so lieber Folge, als sie einem eigenen Wunsche entgegenkommt: dem Wunsche, ausführlicher als es in dem Vorworte des Buches selbst möglich war, mich zu verbreiten über die Zwecke, denen das Buch dienen soll, wie über die Grundsätze, die uns bei seiner Abfassung geleitet haben.

Ueber das, was man zunächst bei derartigen Anlässen zu erörtern pflegt, über die Bedürfnisfrage kann ich mich kurz fassen. Denn es braucht nur gesagt zu werden, daß unsre Harmonielehre kein rein theoretisches, sondern ein praktisch-theoretisches Buch sein will, ein Buch, das bei der Unterweisung des angehenden Musikers dem Lehrer als Leitfaden und dem Schüler als Hilfsmittel zur Ergänzung, Befestigung und Wiederholung des im mündlichen Unterricht Behandelten dienen kann — dasselbe oder doch etwas ähnliches also, was die Werke eines S. Sechter, E. F. Richter, L. Bußler, S. Jadassohn u. a. für eine frühere Kunstperiode gewesen waren, oder wenigstens hatten sein wollen: es braucht nur dieser praktische Zweck unsrer Arbeit betont zu werden, um — ich kann wohl ruhig sagen — allgemeine Uebereinstimmung darüber zu erzielen, daß ein solches Buch eine Notwendigkeit ist und daß es — zugleich praktisch brauchbar und den modernen Anforderungen entsprechend — zur Zeit nicht existiert.

Die immer noch vielleicht am weitesten verbreitete praktische Harmonielehre ist die von Richter. Abgesehen davon, daß sie von allem Anfang an ein schlechtes Buch war,[1]) ist sie heute natürlich völlig veraltet, und dasselbe gilt mehr oder minder von all den Methoden, deren Verfasser mit ihrem musikalischen Empfinden und Urteilen noch in der Vor-Wagnerschen Periode wurzeln. Indem sie Regeln und Gebote unverändert weiterschleppen, die aus der musikalischen Praxis einer längst vergangenen Zeit abstrahiert sind, schaffen sie mit ihrer Unterweisung jenen beklagenswerten Zwiespalt zwischen „Theorie" nnd „Praxis", demzufolge der Schüler während seines Lehrganges künstlich auf einer Entwicklungsstufe zurückgehalten wird, die er als genießender, verstehender und oft sogar schon als schaffender Musiker weit hinter sich gelassen hat, auf der einen Seite im Unterricht ihm Dinge verboten werden, denen er in den Werken der besten neueren Meister (und oft nicht allein der neueren!) auf Schritt und Tritt begegnet, während anderseits das Studium dieser Werke ihn mit harmonischen Ausdrucksmitteln bekannt macht, nach deren theoretischer Erklärung und Würdigung er sich in seinem Lehrbuche vergebens umsieht. Durch diesen Konflikt wird der nach rüstigem Vorwärtsschreiten verlangende Kunstjünger unter allen Umständen gehemmt — welche Entscheidung er auch treffe. Gibt er — was freilich selten geschieht — der Theorie gegenüber der Praxis recht und läßt er sich überzeugen, daß all das, was nicht im Buche steht, falsch und schlecht sei, so wird ihm der

[1]) Man steht vor einem Rätsel, wenn man sich fragt: wie hat für länger als ein Menschenalter eine Art von Monopol bei einem Lehrbuche verbleiben können, das einerseits keine andern harmonischen Übungen kennt als das Aussetzen von bezifferten Bässen, also eine ganz primitive und rein mechanische Arbeit, deren korrekte Ausführung auf die Lösung eines bloßen Rechenexempels hinausläuft — und das anderseits von der wichtigsten Aufgabe aller Harmonielehre: den Schüler im Verstehen des Sinns der harmonischen Beziehungen zu fördern, auch nicht die leiseste Ahnung verrät? Daß das Leipziger Konservatorium durch seine Autorität gerade diesem Buche ein solches Ansehen und solche Verbreitung verschaffte, ist auf die theoretische Ausbildung einer ganzen Musikergeneration von allerverderblichster Einwirkung gewesen, und der dadurch angerichtete Schaden wäre wohl noch größer geworden, wenn nicht der Einfluß der Musikschulen von Wien (Sechter, Bruckner) und München (Rheinberger) als glückliches Gegengewicht im Laufe der Zeit zu immer bedeutenderer Geltung gelangt wäre.

Anschluß an die musikalische Produktion seiner Zeit verwehrt und sein eigenes Schaffen dadurch der Verkümmerung preisgegeben; sucht er aber — wie es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt — den Konflikt im entgegengesetzten Sinne zu lösen und entscheidet er sich gegen die Theorie für die Praxis, so geht er sehr oft der Vorteile eines geregelten methodischen Harmonieunterrichts überhaupt verlustig, er verwildert und gerät in die Gefahr, dilettantischem Pfuschertum anheimzufallen.

Nun ist ja in neuester Zeit mehrmals der Versuch gemacht worden, diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß man bei Lehrbüchern, die sonst ganz im Gleise des Herkömmlichen sich bewegten, mehr oder minder weitgehende Konzessionen an die moderne Kompositionspraxis machte. Man ward freier und toleranter, ohne damit freilich eine wesentliche Besserung zu erzielen. Wie die älteren praktischen Harmonielehren ihre Regeln und Gebote einfach als kategorische Imperative aufgestellt hatten, ohne auch nur den Anlauf zu einer rationalen Herleitung oder Begründung ihres Inhalts zu unternehmen, so genügte diesen neueren Versuchen die Tatsache, daß der oder jener Verstoß gegen die altüberlieferten Regeln bei einem anerkannt „guten“ Meister faktisch — wenn auch noch so vereinzelt — vorkomme, um die betreffende Regel nicht nur zu diskreditieren, sondern ganz außer Kraft zu setzen. Man sprach es zwar nicht immer geradezu aus, aber man verfuhr doch nach dem Grundsatze: alles ist gut — und zwar ohne Unterschiede gleich gut — was auch nur durch ein einziges Beispiel aus der Praxis eines unserer großen Meister belegt werden kann. Ob die alte Regel trotz solchen Zuwiderhandelns nicht dennoch ihren guten Sinn habe, ob ihr ungeachtet solcher „Ausnahmen“ nicht doch eine gewisse, wenn auch nicht uneingeschränkte Geltung zukomme, das konnte für alle diese „reinen Praktiker“ deshalb nicht weiter in Betracht kommen, weil die Frage nach dem Sinn der Regeln ganz außerhalb ihres Gesichtskreises lag. Es enthüllte sich dabei der innere Widerspruch, an dem diese rein handwerksmäßige Didaxis überhaupt krankt, daß sie nämlich den Schüler anleiten will, etwas zu machen, was er nicht versteht, daß sie ihn die praktische Handhabung von Dingen lehrt, die er ihrem Wesen und Zusammenhange nach nicht begreift.

Die Harmonielehre, rein mechanisch, als eine Art von Nürnberger Trichter gefaßt, war möglich, solange das Herkommen, die Tradition auch in der musikalischen Praxis unangefochten herrschte. Sie mußte sich aber als gänzlich ungenügend erweisen, sobald diese Herrschaft zu wanken begann. Dem musikalischen Fortschritt, d. h. jeder Entwicklung, die das musikalische Empfinden und Urteilen selbst verändert, steht sie hilflos gegenüber. Da kann sie nur entweder streng an der Ueberlieferung festhalten und alles Neue glattweg ablehnen, oder aber sie muß, indem sie dem Neuen sich anbequemen will, gerade das aufgeben, was ihren eigentlichen, ja einzigen Wert ausmachte: die Strenge und keine Ausnahmen duldende Allgemeingültigkeit ihrer Regeln und Gebote. Von den beiden Wegen, die sie gehen kann, führt der eine zu starr reaktionärem Rigorismus, der andere zur absoluten Zügellosigkeit und Willkür. Und eine Vermittlung zwischen beiden Extremen wird der praktischen Harmonielehre nur dann möglich werden, wenn sie sich in höherem Maße, als es bisher der Fall gewesen war, rationalisiert, d. h. wenn sie mehr eigentliche und im engeren Sinne des Wortes so genannte „Theorie“ in sich aufnimmt. — —

Wer es unternimmt, irgend ein Tatsachengebiet in rein theoretischer Absicht, d. h. also nur um des Verstehens und Begreifens willen, gedanklich zu bearbeiten, sieht sich allsobald der Einwirkung zweier nach entgegengesetzter Richtung auseinanderstrebender Tendenzen preisgegeben. Einerseits erhebt das „Objekt“, das gedanklich zu bewältigende Tatsachenmaterial den Anspruch, daß wir ihm möglichst

gerecht werden, d. h. daß die „Theorie“, die wir uns von ihm machen, sein Wesen und seine Eigenart möglichst getreulich widerspiegle. Anderseits aber macht sich nicht minder gebieterisch die „subjektive“ Forderung geltend, daß die Theorie eben für den Zweck, dem sie dienen soll, nämlich für unser Verstehen und Begreifen wirklich etwas leiste. Das kann sie natürlich nicht, wenn sie die Fülle der Einzeltatsachen, so wie sie die Empirie darbietet, unverändert in sich aufnimmt. Sie muß vereinfachen, zusammenfassen, abstrahieren, kleine Differenzen ignorieren, sehr ähnliches als gleich gelten lassen u. s. f. Das heißt also: der Prozeß, durch den die reale Welt erst in höherem Sinne „denkbar“ gemacht wird, ist nicht möglich, ohne daß den Tatsachen mehr oder minder Gewalt geschehe. Damit unser Intellekt das Reale aufnehmen und völlig verdauen könne, muß es unsrer Subjektivität „assimiliert“ werden, und eben das kann nur durch eine, wenn auch noch so minimale „Fälschung“ seiner wahren Natur geschehen.

Es ist klar, daß einem neuen, noch unbearbeiteten Tatsachenkomplexe gegenüber die subjektive Tendenz der theoretisierenden Vernunft zunächst das Uebergewicht behaupten wird. Einige wenige mehr oder minder richtige Beobachtungen geben Veranlassung zur Entstehung eines Gedankens, und aus diesem Gedanken wird dann die Theorie „deduktiv“ herausgesponnen, ohne daß auf die Natur des Gegenstandes selbst weiter viel Rücksicht genommen würde. Der Gedanke wird, Hegelisch gesprochen, seiner „Selbstbewegung“ überlassen, d. h. das Objekt bleibt bei der weiteren Ausbildung der Theorie fast gänzlich ausgeschlossen und nur die Bedürfnisse des Subjekts werden als maßgebend beachtet. So kommt die spekulative Theorie zustande, die durch Einfachheit und Uebersichtlichkeit — zum umfassenden System ausgebaut — durch ihre reguläre Architektonik, die saubre Symmetrie und den glatten Parallelismus ihrer Teilglieder um so mehr für sich einnehmen wird, je mehr sie darauf verzichtet, den Tatsachen gerecht zu werden, und mit der Aufrichtung eines bloßen Phantasiegebäudes sich begnügt.

Nachdem die Theorie der musikalischen Harmonie anfänglich fast nur als eine technische Disziplin, d. h. im Hinblick auf die praktischen Bedürfnisse des Musikstudierenden bearbeitet worden war, begegnet uns in Moritz Hauptmann (Natur der Harmonik und Metrik 1853) eigentlich zum erstenmale ein Harmoniker, bei dem das theoretische Interesse gegenüber dem praktischen durchaus den Vorrang behauptet. Zugleich ist er aber auch der Typus eines spekulativen Theoretikers, und die Art und Weise, wie er Harmonik und Metrik nach dem Dreiklapp-Schema von Hegels dialektischer Methode konstruiert, wird immer ein abschreckendes Beispiel dafür bieten können, auf welche Abwege selbst ein mit seinem Stoffe innigst vertrauter Theoretiker geraten kann, wenn er unter dem suggestiven Zwang einer vorgefaßten Meinung steht. Nun ist ja bekanntlich von Hauptmann eine ganze Schule ausgegangen, die in Arthur von Oettingen (Harmoniesystem in dualer Entwickelung 1866) ihren konsequentesten und in Hugo Riemann (Musikalische Logik 1873, Skizze einer neuen Methode der Harmonielehre 1880) ihren zweifellos glänzendsten und bedeutendsten Vertreter hat. Die spekulative Tendenz des Theoretisierens ist dieser Richtung von ihrem Stammvater Hauptmann vererbt worden, und diese Tendenz ist es denn auch gewesen, die einen wesentlichen und in Sonderheit einen günstigen Einfluß der theoretischen Harmonik auf die praktischen Zwecken dienende Harmonielehre bis zur Stunde nicht recht hat aufkommen lassen. Denn, wie man auch über den wissenschaftlichen und allgemein geistigen Wert der Spekulation denken möge, das ist jedenfalls sicher, daß ihre Resultate für die Praxis zum größten Teile unbrauchbar sind; und der Theoretiker, der praktischen Zwecken dienen will, wird sich immer lieber mit einer Auffassungs- und Anschauungsweise begnügen, die das „Erklärungs“-Bedürfnis unsres Intellekts vielleicht nicht ganz befriedigt, als

daß er sich zu Aufstellungen hinreißen ließe, die auch nur im geringsten den Tatsachen widerstreiten. Schon die praktischen Absichten, die wir mit unsrer Harmonielehre verfolgen, mußten uns also einen streng empiristischen Standpunkt anweisen — nicht in dem Sinne freilich, daß wir auf Theoriebildung überhaupt verzichten und zu dem Handwerkerstandpunkt der praktischen Harmonielehren alten Schlags hätten zurückkehren müssen, sondern so, daß wir den theoriebildenden Gedanken niemals und nirgends von der empirischen Kontrolle befreit, sich selbst überlassen durften und im Falle eines Konflikts zwischen „subjektiven" und „objektiven" Anforderungen immer und ausnahmslos den letzteren recht zu geben hatten. — —

Keiner der sich in unsrer Zeit ernsthaft und eingehend mit musikalischer Theorie beschäftigt hat, kann den Namen Hugo Riemanns ohne das Gefühl hoher Bewunderung und aufrichtiger Dankbarkeit aussprechen. Denn auf welchem Standpunkt einer auch stehen und was ihn selbst von Riemann trennen möge, auf alle Fälle wird er der erstaunlichen Gedankenarbeit dieses geistvollen, gelehrten und unermüdlich tätigen Mannes sich tief verpflichtet fühlen müssen — und wäre es nur um der Fülle von Anregungen willen, die ein jeder von uns ihm verdankt. Riemann, dem das Urteil der Geschichte den Ehrentitel eines deutschen Fétis gewiß nicht vorenthalten wird, ist Musiker genug, um jene Klippen glücklich vermeiden zu können, an denen der Physiker Oettingen scheitern mußte. Er wäre zweifellos die geeignete Persönlichkeit gewesen, die gesicherten Ergebnisse der rein theoretischen Harmonik für die musikalische Unterrichtspraxis in fruchtbringender Weise nutzbar zu machen; und in der Tat sind ja alle seine späteren harmonietheoretischen Veröffentlichungen diesem Zwecke gewidmet gewesen. Wenn diesen Veröffentlichungen nun trotzdem — und namentlich bei wirklichen Musikern — ein verhältnismäßig so geringer Erfolg beschieden war, so dürfte die Ursache dieses Mißerfolgs wohl ausschließlich in der extrem spekulativen Veranlagung des Riemannschen Denkens zu suchen sein. Denn, um es zu wiederholen, in allem übrigen besitzt Riemann in so glänzender Weise die zu einer glücklichen Lösung seiner Aufgabe erforderlichen Eigenschaften, daß kaum einer unter den Lebenden in dieser Hinsicht ernstlich mit ihm wird konkurrieren wollen. Aber all diese Vorzüge, seine erschöpfende Kenntnis der ganzen einschlägigen Literatur, seine Vertrautheit mit der praktischen Musik der Gegenwart und Vergangenheit, seine umfassende Allgemeinbildung und der staunenswerte Scharfblick seines Geistes, sie werden nahezu vollständig paralysiert durch jene unselige Leidenschaft des gedanklichen Konstruierens, jene Vorliebe für voreiliges Verallgemeinern und Analogisieren, jenes Ueberwuchern des subjektiven Faktors beim Theoretisieren, das letzten Endes seinen Grund hat in einem — man verzeihe die Härte des Ausdrucks — Mangel an Ehrfurcht vor den Tatsachen.

Diese Eigenheit war es denn auch, die den Theoretiker Riemann dem sogenannten harmonischen Dualismus in die Arme trieb: denn daß dieser für einseitig spekulativ veranlagte Köpfe etwas Verlockendes, ja Unwiderstehliches hat, liegt auf der Hand. Ebenso klar ist es aber auch, daß er für den unvoreingenommenen Musiker unannehmbar, ja, im Grunde genommen, eigentlich indiskutabel ist. Und zwar indiskutabel nicht etwa deshalb, weil der dualistische Grundgedanke barer Unsinn wäre — wie man oft von solchen urteilen hört, die Riemanns Anschauungen nur oberflächlich oder gar nur vom Hörensagen kennen — sondern darum, weil die Anwendung und Durchführung dieses Gedankens gerade in der Harmonik als der Lehre von den musikalischen Zusammenklängen eine Unmöglichkeit ist. Denn es steht ihr die elementare tonpsychologische Tatsache entgegen, daß wir alle Harmonie s. z. s. von unten nach oben hören, will heißen,

daß wir von vornherein geneigt sind, bei jedem Zusammenklang in dem tiefsten Tone den harmonisch wichtigsten, den Träger (das Fundament) der Harmonie zu vermuten und erst dann das Fundament in einer andern als der Baßstimme suchen, wenn jene zuerst versuchte Auffassung (Baßton = Fundamentston) sich als unmöglich erweist. Mit andern Worten: eine harmonische Theorie, die dem, was wir faktisch hören, gerecht werden will, kann nur diejenige Gestalt eines Zusammenklangs als seine Grund- oder Stammform annehmen, bei der der harmonisch wichtigste Ton im Basse liegt, oder Riemannisch gesprochen: die „Mollauffassung" von Zusammenklängen ist ein Phantasiegebilde, das in Wirklichkeit gar nicht existiert, weil es niemals faktisch gehört wird.

Solchen Ausschweifungen der konstruierenden Phantasie gegenüber mußten wir, wenn der theoretische wie namentlich auch der praktische Wert unsres Unternehmens nicht ernstlich gefährdet werden sollte, mit ganz besonderem Eifer darauf bedacht sein, unsren empiristischen Standpunkt strengstens zu wahren. Für die Harmonik, wie wir sie fassen, ist der Ausgangspunkt die möglichst treue und erschöpfende, durch keinerlei theoretisches Vorurteil beeinflußte Analyse dessen, was der Musiker unserer Zeit und unserer Kultur bei den musikalischen Zusammenklängen und ihren Verbindungen tatsächlich hört. Die unmittelbaren Aussagen des wirklichen musikalischen Empfindens und Auffassens liefern das Tatsachenmaterial, dessen vollständigste und einfachste „zusammenfassende Beschreibung" (vgl. Hans Cornelius, Psychologie als Erfahrungswissenschaft, Seite III) die eigentliche Aufgabe der theoretischen Harmonielehre ist. Diese „Beschreibung" bekommt nun einen „rationalen" Charakter, d. h. sie wird zur „Erklärung" und „Deutung„ eben dadurch, daß sie „zusammenfassend" verfährt und so eine Bewältigung der unerschöpflichen Fülle des Tatsächlichen durch das methodische Mittel der „Herleitung" bezw. „Zurückführung" ermöglicht. Indem sie Aehnlichkeiten entdeckt, Analogien auffindet, Gleichartiges zusammenstellt, identifiziert, trennt und verbindet, gelingt es ihr den ganzen Stoff auf eine verhältnismäßig geringe Anzahl von einfachen Formeln zu bringen, die erdrückende Menge von konkreten Tatsachen auf einige wenige paradigmatische Grundtatsachen (Goethes „Urphänomene") zurückzuführen, aus denen auf umgekehrtem Wege jene dann wieder hergeleitet werden können. Daß dieser Prozeß der vereinfachenden Zusammenfassung so wenig als nur irgend möglich in so etwas wie eine „Fälschung" der Tatsachen ausarte, das ist unsre angelegentlichste Sorge gewesen. Aber daß die Wirklichkeit, wenn sie zur „Theorie" wird, sich gar nicht verändere, daß es irgend eine Theorie gebe, die dem Realen völlig gerecht werde, das ist ja durch die Natur des Verhältnisses von Subjekt und Objekt von vornherein ausgeschlossen: denn die eigentümliche Macht unsres Geistes liegt eben darin, daß er das Einzelne im Allgemeinen, das Viele im Einen zu denken vermag, während jedes, auch das geringste Einzelne sein eigentliches Wesen daran hat, ein Einziges und Unvergleichliches zu sein, etwas, was strenggenommen sofort aufhört das zu sein, was es ist, wenn wir es unter einen Allgemeinbegriff subsumieren. Insofern ist alles Theoretisieren ein problematisches Unternehmen. Und daß auch uns dieses Problematische lebhaft zum Bewußtsein gekommen ist, das wollten wir mit den Goetheschen Worten bekennen, die wir unsrer Harmonielehre als Motto beigegeben haben: — „Weil nichts, was uns in der Erfahrung erscheint, absolut angesprochen und ausgesprochen werden kann, sondern immer noch eine limitierende Bedingung mit sich führt, so daß wir schwarz nicht schwarz, weiß nicht weiß nennen dürften, insofern es in der Erfahrung vor uns steht: so hat auch jeder Versuch, er sei wie er wolle und zeige was er wolle, gleichsam einen heimlichen Feind bei sich, der dasjenige was der Versuch a potiori ausspricht, begrenzt und unsicher macht. Dies ist die Ursache, warum man im

Leben, ja sogar im Unterrichten nicht weit kommt; bloß der Handelnde, der Künstler entscheidet, der das Rechte ergreift und fruchtbar zu machen weiß." —

Die eigentümlichen Schwierigkeiten, die eine Harmonielehre schon in rein theoretischer Hinsicht bietet, werden noch vermehrt und kompliziert, wenn ein solches Buch, wie das unsre, gleichzeitig oder sogar vornehmlich auch praktischen Zwecken dienen will. In praktischer Beziehung ist die Harmonielehre eine Technik, eine Anweisung nicht bloß zum Verstehen, sondern auch zum selber Machen. Wenn wir im Gegensatz zu den älteren rein praktischen Lehrbüchern die theoretische Seite der Harmonielehre mehr betont und namentlich auch durch die Heranziehung und genaue Analyse zahlreicher Literaturbeispiele zu einem lebendigen Verständnis der harmonischen Beziehungen im konkreten musikalischen Kunstwerke anzuleiten uns bemüht haben, so sollte darüber doch die andere Seite des Harmonielehre-Unterrichts, die Anleitung zur Fertigkeit im schlicht harmonischen Satze nicht vernachläßigt werden. Hier waren es nun zwei Anforderungen, die sich konkurrierend geltend machten. Einerseits sollte unser Buch den modernen Bedürfnissen genügen und demgemäß alles veraltete, durch die neuzeitliche freie Fortentwicklung des musikalischen Hörens und Gestaltens dementierte Regelwesen über Bord werfen. Anderseits waren wir aber auch keineswegs gewillt, nunmehr die ganze Satz- und Stimmführungslehre anarchischer Willkür und Zügellosigkeit auszuliefern. Einen Ausgleich dieser beiden widerstreitenden Forderungen glaubten wir erreichen zu können, indem wir prinzipiell zwar anerkannten, daß man, wie in der Politik, so auch in der Musiktheorie nie „niemals" sagen dürfe, ich meine, daß es tatsächlich nichts „Verbotenes" gibt, was nicht irgendwo bei einem Meister der Tonkunst als faktisch vorkommend nachzuweisen wäre. Den Schluß, den wir aus dieser unleugbaren Tatsache zogen, war aber nicht der, daß dieser Ausnahmefälle wegen die Regeln nun zum alten Eisen zu werfen seien, sondern wir glaubten einzusehen, daß es nur der Rationalisierung des Regelwesens bedürfe, um die Gültigkeit der Regel und die Berechtigung der Ausnahme widerspruchslos nebeneinander behaupten zu können. Denn wenn bei jeder Regel darnach gefragt wird, was wohl zu ihrer Aufstellung Veranlassung gegeben und welchen Anforderungen des musikalischen Hörens und Verstehens mit ihrer Befolgung genügt werde, so wird sich zeigen, daß in den allermeisten Fällen die gute alte Tradition mit geringen Modifikationen aufrecht erhalten werden kann, wenn man nur die überlieferten Gebote und Verbote ihrer Absolutheit entkleidet und sie hypothetisch statt kategorisch formuliert. Man darf eben nur nicht vergessen, daß auch beim musikalischen Schaffen die allerverschiedensten Anforderungen zutage und miteinander in Konflikt treten können. Was, rein harmonisch betrachtet, ein Unding ist, kann möglich werden, wenn es etwa melodisch-kontrapunktisch motiviert erscheint, und umgekehrt: eine melodisch geforderte Stimmführung (z. B. eine Leittonauflösung) kann ohne Schaden unterbleiben, wenn ein durch die unregelmäßige Fortschreitung zu erreichender harmonischer Vorteil (etwa die nur so zu ermöglichende Vollständigkeit des Akkords) den melodischen Nachteil ausgleicht. Weiterhin kann dann aber auch ein harmonisch und kontrapunktisch gleich unmotivierter Zusammenklang seinen guten Sinn bekommen, wenn man ihn unter rein koloristischem Gesichtspunkte betrachtet, ja sogar, was in jeder Hinsicht „Unmusik" ist, kann sehr wohl als „Moment" in die Totalität eines musikalischen Kunstwerks eingehen, ohne daß ihm die ästhetische Berechtigung von vornherein abzusprechen wäre. Immer wird es auf die Wirkung ankommen, die der Komponist gewollt und die er erreicht hat.

Obgleich wir uns so glauben rühmen zu dürfen, mit unsren theoretischen

Aufstellungen und praktischen Anweisungen voll „auf der Höhe der Zeit" zu stehen, wird man einen gewissen „konservativen" Zug in unsrer Behandlung des eigentlich „pädagogischen" Teils der Harmonielehre nicht verkennen wollen. Ich halte ihn für durchaus berechtigt, und zwar nicht nur als ausgleichendes Gegengewicht zu dem Bestreben, eine „moderne" Harmonielehre zu schreiben sondern vor allem auch als einfachen Ausdruck der Tatsache, daß in der Kunst das Vorangehen die Sache des Praktikers, das bedächtige Folgen die des Theoretikers ist, und daß es noch niemals zum Segen geschah, wenn beide ihre Rollen vertauschten und der Antrieb zum Weiterschreiten von der Reflexion des Denkers statt von dem lebendigen Instinkt des Genius ausging. —

München. Rudolf Louis.

Vergleichende Gemäldestudien.

Unter diesem Titel veröffentlicht unser Mitherausgeber Professor Karl Voll demnächst ein Werk im Verlag von Georg Müller in München. Wir unterrichten unsere Leser über Zweck und Inhalt des Buches am besten durch Wiedergabe der Einleitung:

Das vorliegende Buch ist in mehrfacher Hinsicht aus der Praxis hervorgegangen und so soll es denn auch dem praktischen Leben dienen. Es beruht zum größten Teil auf Uebungen, die der Verfasser im kunstgeschichtlichen Seminar der Universität München abgehalten hat. Ihr Zweck ist die Schulung des Auges.

Ein alter Spruch sagt, daß man über den Geschmack nicht streiten kann. In dieser Fassung ist der Spruch gewiß nicht richtig. Ein vernünftiger Mann wird über die Fragen des Geschmackes mit niemand streiten, aber nicht deshalb, weil es unmöglich sei, ein Resultat zu erzielen, sondern deshalb, weil man überhaupt nicht streitet. Aber an sich ist das Gebiet des Geschmackes der Diskussion sehr gut zugänglich. Man muß nur einen festen Grund schaffen, und der ist bis auf den heutigen Tag nicht geschaffen worden. Es ist freilich unmöglich, einen ausgesprochenen Liebhaber Raffaels, der sich aus irgendwelchen Gründen gegen Rembrandt verschließt, nun dazu zu bringen, daß er seinen Glauben an Raffael abschwöre und sich dann mit neuer Begeisterung dem großen Amsterdamer zuwende. Er liebt, was ihm gefällt, und das ist sein gutes Recht. Es wird ferner unmöglich sein, einen Freund von Historienbildern, der durch persönliches Naturell oder durch Erziehung eine Abneigung gegen Landschaften hat, dazu zu bringen, daß er die alte, eingewurzelte Liebe aus seinem Herzen reiße und seine Freude nur noch an Landschaften suche. Oder, um ein letztes Beispiel zu bringen, wenn ein Mann durch die besondere Art seiner Anschauung sich hauptsächlich für Plastik interessiert und gar keinen Sinn für Malerei hat, so wird man gewiß nicht versuchen dürfen, ihm den Geschmack umzumodeln. In allen solchen Fällen wird der Spruch de gustibus non est disputandum einwandfreie Geltung haben.

Aber der Spruch vom indiskutabeln Geschmack ist gar nicht für solche Fälle, wie die eben zitierten, gemacht, sondern er soll als bequeme und übrigens vom Standpunkte der Lebensklugheit sehr empfehlenswerte Ausflucht dienen. Nehmen wir den Fall, daß zwischen zwei Freunden das Gespräch über künstlerische Dinge so weit gekommen ist, daß der eine — sagen wir einmal von Dürers Holzschuherporträt — sagt, daß ihm das Bild unangenehm sei, während der andere sich lebhaft dafür begeistert. Eine derartig schroffe Verschiedenheit der Meinungen kommt oft genug vor und führt gewöhnlich entweder zu einer mehr oder minder großen Verstimmung, wenn die beiden Parteien nicht eben höflich und gewandt genug sind, um mit dem bequemen Spruch die Diskussion lächelnd zu schließen.

Hier jedoch darf nicht vom Geschmack allein gesprochen werden. Es muß eine Basis für eine Verständigung gefunden werden, die selbst jenen, dem das ohne Zweifel sehr schwer zugängliche Holzschuherporträt gegen den Geschmack geht, erkennen läßt, daß er vor einem grundgediegenen, mit großer Meisterschaft gemachten Kunstwerk steht, das als solches unter allen Umständen Achtung und Anerkennung verdient. Nehmen wir noch ein zweites Beispiel. Zwei junge Männer stehen vor der Dresdener Holbeinmadonna: der eine schwelgt in Entzücken, der andere wendet sich gelangweilt ab und versenkt sich lieber in das Studium des prachtvollen Wittenberger Altars von Dürer, der auf der andern Wand hängt. Auch hier droht das Gespräch entweder zu einer Verstimmung zu führen oder ganz resultatlos zu verlaufen. In der Tat wüßte es aber eine Einigung dahin geben, daß der Verehrer für die Dresdener Holbeinmadonna erkennt, wie schön wohl die Originalkomposition des Bildes gewesen ist, wie schlecht sie aber vom Kopisten verstanden wurde, der das in Dresden befindliche Exemplar gemacht hat.

Eine Menge von Streitfragen der Kunstgeschichte wären glatt zu lösen, wenn nicht die Begriffe von guter Arbeit so grundverschieden wären, wenn nicht die einen dasselbe Stück für vortrefflich gemacht hielten, das die anderen für eine oberflächliche uud unsolide Arbeit nehmen. In all diesen Fällen handelt es sich nicht um den Geschmack, sondern nur um die Fähigkeit, die bestehenden Mängel oder Vorzüge zu erkennen. Nehmen wir auch hier ein Beispiel. Das Haupt der Medusa, das in den Uffizien dem Leonardo da Vinci zugeschrieben wurde, galt vielen als ein herrliches Meisterwerk. In neuerer Zeit wurde endlich der urkundliche Beweis geliefert, daß es einige Jahrhunderte nach Leonardo von einem Niederländer gemacht worden ist, und damit war auch der ohnehin von den Kennern allgemein vertretenen Ansicht recht gegeben, daß das Bild eine wenig wertvolle, stark veränderte Kopie eines aus Leonardos Zeit stammenden Originals ist. Was nun aber hier durch die Urkunden erst bewiesen werden mußte, das hätte schon lange vorher unumwunden anerkannt sein sollen und zwar nicht allein von den Kennern, sondern auch vom sogenannten großen Publikum. Wir können es ja heute gar nicht mehr verstehen, daß die Florentiner Medusa überhaupt jemals ernsthaft für Leonardo in Anspruch genommen und gar als ein Meisterwerk seiner Hand bewundert werden durfte; aber aus Mangel an Schulung des Auges hat das Publikum das Bild so lange Zeit über alle Maßen gelobt.

Das ist nun die schwere Frage: Kann das große Publikum jemals kunstverständig werden? Haben die Bestrebungen der neueren Zeit, das Volk künstlerisch zu erziehen, Aussicht auf Erfolg und also eine innere Berechtigung? Die Antwort darf mit Ja und Nein gegeben werden. Das wirkliche Kunstverständnis ist selbst bei der größten Anlage und Feinfühligkeit immer nur der Lohn des ernsten Studiums. Man muß eine Menge von Dingen nicht nur fühlen, sondern positiv wissen, um ein Kunstwerk richtig zu beurteilen, gleichviel ob es aus alter Zeit stammt oder erst vor kurzem entstand. In bezug auf alte Kunstwerke bedarf es vielleicht noch besonderer Kenntnisse, die nur das gelehrte Studium verleiht; aber in jedem Falle braucht man eine nicht geringe Erfahrung und häufigen Umgang mit Kunstwerken, um jenes Verständnis zu erlangen, das den inneren Wert des betreffenden Objektes beurteilen und würdigen läßt. Es ist also niemals zu erwarten, daß das große Publikum im vollen Sinn des Wortes kunstverständig werde; denn es werden immer nur wenige sein, die viel Zeit auf das Studium in Galerien und Ausstellungen wenden können. Wenn nun aber das höchste Ziel nicht zu erreichen ist, so ist trotzdem die Entfernung, die heute den sogenannten Laien von dem Kunstverständigen trennt, um vieles zu verringern. Es gibt eine Menge Dinge, die jeder, der nicht blind ist, sehen kann und immer

wieder sehen wird, wenn sie ihm einmal gezeigt worden sind. Es handelt sich nur darum, die Leute dazu zu erziehen, daß sie ein Kunstwerk nicht gedankenlos anblicken, sondern daß sie das, was sie sehen, auch mit Verstand sehen. Ganz gewiß spielt die Intelligenz beim künstlerischen Genuß nicht die erste und nicht einmal die zweite Rolle. Wer glaubt, ein Kunstwerk zu verstehen, wenn er es in seinen einzelnen Teilen nachrechnet, wird zu keinem guten Resultat kommen, und jedenfalls haben sich diejenigen Arbeiten, bei denen man jeden einzelnen Faktor gewissermaßen rechnerisch bestimmen konnte, als künstlerisch nicht sehr hochstehend erwiesen. In der Kunst wie im Leben ist das Beste ein Geheimnis und kann nie mit klaren Worten gefaßt werden. Wenn der Spruch des Vauvenargues: Les grandes pensées viennent du cœur irgendwo Berechtigung hat, so hat er sie auf dem Gebiet der Kunst. Aber wenn nun auch die Intelligenz und das bewußte Kontrollieren nicht das Wichtigste beim Studium eines wirklich gut gelungenen Kunstwerkes sein kann, so hilft sie um so sicherer es festzustellen, wenn eine Arbeit schlecht oder mittelmäßig ist. Es mag schwer sein, jemand zu lehren, das Gute selbständig herauszufinden, aber die groben Schwächen als solche zu erkennen, das kann so ziemlich jeder lernen. Dazu bedarf es am Ende weniger der feinen Empfindung als einfach der Schulung. Besonders im Verkehr mit der Kunst, die von lebenden — jungen oder alten — Künstlern geschaffen wird, wird sich eine solche Heranbildung eines gutgeschulten Publikums nur lohnen. Die Hilflosigkeit, mit der der Laie den Kunstwerken und den Kritiken gegenübersteht, ist in der Tat eine Art von Unglück, das um so schlimmer ist, als die allermeisten fühlen, daß sie in künstlerischen Fragen nicht stimmberechtigt sind. An sich ist das ja ein trauriger Zustand: in der Tat zeugt er aber von einer namhaften Besserung der Verhältnisse. Noch vor zehn Jahren verstand das große Publikum ebensowenig von Kunst wie heute; aber es wußte noch nicht, daß es nichts davon verstand. Die Selbsterkenntnis wird auch hier als der erste Schritt zur Besserung aufzufassen sein. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, und jeder vorurteilslose Beobachter wird zugestehen, daß sich in den letzten Jahren das Niveau des Geschmackes sehr gehoben hat. Es liegt nicht etwa nur eine Veränderung des Standpunktes vor, dermaßen, daß vielleicht die sogenannte Moderne gesiegt hätte und ihre Vertreter, auf solche Erfolge stolz, von einer Besserung des Geschmackes sprechen dürften. Nein, ganz im allgemeinen hat sich das Niveau gehoben, in der Lebensführung, in der Wohnungsausstattung, im geselligen Verkehr, kurz in allem, was das Leben angenehmer machen kann, haben die Künstler sämtlicher Richtungen, auch der sogenannten veralteten, den Fortschritt der Kultur mitgemacht, mit ihnen aber auch das Publikum. Viel ist noch zu tun, das kann nicht geleugnet werden; aber der Anfang ist gemacht, indem die einen erkannten, daß sie einer gewissen Anleitung bedürfen, und die anderen darauf sannen, solche Anleitung zu geben.

Von diesem Standpunkt aus, nach den Erfahrungen, die er im Leben selbst in Fragen der heutigen Kunst gemacht hat, kam der Verfasser auf den Gedanken, durch Gegenüberstellung von äußerlich ähnlichen, innerlich aber ganz verschiedenen Behandlungen des gleichen Sujets den Leser anzuregen, sich eingehender mit den Kunstwerken zu beschäftigen. Ein weiser Mann hat einmal gesagt, das Wesen der Kritik ist die Kunst, vergleichen zu können. So fordert diese Schrift dazu auf, sich nicht mit einer gegebenen Behandlung des Stoffes zu begnügen, sondern sich klar zu machen, was etwa anders und besser zu machen sei. Es war unvermeidlich, daß den Abbildungen ein Textband beigegeben wurde, schon deswegen, weil die Tafeln leider so klein wurden, daß bei aller Schärfe mitunter einmal ein interessantes Detail im Druck nicht klar genug erscheint, aber das Schwergewicht liegt eben doch auf den Abbildungen, die so herausgesucht

wurden, daß das einfache Gegenüberstellen schon genügend Aufklärung bieten muß. Es handelt sich weniger um ein Buch zum Lesen als um eine Gelegenheit, das Auge zu üben.

Die in dem Werk angestellten Vergleiche hat der Verfasser wiederholt in seinen Seminarübungen an der Münchner Universität mit den Studierenden der Kunstgeschichte durchgesprochen; so entstammt das Buch in doppelter Hinsicht dem praktischen Leben. Wenn der Verfasser einerseits durch seine Beobachtungen des modernen Kunstbetriebes die Ueberzeugung gewonnen hat, daß derartige Uebungen besonders instruktiv sind, so hat er anderseits im Seminar kontrollieren können, welche Themen sich am vorteilhaftesten behandeln lassen.

Da diese Vergleiche im Seminar der Universität durchgenommen wurden, so bewegen sie sich auf dem Gebiete alter Kunst, und auch für diese schriftliche Behandlung wollte der Verfasser keine Gemälde der neueren Zeit zum Vergleiche heranziehen, obschon die Aufgabe äußerst lockend ist und wohl auch sehr dankbar wäre. Aber es bestehen zurzeit noch vielfach Voreingenommenheiten über das Verhältnis der neueren Malerei zu der der alten Meister, daß der Verfasser es für angezeigt hielt, sich auf ein neutrales Gebiet zu beschränken. Kunst ist Kunst. Ob ein Gemälde von einem alten Meister oder von einem noch lebenden Maler geschaffen wurde, ist eine Frage, die mit dem künstlerischen Werte gar nichts zu tun hat. Sie mag für den Sammler, für den Händler und für den Historiker von großem Belang sein, aber sie kommt nicht für den reinen Kunstfreund in Betracht. Darum wird es für unseren Zweck belanglos sein, daß nur Werke der alten Kunst ausgewählt wurden.

Die Natur der Entstehung bedingt für das Buch einen vorwiegend kunstgeschichtlichen Charakter, und so sind die Beispiele derart gewählt worden, daß an ihnen nicht nur gewisse künstlerische Unterschiede, sondern auch rein kunsthistorische Entwickelungsfaktoren gezeigt werden. So stellt trotz großer Lückenhaftigkeit das Ganze ein Stück angewandter Kunstgeschichte dar, aus dem der Leser bei richtigem Gebrauch der Tafeln sich einen Leitfaden der Stilgeschichte der letzten Jahrhunderte leicht selbst ausarbeiten kann. Es kommt ja auch auf diesem Gebiete weniger auf eine Menge von unverbundenen Einzelkenntnissen als vielmehr auf klare und gesunde Vorstellungen an.

Die letzte Bemerkung führt uns nun auch dazu, uns über das Publikum zu äußern, für das die vergleichenden Gemäldestudien geschrieben sind. Manches Kapitel ist allerdings auch ein Beitrag zur strengen Kunstwissenschaft, z. B. der Vergleich zwischen der Darmstädter und der Dresdener Holbeinmadonna oder der zwischen dem Münchner und dem Kölner Exemplar des Gemäldes vom Tode Mariä, aber im allgemeinen ist das Ganze als ein Lehrbuch gedacht, das aus einem Universitätsseminar heraus sich an die Studierenden der Kunstgeschichte wendet; es ist jedoch nicht allein für die Hochschulen bestimmt, sondern sein eigentlicher Zweck ist, dem kunstgeschichtlichen Unterricht an den Mittelschulen zu dienen. Es soll allerdings nicht in der Schule selbst verwendet werden, aber der Verfasser hofft, daß unsere Mittelschullehrer doch manche Anregung aus ihm gewinnen können, um da und dort beim Unterricht auch der neueren Kunstgeschichte zu gedenken, bis einmal die Zeit kommt, wo sie vor ihren Schülern ebenso veranlaßt und in die Lage gesetzt sind über Michelangelo zu reden, wie über Phidias. Es ist wirklich eine wenig zeitgemäße Tatsache, daß unsere Gymnasiasten wohl den Appelles, den Zeuxis und Parrhasius kennen müssen, obwohl von deren Gemälden gar nichts mehr erhalten ist, und daß sie von Raffael und Rembrandt, deren Werke noch in großer Menge erhalten sind, wenigstens offiziell nichts hören. Die Lehrerwelt spricht von Jahr zu Jahr immer lauter den Wunsch aus, daß sie neben den besonders am Gymnasium ja ganz unentbehrlichen Kenntnissen der

antiken Kunstgeschichte auch solche von der neueren Malerei, Plastik und Architektur erhalte, und man sieht besonders auf den Lehrertagen, wie rege in den Kreisen der Philologen, aber auch — was mit ganz besonderer Anerkennung hier festgestellt wird — in den Kreisen der Volksschullehrer das Interesse an allgemeiner kunstgeschichtlicher Ausbildung unseres Lehrerstandes geworden ist. Es besteht auch wirklich eine Art von Notlage. Die Schüler stellen an den Lehrer, wie der Verfasser, der sieben Jahre an bayerischen Mittelschulen tätig gewesen ist, aus eigener Erfahrung weiß, oft genug kunstgeschichtliche Fragen. In den großen Städten, wo die Ausstellungen und Museen sind, werden sich die Schüler natürlich solche Aufklärung besonders oft erbitten, und so ist es, wie dem Verfasser von vielen Mittelschullehrern gesagt wurde, ein dringendes Bedürfnis geworden, daß die Kunstgeschichte auf irgend eine Weise in den Unterrichtsplan der Mittelschulen aufgenommen werde.

Wie das zu machen sei, darüber besteht freilich noch Unklarheit. Es ist auch in der Tat außerordentlich schwer, hier das Richtige zu treffen. Als ein reines Memorialfach läßt sich die Kunstgeschichte bei dem Standpunkte der heutigen Pädagogik nicht behandeln. Aber Vorträge über Kunstgeschichte eignen sich für die Schule auch nicht. Kein Unterricht kann ohne einen gewissen Drill bestehen. Der Drill wird mehr oder weniger energisch sein können, je nach der Art des Faches, aber ohne den direkten Zwang zum Lernen geht es nun einmal für die Mehrzahl der Schüler nicht, und der ist bei einem im Wege des Vortrags gegebenen kunstgeschichtlichen Unterricht nicht zu erzielen. So würde es sich vielleicht am besten empfehlen, das Memorieren mit Uebungen zu verbinden. Wenn den Schülern ausreichende Abbildungen vorgelegt und sie an diesen gelehrt werden, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der einzelnen Stile und Meister selbst zu finden, so werden sie ihre Kräfte in der Beurteilung eines Kunstwerkes mit eben solchem Nutzen üben, wie im Zeichenunterricht. So wie man heutigentags wenigstens bei begabten Kindern mit größtem Erfolg den Versuch gemacht hat, die Sprachen nicht mehr nach der toten Grammatik, sondern am lebendigen Satz zu lehren, so möchte es wohl auch für den kunstgeschichtlichen Unterricht das beste sein, die Schüler nicht mit Vorträgen über Kunstwerke, von denen man ihnen keine Abbildung zeigen kann, zu beschäftigen, sondern sie im Wege des Anschauungsunterrichtes vor das Objekt selbst zu führen. Der Verfasser hat diese Methode nicht allein bei Universitätsstudenten, sondern auch bei jüngeren Leuten angewendet, und es schien ihm, daß er gute Erfolge damit erzielt hat. Es sei aber hier noch einmal betont, daß das vorliegende Buch selbstverständlich nicht für den Unterricht geschrieben wurde, sondern daß es unter anderem für diejenigen Lehrer bestimmt ist, die während ihrer Universitätsjahre versäumt haben, sich mit Kunstgeschichte zu beschäftigen, und die nun in der Praxis sehen müssen, daß in unserer heutigen Zeit die Schüler bei aller Verehrung für die Antike doch auch etwas von der neueren Kunst erfahren wollen.

Vor kurzem erschien ein von dem Amerikaner Charles Caffin geschriebenes Buch unter dem Titel How to study pictures. Es ist ähnlich angeordnet wie das vorliegende und stellt auch immer zwei Abbildungen einander gegenüber und zwar behandelt es die Kunst vom Mittelalter bis in die neueste Zeit in ganz richtiger Erkenntnis dessen, daß das Jahrhundert und der Stil, in dem ein Kunstwerk ausgeführt worden ist, für die Beurteilung seines Wertes wenig oder gar keinen Belang hat. Diese amerikanischen Gemäldestudien laufen nach angelsächsischer Manier darauf hinaus, ethische und kulturhistorische Betrachtungen vor den Bildern anzustellen. Das ist eine Art, die bis vor kurzer Zeit auch bei uns üblich gewesen ist, und die ja nicht ohne Berechtigung sein mag. Aber für unsere heutigen Verhältnisse paßt sie nicht mehr. Wir haben durch den großen

Fortschritt, den die Kunst in den letzten Dezennien genommen hat, gelernt, daß das Wesentliche am Kunstwerk die rein künstlerischen Faktoren sind, und wir vertreten jetzt mit Recht den Standpunkt, daß alle echte Freude am Kunstwerk nur aus der Beschäftigung mit diesen rein künstlerischen Faktoren kommt, und daß die Kunst zwar eine sehr hoch zu schätzende erzieherische Bedeutung haben kann, aber daß sie diese nicht haben wird, wenn sie als ein Mittel zum Zweck, z. B. des Studiums der Kulturgeschichte verwendet wird. Die Versuchung liegt ja gerade in der Schule sehr nahe, das Kunstwerk als Illustration des vorgetragenen historischen Stoffes zu verwenden, und wenn man rein auf die Zweckmäßigkeit der Methode Rücksicht nimmt, wird man auch nicht leugnen können, daß es viel für sich hat, ein Gemälde, eine Statue oder eine Zeichnung im Anschluß an einen gerade gelesenen Text oder bei der Behandlung des Geschichtsunterrichts zu verwenden. Die Schüler werden den Text und das Bild besser im Gedächtnis behalten, und das ist ja doch ein Hauptzweck alles Unterrichts, daß das Gelernte möglichst lange im Gedächtnis hafte. Wenn der Verfasser also auch gerne zugibt, daß die Kunstgeschichte zur Unterstützung der anderen in der Klasse gepflegten Fächer mit Erfolg herangezogen werden kann, und zwar mit einem Erfolg, der dem kunstgeschichtlichen Unterricht selbst zu nicht geringem Nutzen gereicht, so muß er trotzdem darauf zurückkommen, daß eine derartige Verwendung doch nur Nebenzwecken dient, und daß der Hauptzweck des kunstgeschichtlichen Unterrichts die Verfolgung rein künstlerischer Tendenzen sein muß. Es handelt sich darum, nicht nur das Auge zu üben, sondern auch jene Voreingenommenheiten und Vorurteile zu beseitigen, die gerade im 19. Jahrhundert so oft einer gedeihlichen Entwickelung der Kunst hinderlich gewesen sind. Wenn die Schüler lernen, ihre Augen zu gebrauchen, wenn sie die allerwichtigsten Daten der Kunstgeschichte aufgenommen haben, dann ist schließlich das Beste immer noch zu leisten. Sie müssen auch lernen, daß es keine Kunst gibt, die die beste genannt werden dürfte, sie müssen lernen, vorurteilslos an das Kunstwerk heranzutreten, und es zunächst einmal um seiner selbst willen zu betrachten und nur aus sich selbst heraus zu erklären. Die Ungerechtigkeiten, mit denen noch vor kurzer Zeit besonders an unseren Gymnasien die neuere und neueste Kunst behandelt worden ist, hat zu viel schlimme Folgen gehabt, als daß sie nicht endlich beseitigt werden müßte. Keiner, der die antike Kunst kennt, wird leugnen, daß ihre Werke unübertrefflich sind, aber sie sind eben nur in ihrer Art unübertrefflich, und wenn sie auch zum Schönsten und Erhabensten gehören, was der Menschengeist auf irgend einem Gebiet ersonnen hat, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß das späte Mittelalter, die hohe Renaissance, das reife Barock, das graziöse Rokoko und das in so vielen Beziehungen höchst gründliche 19. Jahrhundert Werke geschaffen haben, die nach ihrer Art bald dieser, bald jener Glanzleistung der Antike gleichkommen.

Darin würde nun ein Hauptmoment liegen, daß in der Schule auf die Gleichberechtigung aller Stile hingewiesen wird. Bis noch vor sehr kurzer Zeit hat der Gymnasiast den Eindruck gewinnen müssen, daß die Antike die höchste Kunstform hervorgebracht habe, und wenn er ja für neuere Kunstgeschichte ein Urteil vorgelegt bekam, so ging es darauf hinaus, daß in christlicher Zeit diejenigen Stilarten die besten gewesen seien, die sich am engsten an die antike Kunst anschlossen. Das ist eine Einseitigkeit gewesen, die für die Entwickelung der Kunst des 19. Jahrhunderts die bedauerlichsten Folgen gehabt hat. Gerade die Gebildeten fanden keinen Anschluß an die echte Kunst ihrer Zeit, und wenn hier und da einmal eine Lücke in der künstlerischen Entwickelung zu beobachten ist, so kann sie fast immer aus diesem Mißstande erklärt werden. Es ist ja wahr, daß es in der Kunst ohne Einseitigkeit nie abgehen wird. Gerade die größten Künstler

sind es ja vor allem, die durch die schroffsten, ganz einseitigen und darum auch ganz verkehrten Urteile nicht wenig Schaden angestiftet haben. Und so sehen wir ja auch heute die Meinungen sich ganz diametral gegenüberstehen. Die nordische Malerei hat es in Italien noch immer nur zu einem Achtungserfolg gebracht, und auch im allgemeinen kann man sagen, daß diejenigen Kunstgelehrten, gleichviel welcher Nation sie angehören, die ihre ganze Liebe der italienischen Kunst zugewendet haben, für die nordische das rechte Verständnis und die rechte Liebe in der Regel nicht besitzen.

Ferner besteht bis auf den heutigen Tag noch immer jener unüberbrückbare Gegensatz, der schon im 17. Jahrhundert ganz offen konstatiert worden ist, und der den Velasquez nicht nur in der Art der Malerei, sondern auch in seiner persönlichen Wertschätzung so entschieden von Raffael getrennt hat. Der Spanier hat sich sehr scharf gegen Raffaels Art ausgesprochen, und so geht dieser Gegensatz durch die Jahrhunderte fort bis auf Courbet und die neueren realistischen Maler, die in dieser Hinsicht sich alle im Sinne des Velasquez ausgesprochen haben. Aber man weiß auch, wie sehr die Kunst des großen Spaniers, die des Rembrandt und vor allem die der großen gotischen Meister bei den Vertretern des sogenannten idealisierenden Stiles in Mißkredit war und heimlicherweise wohl auch noch ist. Solche Gegensätze in die Schule hineinzutragen, hat keinen Sinn. Das kann an den Hochschulen geschehen, wo dem Lehrer ganz andere Mittel zur Verfügung stehen, um eine vielleicht schroffe Ansicht doch in der Weise vorzutragen, daß kein Schaden damit angerichtet wird. Aber in der Mittelschule sollten keine festen Urteile nach irgend einer Richtung vorgetragen werden. Es genügt, daß die Schüler ihre Kräfte üben, und daß sie gewisse unentbehrliche Kenntnisse erwerben, die aber völlig neutral gehalten bleiben müssen.

Das vorliegende Buch ist, wie schon oben bemerkt, nicht als Unterrichtsbuch für die Schule bestimmt, aber es hat doch dem Umstand Rechnung getragen, daß seine Prinzipien in der Schule Anwendung finden mögen. Ob und wie sie sich bewähren, ist Sache des Versuches; jedenfalls hat der Verfasser geglaubt, daß an Stelle der theoretischen Erörterungen, die immer noch in den Fachzeitschriften und auf den Kunsterziehungstagen gepflogen werden, es vielleicht von Nutzen sein könnte, unmittelbar in die Praxis selbst einzutreten, und zu erproben, ob jene recht haben, die glauben, daß man zum mindesten schon in der Mittelschule den Schülern ein gewisses Maß von kunstgeschichtlichen Kenntnissen und vor allen Dingen von künstlerischen Begriffen beibringen müsse. Es wird sich dann viel leichter als bisher die Methode feststellen lassen, nach der zu handeln ist.

Bis jetzt wurde von den Universitätsstudenten und den Mittelschullehrern gesprochen, an die sich der Verfasser mit diesem Buche wendet: aber er hat es doch nicht für diese Kreise allein geschrieben, sondern für alle diejenigen, die bei dem immer noch herrschenden und mit Unrecht so sehr geschmähten Widerstreit der Meinungen über das, was in der Kunst gut oder auch schön sei, sich aus Büchern orientieren wollen. Die kunstgeschichtlichen Handbücher, seien sie noch so feinsinnig und noch so gelehrt, versagen hier völlig. Sie verfolgen belehrende, aber keine pädagogischen Zwecke und können sich, da sie stets als Kompendien behandelt werden müssen, auf jene Fragen, die der unsicher gewordene „Laie“ heute in erster Linie stellt, selbstverständlich nicht einlassen. Ihre Aufgabe muß andere Ziele verfolgen und kann den Zwecken des großen Publikums nur mittelbar dienen. Auch jene kunstgeschichtlichen Werke, die nicht den Charakter eines Kompendiums tragen und die sich nach den Prinzipien der neueren Kunstwissenschaft mit entwickelungsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, pflegen die rein kunsthistorischen und technischen Probleme in den Vordergrund zu stellen, und zwar gewöhnlich mit Ausschluß aller anderen Interessen. Das, was man früher als

den geistigen Inhalt eines Kunstwerkes bezeichnet, und mit ganz besonderer Vorliebe beinahe als das allein Wesentliche betrachtet, wird heutigentags von der wissenschaftlichen Kritik sowohl der alten wie auch der neuen Kunst nicht mehr oder fast gar nicht mehr in Rechnung gezogen. Es steht hier Extrem gegen Extrem. Aber es hat so kommen müssen; denn jene ältere Methode trat dem Kunstwerk so gegenüber, als ob die Fragen, die dem Künstler doch vor allen Dingen am Herzen liegen, die technischen Probleme, gar nicht von Belang wären. Es schien damals, als ob das Verständnis für die Malerei als solche zur Beurteilung eines Gemäldes ganz überflüssig sei. Ein derartiger Standpunkt ist heute nicht mehr denkbar, aber wenn nun die moderne Kunstgeschichte auf die geistige Auffassung keine Rücksicht nimmt, so geht sie doch entschieden zu weit. Es gibt Fälle, wo man sich auf die formalen Probleme beschränken darf, vielleicht sogar muß: aber es wird sich empfehlen, daß gerade die solide Kunstforschung nicht mehr auf diesem schließlich doch sehr exponierten Posten stehen bleibt, und zwar um so weniger als eine gewisse fatale Schöngeisterei auch in der sogenannten ernsten Forschung Platz zu gewinnen anfängt. Der Verfasser hat zwischen den beiden Systemen zu vermitteln gesucht und bei den Fällen, wo es sich leicht ermöglichen ließ, die rein formale Behandlung mit der Entwickelung der geistigen Auffassung zu verbinden gestrebt. Wie weit es ihm gelungen ist, darüber haben natürlich die Leser zu entscheiden; gerade bei dem ausgesprochen pädagogischen Zweck des Buches hielt der Verfasser für nötig, jedenfalls einmal den Versuch zu wagen, damit wenigstens ein Beispiel festgestellt sei, welch ein Unterschied zwischen der älteren kulturhistorischen Betrachtung der Kunstwerke und zwischen der heutigen Auffassung des geistigen Gehaltes eines Bildes waltet. Wenn vielleicht auch das im vorliegenden Buch angewendete System in der Praxis noch abgeändert werden wird, so ist es doch wohl wahrscheinlich, daß man lieber auf dem hier eingeschlagenen Wege fortfahren, als zu jener alten Methode zurückkehren wird, die sich im Kunstwerk nur um die rein literarischen Interessen kümmerte.

Was nun die Auswahl der zu vergleichenden Bilder betrifft, so ist es dem Verfasser vor allen Dingen darauf angekommen, möglichst klare Fälle auszuwählen, die ganz eindeutig sind, und deren Sinn von vornherein so klar ist, daß ein Text eigentlich nicht nötig wäre. Im besonderen hat er dann noch die Absicht verfolgt, soweit nur immer tunlich, Bilder aus dem Besitzstand der Münchener Pinakothek zum Vergleich heranzuziehen, nicht etwa aus Lokalpatriotismus, sondern um sich an ein bestimmtes Publikum zu wenden. Zu gleicher Zeit wollte er allerdings auch bei dieser Gelegenheit einige rein kunsthistorische Fragen behandeln, die nicht zu spröde sind, um nicht auch vor einem größeren Publikum erörtert zu werden; denn das ist schließlich die Haupttendenz des Buches, zu zeigen, daß gerade die ernsthafte kunstgeschichtliche Darstellung es sehr wohl verträgt, der Allgemeinheit vorgesetzt zu werden, und daß sie bei aller Strenge der Methode doch rein praktische Zwecke verfolgen kann.

München. Karl Voll.

Neue Erzählungen.

Charlotte Knoeckel: Kinder der Gasse (Berlin, S. Fischer). Ein von wahrhaftigem Leben strotzendes Buch, in dem das Alltagstreiben der kleinen Leute in einem rheinpfälzischen Nest ohne Beschönigung und dennoch mit behaglicher Liebe gemalt wird, gewissenhaft in der Schilderung des Kleinen, ehrlich

und stark, Humor wie Tragik nicht in die Situation hineingepumpt, sondern als ihre natürliche Essenz. Arbeit und Hunger, Lieben und Sterben, viel graue Tage und ein wenig Sonnenschein; ein leichtlebig Volk selbst noch in seiner Armut; einfache, typische Schicksale, banal wie eine Tagblättchennotiz und schwermütig wie ein altes Volkslied; das Welken und Absterben einer Familie, das leise Erstarken und Wachsen eines einzigen Zweigleins dieser Familie; der Klatsch ärmlicher Gassen und muffiger Hinterhauswohnungen; das karge Hereinspielen sommerlicher Wald- und Wiesenfreude: Das alles zusammen hat ein herzhaft gesundes Stück Zustandsschilderung gegeben, und die es geschrieben hat, gehört durch dieses Buch allein zu den hoffnungsvollsten Talenten unter den jüngeren Erzählerinnen.

Karl Ferdinands: Vernichter und Vernichtete (Berlin, Egon Fleischel). Sieben Geschichten, von denen unsere Leser zwei kennen: Die Höhlenbären, und die Pflegekinder des Gottfried Steinbecker. Geschichten eines ernsten, beinahe düsteren Mannes. Ingrimmig hoffnungslos ist die Erzählung von dem vergeblichen Kampfe der Ballings gegen das Krähenvolk. Alle dumpfe Sehnsucht und unbestimmte Phantastik der ausgehenden Knabenjahre liegt in den Höhlenbären. Der Mannskerl ist ein mit feiner Hand geschriebener Bericht von einem wunderlichen Krankheitsfall der weiblichen Seele. Mörder, Die Nachtwache, und Der Reiher sind von unheimlich scharfem Reize. Mit den Pflegekindern des um Leben und Glück Betrogenen klingt der Band versöhnend, wenn auch entsagend aus. Die Erzählergabe des Verfassers ist bemerkenswert, sicher und vornehm. Den zum Teil sehr hübschen Buchschmuck hat H. von Volkmann entworfen.

Adam Karrillon: Die Mühle zu Husterloh (Berlin, G. Grote). Mit der Mühle geht's immer mehr bergab, dank der neumodischen Konkurrenz und dem Hochmut der Müllerin. Mit Hans Höhrle, dem Jungen auf der Mühle, geht es krause Wege ab und auf, bis er jenseits des Ozeans ein trotzig geraubtes Glück findet. Ein Thema in der Weise Meister Raabes, der dieser Tage fünfundsiebenzig geworden ist: Der geheimnisvolle ewige Unterton, ob dem buntes Leben aus dem Engen und Gebundenen ins Weite und Freie ungestüm drängt. Aber Karrillon wird manieriert. „Ich muß deinen Entschluß loben, auch wenn ich ihn bedaure." Spricht so der Schatz zum Schatz? „Wenn ich euch jetzt einen Rat gebe, den ich nicht aus den Linien eurer Hand geholt habe, so ist der damit bezahlt, daß ihr beim Weggehen die Türe rasch hinter euch schließt, damit der Strolch von Kater nicht entweicht und spät nach Hause kommend meinen Schlummer stört." Ist das der Jargon einer Kartenschlägerin? „Warum willst du mir verschweigen, was doch die Spatzen von den Dächern pfeifen, daß wir der Wut des Rauschkolb schutzlos verfallen sind? Gib ihm kein gutes Wort, von anderer Seite naht uns des Himmels Hilfe. Im vierten Jahre schon lohnt die Rebe des Winzers Müh" usw. Mit derlei gespreizten Redensarten tröstet die Tochter den bankrotten Vater. „Mehr als ich weiß, kann ich von dir nicht mehr hören, Schwester, und deutlicher, als ich sie gehört habe, kann dein Mund die Wahrheit nicht predigen: Daß das Weib eine Ware ist, dem ausgefolgert, der sie am besten bezahlen kann. Laß uns schweigen, Schwester." Wer redet so? Orest zu Iphigenien, oder Studiosus Höhrle zur Susel? „Jetzt, wo jedes Hoffen mich verließ, bleib treu bei mir, mein altes Weh, und füll' die große Leere aus. Du aber, Zweig aus zähem Chattenstamme, blüh' fröhlich und gedeih' in fremder Erde." Diese schönen Jamben sind nicht etwa aus Ingo und Ingraban, sondern die Agnes schickt diesen Schmachtseufzer dem Jugendgeliebten an den Orinoko hinüber. Noch böser ist die Gesuchtheit im schildernden Teile. „Hans fing einen traurigen Scheideblick

des Hundes auf und trat hinaus in das erste Entwicklungsstadium des jungen Tages." „Die absolute Bewegungslosigkeit, die ihn umgab, senkte ihren Frieden mit suggestiver Kraft in seine Seele." „Baschel war wie ein Torso aus einer untergegangenen Kulturepoche." Wie unschön gesucht ist das alles! Und solche Beispiele ließen sich häufen.

„Man führte den gallischen Krieg, ohne daß sie Kombattanten stellten, und auch den Akkusativ cum Infinitiv konstruierte man ohne ihre Mithilfe."
Karrillon, S. 88.

„Dem Mathias Fottner war es ganz recht, als man seine Meinung über den gallischen Krieg nicht mehr einholte und die griechischen Zeitwörter ohne seine Mitwirkung konjugierte."
L. Thoma, Der heilige Hies, Südd. Monatsh. I, 2 S. 177.

„Er tarokte mit dem Stationskommandanten, schob mit dem Schullehrer Kegel und ging mit dem Forstadjunkten auf die Jagd." Karrillon, S. 106.

. . . „der vom Pfarrer zum Essen eingeladen wurde, der mit dem Kooperator spazieren ging und mit dem Lehrer und dem Stationskommandanten tarokte." L. Thoma, ebenda.

Mit dieser Nebeneinanderstellung will ich Karrillon nicht ein Plagiat vorwerfen, aber Flüchtigkeit. Er hat seinem ersten erfolgreichen Romane den zweiten zu rasch folgen lassen. (S. 155 ist Dickens Christmas Carol, 1. Kapitel, auffällig im Tone ähnlich.) Es wäre bedauerlich, wenn unsere Erzählertalente es unseren Modedramatikern nachmachten, und jedes Jahr ein neues Werk auf den Markt würfen! Karrillon hat eine bedeutende Begabung, die jedoch nicht forciert werden darf.

München. Josef Hofmiller.

Reden Gotamo Buddhos.

Unser Mitarbeiter Dr. Karl Eugen Neumann in Wien wird demnächst bei R. Piper & Co. in München ein recht bedeutendes Werk zur Kenntnis des klassischen Buddhismus veröffentlichen. Es ist dies die sog. Längere Sammlung der Reden und Gespräche Gotamo Buddhos. Diese Reden und Gespräche des Meisters wurden von seinen Jüngern sorgsam überliefert und geben uns das großartig ausgeführte Bild einer Weltanschauung, die noch die letzterreichbaren Denkmöglichkeiten in den Bereich der Darstellung einbezogen hat. Es ist ja heute ziemlich allgemein bekannt, daß die Inder längst vor uns als das Volk der Denker gegolten haben, und zwar jener Denker, die den Boden der wirklichen Anschauung nur selten verlassen haben, deren Gedankengebäude uns daher, durch die Stürme der Jahrtausende wenig erschüttert, erhalten geblieben sind. Nun gibt es aber kaum viele andere Urkunden, wo die Treue der Ueberlieferung so schön gewahrt ist, wie bei den Reden und Gesprächen des buddhistischen Meisters. Jene Denkarbeit, die unsere Weltweisen der Vergangenheit und Gegenwart mit mehr oder minder glücklichem Gelingen zu leisten sich bemüht haben, ist hier oft schon im Grundrisse vorgezeichnet, oft schon dem Abschlusse nahegebracht. Viel-

leicht darf man die Art einer solchen feinen und scharf unterscheidenden Geistestätigkeit am besten den Erkenntnissen eines unserer eigenen großen Meister der Vorzeit vergleichen, den uns nach und nach deutlicher sichtbar werdenden Spuren Meister Eckharts. Christliche Mythologeme haben aber auch diesen außerordentlichen Selbstdenker eisern eingeschränkt und nicht zur vollen Entfaltung gelangen lassen, wo hingegen der welterfahrene Inder, und insbesondere Gotamo, den sicheren, wenn auch steilen Pfad der eigenen Anschauung nie verläßt, nicht mit ikarischen Flügeln, wohl aber mit festgegründeten leichten Schritten den Gipfel menschlicher Erkenntnisse zu erreichen sucht. Bei diesem Beginnen fehlt es natürlich nicht an mancherlei Ausblicken in weite, reiche, auch seltsame Gebiete, Dinge werden gezeigt und besprochen, die man sonst kaum oder nirgend anderswo zu sehen bekommt, Götter, Helden und Heilige werden in ihren eigenen Behausungen aufgesucht, in ihren intimsten Regungen belauscht, in den zartesten Geheimnissen überrascht, kein Seelenschleier, und wäre er auch noch so duftig gewebt, kann den immer klarer geübten Augen den Durchblick in das entdeckte Arcanum wehren oder trüben. Da jedoch der Forscher — als solchen bezeichnet sich Gotamo selbst — den Ort nie aufgibt, auf dem er gegründet steht, um für sich und seine Nachfolger die geistigen Hebel anzusetzen, ist keinerlei Geheimniskrämerei und Pfäfferei zu befürchten: dergleichen gibt es da nicht. Offen und ehrlich wird alles noch Mitteilbare zur Sprache gebracht, und zwar in anregender, lebendiger Art und Weise, in künstlerische Formen, oft auch rhythmisch, gekleidet, und insofern den Dialogen des großen athenischen Dichterphilosophen nicht unähnlich, wenn auch im übrigen Plan und Maß der Darstellung in anderen Grenzen gehalten ist. Eben die Reichhaltigkeit und Verschiedenheit der äußeren Anlässe zu den Reden und Gesprächen der Längeren Sammlung macht dieses Denkmal zu einer der kostbarsten Urkunden der indischen Antike. Schon der erste Band mit seinen dreizehn Reden bietet ein fast unübersehbares Gebiet extensiver und intensiver Kulturarbeit und Kulturgeschichte dar. Viel von den bisher überlieferten Ansichten über das alte Indien erweist sich dabei als schief und falsch, und es zeigt sich, daß die klassische Epoche durchaus ein Gegenstück zu Hellas und Latium darstellt, gleichsam im Triumvirat der innig verwandten Kulturträger. Nicht Priesterweisheit, wie am Nil und am Jordan, — persönliche Tüchtigkeit, innen und außen bewährt, verleiht dem Menschen den höchsten Preis. Schritt um Schritt lernen wir diese Anschauung und Erfahrung besser verstehen und würdigen, in den Gesprächen mit hochmögenden und hochmütigen Priestern und Gelehrten, Unterredungen mit übereifrigen Büßern und Pilgern, Begegnungen mit prachtgesättigten, machtverblendeten Herrschern und Königen. Ueber Krieg und Frieden, Staatskunst und Opferwesen, Recht und Sitte, Sage und Spruch, Arzneikunde und Aberglauben, Handel und Wandel, Palast und Klause wird Unterhaltung gepflogen, und zuweilen sieht man ein feines Lächeln um die Lippen des Meisters spielen, wann er in Rede und Gegenrede, Frage und Antwort zweifelhafte Dinge gar witzig oder mit leise klingendem Humor zu lösen vermag. Aber auch kräftige, tiefer greifende Töne vernimmt man am richtigen Orte und zur richtigen Zeit, wo dann der Meister in treffenden Gleichnissen, wie sie nur ihm zu Gebote stehen, das Unzulängliche dieser schönen Welt versinnbildlicht. Die landläufigen Vorstellungen über das Leben und Streben, Leiden und Sterben des Menschen werden gelegentlich in den Kreis der Betrachtungen mit ein-

bezogen und böse und heilige Geister nebst Brahma und seinen Trabanten auf ihren Feingehalt hin geprüft, wie denn auch magische Wirkung und dergleichen verborgene Fährten und Wunder mehr, diese liebsten Kinder des Glaubens, ihrer natürlichen Entwicklung gemäß vorgeführt und als minderwertig nachgewiesen werden. Aehnlich verhält es sich mit jenen Weltansagen, Weltauskünften, Weltverhältnissen, Weltbekenntnissen, die sich mit der Naturgeschichte des Himmels und der Erde befassen, die über Zeit und Ewigkeit, Endlichkeit und Unendlichkeit, Bewußtheit und Unbewußtheit usw. Ansichten — es werden deren zweiundsechzig einzeln ausgeführt — aufstellen: all diesen Dingen gegenüber verhält sich der Meister, wie er sagt, unberührsam.

Denn es gibt eben andere Dinge, tiefe, schwer zu entdeckende, schwer zu gewahrende, stille, köstliche, die er selbst verstanden, sich offenbar gemacht hat und dann kennen lehrt. Diese sind es, die in jeder Rede immer von neuem wieder dargestellt werden, so klar anzuschauen, als ob man, wie es im Gleichnisse heißt, am Ufer eines Alpensees durch das ungetrübte Wasser bis auf den Grund herabblickte und den Kies und Sand und die Fische, wie sie dahingleiten oder ruhen, vollkommen deutlich sähe. Freilich kommen dann wieder gar manche, denen diese ganze Richtung nach Beschaulichkeit nicht paßt, hochangesehene Vedenmeister treten in den Gesprächen auf, die sich von Gotamo achselzuckend abkehren und ihn verächtlich nur einen kahlgeschorenen Asketen heißen. Es gehört ja wirklich kein geringer Grad von Ausdauer, Uebung und allmählich geschärftem Blicke dazu, um die vollendete Schönheit der gotamidischen Gedankengänge nach und nach würdigen zu lernen: der durchschnittliche Besucher, wie er nun einmal ist, wird bei den Wiederholungen kaum einen anderen Eindruck empfangen als etwa den einer immer wieder aufgelegten Phonogrammwalze. Für den Freund der buddhistischen Studien aber ist es hocherfreulich, den Buddho in der Verdeutschung eines mit Land und Leuten vertrauten Kenners sprechen zu hören.



Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Eros.

Von Wilhelm Hegeler in Weimar.

In einer Julinacht saßen wir noch lange auf der Terrasse zusammen, Nachfeiernde eines der seltsamen Feste, die wir in unserer Gesellschaft der Zukunftsmenschen zu begehen pflegten. Ich weiß nicht mehr, war es die Dionysosfeier oder das Fest des violetten Todes gewesen, jedenfalls hatte es den üblichen programmwidrigen aber weihevollen Verlauf genommen. Nun war Mitternacht längst vorüber, die Gesellschaft klein geworden, die der Flaschen um vieles größer.

Da kam eine blonde Frau auf die Idee, jeder sollte seine erste Liebe erzählen. Aber wahrheitsgemäß, ohne zu lügen. Der Vorschlag fand Beifall, und alle schworen hoch und teuer, die Wahrheit zu sagen. Ach, kamen da seltsame Geschichten zu Tage! Und wurde da geflunkert! Denn die Wahrheit zu sagen ist eine geheimnisvolle Kunst. Von allen Geschichten die seltsamste, aber trotzdem die wahrscheinlichste und echteste schien mir die zu sein, welche ein Bildhauer erzählte, ein schweigsamer, still versunkener Mensch, der etwas von einem Skandinavier an sich hatte und der dort oben von der Nordseeküste her war, wo die sangeslosen Menschen wohnen mit den tief schlummernden aber desto wilder erwachenden Leidenschaften. Als die Reihe an ihn kam, trank er noch einmal sein großes, volles Glas leer und begann dann mit leiser Stimme und in sich gekehrtem Blick:

Es ist eigentlich gar keine Liebesgeschichte, und ich weiß nicht, ob ich sie heute erzählen kann. Denn jetzt im Sommer ist sie mir gar nicht recht gegenwärtig. Sie ist an das Frühjahr gebunden, wenn die Märzstürme wehen, und einem auf der Straße die Konfirmanden begegnen, die Mädchen, um deren ungelenke Glieder das erste schwarze Kleid schlenkert, und die Buben, die wie entlaufene Piccolos die Straßen bevölkern. Um diese Zeit wird durch irgend einen gleichgültigen Umstand die Erinnerung daran geweckt, aber zuerst nur so flüchtig, daß ich denke: ach, es war ja gar kein wirkliches Erlebnis! Doch ein paar Tage später berührt mich dann wieder etwas, vielleicht ein paar Glockentöne in der Luft oder der Duft eines Veilchenstraußes am Busen einer vorübergehenden Dame, das mehr von den versunkenen Bildern hervorlockt. Und nach und nach gesellen sich zu diesen immer neue: immer deutlicher sehe ich die Gegend, die Menschen, mich selbst von damals. Und während ich noch zwischen Zweifel und Glauben schwanke, während der vernünftige Mensch, der ich heute bin oder mir wenigstens einbilde zu sein, sich noch auflehnt gegen das brodelnde Gefäß voll Unvernunft und Leidenschaft, das ich damals war, ergreift mich schon wieder die alte Angst, dieses Verbrechergefühl, diese Furcht vor mir selbst und vor

allen Menschen, und eine ziellose Sehnsucht treibt mich durch die Straßen, treibt mich zur Stadt hinaus an die einsamen märkischen Seen. Dort in den tiefen Kiefernwäldern erlöst mich dann endlich wieder das tröstliche Bewußtsein, daß ich ja auch damals gerettet bin, und ich erlebe noch einmal etwas wie eine Rettung, indem die Idee eines neuen Werkes sich in mir gestaltet. Beruhigt und nur von dem kühlen Fieber frischer Schaffenslust erfüllt, kehre ich heim und kann dann auch meist wochenlang mit wunderbarer Leichtigkeit arbeiten. So ist das Frühjahr meine schlimmste, aber auch meine fruchtbarste Zeit, und es hängt eng zusammen mit dem Erlebnis von damals.

Ich war vierzehn oder fünfzehn Jahre alt. In vielen Dingen sehr zurück, in anderen meinem Alter weit voraus. Eigentlich war ich sehr naiv und unschuldig und hatte das Herz voll gläubiger Verehrungen. Aber zugleich befand ich mich in dem Zustand, wo man anfängt, sich seiner selbst bewußt oder, was dasselbe ist, sich selbst zum Rätsel zu werden. Niemand wußte etwas mit mir anzufangen, ich am wenigsten. Meine Lehrer hielten mich teils für einen Dummkopf, teils für begabt aber bodenlos faul. Meinen Mitschülern stand ich fremd gegenüber: ich, der schwerfällige Mensch aus dem Norden und sie, leichte Rheinländer, wir waren zu verschiedene Rassen. Mein Vater, der Witwer war und als Major in einem Ulanenregiment stand, hatte eine kolossale Not mit mir. Er wollte einen ordnungsliebenden, aufrechten, strammen Sohn haben und hat mir Gott weiß wie oft erklärt, ich hätte weder Disziplin noch Ehrgefühl im Leibe. Ich selbst nahm mich als etwas heillos Mißratenes, aber bei aller Qual lebte doch eine unbestimmte Hoffnung in mir und etwas wie Hochmut den anderen gegenüber.

Bald nach Weihnachten hatte ich Scharlachfieber bekommen, und da an ein Versetztwerden ohnehin nicht zu denken war, schickte mein Vater mich zu meinem Onkel aufs Land, der in einem hessischen Dörfchen Pastor war. Gleichzeitig sollte ich dort konfirmiert werden. Das war der Rat meines sehr vernünftigen und freien Religionslehrers. Im Rheinland dauert nämlich der Konfirmationsunterricht zwei volle Jahre, während so der Schmerz in zwei Monaten abgemacht war.

Ich war schon mehrmals die Ferien über bei meinem Onkel gewesen und hatte dort herrliche Zeiten verlebt. Ach, wunderschöne Wochen! Es giebt nichts Lustigeres, als morgens vom Gänsegeschnatter geweckt zu werden. Das ist eine andere Musik als das Rötern einer Weckuhr auf dem Nachttisch. Das eine bedeutet die Freiheit, das andere die Frohn.

Meine Verwandten waren herzlich gute, liebe alte Leute. Meine Tante war ein bißchen mißtrauisch und genau, aber sie hatte den großen Vorzug, daß sie nichts sah. Sie war nahezu blind. So gut es ging, versuchte sie sich mit ihren anderen Sinnen auszuhelfen. Aber es war nur ein unvollkommener Ersatz. Als ich ankam, mußte ich gleich den Mund aufsperren und ihr ins Gesicht hauchen. Damit wollte sie mich prüfen ob ich auf der Reise geraucht hätte. Na, diese kleinen Scherze kannte ich schon und nahm sie ihr nicht weiter übel. Ich hatte vorher eine Portion Salami gegessen, und als ich sie tüchtig anblies, fuhr sie entsetzt zurück.

Mein Onkel aber war wirklich eine Seele von Mensch. Er war stocktaub und trotzdem nicht im geringsten mißtrauisch. Er führte ein rechtes

Stubenhockerleben und ging selbst im Sommer nicht ohne gestrickten Schal aus. In jungen Jahren war er sehr kränklich gewesen, und niemand hätte geglaubt, daß er so alt werden würde. Aber ich glaube, das kam nur daher, daß er so unglaublich viel schlief. Wenn ich in sein Studierzimmer kam, schnarchte er stets in einer Sofaecke und gab Töne von sich wie eine Dampfsäge. Und erst wenn ich aus Leibeskräften brüllte: „Guten Tag, Onkel!" fuhr er entsetzt hoch, rieb sich die Augen und rannte wie eine gefangene Maus in seinem Zimmer auf und ab, bis er auf mich losfuhr, mir die Hand schüttelte, mich auf die Schulter klopfte und schrie: „Ei, lieber Neffe, bist du's? Ich habe gerade über einen Brief nachgedacht." Oder über die Predigt, oder was er sonst sagte. Er hat mir oft mit heiligem Ernst das Lügen, auch die kleinste Notlüge als abscheuliche Sünde verboten. Aber er selbst log in aller Unschuld drei-, viermal jeden Tag. Er ist sehr alt geworden, über achtzig Jahre, aber weil er davon rund fünfzig verschlafen hat, hat er eigentlich nicht lange gelebt.

Also bei diesem lieben alten Pärchen hatte ich schon mehrmals goldene Tage verlebt, und es hätte auch diesmal wieder eine herrliche Zeit geben können, wenn ich nicht auf so furchtbare Weise unter meinem eben erwachten Geschlechtsleben gelitten hätte. Kurz vor meiner Krankheit hatte ich erst von einigen längst eingeweihten Schulkameraden erfahren, was es mit dem Verhältnis von Mann und Frau für eine Bewandtnis hat. So spät mir diese Erkenntnis kam, so furchtbar kam sie über mich, mit aller Raserei eines richtigen Fiebers. Was habe ich dadurch für Qualen ausgestanden, für Seelenkämpfe und -ängste! Ich glaube, so furchtbar habe ich nie wieder in meinem Leben gelitten. Selbst das verzweifelte Ringen mit irgend einem Werk, das nicht herauskommen wollte, war noch erträglich gegen diese Höllenpein. Aber da ich, wie gesagt, von Natur aus einen starken Fond von Reinheit in mir hatte, so wäre ich doch dieses Triebes Herr geworden, wenn nicht der Unverstand meines Onkels ihn immer wieder frisch aufgestachelt hätte. Ich glaube, er selbst hat nie etwas von Sinnennot erfahren, selbst im Mai seines Lebens hat das wohl nur als „eheliche Pflicht" für ihn existiert. Darum wußte er auch nicht, was für ein Unheil er bei mir anstiftete.

Nämlich obwohl er die Sanftmut selbst war und alles gehn ließ, wie es ging, in seinem Glauben war er ein strammer Orthodoxer und schenkte einem nicht das Tüttelchen auf dem i. Nun stand er doch vor der Aufgabe, all die Heilswahrheiten, die andern während zweier Jahre eingetrichtert werden, mir in acht Wochen einzupumpen. Wenn ich das, was er mir zum Auswendiglernen aufgab, wirklich gelernt hätte, so hätte ich Tag und Nacht über der Bibel, dem Gesangbuch und Luthers Kathechismus hocken müssen. Ich lernte aber nie etwas, sondern gab auf seine Fragen stets eine beliebige Antwort, meist den 90sten Psalm, den ich heute noch kenne. Ueberhaupt lese ich heute wieder gern in der Bibel, es stehen künstlerisch glänzende Sachen darin . . . Da mein Onkel nichts hörte, war er mit meinen Antworten meist sehr zufrieden. Einige Male passierte mir freilich aus Gedankenlosigkeit das Malheur, auf eine Frage, die als Antwort nur ein kurzes Sprüchlein oder ein paar Worte erheischt hätte, ein langes Ge-

schwafel herunterzuleiern. Dann machte er ein ganz verstörtes Gesicht und rückte näher an mich heran, ich schlug mich vor die Stirn, fing bedächtig von vorne an und wartete, bis er zufrieden nickte. Dann hörte ich auf.

Also er ging alles sehr systematisch mit mir durch. Am längsten aber hielt er sich — ich weiß nicht mehr, ist es das fünfte oder sechste Gebot: Du sollst nicht ehebrechen: dabei hielt er sich am längsten auf. Luther gibt dazu die Erklärung, daß man keusch und züchtig leben soll. Herrgott, hat der alte Mummelgreis in seinem Unverstand da ein Höllenfeuer in meinem Leib entfacht. Zuerst erklärte er die Worte keusch und züchtig und noch genauer ihr Gegenteil, nach allen Richtungen, ging mit mir das ganze Kapitel des Geschlechtslebens durch und kam dabei auch auf Sodomie und auf andere Dinge zu sprechen, von denen ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, und das alles in einer brutalen Nacktheit der Sprache, die vielleicht für die dickschädeligen Bauernjungen angebracht, für mich aber das reine Gift war. Dann las er mit mir die Geschichte von der Susanna im Bade, von Joseph und der Potiphar und Stellen aus Sirach oder Jesajas, die von gradezu heilloser Anschaulichkeit waren. Auch das hohe Lied haben wir durchgeackert. Seitdem war die heilige Schrift für mich die unheiligste und verführerischeste. Ich war wie behext. Vor meinen Augen standen fortwährend verfängliche Bilder und waren nicht mehr fortzuscheuchen. Und wie ein betäubender Atem, wie eine Wolke schwüler Düfte umschwebten mich die Ausdrücke: Deine Brüste sind wie Weintrauben und wie Rehzwillinge unter Rosen. Dein Nabel ist wie ein Becher mit Wohlgerüchen erfüllt.

Ich hatte nur noch den einen Gedanken im Kopf, zu erfahren, wie ein Weib beschaffen sei. Ich wollte es nackt sehen, es studieren von Kopf bis zu den Füßen, Glied für Glied. Weiter ging mein Begehren nicht, aber dies war um so wilder. Es war die Sinnlichkeit, die sich als Neugierde maskierte, und vielleicht war es ebenso viel Neugierde wie Sinnlichkeit.

Nun war im Haus eine Dienstmagd, eine häßliche, aber kräftige Bauerndirne, die frisch aus dem Stall ins Pfarrhaus gekommen war und sich hier bei der leichten Arbeit wie im Himmel vorkam. Jeden Tag fand sie sich zur Abendandacht in der Wohnstube ein und setzte sich auf einen Stuhl neben der Tür. Es war possierlich anzusehen, wie sie mit dem Schlaf zu kämpfen hatte, wie ihr die Augen fortwährend zufielen, und sie sie mit wütenden Grimassen immer wieder aufriß. Nun dieser ungeschlachte Dragoner, dies Modell für einen Jordaens — es ist eine meiner schimpflichsten Erinnerungen, aber da ich versprochen habe, die Wahrheit zu sagen, so will ich auch das gestehen — also sie hatte es mir angetan. Ich ekelte mich vor ihr und war doch gereizt von der riesenhaften Fülle ihrer Formen. Ihre Brüste waren, wenn ich mich in der Sprache des Hohen Liedes ausdrücken soll, nicht wie zwei Rehkitze unter Rosen, sondern wie ein Kälberpaar unter Zwetschenbäumen. Ihre gefalteten Hände — sie konnte die roten, steifen Finger nur bis zum ersten Glied ineineinanderschieben — lagen auf ihrem Bauch wie fünf Paar Würste auf einem ungeheurem Kohlkopf. Dazu strömte sie einen Geruch aus, als wäre sie in schlechter Margarine gebacken. Entsetzlich! Und doch! Und doch! Sie war ein Weib. Sie besaß

— und in welchem Maß — all die geheimnisvollen Dinge, von denen meine Phantasie erfüllt war. Nun also — der ganzen Schmach meines Begehrens mir bewußt, und während ich mir all die entsetzlichen Folgen, wenn die Sache herauskam, klarmachte — bin ich doch mehrmals nachts, mit aller Angst eines Einbrechers, die Treppe hinaufgeschlichen und habe an ihrer Türe gepocht. Ein gütiges Geschick hat mich bewahrt. Sie schlief so fest, daß ich hätte mit Holzschuhen gegen die Tür trampeln müssen, um sie zu wecken. Aber wenn ich sie gesehen hätte, wenn sie das erste Weib gewesen wäre, das mir ihren Körper enthüllte, vielleicht wäre ich niemals Künstler geworden.

Ein Tages bekam mein Onkel die Nachricht, daß eine entfernte Nichte von ihm, Betty Moorländer, die in Paris Malerei studierte, ihn besuchen wollte. Die alten Moorländer waren sehr wohlhabend, und das junge Mädchen — sie war Mitte der Zwanzig — hatte durch seine ungewöhnliche Laufbahn in der ganzen Verwandtschaft viel von sich reden gemacht. Noch den Tag vorher hatte meine Tante von ihr gesprochen und versichert, wenn sie eine Tochter hätte, würde sie ihr nie erlauben, allein in Paris zu leben und dort Malerei zu treiben. Blumenmalen (was anderes konnte meine Tante sich von einer Frau nicht vorstellen) könnte man auch zu Haus. Der Brief verursachte natürlich eine kolossale Aufregung. Aber meine Tante verbarg sie unter einer gleichgültigen, etwas spöttischen Freude, fand es nett von der Nichte, sich ihrer alten Verwandten zu erinnern und meinte, wahrscheinlich wäre sie des französischen Firlefanz überdrüssig und sehnte sich nach einfachen, vernünftigen Menschen. Mein Onkel meinte, sie hätte es als Protestantin in der katholischen Stadt nicht länger ausgehalten und käme deshalb geradenwegs in ein evangelisches Pfarrhaus. Jedenfalls wurden bedeutende Vorbereitungen getroffen. Die Tapeten im Fremdenzimmer ausgeflickt, das beste Leinen hervorgeholt, in der Stadt ein großer Braten bestellt und dergleichen mehr. Am Tag der Ankunft fuhr ich mit der alten Karosse, die mein Onkel manchmal im Winter zu Krankenbesuchen benutzte, an die Bahn. Ich hatte in diesen Tagen, ehe ich die Cousine noch gesehen, — denn ich war ebenfalls, allerdings nur sehr weitläufig mit ihr verwandt — schon unzählige Romane mit ihr erlebt, hatte mit ihr disputiert und sie stets widerlegt, hatte sie beim Auskleiden überrascht und Ohrfeigen bekommen, hatte ihr das Leben gerettet, war ihr Ritter und Todfeind gewesen. Als sie nun aus dem Zug stieg, dachte ich zuerst: nein, die kann's doch nicht sein. Die ist ja weder hübsch, noch elegant und auch garnicht ähnlich. Ich hatte nämlich eine Pariser Photographie von ihr gesehen. Da sie nun aber allein bei einem Haufen Sachen stehen blieb und dann nach vorn ging, wo ein Riesenkoffer ausgeladen wurde, entschloß ich mich doch, mich ihr zu nähern. Ich hielt es für angebracht, sie auf Französisch zu begrüßen. Sie drehte sich rasch um und erwiderte sofort: „O, Sie sind gewiß der Vetter Walter. Das ist schön, daß Sie mich abholen." Dabei streckte sie mir ihre Hand hin, die in einem weichen dänischen Stulpenhandschuh steckte, und sah mir ins Gesicht. Dabei gewahrte ich, daß sie verdammt merkwürdige Augen hatte, dunkel und tief, vor allem aber riesig bestimmt, Augen, die mich direkt überraschten und einschüchterten. Wir gingen dann zum Wagen, aber ehe sie den Schlag öffnete, trat ich einige

Schritte beiseit, um nicht vom Kutscher gehört zu werden, und setzte ein ironisches Lächeln auf, denn ich wollte eine witzige Bemerkung machen. „Ach verzeihen Sie," sagte ich. Sie sah mich groß an, blieb aber stehen, sodaß ich zurückkommen mußte. „Bitte, steigen Sie nicht in den Wagen," murmelte ich, „es ist da drin ein schrecklich blutdürstiges Gesindel." „Hein?" fragte sie und runzelte die Stirn. „Er ist voller Flöhe." Da machte sie Brrr und lachte, meinte dann aber gleich, ich wäre doch auch darin gefahren. „Bitte sehr, ich habe auf dem Bock gesessen!" erwiderte ich pikiert.

Wir gingen also zu Fuß. Da sie sich sehr einfach und ungezwungen gab, fühlte ich mich in ihrer Gegenwart viel freier, als ich geglaubt hatte. Aber schön fand ich sie eigentlich nicht. Ihr Teint war etwas bräunlich, und ihre Züge waren zu streng, als daß sie mir sogleich hätten gefallen können. Und ihre Gestalt, groß, kräftig und dabei doch schlank, entbehrte zu sehr der imposanten Fülle, worin sich für meinen damaligen Geschmack der eigentliche Reiz des Weibes ausdrückte. Sie schritt sehr leicht daher und blieb manchmal stehen, um mit zugekniffenen Augen die Gegend zu betrachten. Ich lobte sie und entschuldigte sie zugleich, indem ich meinte, wenn man in Italien gewesen wäre, könnte sie einem ja kaum gefallen. Sie hörte mich an, ohne zu antworten. Als ich dann später aber nochmal sagte, nachdem ich sie an eine Lichtung im Wald geführt hatte: freilich mit der Umgegend von Paris ließe sich das kaum vergleichen — da sah sie mich erstaunt und zugleich spöttisch an: „Kennen Sie denn die Umgegend von Paris?" „Nein, das nicht, aber ich habe doch davon gehört." „Nun," erwiderte sie, „sie ist natürlich ganz anders. Aber mir persönlich gefällt diese Landschaft mindestens ebenso gut. Ich glaube, Sie wissen gar nicht, wie schön sie ist." Wir wurden bald ganz vertraut, und ehe wir nach Haus kamen, duzten wir uns schon.

Ich kann nicht alles schildern, was diese Tage Neues und Fruchtbares und Befreiendes mir brachten. Sonst müßte ich tagelang erzählen, denn die Erinnerungen kommen jetzt so zahlreich wie Heuschrecken. Aber das Wichtigste war vielleicht, daß sie mich sehen lehrte. Ich hatte bis dahin alles mehr oder weniger grob betrachtet. Nun sprach sie so viel vom Licht, von Valeurs, von Tönen. Zuerst verstand ich das nicht, allmählich aber kam ich dahinter. Und nun fand ich in dieser Art zu sehen eine Quelle der lautersten Freuden. Ich weiß, daß ich über meine Wandlung sehr erstaunt und skeptisch gegen mich war, aber der Genuß war durchaus nicht eingebildet, alles zeigte mir ein neues, reicheres, bunteres Gesicht.

Auf eine großartige Weise ging Betty mit Onkel und Tante um. Sie gab sich, wie sie war, sprach ihre Ansichten aus, ohne die geringste Konzession, aber gerade diese Bestimmtheit und Offenheit hob alles Verletzende wieder auf. Als mein Onkel sie fragte, wie sie es nur in ihrer katholischen Umgebung ausgehalten hätte, erwiderte sie: „Wer sich mit mir in künstlerischen Dingen versteht, kann meinetwegen glauben, was er will." Meine Tante war mehr als einmal entrüstet, aber auf Streiten ließ Betty sich nicht ein. Mein Onkel war eigentlich begeistert. Er dichtete sie eines Abends sogar an. Er machte überhaupt sehr zierliche Gedichte, die mir wie Streublumen auf alten feinen Porzellantassen vorkamen. Eines Abends

aber war er furchtbar chokiert. Betty hatte nach vielen Wünschen ihre Skizzenbücher mitgebracht. Es waren meistens Köpfe, einzelne Gliedmaßen, kleine landschaftliche Sachen. Ich merkte schon, daß sie manchmal Seiten überschlug. Einmal aber vertat sie sich und schlug eine Seite mit einem männlichen Akt auf. „Das hast du doch nicht gemacht?“ fragte mein Onkel entsetzt. Sie nickte ruhig und schrieb dann auf einen Zettel: „Das ist das Allerschwerste, aber auch das Allerschönste.“ Mein Onkel machte ein so verbiestertes Gesicht, daß ich mir kaum das Lachen verbeißen konnte. Im Grund aber war ich selbst nicht weniger erschrocken und erstaunt. Ueberhaupt diese Betty Moorländer wurde mir jeden Tag rätselhafter. Sie war ganz und gar verschieden von allen Menschen, die ich bisher kennen gelernt hatte. Und mehr noch — sie war der Gegensatz zu allem, was man mich bisher gelehrt, und was ich als selbstverständlich geglaubt hatte. Aber ich hütete mich sehr, ihr das zu sagen.

Nach dem Abendessen ging sie stets ein wenig vor die Tür, um sich die Füße zu vertreten, wie sie sagte. Meist gingen wir beide einen schmalen, von Hecken eingefaßten Weg auf und ab, der vom Hof zum Pfarrgarten führte. Manchmal, wenn die Luft lau war, setzten wir uns auch auf eine hölzerne Bank unter einem Haselnußstrauch. Den ersten Abend bot sie mir aus ihrem Etui eine Zigarette an. Mir schlug das Herz vor Freude, aber ich nahm sie mit einer leichten Verbeugung, als wenn es etwas Selbstverständliches wäre. Bei diesen Zusammensein haben wir immer tief ernste Gespräche geführt, und ich war glückselig, daß sie mich dabei wie einen erwachsenen Menschen behandelte. Ich schwankte damals zwischen Schüchternheit, die mich stumm machte, und zwischen unglaublicher Keckheit. Es kam mir nicht darauf an, sie zu verletzen, wenn ich sie nur verblüffen konnte. Und der Rausch, in den ihre Gegenwart mich versetzte, gab mir, glaube ich, manchmal ganz witzige und treffende Sachen ein. Meine Leidenschaft war es, Menschen zu analysieren. Ich sprach in ironisch herablassendem Ton von Onkel und Tante, nannte sie alte Kinder und meinte, es sei ein Unrecht vom lieben Gott gewesen, sie nicht gleich alt zur Welt kommen zu lassen. In jungen Jahren hätten sie nur an ihr Hilflosigkeit dem Leben gegenüber gelitten. Aus Mitleid hätte er ihnen wenigstens die körperlichen Gebrechen geschickt, die ihre Unfähigkeit gewissermaßen rechtfertigten. Auch über mich sprach ich. Voll Hohn, aber auch voll verstecktem Selbstbewußtsein. Aber mit Haß und Verachtung sprach ich vom Leben, von meinen Lehrern, auch mein Vater bekam eine schlechte Kritik. Was mich selbst anging, so würde ich wohl verkommen, meinte ich. In mir steckten viele Anlagen zum Verbrecher. Jeden Landstreicher, der mir begegnete, begrüßte ich im Herzen als Bruder.

Sie hörte all diese Dummheiten an, ohne je Erstaunen zu äußern, ja gab mir in manchem sogar Recht. Das freute mich einesteils sehr, andernteils hätte ich sie auch gern einmal recht erschreckt. Doch das wollte mir nie gelingen. Im großen und ganzen aber war mein Gefühl ihr gegenüber das einer unendlichen Gehobenheit und inneren Freiheit. Damals ist ganz unmerklich der Glaube an mich selbst in mir erwacht.

Am liebsten aber sprach ich mit Betty natürlich über sie selbst. Während ich sie charakterisierte, nannte ich sie einmal eine Emanzipierte.

Sie schüttelte nur still den Kopf. Ein andermal sagte ich, sie hätte kein Herz. Sie gehörte zu den Frauen, die man nur zu lieben brauchte, um von ihnen gequält zu werden. Da erwiderte sie ruhig, das wäre eine große Dummheit. Einmal aber glaubte ich einen Hauptschlag zu tun und sie so recht ins Herz zu treffen. Ich sagte zu ihr: „Weißt du, was du bist, Betty? Eine Atheistin! Du huldigst der materialistischen Weltanschauung." — Zu meinem größten Erstaunen lachte sie einfach und sagte: „Nein, nein, das ist nichts für mich. Materialismus und Atheismus und Mechanismus, und wie diese schönen Erfindungen sonst noch heißen, das ist etwas für brave, phantasielose Stubengelehrte. Da halte ich es lieber mit den Griechen, die hinter jedem Baum und jeder Quelle eine Gottheit vermuteten."

Ich wußte einfach nicht, was ich denken sollte. Noch denselben Morgen hatte mich mein Onkel in beschwörendem Ton vor den Gottlosen gewarnt, die eines Tages auch an mich herantreten und ihr Messer an meinen Kinderglauben legen würden, vor einem gewissen Molleschott und Büchner, ja der allerschändlichste von ihnen, den schon sein Name Feuerbach brandmarkte, hätte das furchtbare Wort gesprochen: „Der Mensch ist, was er ißt." „Hüte dich", hatte mein Onkel gesagt, „das alles sind Kinder der Hölle, Propheten der Sünde, die nur dem Bauche und der Fleischeslust fröhnen . . ." Und meine Cousine nannte sie: brave, phantasielose Stubengelehrte. Das gehörte wieder zu den Dingen, die ich nicht begriff. Immerhin hatte ihr Polytheismus für einen Konfirmanden auch einen gewissen grauenvollen Zauber.

Eines Tages bat ich sie, doch einmal eine Toilette anzuziehn, die sie auf der Pariser Photographie trug. Sie fragte mich, ob sie mir denn so nicht gefiele? Ich sagte offen heraus: Nein! diese einfachen, schlichten Kleider ständen ihr garnicht. Sie lachte, indem sie meinte, ich wäre ziemlich ungalant. Ich zuckte die Achseln und gab mich der bestimmten Hoffnung hin, sie würde meinen Wunsch erfüllen. Aber sie tat mir nicht den Gefallen. Doch ein oder zwei Tage darauf war der Geburtstag meiner Tante, und es kamen einige Gäste zum Abend. Da erschien Betty in einem Kleid — ich weiß nicht mehr aus welchem Stoff, es kommt mir so vor, als wäre es gestickter Tüll gewesen auf rotem Untergrund. Es kann aber auch Seide gewesen sein. Jedenfalls war es etwas sehr Einfaches und Kostbares und kleidete sie wunderschön. Zum erstenmal funkelte mir so recht der tiefe Glanz ihres Haares, zum erstenmal sah ich Nacken und Hals, dies wunderbar prangende Fleisch, das wie von matten Sonnen durchglüht, sich aus der strengen schwarzen Spitzenfassung heraushob. Nicht bloß ich war überwältigt, ich sah auch, wie die andern Augen machten. So was hatten die biederen Landpastoren noch nicht gesehn. Die Stimmung war anfangs ordentlich etwas gedrückt. Man mußte aber auch die andern Kleider dagegen halten. Und vor allem mußte man sehn, wie Betty sich bewegte. Nun trat die kraftvolle Anmut ihrer Glieder erst recht zu Tage. Und was für Arme hatte sie! Ich saß unten am Tisch und hatte kaum Sinn für das gute Essen. Ich dachte nur immer an das hohe Lied.

Aber dieser Eindruck wurde ganz verwischt, als sie später sang. Es hatten sich schon mehrere andere hören lassen. Eine ältliche Pastorentochter

ließ das Gebet der Jungfrau steigen, wobei sich die unverheirateten Kandidaten verstohlen anstießen. Schließlich mußte auch Betty ans Klavier. Noch jetzt höre ich das Lied: „O gib vom weichen Pfühle, träumend ein halb Gehör“ — das war von ihrer Altstimme vorgetragen ein einziger langer Schauer voll geheimnisvollen Erregungen und wunderbaren Beruhigungen, das war, als versänke man auf den Grund eines stillen, kühlen See's, tiefer und tiefer, bis aller Erdenlärm und alles Erdenlicht erstirbt, und durch die glasklaren Fluten nur noch die himmlischen Sterne strahlen. Ich saß lange Zeit regungslos, hörte nichts, sah nichts, und meine Glieder waren wie abgestorben. Sie sang noch andere Lieder, aber für mich klang immer nur das erste.

Später wurde die Gesellschaft noch ziemlich lustig, und ich gab mich dem Trinken hin. Da nahm mich auch wieder der Teufel beim Genick und flüsterte mir Bibelstellen ins Ohr. Nun, um es kurz zu machen: noch in derselben Nacht bin ich, kaum daß ich fünf Minuten in meinem Zimmer war, an der Spalierbekleidung der Hauswand heruntergestiegen, habe mich ums Haus geschlichen und bin auf der andern Seite, wo im zweiten Stock ihre Schlafzimmerfenster lagen, hinaufgeklettert. Und da habe ich gehangen zwischen Leben und Tod, weit zurückgebeugt, während die rostigen Nägel knirschten, und der Kalk von der Mauer rieselte, und habe auf die hellen Vorhänge gestarrt. Manchmal gewahrte ich ihren schwarzen Schatten, einen gebogenen Arm, das dunkle Abbild der Haarflut, durch die ihr Kamm strich. Das war alles. Aber jede Nacht habe ich das Manöver wiederholt. Einmal, dachte ich, müßte sie vergessen, die Vorhänge zuzuziehen oder sie wenigstens einen spaltweit offen lassen.

In welchen Zustand ich dadurch geriet, vermag ich nicht zu beschreiben. Die Qual, ihr, die ich wie einen höheren Menschen verehrte, mit so gemeinen Absichten aufzulauern! Die Angst vor der Entdeckung! Vor allem aber diese Art von Monomanie meines Zustandes, daß ich die ganzen Tage immer nur für diese eine halbe, nächtliche Stunde lebte. Dazu kam dann noch die Bearbeitung durch meinen Onkel. Denn das habe ich vorhin vergessen zu erzählen: mein Onkel las mir die Geschichten von der Susanna und der Potiphar natürlich nicht zu meinem Vergnügen vor, sondern — ich weiß nicht mehr recht Bescheid mit der christlichen Religion, aber soviel erinnere ich mich doch noch, daß die Erbsünde eine große Rolle darin spielt. Der natürliche Mensch ist ein Schuft und wird erst durch die Gnade Christi erlöst. Also ehe ich erlöst werden konnte, mußte ich erst von meiner Lasterhaftigkeit überzeugt werden. Das war wohl der Gedankengang meines Onkels. Vielleicht verfuhr er ganz unbewußt dabei, einfach nach einem alten Schema. Denn für gewöhnlich behandelte er mich als seinen lieben, guten Neffen. Aber in der Stunde paukte er immerfort von der Hölle, von der satanischen Macht der Sünde usw. Ohne übrigens je eine spezielle Frage an mich zu richten. Ganz allgemein. Nun, ich war damals ja noch ein unreifer Junge, der Spielball vieler Winde. Ich konnte gut über meinen Onkel spotten, was er sagte, machte dennoch Eindruck. Ich hielt mich für verloren und war überzeugt, es gäbe keinen furchtbareren Sünder auf der Welt als mich.

Und dieser Zustand wurde noch schlimmer, als wenige Tage vor der Konfirmation mein Vater eintraf. Er wohnte neben Betty, schlief bei offenem Fenster, dadurch war die Gefahr der Entdeckung natürlich gesteigert. Ich steckte deshalb abends immer ein Rasiermesser zu mir. Sobald ich gesehen würde, wollte ich in die Scheune am Hof rennen, mir die Pulsadern aufschneiden und mich dann vom Heuboden herunterstürzen. Das hatte ich mir fest vorgenommen, und ich bin überzeugt, ich hätte es auch ausgeführt. Gleichzeitig war aber durch die Gegenwart meines Vaters der Gedanke an den nahen Abschied lebendig geworden, an alles Widerwärtige, was mich zu Haus und in der Schule erwartete, und dadurch war mein Verlangen noch wilder aufgestachelt.

Mein Benehmen und Aussehen hatten sich in den letzten Tagen so verändert, daß es allen auffiel. Mein Vater war sehr besorgt. Betty drang wiederholt in mich, ihr doch zu sagen, was mir fehlte? Aber ich blieb natürlich verstockt und ging ihr aus dem Wege. Es war mir unerträglich, mit ihr zusammen zu sein. Eines Nachmittags schlich ich mich in ihre Kammer und steckte einen der Fenstervorhänge hoch. Ich dachte, dann müßte doch ein Spalt bleiben. Aber sie hatte offenbar die Nadel bemerkt und herausgezogen. Am nächsten Morgen sagte sie, wenn es nicht totaler Unsinn wäre, möchte sie fast glauben, es wären Einbrecher dagewesen. Sie hätte nachts so verdächtige Geräusche gehört. Mein Vater meinte lachend, man müßte mal aufpassen. Gott, habe ich da gezittert! Aber nachts war ich wieder auf meinem Posten. Immer vergeblich. Ich haßte Betty geradezu, weil sie die Vorhänge stets so sorgfältig schloß. Sie war doch sonst nicht so ordentlich!

Am Tage vor der Konfirmation fuhr mein Vater zu einem befreundeten Landrat in die Stadt, er hatte noch abends zurückkehren wollen, schickte aber einen Boten, daß er erst nachts einträfe. Wir sollten seinetwegen nicht aufbleiben.

Es wurde früh zu Abend gegessen, dann machten meine Cousine und ich unsern gewöhnlichen Spaziergang in den Garten. Mein Onkel hatte mich noch tüchtig vorgenommen und mich gefragt, ob ich mich auch würdig fühlte, das heilige Abendmahl zu nehmen, und mich auf einen Spruch verwiesen, der jedem ewiges Verderben androht, welcher es unwürdig genießt. Ich war sehr zerknirscht. Ich glaube, daß einfach meine Nerven fertig waren. Jedenfalls fühlte ich eine geradezu gespensterhafte Furcht vor Gott. So weit hatte mein Onkel es glücklich gebracht.

Als ich nun mit meiner Cousine unter den blühenden Obstbäumen auf und niederging, die bei jedem leichten Wind ihre zarten Blütenblätter über uns ausstreuten, und als sie so recht aus vollem Herzen sagte, wie schön das alles wäre: da konnte ich mich nicht mehr beherrschen. Ich ballte die Hände, machte verzweifelte Bewegungen, um meine Tränen zurückzuhalten, und stürzte dann auf die Bank, wo ich ihr den Rücken kehrte und haltlos in mich hineinschluchzte. Sie ließ mich zuerst gewähren, nachdem ich mich dann gefaßt hatte, setzte sie sich zu mir und fragte ruhig: was mir wäre? Ich lachte zuerst krampfhaft und verspottete meine Haltlosigkeit, brach dann aber heraus: ich wäre des Lebens, meiner selbst überdrüssig, ein verlorener Mensch, der nichts Gutes und Gesundes mehr in

sich hätte. Sie bat mich wieder, ihr doch zu sagen, was mich eigentlich so quälte? Da erwiderte ich: nie würde ich ihr das sagen. Ihr am allerwenigsten. Wenn ich mich selbst nicht mehr achtete, so wollte ich doch nicht auch ihre Achtung verlieren. „Ich werde dich nicht verachten," sagte sie. „Ich habe nur den Wunsch, dir zu helfen." Aber ich entgegnete ihr: was mich quälte, wäre etwas so Gemeines, daß auch sie mich nicht verstehn würde. Von einer so unnatürlichen und widerlichen Qual sei noch nie ein Mensch befallen gewesen. Darauf entgegnete sie etwas höchst Vernünftiges: in der Jugend hielte man sein eigenes Erleben immer für etwas Einzigartiges. Wenn man aber älter würde, sähe man, daß alles Schöne und Herrliche, was man empfände und dächte, schon einmal empfunden und gedacht wäre. Aber auch alle Qual sei schon einmal durchlebt. Das sei das Traurige aber auch das Tröstliche der reiferen Erfahrung. Und dann sagte sie: „Ich glaube an dich. Daß in dir etwas Besonderes, was stark und gut ist, steckt. Nur kennst du dich noch nicht. Aber hab nur Vertrauen, dann wird eines Tages die Erkenntnis deines Wertes auch dir kommen." Da unterbrach ich sie, in diesem jähen Wunsch, mich selbst ihr gegenüber zu vernichten: sie hätte doch von Einbrechern gesprochen. Aber der Mensch, der das verdächtige Geräusch gemacht hätte, wäre ich gewesen. Ich wäre an ihrem Fenster hochgeklettert und hätte davor gelauert. „In welcher Absicht?" fragte sie. „Ich wollte dich nackend sehn."

Es war schon dämmerig. Am Horizont machte sich der rötliche Schein des aufgehenden Mondes bemerkbar. Aber trotz der Dunkelheit erkannte ich, wie blaß sie geworden war. Das Wort hat gesessen, nun ist alles aus ... dachte ich und empfand dabei sonderbarer Weise nichts als eine hämische Schadenfreude über mein eigenes Elend.

Nach einem kurzen Schweigen fragte sie mich, ob ich in der Nacht das erste Mal dort gewesen wäre oder schon öfter? „Seit zwei Wochen jede Nacht. Ja — und nun denke ich, wird es wohl das Beste sein, wir gehen jeder seiner Wege." Aber sie schüttelte stumm den Kopf, und ich sah, daß sie Tränen in den Augen hatte. Diese Wahrnehmung erregte in mir einen furchtbaren Tumult. Die unnatürliche Starrheit meiner Seele löste sich plötzlich. Die ganze Qual meines Innern, dieser lang geheimgehaltene Wahnsinn, an dem ich beinah gestorben war, brach jetzt hervor. Ich gestand ihr alles. Auch wie ich mit Ekel und Neugierde der Dienstmagd nachgeschlichen sei, und wie durch die Reden meines Onkels meine Begierde ebenso wie meine Angst und der Abscheu vor mir selbst aufs höchste gesteigert seien. Ich kehrte mein Innerstes zu oberst, und nachdem ich ausgeredet hatte, bat ich sie, mir zu bestätigen, daß ich ein unrettbar verlorener Mensch wäre.

Sie antwortete nicht sogleich. Der Mond war höher gestiegen, und es sah aus, als ob es ganz sacht durch die dunstige Nacht schneite. Da hörte ich aus Bettys Mund Worte, die mich so grenzenlos erstaunten, als wenn plötzlich Dinge von einem andern Planeten mir zu Füßen gefallen wären.

„Du armes, törichtes Kind!" sagte sie. „Was hat der alte Schafskopf aus dir gemacht —!"

Dann sprach sie zu mir — ich kann nur den Sinn ihrer Worte

wiederholen, aber könnte ich doch auch den Eindruck ihrer Erscheinung wiedergeben: wie sie dasaß gleich einem unwirklichen Wesen, mit ihrem bleich beschienenen Gesicht, aus dem die Augen wie große, dunkle Sterne strahlten. Und auch ihre Stimme hatte einen unwirklich weichen, leisen und dabei gesteigerten Ton wie die Stimme einer Prophetin. Die Kraft, die in mir wirkte und mich so furchtbar erregte — sagte sie — käme nicht vom Bösen her, wäre keine Sünde, sondern die große schöpferische Kraft, die das ganze Weltall durchströmte, von der alles, was Leben hieße, seinen Ursprung hätte. Eros hätten die Griechen sie genannt und hätten in ihr die Quelle aller Lust zum Schönen und Guten, zur Tugend und zur Kunst erblickt. Und wenn sie mir jetzt auch zur Qual gereichte, so sollte ich doch glücklich sein, daß diese göttliche Macht mit so erschütternder Gewalt mich ergriffen hätte. Sie sei das Zeichen meiner Stärke, sie würde auch für mich die Triebkraft zu allem Großen sein, was ich einmal hervorbrächte. Und nicht die Sünde sollte ich fürchten, sondern das Häßliche, das Gemeine. Denn das zöge mich herunter. Die Schönheit aber sei die Erlösung, der Adel und das eigentliche Endziel der Welt.

Ihre Worte hatten mich mit seltsamen Schauern durchronnen. Ich hatte die Empfindung gehabt, mit ihr durch schwindelnde Räume zu fliegen, entrückt zu sein der Zwanghaft meiner früheren Vorstellungen und auf einer neuen Erde zu landen. Und wie ich in den letzten Tagen oft bei den Gedanken an Gott mich erschrocken umgeblickt hatte, als wenn dies fürchterliche Etwas leibhaftig hinter mir stände, so glaube ich nun mit allen Sinnen die Gottheit wahrzunehmen, von der Betty gesprochen hatte: sie streute die Blüten über uns aus, sie webte die weißen Nebel auf der Wiese, sie strömte in mich mit dem Geruch der feuchten Erde, der Knospen und Blumen, sie erfüllte mein Ohr mit den Lauten der Amsel, sie ergoß sich durch das Weltall im Lichtdunst des Mondes.

Die Ahnung eines neuen Lebens ergriff mich wie eine leise, köstliche Hoffnung. Als Betty mich aber dann bat, doch geduldig zu sein und meine Neugierde zu zügeln, um die lauteren Quellen nicht zu vergiften, und als sie mich fragte, ob ich nicht die Kraft dazu in mir fühlte, da ließ die Erinnerung an die ausgestandenen Qualen mich schweigen. Ich gab ihr keine Antwort, aber der verzweiflungsvolle Blick meiner Augen mochte Antwort genug sein. Lange sah sie mich an. Dann sagte sie: „Ich habe versprochen, dir zu helfen. Ich wills auch tun. Komm!“

Willenlos, wie im Traum, ging ich neben ihr. Als wir ins Haus traten, waren Onkel und Tante schon zu Bett. Vor ihrem Zimmer hieß sie mich warten. Wenn ich Licht durch den Spalt ihrer geöffneten Tür sähe, sollte ich hereinkommen. Ich setzte mich auf eine Stufe der steinernen Treppe. Die ersten Augenblicke verbrachte ich in angstvoller Spannung. Mir war zu Mut wie einem Zauberlehrling, der dem beschworenen Geist voll Furcht an einen unbekannten Ort folgt.

Als ein rötlicher Schein über die Fliesen glitt, trat ich zögernd ein. Nun war ich in dem Zimmer und wagte doch kaum aufzuschauen. Durch das offene Fenster quoll das bläuliche Licht des Mondes, der hoch über dem schwarzen, nadelspitzen Kirchturm schwebte. Die Kerze auf dem kleinen

Tisch vor dem Bett brannte unruhig an ihrem langen Docht. Ich umklammerte die Kante einer glatten Mahagoniplatte, mein Herz schlug dröhnend wie nach einem weiten Lauf.

Da hörte ich ein leises Geräusch. Als ich den Kopf hinwandte, gewahrte ich Betty. Ich erkannte sie kaum. Das gelöste Haar, der tiefe Ernst ihres Gesichts gaben ihr etwas Totes. Nun bewegte sie sich, und langsam glitt die weiße, lose Umhüllung von ihren Schultern herunter auf den Boden. Sie stand vor mir in ihrer vollen Nacktheit.

Ich klammerte mich fester an die Holzplatte, stützte den Kopf auf meinen Arm, um mich aufrecht zu halten, aber die Kraft meiner Glieder ließ nach, und ich brach zusammen. So auf den Knieen habe ich vor ihr gelegen und habe aufgeschaut zu der geheimnisvollen Schönheit ihres Körpers, der leuchtend wie Marmor, unbeweglich wie Marmor da vor mir stand und auch mich erfüllte mit der kühlen Ruhe des Steins. Ich hörte mein Herz nicht mehr schlagen, fühlte mein Blut nicht mehr stechen, empfand nicht mehr das erstickende Drängen meines Atems in der umschnürten Brust ... Es gibt Träume, die so wild und greifbar wie Wirklichkeiten sind, und Wirklichkeiten, die uns in Traumzustand entrücken. Was mich da auf die Kniee bannte, war wie ein Traum, von einer einzigen, einfachen, lichten Vision erfüllt, ein tiefer Schlaf, wie er Kranke nach der Krisis überfällt, und aus dem sie genesen erwachen. Auch aus meiner Seele wichen all die heißen Fieberwahne, die verrenkten, üppigen Bilder, die wie kreisende Gifte mich in einen Zustand fortwährender Erregung gehalten hatten. Sie flohen vor dem Anblick dieser strengen, keuschen und vollkommenen Schönheit.

Als Betty mich aufstehn hieß, verließ ich stumm ihr Zimmer. Ich schlief erst gegen Morgen ein, aber es war ein köstlich erquickender Schlummer. Mein Vater weckte mich, und ich mußte eilig in mein schwarzes Konfirmationsgewand schlüpfen. Vor dem Kirchgang drückten mir alle wichtig und feierlich die Hand. Aber ich betrat dieses Haus und fragte mich, was ich dort sollte? Ich hörte das Gebet und die Predigt an, als wenn mich dies alles nichts anginge. Ich antworte sehr prompt auf die Fragen meines Onkels und redete den größten Unsinn im Ton ruhiger Bestimmtheit. Mein Vater runzelte die Stirn und reckte den Hals aus, als wenn er glaubte sich fortwährend zu verhören. Die Gemeindemitglieder sperrten Mund und Nase auf, sie mochten denken, ein anderes sei das Christentum für die Bauern, ein anderes für die Stadtleute. Ein seltsameres Glaubensbekenntnis ist wohl noch nie vor einem christlichen Altar abgelegt worden. Aber war ich denn überhaupt noch Christ? Nein. Ich fühlte, der Gott der Erbsünde, der das Fleisch kreuzigen heißt, hatte seine Macht über mich verloren. Ich betete zu einer helleren Gottheit, die Bettys Züge trug und wiederum auch jener hoheitsvoll milden Göttin der Griechen zu gleichen schien, die einst den irrend Umhergetriebenen von der Wut der Eumeniden erlöste.

Der Erzähler füllte sein Glas. Nach ihm wollte ein anderer das Wort ergreifen. Aber die blonde Frau gebot ihm zu schweigen.

Albumblatt.

Von Theodor Goering in München.

Leuchtende Fünkchen
wandeln die Sterne,
irren die Geister
weit in dem Weltall;
strahlen im Glanze
erborgten Feuers
vom ewigen Lichtquell.
Und leuchtend verzehren
sie sich selber,
erlöschen — erkalten.

Unter Miriaden
fremder Gestirne
und einsamer Geister
im weiten Weltall
treffen sich zweie
verwandten Stoffes.

Auflodert die Flamme
vom freudigen Anprall.
Sie leuchten heller
— verzehren sich schneller,
Wärme erzeugend
und zeitlosen Götterglückes
berauschende Ahnung.

Und ihre Strahlen
schwingen zusammen,
klingen zusammen
und tönen in herrlichen
großen Akkorden,
und hallen wieder
ersterbendes Echo!

Was ist Glück?
Was ist Leben?
Zu brennen, zu leuchten,
zu tönen, zu klingen,
Wärme empfangen
und Wärme strahlen,
bis zum ewigen Lichtquell
alles zurückfließt.

Michelangelo.

Von Tim Klein in Burtenbach.

„Komm, Knabe, leite mich zum Vatikan!"
Der Meister Buónarotti spricht's, der blinde;
Und tastend steigt er langsam stufenan,
Der Genius, geführt von einem Kinde.

Dort, wo von Herakles der Torso steht,
Von des Hellenen Meisterhand gehauen,
Will er die Kunst, eh er von hinnen geht,
Noch einmal mit der ganzen Seele schauen.

Versiegt ist seines Adlerauges Quell,
Kein Strahl dringt durch die eingesunknen Lider,
Doch in des Meisters Seele ist es hell, —
Er läßt sich sinnend vor dem Steine nieder.

Und in des langen Schweigens stiller Hut
Fühlt seine Hand des Steines göttlich Leben.
Sein Antlitz überhaucht die inn're Glut —
Die Seele zittert und die Lippen beben:

„Der du dies Wunder schufst — frei wie ein Gott
Hast du das Bild dem Marmor abgerungen,
Von keines Widersachers Neid und Spott
Gestört, ist das Vollkommne dir gelungen.

Der schweren Mühen voll gemessne Zahl
Wog wie dem Heros mir das Schicksal zu —
Und doch! Um meines Schaffens strenge Qual,
Um diese weiß ich größer mich denn du!"

Hans von Marées.

Von Walther Riezler in München.

Bis vor kurzem war es ein Vorrecht der wenigsten, Hans von Marées zu kennen. Es waren seine Freunde und Schüler, die diesem Manne, dem eine ganz seltene persönliche Macht eigen gewesen sein muß, folgten, teils in dem mit ihm einigen Streben gleich gestimmter Naturen, teils mit von seinem Zauberstab berührten Augen in der fernsten Ferne das Land erst ahnend, dem seine Reise galt. Und es waren außerdem die von jenen Freunden Eingeweihten, die aus deren Erzählungen ein Bild von Marées Wesen und Streben, aus den da und dort aufbewahrten, gleichsam von seinem Wege aufgelesenen Gemälden eine Vorstellung seiner Kunst gewannen. Nur für diese Eingeweihten eigentlich hing bisher in der Schleißheimer Galerie sein Nachlaß, dorthin von seinem nächsten Freund geschenkt. Es hatte fast die Bedeutung einer Wallfahrt, in der herrlichen Einsamkeit des alten Schlosses jene Bilder aufzusuchen, die, zum großen Teil nur durch den Zufall, daß Marées mitten aus der Arbeit starb, vor der Zerstörung durch seine eigene Hand gerettet, nun doch das ganze Lebenswerk des Künstlers darzustellen schienen. Den Eingeweihten gelang es stets, aus den zum Teil durch nie befriedigtes Bessern fast zerstörten Bildern die künstlerische Absicht herauszulesen. Wer es aber versuchte, etwa einen Fernerstehenden vor die Bilder zu führen und durch sie ihm ein künstlerisches Erlebnis zu vermitteln, dem mißlang fast immer seine Absicht: zu einem wirklichen Verständnis war kaum einer der Betrachter fähig. Für die meisten war schon die technische Unvollkommenheit, der teils unfertige, teils überfertige Zustand der Bilder ein unüberwindliches Hindernis. Andere stießen sich an manchem grotesken Detail, und jedenfalls war der Eindruck des Ganzen so mißtönend, daß auch die nicht geringe Zahl von Bildern, die ein gütiges Geschick dem Künstler in dem glücklichsten Momente aus der Hand nahm, und die so Werke allerersten Ranges geblieben sind, entweder übersehen oder in ihrem wahren Wert verkannt wurden. Höchstens, daß einmal einer von einem gigantischen Streben sprach, dem aber leider kein nur notdürftig genügendes Können zur Seite stand, sodaß ein vollkommener Schiffbruch das notwendige Ende sein mußte — ein Schicksal, das freilich in unserer allem Problematischen und Ungelösten zugeneigten Zeit der Teilnahme, ja sogar des Ruhmes nie entbehrt.

Die Berliner Jahrhundertausstellung, die so manchen heute vergessenen Künstler wieder in Erinnerung brachte, so manchem großen früher verkannten Talente zum erstenmal zur Schätzung verhalf, — sie bedeutet in dem Schicksal von Marées' Kunst den entscheidenden Wendepunkt. — Ein feiner Kenner,

ja man möchte fast vermuten, eine Hand, die die Liebe führte, hat aus Privatbesitz zusammenzubringen gewußt, was aus irgend einer Periode von Marées' Schaffen erhalten ist. So sind es Bilder, die der Künstler selber aus der Hand gab, die er also nicht nur als Etappen auf dem Weg zur Höhe, sondern als in ihrem Wert für sich bestehend ansah. Und indem aus der Schleißheimer Nachlaß-Sammlung nur das dazu kam, was in einem glücklichen Stadium erhalten blieb, so ist dem Ganzen der Eindruck des Problematischen, des Ringens, dem die Erfüllung versagt geblieben ist, genommen, und es steht ein Künstlerleben vor uns, das beinahe glücklich im Vollenden genannt werden muß. Und noch ein neuer Eindruck ist uns geschenkt: während sich in den Schleißheimer Bildern ein einziges Problem in immer neuen Lösungsversuchen aufdrängt, tritt uns hier eine ganz erstaunliche Vielseitigkeit entgegen, hinter der allerdings in der untersten Tiefe immer wieder das eine große künstlerische Problem verborgen liegt: aber die Wege, die den Künstler zu diesem Problem führten, sind in den verschiedenen Zeiten die verschiedensten gewesen.

* * *

Man wird kaum irren, wenn man das kleine Bildchen mit rastenden Kürassieren, das seit kurzem der Berliner Nationalgalerie gehört, für das früheste aller erhaltenen Werke Marées hält. In der Tat zeigt es erst so wenig seine spätere Farbe und Malweise, daß man es kaum als ein Werk seiner Hand erkennen würde. Es ist nicht allzuweit von der Art Trübners oder Leibls entfernt. In den hellen kühlen Tönen des einfachen Tagelichts ist das Ganze gehalten, der Vortrag schlicht, die Landschaft ohne besonderen Reiz — scheinbar eine ohne Ansprüche dargebotene Naturabschrift. Aber man brauchte das Bild bloß unter die Werke eines der oben genannten Künstler zu hängen, und man würde die Ueberlegenheit des Marées'schen Gemäldes unmittelbar erkennen. Das Bild ist das gerade Gegenteil einer einfachen Naturabschrift: es ist vollkommen aus dem Innern heraus gestalteter Eindruck. Wie schlicht, wie sehr auch ohne jede Stilabsicht die Natur gesehen ist, so bedeutet doch das einzelne Naturerlebnis für das Bild nicht mehr als den Vorwand für die Gestaltung. Die Stellung der einzelnen Kürassiere ist voll von Leben und Charakteristik; doch sie geht völlig auf in der Einheit der ganzen Gruppe, und die einfache Landschaft nimmt die Gruppe unter ihre Bäume auf und führt so die Einheit weiter. Und der Reiter, der im Hintergrund fortreitend schon halb hinter dem Hügel verschwindet, bereichert den Raum und betont die Tiefe in ganz objektiv sprechender Weise. Der „bildliche Vorgang" ist alles: nicht nur die farbige Erscheinung macht die Einheit — so wäre es etwa bei Leibl oder Trübner —, sondern die ganze Existenz der dargestellten Dinge ist eine rein bildliche: d. h. die bildliche Phantasie hat sie bis in ihre Einzelheiten geschaffen, die Natur war nur befruchtend.

Es ist bedeutungsvoll, daß man schon auf diesem frühen Bilde dem Streben nach Objektivität, nach Zurückdrängen des Einzelerlebnisses begegnet. Daß diese „Objektivität" nicht identisch ist mit der, die die modernen „Im-

pressionisten" anstreben, braucht kaum hervorgehoben zu werden: diese wollen objektiv sein in der Wiedergabe der Natur, d. h. sie wollen aus dieser Wiedergabe alles ausscheiden, was sie nicht direkt im Augenblicke sehen. Während Marées die Natur selber auf ihre Objektivität, d. h. auf ihre Ergiebigkeit für die bildliche Phantasie prüft, wobei er stets auf die elementaren räumlichen Faktoren zurückgeht. Dies ist aber der Weg, den auch die Alten gingen.

Bisweilen bedient er sich in dieser Zeit geradezu der alten Mittel: seine „Pferdeschwemme" in der Schackgalerie, die er mit 27 Jahren gemalt hat, wirkt wie ein holländisches Bild. Doch schon Meier-Graefe hat gesehen, daß es in vielem über die Holländer hinausgeht. Schon daß jedes Detail fehlt, unterscheidet ihn von diesen. Nur die größten Verhältnisse sind gegeben; und doch wirkt dieser Schimmel so stark und naturnah wie irgend einer, den die Wouwermann gemalt haben. Doch entscheidender noch ist das Fehlen jedes epischen Elements bei Marées. Die Holländer, die solche Vorgänge malten, erzählten sie stets mit einer gewissen behaglichen Breite — die Erzählung ist ihnen schließlich doch die Hauptsache, und damit sie recht klar und überzeugend zur Geltung käme, verwandten sie soviel künstlerische Ueberlegung auf die Gestaltung der Erscheinung. Bei Marées hat die Erscheinung alles aufgesogen: der Vorgang wird zu einem rein bildlichen, indem er das Bild aus den großen Raumfaktoren aufbaut, der Vorgang, die in der Landschaft bewegten Figuren schaffen den Raum, wie vor einem gewaltigen Schöpferwillen ans Licht getrieben. Und diesem Willen gemäß leuchtet die Farbe schon hier mit jener dunklen, aus dem Geheimnisvollen hervortretenden Glut, die für alles, was Marées später geschaffen hat, so wesentlich ist. — Man muß hier schon an Rembrandt denken, will man aus alter Kunst Entsprechendes finden.

* * *

Ist dieser Name einmal genannt, so liegt es unmittelbar nahe, von den Porträts Marées' zu reden: in manchen von ihnen ist die Welt wahrhaftig mit den Augen Rembrandts gesehen. Zwei der besten hängen in Schleißheim; sie allein hätten schon von jeher die Schätzung Marées' festlegen sollen. Das eine stellt den Vater des Künstlers dar, einen alten bartlosen Mann mit einem Käppchen; der helle Kopf leuchtet aus dem Dunkel mit bezwingender Gewalt. Das andere, das den Bruder darstellt, einen Offizier in Uniform, ist wohl das einzige Bild, in dem die moderne militärische Uniform malerisch völlig bewältigt ist: das ganze Bild ist dunkel, selbst der Kopf, doch verweilt immerhin auf ihm das Licht am längsten, und es gleitet dann nur noch in flüchtigen Lichtern über die Knöpfe und den Säbelgriff. Das Rot der Aufschläge geht im warmen Braun des ganzen beinahe unter. Aus Hildebrandischem Besitze hingen in Berlin noch zwei Porträts; das eine, ein Kopf des jungen Hildebrand in ganz knappem Format, gibt ein dunkel goldbraun leuchtendes Gesicht, in einer so unbeweglichen Ruhe und Einfachheit der Modellierung, daß man die Energie kaum begreift, mit der der Kopf zu uns spricht. Das andere, ein Doppelporträt von

Hildebrand und Grant,[1]) wirkt wie ein Rembrandt aus dessen letzten Lebensjahren. Rechts vorne im Bild das blonde Gesicht Hildebrands, der an einem Tische sitzt, die Hand am Kinn, saugt alles Licht in sich, rechts hinten stehend Grant, mit schwarzem Haar und Bart völlig im Dunkel verschwindend. — Hier ist einmal das Problem des Gruppenporträts gelöst, an dem fast alle Künstler scheiterten: denn es trägt in sich die beinahe unüberwindliche Schwierigkeit, die von vorne herein feststehenden Formen des Gesichtes für den bildlichen Vorgang zu einigen. Hier ist dies erreicht durch die geheimnisvoll einigende Macht des Lichts, die die individuellen Unterschiede der Köpfe von der Oberfläche weg weit nach hinten gelegt hat; mit half dabei noch Marées' Art, überhaupt ein Gesicht zu sehen: die allgemein menschlichen, konstruktiven Formen des Gesichts sind ihm stets die Hauptsache.

Man kann diese vier Porträts getrost die besten nennen, die seit Rembrandts Tod gemalt worden sind. Sie sind, trotz aller „Aehnlichkeit" und Stärke der persönlichen Charakteristik, nie allein gute Porträts, sondern gute Bilder, indem sie das individuelle Gesicht mit einer Atmosphäre von poetischer Anschauung umhüllen und wie als eine phantasiegeborene Erscheinung hinstellen, eine Erscheinung, die durch die Realität der künstlerischen Gestaltung ihr selbständig-objektives Dasein erhält.

In dieser Objektivität liegt eine viel tiefere Verwandtschaft mit Rembrandt, als je in der Verwendung der gleichen Mittel liegen könnte. Denn es muß heute mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, daß auch für Rembrandt seine Behandlung von Licht und Farbe nicht Selbstzweck war, sondern nur Mittel zu dem Aufbau seiner Welt. Daß aber die sichtbare Welt zu ihren Grundpfeilern Form und Raum hat, daß man daher ohne diese beiden Faktoren kein gutes Bild malen könne, das wußte er so gut als irgend ein Italiener. Und deshalb sind seine Kompositionen im Raum so sicher und abgewogen, als wären sie Reliefs, und es ist eine ganz schiefe Auffassung, wenn jemand sagt, Rembrandt „hänge nach und nach immer mehr den Körper aus, um ganz allein die Seele sprechen zu lassen". Vielmehr hängt bei ihm stets die unergründlich tiefe Seele an einer bis zum letzten Grunde klar gesehenen Form, und die objektive Realität seiner Köpfe ist deshalb nicht geringer, weil diese aus der Nacht auftauchen. Und Rembrandt als einen „Realisten" den Italienern als Gegensatz gegenüber zu stellen, ist verkehrt; wer das tut, der übersieht ganz, daß man nicht nur in der Linie und Form idealisieren, d. h. dem Bildganzen zuliebe vereinheitlichen kann, sondern geradesogut auch mit dem Licht. Rembrandt fand nur ein neues Mittel, sich des Ganzen der sichtbaren Welt zu bemächtigen. Freilich führen seine Wege durch geheimnisvolles, schauerreiches Dunkel; aber am Ziele leuchtet göttliche Klarheit. — Die Modernen nehmen den Reiz, der in dem Mittel liegt, als Selbstzweck, und hängen ihre feinsten Seelenempfindungen daran: aber alle solche Kunst muß dann fallen, wenn diese Empfindungen nicht mehr an sich wirken; denn es fehlt ihr ganz die große Atmosphäre der sichtbaren Welt. — Es ist wie in der Musik, wo schließlich außer Instrumentation, Finessen und Orchestertechnik nichts mehr übrig bleibt, wo jede allgemeine Basis der Form und Gestaltung fehlt.

[1]) Bei Meier-Graefe abgebildet.

Man sollte wirklich einmal die vier Porträts von Marées ins Kaiser-Friedrich-Museum hängen in das Rembrandt-Kabinett; dann würde man die Stärke dieser Bilder erst ganz ermessen können. Denn hier würde sonst kein Bild des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt existieren können. Am wenigsten freilich des Künstlers, der immer die Forderung aufstellte, ein modernes Bild müsse so sein, daß man es mitten unter alte Meister hängen könnte: Lenbach. Seine Bilder haben mit den Alten nichts gemein, wie die oberflächliche Erscheinung. Im Grunde haben sie — wenigstens in der überwiegenden Mehrzahl der späteren Bilder — alle schlechten Eigenschaften der modernen Kunst: die bildliche Erscheinung ist verkümmert, und ein unangenehm gesteigerter porträtmäßiger Ausdruck schlottert um eine kaum notdürftig festgestellte sichtbare Erscheinung.

* * *

Von nun an steht uns, wenn wir Marées' Entwicklung weiterschreitend betrachten, kein Führer aus der alten Kunst mehr zu Gebote. Gleich die nächste Etappe, die äußerlich durch die Uebersiedelung nach Italien gekennzeichnet wird, bringt ein ungeahntes Neues. Es sind zwei Bilder im Besitz der Witwe Konrad Fiedlers, offenbar als Gegenstücke gedacht, Landschaften mit Figuren, wenn ich nicht irre aus Anregungen des Parkes der Villa Borghese entstanden.[1]) Auf dem einen Bilde sitzen und stehen an Tischen unter Bäumen Figuren zwanglos bewegt, in stark farbigen Kleidern, die durch die ziemlich dunkle, abendliche Landschaft leuchten. Das stärkste Licht liegt vorne rechts auf dem Hemde eines Stehenden, von da geht es in der Diagonale durch das Bild bis zu einer Lichtung, die links hinten zwischen den Bäumen sichtbar wird. Auf dem andern Bilde sitzen vorne um den Rand eines Wasserbeckens ähnlich bewegte und gekleidete Gruppen. Das Licht auf der Mutter, die mit ihrem Kinde rechts vorne sitzt, teilt seinen Weg: an stehenden dunklen Figuren vorbei geht es gerade nach hinten zu einer hellen Wolke am Horizonte und schräg durch das Bild geht es über die andern Figuren weg, legt sich um zwei Pferde, die im Dämmer unter den Bäumen stehen, und stirbt da leise. In der dämmrigen Luft schwimmt matt glänzend die schmale Sichel des Monds. — Meier-Graefe nennt die Bilder unfertig; sie sind es insofern, als kein einziges Detail irgendwie hervorgehoben ist. Aber sie sind doch eigentlich bis zum letzten fertig, indem der Bildzusammenhang nicht eine einzige Lücke zeigt, indem alles im absoluten Gleichgewichte liegt und der Raum zur allerlebendigsten Existenz gebracht ist. Die Bilder sind so malerisch als sie nur sein können: nichts ist gezeichnet, Farbe, geheimnisvoll glühende Farbe ist alles, aber es ist raumschaffende Farbe, sie ruft eine Welt vor die Vorstellung, nicht bloß eine Empfindung vor die Sinne. Es ist erstaunlich, wie lebend und einfach, wie direkt aus dem Leben gegriffen der Vorgang der Bilder ist; und dabei ist er doch ganz zu einer Kreatur der Phantasie geworden, — der „bildliche Vorgang" hat alles andere mit sich genommen: mit fast dämonischer Gewalt bannt uns die Erscheinung dieser einfachen Bilder.

[1]) Bei Meier-Graefe sind beide abgebildet.

Die Bilder müssen aus einer außerordentlich glücklichen Schaffenszeit Marées stammen, und man sucht noch andere Zeugen dieser Epoche. Doch es scheint fast alles verloren gegangen zu sein. In der Jahrhundertausstellung hing eine kleine Skizze aus dem Besitze Hildebrands, fast nur in Braun gemalt: Menschen sitzen um einen Tisch, ein Jüngling führt ein Pferd herbei. Eine Gruppe von ähnlicher unmittelbarer Lebendigkeit und Geschlossenheit des bildlichen Vorgangs, sodaß man sie in die gleiche Zeit setzen möchte.

Ob die Bilder aus der Heiligengeschichte auch in diese Zeit gehören? Das kleine Bildchen mit dem heiligen Georg, das die Nationalgalerie besitzt, zeigt uns Marées doch wieder als einen andern. Wie in einem Relief füllt die Gruppe den ganzen Raum des Bildes, stark gezeichnet und modelliert, von der höchsten Kraft und Prägnanz der Geste. Es ist bezeichnend für Marées, daß diese Geste nicht auf einen möglichst deutlichen Ausdruck des äußeren Vorgangs gerichtet ist, sondern ganz im allgemeinen der Verlebendigung der Figuren gilt. Für Marées wäre eine andere Auffassung hier zu speziell gewesen, sie hätte ihm die Phantasie eingeengt, während so die lebendigsten Formen sich in den einfachsten Richtungsgegensätzen dem Auge bieten und das Bild darin beruht. Die Wirkung der Komposition könnte in reiner Zeichnung schon sehr weit gehen. Aber die farbige Erscheinung ist in ihrer Beschränkung auf Grau, Rot und Blau, und ein dunkles Weiß doch von großem Eindruck. Das Bild hing eine zeitlang in dem Böcklin-Kabinett der Galerie, an einer Wand neben den „Gefilden der Seligen". Es war erstaunlich zu sehen, wie sich das kleine und dunkle Bild neben all dem Farbentaumel nicht nur behauptete, sondern wie ein tiefer, ruhiger Orgelton darüber Herr wurde. Es war der Sieg der großen Einheit über die Vielheit der Mittel, die Uebermacht der aus einer großen schauenden Seele auftauchenden Vision über die Erregungen einer erhitzten Phantasie.

Zweimal hat Marées die Geschichte des heiligen Martin gemalt, der mit dem Bettler seinen Mantel teilt. Auf beiden Bildern ist die Geste des herantretenden Bettlers von der gleichen elementaren Größe und Einfachheit, die an Masaccios Fresken mahnt; die Figur ist bis zu beinahe statuarischem Dasein gesteigert und doch mit dem Reiter zusammen als ein untrennbares Ganzes empfunden. Auf dem einen Bild, im Besitze Hildebrands[1]) liegt um die braun und rote Gruppe eine breite Landschaft, die aber wiederum nichts ist als das Element, aus dem die Figuren auftauchen: hinter den Figuren dunkles Gebüsch, mit einem aufrechten Baumstamm, dessen Gerade der Figur des Bettlers doppelt ausdrucksvolles Leben leiht, rechts und links von dem Gebüsch die Ferne, links in breiter Horizontale; kein Detail. Das Auge erlebt, wenn es die Gruppe aufgenommen, noch einmal in der Landschaft die allereinfachsten räumlichen Verhältnisse und erlebt so das Ganze in gesteigerter Realität. — Das andere Bild, in Schleißheim, stellt die hier noch mehr dominierende Gruppe in eine Winterlandschaft: fahle Dämmerung liegt auf dem Schnee, kahle Bäume, fast auch

[1]) Bei Meier-Graefe abgebildet.

noch der Aeste beraubt, ragen auf, und die zarten roten Wolken, die das letzte Taglicht aufzufangen scheinen, sind wie der Reflex von dem Rot und Gold, das da und dort am Gewande und der Rüstung des Ritters aufleuchtet, als die einzige warme Farbe in dem ganzen Bild. Kaum einmal ist Marées Farbe geheimnisvoller als auf diesem Bilde, wo der fahle Glanz den Figuren etwas von geisterhafter Wirklichkeit verleiht.

In Schleißheim hängt noch ein anderes Heiligenbild, das zu den meistverlachten Werken Marées gehört, der heilige Hubertus. In der Tat wirkt das Bild auf den ersten Blick wie eine groteske Verzerrung. Das beinahe ganz von vorne gesehene Pferd, neben dem der Hubertus kniet, hat Beine, die fast um ein Drittel zu lang geraten sind, und auch der Hirsch, der rechts im Hintergrunde auf einem erhöhten Plane steht, ist etwas aus den Fugen gegangen. Man muß mit Marées Kunst vertraut sein, um den Grund dieser Verzeichnungen herauszufinden: er liegt in dem Streben nach einem möglichst geschlossenen Zusammenhang der Figuren mit der Landschaft. Man kann das bis ins Einzelne konstatieren, doch hat dies hier, wo keine Abbildung zur Verfügung steht, wenig Sinn. Wer diesem Tatbestand aber einmal auf den Grund gegangen ist, für den hat das Bild einen eigenen Reiz. Die dunkel geheimnisvolle Farbe mit ihren bläulichgrünen Tönen offenbart ihm eine Erscheinung, in der auf Kosten der empirischen Richtigkeit ein gleichsam mystischer Zusammenhang der Dinge im Raum erreicht ist. Freilich ist die Grenze berührt, an der die Möglichkeit einer lebendigen Auffassung durch das Auge aufhört. Es ist die ewig rätselhafte dunkle Stelle in Marées Seele: ein Künstler, dem die Form der Dinge so gegenwärtig war wie kaum einem zweiten — dafür sind gerade die Pferde auf vielen andern Bildern deutliches Zeugnis — läßt sich diese Form so ganz entgleiten, weil die Sehnsucht nach dem lebendigsten Ausdruck des Bildganzen ihn hinnimmt.

* * *

Im Jahre 1873 erhielt Marées den Auftrag, den Bibliotheksaal der zoologischen Station in Neapel mit Fresken zu schmücken. Zum erstenmal kam so ein Auftrag seinem Drang nach der monumentalen Malerei, der sich schon im Tafelbild und im kleinen Format geäußert hatte, entgegen. Es war sein Verhängnis, daß kein zweiter Auftrag dem ersten folgte. — Die Fresken sind der Besichtigung zugänglich; es wäre verdienstvoll, wenn sie durch vorzügliche Reproduktionen — die bis jetzt veröffentlichten genügen kaum, eine notdürftige Vorstellung zu geben — auch außerhalb Neapels bekannt würden. Denn sie zeigen Marées' Kunst zum erstenmal zu den größten Zielen zusammengefaßt.

Marées, vor die Aufgabe gestellt, mit Fresken einen Raum zu schmücken, mußte alles, was an Monumentalem in seiner Kunst war, zusammennehmen und auf das eine Ziel konzentrieren. Daß das rein Malerische dabei zurücktrat, liegt in der Natur dieser Technik. Nicht daß dem Fresko überhaupt rein malerische Reize verschlossen wären: schon bei Masaccio leuchten die Körper aus dem dunkeln Raum mit höchster malerischer Ge-

walt. Und die Neapler Fresken zeigen in manchen Teilen, wie in der großen Porträtgruppe an der einen Schmalwand, noch die Verwandtschaft mit Marées' früherer Kunst — das hat Meier-Graefe richtig hervorgehoben, wie dieser überhaupt die Stellung der Neapler Fresken innerhalb von Marées' Lebenswerk überzeugend deutlich macht. — Aber der andere Teil von Marées' Kunst, die monumentale Behandlung der menschlichen Figur und die zeichnerische Komposition, tritt hier zum ersten Male ganz gesammelt in den Vordergrund.

Nackte menschliche Figuren in den Raum zu stellen und aus ihnen das Bild aufzubauen — dieses Problem sehen wir hier zum ersten Male in seiner Kunst und gleich das eine Bild, mit den am Ufer um die Schiffe beschäftigten Männern — eine prachtvolle Oelskizze davon war auf der Jahrhundertausstellung zu sehen — ist ein ganz großer Wurf. Es sind verschiedene in sich geschlossene Gruppen, voll des höchsten Lebens: ein paar Männer tragen eine Last auf den Schultern zu den Schiffen, andere heben eine Last vom Boden auf, andere schieben das eine Schiff ins Meer. Eine große Bewegung faßt sie alle zusammen in einen großen Rhythmus, der das Bild beherrscht. Die Landschaft ist die einfachste der Welt: steilragende Klippen schließen links die Ferne, rechts hinter den das Schiff Schiebenden zeigen sich die Masten ferner Schiffe und schaffen so auf die einfachste Weise eine große Tiefe. Man muß die allergrößten Lösungen alter Kunst zum Vergleich heranziehen: Rafaels Kartons zu den Teppichen. Einer von diesen, vielleicht die vollendetste aller Kompositionen, schwebt mir immer vor, wenn ich das Fresko Marées' sehe: der Fischzug Petri. Da ist auch die größte Lebendigkeit innerhalb der Gruppen bis ins letzte in den Bildgedanken einbezogen, und die Landschaft umrahmt, leise die Hauptsachen betonend, die Figuren, rein raumbildend. Die eine Gruppe der beiden Fischer, die das übervolle Netz eben an der Wasserfläche packen — wobei der Eindruck entsteht, als wären es ein Dutzend Hände, so überzeugend ist dieses Packen wiedergegeben — hat ihre direkte Analogie bei Marées, in den beiden, die die Last vom Boden heben. Die höchste Oekonomie der Details herrscht in den einfachen Gruppen: wenn man dagegen auf Feuerbachs schönem Medeabild die Gruppe der das Schiff ins Meer schiebenden Männer nimmt, so sind es lauter Pleonasmen: die Figuren sagen immer wieder das gleiche, es sind doppelt zu viele und deshalb verstrickt das Auge sich in ihnen und verliert die Freiheit, über das ganze Bild hinzugehen; ohne daß dabei das Auge in den Einzelheiten sein Genügen fände, wie es etwa bei den großen Fresken des Quattrocento der Fall ist, wo in den figurenreichen Gruppen immer neue Köpfe das Auge zur Betrachtung reizen.

* * *

Es hat etwas Erstaunliches, zu sehen, wie Marées gleichsam im ersten Ansturm — unter Bedingungen, die nicht einmal günstig waren, denn es war keine Zeit zu umfassenden Vorstudien gegeben — die größte malerische Aufgabe beherrscht. Daß er damals wirklich erst an der Pforte jenes Landes stand, das er selber als sein eigenes sich erobern wollte, das ist

jedem klar, der seine Entwicklung weiter verfolgt. Und deshalb kann man es beinahe bedauern, daß der Auftrag ihm nicht später wurde. Denn wie sein Leben nun weiter ging, ohne einen andern Ansporn als das still abwartende Vertrauen der nächsten, verstehenden Freunde, mußte es ihn an den gefährlichsten Klippen vorüber führen, und als er starb, wußte niemand, ob nicht der Tod ihm die Erkenntnis ersparte, daß er als ein Scheiternder enden mußte.

Was aus den vierzehn letzten Lebensjahren Marées' erhalten ist, das ist zum größten Teile durch eine Schenkung seines Freundes Fiedler der Schleißheimer Galerie überlassen worden. Nur durch den Tod des Künstlers sind die Werke in ihrer jetzigen Gestalt erhalten geblieben. Er hätte den größten Teil vernichtet, weil er glaubte, besseres an die Stelle setzen zu können, oder er hätte doch versucht, durch weiteres Ueberarbeiten ihnen die Vollendung zu geben.

Die Tragödie dieser Werke ist bekannt; die inneren Zustände des Künstlers, sein ewiges Schwanken zwischen höchster Freude des Gelingens und Verzweiflung hat Conrad Fiedler in seiner Schrift über Marées geschildert; über die erhaltenen Gemälde selber hat Meier-Graefe drastisch geredet. — Die tiefsten Gründe für diese merkwürdige Unsicherheit einer in ihren Instinkten ursprünglich so sicheren Natur werden ewig unerforscht bleiben. Technisches Ungeschick verhinderte ihn, die seiner künstlerischen Vorstellung genügende Malweise zu finden, der Mangel an Aufträgen, die ihn gezwungen hätte, das innerlich Errungene klar nach außen hin darzustellen und ein Ende zu erreichen, — all dies und noch vieles andere mag den seltsamen Zustand der meisten Bilder aus der letzten Zeit von Marées' Schaffen verschuldet haben.

Es ist ein ganz besonderes Verdienst der Jahrhundertausstellung, daß sie aus diesen Trümmern alles auswählte, was als reiner Ausdruck von Marées' künstlerischen Absichten gelten kann, aus Schleißheim das große angefangene Bild, das „Paris und Helena" betitelt ist, und das eine Bild mit dem Orangen pflückenden Mann, aus Privatbesitz noch ein paar Bilder, namentlich aus dem Besitze Hildebrands die Einzelfigur eines sitzenden nackten Mädchens. Nimmt man dazu noch ein Bild von drei nackten Männern, im Besitze von Frau Generaldirektor Levi,[1]) das leider auf der Ausstellung fehlte, so liegt Marées' künstlerische Welt fast unverschleiert als reiches Land ausgebreitet.

Die Wirkung des Helena-Bildes[2]) auf der Ausstellung war eine ganz enorme. Man fühlte plötzlich die Luft der ganz großen Kunst, in dieser Umgebung stärker noch als in Schleißheim. Das Bild ist tatsächlich unfertig; es ist in großen, fast zeichnenden Pinselstrichen gemalt, die oft nicht einmal völlig decken — sie wirken gleichsam wie die Meißelhiebe an Michelangelos abbozzierten Figuren — und manche Stellen sind noch nicht zur vollen Körperlichkeit durchgebildet. Doch die Farbenstimmung ist ganz festgelegt, und die erste Frische der Konzeption liegt über den Figuren, die keine der

[1]) Veröffentlicht in G. Hirths „Der schöne Mensch", Bd. III, Taf. 179.

[2]) Ein guter Lichtdruck des Bildes ist bei Breitkopf & Härtel unter den „Zeitgenössischen Kunstblättern" käuflich.

sonst häufigen Verzeichnungen zeigen. — Der Titel des Bildes — ob er von Marées selber stammt? — ist höchstens darin bezeichnend, daß er auf das heroische Dasein der Figuren hinweist. Rechts vorne sitzt auf dem ansteigenden Boden eine nackte Frau, links schreitet ein nackter Mann nach vorne, ein dunkles Pferd am Zaume führend; zu den Füßen der Frau spielt ein Kind. Im Hintergrunde, auf dem nach rechts ansteigenden Hügel zwei nackte Figuren, eine stehend, eine kauernd unter Bäumen, die den Himmel auf beiden Seiten freilassen. Durchgebildet sind nur die beiden Figuren im Vordergrunde. Ihre Geste ist von absoluter Einfachheit und Größe, nur auf den Ausdruck einer heroischen Körperlichkeit gerichtet, eines gesteigerten Daseins, das schon aus den grandiosen, zur höchsten Deutlichkeit ihrer Funktionen gebrachten Körperformen spricht. Wie sitzt die Frau in breiter Ruhe hingegossen, wie mächtig schreitend greift der Mann mit beiden Händen nach dem Zaume des Pferdes! Alles in den Körpern ist Leben, Bewegung, Aktivität. Aber indem diese Aktivität die allerallgemeinste ist, ohne Beziehung auf irgend einen gegenständlichen Vorgang, läßt sie die Phantasie ganz frei und ohne Fesseln, schafft sie die weiteste Welt. „Motiviert" ist die aus dem stärksten Leben geborene Bewegung nur durch den bildlichen Vorgang: die ganze Erscheinung bannt das Auge mit unwiderstehlicher Gewalt; das Auge erlebt das Bild in einer großen Bewegung, ohne einmal an einer Einzelheit hängen zu bleiben, oder über einen toten Punkt hinwegzugleiten. Das dunkle Pferd, das den hellen Körpern zur Folie dient, führt zugleich das Auge nach dem Hintergrund, wo dieses in den nur mehr halb durchgebildeten Figuren die Tiefe erlebt und zur Ruhe kommt. Die räumliche Stärke des Bildes ist ungeheuer — trotz des unfertigen Zustandes —; es ist von einer Konzentriertheit, die weit über das in den Neapler Fresken erreichte hinausgeht. Der Grund ist der, daß nun der ganze Raum überhaupt von den Figuren gebildet wird: man hat nicht das Gefühl, daß die Figuren in einen Raum gestellt wurden und durch ihre Anordnung diesen deutlich zur Anschauung bringen. Die Figuren mit ihrer Körperlichkeit, ihrer Geste, schaffen den Raum; so gewinnen sie ein noch viel bedeutenderes Leben. Jener von Pidoll überlieferte Ausspruch Marées, der Mensch stehe gewissermaßen als eine gesteigerte Organisation der übrigen Natur, aus der sie herausgekommen, gegenüber: diese philosophische Ueberzeugung führte ihn zu einer solchen Art von bildlicher Anschauung.

Nach diesem Ziele schreitet von nun an Marées ganze Kunst. Jedes neue Bild ist ein neuer Lösungsversuch des einen Problems. Es fehlt jede Möglichkeit, dem Bilde mit irgend einer gegenständlichen Beschreibung nahe zu kommen. Meistens sind es ruhig stehende oder sitzende Figuren — der Gegensatz ist für die räumliche Wirkung ebenso wichtig als für den Ausdruck der verschiedensten Funktionsmöglichkeiten des Körpers — oft pflücken sie Orangen von den Bäumen — die Geste gibt dem Körper eine Bewegung nach oben und zugleich eine breite Ausladung um den Kopf. Als Kontrast hiezu bückt sich wohl einmal eine Figur nach einer auf dem Boden liegenden Frucht. Speziellere Gesten kommen nicht vor. Gemäß der Bedeutung des Körpers für das ganze Bild wird der Stil der mensch-

lichen Figur ein geradezu statuarischer. Die Gelenke als die Träger der Bewegung werden hervorgehoben, die große plastische Gliederung wird betont. Die Gesichter sind nur auf die allereinfachsten Richtungsgegensätze hin gestaltet. Jede individuelle Durchbildung, jeder „Ausdruck“ fehlt. Und so fehlt auch den Körpern natürlich alles Porträtmäßige; sie sind ganz typisch, aber nicht im Sinne des akademischen Kanons, sondern im Sinne der größten Steigerung des Lebens.

Die bis zur höchsten, in sich ruhenden Existenz durchgebildete Einzelfigur schien Marées, wie Pidoll überliefert, das letzte Ziel seiner Kunst. Merkwürdigerweise ist nur ein Bild dieser Art erhalten geblieben, das sitzende Mädchen in Hildebrands Besitz. Durch ewiges Ueberarbeiten etwas verdorben, ist das Bild doch von einer ganz geheimnisvollen Klarheit und Stärke. — Auch auf den „Hesperiden“ in Schleißheim wirkt jede Figur durch ihre ungeheuere plastische Wucht wie für sich abgeschlossen, wenn auch das Verhältnis der drei Figuren zueinander den eigentlichen Sinn des Bildes ausmacht. Wie raumbildend ist das geringe Vortreten der mittleren Figur, wie bedeutend bestimmt die Armbewegung jeder Figur die Wirkung der andern!

Auf dies Zusammenwirken der einzelnen Figuren sind die meisten dieser Bilder gestimmt. Die plastische Durchbildung des Einzelnen erscheint dann fast wieder nur als ein Mittel, um das Ganze als höchst lebendig vor das Auge zu bringen. Auf Bildern wie dem im „Schönen Menschen“ abgebildeten ist der Zusammenhang der drei Körper so groß, daß man sie ganz als Emanationen eines Körpergefühls empfindet. — Wie konsequent Marées dabei das Ziel verfolgte, die Figuren als das absolut Primäre, das Raumschaffende erscheinen zu lassen, zeigt er, indem er fast nie eine Figur so hinstellt, daß ihre Kontur ganz frei, ohne Ueberschneidung sich ausspricht. Die Figuren berühren sich fast immer, und indem so von einer Figur direkt zur andern das Auge geht, erlebt es den Raum nur in den Figuren.

Hier ist es, wo Marées' Kunst manchmal fast ans Doktrinäre streift, indem er zeigen will, bis zu welcher Konsequenz dieses „Kunstmittel“ der Ueberschneidung verwendet werden kann; so, wenn er einmal, auf den „Hesperiden“ zwei Figuren sich gerade noch überschneiden, eigentlich nur mehr im Kontur berühren läßt, um mit der größtmöglichsten Deutlichkeit der Einzelfigur doch noch einen engen Zusammenhang der Figuren unter sich zu erreichen, oder wenn er ein anderesmal zwei Figuren, eine dunkle männliche und eine helle weibliche, sich beinahe ganz decken läßt, um mit der geringsten Ausdehnung in die Breite die größte Tiefenentwicklung zu erreichen.

Auf die Hauptgruppe im Vordergrund folgt oft eine zweite im Mittelgrund, oft noch eine dritte ganz hinten im Bilde: so spricht der Raum sich bis zur letzten Tiefe in Figuren aus. — Die Rolle, die hiebei die Landschaft spielt, ist besonders interessant: sie ist nichts weiter als die allgemeinste Folie für die Figuren, das Element, aus dem die Lebendigkeit sich erhebt. Die Horizontale und Vertikale, als die zwei Grundrichtungen in unserem Verhältnis zur sichtbaren Welt, herrschen absolut. Der Boden wird durch alle möglichen Mittel betont, am stärksten da, wo die Figuren stehen; da hat

Marées oft, in dem Bestreben, recht deutlich zu werden und dadurch die Realität seiner Figuren zu verstärken, diesen die halben Füße weggestrichen. Die Vertikale spricht in den Bäumen, die stets geraden Stammes emporstreben, ein herrlicher Hintergrund für die belebte Form des menschlichen Körpers.

Marées' Landschaften auf den letzten Bildern sind trotz dieser Primitivität auch an sich oft von großem Reize: in wundervoller Klarheit spricht sich in ihnen die Tiefe aus, der Raum dehnt sich in der Ferne und die Unendlichkeit scheint umfaßt zu sein.

An diesem Zauber der Landschaft tut freilich die Farbe das Ihrige. Marées ist durch alle plastischen Tendenzen, durch alle rein zeichnerischen Mittel der Komposition nicht ärmer an malerischem Sinn geworden. Freilich sind auch in der Farbe seine Bilder nun ebenso allgemein wie in allem übrigen: jedes spezielle Farben- und Lichtproblem, wie etwa das der Darstellung einer bestimmten Tageszeit oder Beleuchtung, fällt weg. Auch die Farbe dient nur mehr dem Ganzen. Sie ist rein ideal: die Bilder sind alle ganz dunkel; nicht, weil das Dunkel, irgendwie motiviert, eine gegenständliche Wirkung hervorbringen soll, sondern weil er nur in diesem Dunkel alles in Licht auflösen, vereinheitlichen kann. Ein Strom dunkelgoldenen Lichts umarmt die Körper und geht über sie weg durch das ganze Bild, in gleichmäßig ruhigem Fließen, hinten zur Ruhe kommend, nicht da und dort hellaufleuchtend und dann sich in die Nacht einwühlend wie bei Rembrandt. Bei beiden aber ist das Licht die gewaltige Macht, die in geheimnisvollem Wirken alle Tiefen der Welt den Erstaunten offenbart.

Aber wenn man Rembrandt als Geistesverwandten dieser Bilder nennt, darf man nicht vergessen, daß noch von ganz anderer Seite vergangene Kunst ihnen grüßend naht: an jenen Schatten griechischer Kunst, der auf den Wänden Pompejis in wundersamen Gestalten auftaucht, mahnen Marées' Bilder aufs eindringlichste. Nur noch in den Fresken von Pompeji lebt ein ähnlich ins Heroische gesteigertes Dasein sich in den einfachsten Gesten aus, kaum jemals mehr in der Malerei ist die menschliche Figur so ganz der Träger räumlichen Lebens, der Anfang und das Ende aller Kunst.

* * *

Es liegt etwas in Marées' Kunst, das den Betrachter dahin führt, über die Zeiten weg nach dem Verwandten zu suchen, weil die eigene Zeit so wenig ihm gegeben zu haben scheint. Aber um so reizvoller war es, in der Jahrhundertausstellung diese Kunst in unmittelbarer Nachbarschaft mit dem zeitgenössischen Wesen zu sehen. Dem Urteil über Marées wie auch über die andern öffnete erst da sich manche Ferne.

Am meisten mußte der Vergleich mit Anselm Feuerbach interessieren: von seiner Kunst war ja zuletzt immer gesagt worden, daß sie gleiche Ziele habe mit der von Marées. Doch nur Oberflächlichkeit kann so urteilen. In der Tat kämpfte Feuerbach einen viel aussichtsloseren Kampf um die Monumentalmalerei als Marées. War es bei diesem nur

ein verhängnisvolles technisches Ungeschick, das ihn immer wieder zurückwarf, so war es bei Feuerbach überhaupt nur eine Unklarheit seiner Natur, die ihn in diesen Kampf zu gehen hieß. Seiner Natur blieb das Monumentale ewig fremd, weil die Gestalten seiner Phantasie auf dem Wege zur Verwirklichung zu Eis erstarrten und so alles hinreißend Gewaltige verloren, — und weil seine Natur überhaupt nicht stark genug war, um großen, verwirrenden Aufgaben gegenüber den Willen zur Einheit, zur Einfachheit zu behaupten. Man sehe ein Bild wie das „Gastmahl des Plato“: es ist nicht nur das fröstelnd kalte Kolorit, nicht nur die akademische Korrektheit der Körperzeichnung, die dieses Bild so wenig erfreulich machen: man sehnt sich nach der Schöpferhand, die mit gebietender Gewalt die Massen ordnet, Störendes zurückdrängt, Wesentliches nach vorne reißt. Figuren und Geräte, Kränze und Formen der Architektur, schließlich auch noch der Rahmen — alles spricht mit der gleichen unlebendigen Deutlichkeit und Einförmigkeit. — Feuerbach war alles eher als ein Monumentalkünstler. Er war ein Elegiker, dem vornehm kühle, ruhige Sachen gelangen, wie etwa das edle Porträt seiner Mutter, das in Berlin hing — und seine großen Sachen sind nur da erträglich, wo ein elegisches Element in ihnen lebt, wie auf der „Medea“: wenn auch freilich selbst auf diesem schönen Bilde die akademische Seite seiner Natur sich manchmal vordrängt und durch korrekt-phantasielose Details die Atmosphäre großer Kunst verdirbt.

Es genügt nicht, menschliche Figuren zu großen Kompositionen zu vereinigen, um ein Geistesverwandter Marées' zu sein: Das gilt auch dem Franzosen Puvis de Chavannes gegenüber, den das Kunsturteil so gerne als den glücklichsten Vollender Maréesscher Tendenzen hinstellt. In der Tat ist seine Kunst wohl vornehm dekorativ, aber nicht monumental im Sinne einer übermächtig aus dem Innern hervorbrechenden Erscheinung. Seine Kompositionen sind nicht voll von dämonischer Gewalt, sondern sie sind rein im Sinne der „schönen Linie“ erfunden, ohne primäres Raumgefühl, und seine Gesten entspringen lyrischem Empfinden, das der Phantasie gleich ihren engen Kreis anweist, nicht einem starken, auf das Ursprüngliche gerichteten Körpergefühl. Diese Kunst ist kein Abbild der Welt, in dem Spiegel einer großen Seele gefangen, höchstens das Produkt eines vornehmen, kultivierten, ein wenig schwachen Menschentums.

Nur ein Mißverstehen kann hier eine Verwandtschaft mit Marées finden: eine gewisse äußere Aehnlichkeit der Bilder läßt das Innere ganz übersehen. Es ist ein Urteil, für das der Gegensatz zu den „Naturalisten“ der Gegenwart schon Gemeinsames genug ist, und das für diesen Gegensatz den Namen der „Stilisten“ fand. Und so hat man sogar B ö c k l i n und T h o m a an die Seite Marées gesetzt. Schon das starke erzählende Element bei beiden Künstlern hätte vor diesem Irrtum bewahren sollen: man kommt gar nicht in die Nähe von Marées' Kunst, wenn man die leidenschaftliche Phantastik Böcklinscher Bilder oder die gemütvoll lyrische Schilderung Thomas im Sinne hat, die für die Reize deutscher Erde so herrlichen Ausdruck fand. Aber auch wenn man Böcklin da nimmt, wo er wirklich nur Maler war — nicht allein sein wollte —, in seinen glücklichsten Momenten, wie etwa in der ganz herrlichen Landschaft mit der römischen

Taverne in der Schackgalerie, so ist das Erlebnis im Grunde tief verschieden von allem, was Marées' Kunst gibt: bei Böcklin ist es ein Stück Erde, in einem selten begnadeten Momente mit den hellsten Augen gesehen — bei Marées liegt in jedem Bilde das einzelne Erlebnis in so weiter Ferne, daß die Erscheinung aus dem tiefsten Grunde der Seele, wo sie lange ruhte, emporgestiegen ganz als ein Glied der inneren Welt empfunden wird. Böcklins Ewiges liegt in den einzelnen Erlebnissen: selten waren sie stark genug, um ein ganzes Bild mit ihrem Glanze zu erfüllen, aber da und dort leuchten in seinen Bildern solche Momente auf, in denen die Dinge der Welt, von einem noch unbekannten Schimmer umgeben, neu zu leben scheinen. — Von diesem Standpunkt aus gesehen, scheint das Große an Böcklin gar nicht auf der Seite des „Stiles" zu liegen, sondern da, wohin das ganze Streben der „Naturalisten" ging: in der unmittelbaren Erforschung der Natur.

Es war ein merkwürdiger Eindruck, wenn man in Berlin aus dem Marées-Kabinett kommend sich etwa in den Räumen fand, in denen die bedeutendsten der ihm gleichzeitigen Naturalisten, Leibl und Trübner, herrschten. Man befand sich plötzlich einer Menge von einzelnen Erlebnissen gegenüber, die, mit einer absoluten malerischen Meisterschaft vorgetragen, eines stark lebendigen Eindrucks nicht entbehrten, ohne daß doch irgendwie eine schöpferische Phantasie diese Erscheinungen ans Licht getrieben zu haben schien. Man erlebt da keine „Welt" mehr, die als die große Mutter hinter den Kunstwerken thront, ihr eigentlicher Schöpfer, sondern man hängt mit tausend Fäden an der uns bekannten Realität, von denen uns Bruchstücke vor Augen kommen, freilich an Deutlichkeit und Stärke des Eindrucks weit über unsere Erfahrung hinaus gestaltet. Es liegt an der Art dieser Kunst, daß das rein Malerische mehr wie bisher in den Vordergrund tritt, weil das malerische Problem die einzige Frage ist, mit der diese Künstler vor die Welt hintreten. So löst sich die Welt schließlich ganz in malerische Werte auf, — all das, was nicht rein malerisch an ihr ist, hört auf zu existieren. Es ist keine „Kunst" mehr, deren Ausdrucksmittel der Welt gegenüber die Farben sind, sondern es ist „Malerei", und das so und so geartete Temperament des Malers, mit dem er seine Sache vorträgt, bestimmt den Eindruck, mehr als der Reichtum an inneren Vorstellungen.

Die Entwicklung, die die moderne Malerei darüber hinaus genommen hat, kam auf der Jahrhundertausstellung nur durch Max Liebermann zum Ausdruck. Es war kein Irrtum von Konrad Fiedler, in dieser Malerei einen Seitenzweig der Naturwissenschaften zu erblicken: mit der scheinbaren Objektivität einer Kamera konstatiert sie den Tatbestand der sichtbaren Welt und bringt ihn auf die einfachste Formel: man mag die Eleganz, mit der diese Rechnung durchgeführt ist, dem Kunstwerk zugute halten, — von der im tiefsten Sinne „poetischen" Gewalt der andern Kunst ist nicht ein Funke mehr in diesen Bildern. Und hier ist mit „Poesie" wahrhaftig nicht Böcklinsche Romantik gemeint, sondern nur die Ausdrucksstärke einer Erscheinung, die, von der Realität befruchtet, aus der Phantasie geboren ist. Von dieser Poesie ist eine so gar nicht gegenständlich faßbare Kunst wie die Marées tief durchdrungen.

Man tut der im engern Sinne „modernen“ Malerei unrecht, wenn man Liebermann als ihren reinsten Ausdruck ansieht. Tatsächlich herrscht in ihr so viel leidenschaftliche Empfänglichkeit und Unmittelbarkeit, so viel Temperament, daß man da nicht mehr von einem rein naturwissenschaftlichen Verhalten der Welt gegenüber reden kann. Wohl aber liegt eine gewisse Beschränktheit dieser Kunst in der einseitigen Beachtung des speziellen malerischen Problems, in dem Mangel eines großen Zusammenhangs dieser Bilder mit der „Welt“. Und es ist eine Frage, die erst die Zukunft beantworten kann, ob das ungeheure neue Material, das durch die Malerei der Gegenwart für die Kunst erobert zu sein scheint, sich nicht in einer Zeit, der wieder das große Zusammenfassen gelingen wird, als zum größten Teil unbrauchbar erweist; und ob nicht der gerade, ergiebigere Weg nach jenem Ziel der ist, den, abseits von der modern-naturalistischen Bewegung, die gehen, die in der Natur noch ein Ganzes und im vollendeten Bild das eigentlich Erstrebenswerte sehen. Ebenso wie der Skulptur der Weg für die Zukunft schon beinahe festgelegt scheint durch das Schaffen Adolf Hildebrands, des einzigen von Marées Zeitgenossen, der aus einer wirklich gleichgestimmten Seele heraus den gleichen Zielen zustrebte, nicht mit dessen alles zerstörender Leidenschaftlichkeit schaffend, aber mit der gleichen immer aufs Ganze gerichteten Gesinnung und mit einer Klarheit und Sicherheit des Gelingens, die, in seinen Werken fortlebend, von der unmittelbarsten Wirkung auf die Jüngeren sein muß.

Die Zukunft der Malerei liegt mehr im Dunkeln. Gewiß ist die Gegenwart nicht arm an Künstlern, die aus ihrem inneren Reichtum der Welt Werke von einer in sich geschlossenen Vollkommenheit schenken. Doch wenn man von dem Frankfurter Fritz Boehle absieht, dem Radierer und Maler, der sich jetzt auch mehr der Plastik zuzuwenden scheint, ist kein einziger Künstler den allergrößten malerischen Aufgaben gewachsen. — Wie kein anderer ist Marées der Meister der Zukunft. Er muß der Malerei die Wege weisen; nicht in dem Sinne, daß nun seine Vorstellungswelt zum Gemeingut werden würde. Aber in seinem Verhalten der Welt gegenüber, dem tiefen Blick in die Zusammenhänge aller Erscheinung liegt der Schlüssel zu dem Gelingen größter Kunstleistungen. Von der Stärke der Naturen der kommenden Künstler wird es abhängen, ob das Land, das Marées hellsichtigen Auges in der fernsten Ferne entdeckte und dessen Schönheit er mit der Leidenschaft des Propheten predigte, einmal als fester Boden betreten wird, oder ob es einer Fata Morgana gleich den ausgebreiteten Armen der Nahenden entgleitet.

„Sappho."

Zur Charakteristik und Geschichte der dichtenden Frau. Von Karl Borinski in München.

Im vierten großen Saal der antiken Vasensammlung in der alten Pinakothek steht gleich am oberen Ende des ersten Schautisches am Eintritt ein (nach den Worten des Führers[1]) „bedeutendes, ja einzigartiges Gefäß. Es stellt — laut Beischrift — den berühmten Liederdichter Alkaios dar, wie er der Dichterin Sappho einen verschämten Liebesantrag macht, den diese abweist."

Es sind die beiden Eltern sozusagen des kunstmäßigen, musikalisch-poetischen Vortragsliedes, die hier mit ihrem Begleitungsinstrument vor uns stehen: der volltönenden, mit dem Plektrum (Klöppel, Hämmerchen) geschlagenen Resonanzlyra, dem Urahnen unseres heutigen Klaviers, dem Barbiton. Vorbildlich für das gesamte, griechische und römische, Altertum leben sie selbst heute noch in den Strophenformen ihrer Erfindung: den wundersamsten in der zwingenden Gewalt des Rhythmus, die aus der harmonischen Welt der Griechen zu uns herübertönen. Die Frau aber ist die berühmteste Dichterin der Welt, der das Altertum den Namen der zehnten Muse entlieh; in allen Zeitaltern und bei allen Völkern, zu denen auch nur ein Schimmer griechischer Bildung drang, der stehende Ehrenname der dichtenden Frau.

Immer wird die wissenschaftliche Beurteilung selbsttätigen weiblichen Verdienstes um die Poesie von ihr auszugehen haben. Schon ihre bereits berührte Strophenform, diese rhythmische Verkörperung der echten Frau in der Poesie, ihres keuschen Reizes, ihrer ahnungsvollen Einfalt, ihrer beweglichen Zurückhaltung: schon diese Strophe, in der seither die ersten Dichter der Zeiten und Völker von dieser Form unabtrennbare Gedanken und Empfindungen niedergelegt haben, widerlegt ein zu Unrecht dogmatisch auftretendes Aburteil über die künstlerische Erfindungslosigkeit der Frau.[2]) Zwar die Vorurteile gegen die unbedingte Schädigung der weiblichen Natur in der Erfüllung ihrer höchsten und unumgänglichen Aufgaben in der menschlichen Gesellschaft durch geistige Freizügigkeit scheint der namenlose Klatsch zu bestätigen, der sich schon im Altertum, je mehr es sich zeitlich und räumlich von ihr entfernt, an das nicht mehr in seinem lebendigen Rahmen gekannte Bild auch dieser ersten aller Geistesfrauen heftete. Der Philologe Welcker[3])

[1]) Furtwängler, Führer durch die Vasensammlung König Ludwigs I., S. 38.

[2]) Daß sich dies auffällige Verdienst dem Altertum tief einprägte, beweist der Umstand, daß man ihr die Erfindung (d. h. wohl tatsächlich die Bevorzugung) einer Tonart — der mixolydischen — zuschrieb.

[3]) Kl. Schriften II 80 ff. Sappho von einem herrschenden Vorurteil befreit.

hat eine eigene Schrift der Absicht gewidmet, sie davon zu befreien. Er hat auf die zweideutigen Ursprünge dieser üblen Nachreden in den Karrikaturen der Athenischen Lokalposse hingewiesen, die getreu den emanzipationsfeindlichen Traditionen des Athenischen Staatsrechts den spezifischen Geist der Frau nur in der Pfütze spiegeln mochte. — Hat doch unter den vielen ausdrücklich ehrenvollen Zeugnissen für Sappho — gerade der gesetzgeberische Begründer dieser Gesetzestradition, Solon, ihr Zeitgenosse, noch im hohen Alter ihre die gesamte griechische Welt entzückenden Strophen auswendig gelernt. Was endlich die römischen Bewitzeler der von ihnen mit dem größten Erfolge poetisch nachgeahmten, ja plagiierten Dichterin betrifft — z. B. Horaz' Wort von ihr als „Mannweib" — so war die römische Kultur gerade am wenigsten imstande, die schöne Unbefangenheit des geistigen Verkehrs und Wetteifers der Geschlechter in jenem frühen Jugendalter der Menschheit noch überhaupt zu verstehen.

Denn gerade das altertümliche Griechenland, in seinen konservativen Landschaften (Aeolien, Sparta, Boeotien) zeigt — und wahrte dort möglichst lange! — den Anteil der Frau am geistigen Verkehr und darin besonders an der Ausbildung der Poesie. In Sparta finden wir den aus Kleinasien gebürtigen Dichter Alcman gleichzeitig mit der Sappho um 600 v. Chr. geradezu als Vertreter einer speziellen weiblichen Uebung der Dichtkunst, in den Parthenien (Jungfrauenchören). Ihre produktive Mitwirkung hierbei bezeugt er ausdrücklich: „Diese Gabe der süßen Musen hat uns die glückselige der Jungfrauen, die blonde Megalostrata, gewiesen." Hundert Jahre später finden wir in der Heimat Pindars, in Theben, seine Mitbewerberinnen Mirtis und Korinna (aus der mit der Schönheit griechischer Kleinkunst, die sie uns aufbewahrt hat, heute engst verbundenen Stadt Tanagra in Boeotien). Sie haben diesen höchsten lyrischen Genius angeregt, ja sie sollen ihn geradezu gebildet haben. Sein mythopoetisches Uebermaß habe Korinna mit den Worten: „Man muß mit der Hand, nicht mit dem ganzen Sacke säen!" eingeschränkt. Die antike Poetik zeigt mit solchen Ueberlieferungen gleich den Vorzug des auf das Leichte, Uebersichtliche, Faßliche und Konkrete gerichteten weiblichen Sinnes auch in der Poesie.

Unmittelbar neben der Sappho, in deren Heimat Mytilene auf der Insel Lesbos, steht ihre jung (19 Jahre alt!) verstorbene Schülerin Erinna. Ihre Dichtung „Die Spindel", im Versmaß der Homerischen und dieser an die Seite gesetzt, erhebt sogar die gewöhnlichste Frauenarbeit in die poetische Sphäre; dabei ein frühes Zeugnis ablegend von dem der Frau im Leben besonders nahetretenden Weltgegensatz zwischen Poesie und Wirklichkeit. Dieser poetische Freundinnen- und Schülerinnenkreis der Sappho, den sie in der heutigen Rolle einer vornehmen Frau von Welt und Ton aus allen Teilen Griechenlands um sich sammelte, bildet ja nun den Hauptanstoß in ihrer Beurteilung, namentlich wieder in unserer Zeit. Man ist ja leider heute vielfach außerstande, gerade die vornehmen und aparten Seiten in den Erscheinungen des Geisteslebens anders als von psychiatrischen Standpunkte anzusehen. Auch die bekannte typische Unschuldsschwärmerei zwischen Schülerin und Lehrerin bildet längst hiervon keine Ausnahme mehr. Und so werden denn auch die davon glühendes Zeugnis ablegenden reinen

Empfindungsergüsse der südlich lebhaften, schon halb orientalischen Griechin unbedenklich in Bausch und Bogen in all das „Innormale" eingereiht, was doch gerade den Ruhm und die Krone der Menschheit abgibt. Sollten nicht vielmehr gerade diese weiblichen Liebesgedichte der Sappho — zumal in jenem jugendlichen, dem Pubertätsalter recht eigentlich analogen Zeitalter der historischen Menschheit — gleich bedeutsame Fingerzeige abgeben für die Charakteristik der Frauendichtung überhaupt? Berührt es nicht ganz selbstverständlich und gerade im höheren weiblichen Sinne verständlich, daß das in der Aussprache besonders behinderte erotische Empfinden der Frau solche harmlose, unschuldige Zuflucht sucht, um sich darin recht eigentlich ideal auszutoben. Denn nur dieser Ausdruck paßt oft, und so nun gar erst bei der Mytylenäerin sechshundert Jahre vor unserer Zeitrechnung. Diese Tränen, dies Zittern und Erröten, diese glühende Eifersucht um Blick und Anblick — wo kann, wo darf die Frau sie anders ungescheut verraten, ja sich ihrer rühmen, als „unter ihresgleichen?" Wie oft stehen diese leidenschaftlichen Wallungen schon hart an der Grenze der Neigung zum Mann! Ja, wie gar oft der Empfindenden halb unbewußt und von ihr sich selbst nicht eingestanden, steht geradezu der Mann schon dahinter. Dann aber, wenn die Frau erst einmal wirklich liebt und weiß, daß sie liebt, dann spricht sie es — sehr im Gegensatz zum Manne! — nicht mehr aus. Dann „dichtet" sie nicht mehr. Dann will sie, die reale Gestalterin der Liebe zu neuem Leben, die Wirklichkeit.

Sollte nicht gerade dazu die oft bemerkte, mitunter von ihnen selbst sogar zugegebene Unfähigkeit der Frauen stimmen, den Mann — und was bei ihnen auf eines herauskommt, den liebenden oder zur Liebe fähigen Mann, denn andere kümmern sie hier nicht! — poetisch zu schildern! Ganz einfach, weil die Frau ihn dann nicht mehr sieht, sondern nur noch ihre Liebe sieht. Wir werden noch historisch zu erörtern haben, welche Unzuträglichkeiten für den spezifisch modernen, immer mehr weiblichen Betrieb der Poesie daraus hervorgehen und wie scharf das von erster kritischer Stelle gleich bemerkt worden ist. Hier wollen wir es nur im günstigen Sinne des allgemeinen Menschlichen hervorheben. Denn wie hoch steht doch an der Wirklichkeit gemessen das bange, von seiner Liebe „umschattete", wirkliche liebende Weib mit seinem klopfenden Herzen über der bloßen Dichtung des Mannes, ja sagen wir es ruhig: selbst über der Weltpoesie eines Goethe, der seine Gretchen, Klärchen und Dorotheen so kristallklar und lebenswahr zu erschauen vermochte!

Die Frau gefällt sich als Liebesdichterin, wie Sappho, gern in der Rolle des Mannes. Das bezeichnet ja ihre heutige Liebesgeschichtschreibung geradezu in der männlichen Ich-Form, wenn es auch nur das Ich eines objektiven Erzählers und nicht des Liebeshelden sein sollte. Tatsächlich kommt es ihr dabei auf den Mann gar nicht so viel an — was in jenen Geschichten besonders drastisch, für den Kenner des wirklichen Männerlebens mitunter wehmütig humoristisch durchscheint — als, wie der Sappho, um die Liebe. Sie möchte die Liebe, als die ihr wichtigste poetische Empfindung dichterisch gestalten und kann das, gerade aus echt weiblichem Takt, am besten und freisten in der Rolle des Mannes. Und wie unvergleichlich zart kommt

dabei gerade dieser Takt zu poetischem Ausdruck. So vertraut Sappho ihr stürmisches Liebeswerben niemandem, als der Liebesgöttin selber. Sie beichtet und überträgt es ihr förmlich, wie sie es jetzt der Madonna beichten und anheimstellen würde, der Frau im Himmel, die der Frauen Schmerzen kennt. So begrüßt sie — in einer ihr entlehnten Stelle eines Hochzeitsliedes des Catull — „den Hesperus, den Abendstern, der alles zusammenführt was die lichtbringende Morgenröte zerstreut hat.“ Diese rührende Zartheit bringt einen Ton für sich ins weibliche Liebeslied, den nur die auserwähltesten unter den männlichen Poeten, ein Shakespeare, ein Goethe so zu treffen wußten, und der dann natürlich am überzeugendsten wirkt, wenn er eingestanden aus weiblichem Munde kommt. Das vermittelt am reinsten das Volkslied, von dem ich, nebenbei gesagt, überzeugt bin, daß es in seinem ernsteren erotischen Bestande auch in der Männerstimme öfter weiblichen Ursprungs sein mag, als wir ahnen. So wünscht das Mädchen des slavischen Volksliedes in einem Bilde, auf das kein Mann geraten könnte und das auch keinem anstehen würde, „nur als lauterer Bach durch das Gehöft des Geliebten fließen zu dürfen“; und das deutsche „als verwundetes Vöglein in seinen Schoß zu fallen: Siehst du mich traurig an — gern stürb ich dann.“

Auf diesem, natürlich mitunter haarfeinen Wege vermeidet das echte weibliche Liebeslied die Klippe der Prüderie, diese Zerrform des Schamgefühls. Auch hierin leuchtet Sappho allen voran, die schlechten Poetastrinnen in ihr drapiertes Dunkel bannend, durch die reine Schlichtheit des Ausdrucks, die sie grade dann bewahrt, wenn sie einmal deutlich werden muß. Schlechte Dichterinnen pflegen es umgekehrt zu machen und grade dann den Ausdruck leidenschaftlich zu steigern, zu häufen, zu überkünsteln und zu überladen. Unzählige Male angeführt sind in dieser Hinsicht jene Verse, von deren holder Melodie im Original freilich keine Uebersetzung eine Vorstellung geben kann; zumal in ihrem äolischen Dialekt, dem griechischen Platt, dem durch den Mangel der harten Aspiration, und eigentümliche, (zumal in Diphtongen und Liquiden) breite Tönung von Natur etwas Trauliches, Naives innewohnt wie in Italien etwa dem Neapolitanischen:

Es ging der Mond schon unter,
Schon unter die Plejaden.
Mitternacht! Es rinnen die Stunden . . .
Ich aber, ich lieg' allein.

[Fr. 52 Bergk. *δέδυκε μὲν ἀ σελάννα*
καὶ Πληΐαδες, μέσαι δέ
νύκτες, παρὰ δ' ἔρχετ' ὥρα
ἔγω δὲ μόνα κατεύδω.]

Das Ich, wie man im Griechischen sieht, in der weiblichen Form! „Süße Mutter! Ich halt es am Webstuhl nicht mehr aus vor beweglicher Sehnsucht nach meinem Knaben.“ (Fr. 90) ganz im Stil der heutigen, der Mutter anvertrauten slavischen Mädchenliebeslieder. „Steh mir gegenüber Freund! Und deiner Augen Huld breit über mich“ (Fr. 29). Sie findet keinen Genuß am Mahle, wenn der holde Menon nicht dabei ist; eine Aeußerung so ganz dieses naiven Charakters, daß sie ihr wohl gehören könnte. (Bergk teilt sie dem Alkaios Fr. 46 zu.) Noch deutlicher und zwar gerade im strengsten Gefühl der Frauenwürde äußert sie sich in jener

Abfuhr des Alkaios, ihres Landsmanns, die wir schon eingangs mit Furtwänglers Worten (a. a. O. S. 38) angedeutet haben: „Der Künstler der beschriebenen Vase schloß sich an eine Tradition an, die sich auf Grund einiger Verse beider Dichter gebildet hatte. Alkaios sang: „Veilchenlockige, hehre, mildlächelnde Sappho, ich möchte etwas sagen, allein mich hindert Scham." Sappho antwortete: „Wenn der Sinn dir nach Edlem stände oder Schönem und nicht auf der Zunge dir schlimme Worte schwebten, so schlüg' auch Scham dir die Augen nicht nieder, sondern du sprächest dich ruhig aus." So steht sie auch nicht an (in einem sogar dem Historiker Herodot 2, 135 erwähnenswertem Liede) ihren Bruder wegen seiner unbesonnenen Liebe zu einem galanten Mädchen öffentlich heftig anzufahren. Sie ist überhaupt eine vernünftige Frau, glücklich im Besitze eines Kindes (Mädchens), den sie über alle Herrlichkeiten ihrer Heimat erhebt, aller Unnatur auch im Leben durchaus abgeneigt: „Du bist mein Freund," sagt sie zu einem um ihre Hand werbenden jungen Mann, „drum such dir eine jüngere Frau! Nicht würd' ich's tragen, als die Aeltere dir vereint zu sein." Wie stimmt dazu die Geschichte, — das einzige, was wie gewöhnlich die Welt von ihr zu wissen pflegt — daß sie sich in einen schönen Jüngling Phaon verliebt und, verschmäht, den Tod durch den Sprung vom Leukadischen Felsen ins Meer gesucht habe! Es ist nichts weiter, als eine aus verschiedenen mythischen und geographischen Elementen zusammengeronnene Legende, wie sie sich gern an historische Persönlichkeiten von fabelhaftem Ruf zu heften liebt. Die modernen Liebestragödien über Sappho — auch die Grillparzers — geben ein ganz falsches Bild von dieser Frau.

Sappho ist nichts weniger als die repräsentative Dichterin unserer Bühnen im weißen Faltengewande, die goldene Leier im geweihten Arm. Sie ist keineswegs die Göttin, die nicht ungestraft vom Göttermahl zu Niederem hinabsteigt. So pflegten die Griechen *selbst* ihre Musen *nicht* zu bilden, und auch ihre zehnte menschliche Muse verdankt gewiß eben grade ihren *menschlichen* Zügen die Verehrung Griechenlands und der Nachwelt. Sie hört so wenig auf, durchschnittliches Weib zu sein, daß sie die bäurische und ungraziöse Art sich zu kleiden und zu tragen bei einer Nebenbuhlerin mit innerster Genugtuung verhöhnt (Fr. 70). Doch einer reichen Philisterin gegenüber fühlt sie mit Stolz die adelnden, über die Sterblichkeit hinausragenden Vorzüge des Geistes (Fr. 68). Auch das teilt sie mit der gesamten Frauenwelt, daß ihr zur Bezeugung ihrer Liebe oder ihres Wohlgefallens auch ihres Abscheus kein Ausdruck stark genug ist: „Weißer als Milch", „goldener als Gold", „dem Ares gleich" (später etwa gleich einem Engel, oder Erzengel). Ferner die den Frauen überall natürliche Poesie der Blumen, namentlich der Rose, der Früchte (so das liebliche Bild von dem sich rötenden Apfel hoch oben am Baume, wo ihn die Pflücker vergessen haben — nein! nicht erreichen konnten Fr. 93). Scheinen mir doch überhaupt die dichtenden Frauen ihre Bilder mehr den Nahesinnen, dem Geruch, Geschmack und dem Tastgefühl zu entnehmen, als die Männer. Sie lieben uns auch poetisch und philosophisch etwas aufzutischen, besonders gern etwas Weiches, Süßes oder etwas was sich knusprig davon abhebt, „wie eine Mandel vom Griespudding". Sie streichen auch poetisch

gern über Samt, Seide und allerlei zarte Stoffe. Von ihrem Geruchssinn vollends schließen die Physiologen, daß er anders konstruiert sein müsse, als der der Männer, zum mindestens aufnahmefähiger. Ganze poetische Zeiten — gerade wieder die unsrige — zeigen gleich ihre feministische Tendenz damit an, daß dann auch die Männer diesem Zuge folgen. Die Frauenseele spiegelt Sappho vor allem aber in der Landschaft, deren eigenst weiblichen Charakter — übergossen vom silbernen Licht des Mondes — sie zuerst in einer wiederum durch ihre Einfachheit unvergeßlichen Strophe (Fr. 3) dem Gemüte tief einzuprägen gewußt hat:

„Vor des Mondes leuchtendem Antlitz bergen
Wieder ihren funkelnden Schein die Sterne,
Wenn er voll sein silbernes Lichtmeer ausgießt
Ueber den Erdkreis." (Mähly.)

Wir sehen eben in dieser Ahnfrau der Dichterinnen ein besonderes Geheimnis — das Geheimnis des spezifisch weiblichen Reizes in der Aussprache, das ganz privater Natur kaum in seinen privatesten Dokumenten, Briefen, meist recht zu Geltung kommt — in die Poesie eintreten und so künstlerisches Gemeingut werden. Das gerade macht den unverwelklichen Ruhm der Sappho. Das entzückte die Alten so an ihren Versen, daß sie nicht müde wurden sie zu singen. Das Bild der kleinen schwarzlockigen Frau — ein kühn geworfener Kopf mit gewaltigen Augen — spricht zu uns auf den Münzen ihrer auf sie stolzen Heimat. In Gemälden und Statuen vorzüglicher Künstler, wie des Atheners Silanion (4. Jahrh.), die eine Kostbarkeit ersten Ranges gewesen sein muß [1]) — prangte es von jenen ältesten Vasen bis auf die Wandpinseleien der Pompejanischen Dekorationsmaler im Heroon des klassischen Altertums. Als Raffael in der Stanza della Segnatura die Dichterfürsten seit Homer um Apollo und die Musen auf dem Parnaß versammelte, wollte er durch eine Schriftrolle keinen Zweifel darüber lassen, daß diese weibliche Gestalt mehr als eine Muse, daß sie Sappho, die dichtende Frau in höchster Person darstelle.

Denn eng verschlang sich auch in der neuen Zeit, die seither gar oft von ihrer lebendigen Natürlichkeit abführte, der Begriff von der dichtenden Frau mit dem Namen der berühmtesten Dichterin des Altertums. Die Sapphos, die lateinisch, ja sogar griechisch und hebräisch dichteten, vermögen in internationaler Vereinigung ein besonderes, heute zumal nicht so uninteressantes Kapitel der europäischen Literaturgeschichte zu bilden. Es entbehrte nicht der heute dabei vorwiegend ins Auge gefaßten sozial erhebenden Züge. Zwar die Schatzkammer der Dichtung wird es schwerlich auch nur mit einem bescheidenen Kleinod bereichern; eher ihr Raritätenkabinett. Denn als Kuriosa wurden diese Hospitantinnen der Musen von der profanen Menge — wohl meist mit Kopfschütteln — betrachtet, von den Fürstinnen als solche aufgesucht und ihnen „in Freiheit dressiert" mit allen ihren Künsten vorgeführt; protegiert und gefördert wohl nur von den

[1]) Cicero (in Verrem IV 57, 125), da er dem konsularischen Räuber vorwirft, es aus dem Prytaneum in Athen entführt zu haben; Silanionis opus tam perfectum, tam elegans, tam elaboratum quisquam non modo privatus, sed populus potius haberet, quam homo elegantissimus atque eruditissimus Verres? Ein Gemälde von Leon s. Brunn, Gr. Künstler II$_2$ 201.

gleichgearteten unter den weiblichen gekrönten Häuptern (Elisabeth von England, Elisabeth von der Pfalz, Christine von Schweden). Die Gelehrten verzogen sie, edierten sehr sorgfältig ihren lateinischen Briefwechsel und poetischen Huldigungsaustausch mit diesen Huldinnen der Studierstube, ließen aber vielleicht eben dadurch, daß sie keine Ansprüche an sie stellten, ihre ganze Poeterei auf der Stufe der Schularbeiten (griechische Versübersetzungen der Psalmen u. dgl.), kindlichen Spielereien (Echoreime) und gesellschaftlichen, wie akademischen Komplimente verharren. Es berührt schon als sehr lebendige Ausnahme, wenn Hippolyta Taurella die Gattin des Grafen Baltasar Castiglione (des bekannten Salonerziehers der Kultur der Renaissance zum Ideal des Cortegiano) ihrem Gemahl auf eine Gesandtschaftsreise an den Vatikan eine lateinische Epistel im elegischen Versmaß nachschickt, die auch im Ton (im Hinblick darauf, daß sie zu Hause bleiben und ihn allein in die prächtigen römischen Paläste zu den gefährlichen Römern und Römerinnen ziehen lassen muß) sehr elegisch ausfällt.

Es erscheint tragisch, aber dabei doch, wie uns dünken will, gerade tief bedeutsam für die Charakteristik der modernen Dichterin, daß die wahrhaften Ansätze zum poetischen Leben bei ihr gleich die Richtung nehmen, die bis auf unsere Zeit ihre vornehmen, aber auch gerade ihre tüchtigsten Vertreterinnen — nicht bloß die Fürstin Galizin und Gräfin Hahn-Hahn, sondern auch die Freiin von Droste-Hülshoff — charakterisiert: die Richtung auf religiöse Mystik und rigorosen Lebenspietismus. Ist doch nicht zu verkennen, daß gerade hier die dichtende Frau Ernst macht mit dem poetischen Ideal in ihrer Brust, wie es ihr unter modernen sozialen Mißverhältnissen unter dem Einfluß des Christentums einzig realisierbar erscheinen mag. Keine hat dies in trockener Sachlichkeit ehrlicher und rührender ausgesprochen, als im 17. Jahrh. die Holländerin Anna Maria v. Schurmann (gebürtig aus Köln): auch noch in ihrer Ueberspannung die beherzte, feste, ihrer selbst gewisse Niedersächsin. Wer kann das merkwürdige Bild dieser merkwürdigen Frau, wie es im Kostüm der Zeit — im blendend weißen langen spitzenbesetzten Leinenkragen — vor einer Salonausgabe ihrer Werke[1]) sauber gestochen ist, betrachten, ohne auch geistig und seelisch den Eindruck vollendeter — und darum im Leben überpeinlicher! — Sauberkeit davon zu tragen. „Ihr irrt,“ so beginnt sie die große Rechtfertigung ihrer Lebensumkehr von der „zehnten Muse, dem Sterne der Universität Utrecht“ zur landflüchtigen Schülerin eines vom Jesuiten zum Prediger des „Ur-Evangeliums“ bekehrten Schwärmers, die sie Eukleria „Erwählung des besseren Teils“[2]) betitelt hat — „ihr irrt, wenn ihr meint, daß ich mich verändert

[1]) Leyden bei Elzevir 1648. Nobilissimae Virginis Annae Mariae a Schurmann Opuscula Hebraea, Graeca Latina, Gallica Prosaica et Metrica. Die ihr als Kuriosum weiblicher Dichtung zugeschriebenen Verse: „Cuncta elementa gero: sum terra, est ossibus ignis — Aether inest natibus, vulva ministrat aquam“ scheinen nicht sowohl ein Ausfluß ihrer „von Prüderie freien“, holländischen Natur, als — männlicher Bierulk zu sein, der ihre Verse (z. B. . . . „blandaque Castaliis Musa ministrat aquas“ in inclytae et antiquae urbi Trajectinae Nova Academia nuperrime donatae gratulatur A. M. Sch.“ p. 301 der Ed. 1652) in seiner Weise parodiert! Den mir zugänglichen (drei) Ausgaben ihrer Werkchen liegt dergleichen fern.

[2]) Altona 1673. Cap. I Universalis ac genuina Status mei praesentis ac praeteriti explicatio und die folgenden. Diese Kapitel bringen eine beachtenswerte Geschichte ihrer außergewöhnlichen weiblichen Jugendbildung!

habe. Ich wage nur jetzt endlich die zu sein, die ich bin". Schon früher war nichts ihr fürchterlicher gewesen, vor nichts verteidigt sie sich mehr — in ihren Briefen an den Theologen Rivet und in der (in der strengsten logischen Schulform abgefaßten) Verteidigung des Studiums der christlichen Frau [1]) — als die ihr doppelt nahegelegte Eitelkeit des Literatentums. Wie stolz wehrt sie das Gerücht ab, sie habe einen Salonroman (die Astrée des d'Urfé) übersetzt!

Wie nur konntest du leihn frivolem Geschreibsel den Namen?
Heißt es. Ei! wie nur könnt glauben ihr solchem Geschwätz?
(Cur mea lascivis praetexi nomina chartis
Fama est? Cur meruit fama sinistra fidem?)

Nun macht sie ihre Devise von Jugend auf (nach ihrer Selbstbiographie aus dem vierten Lebensjahre!, wo eine Stelle aus dem Heidelberger Katechismus ihr einen wundersamen und nicht mehr auszulöschenden Eindruck machte) „ὁ ἐμός ἔρως ἐσταύρωται" (meine Liebe ist gekreuzigt) in ihrer bedrängten Welt aus der poetischen zur Lebenswahrheit. Sie „hält es für geraten, auch nur das mindeste von all dem zu tun, was man immer bloß predigt". Nichts vermögen über sie die Beschwörungen der gelehrten Freunde (unter denen gerade der sonst schwer zugängliche, kratzbürstige Saumaise hervorsticht), wie schon früher die Einwürfe Descartes' nichts über sie vermocht hatten, des „weltlichen, des profanen Mannes". Noch drastischer, derber und dabei in ihrem angestammten Platt veranschaulicht zur gleichen Zeit diese typische Entwicklung der modernen Lebensdichterin zur Bekennerin eine andere Niedersächsin: die Tochter des Kieler Astronomen Owen: Anna (Owena) Hoyers; zugleich aber auch rücksichtsloser: wild fanatisch und aggressiv. Milder und liebenswürdiger, mehr in den Grenzen harmonischer Weiblichkeit hielt sich die allerdings jung verstorbene Italienerin Olympia Fulvia Morata im 16. Jahrh., die wegen Uebertritts zur Reformation ihr Vaterland verlassen mußte, nach Süddeutschland kam und hier einen pfälzischen Arzt, Andreas Grundler, heiratete: die „Sappho von Heidelberg". Allein auch sie kann nicht umhin, die bittersten unter den kirchenfeindlichen Novellen des Boccaccio in Uebersetzungen zu verbreiten [2]) (die schreckliche Beichte des Ser Capelletto und das Urteil des getauften Juden: die christliche Religion müsse die wahre sein, weil sie die Verworfenheit Roms aushalte). Ihre strengen Ansprüche an sich selbst, zugleich ihre poetische Art, charakterisiere folgendes Epigramm:

„Jungfrau, wenn du nicht beides, in Geist und Leibe bist Jungfrau,
Hast du der Jungfrauschaft Preis ach! schon vergebens erstrebt!
Die nicht Christus allein als Jungfrau völlig sich weihet,
Bleibet der Venus Geschöpf, bleibt ihre käufliche Magd."
(De vera Virginitate l. c. lib. II.
Quae virgo est nisi mente quoque est et corpore virgo
Haec laudem nullam virginitatis habet.
Quae virgo est, uni Christo ni tota dicata est,
Haec Veneris virgo est totaque mancipium).

[1]) Problema Practicum. Num foeminae Christianae conveniat studium litterarum?

[2]) Olympiae Fulviae Moratae Foeminae Doctissimae ac plane Divinae orationes, Dialogi, Epistolae Carmina tam Latina quam Graeca: cum eruditorum de ea testimoniis et laudibus, Hippolytae Taurellae elegia elegantissima ad Ser. Angliae Reg. D. Elisabetam. Lib. I Basel 1572. Die dritte Auflage!

Wer diese Frauen einfach als Närrinnen beiseite schiebt, ahnt nichts gerade von den wahrhaften und edlen Motiven weiblichen Geisteslebens. Gewiß! Das Bild der modernen Sappho schwankt auch in ihnen, schwankt nach einer ganz anderen Seite, als bei der antiken. Die Frau kann bei ihrem vorwiegenden Gefühlsleben, ihrem praktischen Sinn und der Richtung ihres Geistes auf das Konkrete, sinnlich Greifbare sich das Ideal nicht als Vernunftobjekt, sondern auch nur als handgreifliche Wirklichkeit vorstellig machen. Hier liegt der Grund für die revolutionäre Natur gerade der geistigen Frau. So sehr sie von dem Ultrakonservativismus der Durchschnittsfrau abstechen mag, im Kerne ist es doch nur die geistige Form des nur mit dem wirklich Vorhandenen rechnenden weiblichen Sinnes. Das Weib ist, seiner weiblichen Natur nach, nicht imstande, mit Ideen zu rechnen, sondern nur mit Wirklichkeiten. Und das Schlimme hierbei ist, daß die Ideen ihr immer gleich zu Wirklichkeiten werden, wenn es sich mit ihnen befaßt. Scheint es doch gerade die Rücksicht auf diese höhere, für das private Leben, die Milderung seiner Schroffheiten, die Ausgleichung seiner Gegensätze so wichtige und erfreuliche Seite der weiblichen Natur, die dem Gesetzgeber, ihr einen autorisierten Anteil am Staatsleben einzuräumen, es allzeit so schwer und letzlich immer wieder unmöglich macht. Das darf uns aber nicht abhalten, das ungestüme Auftreten dieser höheren Richtung der weiblichen Natur bei unseren Sapphos — als einen Beweis der Echtheit ihres poetischen Bestrebens — mit besonderer Anerkennung hervorzuheben, statt, wie es üblich ist, besten Falles mit Achselzucken zu übersehen. Wir halten es für wichtiger und gerade für die Charakteristik der wahren Dichterin bedeutender, als die schon damals üblichen Deklamationen der exklusiven Frauenrechtlerinnen unter diesen Sapphos, die wie heute nicht müde wurden, die absolute Gleichheit der Frauen und Männer zu predigen (wie die als „Vorkämpferin“ von der Schurmann begeistert angedichtete Mad. de Gournay, Montaignes „fille d'alliance“), in dieser Gleichheit dann aber alsbald den Vorrang des weiblichen Geschlechts festzustellen (wie Lucretia Mancinelli: la nobilità e l'excellenca delle Donne con diffetti e mancamenti degli huomini).

Die in der deutschen Literaturgeschichte sogenannte Berliner Sappho, die Anna Luise Karsch im 18. Jahrh., gehört nicht in diese Reihe. Sie war das, was man heute eine Naturdichterin nennen würde, besang mit mehr Plattheit als Natur die Heldentaten Friedrichs des Großen und erhielt von ihm dafür zwei Taler, die sie ihm aber zurückschickte. Auf diese Sapphos will ich jedoch nicht eingehen, sondern zur Vervollständigung dieses Miniaturbildes der dichtenden Frau nur eine noch besonders heranziehen, die für ihre moderne Erscheinung genau so vorbildlich gelten kann, wie Sappho selbst für ihre antike. Es ist Sappho die Romanschriftstellerin.

Ich verwahre mich ausdrücklich gegen das Mißverständnis, diese Sappho etwa auch als poetisches Musterbild hier aufzustellen. Viele Menschen, und zwar vielleicht gerade die aufrichtigen Freunde der Frau und der Poesie hegen ja nach wie vor seit dem Aufkommen der Romane vor etwa 300 Jahren die tiefgegründete Ueberzeugung: das beste Muster für die Romanschriftsteller, das grade ein Dichter geben könne, sei dies, keine

zu schreiben. Es ist ja soweit gekommen, daß man bald wird sagen können, der Roman das ist überhaupt unsere Dichtung. Denn was sind die meisten unserer Dramen als auf die Bühne gebrachte Romane? Allein diese prinzipiellen Bedenken müssen zurücktreten, wenn es gilt, den ungeheuren Einfluß der Romane auf die abendländische Gesellschaft und demgemäß ihre volkswirtschaftliche Bedeutung als Umsatz- und Erwerbsquelle zu erörtern. Es ist das ganz ähnlich wie mit dem Alkohol, nur daß hier die Frauen meist die geschädigten Konsumenten sind, wie dort die Männer. Auch hier tritt der Statistiker mit dem Volks- und Menschenfreunde in den bekannten Konflikt. Und in beiderlei Hinsicht, sowohl was die Tiefe des gesellschaftlichen Einflusses als die Höhe des buchhändlerischen Erfolges betrifft, steht gleich an der Spitze ihrer Kolleginnen im eigentlichen Romangewerbe ihre moderne Ahnfrau im 17. Jahrhundert, die Sappho des Romans: Mademoiselle Magdeleine de Scudéry. Heute kennt man sie in Deutschland wohl nur noch als die gutmütige alte Dame in Hoffmanns Kriminalnovelle. Zu ihrer Zeit war sie durch Jahrzehnte das literarische Tagesgestirn — „la sans pareille Scudéry“ —, dessen Glanz die Größen des grand siècle, Corneille, Racine, Boileau, lange verdunkelte. Sie war wie ein Weltwunder, das man gesehen haben mußte, wenn man nach Paris ging. Ihre Liebenswürdigkeit nahm jedermann gefangen. Ja! trotz ihrer furienhaften Häßlichkeit, die für sie, wie für so manche ihrer Nachfolgerinnen (George Elliot) zur Muse geworden ist, hat sie es verstanden, sich in Pellisson (dem Geschichtschreiber der Anfänge der Akademie) einen — freilich ebenso häßlichen! — allzeit getreuen Schäfer heranzuziehen. Der Bericht des „hochansehnlichen“ Altdorfer Professor Juris Wagenseil über seine „Visite bey Scudérys gelehrter Schwester“ gibt einen Beleg für dies alles[1]).

Sie empfing in ihrem bescheidenen Salon in der engen rue de Beauce au Marais die weltgeschichtlichen Größen ihrer Zeit; nicht bloß die des Geistes, unter denen — seltsam genug — die des Glaubens und des reinen Gedankens, die Bischöfe Godeau, Fléchier, Massillon, Huet, Mascaron, die Philosophen Descartes und Leibnitz, sich ihr anhänglicher erwiesen, als die Belletristen, voran die satirischen Vernichter ihres literarischen Einflusses: Molière und Boileau. Molière hat ja seine Femmes savantes und Précieuses ridicules wesentlich gegen ihren Kreis gerichtet. Er hat aus ihrem Stichwort, dem „sanspareil“ eine Wortkarrikatur gemacht, die niemand mehr im Ernste in den Mund nimmt. Auf Boileau kommen wir noch zu sprechen. Dagegen legte der Bischof Mascaron ihre Romane (besonders die Clélie) seinen Predigten zu Grunde in einer Reihe mit „dem Heiligen Bernhard und Augustin“ und fand darin „tant de choses propres pour réformer le

[1]) Er unterhält sich mit ihr über „das herrliche Gedicht des Herr Chapelain, la Pucelle ou la France delivrée“, das „vollkommene Meister-Stuck“, und über „des Cavalier Marini Poetisches Werk“ den unvergleichlichen Adonis. Er ergeht sich dem Fräulein gegenüber in unzweideutigen Zweideutigkeiten, dem équivoque, das Boileaus Satire aus der vornehmen Literatur verbannte. Er ist entzückt von dem aufmerksamen Kopfnicken der Französin, wenn er ihr die Vorzüge der deutschen Sprache und die Schwierigkeit der deutschen Metrik auseinandersetzt. Von der Meistersinger Holdseligen Kunst, Kap. I u. II. Auch der Hamburger Advokat Barth. Feind i. s. Gedanken v. d. Opera, Stade 1708.

monde" (Brief an sie vom 12. 10. 1672). Der Bischof Huet ließ ihr die geistliche und litterarhistorische Approbation zugleich in einer gelehrten Monographie über die Romane angedeihen. Descartes, der ihren Ibrahim Bassa und noch die ersten Bände des Grand Cyrus erlebte, hat (auch in einer Episode seines Lebens!) dem Romane merklichen Einfluß auf sein Denken verstattet. In seinem Buche ‚sur les passions' (1645/46) findet er es (2. partie, art. 90) für nötig, die höhere „Romanliebe" durchaus von der gemeinen Liebesleidenschaft abzugrenzen und ihr „merkwürdige Wirkungen" zuzuschreiben. In seinem „Brief über die Liebe" (1642 an die Adresse der Königin Christine durch die Vermittlung des französischen Botschafters) der seine Berufung nach Stockholm zur Folge hatte, erörtert er ihr ihre gefährlichen Wirkungen seit „Trojas Flammen" an poetischen Beispielen (Herkules, Roland) und erklärt sie für „schlimmer als den Haß". Er blieb im Kreise der Pariser Sappho Zeit ihres Lebens durch seine Nichte vertreten, von der es hieß, daß der Geist des großen Onkels in ihr seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe. (S. die Lettres de Madames de Scudéry, de Salvan de Saliz et de Descartes Paris 1866.) Leibnitz, der ihr persönlich näher getreten war und mit ihr Briefe wechselte, nannte sich mit Stolz ihren Freund und Bewunderer [1]), als Boileau's Satire auch in Deutschland zu wirken begann und in dem Züricher Gotthard Heidegger den denkbar gröbsten Widerhall fand.

Ihre „Samedis" stehen zugleich an der Spitze der Entwicklung des heutigen ‚jour fix'. Ihr Kreis, bezeichnet durch sein einflußreichstes Haus, das berühmte Hôtel de Rambouillet, ist das Mutterhaus aller modernen politischen, litterarischen und künstlerischen Coterien und Cliquen. [2])

Die Romane dieser Sappho — unter deren Bilde, [3]) aber auch unter dem der Furie Tisiphone! sie sich selbst in ihnen schildert (in einer körperlichen Genauigkeit, die heutige Dezenz verbietet! [4]) — sind gewiß gleich das

[1]) Vgl. Leibnitz' deutsche Schriften II 409 ff. Auch Hugo Grotius und Hegel — man denke an Schopenhauers Sarkasmen über dessen „Lieblingsbuch" (Sophiens Reise)! — waren eifrige Romanleser.

[2]) Nach 1858 hat ein Anhänger der Bourbonen — kein Geringerer ais Victor Cousin — es unternommen, „malgré l'empire qui garde sur nous" eine Apotheose ihres Heroenzeitalters an der Hand ihrer getreuen Romanschreiberin zu entwerfen: la société française au XVII[e] siècle d'après le grand Cyrus de M[lle] de Scudéry. Paris 2 Vol. Rigorose Geschichtsauffassung (Fr. Chr. Schlosser) fertigte es als eine „rhetorisch-doktrinäre Dreistigkeit" ab, die „temps de la bonne régence" dermaßen herauszustreichen, „où tout goût paroissoit légitime, la douce erreur ne s'apelloit pas crime, les vices délicats s'apelloient des plaisirs" (St. Evremont). Allein aller Anfang ist nicht bloß schwer, sondern auch — gerade in Politik und Literatur — gewöhnlich ungleich liebenswürdiger, geistvoller, bedeutender, als die tyrannischen Zeiten der erlangten Machtfülle. Das gilt auch von der Zeit der précieuses ridicules und femmes savantes, solange sie in der frondierenden Schwester des großen Condé ihr unwiderstehliches Muster nachahmten. Der Zauber der Mad. de Longueville hat so — durch das abschwächende Mittel der Romane ihrer Sappho über zwei Jahrhunderte hinweg — noch den französischen Apostel Kants zu faszinieren vermocht. Vergl. sein Buch sur la jeunesse de Mad. de Longueville.

[3]) ‚Histoire de Sappho' Gr. Cyrus X livre 2. (p. 296 sq. der prächtigen, vollständigen Originalausgabe auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek).

[4]) Man findet die Stelle („son sein est composé de deux demiglobes brûlés par le bout" 2c.) bei Boileau (s. w. u.).

verfänglichste Muster dieser heute zur literarischen Großmacht angewachsenen poetischen, oft widerpoetischen Gattung. Das Thema der Frauen — die Liebe der Geschlechter — schon bei der antiken Sappho unantik vordringlich, ist hier endlich zu jenem „Ding an sich" der modernen poetischen Welt geworden, das mit einer Selbstverständlichkeit ohne Gleichen sich nicht nur auf ihren höchsten Thron setzt, sondern auch jeden Gedanken daran ausschließt, daß außer ihm noch irgend etwas in der Welt überhaupt existiere. Alles löst sich dieser dichtenden Frau in Romanliebe auf. Alles folgt aus ihr, alles hat sie zum Zweck, alles erklärt sich aus ihr. Sie hat den Kosmos der Wissenschaften in ein System der Liebschaften umgesetzt. Ja sie hat eine besondere Geographie der Liebe, und ihre Carte du Tendre [1]) gibt allen Zeiten dankenswerte Aufklärung darüber, wie man in dieser Welt zu reisen habe. Sie kennt nur eine Ethik und Politik, die der Galanterie (nebenbei die wahre Anleitung zur Coquetterie!); nur ein Staatsrecht, das der Liebesschwüre; nur eine Kriegswissenschaft die der Blicke, Seufzer und Tränen; nur eine Medizin, die der Rendez-vous und Liebesbriefe; nur eine Philosophie die zwischen „ihm und ihr". Zehn Bände von 12—1300 Seiten genügen ihr immer gerade, diese Wissenschaft „an den Mann zu bringen". Boileau nennt sie une boutique de verbiage, heute etwa: ein Warenhaus von Geschwätz.

Die sprichwörtliche Schreibfertigkeit der „Romantante" („Birch-Pfeifferei") tritt also mit dieser zugleich in der Literaturgeschichte auf und scheint ein im Typus liegendes Phänomen. Eine meiner Bekannten erhielt in Italien auf ihre Erkundigung nach einer befreundeten Schriftstellerin von der Wirtin die knappe, aber alles erschöpfende Auskunft: „mangia e scrive"! Die Herren von Goncourt entwerfen davon in ihrem bekannten Tagebuche anläßlich eines Besuches bei der George Sand ein sprechendes Bild: Dann plaudern wir von ihrer wunderbaren Gabe zu arbeiten, worauf sie uns erwidert, das wäre nicht ihr Verdienst, da sie sehr leicht arbeite. Sie arbeitet jede Nacht von 1—4 Uhr, dann noch während des Tages zwei Stunden und, fügt Manceau hinzu, der ihre Eigenart fast wie der Impresario eines Phänomens erklärt: „Es ist ganz egal, ob man sie stört . . . Denken Sie sich, Sie hätten einen stets laufenden Wasserhahn bei sich zu Hause, ein Besuch kommt und man dreht ihn zu. Just so ist es bei Madame Sand."

Wer diese Welt kennt und wer die Welt der Mlle. de Scudéry nicht bloß aus ihren Romanen kennt — wie anscheinend Herr Victor Cousin — der wird mit ganz besonderen Empfindungen vernehmen, daß diese Romane „Schlüssel"-Romane sind. Sie stellen mit einem ganzen Apparat von persönlichen Anspielungen und Beziehungen, die nur dem Eingeweihtesten bekannt werden konnten, die wilden Zeiten der „Fronde" in Frankreich dar. Der zeremoniös feierliche Komplimentierton der Precieusen wirkt dabei besonders seltsam. Diese Zeiten gemahnen gerade durch ihre Pöbelhaftigkeit

[1]) Diese ist der „Clélie" (10 Bände 1654—61) beigegeben. La ville du Tendre liegt sur le fleuve de l'Inclination, tout à côté de la Mer-Dangereuse (!). Andere Hauptpunkte der Karte sind le lac d'Indifférence, le bourg du Respect, les villages de Billet-Doux, de Billet-Galant, de Jolis-Vers, de Complaisance, de Soumissions, de Petits-Soins, d'Assiduité, d'Empressement, de Sensibilité. Ein Maßstab der lieues d'amitié zeigt die Entfernungen an. In J. Harts Gesch. d. Weltlit. II 431 findet man eine Kopie.

— bis zu ihrer politischen Vertretung durch die „Damen der Halle“ — ihre Sitten- und Charakterlosigkeit, wie sie sich zum Erschrecken in den Memoiren ihrer Geistlichkeit, eines Kardinal von Retz, des Abbé St. Evremont u. a. spiegelt; endlich in der echt französischen Methode, den fiebernden Staatskörper durch eine rücksichtslose Expansionspolitik, glänzende Waffentaten zu „purgieren“, lebhaft an die der großen Revolution. Allein sie sind nicht ihr Vorspiel, sondern geradezu ihr Gegenspiel. Sie entbehren darum auch völlig des politischen Idealismus, des persönlichen und humanen Schwunges, der die große Revolution bei all ihren schrecklichen Verirrungen auszeichnet. Es ist nicht der große Gott der Weltgeschichte, sondern es sind die kleinen Götter dieser Erde, die jene Stürme entfesselt haben. Und gerade die Regenten ihrer ränkevollen hochverräterischen Politik, ihres skrupellosen Ehrgeizes und unersättlichen Herrschsucht sind — die Liebeshelden dieser Romane, die Geschwister Condé: der Besieger Oesterreichs und Spaniens, der spiritus rector des Westphälischen Friedens, zugleich aber der Themistokles Frankreichs, der wütende Barikadenheld von Charenton und dem Faubourg St. Antoine, und seine gleichgeartete Schwester, die Herzogin von Longueville. Das sind die Originale des ‚Grand Cyrus‘ der Mad. de Scudéry und seiner ‚Mandane‘. Es bezeichnet den wahren Sachverhalt schon hinlänglich, daß die französische Sappho kein anderes Modell für ihr Romanliebespaar ausfindig zu machen wußte, als das Geschwisterpaar untereinander selbst. Sie waren beide ganz Ehrgeiz. Die Herzogin, wie ihr Bruder politisch (mit einer Nichte Richelieus) in frühester Jugend vermählt, mit ihrem Gemahl, dem „Enkel Dunois’“, als wichtigem politischem Faktor rechnend und schon aus diesem Grunde darauf bedacht, sich keine Blößen zu geben, zeigte frühest die Devote, der Prinz den kalten, unnahbaren Philosophen. Seine Beziehung zu dem ebensowenig salonfähigen, als galanten Spinoza, den er in Holland aufsuchte,[1]) spricht für seine Geistesart. Wie seine Schwester die Karmeliterin, so kehrte er den rauhen Krieger hervor, der die Wohlgerüche und den Flitter des Boudoirs haßte, sein Aeußeres geflissentlich vernachlässigte. „Er verstand es besser, Schlachten zu gewinnen, als Herzen“ — urteilen die Memoiren der Zeitgenossen. Sein sprechendes Profilbild in den Uffizien zeigt keinen „schönen Mann“, wie er den Frauen zu gefallen pflegt. Es kam dem Wiederbeleber dieser bourbonischen Heldengestalten zur der Zeit des Julikönigtums, Victor Cousin, schwer an, für die den Franzosen auf diesem Gebiete nun einmal unumgängliche Sensation zu sorgen.[2]) Und er mußte schon in dem abgelegensten Memoirenklatsch herumstöbern,[3]) um die triumphierende Endeckung ausrufen zu können: „Seht! er war doch verliebt! Aber freilich nur früh, kurz und ideal! Er ist an der vollkommenen Tugend der Hofdamen seiner Mutter gescheitert.“ Gleichwohl gilt Fräulein Marthe de Vigean, die tatsächlich den Schleier der Karmeliterinnen nahm, jetzt in Frankreich unumstritten für die „unsterbliche Geliebte“ des großen Condé; wie der Prinz von Marsillac, den die Literaturgeschichte als den Herzog de la Rochefoucauld kennt, als der

[1]) Bayle Art. Spinoza sub 5.; vgl. jetzt seine Biographie von Freudenthal, Bd. I.
[2]) A. a. O. I p. 80 sq. u. la jeunesse de Mme de Longueville chap. II.
[3]) Den Mémoires de Mme de Motteville I p. 419.

Seladon der Schwester. Wer seine ‚Maximen und Reflexionen' kennt, wird den tödlichen Haß, den er ihr notorisch seit dem großen Umschlag der Fronde (1651) entgegenbrachte, sehr einfach aus der Rache des zu politischen Zwecken genasführten Roués erklären. Die Legende, diese Liebschaften hätten — durch gegenseitige Denunziation der Geschwister bei ihren Ehehälften! — zu einem längeren Zerwürfnis zwischen ihnen geführt, enthält nur das Wahre, daß eine Art Eifersucht zwischen ihnen bestanden zu haben scheint. (Par cet illustre nom — A[nne] — il est impénétrable nämlich der Schild der Kriegsgöttin mit der Fahne des Grand [Cyrus] Condé vor dem zweiten Bande des Romans.) Die Tatsache, daß nichts von jenen Liebschaften im Roman vorkommt, wird man — zumal wie man die Diskretion der Romane kennt — nur schwer mit Cousin (I. p. 35. Anm.) dahin erklären: „ici toute allusion eût été trop sérieuse pour qu'on se pût la permettre." Eine bemerkenswerte Aufklärung kann dieser Urroman der modernen Belletristik dem Historiker wohl geben. Er ist eine einzige unbewußte Indiskretion dieser unter den Augen und im Vertrauen ihrer Helden dichtenden Frau.[1]) Genau wie Cyrus, der siegreiche Perserprinz vom Geblüt des Mederkönigs, diesen vom Thron stürzt und auf dessen Untergangsgefahr sein Reich begründete, so wollte dieser französische Prinz von Geblüt, zwischen seinen rebellierenden mit ihm und dem Pöbel verbundenen Vettern und den gestürzten Vormündern der Krone, sie sich selber auf das lorbeerbekränzte Siegeshaupt setzen. Der völlige Titel des Romans lautet Artamène ou le grand Cyrus. Wie Cyrus als siegreicher Feldherr sich zuerst unter dem Namen Artamenes bekannt macht, so erwarb auch der französische Prinz noch zu Lebzeiten seines Vaters, da er den Familientitel als Condé noch nicht führen durfte, seinen militärischen Ruhm von Dünkirchen, Lens und Rocroy als Herzog von Enghien.

Wo Cyrus diesen Namen „aufgefischt hat", erforscht selbst Pluto (der Höllenfürst, der ihn bei Boileau richtet) vergebens: „obwohl er seinen Herodot und — fügen wir hinzu: seine Cyropädie! so gut wie ein anderer kennt." Es hat also nur den Zweck, die Anfangslaute der beiden Namen des Prinzen C. und A. gegenwärtig zu halten. „Si votre Altesse a eu pour Ancestres des Rois et des Heros et si elle a pour Freres des Heros dignes d'estre Rois . . ." so heißt es mit zuversichtlicher Offenheit 1649 im Blütenjahr der Fronde in der Zueignung des ersten Bandes an die Schwester. Nach seiner Wiederversöhnung durch den klugen Sinn des herangewachsenen Louis XIV. — „soyons amis, Cinna!", welche Worte des Auguste an sein Verschwörerebenbild auf der Bühne dem Prinzen die in Frankreich zu den Theatertrophäen gehörigen Tränen entlockten — hat Condé offiziell als Kandidat für eine Königskrone — die polnische! — auf-

[1]) Sprechende Beweise hierfür liefern die seltsam aus dem Ganzen herausfallenden genauen Schlachtschilderungen im Gr. Cyrus, die unter den Augen des Prinzen von ihrem Bruder George für den Roman redigiert wurden. Die Schlacht von Thybarra (V 3) stellt die bei Lens dar, die gegen die Massageten und Tomiris (IX 3) Rocroy, die Belagerung von Cumes Dünkirchen. Die dabei behilflichen nächstbeteiligten Militärs, der Marschall Arnault und des Prinzen Feldsekretär Sarasin sind Säulen des Hotel Rambouillet: getreue Schüler Voitures im Drechseln zierlicher Verslein. Sarasins Bedeutung als Historiker seines Prinzen illustriert lehrreich eine bezeichnend unvollendete histoire de la conjuration de Walstein!

treten dürfen. Allein Sobieski wurde ihm vorgezogen. Es war dem ersten fürstlichen Schüler des Haager Philosophen nicht bestimmt, nach platonischer Anweisung seine Philosophie auf den Thron zu bringen.

Wir unterlassen es, näher auszuführen und zu begründen, wie die moderne Sappho hier schon an sich romanhafte Geschichten des Altertums, um die antike Sappho herum gruppiert, recht eigentlich „überromant". Nur Charakteristika der dichtenden Frau wollen wir auch bei ihr anmerken. Der Romangeschmack der modernen dichtenden und lesenden Frau an aparten, neu, fremd- oder zum mindesten eigenartig klingenden Namen springt gleich äußerlich in die Augen. Gerade weil es sich bei ihr immer nur um die eine alte Geschichte von Hans und seiner Grete handelt, dürfen sie beileibe nicht Hans und Grete, sondern sie müssen diesmal Artamenes und Mandane, ein andermal mindestens Hanno und Gritschi heißen. Getreue Eckarte der Muttersprache schreien dann wohl in allen Ländern laut über die Auslandssucht und die Verhunzung der Rufnamen. Das Publikum jeder Zeit lacht über die altfränkischen Vorlieben der Vergangenheit, der „Biedermaierzeit". Der ernste Historiker selbst wird hier ein Lächeln nicht unterdrücken, wenn ihm unter dem höchst heidnischen Namen Cléobuline, Königin von Corinth, die bekannten Züge und der katholische Name der Christine (Königin von Schweden!) entgegentreten. Aber sie sollen nur lachen. Ueberlegen sie wohl, wie einmal kommende Zeiten über unsere nordischen und altgermanischen Namen lachen werden!

Doch zu Wichtigerem! Am meisten muß es uns auffallen, wie unbefangen Sappho in ihrem Roman gerade die ernstlich poetischen Motive, die ihr die Wirklichkeit an die Hand gibt, unter den Tisch fallen läßt. Vor allem das Hauptmotiv, das hier förmlich nach Gestaltung schreit: die Konflikte, die sich im politischen, im familiären, im innerst menschlichen Sinne ergeben, wenn eine von verhaßten Ausländern (wie hier die österreichische Königin und Mazarin) bevormundete Krone, bei alledem der Hort der Nation, durch die Ansprüche eines genialen, von den Stammessympathien des Volkes getragenen Prinzen bekämpft, isoliert und so gerade für den Fall seines Sieges in Frage gestellt wird. Im Mittelpunkt als tragischer Dämon die einzigartige Erscheinung seiner Schwester, einer Gestalt, die im tragischen Repertoir aller Zeiten fehlt und in ihrer lebendigen Wirklichkeit alle Poesie hinter sich läßt! Keineswegs der Typus der Lady Macbeth, auch nicht Elektra; sondern unter den Frauengestalten des Tragikers der Weltgeschichte, der nicht nach „Problemen" und für Tantièmen schafft, nur sie selbst: Anne de Bourbon. „Ce nom est plus fameux que les trois que je porte" (nämlich Bourbon, Condé, Longueville) sagt ein Schriftband (Band VI) unter dem gekrönten A, das auf jedem Titelkupfer der Bände des Grand Cyrus prangt. Wer sieht es dem lieben „molligen" Frauchen an, das in dem zarten, weichen Kupfer von Regnesson (dem Schwager von Nanteuil) den Grand Cyrus im ersten und zehnten Bande eröffnet und beschließt; wer suchte es damals in dem jugendlichen Seraph des Königshauses mit der Aureole von silberblondem Haar und den blauen Türkisenaugen (vgl. den Roman I 2, p. 330), der statt auf die Hoffeste ins Kloster der Karmeliterinnen strebte; ja wer ahnte noch in der Friedens-

taube des Kongresses von Münster die Raubvogelnatur, die in diesem Gnadenbilde schlummerte? („Qui ne l'honore pas est digne de la foudre" droht der auffliegende Adler mit ihrem A im Schnabel und dem blitzenden Zeus auf dem Rücken vor dem 8. Bande des Romans.) In des Wortes Bedeutung schlummerte! Denn zwischen dem Wachtraum der Somnambule und der angespannten Aktivität der Amazone wechselte ihr Dasein. Es ist dieselbe Frau, die als Einzige und Letzte — „l'âme de la Fronde" — den bewaffneten Widerstand gegen die Krone in Stenay verbarrikadierte, ihren ersten Marschall (Turenne) sich in Felonie dienstbar machte, die Brüder in den Landesverrat zu den Spaniern hinübertrieb; die bei Nacht und Nebel landflüchtig zu Fuß an der flandrischen Küste herumirrte und kühner noch wie Cäsar in einem Nachen den brüllenden Wogen des stürmischen Ozeans zu trotzen wagte: es ist dieselbe, die die Religionsgeschichte als die Schülerin von Port Royal und den Schutzengel der Jansenisten beim Papste kennt, die in Jahrzehnten mehr als karmelitischer Selbstpeinigung das Wort der sterbenden Mutter an sich „exekutierte": Saget der Unglücklichen in Stenay, daß sie sterben lernen solle! Hier hätte sich ein weiblicher Shakespeare zeigen können! Aber was kommt heraus? Nun man schlage in Boileaus Werken, die jedem leicht zur Hand sind, die wenigen unsterblichen Seiten nach, mit denen der schlichte ehrliche Mann der Poesie die fünfzig Bände Romanphantasien der modernen Sappho für immer der Vergessenheit überliefert hat: Es ist ein klassisches Produkt der seltensten und echtesten Komik, nämlich der Komik der Tatsachen, der dialogue sur les héros de roman[1]). Da tritt er auf vor dem Höllengericht der kritischen Nachwelt, der erfolgreich moderne poetische Schattenprinz — er, der sich vergeblich ganz Asien unterworfen und seine Dynastie auf ihren legitimen Herrscherthron setzen will. Was tut er? Er jammert durch zehn Bände, wie heute durch ebensoviel „Bücher" oder „Aufzüge" nach der Vereinigung mit seiner Mandane, „la cruelle, l'insensible l'inexorable fille de Cyaxare"[2]). Sie wird ihm immer wieder streitig gemacht und geht — wie Minos der Höllenrichter boshaft bemerkt — dabei durch eine ganze Reihe von Händen. Aber zu unserer Beruhigung wird uns versichert, daß diese Hände zwar „verbrecherisch", doch gegen sie im höchsten Grade „tugendhaft" waren.

Wir wollen nicht weiter untersuchen, ob hier nicht bereits so etwas wie die (heute besonders beliebte) entschuldigende Ausdeutung der Romanliebe als Symbol (hier etwa für Frankreich!) statthaft sei. Die wirklich fast romanhafte Treue der Schriftsteller-Geschwister (der Romanschreiberin und ihres Bruders) gegen das königliche Rebellenpaar, selbst in den schlimmsten Zeiten seiner Aechtung, läßt sie solcher Deutung im menschlichen Sinne nicht unwert erscheinen. Was sich uns hierbei aber als allgemeine lite-

[1]) Verfaßt wurde der Dialog schon 1664, aus Rücksicht für die Scudéry jedoch nicht veröffentlicht. Dies hinderte B. nicht, ihn in der Gesellschaft überall vorzutragen. Man riß sich darum. Nach Nachschriften wurde er abgedruckt im Retour des Pièces choisies II. (1688) und in den Oeuvres. de St. Evremont IV. 222 ff. In Boileaus Werken erschien er erst nach dem Tode der Scudéry († 1701).

[2]) Seines Oheims in der Cyropädie.

rarische Bemerkung aufdrängt — die heute so gut gilt, wie damals, trotz der inzwischen durch bald drei Jahrhunderte verfeinerten, verwickelter und schattierter arbeitenden Praxis — das ist Goethes Urteil, welches den Frauen überhaupt den Sinn für die Motive und damit das Wesen der Poesie (im Grundsinn des ποιεῖν) abspricht (zu Eckermann 18. 1. 1825). Dagegen fand er bei ihnen das technische Geschick hervorstechend, mitunter (wie bei Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen) den männlichen Schriftstellern überlegen: „Sie denken bloß an Empfindungen, Worte und Verse," „nehmen Partei für einzelne Charaktere" in einer Dichtung, „haben aber keine Ahnung von der Wichtigkeit der Motive" und der Bedeutung des Ganzen. Es stimmt zu dem unseres unvergeßlichen Wilhelm Herz, der an weiblichen Dichtungen bei aller Anerkennung ihres technischen nnd menschlichen Verdienstes die „innere Form" vermißte. Der Frau scheint im allgemeinen eben jenes Maß der Erhebung über sich selbst (Selbstobjektivierung) versagt, durch welches dem Manne die Gestaltung seines dichtenden Innern nicht bloß verziehen, sondern überhaupt erst möglich wird. Bei den Frauen dagegen ist das Gefühl, im Leben oft unheilvoll genug, alles; ersetzt aber auch (gerade bei den schlicht wahrhaften Naturen unter ihnen) die Logik und formale Anschauung der Männer in einer Weise, die an die geniale Intuition rührt. Dichterinnen wirken denn auch meist durch unmittelbare („impulsive") Aussprache speziell subjektiver Gefühle, Anschauungen und Erinnerungen, die durch Takt und Anmut der Weiblichkeit oft etwas besonders Zartes und Rührendes erhält. Doch disponiert dies auch zu jener Leere und Zerflossenheit im Ausdruck, an der Kenner oft von vornherein eine Dichtung als weiblich zu unterscheiden vermögen. Frauen fehlen viel weniger durch jene falsche Bildlichkeit im poetischen Ausdruck („Katachrese"), wie sie als „Katheder blüte" berufen ist, als deren Muster man oft das komische Bild anführen hört „vom Zahn der Zeit, der auch über diese Wunde Gras wachsen lassen wird". Männern passiert dergleichen leicht, zumal in ihrer grünenden Jugend. Man denke an Schiller! Frauen dagegen machen es hier wie beim Zeichnen, wo sie sich auch durch Unbestimmtheit der Formgebung um offensichtliche Verzeichnung herumdrücken. Und wie in dieser Kunst die Farbe sie mehr lockt, als der strenge Umriß, so freuen sie sich auch in der Poesie an der Buntheit disparater Bilder. „Tief tiefes Schweigen, Stille, schwarz verlarvt, ist deine Harfe, die am lautesten harft" — daß dieser Vers (über die „Musik der Dinge") in jedem Betracht nur von einer Dame sein könne, wird keinem Kenner je zweifelhaft sein. Er ist denn auch von einer der höchststehenden unserer namhaften Dichterinnen.[1]) Das Barock ist daher recht eigentlich der feministische Stil in der Poesie. Diese alte Lehre der Literaturgeschichte vermag ja unsere Zeit gerade wieder im Ueberschwange zu belegen und zwar nicht immer in jenem vornehmen Sinne. Bei gegen sich strengen, vornehmen Naturen (wie in Deutschland Annette von Droste-Hülshoff) schließt dies Kraft und Bestimmtheit des Ausdrucks keineswegs aus. Doch bleibt das Plaudern und die „Lust zu fabulieren" des Weibes Kennzeichen auch in der Literaturgeschichte. Auch in dieser üben den größten Reiz seine privaten Aeuße-

[1]) Gedichte von Isolde Kurz. 2. Aufl. Stuttg. 1891. S. 95.

rungen (weibliche Brief- und Memoirenliteratur). Für das Kindesalter ist das Weib die vorbestimmte Vermittlerin der Poesie (Märchen, Kinderlied). Die besondere Gabe zum Dolmetschen, das leichtere Anschmiegen, sich Einfühlen in fremdes Wesen macht es nicht bloß als Übersetzerin zur Vermittlerin fremder poetischer Welten (wie Mad. de Stael der Deutschen an die Franzosen; Fräulein von Jakob [Talvy] der übermännlichen südslavischen Volksdichtung an Goethe: „Das kräftige Mädchen von Halle"). Die Kunde vom poetischen Leben im Volke (‚folk lore') erlangt der Poesiefreund vielfach nur von und durch Frauen. Ueberall wo das Weib seiner naiven Natur oder harmonischen Bildung dem Manne gegenüber treu bleibt, erscheint es daher im geistigen Verkehr der Geschlechter als die Gebende; während es gerade infolge dieser Anschmiegsamkeit und Unbestimmtheit bei deren Verleugnung nur des Mannes Einseitigkeiten und Verkehrtheiten in literarischen Moden (bald atheistisch-naturalistisch, bald theosophisch-spiritistisch) wie im Hohlspiegel grotesk wiedergibt.

Dies sind wohl auch die Gründe, weshalb es den Frauen verhältnismäßig so selten gelingt, den Roman aus der ausschließlichen, durch aparte Situationen reizenden und durch Verwicklung spannenden Liebesgeschichte zu etwas Höherem zu gestalten: zu einem allgemeinen Spiegel der Zeit oder gar der inneren Bezüge der Welt, wie in Deutschland Goethe ihn als poetisches Muster selbst dieser Gattung in seinem Wilhelm Meister aufstellte. Goethe knüpfte hier an die allegorisch-satirische Prosadichtung der romanischen Nationen und die humoristische der Engländer an. Wilhelm Meister steht in direkter und durch Jugendlektüre gewiß auch noch persönlich vermittelter Verbindung mit jenen nach Weltlehre und Weltbildung reisenden Jünglingen der politischen Litteratur des 17. Jahrhundert, die im Wirtshause, auf der Landstraße, auf der Ueberfahrt mit allerlei Volk, mit Studenten, fahrenden Schauspielern, Sängern, aber auch mit vornehmen Weltkennern in Verkehr geraten, die so aufmerksam sind auf Lieder, die sie hören, Sprüche und Devisen, die sie aufgezeichnet finden, geheime Weisungen und Bekenntnisse, die ihnen übermittelt werden, die, wo sie es am wenigsten vermuten, Führer finden, geheime Informatoren und Leiter, die sie durch das trügerische Weltspiel hindurch — auch symbolisch! — dazu bringen, was sie eigentlich im innersten Herzen suchen: zu der wahren Erkenntnis der Welt und ihres Verhältnisses zu ihr.[1])

Allein Goethe hat hierin nur bei Männern Nachfolge gefunden, wie unsere Zeit sie doch wenigstens noch in Gottfried Kellers „grünem Heinrich" kennt und schätzt. Den Frauen gelten solche Romane für langweilig und alle Ansätze dazu in ihrer eigenen Schriftstellerei für erfolglos. Der komische Roman vollends, dieser bedeutsame poetische Schatten, den der meist so unpoetische Roman gleich bei seinem Aufkommen in der Litteraturgeschichte vor dreihundert Jahren wirft, scheint ihnen verschlossen und dann auch antipathisch. Die Frauen begegnen uns nicht oft, die Werke wie den Don Quixote oder Swift's Guliver, (der im Originale alles andere ist, als eine Kindergeschichte!) oder Sternes Tristram Shandy zu genießen und nun gar ganz zu verstehen vermögen. Solche urteilen dann auch stets sehr richtig

[1]) Vgl. des Verf. Baltazar Gracian, S. 127.

und nicht immer milde über die Romanfluten, die uns rauschend aus Myriaden von losen und gebundenen Blättern durch unser Leben begleiten, das doch festerer Begründung bedarf und bei seiner Kürze besserer Verwendung nicht unwert ist.

Um jedoch mit einem tröstlicheren Ausblick, als auf die von ihr anhebenden Romanfluten, unsere Betrachtungen über die moderne Sappho zu beschließen, wollen wir unseren Blick auf diejenige Seite ihres schriftstellerischen Charakters lenken, die uns bemerkenswerte Aufschlüsse über die moderne dichtende Frau überhaupt gewähren kann; gerade weil sie mit Poesie, weder im antiken Sinne noch gar in dem modernen des Romans, kaum irgend etwas zu tun hat. Die Sappho im Grand Cyrus ist, wie ihr Urbild im Hotel Rambouillet in Paris, das Muster einer modernen Frauenrechtlerin. Mußte sie doch noch aus konventioneller Rücksicht ihre Romane, von denen alle Welt wußte, daß sie sie schrieb, unter dem Namen ihres Bruders, des Akademikers George de Sc. veröffentlichen. In diesem Betracht hat sich nun freilich die Zeit gründlich geändert. Heute müßte ein Akademiker, dem es beifallen könnte, solche Romane zu schreiben, schon viele Schwestern haben, um sich hinter ihren Namen verschanzen zu dürfen!

Treffender wäre nun freilich bei dieser Art Frauenrechtlerinnen, die wie die Schurmann den Zutritt zu den Staatsämtern nicht anstrebt (non admodum urget) der Ausdruck „Frauenpflichtlerin!" Sie wird nicht müde, den Frauen in Erinnerung zu rufen, daß auch sie einen menschlichen Geist haben, der doch zu irgend etwas gut sein müsse: „Pourquoi veut-on que notre esprit soit ou indignement employé ou éternellement inutile?" Sie macht sich hier ein Argument der Schurmann (s. oben) zu eigen, daß „die Natur nichts vergebens tue" (natura non facit frustra). „Si Mercure et Apollon sont de leur sexe, Minerve et les Muses sont du nostre," so interpretiert Sappho dem Salon Rambouillet die griechische Mythologie[1]). Sie ist so sehr echte Französin, daß sie mit dem Argument nicht zurückhält, das für den esprit des Dames in Paris seitdem Ausschlag gebend geblieben ist: Bedenket ihr, die ihr sagt, dergleichen wäre nur den Häßlichen nötig, daß ihr alle bald einmal häßlich werden könnt und daß ihr sicher alle einmal alt werdet! — So macht es denn, namentlich wenn man die Unmasse von Diskussionen über alles mögliche und noch einiges andere in Betracht zieht, womit sie ihre Romanbibliothek angefüllt hat, ganz den Eindruck, als ob ihr der Roman von Anfang an nur Mittel zum Zweck war, um überhaupt so etwas wie geistige Anregung („étude agréable, pas épineux!") in ihr Geschlecht zu bringen. Allein die fausse position, die als letzter

[1]) Sappho à Erinne in „les femmes illustres ou les harangues héroiques (einer Prosafassung der damaligen poetischen Mode der ‚Heroiden', Episteln berühmter Liebespaare — hier z. B. Amalasonthe à Théodate, Lucretia à Collatine, Marianne à Hérode, Cloelia à Porsenna! — nach italienischem Muster des G. B. Mancini, das ihr Bruder George unter dem Titel harangues académiques schon 1641 eingeführt hatte) de Mr. (Mad.) de Scudéry" Par. 1665. 12°. p. 314 f. 513. In diesen Causerien ohne Romanapparat erscheint die Scudéry heute noch lesbar; zumal in den Conversations (nouvelles, morales u. ä.) sur divers sujets (z. B. de parler trop ou trop peu, de la connaissance d'autruy et de soi mesme, de la dissimulation, de la complaisance, de la raillerie, des bains d. f. Badereisen) Paris in d. Folge 1680—92, die von der Maintenon so hochgestellt wurden, daß sie sie in ihrem weiblichen Musterinstitut St. Cyr als Schulbuch einführte. (V. Cousin a. a. O. I p. VII und die Briefe an sie a. a. O.)

Rest einer überwundenen Zeit aus der Ritterdichtung der europäischen Romandame verblieben ist, nachdem der Ritter, der ihr dazu verholfen, sich längst aus dem Staube gemacht hat, diese fausse position konserviert und mumifiziert nachgerade nun der Roman, immer unter dem alten, bequemen Vorgeben, doch mindestens etwas geistige Kost unter die Frauen zu bringen. Diese Kost ist meist danach. Sie ähnelt oft jenen Näschereien, durch die der Magen verdorben und zur Aufnahme jeder wirklichen Nahrung unfähig gemacht wird.

Wenn daher irgend etwas im Seegange der heutigen Frauenbewegung den Historiker symptomatisch berührt, so ist es der sich darin ankündigende Bruch mit einer fast achthundertjährigen Tradition: die Emanzipation der Frau von sich selber als Roman-, oder was beinahe das gleiche ist: als Fabelwesen. Was dieses Wesen der historischen Menschheit einmal gewesen ist, inwiefern auch diese Form in den unverbrüchlichen Zusammenhang ihrer lebendigen Entwicklung gehört, das geht uns hier nichts an. Genug, die Frauen selber in ihrer vernünftigen Vertretung in der Gesellschaft, beginnen sichtlich, sich ihrer alten Romanvorrechte und — was wichtiger: — der Romanansprüche an das Leben — als an einen Berzillienwald voll Liebeshelden und Liebesabenteuer! — zu begeben. Sie wollen keine in Wolken thronenden Herrinnen, sie wollen aber auch in Ermangelung dessen keine Rachegeister und Dämonen: keine „Noras“ und „Frauen vom Meere“ mit einem Worte: sie wollen keine Fabelwesen mehr sein. Sie haben sich in der schweren Not einer materiell völlig veränderten Zeit — trotz allen utopistischen Hetzern, die mit dem namenlosen mehr oder minder glänzenden Elend der Mehrzahl (zugunsten der Minderzahl) der Frauen Geschäfte machen — die Einsicht erobert, daß der Ernst und die Schwere des Lebens keineswegs bloß die Schuld von Männern sei, die den Romananforderungen nicht genügen. Sie legen selbst mit Hand an bei dem schweren Werke, den unendlich zusammengesetzten und individuell verschiedenen Aufgaben, die das Leben stellt. Sie wollen nicht mehr bloß die Poesie des Mannes bestreiten, zumal das sehr viel kostet und — auch der Poesie — sehr wenig einträgt. Sie lehnen es ab, die Heiligen, die Engel oder die Musen der Männer zu spielen; sintemalen die Heiligen keine Männer brauchen, der Begriff von Engel und Teufel gerade in diesem Punkte sehr schwankt, das Inspirationsbedürfnis durch eine körperliche Muse aber allzeit verdächtig ist. Denn es gemahnt immer etwas an die stets in Herden auftretenden einsamen Knaben, die von Mutters Schürzenband nicht los können. Die Frauen wollen wieder, wie in der alten Zeit, die menschlichen Gefährtinnen, die Helferinnen des Mannes sein. Und wer weiß, ob nicht aus diesem lebenstüchtigen Beginnen auch der Poesie — und gerade ihrer, der Frauenpoesie — die echte Weihe wieder erwache, ob nicht erst dann wirklich wieder an Stelle der Romansappho im Schnürleib, Reifrock und gepuderten Toupet mit der gespannten Salonklatschmiene die echte Dichterin aus der alten Zeit trete: die wahre Frau mit den in die Welt leuchtenden Augen und dem milden, weltverzeihenden Lächeln — Sappho, die zehnte, die lebendige Muse!

Hermann Kurz in seinen Jugendjahren.

Nach ungedruckten Briefen. Von Hermann Fischer in Tübingen.

1839.

An Frau Caspart, St. 7. Jan. 1839: Zwei Worte, verehrteste Freundin, zwischen dem dritten und vierten Akt einer Byronschen Tragödie. Ich bin von allen bösen Geistern gehetzt. Zum Neujahr wollt' ich kommen, aber ich erhielt den Koffer zu spät, und dann kam das Tauwetter und machte mich wieder krank. Jetzt muß ich auch noch einige Zeit bleiben, um meine Novellensammlung an den Mann zu bringen, denn Herr Hoffmann — ist nicht der „Mann“, sondern ein Buchhändler. Zum Lesen bring' ich eine Menge Sachen mit — jene Meerreise ist auch mitunter fertig geworden und schließt mit einer Polemik gegen die neuste poetische Literatur, die sich gewaschen hat. Mit alle dem hoff' ich zur Wiederkunft des schönen Wetters aus meinem hiesigen Kerker los zu werden und nicht wie der Gefangene von Chillon mit einem Seufzer hervorzugehen. Dies ist wahrscheinlich zu Ende der nächsten Woche der Fall.... Auch Musikalien bring' ich mit, ich habe Emilie Zumsteeg sehr zu meinem Vergnügen kennen gelernt.

E. Z. (1796—1857), als Liederkomponistin noch bekannt durch die Melodie zu Hauffs „Vom Turme, wo ich oft gesehen.“

An Keller, Januar 1839: Mörike ist gestern abgereist und wird im Februar zur Aufführung der Regenbrüder wieder kommen. Ich werde mich erst nächste Woche ablösen können und wahrscheinlich den Winter in Winnenden zubringen. Von Novellen und Roman weiß ich noch nichts durchaus Bestimmtes zu sagen. Eine Hexametergeschichte von mir wird nächstens im Morgenblatt kommen, wenn nicht am Schluß eine Polemik gegen die neuste poetische Literatur (Freiligrath, Grün, Lenau, Beck ꝛc.) ein Hindernis abgibt. Den herzlichsten Dank für den Conde Lucanor; ich freue mich, diesen Schatz zu besitzen. . . . Becher, vom Verlag der Klassiker, hat mich um eine Shakespeare-Uebersetzung angegangen, ich hab' es ihm für später versprochen; er wünscht auch dich und Mörike zu gewinnen. Wäre nur das alles, was sich jetzt zur Unzeit zusammendrängt, vor zwei Jahren gekommen, wie frei stänď ich da! Doch, ich will nicht von meiner Lage reden, die immer noch ganz erbärmlich ist. Silchers Hohenstaufenlieder sind aber doch, fast bloß den Barbarossa ausgenommen, ganz unverantwortlich schlecht, besonders das erste.

„Im Februar“; s. aber später. „Winnenden“, wo Kauslers Schwestern wohnten. Die Reise ans Meer kam nicht im Morgenblatt. El Conde Lucanor in der Biblioteca castellana von A. Keller und C. Possart.

An Keller, 17. Jan. 1839: Es ist mir angenehm, daß dir der Gefangene gefällt; Hoffmann hat ihn jetzt doch als Programm drucken lassen....

»Es ist schlimm,« sagte ich neulich zu Herrn Becher, als Einleitung zu einem Anerbieten, »daß ihr Herrn diesen Namen führt; man kann euch ja ohne die größte Anmaßung nichts in Verlag geben.« »O«, versetzte er, ohne alle Ironie, »das ist ein großer Irrtum, wir drucken auch nichtklassische Sachen«. Und darauf bot ich ihm meine Novellen an. ... Die Belagerung von Korinth ist nicht unter meinem Kontingent, und ich muß daher leider für Fallatis Gefälligkeit danken. ... In den Hohenstaufenliedern sind doch ganz erbärmliche Sachen; ich nehme dir's nicht übel, wenn du sie nicht anzeigen willst. Gleich das erste! wie kann man nur so ein schönes Lied so schlecht komponieren. »Einst und jetzt« gefällt mir auch nicht mehr.... Nur der Barbarossa und das Kernersche Lied, in dem übrigens ein gewaltiges irisches Plagiat ist, taugen etwas. ... Den Peregrinus Syntax, den ich kürzlich besungen habe, will ich bei Kausler noch einmal in Anregung bringen oder lieber selbst besorgen. Der Shakespeare wird allerdings ein Bilderbuch. Reinbeck hab' ich letzten Sommer in B[uoch] kennen gelernt. Gestern Abend ist der Vorhang hinter den beiden Foscari gefallen.

Der Bechersche Verlag hieß „Verlag der Klassiker". „Peregrinus Syntax", Allgemeines deutsches Reimlexikon. Reinbeck, der aus Lenaus Geschichte bekannte Stuttgarter Schriftsteller und Kunstförderer, 1766—1849.

An Keller, Febr. 1839: Hallberger nahm mich gestern auf der Straße fest und schleppte mich mit sich: er will eine neue Ausgabe meiner Gedichte veranstalten, die doppelt so groß werden soll. Willst du nicht so gut sein und mir die unschöne Unbekannte schicken, die unter dem Haufen zur Not wird mitlaufen können? Solltest du sonst noch etwas Gereimtes von mir haben, so bitt' ich sehr darum. Aber umgehend: ich werde nur noch ein paar Tage hier sein. (Desgl., 17. Febr. 1839:) Dank für das Uebersandte, und du sollst mit der Zeit ein Exemplar haben. ... Gratuliere zum Cervantes; davon weiß ich ja gar nichts. Bei wem? quibus auxiliis? quomodo? Ich freue mich ihn zu sehen. Von deinen Sagen wird die Europa nächstens eine [...?] Rezension bringen. Meine Gedichte werden dir ein ganz neues Buch werden. Ich habe sehr viel von Tübingen gestrichen und sehr viel von Maulbronn dazu getan: überhaupt wirst du ein Element finden, das du früher vermißt hast, nicht weil's in meinem Manuskript fehlte, sondern weil ich nicht beichten mochte. Auch Neues ist allerlei da. Der Muley Maluk hat durch Reduktion sehr gewonnen, auch das Weltgericht, das zu einem einfachen Gericht zusammenschrumpft; und das schöne Kind, nachdem es durch 77 Varianten hindurchgegangen ist, hat jetzt einen Ausdruck, gegen den sich nichts weiter sagen lassen wird. Zwar gedenk' ich einige Tollheiten aufzunehmen. ... Für das Piepse-Fragment bin ich um so dankbarer, als ich zwei Romanzen (Wendegroll und Page) gestrichen habe und jener Posten nur sehr schwach bemannt ist; ich will sehen, daß ich was draus mache. Musikalische werden ziemlich viel hineinkommen. — Wenn du Silcher siehst, sag' ihm, ich lasse für das Heft danken, ihm zu schreiben hätt' ich jetzt keine Zeit und fühlte mich überhaupt nicht gedrungen, es mit ihm hierin genau zu nehmen; im Hrn. Peter (welcher auch kassiert wird) seien einige Druckfehler. Uebrigens solle er am ersten freien Tage ein Dänenroß besteigen, mit verhängten Zügeln, ohne den

Sattelknopf abzureißen, nach Stuttgart zu Familie Zumsteeg galoppieren und sie um die wunderschönen englischen, schottischen und italienischen Lieder bitten, die sie habe und ihm recht gerne mitteilen werde; unter diesen ist auch zu meinem Lied »Ueber den Wellen« die echte Melodie. . . . Er soll sie nur im nächsten Heft nachholen. — Vom Byron hab' ich keinen Fetzen. Die beiden Komödien und die beiden Hexameter-Geschichten kommen in die Sammlung Dichtungen oder Erzählungen oder Rindfleisch mit Radieschen (besinn dich auf einen passenden Titel), welche im Verlag der Klassiker erscheint. Mir ist's hier wohl, ich habe eine Prachtwohnung.

Die neue Gedichtauflage ist weder damals noch später zustand gekommen. Erst in Heyses Ausgabe findet sich eine neue Zusammenstellung von Lyrischem.

An Keller, Winnenden 24. Febr. 1839, „grauenhaften Andenkens": Eben, da ich im Falle bin, den Don Quixote auch einmal wieder vorzunehmen, konnte mir nichts Erwünschteres kommen, als deine Uebersetzung, die im voraus großen Kredit bei mir hat, da ich neben dem dulce auch das utile von dir erwarten kann, das heißt Treue. . . . Da mir Hoffmann alle möglichen Gefälligkeiten erweist, mag ich ihm nichts abpressen und habe deshalb an Weise und Stoppani geschrieben, daß sie dir den Byron zusenden. Es ist jedenfalls die beste Uebersetzung, denn jeder von uns drei größten Herzen von Genua hat auf seine Weise etwas Genießbares zu geben gesucht, wiewohl man beim Schluß des Marino Faliero

»Die Riesentreppe rollt das Haupt herab«

an das Liedchen »Paß Annele« zu denken geneigt ist, wo es heißt:

»Spring d'Hose na, spring d'Hose na,
Nimm d'Stiege-n-untern Arm!«

Nun noch eine Bitte. Ich wünschte unter den notwendigen Büchern, die »jeder, der auf den Namen eines Gebildeten Anspruch machen will«, besitzen muß, eine altdeutsche Chrestomathie zu haben, worin das Hildebrandsfragment, das Wessobrunner Gebet ꝛc. nicht fehlen dürfen. . . . Ferner wünsche ich ein Handbuch der Geschichte, worin die Data kurz genannt sind und mit dem man sich aus den bekannten chronischen Krankheiten, daß man das 15. und 16. Jahrhundert verwechselt ꝛc., helfen kann. Endlich wäre mir noch ein kleines gelehrtes Konversationslexikon erforderlich, worin namentlich auf Geographie Rücksicht genommen ist und woraus ich mich über den Alarben, ein Geschöpf meiner Hand, aufklären kann, der mich im Muley Maluk in Verlegenheit bringt, weil ich gegen diese Geschöpfe ein gerechtes Mißtrauen hege. . . . Der Werner rückt bei dem scheußlichen Wetter langsam voran. Uebrigens ist's hier behaglich leben. Kausler . . . brütet noch mit unaussprechlichem Seufzen über seiner Geschichte der Liebe, und es scheint, er habe keine Liebe mehr zu dieser Geschichte, welcher Witz mich sehr lebhaft an meinen Vetter Silcher erinnert.

„Weise und Stoppani", Stuttgarter Leihbibliothek.

An Keller, Winnenden 19. März 1839: Wir ziehen nächster Tage nach Stuttgart, sowie der Werner fertig ist, und ich bin am fünften Akt.

Der nächste Brief an K., 3. Apr., ist aber wieder aus Winnenden.

An Keller, Stuttg. 3. Mai 1839: Ich bin über das Fest und wohl noch auf einige Wochen hier und bewohne Cohens, der nach Hannover

gegangen ist, verlassenes Zimmer. . . . Arbeiten: Cymbeline und Deformed Transformed, dessen verfluchte Verse mich gewaltig kuranzen. Dann noch eine Beschreibung des Festes für die Europa, in die ich vor einigen Wochen »Schillers Traum«, Bruchstück aus meinem Roman, gegeben. Fremde sind schon allerlei hier, nichts von Bedeutung. Kausler hat einige Hoffnung, daß Auerbach und König kommen werden.

„Fest“, die Enthüllung von Thorwaldsens Schillerdenkmal am 8. Mai.

An Kausler, 7. Mai 1839: Die Herausgabe des Waiblinger hat, da sie von Schwab, Mörike und Bauer abgelehnt und mir nicht angeboten worden ist, ein Herr von Canitz . . . übernommen, der ein junger Buchhändler hier ist. . . . Von Auerbach und König weiß ich nichts. . . .

An Kausler, zw. 20. Mai und 18. Juni 1839: Ein paar Zeilen der Erwiderung auf deinen Brief: „Der vierte Akt ist beschlossen, nun folgt gleich der fünft.“ . . . Nun hat dein Bruder gestern abend ein Projekt für dich ausgedacht, den Wilhelm von Tyrus. . . . Könntest du nicht vielleicht diese Woche herüberkommen? . . . Den Diderot hat scheints niemand Lust dir zu stehlen. Gib bald Antwort. Königs Roman hat bei Reinbecks große Ehre eingelegt. In Berlin haben sie jene Goethesche Dissertation de pulicibus herausgegeben, offenbar unterschoben. Es sind einige wenige Witze drin, namentlich ob der Floh eines Exkommunizierten auch dafür angesehen werden müsse, wie es sich in diesem Fall mit der communio bonorum unter Ehegatten verhalte, daß die Flöhe einer serva ihrem Herrn gehören, nicht aber, wenn er nur ihr Nutznießer sei rc. rc. An dem Umstand, daß Werthers Leiden in dieser angeblichen Straßburger Arbeit erwähnt sind und in einer Note dieser Paragraph als ein späterer Zusatz des Verfassers geltend gemacht wird, erkennt man das Falsum. Lewald beträgt sich so unerträglich vornehm gegen mich, daß ich mich nicht weiter mit dem Mensch Europa einlassen kann. Er scheint nichts als meine Festbeschreibung von mir gewollt und mir deshalb ein süßes Maul gemacht zu haben. . . . Der Text der Regenbrüder, zum Teil auch die Musik, ist allerdings beim Adel und, was sich dem an die verlängerte Schleppe hängt, durchgefallen. . . . Hier mein Exemplar der Iris.

Die Regenbrüder waren am 20. Mai zuerst aufgeführt worden.

An Kausler, 2. Juni 1839: Die Uebersetzung von Marlowes Faust . . . erhältst du in ungefähr vierzehn Tagen; schreib aber die Rezension ruhig zu Ende, mir ist es damit bloß um jenes Drama zu tun. Dieser Herr Seydlitz hat einen Bock geschossen, der selbst für einen oberflächlichen literarischen Schwätzer zu arg ist. Maler Müllers Faust gehört ganz seiner Zeit (1776) an und schildert das Genie im Kampfe mit der Welt in so ausgesprochener Tendenz, daß das Gedicht schon deshalb nicht zu Ende kommen konnte; Anzüglichkeiten liest man heraus, wahrscheinlich weniger als drin sind. . . . Ich habe das geniale, tolle, abgeschmackte, angenehme, zerbröselte Zeug mit großem Vergnügen heut wieder gelesen. Es ist nicht daran zu denken, daß Marlowe 1776 bekannt war — überall vergebens nachgeschlagen — so etwas setzt schon literarische Spürereien voraus, zu denen es damals über Shakespeare und Ossian nicht kommen konnte. Die Bekanntwerdung der altenglischen Stücke ist noch ganz neu. Eine entfernte

Aehnlichkeit mit Goethe hat Marlowe ... natürlich, weil er ... einen idealen, philosophierenden Ton anschlägt. Daß die erste Szene bei beiden ein Monolog im Studierzimmer ist, ist mir so begreiflich als „In seiner Werkstatt Sonntags früh Sitzt unser teurer Meister hie.“ Auch Müller, der zwar einige Szenen vorausgehen läßt, muß dran: ich wüßte wahrhaftig nicht, wie es anders zu machen wäre. Es ist dasselbe, wenn der Magico des Calderon sich seine Bücher »in die holde Einsamkeit dieser friedumkränzten Landschaft« nachtragen läßt, um dort ebenfalls nach einem Monolog mit dem Teufel zu kontrahieren. Byron wäre auch ohne den Faust darauf gekommen, seinen Manfred so zu beginnen. Ich glaube, selbst die Marionettentheater haben dies mit den Faustischen Dramen gemein. Mit Studenten läßt ihn Maler Müller, wie Marlowe, umgehen, etwas privatdozentenartig; bei Goethe mag hier eine individuelle Abneigung eingewirkt haben. Geige diesem Herrn S., der 1776 und 1816 verwechselt hat, mit einem lustigen Allegro heim.

An Keller, St. 29. Juni 1839: Ich habe Cymbeline, Deformed Transformed und meine Festbeschreibung — von der ich nicht einmal ein Exemplar habe — hier fertig gemacht, bin jetzt am Giaour und gehe nächste Woche, so Gott will, nach Winnenden zurück. Der Cymbeline war eine lange und große Arbeit: ich bin begierig, wie er sich gedruckt ausnehmen wird. Von künftigen Arbeiten kann ich nichts bestimmtes sagen, weil ich mich nach keiner Seite hin zugesagt habe. Wann kommt denn der zweite Band des Don Quixote? den ich sehr sehnlich erwarte, aus besonderen Gründen. Auf den Spätsommer sehn wir uns. Da ich nach Tübingen schreibe, fällt mir Bentivoglio ein, der leibhaftige Vetter unsres im Erhabenen und Komischen ebenfalls sehr großen Malvolio, des Haushofmeisters, und ich will dir bei dieser Gelegenheit eine Maxime mitteilen, die du richtig finden wirst: Unter allen literarischen Gattungen ist das Xenion die, welche am schnellsten aussagt, wes Geistes Kind du bist, somit die gefährlichste. Sie macht ihren Autor zum Heros — oder zum Lausbuben. Tertium non datur, es findet gar keine Schattierung zwischen diesen beiden Stufen statt, wie es doch sonst bei allen Gattungen der Fall ist.

An Kausler, etwa Anfang Juli 1839: Becher ... war hier und verfehlte mich. ... Ich hab' ihn nun nicht gesprochen und komme auch nicht mehr nach Pforzheim. Wenn er auf die Sendung des Cymbeline sich irgend erträglich vernehmen läßt, so will ich für dich an ihn schreiben. Dies und den Empfang des Honorars hab' ich noch abzuwarten, sowie einige Anträge von ihm, um mit ihm oder mit Hoffmann zu kontrahieren und sodann gleich nach Winnenden zurückzukommen. Namentlich durch einen etwaigen Antrag von Becher wird der Tag meiner Rückkunft ungewiß, weil dadurch auch eine Reise nach Pforzheim nötig werden könnte. Ich vermute aber, er hätte mich eifriger aufgesucht, wenn er Großes im Schild geführt hätte. ... Von Wienbarg bring' ich eine Neuigkeit mit, dramaturgische Sachen, 1. Heft, Kritik des Ludwig von Baiern von Uhland.

In diesem und den folgenden Briefen ist mehrfach von Keller die Rede, der sich damals nach Teinach begeben hatte, angeblich als Schwindsuchtskandidat. Kurz empfiehlt ihm mit großer Wärme homöopathische Mittel. Keller ist stets

von zarter Gesundheit geblieben und ängstlich dafür besorgt gewesen, hat aber das Alter von siebzig Jahren überschritten.

An Keller, Juli 1839: Mit der Rückreise ist es denn vorbei — die Pforzheimer haben mir nur 100 fl. bis auf weiteres geschickt, und übermorgen muß ich, um noch ein paar Monate zu sparen, nach Winnenden zurück. Ich hoffe, es habe sich indessen mit dir gut gemacht. . . . Jetzt hab' ich mit Hoffmann den Vertrag über Ariost abgeschlossen — 2 Louisdor per Bogen zu 28 Zeilen, voraussichtlich 90 Bogen, und bei jeder neuen Auflage 1 Louisdor à Bogen. Freilich 7500 Exemplare. Es ist nicht viel, aber doch eine Existenz. Betracht' es vorerst als Geheimnis.

An Keller, Winnenden 6. Aug. 1839: Die Gedichte sind da und es freut mich, wenn sie doch unterhalten haben. Ich würge mich schon lange mit dem Schluß des Giaour herum; wir haben die letzten Tage in einiger Aufregung gelebt, und die vierfüßigen Jamben wollen nicht recht auf den Dreivierteltakt schmecken. Die Stanzen im Ariost werden allerdings, trotz meiner Protestation, umgebrochen. Was kann ich dafür?, es ist ja doch Fabriksache. Morgen will ich an Sauerländer schreiben, um womöglich den Lisardo zu verschachern.

An Keller, Winnenden 28. Aug. 1839: Liebster Freund, wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, wie dämonisch hartnäckig gegen Freundes Zuspruch die Heautontimorumenie sein kann, so hätten mich deine letzten Zeilen zur Verzweiflung bringen müssen. Ich weiß dir nun nichts mehr zu sagen als: Gib dich nicht auf, sonst bist du freilich verloren. — Kausler ist seit beinahe drei Wochen in Stuttgart und scheint seinem Bruder an den Assisen zu helfen. Er hat in dieser Zeit weder seinen Schwestern noch mir geschrieben. . . . Ich pflege nach Tisch ein oder zwei Kapitel in deinem Don Quixote zu lesen, dessen Ton mir sehr behagt. Hier, wenn du nichts besserс zu tun weißt, ein Abdruck vom Giaour. Diese Uebersetzung war ein schönes Geduldspiel. Die Insel, die ich in freien Wielandschen Versen übersetze, macht mir auch tüchtig zu tun, und Hoffmann treibt beständig. Diese Leute kennen doch kein Organ der Arbeit als den Preßbengel, der täglich sein Pensum abstampft. Laß uns denn den Tag ertragen und die Ungewißheit dieser Gegenwart. Ich kann immer noch die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch uns noch einmal ein heiteres Zusammenleben beschieden sei.

„Assisen" des Königreichs Jerusalem, von deren Ausgabe durch Eduard Kausler 1839 der erste und einzige Band erschien.

An Keller, Stuttg. 14. Dez. 1839: Allerdings ist von Briefschreiben jetzt nicht viel bei mir die Rede; ich habe seit den letzten Tagen des Oktobers bis heute acht Bogen à 56 Stanzen am Ariost übersetzt und es soll noch stärker kommen; ich arbeite ebenfalls auf eine Teinacher Kur los. Dennoch hoff' ich, wir werden noch alle fröhlich beisammen sitzen, vielleicht gar ausruhen.

An Keller, 21. Dez. 1839: Von der Edgeworth hab' ich jetzt drei Lieferungen; sie sollen vorerst nach Winnenden, wo man besonders nach dem traurigen Ritter seufzet. . . . Gestern hab' ich Ariosts Leben geschrieben und damit die erste Lieferung beendigt. Nun folget gleich die zweit'. Beranger erhalten — ist noch in W., noch nicht gelesen. Kannst du mir nicht auf acht oder zehn Tage den Simplicissimus von Uhland verschaffen?

— Der Fues tut sich ja gewaltig um . . . ich kann ihm einen Vorschlag machen, den kein anderer Verleger annehmen würde: nämlich es mit dem ersten Band, der in acht Tagen druckfertig gemacht werden kann, zu probieren und dann zu sehen, was das Publikum sagt. . . . Wie angenehm, wenn man dem Dinge in Ruhe zusehen und inzwischen eine so göttliche Kuh melken wie den Ariost! . . . Auf Rapps Hans Sachs bin ich begierig; sub rosa gesagt, ich gehe mit einer artigen Ausgabe desselben um; nicht wahr, deine Bibliothek hat seine omnia? Das Mondkalb Nathusius kennen wir bloß aus den Rezensionen, und da wir von dem guten Willen seiner Freunde überzeugt waren, daß sie nicht das Schlechteste ausgewählt, so hatten wir gar keinen Appetit nach dem Ganzen, zumal es mir wenigstens schamlos vorkommt, seine Ware mit dem Stempel der VII an den Mann zu bringen; aber unsre hiesigen nordteutschen Freunde wollen ebenfalls nicht fühlen, daß das kein Poeta genuinus rarissimus Linn. tut. — Mit dem ersten freien Atemzug soll der Arnim vorgenommen werden; es ist zwar eine Schande, daß das noch nicht geschah, aber man muß doch auch an gute Freunde schreiben. Auf die Societas halt' ich nicht viel, obgleich ich beigetreten bin: man weiß, wie solche Sachen zu gehen pflegen.

Keller gab eine Uebersetzung ausgewählter Erzählungen von Marie Edgeworth heraus. L. Seegers Uebersetzung Berangers erschien 1839. Rapps Drama „Hans Sachs" entstand 1839 ff., ist aber erst 1877 erschienen. Die Gesamtausgabe Achims von Arnim durch Wilhelm Grimm begann 1839. Societas: der noch bestehende Stuttgarter Litterarische Verein.

1840.

An Keller, St. 1. Jan. 1840: Dank für den Simplex, dessen wohlbekannte Gestalt mich sehr an mein Vikariatsleben vor vier Jahren erinnert hat. Ich will ihn bald zurückgeben, komme aber schon wieder mit einer Bitte. Ihr werdet wohl den Frischlin vollständig haben und darunter die Rede übers Landleben, worin der Adel so heftig mitgenommen ist — ich zitiere allerdings nach keiner sacrosancten Autorität, sondern nach E. Münch, für den ich es zu haben wünsche: er erweist mir viele Freundschaft, will mich rezensieren 2c. und ist im Ganzen unter aller Fäulnis doch ein sehr guter Kerl. Er will die Rede für seinen Sickingen, der zwar, wie ich nicht zweifle, nachlässig genug gearbeitet sein, aber des Anregenden viel enthalten wird. . . . Ruge hat mich nicht eingeladen; ich habe mich ohnehin sehr dran gewöhnt, so einspännig durch die Welt zu haudern. Dieser Tage bin ich von Cotta moniert worden, fürs Morgenblatt zu arbeiten. Den Druck meiner Gedichte schieb' ich vielleicht noch hinaus. Alles Glück zu deinem Fleiß; bei mir ist wieder starke Ebbe. O Literatur und Leben! . . . Gestern hab' ich wenigstens ein halb Dutzend Briefe geschrieben, um noch mit dem alten Datum, von dem mir der Abschied sehr sauer geworden ist, zu kosen. Der deinige wurde nicht mehr fertig und ist der erste im neuen Jahrzehnt.

Ernst Münch, der fruchtbare Historiker, 1798—1841.

An Keller, 14. März 1840: Was R. Kausler treibt? Er übersetzt den Wilhelm von Tyrus; außerdem weiß ich wenig von ihm, wir sehen uns selten, treffen hie und da im König von England zusammen und gehen

dann, Schicksal und Gemüt besprechend, wie nächtliche Dämonen bis ein Uhr am Schloß auf und ab. . . . Mit dem Ariost habt ihr recht. Der Bursche macht mir, die den Sterblichen angeborene Arbeitsscheu abgerechnet, von Stanze zu Stanze mehr Vergnügen — und ich mache mitunter dreißig per Tag. Ueberhaupt geht mir's wohl, ich bin fleißig bei der Hand, in Arbeit und Müßiggang, animal sociale quam maximum, ein Mann des Salons und der Kneipe; sehen wir zu, was daraus wird — übrigens so viel ist richtig, daß es mir in St. noch nie so behagt hat wie jetzt. Die Anzeigen in der Europa will ich nun ganz gewiß dieser Tage schreiben.

Die Uebersetzung der Geschichtserzählung des Bischofs Wilhelm von Tyrus durch die Brüder Kausler erschien in Stuttgart bei Krabbe 1848.

An Keller, St. 12. Mai 1840: Ich wage mich freilich kaum noch vor dir sehen zu lassen, aber Silcher wird dir auseinandergesetzt haben, wie meine ehrlich und ernstlich beabsichtigte Reise nach Tübingen sich zerschlagen hat. Ich habe nun, wenn du nicht zum großen Paschah- (nicht Passah-) Fest hieherkommst, schwache Hoffnung, dich vor dem September zu sehen. Cohen wünscht gar sehr, auf ein paar Tage das Volksbuch von Heinrich dem Löwen zu haben, das er, ich weiß nicht wozu, sehr nötig hat. Wenn sich's bei dir oder bei Uhland finden sollte, so sei doch so gut, es zu schicken (prestissimo), und verlang bald was hergegen, damit du nicht immer allein der Geplagte bist. Ich bitte an die Redaktion der Europa zu adressieren, denn ich werde ein paar Tage abwesend sein. Das sollt' ich freilich auch nicht gestehen, aber es ist auch seit Jahr und Tagen verabredet, und man nimmt mich beim Wort: ich werde ein paar Tage in Weinsberg sein. . . . Meine Arbeit geht auf eine wahrhaft verächtliche Art langsam vorwärts. Diese liederliche Trägheit bringt mich am Ende um einen angenehmen Antrag . . ., der mir dieser Tage gemacht worden ist.

„Paschahfest": das Gutenbergfest in Stuttgart, 24. Juni 1840.

An Keller, Ende Juni 1840: Hoffmann schikaniert mich und der Himmel weiß, ob ich nicht gar einen Bruch zu erwarten habe. Allem nach will der Ariost nicht gehen, wovor ich ihn beim Beginn des Unternehmens auch ehrlich gewarnt habe. Schon seit einiger Zeit ist er unfreundlich geworden, und jetzt verweigert er mir die Honorarraten, die kontraktlich, aber leider nicht schriftlich, ausgemacht worden sind, und erklärt mir, das Honorar erst nach Vollendung des Ganzen bezahlen zu wollen. . . . Wenn ich auch wahnsinnig arbeite, so werd' ich doch vor Oktober nicht fertig. . . . Wie steht's mit deinen Uebersetzungen? Versteht sich, daß ich nicht so miserabel sein will, dir dein Brot abzubetteln, aber hast du vielleicht etwas übrig, wie kürzlich? Ließe sich nicht mit Roller und Fues Ernst machen? Bitte, überlege die Sache, denn in den nächsten Tagen muß ich einen Entschluß fassen. Indessen werd' ich natürlich am Ariost fortarbeiten: es mag kommen, wie es will, so ist dies doch Geld, wenn auch kein bares. . . . Dies ein Pendant zum Gutenbergfest. Der Pöbel schrie gestern: »Hoffmann hoch!« Er hatte eine geschmacklose Beleuchtung. Sonst hat mir das Fest sehr gefallen. Im Zuge war ich nicht.

An Keller, Weinsberg 10. Aug. 1840: Ich wünsche dir von Herzen Glück zur Reise; wenn ich dich nur vorher noch sehen könnte. Aber das

wird so unmöglich sein, als die Korrektur des Cervantes, wenn du erfährst, daß ich nicht in Stuttgart bin, sondern schon seit zwölf Tagen bei Kerner, wo mir's sehr wohl geht. Ich werde mich morgen für diesen und einen guten Teil des nächsten Monats in Eberstadt einmieten, um recht in der Mitte zwischen Kerner und Mörike zu sitzen, und Korrekturen hin und her zu schicken, wird euch wohl zu weitläufig sein. . . . Ariost? Ich bin am achtundzwanzigsten Gesang und übersetze die unartige Novelle von Giocondo am Fuß der Weibertreu. Geheimnisse: Ich habe eine Uebersetzung des Gozzi noch nebenher übernommen, da die Händel mit meinem Verleger immer noch fortdauern. Ferner hat Fues um meinen Roman geschrieben, will bis Weihnachten den ersten Band und im nächsten Jahr die zwei andern edieren. . . . Nimm meine treulichsten Wünsche nach Italien mit. Laß bald aus Rom viel Gutes hören.

Keller war Sept. 1840 bis März 1840 in Italien, besonders Rom.

An Kausler, Stuttg. 5. Dez. 1841: Mein hiesiges Leben und meine jetzige Stimmung sind herbstlicher als das Wetter. Ich komme abends nicht aus dem Hause und will auch den Mittagstisch im König von England bald aufgeben. Nicht, daß ich jetzt so sehr zu arbeiten hätte, denn Hoffmann, nachdem er mich den ganzen Sommer schikaniert und getrieben hat, sagt jetzt, es pressiere nicht mehr; aber ich weiß nichts besseres zu tun, als zu arbeiten, und gedenke dennoch in diesem Monat fertig zu werden. Ich bin am einundvierzigsten Gesang. Die einzige Unterbrechung, die ich vielleicht mache, ist ein Besuch beim Grafen Alexander in Kenneburg, der auch nicht in den besten Umständen ist. Geht nicht vielleicht jemand von den Deinigen nach Eßlingen, daß wir (ich meine dich mit) da zusammentreffen könnten? Du müßtest mir's aber bald sagen. Gozzi ist eingeschlafen, ich weiß nichts von ihm zu sagen. Ich werde hernach den Unglücksroller vornehmen und, wenn der erste Band druckfertig ist, nach Tübingen gehen. Wie schön, wenn du jetzt schon dort wärst; jedenfalls müssen wir uns bald einmal sehen. Es wäre mir lieb, wenn ich zu Ende dieses Monats das Lied »Meine Guten, meine Lieben«, das ich dir im Sommer für deine Schwestern schickte, auf einige Zeit wieder haben könnte. Es stehen noch andere zu Diensten. . . . Ich weiß nicht, ob ich dir von Immermanns Totenfeier geschrieben habe, die ich mit den Aeolsharfen auf der Weibertreu zusammen feierte. Es ist mir nie so was vorgekommen. Ich erfuhr die Kunde beim Frühstück und ging dann über die Berge nach Eberstadt zurück. Ich wollte etwas schreiben, aber Arbeit und Leben traten dazwischen. So ging mir's auch mit Glück, obgleich es für einen, der ihm einmal nahe stand, schwer gewesen wäre. Es war eine verwickelte Rechnung von Schuld und Schicksal, und das Facit heißt Schweigen.

Immermann † 25. Aug. 1840, Glück (s. o.) 1. Okt.

An Kausler, St. 11. Dez. 1840: Ich bin noch immer am Roland. Gestern war ich in Weinsberg, hin und her von vorgestern abend 9 Uhr bis gestern Abend 6 Uhr.

1841.

An Kausler, St. 5. Febr. 1841: Ich melde dir, treuer Teilnahme gewiß, daß letzten Samstag [30. Jan.] Mittag um 12¾ Uhr — die Stunde

ist ewiger Erinnerung wert — mein unglückseliger Rodomont, das Zeitliche mehr verfluchend als segnend, dem Teufel endlich glücklich in A— gefahren ist. Zur Feier dieser Begebenheit ließ ich abends eine Sternrakete steigen und brachte den größten Teil der Nacht auf dem Maskenball zu, wo ich mehr trank als tanzte. Montags war ich in Ehningen zu Schlitten, und seitdem hab' ich viel Besuche gemacht, meine Papiere geordnet, mit dem Verleger ums Honorar korrespondiert, und was dergleichen Lappalien mehr sind. . . . Wollen wir nicht in Waiblingen zusammen kommen, wenn meine Korrekturbogen vollends gelesen sind? Bis dahin ist wohl auch der erste Band des Romans fertig. Fues will in vier Wochen mit dem Druck anfangen, wöchentlich zwei Bogen; das dauert mir doch zu lang, um nach Tübingen zu gehen. . . . Dem Krabbe hab' ich neulich, nur im Gespräch, einen Vorschlag gemacht . . .: eine Auswahl aus der Novellistik des Auslandes zu geben, d. h. aus der gleichzeitigen gleichzeitig und journalartig das Beste zu geben, und namentlich, was am meisten die Nationalität repräsentiert, so daß wir den teutschen Uebersetzungsfluten ein honettes Bette gegeben hätten. Im stillen war mein Plan, auch noch, wenn's gut ginge, ein Heft für teutsche Novellen dazu zu tun. Krabbe war ganz entzückt. Denselben Abend noch sagte er, er hätte auch schon mit Dralle darüber gesprochen, und der hätte an Freiligrath geschrieben — mitredigieren — muß jedenfalls des Namens wegen auf dem Titelblatt stehen — kurz, ich war expropriiert. Aus Mangel an Mitteln reduzierten sie dann mein Projekt auf zunächst nur ein französisches Heft, also à la Didaskalia und Verkündiger. Zuletzt sagte ich ihm, er sollte es lieber ganz aufgeben; ich gehe aber doch in der Stille damit um. Könnte man sich aller dieser Fäden bemächtigen, so säße man nicht schlecht. Ich meine, man müßte auch im Ausland Ehre davon haben; es wäre eine Art Kritik, und sie könnten dann das Unsrige auch übersetzen. — Da ich so in der Aszese bin, hab' ich auch das Rauchen aufgegeben.

An Keller, St. 14. März 1841: Mit dem Ariost bin ich am letzten [30.] Januar fertig geworden und lungre seitdem auf eine miserable Weise an meinem Roller herum, von dem doch vor einigen Tagen die acht ersten Kapitel nach Tübingen gewandert sind. . . . Ich habe diesen Winter zuerst sehr einsam (mittags und abends zu Hause) und dann sehr gesellig, ja mitunter schwärmerisch zugebracht. Das Merkwürdigste, was ich dir erzählen kann, ist, daß mich Klüpfel gestern Vormittag! zum Spazierengehen abgeholt und in zwei! Kneipen geschleppt hat. Ich hab's in meine Annalen geschrieben. Kausler sitzt in Winnenden auf seinem philosophischen Ei. Er hat mir diesen Winter einmal und ich ihm ebenso oft geschrieben, aber natürlich sehr gehaltvoll. Seeger übersetzt den Th. Moore und gibt sehr schöne Gedichte im Morgenblatt. Komm nur bald, eh' mich der Frühling vollends ganz aus dem Konzept bringt, denn mir ist's, als wüchsen mir Brennesseln im Leibe. Du wirst Wunderdinge bei uns erleben; Gfrörer sieht jetzt auch Gespenster, und so weit haben wir's gebracht, daß es z. B. eine Kleinigkeit ist, wenn in einem Kontor am hellen Tage Flammen aus der Kasse schlagen. Auch mit Gedichten könnte man um sich werfen, sie bleiben aber vorerst in der Brieftasche.

Karl Klüpfel (1810—1894), der Historiker, Gustav Schwabs Schwiegersohn. Die Moore-Uebersetzung Seegers ist nicht erschienen.

An Kausler, St. 16. Apr. 1841: Ich habe die ganze liebe Zeit herein Historisches gelesen; meine Tage und Stunden waren lange nicht so elastisch und disponibel, wie jetzt. Ich schrieb dir ja damals nur von acht Tagen. . . . Es wäre ein Spaß, wenn du auf den Sommer noch zu haben wärest. Kerner schrieb mir diesen Abend, Tieck werde auf seiner Reise nach Baden-Baden zu ihm kommen, und habe sich ausgebeten, Mörike, den er sehr bewundere, bei ihm zu treffen; ich solle auch kommen, d. h. sagt Kerner. Wenn du um den Weg wärest, so müßtest du auch mit. . . . An Seeger sollt' ich längst schreiben; er will aber zugleich einen Verleger für seinen Moore, und da kann ich ihm eben immer noch nicht antworten. Leid ist mir's, daß er einen Gesang des Ariost übersetzt hatte, als der meinige erschien. Er hätte besser dazu getaugt. . . . (17. morgens:) Heut nacht hat mir's von dir geträumt: wir waren Rivalen bei einer Französin, die sich hernach als eine gute Teutsche auswies. Du namentlich warst sehr erbittert. Absit omen. Neulich wache ich des Morgens auf mit der Sentenz: Qui publice vivit, tanquam in speculo conspicitur. Doch sehr tiefsinnig.

An Keller, 28. Apr. 1841: Es scheint, ich soll der Gehetzte bleiben. Fues hat dir vielleicht den neusten Stand unsrer Affären gebeichtet. Er hat mir das Manuskript des Roller zurückgesandt mit der kurzen Erklärung, es gefalle ihm gar nicht, und »kompetente Richter« hätten sich ebenso ausgesprochen. Ich habe ihm nun seine Briefe entgegengehalten, die ganz bindend abgefaßt sind, und ihm mit gerichtlichem Zwang gedroht; auch bin ich gesonnen, da er nicht antwortet, ihm noch einmal zu schreiben, eine Frist zu setzen und — wenn sich kein anderer Ausweg zeigt — gegen ihn zu verfahren. Lieber wäre mir's freilich, indes ich ihn dazu bringe, daß er zu Kreuze kriecht, das Buch einem andern zu geben. Weißt du keinen? Wahrscheinlich hat der Besuch des Kronprinzen in Tübingen so loyale Folgen gehabt. — Kausler hat seinen frühern Plan aufgegeben und will jetzt nach Freiburg gehen. Nun höre ich aber, daß man auch dort (sogar Hug) mehr und mehr ultra gestimmt werde, und weiß nicht, ob ihm nicht wieder abzuraten sei. Wenn du Silchern siehst, so sag ihm, ich habe von Lechler [= ?] ein ganzes Heft welsche Melodien und einige sehr schöne schottische bekommen, die über die Ferien täglich auf ihn gewartet haben. Er soll mir doch die Biondina wieder senden. Das Wichtigste, was ich dir berichten kann, ist, daß ich gestern einen Rest von zehn Buch altholländischen Papiers entdeckt habe, ganz gelb vor Alter. Was wird da wohl alles drauf zu stehen kommen? Wenn irgendwo eine Torwartsstelle vakant wäre, so wollt' ich's wieder hergeben. Hoffmann soll den Tasso und Ariost an die Pforzheimer verkauft haben.

Genaueres steht in einem etwa gleichzeitigen Brief an Kausler:

Am Tag deiner Abfahrt kam ein Brief von Fues, der so merkwürdig ist, daß ich mir die Mühe nehmen will, ihn für dich abzuschreiben: »Ew. Wohlgeboren! Ich komme schwer daran, Ihnen ein Geständnis zu machen, das Sie vielleicht beleidigen wird; allein es muß nun doch einmal heraus, wenn ich auch noch so lang zaudre: Ihr Roller gefällt mir gar nicht und ich wüßte mir in der Tat gar kein Publikum dafür zu denken. Einzelne Kapitel sind sehr anziehend, wie Nr. 10, 12, 13, und diese haben auch im Morgenblatt sehr großen Beifall gefunden; aber das Ganze kann den Leser

nicht befriedigen, der durch die lieblichen Genzianen verwöhnt ist. Es ist dies nicht bloß meine Ansicht — eines Laien, sondern die sehr kompetenter Richter. Nehmen Sie mir es daher nicht übel, wenn ich Ihnen das Manuskript zurückgebe, dessen Herausgabe Ihnen bei bereits erlangter Zelebrität mehr schaden als nützen würde.» ... Zum Glück sind seine früheren Briefe so bindend, daß mir Rödinger sagte, er werde verurteilt, das Honorar zu zahlen, und dann würde er natürlich auch drucken. Ich schrieb ihm, er solle sich um Leute umsehen, die in der Jurisprudenz kompetenter seien, als jene in der Aesthetik; aber ich möchte doch einen andern Verleger. ... Bauer war eben bei mir. Sein Werk »Teutsches Land und Volk« erscheint jetzt doch. Die Anzeige ist wundervoll. Schwaben wird den Reihen führen; besinne dich, was du dabei übernehmen möchtest.

Friedrich Rödiger (1800—1868), Rechtsanwalt und Politiker. Von L. Bauers Unternehmen ist nur erschienen: „Schwaben, wie es war und ist" 1842, wozu Kurz einen Artikel „Die Schwaben" beigesteuert hat.

An Keller, St. 3. Mai 1841: Ich schließe dir meinen Brief an Fues ein und lege eine martisrote Oblate bei, um ihn zu siegeln. Vielleicht eröffnet er dir seine Gesinnungen. Mir wär's am liebsten, wenn er eine möglichst große Entschädigung zahlte und ich dann das Manuskript anderswo verschachern könnte; denn ich schreibe vielleicht die andern Bände noch vorher und dann hab' ich den Brockhaus dafür. Es ist dir vielleicht nicht angenehm, je nachdem deine Verhältnisse zu Fues sind. Deshalb habe ich nichts von deiner Vermittlung geschrieben und bitte dich, nur dann zu handeln, wenn er sie begehrt. ... Ariost ist fertig und — mit andern Verlagsartikeln an die Pforzheimer verkauft. Beranger ist längst fertig; ich wollte dir ihn schicken, wenn nicht meine halbe Bibliothek auf Wanderungen wäre. Ja, Kausler! ich werd' ihn nicht einmal mehr sehen, da ich morgen nach Weilheim an der Teck gehe.

An Kausler, am selben Tag: Bauer arbeitet sehr ernstlich dran, mich wieder zum Pfarrer zu machen. Mir ist alles recht:

Was ist die Welt und ihre Lust?
Ich will sie gern versäumen.

Wenn ich nur nicht gehört hätte, es gehe neuerdings in Freiburg so ultrakatholisch her. ... Zu gleicher Zeit arbeite ich dran, den Mörike von seiner Pfarrei wegzubringen. Laß dir das von Bauer erzählen. ... Heute hab' ich dem Fues, der mir noch gar nicht geantwortet, einen zweiten Brandbrief geschrieben.

An Keller, Weilheim 28. Mai 1841: Nicht nur, daß ich nicht in der ergiebigsten Stimmung bin, denn ich weiß von keinem Ruck, den meine Affären getan haben könnten; sondern ich habe nicht einmal Zeit zum Verdruß, sondern muß meinen Roman abschreiben, da mich der hiesige Schulprovisor im Stich gelassen hat. Gleichwohl weiß ich noch nicht, ob er einen Verleger findet. ... Die Memoiren des Grafen von Glenthown sind gar nicht übel zu lesen; wenn ich sie damals schon gekannt hätte, so sollte die Verf. in meiner Europa-Rezension besser weggekommen sein. Vom Ariost weiß ich nichts. [Dazu gehört wohl ferner:] Nachschrift. Bester, wenn du das Manuskript des ersten Bandes und den Plan des Ganzen kenntest,

so würdest du gleich sehen, daß es mit Zusammenziehen und Skizzen nicht geht. . . . Ich sage nachträglich als Novität: Schwab hat noch einmal mit Cotta über den Roller gesprochen und dieser sich bereit erklärt, ihn vielleicht doch noch zu nehmen. Darauf habe ich an Cotta geschrieben. Dieser antwortete sehr kühl, er müsse das Manuskript sehen. . . . Ich lasse den ersten Teil gegenwärtig abschreiben, und er gewinnt, unter fortwährenden Verbesserungen, sein Aussehen, das mir selbst nach und nach wieder einiges Interesse abgewinnt. Den Titel „erster Band" habe ich gestrichen; es ist ein abgeschlossenes Ganzes, und erst am Schluß erfährt der Leser, daß es noch weiter gehen und bedeutender kommen könne — if you like it. . . . Wärst du nur da, daß ich dir den Blitzroller zeigen könnte! Beim Vorlesen hat er nicht mißfallen, und das Urteil so schlichter Leute ist doch gewiß von Wert.

„Glenthown": in den Romanen der Edgeworth.

An Keller, Weilheim 30. Mai 1841: Ich danke dir herzlich für deinen Brief, den ich gestern abend erhielt. Wie sehr du mir früher als Vermittler willkommen gewesen wärest, brauche ich dich nicht erst zu versichern; jetzt aber stehen die Sachen auf dem Rechtsfuß, und ein Advokat, Lieber, ist mit Eigenschaften ausgerüstet, die uns beiden wohl abgehen; mir wenigstens hat Fues auf die beiden sehr wohlmeinenden Briefe, die ich seinem Kontraktbruch entgegensetze, nicht eine Silbe zu antworten für nötig gefunden. Daß er jetzt endlich den Mund auftut, kann mich ja nur um so mehr veranlassen, mich an Rödinger zu halten, dessen Pillen so trefflich wirken. Wenn ich dir sage, daß die Grenze meiner Gutmütigkeit überschritten ist, so ist dir, der mich seit Jahren kennt, der Standpunkt genau bezeichnet. Von Vorschlägen kann erst die Rede sein, wenn förmliche Restitution erfolgt ist. (Ich glaube wohl, die Sachen wären anders gegangen, wenn du früher von Rom zurückgekommen wärest.) Uebrigens ist die Zumutung, die drei Bände in einen zu redigieren, lächerlich, da er gar nicht weiß, was in den folgenden zwei Bänden stehen wird. Dir werde ich das Manuskript, wenn es noch in Tübingen gedruckt werden sollte, mit der Bitte um Durchsicht nach unsrer alten Art übergeben, als einem Freunde, dessen Urteil alles bei mir gilt und dessen Aufrichtigkeit in Lob und Tadel ich kenne, aber nicht als einem Richter auf dem Fuesischen Kompetenzfuß. . . . Die Lage der Sache ist so: er hat sich anheischig gemacht, anfangs März den Druck zu beginnen, und hat um diese Zeit eine Portion Manuskript erhalten. Der erste Band könnte oder müßte vielmehr somit jetzt gedruckt und das Honorar (ebenfalls nach seiner schriftlichen Erklärung) in meinen Händen sein. Derselbe beträgt aufs allerwenigste zwanzig Bogen, und ich habe also, nach billiger Schätzung, eine vorläufige Zahlung von vierzig Louisdor bei ihm gut. Diese soll er mir umgehend schicken und mir erklären, ob er den Druck übernehmen will, der in wenigstens vier Wochen vollendet sein müßte. Will er das nicht, so suche ich einen andern Verleger, der ihn seiner Zeit von dem Honorar remboursiert, in der Art, daß, wenn ich von diesem dasselbe Honorar erhalte, das in dem Kontrakt mit F. ausgemacht ist, wir uns rein vergleichen, wenn ich aber weniger erhalten sollte, Herr F., wie natürlich, verbunden ist, diesen Verlust mir

zu ersetzen. Ich werde hievon Herrn Dr. Rödinger benachrichtigen und bitten, daß er mit aller Schärfe auf das verfallene Honorar dringt. ... Lebe wohl, lieber Freund, und glaube nicht, daß ich blindlings handle. Ich bin von verschiedenen Seiten wohl instruiert, und wenn tausend Kunstrichter sprächen, meine Arbeit sei miserabel, so müßte er sie doch nehmen, weil er sich verpflichtet hat; daß ich ihm aber nichts Miserables liefere, wirst du mir zutrauen und ich hoffe dich bald zu überzeugen.

An Keller, Weilheim 17. Juni 1841: Kausler hat wahrscheinlich das Feuilleton der Europa ganz übernommen und wird mir schreiben, sobald er in Freiburg angekommen ist. Also weiß ich noch nicht, ob ich das Buch deiner Schwäger rezensieren kann. Er soll, soviel ich weiß, Uebersichten geben. Im ersteren Fall bin ich von Herzen bereit, im zweiten muß er es tun.

An Keller, Weilheim 23. Juni 1841: Die Prozeßvollmacht ist an Rödinger abgegangen. ... Dagegen würdest du mir den größten Gefallen erweisen, wenn du selbst ein paar Zeilen an Mörike schreiben wolltest. Daß er mir seit dem Oktober nicht geschrieben, würde ich nicht anschlagen; aber er hat sich neulich von Tieck vergebens nach Heilbronn bestellen lassen und mir damit einen speziellen Possen gespielt, so daß ich ihm jetzt unmöglich schreiben könnte, ohne diese odiose Geschichte zu berühren. Dich kostets zwei Zeilen, und ich wüßte weder anzufangen noch zu enden. Du darfst ja nur sagen, du brauchest das Buch zu &c. oder &c. Letzten Herbst vergaß ich nicht, ihn zu mahnen.

An Keller, Nürtingen 27. Juni 1841: Aber das ist wahr, unsre Korrespondenz von den letzten Wochen sollte man drucken, sie würde dem letzten Band des Goethe-Schillerschen Briefwechsels, der aus lauter Billets besteht sehr ähnlich sehen. ... Heut abend werd' ich wieder in Weilheim sein. Komm du dorthin, statt nach Baden! ich wohne sehr schön. Mörike hatte sich von Tieck nach Heilbronn bestellen lassen und kam dann nicht, weshalb Kerner viermal in einem Briefe schrieb: Es ist entsetzlich! Das Nähere mündlich. Ich habe Tieck nicht gesehen. Das Schollische Buch wird nicht vergessen. ... Von einem andern Vergleich als Druck oder Entschädigung, und beides sogleich, ist keine Rede.

An Kausler, Weilh. 3. Juli 1841: Lieber, wir sind doch die Narren des Schicksals! Oder ist uns etwas ganz Großes aufbehalten, da uns die Bagatellen immer mißlingen? Deinen Freiburger Tendenzen hörte ich schon im voraus wenig gutes prophezeien. ... Ich habe soeben die Gestirne um dich befragt und im zehnten Hause, das da heißet Haus des Himmels und Herrschaft, Gelehrsamkeit und Religion &c. unter sich begreift, eine Figur des Jupiter gefunden, welche die allerglückhafteste ist, »nur allein nicht für eine geistliche Person, denn dieser stehet sie im Wege«. Doch gilt das allem Anschein nach für einen, der nach hohen geistlichen Ehren trachtet, und ich hoffe, es werde deinen bescheidenen pfarrherrlichen Ansprüchen keine malefica sein. ... Ich freue mich, daß du Tieck noch gesehen hast, mir wird's wohl nicht mehr zu teil werden. Schreibe mir nur bald und ausführlich darüber, denn der Himmel weiß, wie bald wir uns sehen. An eurem Lexikon will ich gerne teilnehmen, und die Italiener sind mir recht; du mußt aber bedenken, daß bei meiner ganzen Gelahrtheit das Moment der Zufälligkeit

vorherrschend ist. . . . Für Mörike wird wohl nichts mehr geschehen sein; Bauer schrieb mir ganz vernünftig über ihn.

„Eurem Lexikon": siehe den früheren Artikel über Kausler.

An Keller, der außerordentlicher Professor geworden, Weilh. 5. Juli 1841: Dieses rosenrote Kuvert liegt seit deiner ersten Anstellung unter meinen Papieren; ich wollte damals im Irrtum der ersten Freude diesen jetzigen Glückwunsch antizipieren und hob es, noch zu rechter Zeit belehrt, für den künftigen Anlaß auf; jetzt kann es endlich auch abgehen. So wird denn alles in der Welt nach und nach absolviert. Und ich? werd' ich wohl stehen bleiben wie eine unbezahlte Schuld und mit unbezahlten Schulden? Eine nicht aufzuwerfende Frage! Doch möcht' ich mir einen Titel beilegen, und da ich meinem Namen nicht die drei englischen Buchstaben hinzufügen darf, die einst ein ungelehrter Vetter von mir für »Eskimo« nahm, so gedenke ich mich in Zukunft zu schreiben: H. Kurtz Simpl. . . . Deinen Freunden wird's nicht so wohl. Der Freiburger Privatdozent hat mir vor ein paar Tagen geschrieben — von Winnenden aus, resigniert wegen der dortigen Aspekten.

An Kausler, Tübingen 30. Juli 1841: Komödie wollen wir nicht spielen, obgleich ich Moritzen zugesagt habe. Aber du fühlst selbst, ohne daß ich's ausführe, wie schwer es mir würde, ihn [Mörike] nicht in den Vordergrund zu lassen. Schreibe ihm, ich gebe die Aufgabe hiemit an ihn ab und habe bereits etwas andres angefangen, das mir nicht mehr möglich mache, zum Festspiel zurückzukehren; ich habe es noch nicht begonnen, Zeit sei wenig mehr übrig, er möchte eilen und bedenken, daß meine Ehre gegen Moritz auf dem Spiele stehe, dem ich wegen dieser Sache nach Ostende geschrieben. Stelle ihm die Sache tüchtig vor; wenn er so heiter ist, so wär' es eine Todsünde, ihn nicht machen zu lassen. Aber faß' ihn tüchtig in die Klammern. . . . Ich bin hier, um mich mit Fues zu vergleichen, der mir den Boden Schritt für Schritt bestreitet. . . . Mörike soll's an dich oder Löwe schicken.

Es handelt sich um ein Festspiel zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum Wilhelms I., das Kurz dem Regisseur Moritz versprach, aber dann an Mörike abtrat. Dieser begann es auch; es soll aber nach seinem Wunsch ungedruckt bleiben. „Das Stück spielt", schrieb mir Klara Mörike, „unter Landleuten, und sehr lieblich gedenkt er darin der verewigten Königin Katharina. Es traten auch gute Geister auf und eine Fee. Auf einmal erwachte die Sorge, die Dichtung möchte nicht nach des Königs Geschmack sein, da er solche Dinge nicht liebe, und somit kam es nicht zur Ausführung." Der Schauspieler Feodor Löwe hat dann ein solches Festspiel verfaßt, das im Stuttgarter Theateralmanach gedruckt wurde; er verstand sich vortrefflich auf solche repräsentative Dichtung.

An Kausler, Weilh. 30. Aug. 1841: Ich bin wieder hier; es ist nicht zum Vergleich gekommen; den Prozeß werd' ich zwar gewinnen, aber Fues zieht ihn so hinaus, daß ich mich nicht halten kann. Was ich inzwischen versucht, trägt nichts ein oder zerschlägt sich, und es wird sich wahrscheinlich in den nächsten Tagen entscheiden, daß ich — Vikar werde. . . . Wie steht's mit dem Festspiel? Hast du ihn gebannt, den flüchtigen Geist? . . . Ich bin Onkel und Pate, konnte meinem Richard nur ein Gedicht zur Taufe geben. . . . Ich bin übrigens noch fleißig. Was? Lap-

palien. Wenn wir uns sehen, zeig' ich dir einen Brief aus München, worin viel von Cl. Brentano steht, und ein Gedicht von ihm.

An Keller, Weilh. 1. Sept. 1841: So viel hab' ich auch diesmal wieder gesehn, daß ich bei einem Stuttgarter Buchhändler rein keinen Kredit habe. Bei Rödinger war noch keine Gegenschrift, und es scheint freilich sehr vom Oberamtsrichter abzuhängen, wie schnell so eine Sache gehen soll. Sehr vermutlich werd' ich bald nach Ehningen abgehen. . . . Wenn du Lewalden ein Exemplar der bretonischen Lieder schicken könntest, so würde freilich meine Rezension, die dieser Tage abgeht, unterstützt werden. Von einem Abdruck der Chouansmelodie kann ich ihm nun natürlich nichts sagen, das müßtest du tun.

„Volkslieder aus der Bretagne. Ins Deutsche übertragen von Keller und Seckendorff" 1841.

An Kausler, Plieningen 15. Sept. 1841: Ich bleibe einige Tage hier und vikariere . . .; es kostet mich aber zunächst nicht mein Gewissen, nur meinen Schnurrbart. . . . Fues hat nun seine Gegenschrift von sich gegeben; sie beschränkt sich auf einfache Negation der Klagepunkte, wovon wir authentische Beweise in Händen haben, und fordert eine Kaution für die Prozeßkosten, die Rödinger umgehend gestellt hat.

An Kausler, Weilheim 9. Okt. 1841: Grüße Lewald und gib ihm zu verstehen, ich gedenke noch in diesem Jahre der Europa auf irgend eine Weise mein Herz auszuschütten, und wenn meine Zeit nicht so wunderbar verzettelt wäre, so wäre es schon längst geschehen. Schick mir deine Novelle . . .; ich bin begierig, dich als Nebenbuhler anzuschnauzen. Ich wünsche aber, du ließest dich durch nichts abhalten, sie zu schicken. Wir sollten einen Almanach zusammen herausgeben, Gedichte, Novellen, Philosopheme, Abhandlungen über alte Poesie, aber alles lesbar; Uhland wäre vielleicht mit etwas Bedeutendem dafür zu gewinnen. Wenn du nur jemand hättest, dem du die (unsre) Briefe diktieren könntest, damit wir einen Grundstock für dieses (andre) Werk hätten, aus dem man mit der Zeit, ohne die Form zu ändern, bequem ein fortlaufendes Journal machen könnte, das durch die geheimnisvolle und novellenartige Weise des Auftretens großen Eindruck machen müßte. . . . (11. Okt.) Der Sendung, die heut abend abgeht, lege ich noch ein Briefchen von Emma von Niendorf bei, aus dem ich dir das Lied von und die Stelle über Brentano in St. vorzulesen vergaß. . . . Lies das Lied deinen Schwestern vor, namentlich Adelheid [Caspart], die eine so zähe Leserin des Gockel war. Die Adressatin lernst du aus dem Gedichte wohl kennen; sie ist ganz eine Gestalt, die in ein Brentanosches Märchen paßte. Und so bliebe denn noch eins zu sagen übrig, daß ich nämlich in den letzten Tagen die Wanderjahre durch eine zufällige Wendung wieder gelesen habe und so voll bin von bedenklichen Bedächtigkeiten, daß ich in der Tat schließen muß, wenn ich nicht fürchten soll, meinen Briefstil an jenen verworrenen Pfaden etwas apprehensiv anzustreichen, und so fort.

„Deine Novelle": welche? Kauslers „Erzählungen" sind erst 1851 erschienen. Emma v. Suckow (1807—1876), als Schriftstellerin „E. Niendorf", J. Kerners Freundin.

Der Jenseitsglaube und die soziale Arbeit.

Von Martin Rade in Marburg.

1.

Auf dem siebzehnten Evangelisch-sozialen Kongreß in Jena, Pfingsten dieses Jahres, hielt Pfarrer Dr. Rittelmeyer aus Nürnberg einen Vortrag über „Jenseitsglauben und soziale Arbeit". Die Gedanken, die er anregte, werden noch lange weiter verhandelt werden. Das ihm gestellte Thema ist ein überaus umfassendes; so stellten die Ausführungen, die er in gedrängter Kürze gab, nicht vergessend die Anforderungen eines großen Publikums, mehr eine Fülle neuer Themata, als daß sie den Gegenstand hätten erledigen können. Auch die Diskussion zeigte, wie gerade diese Frage jeder gern auf eigne Art anfaßt, wie schwer es ist, gerade in dieser Sache die Gedanken auch gesinnungsverwandter Geister in eine Richtung zu zwingen. Das ist kein Unglück; es ist ebenso viel wert, sich am Eingang einer wichtigen Auseinandersetzung zu wissen, wie wenn man schon das Fazit ziehen darf. Ohne den Anfang kein Ende, ohne die Losung, die uns gemeinsam in Bewegung setzt, kein Durchdringen zum gemeinsamen Ziel. So sollen auch diese Zeilen nichts weiter, als in dankbarer Erinnerung an Rittelmeyers Vortrag das durch ihn geweckte Interesse festhalten und weitertragen.

Die feinste unter den Ausführungen Rittelmeyers war die, wie er zeigte, daß unsre ganze moderne Kulturfreudigkeit mehr oder minder versteckt von Jenseitsgedanken durchdrungen sei. Dem konnte man leicht und mit Vergnügen folgen. Dagegen fand sein wichtigster Gedanke, daß nämlich ein irgendwie bestehender organischer Zusammenhang zwischen Diesseits und Jenseits zur Einsicht gebracht werden müsse, nicht die ruhige und ausführliche Darlegung, die er bedurfte, um für die Zuhörer deutlich und fruchtbar zu werden. Vielleicht komme ich mit der bescheidenen Forderung, auf die ich in diesen Zeilen hinauskommen werde, der Tendenz Rittelmeyers ein wenig entgegen; jedenfalls möchte ich ihn bitten, uns seine tieferen Gedanken in dieser Richtung nicht vorzuenthalten.[1])

2.

Es handelt sich heut für uns gar nicht um die Frage, ob ein Jenseits sei. Das Interesse, eine Welt über dieser sichtbar vergänglichen, ein Leben nach dem Tode gegen vorhandene Leugnung oder Skepsis zu verteidigen,

[1]) Wir schließen uns dieser Bitte an. — Die Redaktion.

klang zwar auch durch die Verhandlungen in Jena immer wieder durch. Es handelt sich aber heut für uns streng um die eine Frage, ob es im Interesse unsrer sozialen Arbeit liege, daß ein Jenseits sei. Man mag diese Frage verneinen oder bejahen, so ist damit über die wirkliche Existenz oder Nichtexistenz eines Jenseits noch gar nichts entschieden. Wohl aber kann uns die Erörterung zur Klarheit darüber helfen, was wir, wenn es existiert, von dem Jenseits zugunsten unsrer sozialen Arbeit fordern müssen. Es kann in keinem Falle genügen, anzunehmen, zu glauben oder zu wissen, daß ein Jenseits existiert; es kommt darauf an, von welcherlei Art es ist.

Der Dichter Wieland hat in seiner „Euthanasia", d. i. in seiner Lehre von der Kunst schön zu sterben, die Jenseitshoffnung vom moralischen Standpunkte aus bekämpft. Insbesondere verwirft er die Lehre von einem Wiedersehen nach dem Tode. Viel enger wird, so meint er, Liebe und Freundschaft die Menschen verbinden, viel zarter, aufmerksamer, milder, nachsichtiger werden wir gegen die Unsrigen sein, wenn wir uns in unsern Beziehungen zu ihnen auf diese irdische Lebenszeit eingeengt wissen. Wir werden uns dann ganz anders dazuhalten, Liebe zu geben und zu nehmen, denn es gibt jenseits des Todes kein Nachholen. — Hier kann ein jeder Leser und eine jede Leserin ohne viel Gelehrsamkeit gleich selbst nachprüfen. Wem wäre das Gedicht „O lieb', so lang du lieben kannst" nicht schon tief zu Herzen gegangen? Aber daß der Tod irgendwie ein Ende macht, daß er irgendwie ein „Zu spät!" bedeutet für alles, was wir bei Lebzeiten andrer und unser selbst versäumt haben, leugnet kein Jenseitsglaube. Inwieweit ein Leben nach dem Tode für das Leben vor dem Tode eine Fortsetzung bedeutet, ist unter allen Umständen völlig unsicher. Die Frage, zu deren Prüfung Wieland uns einlädt, ist also nur die, ob wir meinen, daß die Menschen auf Erden sich zartere, innigere, treuere Liebe und Freundschaft erweisen, wenn sie den Jenseitsglauben haben fahren lassen.

Bekanntlich wirft die Sozialdemokratie den Kirchen vor, daß sie die Arbeiter, die „Enterbten" hindern, sich ein menschenwürdigeres Dasein zu erkämpfen, indem sie sie auf das Jenseits vertröſten. In der Tat war die Botschaft von einem andern Leben, in dem kein Leid und kein Geschrei sein wird, dessen Herrlichkeit so groß ist, daß man in der Aussicht darauf hienieden wohl eine kleine Zeit leiden kann, von jeher und überall ein Hauptstück der christlichen Predigt. Mit dieser Verkündigung allein ist die Kirche an den Kranken- und Sterbebetten, an den Gräbern und inmitten der sonstigen Mühsal die Macht des Trostes, der Seelenberuhigung, als die sie noch allenthalben begehrt wird. Nun wäre es möglich, daß der sozial minder günstig gestellte Teil der Menschheit, sagen wir kurz der vierte und fünfte Stand, entschlossener daran ginge sein Glück auf Erden zu schmieden, wenn er jeden Jenseitsgedanken, jeden Jenseitstrost los wäre. Aber vielleicht würde ihm den gleichen moralischen Dienst schon leisten, wenn er eine falsche Vorstellung vom Jenseits los wäre und eine richtigere dafür eintauschte. Und jedenfalls liegt es nach den geschichtlichen Erfahrungen, die uns bisher zu Gebote stehen, nicht so, daß die Leugnung des Jenseits, wo sie die Losung einzelner oder vieler geworden ist, alsbald sich als die Kraft zur Herbei-

führung einer besseren sozialen Ordnung bewährt hätte. Dieser Beweis des Geistes und der Kraft soll von den Gegnern immer noch erst geführt werden.

Würde man eine Umfrage ergehen lassen, man würde von Christen und Nichtchristen die allerwidersprechendsten Antworten auf unser Problem erhalten. Ich hatte in meiner Dorfgemeinde, der ich als junger Pfarrer zehn Jahre lang dienen durfte, einen aufgeklärten Bauern. Auf Grund eines minimalen Schulunterrichts hatte er durch natürliche Klugheit und rastlosen Eifer sich eine beträchtliche Bildung erworben. Kleiner Leute Kind brachte er es bald zum Gutsbesitzer und Fabrikanten. Alle Aemter häufte er auf sich; als Landtagsabgeordneter hat er sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert. Der Kirchenlehre, die ihm als Kind in ihrer orthodoxen Gestalt entgegengetreten war, stand er skeptisch gegenüber; seine Zweifel sprach er gern aus, um sich eines Besseren belehren zu lassen, blieb aber im Grunde unverrückt auf seinem selbsterworbenen Standpunkt, für den er sich Zschokke zum Meister erwählt hatte. Um des Herkommens und des guten Beispiels willen ging er treulich zur Kirche, doch auch aus persönlicher Anteilnahme an der Predigt, an allem, was aufklärend und belehrend da mit unterlaufen mußte. Sein religiöses und, wenn ich so sagen darf, philosophisches Interesse war auf einen Punkt rein konzentriert: auf die Jenseits- und Unsterblichkeitsfrage. Geistliche und weltliche Gespräche mit ihm langten rasch immer wieder bei diesem einen Punkte an; dann waren ihm Herz und Gemüt immer wieder gleich bewegt. Seine Berührung mit wissenschaftlichen Autoritäten, in die die regelmäßigen Landtagsperioden ihn brachten, nutzte er fleißig dazu aus, sich von ihnen mündlich oder schriftlich Gutachten zu verschaffen über das, was nach dem Tode sein wird. Es war gewiß nicht wenig von jener egoistischen Lebenssehnsucht mit im Spiele, die Schleiermacher am Ende seiner zweiten Rede über die Religion geißelt, von jener Sucht nach Unsterblichkeit unsrer erbärmlichen Person. Aber es war doch auch das andre Motiv echt, wenn er immer wieder darauf zurückkam, daß die Menschen schlecht werden müssen, sobald sie glauben, daß mit dem Tode alles aus sei. Ja was er an überhandnehmender Zuchtlosigkeit wahrnahm, führte er unfehlbar darauf zurück, daß die Menschen kein Jenseits mehr haben.

Der junge Pfarrer befand sich ihm gegenüber in einer völlig anderen Stimmung. Auf ihn hatte der sozialdemokratische Vorwurf, daß die Kirche durch ihre Hoffnungslehre die Masse um ein besseres Diesseits gebracht habe, doch Eindruck gemacht. Die gleichzeitige Bewegung in der Theologie brachte es mit sich, daß er in seiner Predigt das in Jesus Christus den Menschen geschenkte Heil mit Vorliebe gerade als ein gegenwärtiges beschrieb. Das Reich Gottes nach den Evangelien — es ist mitten unter uns, ist inwendig in unsern Herzen. Greift nur zu, so habt ihr's, habt Frieden, Gerechtigkeit, ewiges Leben schon hier. Seine Lieblingssprüche waren das Johanneswort: „Das ist das ewige Leben, daß wir dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen," und das Lutherwort: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit." Damit kam er auch den Bekümmerten und Leidenden gegenüber, an Kranken- und Sterbebetten, sehr wohl aus, und

die Jenseitsfrage trat für ihn völlig in die Peripherie seines Glaubenslebens. Was braucht man im Tode andres als den Seufzer reiner kindlicher Ergebung, mit dem auch der Heiland geendet hat: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist"? Ob wir auferstehen und wie, ob eine neue Welt nach dieser über dieser sich aufbaut, es ist ganz Gottes Sache. Das war keine Leugnung des Jenseits, im Gegenteil ein Glaube, der Gott alles zutraute, der aber mit dem Jenseits sich nicht zu schaffen machte, teils weil man darüber doch nichts wissen konnte, teils weil der Glaube schon für das Diesseits einen so unerschöpflichen Gütervorrat darbietet, daß man gerade genug damit zu tun hat, für sich und andre daraus zu schöpfen. — Wenn ich heute zu verstehen suche, wie die Hoffnung dem Pfarrer so wenig galt, so erklärt es außer der damaligen sozialen und der damaligen theologischen Strömung der Umstand, daß der Pfarrer noch sehr jung war. Jugend kann leicht resignieren, das Alter ist darauf angewiesen, zu hoffen.

3.

Es gibt sicher Menschen, für deren soziale Arbeit es einen Ansporn bedeutet, wenn sie von allem Jenseitsglauben absehen. Aber das liegt dann vielleicht daran, daß sie den rechten Jenseitsglauben nie gehabt haben. Es kommt eben nicht darauf an, ob man überhaupt eine jenseitige Welt, ein jenseitiges Leben annimmt, sondern es kommt schlechterdings darauf an, was für Vorstellungen und Begriffe man mit dieser Annahme verbindet.

Ein Mann, der soziale Arbeit mehr getan hat als wir alle, sagte mir einmal, daß er sich mit dem christlichen Glauben darum nicht befreunden könne, weil er dann um Lohnes willen Gutes tun müßte. Er tue das Gute um des Guten willen; Furcht und Hoffnung auf ein künftiges Leben hin spiele dabei gar keine Rolle; vielmehr sehe er, wo dies der Fall sei, darin einen moralisch minderwertigen Standpunkt. Nun konnte ich ihm getrost versichern, daß im evangelischen Christentum gerade das die rechte christliche Gesinnung sei, die nicht nach Lohn frage. Wer um Lohn dient, hat seinen Lohn dahin. Aber freilich, was die Kirchenlehre von Himmel und Hölle sagt, kann leicht zu derlei Vorstellungen verleiten. Tausende und Abertausende sind durch diese Vorstellungen in Furcht und Hoffnung gebunden, und empfinden es dann als Befreiung zu einem höheren moralischen und sozialen Standpunkt, wenn sie lernen ihre Pflicht tun ohne solche Nebengedanken.

Es ist aber damit nicht geholfen, daß man all diese Jenseitsvorstellungen einfach streicht. Etwas Aehnliches hat Harnack in Jena getan, als er sagte: „Das ist der größte Unterschied der früheren Zeiten und unserer Zeit [in Sachen des Jenseits nämlich], daß wir schlechterdings nicht mehr sagen können, was das Jenseits ist, und wo es ist, ja daß uns jede Vorstellung von demselben abgeschnitten und ausgetilgt ist. Alles ist für uns als eine Phantasiewelt erloschen; die Naturwissenschaft und die Geschichtswissenschaft im Bunde haben jede Vorstellungsmöglichkeit aufgehoben. Der Begriff eines Jenseits als eines irgendwie gesteigerten Diesseits, welches raumzeitlich vorgestellt werden kann, ist vernichtet." Diese Worte

enthalten eine Wahrheit, und gehen doch auch zu weit. Wahr ist an ihnen, daß die alte naive Jenseitsvorstellung, die im katholischen Dogma von Hölle, Fegfeuer und Himmel Gestalt gewonnen hat und auch in der protestantisch-kirchlichen Lehre von Hölle und Himmel noch nachlebt, für den durch die moderne Wissenschaft hindurchgegangenen Menschen nicht mehr vollziehbar ist. Im Mittelalter gehörten Hölle und Fegfeuer förmlich zur diesseitigen Welt: haben doch die Seefahrer bei Sizilien die armen Seelen im Fegfeuer schreien hören und ihren flehenden Auftrag an die Mönche von Clugny entgegengenommen, worauf der Abt Odilo als erster das Allerseelenfest anordnete. Es kam wiederholt vor, daß Seelen, die ihren irdischen Leib schon verlassen hatten, nachdem sie schon in dem andern Lande geweilt, durch Gottes Gnade wieder in den alten Leib zurückkehren durften, wie es dem Abt von Morimond widerfuhr. Ungezählte solche Geschichten liefen von Haus zu Haus. Dantes göttliche Komödie spiegelt uns diese naive Verbindung zwischen Jenseits und Diesseits noch wider. Da bedurfte es gar nicht der Ahnung und der Phantasie; man wußte, man nahm auf Autorität die fremde Wirklichkeit an wie andere seltsame Kunde auch. Und heute noch ist der Verkehr der frommen Katholiken mit dem Jenseits ein überaus naher und stetiger; auch fehlte es selbst in Deutschland bis auf die jüngste Zeit nicht an einem katholischen Dogmatiker, der das Feuer der feuerspeienden Berge mit dem Feuer der Hölle und des Fegfeuers in engsten „organischen" Zusammenhang brachte. Gewiß, das alles können wir aufgeklärte Leute nicht mehr mitmachen. Aber Harnacks entschlossener Agnostizismus entbehrt der Vorsicht. Ich will nicht dabei verweilen, daß die okkulten Phänomene, mit denen sich, zwar nicht deutsche, aber ausländische Gelehrte recht ernsthaft beschäftigen, die Möglichkeit eröffnen, daß unser modernes Weltbild, unsre rein diesseitige Weltauffassung sich künftig vielleicht wird starke Korrekturen gefallen lassen müssen. Aber das möchte ich betonen, daß es einen Jenseitsglauben ohne Jenseits*vorstellungen* nicht gibt. Diese werden nur für uns nicht mehr die naiven und massiven unsrer Väter sein; dazu gibt es in der Tat schwerlich eine Rückkehr. Wir werden auch nicht dieselbe Art Gewißheit davon gewinnen, wie wir sie als fromme Menschen von Gottes Dasein und Liebe gewinnen können. Wir werden in ganz anderm Maße auf *Ahnung* angewiesen sei, auf das Anrühren von Geheimnissen, die eben nur an die Welt unsrer Wirklichkeit grenzen. Aber damit wird die Phantasiewelt, die Harnack für erloschen erklärt, neu aufleben. Eine Welt der Hoffnung wird sich auftun, die ohne Hilfe der Phantasie gar nicht zu haben ist; wir wissen dann ganz gut, daß Phantasie uns die Vorstellungen darreicht, aber wir wollen und können sie nicht entbehren. Schon nach Schleiermachers Glaubenslehre sind von ganz andrer Natur als die übrigen Lehrstücke unsers christlichen Glaubens die „prophetischen Lehrstücke", die unsrer Hoffnung Ausdruck geben. Aber *da* sind sie eben auch.

Und auf den *Inhalt* dieser Hoffnung, die wir nicht ohne Vorstellungen und mithin nicht ohne Phantasie vollziehen können, wird es nun eben ankommen, wenn über Jenseitsglauben und soziale Arbeit das letzte entscheidende Wort gesprochen werden soll. Gewisse Gedanken darüber werden angenommen, andre werden verworfen werden.

Es sei nur auf zwei Vorstellungen hingewiesen, die in dieser Hinsicht von größter Bedeutung werden können. Die eine ist die auf katholischem Boden herrschende des Verdienstes, oder besser gesagt: der Verdienste. Der katholische Christ ist in der Lage, unter bestimmten, nicht sonderlich schwer zu erfüllenden Bedingungen, sich durch gute Werke Verdienste zu erwerben, die im Jenseits ihre Wirkung tun. Und zwar kann er dank eigenem und auch fremdem Verdienst heute schon auf den jenseitigen Zustand andrer, nämlich den der Seelen im Fegfeuer, einwirken, oder auch auf den Verlauf der eignen Lebensgeschichte künftig nach dem Tode. Diese Fähigkeit, dem Gläubigen gegeben, muß eine ungeheure Macht sein in der Seele dessen, der wirklich an sie glaubt. Und nun lasse man das irdische Verhalten, das Verdienste schafft, nicht in kultischen, gottesdienstlich-kirchlichen Leistungen, in Gebeten und Kasteiungen bestehen, sondern in Leistungen der Liebe und Barmherzigkeit: welch eine Stärkung zu sozialem Handeln kann aus einem solchen Jenseitsglauben erwachsen! Die barmherzigen Schwestern mit ihrer vielfach bewundernswerten Zuverlässigkeit und Hingabe sind des Zeugen.

Die Reformation hat diese ganze Anschauung von menschenmöglichem Verdienste vor Gott mit der Wurzel ausgerissen. Wir gehen hier dem nicht nach, wie das kam und weshalb es so sein mußte. Aber auch der protestantische Glaube bringt eine Vorstellung vom Jenseits mit sich, die von größter sozialer Fruchtbarkeit und Wichtigkeit ist. Zwar, ihm ist alles Gnade, unverdiente Gottesgnade, was da in Zeit und Ewigkeit aus dem Schaffen und Arbeiten der Menschen etwa herauskommen mag. Aber er hat zu seinem Gott das Vertrauen, daß etwas doch herauskommen muß, er hat die Verheißung, daß redliche Arbeit nicht vergeblich sein soll. Und dieser Gedanke, daß wir keiner ziellosen oder gar schon fest begrenzten Entwickelung entgegengehen, daß es noch nicht aus ist mit der Menschenseele und der Menschengeschichte, auch wenn dieser Erdball einst in Feuer zerschmilzt oder in Eise erstarrt, hat etwas unvergleichlich Stählendes für den sozialen Sinn. Derselbe Kant, der uns in Konsequenz der Gesinnungsethik, die die Reformation uns gebracht hat, lehrte, beim Handeln auf jeden Glückseligkeitsanspruch zu verzichten, derselbe hat zugleich das höchste Interesse gehabt an einem Gottes- und Jenseitsglauben: weil er darin allein die Erreichung eines dem sittlichen Handeln angemessenen Effekts verbürgt sah. Das war ihm recht eigentlich der Wert der Religion, daß sie dem einzelnen Menschen und der Menschheit als ganzem die Aussicht eröffne auf eine endliche Verwirklichung ihres moralischen Endzwecks. Mit andern Worten: der Jenseitsglaube war ihm zwar nicht das Motiv, die Triebfeder zur sozialen Arbeit, beileibe nicht! aber ihre letzte Weihe, ihre höchste Bestätigung, ihre unentbehrliche Verbürgung.

Vielleicht hat Rittelmeyer auf eben dasselbe hinausgewollt, wenn er auf einen irgendwie bestehenden „organischen Zusammenhang" zwischen Diesseits und Jenseits so großes Gewicht legte. Jedenfalls scheint uns dies die unerläßliche Forderung an einen Jenseitsglauben, der für die soziale Arbeit Frucht bringen soll, daß er uns für alles echte Bemühen im Dienste der menschlichen Gemeinschaft die Gewißheit der Dauer verleihe, die Gewißheit eines ewigen Wertes. Wer diese Zuversicht in der Seele hat,

muß doch mehr fertig bringen auf Erden, als ein andrer mit nur vergänglichen Zielen.

Das ist also die grundlegende Frage, von der jede fruchtbare Behandlung unseres Themas immer wieder wird ausgehen müssen, ob der Gedanke an ein Dauerndes, an einen ewigen Wert für die soziale Arbeit ein Faktor ist, der ihre Art und ihre Kraft beeinflußt. Für mich ist kein Zweifel, daß der Jenseitsglaube, richtig eingestellt, unser soziales Können qualitativ und quantitativ erhöht. Die sich darin mit mir eins wissen — und ihrer sind viele —, die werden nunmehr weiter eben über die richtige Einstellung und Fassung des Jenseitsglaubens sich einigen müssen. In der Regel ist es die Vorstellung eines ewigen „Reiches persönlicher Geister", in der alsbald die Antwort gefunden wird. Ihr zu widersprechen habe ich natürlich gar kein Interesse; aber man sollte sie der sinnenden Seele nicht so rasch, nicht so selbstverständlich präsentieren, wie das gemeinhin von seiten der Religion her geschieht. Leicht leiden sonst die soziale Leistung und der soziale Ernst unter der allzueilig ergriffenen Jenseitsvorstellung, während sie sich vielmehr im Jenseitsglauben vollenden sollen.

Schulfinanzen.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Die nachfolgenden Ziffern sind dem statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich entnommen und beziehen sich meist auf das Jahr 1901, bisweilen auf ein späteres Jahr. Wir wollen sie mit derjenigen Ueberlegung lesen, durch die erst Zahlen zu Bestandteilen des Wissens werden. Es handelt sich dabei nur um Volksschulen. Die Volksschule aber ist sosehr die Schule des Volkes im Ganzen, daß ihre Verhältnisse die Grundlage der Nationalbildung sind.

Es gibt fast 9 Millionen Volksschulkinder bei (1902) etwa 58 Millionen Einwohnern. Auf 6½ Einwohner kommt ein schulpflichtiges Kind. Diese 9 Millionen Kinder kosten dem Staat und den Gemeinden etwa 420 Millionen Mark. Das will sagen: ein Kind kostet im Durchschnitt 47 Mark im Jahr.

Beginnen wir bei den Gesamtkosten! Die 420 Millionen Mark sind etwa ⅓ dessen, was für Militärzwecke ausgegeben wird. In zahllosen Reden von Militärgegnern ist der Gegensatz dargestellt worden, daß der Moloch Militarismus überernährt wird, während die Volksbildung Hunger leidet. Nun aber liegt die Sache, politisch angesehen, nicht so einfach, daß ohne weiteres das Geld, das am Militär erspart wird, der Schule zufließt.

Gegen diese allzu einfache Auffassung spricht schon der Umstand, daß früher, als die Heeresausgaben weit geringer waren, die Schulaufwendungen nicht höher, sondern kleiner waren als jetzt. Es bleibt aber an diesem demokratischen und sozialdemokratischen Gedankengange immerhin viel mehr richtig, als von Militärfreunden im Allgemeinen zugestanden wird. Die Wahrheit dieses oppositionellen Gedankenganges liegt darin, daß die Qualität des Soldatenmateriales in bestimmten Beziehungen zur Qualität der Volksbildung steht. Man kann dieses in den rohesten Formen daran erkennen, daß in Rußland die Dienstpflicht des Landheeres sich nach Schulkenntnissen abstuft. Aber auch bei uns ist durch die Einrichtung des Einjährigfreiwilligensystems anerkannt, daß eine gehobene Bildung eine Verkürzung der Dienstzeit ermöglicht. Auch die nach langen Kämpfen endlich unter Caprivi erlangte Verkürzung der Infanteriedienstzeit ist indirekt eine Anerkennung der militärischen Wirkungen der durchgeführten verbesserten Volksschule. Es ist deshalb keine bloße Theorie, wenn wir sagen: die militärischen Ausbildungskosten stehen in Wechselwirkung zu den Volksbildungskosten. Wenn man im Jahre 200 Millionen mehr an die Volksschule wendet, ist es sehr wahrscheinlich, daß man dieselben 200 Millionen am Heereshaushalt sparen kann, ohne dadurch die Güte der militärischen Leistungen irgendwie zu schädigen. Das wird mit Vorsicht und Vorbehalt selbst von der militärischen Oberleitnng zugegeben werden, denn auch die Heeresverwaltung hat kein Interesse daran, die Mängel der Volksschule mühsam durch mechanischen Drill ersetzen zu müssen.

Politisch ist es freilich äußerst schwierig, diesen Zusammenhang praktisch zu machen, da die Schulausgaben von anderen Stellen beschlossen werden als die Militärausgaben. Ein rücksichtslos zentralisiertes Staatswesen würde viel eher eine Militärvorlage durch eine Schulvorlage ersetzen können als ein Staatswesen, bei dem die Heeresverwaltung gar keinen Einfluß darauf hat, ob denn nun auch wirklich der Verzicht auf weitere Erhöhung der Militärlast sich in entsprechende Erhöhung der Ausgaben für Volksschule umsetzt. So wie die Dinge in dem verwickelten deutschen Staatssystem liegen, muß die Militärverwaltung abwarten, welche Steigerungen der Erziehungsleistung ohne ihr Zutun eintreten. Andererseits aber wissen die für Schulausgaben zuständigen Landes- und Gemeindevertretungen nicht, ob denn wirklich ihre höheren Aufwendungen im Laufe der Zeit eine Militärersparnis zur Folge haben werden. Man traut in dieser Hinsicht der Heeresverwaltung zu wenig guten Willen zu, um sich in Unkosten zu stürzen, deren finanzielle Rück- und Weiterwirkung unsicher ist.

Es wird deshalb wohl auch in Zukunft so bleiben, daß die Schulausgaben ohne Hoffnung auf sichtbare Steuersparnis bewilligt werden müssen. Die Motive der Bewilligung müssen nach wie vor in den privatwirtschaftlichen Vorteilen gesucht werden, die eine bessere Volksschulbildung den einzelnen Volksgenossen bringt. Oft zwar werden auch diese privatwirtschaftlichen Vorteile nicht direkt ins Auge gefaßt, wenn es sich um Schulbewilligungen handelt. Man redet vom idealistischen Wert der Bildung an sich. Das ist auch ganz gut und richtig und wir wollen es gewiß nicht stören, nur ziehen wir aus den bisherigen Erfahrungen des deutschen Volks-

schulwesens den Schluß, daß das idealistische Motiv allein nicht ausreicht, um große Leistungen hervorzurufen. Man stelle sich ganz praktisch den Durchschnitt der Stadt- und Dorfgemeindevertreter vor und vergesse dabei den Durchschnitt der Landtagsvertreter nicht! Diese Männer haben die Schulfinanzen in ihren Händen. Sind das nur reine Bildungsenthusiasten? Wahrhaftig nicht! Sie zahlen, soviel sie müssen und tun ein übriges nur, wo ihr wirtschaftliches Gefühl ihnen praktische Erfolge in Aussicht stellt. Die Volksschule muß in ihrem „realen Werte" aufgezeigt werden, wenn sie besser versorgt werden soll als bisher.

Um dieses zu tun, würde für landwirtschaftliche Gebiete erwünscht sein, die Schulausgaben und die Viehwertsteigerungen in Vergleich zu stellen. Ich zweifle nicht, daß sich das, was sich aus unmittelbarer Beobachtung ergibt, auch ziffernmäßig veranschaulichen läßt, nämlich daß die besseren Viehwerte als Folgeerscheinung der Schulausgaben auftreten. Dasselbe wird sich, nur viel mühsamer, für das Gebiet der gewerblichen Produktion dartun lassen. Der Uebergang zu Qualitätsindustrien ist vom Volksschulbestande abhängig. Jeder Unternehmer und Werkmeister besserer Produktionen wird diesen Satz ohne weiteres bestätigen. Deutschland gewinnt auf den Gebieten seiner Volkswirtschaft, die die aussichtsreichsten sind, an Leistungskraft, wenn es seine Schulausgaben erhöht.

Die Erhöhungen der Schulausgaben treten als Erhöhung des Durchschnittssatzes für ein einzelnes Schulkind in die Wirklichkeit. Jetzt ist dieser Satz, wie schon bemerkt, 47 Mark im Jahr. Das ist zweifellos zu wenig, um etwas ordentliches zu erreichen. Man muß sehr verwundert sein, daß bei so geringen Betriebsmitteln die Volksschule das leistet, was sie heute leistet. Alle Achtung vor der Schulverwaltung und den Lehrern! Der Jahressatz von 47 Mark bedeutet, daß bei 8jähriger Schulzeit für ein Kind 376 Mark verausgabt werden. Das kann den Ansprüchen der neuen Zeit nicht genügen. Es ist ein offenbares Mißverhältnis, daß wir durch Staatsgesetz alle Eltern ausnahmslos zwingen, ihre Kinder einer Erziehung auszusetzen, die mit so geringen Mitteln ausgestattet ist. Wenn es einmal staatlichen Schulzwang gibt, dann gibt es auch Volksansprüche auf eine technisch normal eingerichtete, das heißt finanziell nicht mangelhaft ernährte Schule.

Eine technisch normal eingerichtete Schule ist in erster Linie eine Schule mit übersehbarer Kinderzahl. Alle Pädagogen ohne Ausnahme rufen es seit Jahrzehnten in die Welt hinaus, daß eine Volksschulklasse von mehr als 40 Kindern ein überlasteter Betrieb ist. Jeder von uns, der in seiner eigenen Jugend in Volksschulklassen gesessen hat, gibt diesen Pädagogen Recht. Aus hygienischen, moralischen, didaktischen Gründen wird gegen die überfüllten Klassen protestiert, dabei aber ist ganz Deutschland mit überfüllten Klassen besetzt, während Holland, Dänemark und die Schweiz direkt an unseren Grenzen weit besseres leisten. Wir tragen die Schmach unseres Schulzwanges in überfüllte Klassen, als wäre dieser Zustand ein natürlicher Zustand. Die Statistik kann die Not gar nicht in ihrem ganzen Umfange enthüllen, da ja bei ihr die kleinen Schulen kleinster Orte den Gesamteindruck verbessern helfen. Aber das, was die Statistik

sagt, genügt. Die Durchschnittsziffer der deutschen Volksschulen ist: 61 Schüler auf 1 Lehrer oder Lehrerin! Das besagt im ganzen fast soviel wie 61 Schüler auf 1 Schulklasse, wenn man Stadt und Land ausgleicht. Das ist die Folge der 47 Mark im Jahr!

Deutschland hat etwa 124000 Lehrer und 23000 Lehrerinnen auf 9 Millionen Schulkinder, während es auf 600000 Soldaten 108000 Offiziere und Unteroffiziere hat. Im Heerwesen wird technisch richtig verfahren, denn da vermehrt man die Personenzahl der Leitenden in einem entsprechenden Verhältnis zur Zahl der eingestellten Soldaten. Das ganze Volksschulwesen aber ist eine tägliche von den Alpen bis zur Ostsee gehende Zerdrückung dessen, was eine technisch normale Volksschule zu sein hat. Um die Ziffer 61 bis auf die Ziffer 40 herabzudrücken, müssen statt etwa 150000 Lehrkräften etwa 230000 Lehrkräfte angestellt werden. Das bedeutet vergrößerte Seminare, vermehrte Schulräume, erhöhte Gehälter. Es würde ein starker Griff in die Steuerkassen sein, vermutlich fast jene 200 Millionen Mark, von denen wir oben sprachen.

200 Millionen Mark! Das ist die Vorbedingung einer normalen Volksschule in Deutschland. Wenn die Schule Reichssache sein könnte, was sie nicht ist und nicht gut sein kann, dann wäre es denkbar, daß man diese 200 Millionen in einem kräftigen Anlauf nähme, ähnlich wie man Flottenvorlagen schafft, aber da alle finanziellen Fortschritte für die Volksschule in zahllosen Einzelberatungen durchgedrückt werden müssen, ist leider auf eine einmalige durchgreifende Aktion nicht zu rechnen. Es muß viel mehr Stoßkraft angewendet werden, um etwas zu erreichen, da die Zahl derer, die gestoßen werden müssen, fast unabsehbar ist.

200 Millionen Mark! Die Summe ist nicht klein, aber möglich ist die Aufbringung ohne Zweifel. Deutschland befindet sich in einer Periode erfreulicher Reichtumsvermehrung. Denkt man nur an das, was durch steigende Bodenwerte in den letzten Jahren gewonnen worden ist, so genügt dieser mühelose Gewinn reichlich, um die für die normale Regelung unseres Schulwesens nötigen Summen aufzubringen. Allein die bei den Hypothekenbanken umlaufenden Pfandbriefe sind in 5 Jahren um 1500 Millionen Mark gestiegen, die Hypothekendarlehen um 1400 Millionen Mark. Es liegt Geld auf den Straßen, nämlich auf allen neuen Wohnstraßen des wachsenden industriellen Volkes. Nun ist ja auch hier zu erwägen, daß es bis jetzt kein Besteuerungssystem der wachsenden Bodenwerte gibt, das sich dem System der Schulausgaben anpaßt. Viele überfüllteste Klassen sind dort, wo die Bodenwerte wenig steigen. Aber wenn nur erst einmal der Grundsatz selbst anerkannt wird, daß die Bodenwerte der Volkserziehung zu dienen haben, wird sich die Methode, um sie auf dem Umweg über Stadt- und Staatskassen dem Schulbedarf zuzuführen, schon finden.

Von den deutschen Einzelstaaten und Provinzen leisten bisher das meiste für Volksschulzwecke:

	auf 1 Schulkind	Kinder auf 1 Lehrer
Berlin	95 Mark	47
Bremen . . .	77 „	47
Hamburg . . .	74 „	38

	auf 1 Schulkind	Kinder auf 1 Lehrer
Lübeck	69 Mark	35
Hessen-Nassau .	60 „	59
Hohenzollern . .	58 „	54
Schleswig-Holstein	56 „	53

Es leisten bisher am wenigsten:

Lippe	25 Mark	92
Schaumb. Lippe .	28 „	99
Reuß ältere L. .	30 „	73
Schwarzburg R. .	33 „	61
Mecklenburg Str.	33 „	42
Waldeck . . .	35 „	60
Posen	35 „	74

Man sieht, daß die Ausgaben und die Kinderzahl nicht immer in direktem Verhältnis stehen. Mecklenburg-Strelitz bringt es fertig, für einen unerhört billigen Preis kleine Klassen herzustellen. Aber was für Häuser, Gehälter, Ausstattungen müssen das sein! Im allgemeinen bedeutet bei guter Ausstattung kleine Klassenziffer erhöhte Ausgabe.

Süddeutschland tritt, abgesehen von Hohenzollern, weder in die Reihe der besten noch in der der schlechtesten Schulzahler auf. Seine Verhältnisse sind folgende:

	auf 1 Schulkind	Kinder auf 1 Lehrer
Bayern linksrh. .	53 Mark	55
Bayern rechtsrh. .	44 „	59
Hessen	48 „	60
Württemberg . .	42 „	58
Baden	40 „	67
Elsaß-Lothringen .	39 „	43

Es scheint, daß Elsaß-Lothringen sich ein wenig dem Mecklenburg-Strelitzer System der Qualitätsersparnis nähert: geringe Ausgaben bei kleinen Klassen! Das übrige Süddeutschland ist Durchschnittsleistung, Hessen und vor allem Baden sind schlechter Durchschnitt. Es wiederholt sich hier die alte Wahrnehmung, daß Süddeutschland sich nicht so anstrengt, wie man es nach seiner geistigen Gesamtanlage erwarten sollte. Von preußischen Provinzen stehen unter Baden nur die verachteten östlichen Landesteile: Posen, Westpreußen, Ostpreußen und Schlesien und auch diese sind, außer Posen, nur nominell schlechter, denn 38 Mark oder 39 Mark in Ost- und Westpreußen und Schlesien bedeuten in Wirklichkeit mehr als 40 Mark in Baden. Wenn die Süddeutschen sich nicht bald aufraffen, werden Elsaß, Baden und Württemberg in kurzer Frist selbst von den Ostpreußen überholt sein.

Die Zeit, wo Süddeutschland ein Musterland der Volksschulen war, ist, soweit der Statistiker urteilen kann, längst vorbei. Es kann sich zwar trösten, daß Lippe und Schwarzburg-Rudolstadt noch viel schlechter sind, aber was will ein so schöner Trost besagen?

Rundschau.

Ist unser Gymnasium eine zweckmäßige Institution zu nennen?[1])

Der Verfasser, ein österreichischer Arzt, hat in erster Linie das österreichische Gymnasium im Auge.

Er behauptet, daß der Gymnasist nur genügend vorgebildet werde für das Studium der Philologie oder der Geschichte, halb und halb auch für Theologie und Jus, weil dem absolvierten Gymnasiasten „auf das Empfindlichste jedes Gefühl für Formen, die Kenntnis moderner Sprachen und vielfach auch die Fähigkeit rasch Analogieschlüsse und besonders Wahrscheinlichkeitsschlüsse zu ziehen fehlt“ „er ist gewohnt sich Worte und Lehrsätze einzuprägen und auf Verlangen wie eine Maschine herzuleiern“. (S. 3.)

Latein und Griechisch sieht der Verfasser als Ballast für den künftigen Mediziner und Naturforscher an. Aus dem Umstande, daß fast alle hervorragenden geistigen Arbeiter ehemalige Gymnasisten sind, zu schließen, daß dieses die richtige Vorschule sei, bilde eine Verwechslung des „post hoc“ mit dem „propter hoc“. Wenn die Gymnasiasten oft recht tüchtige Techniker werden, so kommt dies daher, daß die Schüler des Gymnasiums gewöhnlich fleißige Jungen sind, die studieren wollen, und vom Elternhause nachdrücklich gefördert werden, während in die Realschule eine Menge junge Leute eintreten, welche überhaupt nur einige Mittelschulklassen zurücklegen sollen, um sich dann praktischen Berufen zuzuwenden, die intelligenten Köpfe der Landbevölkerung werden zumeist ins Gymnasium geschickt, und diese liefern vielfach die späteren hervorragenden geistigen Arbeiter. Sucht nun ein Gymnasist eine andere als eine Universitätsfakultät auf, so tut er dies aus Vorliebe und ist zumeist schon eine Individualität, welche über dem Durchschnittsstudenten steht; schließlich hat der österreichische Gymnasist acht Mittelschulklassen hinter sich, kommt also reifer zur Hochschule.

Die oft behauptete Ueberlegenheit des Gymnasisten im Deutschen findet Verfasser in Vorstehendem, nicht im besonderen Einflusse des Latein oder Griechisch begründet, jedenfalls nicht in dem grammatischen Betriebe desselben, „sollte denn das Nibelungenlied oder Shakespeare im Originaltext nicht dasselbe bieten können, wie das Lesen eines lateinischen oder griechischen Klassikers?“ (S. 27.)

Das kräftige Eintreten des Autors für Pflege des modernsprachlichen Unterrichtes wie auch unserer mittelhochdeutschen Dichter ist gewiß begründet, der direkte Nutzen des Griechischen fürs Leben ist ja gewiß auch nicht groß, aber auch der gewöhnliche geistige Arbeiter auf naturwissenschaftlichem oder technischem Gebiete verwertet das Latein nicht bloß „als Aufputz einer Rede, einer Schrift oder zur Entzifferung eines Leichensteines, einer sonstigen Inschrift oder einer Urkunde sagen wir auf einer Ferienreise, und für das Verständnis akademischer Kalauer, von Studentenliedern ꝛc.“ Hingegen ist zuzugeben, daß sehr viele lateinisch-griechische „termini technici“ durch den altklassischen Unterricht nicht erklärt werden, weil ihre Wurzelwörter entweder im Unterricht nicht vorgekommen sind — oder, was öfters der Fall ist, weil die modernen Begriffe mit dem Wortsinne sich nicht mehr decken. — Das Beispiel der Chemie, Medizin und Elektrizitätslehre zeigt auch, daß die Wissenschaften bei raschem Fortschreiten sich ihre eigene Kunstsprache bilden, für welche die philologische Etymologie absolut nicht hinreicht. —

Ob es zu der von Ostwald gewünschten allgemeinen „Kunstsprache“ einmal kommen wird, wer kann es behaupten, richtig aber ist, daß dies auch nicht einfach zu verneinen ist, — aber für die uns berührende Frage ist es nicht aktuell.

---

[1]) Von Dr. Alexander Hintenberger. Verlag Braumüller, Wien.

Besteht nun, fragt sich der Autor, eine genügende Rechtfertigung für den Aufwand von Zeit und Mühe, welchen die Erlernung der klassischen Sprachen besonders in dem auch heute noch geforderten Umfange von unserer Jugend verlangt? Nach dem Vorausgegangenen ist es begreiflich, wenn dies von Hintenberger verneint wird „vielleicht hat unser Gymnasium tatsächlich für 1848 gepaßt, vielleicht paßte es zur Not auch noch für 1870, aber es paßt bestimmt nicht mehr für 1905. Die Jugend des 20. Jahrhunderts hat einfach keine Zeit mehr für das Erlernen von Latein und Griechisch in den so wichtigen Jahren, welche der Vorbereitung für ein Sprachstudium gewidmet werden müssen."

Das Zweckmäßige soll also in erste Linie gestellt werden „man spare am Ueberflüssigen und führe dafür das nötige Neue ein. So kann man den Mehranforderungen uuserer Zeit genügen, ohne ein Heer von Cerebral-Neurasthenikern unter den geistigen Arbeitern geradezu künstlich heranzubilden."

Der Verfasser verweist ferner darauf, daß die wohlhabenden Klassen ihre Söhne vorzugsweise Juristen oder Militärs werden lassen, man sollte also in den modernen Berufen „in der Mittelschule für das schwer erworbene Geld der Eltern die Söhne nicht in Dingen unterrichten, welche sie später im Kampfe ums Dasein nie verwerten können." —

Das starke Andrängen der Jugend nach Staatsanstellungen, wo man „zwar nichts hat, das aber sicher" schreibt Hintenberger auch dem Umstande zu, daß die absolvierten Gymnasiasten nicht richtig erzogen seien, um sich jenen Berufen, welche lohnende Arbeit bieten, zuzuwenden, und beklagt das Vorurteil von „Berufen der höheren und ‚niederen' Stände".

Der Verfasser gibt zu, daß die Gymnasiasten, an Selbstdisziplinierung oder „stumpfen Gehorsam" gewöhnt, das Legen des Fundamentes des Wissens relativ leicht fällt, die Gymnasiasten stellen eine Anzahl von vorzüglichen „Gehorchern" aber auch „Nörglern" im Staate; nicht mit Latein und Griechisch gedrillte Menschen sind schwieriger zu regieren, „aber die Arbeitsresultate von Menschen, welche möglichst wenig von der nichtdenkenden Maschine an sich haben, wären auch besser." (S. 46.)

Weiters macht Hintenberger darauf aufmerksam, daß die Slaven, welche ein ganz spezielles Sprachentalent haben, hiedurch den Deutschen gegenüber einen Vorteil besitzen. „Es ist gar nicht unmöglich, daß durch die klassische Philologie ein unverhältnismäßiges Plus von Slaven in den Reihen der akademischen Bürger, sohin auch in den Reihen der geistigen Arbeiter in unserem Staate herangezogen wurden." (S. 41). Möglich, aber den Deutschen fehlt es weniger an Sprachentalent, als bisher an der Lust, die Landessprachen zu erlernen. —

Die Stimmen für die klassische Philologie, welche etwas Lateinunterricht auch in den Realschulen befürworten, schlägt Verfasser nicht hoch an, er wäre für Gleichstellung der Berechtigungen der Gymnasien und Realschulen, da man die Schüler sehr oft deshalb ins Gymnasium schickt, weil dessen Absolvierung dem Schüler den Uebertritt in alle Hochschulen erlaubt. Dies ist gewiß richtig, eine Gleichstellung ist aber erst nach der — seitens des österreichischen Lehrstandes schon vor 40 Jahren als notwendig erkannten — Ausgestaltung der österreichischen Realschule zu einer wie das Gymnasium 8klassigen Anstalt zu erwarten, welche dadurch sehr erschwert ist, daß die österreichische Gesetzgebung bezüglich der Realschulen den Landtagen große Befugnisse eingeräumt hat, welche nun sich hindernd erweisen. Daß hie und da ein Mann sein Kind aus Eitelkeit ins Gymnasium als in die vornehmere Anstalt schickt, mag sein, wird sich aber nicht ändern lassen, so lange es eitle Väter — und Mütter gibt. Der Verfasser meint ferner, man sollte die Eltern nicht in die Zwangslage bringen bezüglich eines 10—11jährigen Buben schon vor dem Eintritt in die Mittelschule

die Berufswahl vornehmen zu müssen, soll deshalb an die Umgestaltung des Mittelschulwesens schreiten und dabei folgende leitende Gesichtspunkte ins Auge fassen:

1. Ein absolvierter Bürgerschüler sollte etwa nach einjähriger Ausbildung an einer speziellen Vorbildungsschule (in Sprachen etc.) in die obere Hälfte der Mittelschule übertreten können. Dazu wäre zu sagen, daß es gewiß richtig ist, die österreichische Bürgerschule weiter auszubauen, wozu die Minist.-Verordnung vom 26. Juni 1903, welche im Sinne des § 10 des Gesetzes vom 2. Mai 1883 die Einführung eines an die 3. Bürgerschulklasse sich anschließenden einjährigen Lehrkurses bezweckt, bereits einen Anfang bildet, dies aber eine Sache für sich ist.

2. Man schaffe ferner eine ganz neue, einheitliche, achtklassige Mittelschule, in welcher erst vom Beginn des 3. Jahrganges an Sprachen und dann nur moderne Sprachen (eventuell, meint Verfasser, auch die Ostwaldsche internationale Kunstsprache) gelehrt werden, mit sorgfältiger Pflege der Muttersprache.

Hierin wird der Verfasser kaum den Beifall vieler Schulmänner finden. Der Unterricht in Sprachen muß — da der jugendliche Geist am leichtesten die Vokabelkenntnis und Grammatik, ohne welche ein Verständnis der Literatur ausgeschlossen ist, frühzeitig sich eigen macht — möglichst frühzeitig einsetzen, während wieder sehr viele Disziplinen, z. B. gerade die Mathematik und Naturwissenschaften, eine intensivere Pflege erst in späteren Jahren finden können. Ein Lehrplan aber, bei welchem sowohl Sprachen als die anderen Fächer in ausreichendem Maße in den oberen Klassen gepflegt werden können, ohne daß eine Ueberbürdung erzeugt wird, ist, wenn die Sprachen nicht schon von unten auf ausgiebig vorgenommen wurden, nicht herzustellen.

3. „Man gewähre dann den künftigen Theologen, Philologen, Juristen und Historikern je nach Bedürfnis eine etwa 1—2jährige weitere Vorbereitung für die Hochschule im Anschluß an die Mittelschule durch Unterricht in den für sie nötigen alten Sprachen und zwar in speziell hiefür in den wichtigeren Zentren zu gründenden, ein Mittelding zwischen Hochschule und Mittelschule bildenden Sprachschulen." —

Das ist einfach unmöglich. Die Studierenden dieser Kategorien bilden zusammen weitaus die Majorität aller Gymnasisten, für welche auf diesem Notstege nicht Platz ist, — die Verlängerung der Bildungsdauer wäre darum ebenso ungerechtfertigt als verhängnisvoll, da schon jetzt an Theologen stets, an Philologen zumeist Mangel ist.

Daß die Erlernung von Sprachen mit 18—19 Jahren möglich ist, kann man zugeben, sicher aber ist es besser, früher damit anzufangen für diese Kategorie von Schülern, deren große Zahl eben die Notwendigkeit nicht weniger humanistischer Gymnasien erweist.

Das ist aber zuzugeben, daß die künftigen Mediziner und Naturwissenschaftler nicht verhalten werden sollten, dasselbe Quantum an altsprachlicher Vorbildung auszuweisen als die vorgenannten Kategorien, und das wird erreicht werden, wenn unsere Realschule befähigt wird, denjenigen ihrer Schüler, welche sich hiefür in den Oberklassen entscheiden, eine Ausbildung im Sinne der deutschen Realgymnasien zu geben, und diesen dann ebenfalls den Weg zu den weltlichen Fakultäten der Universität zu eröffnen. Ein Schritt hiezu ist durch die mit Herbst 1905 erfolgende Eröffnung von Lateinkursen an einzelnen Realschulen geschehen. Bezüglich der Beratung des Lehrplans ist es gewiß richtig, daß hierüber nicht bloß Schulmänner gehört werden sollten, das vom Verfasser vermißte Kollegium aber, „in welchem jüngere und ältere Mitglieder Sitz und Stimme haben," — sind die Lehrerkonferenzen — notabene bestehen dieselben aus Vertretern aller Lehrfächer —, deren Einfluß zu erhöhen gewiß berechtigt ist; dann wird „die große

Gefahr des Verrostens der ganzen Maschine" des Mittelschulwesens sicher beseitigt sein, denn der gewisse Tropfen demokratischen Oeles wird hier sicher nicht fehlen.

Daß ein heutiger Gymnasist beim Aussprechen französischer und englischer Worte in Verlegenheit kommt, und als Hofmeister einer Familie der „höheren" Stände wegen der Defekte an allgemeiner Bildung, insbesondere aber weil er den „Firnis", den man öfters höher einschätzt, als solide Kenntnisse, nur mangelhaft sich erwerben kann, ist richtig; ersteres bedauert der Gefertigte mit, letzteres nicht, da er glaubt, daß im Leben ungeleckte Bären schon zurecht gebracht werden, Gecken aber nicht nur überflüssig, sondern auch schädlich und inkurabel sind.

Es ist dabei anzuerkennen, daß die bessere Haltung, welche die Zöglinge unserer Militär-Erziehungsanstalten gegenüber den Mittelschülern öfters zeigen, auch ihren Wert hat, Gott behüte uns aber vor Uniform, Parade, Marschieren in Reih und Glied nach dem Takte der Trommel und der Musik, welche man ja in Frankreich und anderwärts schon versucht hat, die Erfolge reizen nicht zur Nachahmung — mehr Erziehung ja — aber weder Dreß noch Drill können wir für unsere Jungen gebrauchen.

Bezüglich der Erleichterung des Militärdienstes für junge Leute, die ohne eine Mittelschule absolviert zu haben, doch eine bessere bürgerliche und geistige Ausbildung besitzen, ist aus vollem Herzen zuzustimmen. Im deutschen Reiche wird für den Einjährigendienst kein Absolutorium einer Mittelschule gefordert und hätten wir für Leute mit Bürgerschulzeugnis die zweijährige Dienstzeit, so wäre das ein großer Segen für Volk und Land. Das zu bewirken ist aber Sache des Reichsrates. — Aber auch die Schule war und ist nicht untätig. Was speziell inbezug auf die körperliche Ausbildung seit den Tagen des Ministeriums Gautsch in Oesterreich erreicht wurde, ist durchschnittlich recht namhaft, an sehr vielen Anstalten, viel, viel mehr als die große Oeffentlichkeit weiß, da merkwürdigerweise es hierüber an entsprechenden Veröffentlichungen für das große Publikum fehlt, die Jahresberichte und Zeitschriften aber nur einem kleinen Kreise zugänglich sind. Hier hätten die Elternabende einzusetzen.

Dasselbe gilt vom Geiste des klassischen Altertums in den Gymnasien. Die Mehrzahl unserer jüngeren, ein guter Teil unserer mittlern und älteren Lehrern der Philologie war etwa 6—9 Monate auf Staatskosten in Italien und Griechenland, nicht geringer ist die Zahl der Neuphilologen, welche in Frankreich und England, der Geographen und Naturhistoriker, welche auf Studienreisen in Oesterreich, Deutschland und andern Ländern sich praktische Erfahrungen holten, und die achtungsgebietende Beteiligung Oesterreichs in quantitativer und qualitativer Richtung am Nürnberger hygienischen Kongresse, bei den Ferialkursen im Reiche und bei uns dokumentiert sehr erfreulich, daß manches von dem, was der Verfasser mit Recht als nötig bezeichnet, schon erreicht, mehr noch angebahnt ist. Man sorge nur für eine Reichs- und Landesvertretung, welche dem österreichischen Lehrstande und Unterrichtsministerium die erforderlichen Mittel zukommen läßt, und kann die Fortentwicklung mit Beruhigung abwarten.

Täglich eine Turnstunde anzusetzen, dazu sind wir allerdings, ohne daß für jede Anstalt mindestens 2—3 Turnhallen zur Verfügung stehen, nicht in der Lage, wohl aber haben wir nebst den zwei obligaten Turnstunden in allen Realschulen auch an den meisten Gymnasien ein bis zwei Spieltage, Exkursionen und Schülerwanderungen, die vielen sonstigen körperlichen Uebungen nicht gerechnet. An der Anstalt, worin der Gefertigte tätig ist nahmen z. B. 1905 am Schwimmen 70%, Eislaufen 60%, am Rodeln und Skifahren 51% der Schüler teil, 22% sind Radler; wenn nur 6% Lawntennis, je 2% Fechten und Reiten betreiben, so kommt dies daher, weil nur wenige unserer Schüler aus wohlhabenden Familien stammen, um so sprechender sind die anderen Zahlen!

Eine Sache, welche der Verfasser als Arzt und Menschenfreund in Wort und Schrift kräftigst fördern und betreiben sollte, ist die Einführung von Schulärzten an unseren Schulen, das wäre ein Gebiet, wofür ihm wir Schulleute innigsten Dank wissen würden! Zur Zeit sind übrigens seitens der Regierung Erhebungen im Zuge, um in den österreichischen Volks- und Mittelschulen die Einführung von Schulärzten anzubahnen.

Hier wäre ungemein viel zu tun, und bei gutem Willen und richtigem Zusammenhalten der Aerzte und Schulmänner ohne sehr große Kosten auch eine durchgreifende Wendung zum Bessern inbezug auf Zahn- und Sinnespflege zu erzielen, wovon sich der Gefertigte, unterstützt von einem opferfreudigen Arzte — leider zur Zeit schon zur Universitätskarriere übergegangen — schon praktisch überzeugt hat.

Sehr warm tritt Hintenberger auch für kräftige Pflege der Musik an den Mittelschulen ein, gewiß mit Recht, aber auch hier ist es vielfach der Mangel an Mitteln, wenn nicht überall genug geschieht. An nicht wenigen unserer von geistlichen und weltlichen Lehrern geleiteten Anstalten werden neben dem Gesange auch jetzt schon Instrumentalmusikübungen betrieben. Auch hier läßt sich bei gutem Willen und ohne große Kosten mancherlei tun, freilich setzt eine durchgreifendere Tätigkeit z. B. an der Realschule die Entlastung von Unterrichtsstunden voraus, während es ein Hauptvorzug unseres österreichischen Gymnasiums ist, daß es nur so viele Pflichtstunden besitzt, daß es jedem Studenten zur Pflege eines Lieblingsfaches noch einige Zeit läßt.

Wenn Hintenberger bemängelt, daß die Schüler im Homer zu lesen bekommen, wie der um seinen getöteten Freund in rasende Trauer versetzte Achilles die Leiche seines Feindes am Streitwagen um die Mauern Trojas schleift, so findet er auch im selben Gesange noch Priamus im Zelte des Achill — überhaupt, Homer und Sophokles bilden zwei Gipfelpunkte, die sei es wenn schon nicht im Original doch in guten Uebertragungen unentbehrlich sind zur Heranbildung edlen Menschentums. Viel besser wäre es zu verhindern, daß den jungen Leuten täglich in Wort und Bild die scheußlichsten Szenen seitens der Zeitungen und moderner Schriftsteller vorgeführt werden!

Für einen sehr wichtigen Lehrgegenstand hält der Verfasser mit Recht auch eine geeignete Unterweisung in den Rechten und Pflichten eines Staatsbürgers. Speziell wir in Oesterreich haben hiefür auch in Fleischners Bürgerkunde ein gutes Lehrbuch und im Lehrplane der IV. und obersten Klasse „Vaterlandskunde“ den nötigen Platz, sobald für die Geographie und Statistik anderweitig entsprechend gesorgt ist, wofür ja unsere Geographen selbst kräftig eintreten. Es liegt also nicht an der Schule, wenn nichts geschieht. —

Wenn der Verfasser weiter es beklagt, daß die abgehenden Mittelschülern „so gar keine Anleitung für die Wahl ihres künftigen Berufsstudiums oder Lebensberufes von der Schule aus bekommen“ und daß der Sohn eines Oekonomen oder aufrechten Gewerbsmannes statt ermuntert zu werden, seinem Vater nachzuarten, aus Unkenntnis der schlechten Aussichten des Beamtenstandes oder gesellschaftlichem Vorurteil wieder diesen überfüllten Kreisen sich zuwendet, so ist das wohl eine traurige Zeiterscheinung, es trifft aber nicht die Schule und Schulbehörde die Verantwortung, welche in Schul- und Tagesschriften vielmehr alljährlich hievor warnt. Auch hier wäre übrigens neben dem Lehrer der Arzt oft der berufene Ratgeber, wie der Gefertigte vor Jahren (Pädagogische Zeit 1903 Nr. 305 und 318) eingehend darlegte. Wer beherzigt es aber?

Der Vorschlag Hintenbergers bei der Umgestaltung der Mittelschulen, in seinem Sinne, wobei man höchstens etwa ein Viertel der jetzigen Philologen braucht, die andern drei Viertel von Staatswegen umstudieren zu lassen (S. 91) ist wohl kaum ernst gemeint, die ausgedehntere Verwendung des Stiop-

tions im Unterrichte setzt den Besitz solcher Apparate aber auch das Vorhandensein geeigneter Demonstrationslokale voraus, die nicht überall da sind, aber wenigstens bei Neubauten im Programm obligat sein sollten.

Weiters ist es ein positiv nützlicher Vorschlag, die Schulsammlungen und Museen den Schülern möglichst oft und bequem zugänglich zu machen, aber auch hierin geschieht von manchen Schulen wie bezüglich des Rapportes zwischen Schule und Haus schon alles, was billigerweise zu erwarten ist, man vergesse nur eines nicht, daß die Schule und Schulleitung nur der eine, zumeist sehr aktive Faktor ist, dem gegenüber sich Schüler und Elternhaus sehr oft recht passiv und reaktionsunlustig erweisen!

Weiters die Prüfungen. Gerade österreichische Schulmänner haben es offenkundig dargetan, wie und warum das Prüfen ein „Schulkreuz" ist, wenigstens läßt Hintenberger den Intentionen der Maturitätsprüfung Gerechtigkeit widerfahren, daß an ihr manches schon gebessert, manches noch zu bessern ist, soll nur beiläufig angemerkt werden.

Auch bezüglich der Disziplinarmittel hat der Verfasser darin Recht, daß sie vielfach die Eltern mehr treffen, als den Schüler. Hierin könnten wir vom Reiche, wo der Schule und dem Lehrer eine viel größere — selbst körperliche Disziplinargewalt eingeräumt ist — viel lernen. Dem Knaben im schulpflichtigen Alter gegenüber wäre wohl die Strafe „Lösung einer Aufgabe in Einzelhaft in einer Zelle" weit vorsichtiger, späterhin aber die Karzerstrafe in öfterer Anwendung mitunter ganz heilsam, in beschränkter Form steht sie aber auch im Gebrauche.

Das Prüfen nach dem Vortrage, welches Hintenberger als fehlerhaft bezeichnet, wird wohl nur selten vorkommen, da die Pädagogik wie die Schulaufsicht schon lange auf die entgegengesetzte Reihenfolge dringen, und ein Durchfallen aus nur einem Gegenstande wird durch die Wiederholungsprüfungen für österreichische Schulen zur seltenen Ausnahme. Ueber die Kompensation, wonach ein „nicht genügend" aus einem Fache durch bessere Noten aus anderen aufgewogen wird, wird allerdings bei uns noch verhandelt, in der Praxis pflegt dagegen meistens in einem solchen Falle die Intervention des Direktors oder der übrigen Lehrer der Konferenz, oft allerdings im Wege der Wiederholungsprüfung, den gewünschten Ausgleich auch jetzt schon herzustellen.

Schließlich ließe der Verfasser auch bezüglich der klassischen Philologie mit sich reden, wenn die Lehrart geändert würde. Latein á la Berlitz oder wie der Pikkolo sein französisch erlernt, sich anzueignen, ist nur bis zu einem gewissen Grade möglich, da es sich in den klassischen Sprachen nicht um das Verstehen und Reden von, wenns hoch kommt, ein paar hundert Phrasen, sondern um das Verständnis von Schriftstellern handelt, deren Gedankengang und Wortschatz vorwiegend auf abstrakteren Gebiete außerhalb des Alltagslebens sich bewegt, aber auch hier hat die Methode sich gewaltig und tunlichst dem vom Verfasser gewünschten Vorgange genähert, „an einfachen Sätzen verstehen und sprechen zu lernen", und wenn nicht alles trügt, dürfte die Aufnahme des Latein in den Unterricht der Realschulen als fakultatives Lehrfach, welche zur möglichsten Annäherung an den Unterricht in den modernen Sprachen und Reduzierung des grammatischen Unterrichts aufs Minimum zwingt, hier noch weiterhin in diesem Sinne sich geltend machen. Daß aber heute noch die Autoren vom rein oder auch nur vorwiegend grammatischen Standpunkte gelesen werden, ist nach dem Geiste unserer Instruktionen, deren Lektüre jedem für Schulfragen sich Interessierenden nur bestens empfohlen werden kann, ausgeschlossen, im Gegenteile schreiben sie ausdrücklich vor, die sprachliche und die reale Seite gleich zu berücksichtigen; ein die Grammatik ausschließlich pflegendes Lehrverfahren, wie es vor einem Vierteljahrhundert, als Hintenberger

seine Schuleindrücke gewann, öfters vorgekommen sein mag, war schon damals rückständig, jetzt würde es nicht mehr geduldet.

Es ist schade, daß der Verfasser keine Söhne hat, sonst hätte er sich von der gewaltigen Aenderung unseres Schulbetriebes nicht nur in den alten Sprachen schon zu seiner Befriedigung überzeugen können. Was wir in unserem Schulwesen brauchen, und wofür die Mehrzahl unserer Schulmänner schon lange eintritt, das ist nicht die radikale Aenderung der Basis unseres Mittelschul-, insbesonders des Gymnasialwesens, diese beruht auf dem Organisationsentwurfe von 1849 und ist durchaus gesund, sondern — die Durchführung und die Fortentwicklung des Schulwesens in seinem Geiste.

Gerade die Naturwissenschaften, welche Hintenberger gepflegt haben will, sind in dem Entwurf schon damals gebührend berücksichtigt, aber sie wurden in den 50er Jahren arg beschnitten; die lebenden Sprachen und Zeichnen, Gesang und Gymnasik, welche § 18 des Organisationsentwurfs „nach Bedürfnis und Möglichkeit an den einzelnen Gymnasien einzuführen" aufträgt, werden vielfach noch nicht durchaus gelehrt, und die Stellung der Realschule als 8jährige und gleichberechtigte Schwesteranstalt des Gymnasiums ist noch nicht erreicht.

Hier hat die Oeffentlichkeit, insbesonders ein unabhängiger Schulfreund und zugleich ein Arzt wie Hintenberger Gelegenheit und Veranlassung, Seite an Seite mit den Schulmännern sich zu betätigen und, wenn es gelingen soll, in absehbarer Zeit das hier so Nötige durchzusetzen, dann muß das Trio Schulmann, Arzt und Techniker zusammenstehen und sich einen maßgebenden Einfluß auf die fernere Ausgestaltung und Leitung des Schulwesens sichern. Dann werden sich die Disziplinen und Schulkategorien schon ins Gleichgewicht bringen und darin erhalten lassen. Die klassischen Sprachen aber können und sollen dem Gymnasium nur verbleiben, auch der Techniker und Naturforscher wird das Leuchten der Sonne Homers angenehm empfinden, aber, wie es im deutschen Reiche schon erreicht ist, auch jeder anderen Schulkategorie soll die nötige Freiheit der Entwicklung gewährleistet werden.

Die Basis aber ist und kann noch für Menschengedenken unser Gymnasium bleiben im Sinne seines Organisationsentwurfes, des Meisterwerkes, wodurch Bonitz und Exner sich ein bleibendes Denkmal gesetzt haben, dessen Bedeutung übrigens auch im Reiche gerade in berufenen Kreisen schon voll gewürdigt wird. Vom österreichischen Schulmann aber gilt das Dichterwort: Gebt ihm nur Raum, das Ziel wird er sich setzen!

Linz a. D. Realschuldirektor H. Commenda.

Berichtigung.

Das Oktoberheft der Süddeutschen Monatshefte enthält in einer Besprechung des Buches von Karl von Wallmenich „Der Oberländer Aufstand 1705 und die Sendlinger Schlacht" folgende Stelle:

> „Die Tagesblätter, deren zahlreiche Abonnenten die alten Geschichtslügen in gewissen Zeitabschnitten immer wieder aufgewärmt zu sehen wünschen . . . . werden das Buch, schon weil es gegen die übliche Loyalität verstößt, größtenteils totschweigen oder an einer Stelle besprechen, daß kein Mensch darauf achtet."

Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß die großen bayrischen Blätter das Buch in eingehender Weise besprochen haben. Wenn diese Tatsache dem Verfasser bei Abfassung des bereits Mitte August geschriebenen Beitrags bekannt gewesen wäre, wäre jene Aeußerung natürlich unterblieben.

München, den 16. Oktober 1906.

Schiller, Kirchengeschichte.

(Nürnberg und Leipzig, U. E. Sebald, 1906. 137 S. 1,60 M.)

Als ein „Abriß der Geschichte der christlichen Kirche für sämtliche Mittelschulen und für die christliche Familie“ will das vorliegende, vortrefflich gedruckte Buch des Nürnberger protestantischen Stadtpfarrers dienen. Die praktische Zusammenfassung des Stoffes läßt den erfahrenen Schulmann, die schöne Form der Darstellung den Aesthetiker, die vorsichtige und milde Art, in der die konfessionell umstrittenen Menschen, Zeiten und Dinge behandelt werden, den Friedensmann erkennen. Das Buch ist vom K. b. Kultusministerium für die humanistischen und technischen Mittelschulen genehmigt worden. Wir möchten für die humanistischen Gymnasien den bisherigen „Abriß der Kirchengeschichte von Bäßler-Rohmeder“ beibehalten sehen als eine kräftigere, wenn auch nicht so fein zubereitete Geistesspeise, empfehlen aber dringend Schillers Buch für alle Mittelschulen, an denen nicht die griechische Sprache gelehrt wird. Ebenso wünschen wir, daß kein Religionslehrer an dem anregenden Büchlein vorübergehe. In den Familien, wo Söhne oder Töchter das Lehrbuch haben, wird man gern daraus sich die „Aufgabe“ vorlesen und durch den Bericht aus dem Unterricht ergänzen lassen. Einzelne Druckfehler, unbedeutende Versehen und kleine Lücken wird die wohl bald nötige zweite Auflage beseitigen.

München. Prof. Engelhardt.

Eine Literaturgeschichte.

Wenn ein Werk, das sich so schlechthin Literaturgeschichte nennt, nur eine Analyse der Dichtungen und Nachrichten über die Dichter enthält, so gibt man sich schließlich damit zufrieden. Denn es erfüllt ja seinen Zweck, mit diesen Dingen bekannt zu machen. Eine Literaturgeschichte aber, die das Schrifttum innerhalb des Rahmens einer Kulturgeschichte behandeln soll, muß mit dieser speziellen Absicht rechnen. Von ihr erwartet man etwas anderes als Inhaltsangaben, Entstehungsgeschichten und Dichterbiographien.

Darum genügt der neueste (4.) Band der „Geschichte des deutschen Volkes“ von Emil Michael, Verlag Herder, Freiburg i. B. 1906, worin von den „Kulturzuständen des deutschen Volkes während des dreizehnten Jahrhunderts“ die Dichtung und Musik dieses Zeitraums behandelt wird, seinem Zwecke nicht. Denn ihm fehlt alles das, was ihn über ein gewöhnliches Lehrbuch der Literaturgeschichte hinausheben könnte. Seine Einteilung bewegt sich in ausgefahrenen Geleisen; Inhaltsangaben, biographische Notizen und Kritik literargeschichtlicher Probleme füllen ihn zum größten Teil. Das ist aber alles nicht Kulturgeschichte. Wo die Tätigkeit des Kulturhistorikers beginnen sollte, ist die Arbeit liegen gelassen. Die Vorbereitungen nur sind dargeboten, das Werk selber vorenthalten; die Faktoren stehen da, aber das Resultat ist nicht gezogen. Als Teilstück einer Kulturgeschichte ist es ein unfertiges Werk. Es macht den Eindruck, als ob es „nur der Vollständigkeit halber“ angefügt sei, weil man im Kulturleben der Hochromantik, wo es sich um die Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung handelt, die Literatur doch nicht leicht übergehen konnte. Allerdings ist sie nun berücksichtigt. Aber was ihren Platz einnimmt, ist ein Lückenbüßer.

Wäre es nur auch bei der bloßen Unzulänglichkeit geblieben! Das Gefühl enttäuschter Hoffnungen ließe sich vielleicht überwinden. Aber leider steht es schlimmer mit diesem Buch. Es sündigt geradezu gegen seinen Zweck. Der historische Standpunkt ist darin überhaupt nicht gewahrt. Diese Literaturgeschichte

verkennt ihre Aufgabe so sehr, daß sie die literarischen Schöpfungen des dreizehnten Jahrhunderts an Theorien messen will, die höchst einseitig, auf keinen Fall aber historisch sind. Anstatt die Poetik jener verflossenen Epoche zu erneuern, anstatt deren ästhetische Ideale zu rekonstruieren, werden die Produkte einer untergegangenen Zeit nach Grundsätzen kritisiert, die ihnen keineswegs gemäß sind.

„Gegenstand der Wissenschaft ist das Wahre, Gegenstand der Kunst ist das Schöne. Nichts ist wahr, was nicht seinen letzten Grund in Gott hat, und nichts ist schön, was nicht irgendwie ein Abglanz der ewigen, unerschaffenen Schönheit ist. Die religiöse Kunst ist, weil sie göttliche Ideen versinnlicht, die vollkommenste." Diese Leitsätze stehen am Anfang des Buches. Sie werden nicht jedermanns Beifall finden. Sicherlich nicht bei denjenigen, die gewohnt sind, spekulative Theorien an der Wirklichkeit zu prüfen. Denn da dürfte sich doch wohl herausstellen, daß sich zuweilen auch die profane Kunst, was die Vollkommenheit anlangt, neben der religiösen getrost sehen lassen kann; daß z. B., um es an der sinnenfälligsten Kunst zu erläutern, Dürers „Ehrenpforte" seinem „Marienleben" an künstlerischer Vollkommenheit nichts nachgibt, namentlich nicht etwa deshalb, weil hier ein religiöser, dort ein weltlicher Vorwurf behandelt ist. Und so verhält es sich auch mit der Dichtkunst im allgemeinen, im besonderen aber mit den poetischen Blüten des dreizehnten Jahrhunderts.

Was haben denn derartige ästhetische Kannegießereien überhaupt für einen Sinn? — Nun, Sinn haben sie freilich keinen, wohl aber einen Zweck. Sie sind programmatisch. Sie sollen ankündigen, daß hier ein „frommer" Standpunkt vertreten wird. Diese Verheißung wird allerdings glänzend erfüllt. Denn so aufdringlich die religiöse Tendenz des Buches eingeführt wird, ebenso geschmacklos wird sie auch durchgeführt.

Ich möchte mir nun nicht den Tadel zuziehen, daß ich ein Buch deswegen ablehne, weil es einen positiv religiösen Standpunkt einnimmt. Wenn das Buch gut ist, warum sollte ich es nicht anerkennen? Wenn es der Standpunkt nicht beeinträchtigt, warum sollte es nicht gut sein können? Es gibt in der Tat recht gute Bücher über Literatur, deren Verfasser ganz auf religiösem Boden stehen. Jeder Standpunkt, gleichviel welcher, schädigt aber, sobald er tendenziös entartet. Es kommt also darauf an, ob er bloß der Ausdruck einer Weltanschauung ist, oder ob er zur Tendenz wird. Eine Weltanschauung wird jedermann achten und respektieren, der verlangt, daß man auch ihn auf seinem Sattel gelten lasse. Weltanschauung ist ja nicht Vorurteil, Weltanschauung ist tolerant. Sie sucht sich mit den Dingen abzufinden, mit denen sie zu tun hat, wenn sich die Interessen spalten. Sie bleibt daher stets sachlich und wahr. Die Tendenz dagegen ist fanatisch. Sie will außerhalb ihres Gesichtskreises nichts mehr anerkennen, was nicht auch den Gesetzen innerhalb desselben entspricht. Sie ist nicht sachlich, weil sie ungerecht ist. Sie steckt voll von Vorurteilen.

Das ist der schwerere, unverzeihliche Fehler dieses Buches, daß es den Wert der Dichtungen nicht nach allgemeinen ästhetischen oder nach historischen Grundsätzen beurteilt, sondern fortwährend auf die — sagen wir einmal auf die Religion bezieht; daß es die Literatur nur insofern interessant findet, als sie von — nun meinetwegen wieder von religiösen Sachen handelt. Man muß aber schon eine rechthaberische Orthodoxie und eine engherzige Moraltheologie als Religion nehmen, wenn man den Begriff so auffassen soll, wie er in dem Buch hervortritt. Eine Orthodoxie, die es z. B. für unangebracht hält, daß der Dichter der „Klage" Kriemhilden für die unheimliche und verhängnisvolle Treue an ihrem Gatten das Himmelreich verdienen läßt; die aber dagegen nichts einwenden würde, wenn sich „der Verfasser damit begnügt hätte, die Verdammung zur Hölle als keineswegs ausgemacht hinzustellen". Eine Moraltheologie, die

jedes natürliche Verhältnis der Geschlechter als fleischgewordene „Sünde" brandmarkt; die jede Regung einer Leidenschaft für unsittlich erklärt und die deshalb — ihr auch keine poetische Bedeutung zugestehen will. Als ob die poetische Schönheit einer Dichtung davon abhinge, wie sie sich zu der „Moral" verhält! Als ob nicht auch der Moral gegenüber die Kunst autonom wäre! Wird man eine Dichtung ablehnen, wenn sie der historischen Wahrheit nicht entspricht? Wie verkehrt das wäre, spricht Michael selber aus. Er sagt nämlich, wo er von dem poetischen Wert der Legenda aurea redet: „Treten diese (historisch unwahren) Erzählungen als Poesie auf, so ist damit der Kritik die schärfste Spitze abgebrochen, und sie hat kein Recht, das, was dichterisch schön und moralisch nutzbar ist, deshalb zu verurteilen, weil es sich geschichtlich als unwahr erweist". Mit Ausnahme des Gedankens von der „moralischen Nutzbarkeit", der gar nicht in die Gedankenreihe paßt und nur mit einem kühnen Griff eingeschmuggelt ist, stimmt die Sache. Aber nun hübsch konsequent geblieben! Darf man eine Dichtung deshalb verwerfen, weil ihr Inhalt mit der Moral nicht übereinstimmt? Was sollte die Moral für ein Vorrecht haben, auf das die historische Wahrheit verzichten müßte? Sollte der Kritik nicht auch dann die schärfste Spitze abgebrochen sein, wenn „unmoralische" Dichtungen das Gewand echter Poesie tragen? Sollte sie etwa hier das Recht haben, das, was dichterisch schön ist, deshalb zu verurteilen, weil es sich moralisch als falsch erweist? Das wäre wieder so ein Messen mit zweierlei Maß. Die Moral ist ebensowenig wie die historische Wahrheit ein Diktator der Kunst. Macht man sie dazu, so wird wirklich „alle Kunst in ihrem Lebensnerv zerstört".

Nun finden sich unter den Dichtungen des dreizehnten Jahrhunderts verhältnismäßig viele, in denen religiöse Fragen in der theologischen Form jener Zeit berührt werden. Das ist gar nichts so Merkwürdiges, wenn man bedenkt, daß sie in der Hochsaison der Kreuzzüge entstanden sind. Derartige Zutaten und Beigaben sind so selbstverständlich, wie für moderne Dichtungswerke der Einfluß der neueren Philosophie. Darf man aber die Sache so hinstellen, als ob dieses Zufällige die Hauptsache sei? Darf man den Dichtern die Absicht unterschieben, als hätten sie in erster Linie den Zweck verfolgt, mit ihren Werken religiöse und tugendhafte Belehrungen zu geben? Sicherlich nicht! Michael tut es, und diese ganz falsche Grundanschauung ist eben eine Ausgeburt seiner Tendenz. In der Legende „Barlaam und Josaphat" sieht er „einen Grundriß der biblischen Geschichte sowie der katholischen Glaubens- und Sittenlehre", eine „Reimbibel" und einen „Katechismus". Der „Parzival" Wolframs von Eschenbach hat für ihn als „leitende Idee" die Lehre: „Ohne Gott gibt es kein wahres Glück auf der Erde." Von der Legendendichtung wird der lehrhafte Zweck rundweg behauptet. Ja sogar die Schwankliteratur soll tugendboldig sein! Besonders lehrreich für die Art, wie gezwungen eine Dichtung der Tendenz zuliebe gedeutelt wird, ist die Schelmengeschichte des Pfaffen Amis. Diese sei nicht dazu bestimmt, „in erster Linie und hauptsächlich den Leser zu belustigen durch die mit außerordentlichem Geschick vorgetragene Skandalchronik eines habsüchtigen und verlogenen Priesters, sondern sie ist eine scharfe Geißel gegen schwere Schäden, die im Klerus eingerissen waren". Diese Schwänke werden also für moralisch-didaktisch gehalten! Das kann wiederum nur jene Tendenz tun. In Wirklichkeit fehlt der Mär vom Pfaffen Amis alles, was sie moralisch machen könnte. Sie ist geradezu unmoralisch-didaktisch. Denn sie entbehrt gänzlich die sogenannte poetische Gerechtigkeit, ein Begriff, den moralische Dichtungen nicht missen können. Nie mißlingt dem Helden der Erzählung ein Betrug. Die Früchte davon genießt er dreißig Jahre. Mit dem Gut, das ihm von seinen Prellereien übrig bleibt, geht er in ein Kloster. Dort kommt er so in Ansehen, daß man ihn zum Abt wählt. Und

schließlich erlangt er auch noch das ewige Leben. Auf Erden entwischt er also fortwährend dem Büttel, endlich betrügt er auch noch den Teufel um seine Seele. Wo bleibt da die Moral?

Diese sonderbare Beurteilung des Pfaffen Amis muß um so mehr verwundern, als die Didaktik des „Reinhart Fuchs“ abgelehnt ist, da sie „sehr zweifelhafter Natur sei. Denn inmitten einer dummen und schlechten Gesellschaft entscheide sich die Teilnahme des Lesers schließlich für den Fuchs, der nicht durch sittliche Größe, sondern durch seine Spitzbüberei über alle triumphiert“. In welch anderem Fall befindet sich denn der Pfaffe Amis?

Der Hang zum Moralisieren ist wahrlich nicht das Motiv, das die reiche Erzählungsliteratur des dreizehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat. Diese ist vielmehr rein zur Unterhaltung geschaffen. Die Freude am Abenteuer, an nicht alltäglichen Geschehnissen, geht aus dem Charakter der höfischen wie der Volksepik klar genug hervor. Was besagt denn die Apostrophe an die Zuhörer am Eingang der Nibelungen? „Von Freuden und Festlichkeiten, von Weinen und Trauer, von Kämpfen kühner Helden könnt ihr nun Wunderbares erzählen hören.“ Das war es, was die Leute wollten und was die Dichter boten. Auch die Legendendichtung mit ihren Wundergeschichten war dazu bestimmt, den Hunger nach Abenteuern zu stillen. Nicht der „christliche“ Inhalt machte sie so beliebt. Noch weniger aber die Freude an der „Moral“. Es ist daher grundfalsch zu glauben, daß diese Gedichte einen lehrhaften, moralisierenden Zweck verfolgt hätten. Wo ja einmal eine Moral erscheint, da zeigt sie sich unauffällig, als Nutzanwendung, die sich eben von selbst darbietet, und tritt nur ganz nebensächlich auf. Niemals ist aber auch nur eines dieser erzählenden Gedichte der Belehrung halber geschrieben, nur zur Illustration eines Satzes der christlichen Sittenlehre. Die Art und Weise eines Christoph von Schmid, Erzählungen auf eine vorgefaßte Nutzanwendung einzurichten, sie eigens zu erfinden, um einen moralischen Satz zu veranschaulichen, kannte auch die Legendenbildung des Mittelalters nicht.

Der gleiche Band verbreitet sich noch über die Musik, angeblich des dreizehnten Jahrhunderts. In Wirklichkeit stellt er aber ihre ganze Entwicklung vom Beginn des Mittelalters an dar und geht auch über die eingeschränkte Zeit hinaus. Das wäre an und für sich nicht erwähnenswert, wenn nicht im gleichen Buche bei der Darstellung der Literatur die engen Grenzen fast ängstlich eingehalten würden. Da wird nicht einmal die eigentliche „Spielmannsdichtung“ berührt, obwohl ihre Produkte gerade in eine Literaturgeschichte mit kulturhistorischem Einschlag unbedingt gehören; denn sind diese Gedichte auch vor dem Jahre 1201 entstanden, so waren sie doch sicherlich das ganze dreizehnte Jahrhundert lang beliebt und sind überall gern gehört worden. Warum nun auf einmal bei der Musik so weitläufig? Die Antwort auf diese Frage ist einfach. Von der Musik des dreizehnten Jahrhunderts hatte eben auch Michael verhältnismäßig wenig zu sagen. Jedenfalls nicht so viel, um damit ein Buch zu füllen, das der eigentlichen Literaturgeschichte an Umfang annähernd gleichgekommen wäre. Deswegen mußte er eben Füllsel suchen. Deshalb rechnet er auch die Kapitel über das religiöse Volkslied, über das Kirchenlied, über das weltliche Volkslied und — über das Drama zur Musik, obwohl er sie fast durchweg nur nach der literarischen Seite hin behandelt. Die Minnedichtung dagegen steht im Buche „Literatur“. Warum? Hatte das Drama mit der Musik etwa mehr zu tun als der Minnesang? Was ist das für eine Konfusion, der dieser Band seine Einteilung verdankt! Aber welche Kühnheit! Der Waschzettel zu dem Buche will aus der Not gar noch eine Tugend machen. Er rühmt, daß hier „die beiden Schwesterkünste in ihrer innigen Verbindung auftreten“. Und doch ist nirgends die Wechselbeziehung zwischen Dichtung und Musik aufgezeigt. Das Musikalische und das Literarische

in der Dichtkunst ist nirgends mehr in Zusammenhang gebracht als anderswo eben auch. Die „innige Verbindung“, die da gerühmt wird, besteht lediglich darin, daß einmal die Literatur- und die Musikgeschichte in einen einzigen Band zusammengebunden sind.

N. S. Als ich das Buch zum erstenmal gelesen hatte, faßte ich den Vorsatz, es glimpflich abzulehnen. Nun ich diese Zeilen wieder durchgehe, finde ich, ich bin meinem Vorsatz untreu geworden. Meine Kritik ist derber ausgefallen, als ich anfangs wollte. Da aber alle die Gedanken, die hier stehen, meinen wahren Empfindungen entsprechen, mögen sie gleichwohl stehen bleiben. Was könnte ich auch für einen Grund haben, ein schlechtes Buch glimpflicher abzutun, als es verdient?

München. Anton Glock.

Neue Erzählungen.

Georg Freiherr von Ompteda: Normalmenschen (Berlin, Fleischel). Ompteda hat durch unablässige eigene Uebung und durch seine Uebersetzung der Werke Maupassants das rein Technische der Erzählungskunst in einer Weise beherrschen gelernt, die ihn die schwierigsten Aufgaben anscheinend spielend lösen läßt. Solch eine schwierigste Aufgabe war es, das unromantische, philiströse und durchaus typische Leben eines Offiziers darzustellen, von der Kriegsakademie bis zum Batteriechef; ohne romantische Zutat, ohne psychologische Ueberfeinerung, knapp und sachlich, ohne den Helden mit satirischen Glanzlichtern interessant zu machen wie die Nordländer, ohne über sein dürres Dasein die Mayonnaise eines soliden Humors auszugießen nach Art der Briten, ohne dies Dasein mit schmerzlich-ironischer Verachtung zu analysieren in der Art der Russen. Omptedas Begabung ist an dem besten französischen Erzähler geschult und sein neuestes Buch zeigt diese nüchtere und helle, mehr romanische Art der Schilderung von Menschen und Dingen auf ihrer Höhe. Ueber einen erzlangweiligen Menschen, wie diesen Leutnant Johannsen, einen wirklich unterhaltenden Roman zu schreiben, das ist vom Standpunkte des rein Handwerklichen aus eine Leistung, der auch derjenige seine Anerkennung billigerweise nicht versagen kann, welcher in dieser Gattung durchaus nicht das Höchste der erzählenden Kunst erblickt.

Etwas von diesem Höchsten findet sich in Wilhelm Weigands neuem Novellenbande (München, Georg Müller). Den Messiaszüchter, nach dem der Band benannt ist, kennen unsere Leser vom ersten Jahrgang. Er zeigt den Verfasser nicht auf seiner Höhe, hingegen gehört „Honickl von Helmhausen“ zum Erlesensten unserer gegenwärtigen erzählenden Literatur. Prosa zu schreiben, mit dem ganzen Behagen des Fabulisten und zugleich mit einem sprachlichen Feingefühl, das seinesgleichen in Deutschland sucht, „bloße“ Prosa zu feilen, zu runden, zu glätten, bis eine Seite von leuchtendem Goldglanze dasteht, scheint Weigands Stolz zu sein. Ein Beispiel: „Mit verträumten Augen blickte sie in das goldene Spiel der Lichter hinein, die in der üppigen Gartenwildnis über den leuchtenden Beeten und kleinen Rasenflächen zitterten und an den alten Stämmen und zopfigen bemoosten Marmorgestalten einer göttlichen Halbwelt langsam auf- und niederklommen. Ein seliges Gesumm reger Bienen erfüllte die Gartenstille mit wonnig webendem Getön, und zuweilen zuckte eine funkelnde Libelle mit stahlblauen Flügeln über die reglose Fläche des viereckigen Teiches hin, aus dessen grünlich glänzendem Dunkel sich die letzten Kelche der Seerosen wie schneeige Becher mit goldenem Grunde emporhoben. Zuweilen auch krähte aus dem stillen Dorfe ein Hahn herüber. Ein Finkenmännchen trippelte auf dem Rasen heran,

um aus den dunkeln Perläuglein zu der Lauschenden aufzublicken und sich dann in die zitternde Flut des Lichtes emporzuschwingen, das durch das atemlose Gewirr der Zweige herniederströmte und den Blick in einen heißen Abgrund lockte." Das Capriccio „Frauenschuh" zeigt, wie durch Erzählerkunst aus einem an sich unbedeutenden Motiv ein zierliches Schmuckstück ziseliert werden kann, während die „Iliade von Bobstadt" den Verfasser auf neuen Wegen zeigt, die von der feinen Rokokostimmung der vorhergehenden Novelle zu volkstümlich schlichter Erzählerweise hinüberführen.

Eins der merkwürdigsten Bücher der letzten Monate ist Toni Schwabes Roman: Bleib jung meine Seele! (Berlin, Axel Junker). Die Entwicklung eines Mädchens zum Weibe ist darin mit wundervoller Zartheit beschrieben. Es sind Züge darin von äußerster Feinheit und andere von großer Kühnheit. Zum mindesten nicht ein Schatten von Schablone. Oder doch? Ist am Ende diese eigenartige Dichterin in Gefahr, ein Opfer ihres Stils zu werden, dieses blutgeschwellten, herben, blitzartig festhaltenden, höchst persönlichen Stils? Der Unfug, den sie mit dem Worte „rot" als seelischem Ausdrucksmittel treibt, zeigt, daß sie an der Grenze der Manier steht. Vielleicht täte sie besser, ihr nächstes Buch recht langsam, langsam wachsen und reifen zu lassen. Solange die Geschöpfe unserer Phantasie noch nicht schriftlich gebannt sind, leben und entwickeln sie sich nach ihren eigenen Gesetzen, unabhängig von unserm ärmlichen Verstehen und Wollen. Die Fixierung auf dem Papier unterbricht dieses wunderbare Eigenleben. Jetzt liegen sie da, wie Fische auf dem Sand, ihrem Element entrissen. Nicht zu früh schreiben! Es liegt kein Segen auf dem Papier! Warten! Warten! In Geduld und Demut warten! Es gibt so viele Bücher unserer Zeit, die ganz und gar schön und wohl geraten wären, hätte sie der Autor noch ein oder zwei Jahre mit sich herumgetragen und mit all seinem Dichten und Träumen genährt. Dies gilt allerdings nur von wahrhaft dichterischen Naturen wie Toni Schwabe. Was verleiht Ibsens Dramen dieses oft beängstigend intensive Leben? Die lange Geduld, die er jedem von ihnen gewidmet hat.

Anna Croissant-Rust hatte zu Anfang der neunziger Jahre durch eine über die Maßen kühne Skizze aus dem Leben einer Münchner Arbeiterin Aufsehen erregt. Später hörte man nicht mehr viel von ihr. Jetzt tritt sie plötzlich mit zwei Büchern vor uns hin, von denen das eine, „Aus unsres Herrgotts Tiergarten", sechzehn Skizzen enthält, das andere, der Volksroman „Die Nann", eine bescheidene Existenz von der Wiege bis zum Ehestand begleitet. (Beide sind bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig, herausgekommen.) So gut diese Skizzen auch sind, so groß ihre Lebensechtheit, so famos stellenweise ihr Humor, so kann ich doch ein leises Bedauern nicht ganz unterdrücken, daß sie nunmehr für die gestaltende Phantasie der Verfasserin tot sind. Ich stelle mir den Erzähler, den geborenen Erzähler, am liebsten als einen grimmigen und gestrengen Herrn vor, der seinen Schatz an Gestalten und Geschichten in warmer Heimlichkeit wachsen läßt, und nicht duldet, daß so ein fürwitzig und frühreif Ding von Skizze, von Novellchen aus dem Hause wische: „Nur hübsch dageblieben! Es wird der Tag kommen, sicher wird er kommen, wo ich euch bunte Zappelgesellschaft zusammen auf die Gasse und an die Sonne trage, und dann mag alle Welt froh staunen über meinen lang und zärtlich gehegten Reichtum." Unsere Erzähler, die besten nicht ausgenommen, haben eine Neigung, ihren Schatz in erzählender Kleinmünze auszugeben; darum haben wir so wenige ganz gute Romane. Auch „Die Nann" ist kein Roman, sondern nur eine breit ausgeführte Novelle; als Geschichte aber ist dieses Lebensbild einer Tiroler Dirn wunderschön einfach, ehrlich und voll schlichter Kraft, daß einem das Herz warm wird. Rauh und dennoch würzig ist dieses Buch, wie das kühle

grüne Seitental am Brenner, in dem sie spielt. Mit Bewußtsein stelle ich das arme, tapfere, lustige Mädel, dems hart genug ergeht bis es sein leichtes Glückskrönlein aufs helle Kraushaar setzt, gleichsam als ein freundliches Symbol an den Schluß dieses Monatsberichtes.

München. Josef Hofmiller.

Poestions „Eislandblüten".[1])

Nur gering ist der Kreis derer, die sich außerhalb Islands mit dem neuisländischen Schrifttum beschäftigen. Diese wenigen aber tun es um so nachdrücklicher. Im deutschen Sprachgebiete kommen von jetzt Lebenden außer solchen, die sich wie z. B. Alexander Baumgartner nur gelegentlich mit Einzelnem befassen, hier in Betracht: Fräulein Margarethe Lehmann-Filhés in Berlin, Handesschuloberlehrer mag. Carl Küchler in Varel (Oldenburg), Gymnasialoberlehrer Richard Palleske in Landeshut (Schlesien) und ganz besonders Bibliothekdirektor Regierungsrat Jos. Cal. Poestion in Wien.

Diesem Manne verdanken wir schon eine ganze Reihe wertvoller Schriften zur nordischen Sprach- und Literaturkunde. Ich verweise zunächst auf seine Lehr- und Lesebücher der nordischen Sprachen des Festlandes: schwedisch, dänisch und norwegisch. Bezeichnend ist, daß an der Universität Upsala als Lehrbücher für die Sprache des norwegischen Brudervolkes, wie für das Dänische die Grammatiken des Ausländers J. C. Poestion unter die offiziell empfohlenen zählen. Daß er auch auf dem Gebiete des Altnordischen im herkömmlichen Sinne zu Hause ist, d. h. auf dem des Altwestnordischen, der Sprache der Eddalieder und der isländischen Geschichtschreibung, das hat Poestion durch seine „Einleitung in das Studium des Altnordischen" Hagen i. W. und Leipzig 1882, 1887 bewiesen, und der Kenntnis der alten nordischen Mythologie und ihrer Beziehungen zu der anderer Völker hat er durch seine Uebersetzung von Bischof Bangs Schrift „Die Völuspa und die sybillinischen Orakel" aus dem Norwegischen in Deutschland[2]) den größten Dienst erwiesen. Aber es war doch besonders auf dem Gebiete des Neunordischen, daß Poestion sich die Anerkennung vor allen gerade der nordischen Gelehrten errungen hat, während man in seiner engeren und weiteren Heimat, wie mir scheint, gerne noch mit Stillschweigen oder gar mit Achselzucken über seine Arbeiten als die eines Dilettanten hinweggehen möchte. Natürlich ohne sie auch nur angesehen zu haben; denn sonst würde man unmöglich zu solch ungerechtem Urteile kommen. Freilich ist Poestion tatsächlich „Dilettant", aber nicht in dem gewöhnlichen Sinne, als ob er eben diese seine nordischen Studien bloß so nebenher und entsprechend oberflächlich triebe, er ist vielmehr ein Dilettant in des Wortes bestem Sinne, einer der nach des Tages Mühe und des Amtes Lasten seine Freude, seine Erholung an und in diesen Studien findet, die nichts mit seinem Berufe zu tun haben, die er aber dennoch mit einem Ernst und Eifer und mit einer Gewissenhaftigkeit treibt, völlig ebenbürtig dem Ernst in diesen Studien bei den Fachmännern im engeren Sinne, denen sie Beruf sind. Oder sollte es etwa Poestion verübelt werden, daß er sich erlaubt, sich auch mit Dingen zu beschäftigen, deren Betrieb im allgemeinen nur mit dem höheren und höchsten Lehramt verbunden ist? Sollten ihm gar die zünftigen Gelehrten darüber

[1]) Eislandblüten. Ein Sammelbuch neuisländischer Lyrik von J. C. Poestion. Mit einer kultur- und literarhistorischen Einleitung. München und Leipzig, bei Georg Müller, XLIV und 229 Seiten Kl. 8° Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

[2]) Das Wort „Deutschland" ist hier und im Folgenden stets in dem Sinne „das deutsche Sprachgebiet" aufzufassen.

gram sein, daß er aus Liebe zum Gegenstande und unter persönlichen Opfern mancher Art Dinge treibt, die andere nur treiben, weil sie herkömmlicherweise mit einem gewissen Fache verbunden sind? Doch muß erwähnt werden, daß es auch rühmliche Ausnahmen gibt, daß auch reichsdeutsche wie österreichische Hochschullehrer Poestions Ebenbürtigkeit anerkennen, weil sie seine Werke gelesen haben. So weiß z. B. der Berichterstatter aus seiner eigenen Studienzeit, daß der Inhaber des Lehrstuhls für Nordisch an einer großen mitteldeutschen Hochschule Poestions Werke seinen Schülern warm empfiehlt.

Mit welcher Genauigkeit Poestion arbeitet, mit welchem Bienenfleiß er allen verfügbaren Stoff zusammenträgt, das zeigt sich namentlich in denjenigen seiner Schriften, in denen er uns mit dem neuisländischen Schrifttum und dem heutigen isländischen Volke bekannt macht. Eine zusammenfassende Darstellung der isländischen Landeskunde hat er uns bereits vor 21 Jahren in seinem Buche „Island, das Land und seine Bewohner nach den neuesten Quellen,“ Wien 1885, beschert, einem Buche das eine ganz erstaunliche Menge von Angaben bringt, von verstreuten Einzelheiten zu einem Ganzen verarbeitet, und zwar um so erstaunlicher als der Verfasser selbst das Land noch nicht gesehen hatte.[1]) Freilich finden sich hie und da unbedeutende Irrtümer, Stellen an denen Poestion seine damalige Meinung heute nicht mehr wiederholen würde, weil uns eben heute viel mehr und bessere Einzelarbeiten, vor allem viel mehr statistische Angaben über Island zu Gebote stehen als damals, wo die Kenntnisse über diese Insel noch böse im Argen lagen. Wenn wir von den streng wissenschaftlichen Werken des verewigten Konrad Maurer absehen, so war Poestions „Island“ seit Preyer und Zirkels „Reise nach Island im Sommer 1860“, Leipzig 1862 die erste, und ist bis auf Palleskes Uebertragung der Island beschreibenden Schriften von Valtýr Gudmundsson die einzige deutsche Beschreibung von Island geblieben, die Ort- und Personennamen richtig wiedergibt. Sämtliche übrigen in Deutschland erschienenen Beschreibungen Islands in Buchform überbieten sich geradezu gegenseitig in der Entstellung sämtlicher Namen, teils durch Druckfehler und liederliche Korrektur, teils infolge Unkenntnis, in einer Weise, daß man mit gutem Rechte sagen kann, Island ist „das Land mit den unrichtigen Namen“. Dieser Umstand ist um so mehr zu bedauern, als Namen, insbesondere Ortsnamen bei Landesbeschreibungen doch gewissermaßen mit zum Wichtigsten gehören, und als der Genuß an manchem sonst recht hübsch geschriebenen und scharf beobachtenden Reisebericht dadurch erheblich beeinträchtigt wird. Die Art aber wie Poestion gerade die Namen wiedergibt, beweist dem Kundigen schon auf den ersten Blick die Genauigkeit des Verfassers bei seiner Arbeit.

Von noch eingehenderer Beschäftigung mit dem Gegenstande zeugen aber Poestions literarhistorische Arbeiten über das alte und besonders das neue Island: zunächst sein Werk „Isländische Dichter der Neuzeit“, Leipzig 1897, sodann seine Schrift „Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens“, Wien 1903, sowie endlich seine Uebersetzungen „Isländischer Märchen“ (Wien 1884) und der ersten isländischen Novelle „Jüngling und Mädchen“ von Jón Th. Thóroddsen (4. Auflage, Leipzig, Reclams Universalbibliothek Nr. 2226/7) mit trefflichen Einleitungen.

Einem ähnlichen Zwecke wie die vortrefflichen „Isländischen Dichter der Neuzeit“ dient Poestions Werk, das unter dem Titel „Eislandblüten“ zu Beginn des (buchhändlerischen) Jahres 1905 erschienen ist. Es soll nach einer kurzen aber guten literarhistorischen Einleitung uns durch Uebersetzungen ausgewählter Dichtungen mit der Eigenart der heutigen isländischen Lyrik bekannt

[1]) Im Sommer dieses Jahres 1906 ist er dort gewesen und als Islandfreund allenthalben mit schwärmerischer Begeisterung aufgenommen worden.

machen. Schon von jeher haben die Isländer sich durch dichterische Begabung ausgezeichnet und haben auf ihrer weltentlegenen Insel mit ihrer eigenartigen Natur auch von jeher ihre Dichtung sowohl der Form nach als auch dem Geist und Inhalt nach in voller Selbständigkeit erhalten und entwickelt. Auf Island allein hat sich das altgermanische poetische Mittel des Stabreims, d. h. des gleichen Anlautes der im Vers und Satze stärkst betonten Silben bis auf den heutigen Tag erhalten, das, einstmals allen germanischen Völkern gemeinsam, deren Dichtung von derjenigen der anderen Völker unterschied, bis auch bei ihnen aus der kirchlich-romanischen Dichtung der Endreim eindrang und den Stabreim verdrängte. Und zwar hat sich auf Island der Stabreim in solcher Lebenskraft erhalten, daß die Isländer, wenn sie z. B. Homer, Horaz, Milton, Goethe übersetzen, wohl Endreim und Versmaß der Urdichtung beibehalten, aber den Stabreim dazu einführen. Erst in den allerletzten Jahren wird vereinzelt von isländischen Dichtern auf den Stabreim verzichtet und so der altisländische Grundsatz „ohne Stabreim keine Dichtung" erschüttert. Ebenso wie der Form nach hat sich auch dem Empfinden nach die isländische Dichtung bis heute ihre Eigenart bewahrt, und wenn selbstverständlich auch die Isländer dem Einfluß der im übrigen Europa herrschenden Richtungen sich nicht verschließen konnten, so schimmert doch allenthalben die ureigenste Denkweise und Anschauung des im ewigen Kampfe mit einer rauhen Natur liegenden, dabei grüblerisch und philosophisch angelegten, vor allem aber bis in die Knochen historischen und mit allen Einzelheiten der eignen Geschichte vertrauten Volkes hervor. Bilder werden mit Vorliebe aus der für Island eigenartigen Natur entlehnt: Schnee und Eis, Nordlicht, Feuerberge, öde Heiden, Sand- und Lavawüsten, Sturm und Meeresbrandung spielen hier die Hauptrolle, und besonders zahlreich sind die Anspielungen auf die alte nordische Götter- und Heldensage, die ja gerade auf Island mit Vorliebe gepflegt und besungen wurde.

Es ist nun ein besonderes Verdienst Poestions, durch seine trefflichen Uebersetzungen geschickt ausgewählter „Blüten" mit dem Geiste dieser echt nationalen Dichtung bekannt zu machen, denn nur wenige — im ganzen deutschen Sprachgebiete vielleicht zwei oder höchstens drei Dutzend Menschen — würden imstande sein, sie in der Ursprache zu lesen.

Was die Form seiner Uebertragung betrifft, so hat sich Poestion bemüht, unter Wahrung des ursprünglichen Versmaßes und, wo es anging, auch in engem Anschluß an den ursprünglichen Wortlaut ein gutes Deutsch zu geben, und auch die dichterische Wirkung uns unverändert zu vermitteln. Dabei hat er, nach meinem Erachten mit vollem Rechte, den Stabreim nur da beibehalten, wo es geschehen konnte, ohne entweder der deutschen Sprache Gewalt, oder der Treue der Uebersetzung, oder der dichterischen Schönheit Abbruch zu tun. Denn nur wer sich selbst schon mit Verdeutschen aus der so ungemein schwierigen und bei all ihrem Wort- und Formenreichtum dennoch oft geradezu heimtückischen isländischen Sprache befaßt hat, nur der versteht, was es heißt, bei der Gebundenheit an Versmaß und Sinn noch um des Stabreims willen in der Wortwahl bechränkt zu sein, dessen Fehlen für unser deutsches dichterisches Empfinden gleichgültig ist. Trotz all den Schwierigkeiten, die sich so Poestion enrgegenstellten, ist ihm die streng metrische und dabei doch fast durchweg wörtliche Uebertragung der Gedichte vortrefflich gelungen. Und wenn auch der Berichterstatter und mit ihm wohl auch andere an einzelnen Stellen vielleicht eine andere Wortwahl getroffen, andere Satzstellung vorgenommen hätten, so ist das schließlich nur eine rein persönliche Geschmackssache, die den Wert von Poestions Verdeutschung durchaus nicht zu beeinträchtigen vermag. War endlich schon bei Poestions bekannter Vertrautheit mit der isländischen Sprache für die Richtigkeit der Ueber-

setzung als solcher nicht das Geringste zu fürchten, so hat der Berichterstatter sämtliche Gedichte mit den Originalien verglichen, soweit ihm diese zu Gebote standen, und auch tatsächlich keinen Fehler bemerkt.

Dreiundzwanzig isländische und vier isländisch-amerikanische Dichter sind es, von deren Liedern uns Poestion übersetzte Proben gibt. Daß einzelne schon früher, z. B. in den „Isl. Dichtern der Neuzeit" gedruckte Uebersetzungen hier wiederholt sind, stört wohl um so weniger, als die neuen Uebertragungen bedeutend verbessert und gefeilt sind. Historische Lieder sind leider in der Sammlung wenig vertreten. Auch pflegen die Isländer überhaupt Geschichte wenig poetisch zu bearbeiten, dafür aber um so lieber streng wissenschaftlich zu treiben. Ein Abdruck historischer Lieder an dieser Stelle würde auch deswegen nicht geschickt sein, weil wir ohne erklärende Anmerkungen nicht auskommen würden, wie denn auch in den Eislandblüten selbst die vielen Anmerkungen den Genuß des Gebotenen als Kunstwerks etwas beeinträchtigen. Aber bei der Unbekanntschaft der deutschen Leser mit so manchen in den Liedern vorkommenden Dingen waren sie eben leider nicht zu umgehen.

Jedenfalls sind die Lieder, die uns in dem Kranze der Eislandblüten geboten werden, bei der schönen des Inhalts würdigen Ausstattung, die ihnen der Verleger gegeben hat, ebenso geeignet den Geschenktisch zu zieren, wie dazu, die Büchersammlung des Freundes vergleichender Literaturgeschichte zu vervollständigen, und mit vollem Rechte ruft uns Holger Drachmann zu: „‚Eislandblüten!' Lest sie, Germanen! Laßt euch bezaubern von der blühenden Pracht der Sprache, von der hohen Wehmut der Gedanken, von den urfrischen Farben der Landschaft, von dem Adel des Stils, der unmittelbaren Anmut der Form! Da gibt es nichts ‚Geschraubtes' — wenn auch die Verschlingungen der Wörter Arabesken von Drachenköpfen und -Schwänzen gleichen. Da findet sich keine jammernde Sentimentalität, nie ein frivoler Doppelsinn."

Erlangen. August Gebhardt.

Brief eines Elsässers.

Straßburg i. E., September 1906.

„Jung Elsaß in der Literatur!" Man hat schon zu viel darüber geschrieben — Wahres und Falsches. Die Literatur über das „Elsässische Theater" wächst ins Unheimliche.[1]) Und nun wollen Sie, angeregt durch den trefflichen Aufsatz von René Prévôt in diesen Blättern, nochmals die Stimme eines waschechten Elsässers über unser Volkstheater hören? Ich würde mich so gerne darüber freuen — ich möchte so gerne stolz sein, wenn ich es wissen dürfte, daß wir mit unserer Dialektbewegung wirklich in den Frühlenz einer elsässischen Literatur geraten wären. Ich könnte es auch, wenn ich den Glauben derer hätte, welche die Wurzeln unseres „Elsässischen Theaters" unter den weichen Schollen eines fruchtverheißenden Frühlingslandes suchen, und — wenn ich in den acht Jahren seiner Herrlichkeit nur ein einziges Mal den wahrhaftigen, weckenden Lenzwind hätte verspüren dürfen. Ueber zwei bedeutsame Fragen werden wir uns also noch unterhalten können, ohne Gefahr zu laufen, an längst abgegriffenen Glockensträngen zu ziehen: über das Existenzbedürfnis und über den literarisch-ästhetischen und ethischen Wert des elsässischen Volkstheaters. Des alten Claudius köstlicher Vers klingt mir in den Ohren, wenn ich bedenke, was alles über die

[1]) Das neueste Werk: Das Elsaß und sein Theater. Von Prof. G. Köhler, Straßburg bei Schlesier u. Schweikhardt.

Entstehung und Entwicklung des elsässischen Theaters geschrieben worden ist: „Wir spinnen Luftgespinste und suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel“.

René Prévôt sagt ganz richtig: „Das elsässische Volkstheater ist keine Neuschöpfung unserer Zeit.“ Es hat vor und nach den 70er Jahren vornehmlich in den Vereinen unserer größern Städte seine sichere Heimat gehabt. Und — wie merkwürdig! Zu französischer Zeit, — das hat auch Karl Storck treffend bemerkt[1]) — als man so ängstlich auf die Erhaltung der deutschen Sprache bedacht war, „ist es niemanden eingefallen, auf den Dialekt als etwas Bedeutsames hinzuweisen, trotzdem die Schriftsprache den meisten schwer genug fiel.“ Im Gegenteil. Von dem trefflichen und gerechten elsässischen Schriftsteller Ludwig Spach wissen wir, daß er sich seinen Dichterkollegen gegenüber mit sehr deutlichen Worten über die Unzulänglichkeit und Armseligkeit des elsässischen Dialektes aussprach, und daß ihm ihre echt deutschen Gedichte lieber waren als die manchmal so unsagbar trivialen Verse in der Mundart.

Heute aber, nachdem man das elsässische Volksstück oder — richtiger gesagt — den elsässischen Schwank von dem angestammten Boden des Vereinstheaters zu den Höhen der großstädtischen Bühne hinaufgezerrt hat, — heute, wo das Kokettieren mit dem elsässischen Volkstheater zur Mode geworden ist, suchen vornehmlich die aus Altdeutschland eingewanderten Schriftsteller fleißig nach den Quellen dieser großen, volkserlösenden Dialektbewegung. Und da sind sie zum Teil zu ganz merkwürdigen Entdeckungen gekommen. Da haben sie in den natürlichen Werdeprozeß des „Elsässischen Theaters“ so viele wunderbare Faktoren hineingeheimnißt, daß selbst die Begründer des Unternehmens darüber heimlich staunen mußten: „Das deutsche Schauspiel — überhaupt die altdeutsche Kunst — hatten dem Elsässer nichts zu sagen, weil ihm das Hochdeutsche ebenso ungeläufig war wie das Französische. Der elsässische Dichter mußte also zu seinem Volke in der allein verständlichen, bequemen und beliebten Mundart reden. — Das „Elsässische Theater“ ist eine Auslösung jener allgemeinen Spannung, welche die schlimme Uebergangszeit und insbesondere der politische Protest der achtziger Jahre in der elsässischen Volksseele zurückgelassen hat. Der Weg zu dem neuen Deutschtum im Elsaß muß über ein reines Elsässertum führen.“ So sagen die einen. — Andere erblicken in der neuen Bewegung „eine Auflehnung gegen die ihnen teure Reichsidee“; bei ihnen sind es in erster Reihe die politischen Verhältnisse, die zur Pflege einer spezifisch-elsässischen Literatur geführt haben — Strömungen gegen eine sich aufdringende großdeutsche Kultur — Bestrebungen, die nach einer elsässischen Sonderkultur zielten, getreu dem Wahlspruch: „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern!“ Und was versprach das Programm des „Elsässischen Theaters Straßburg“: „Erhaltung und Förderung der heimischen Mundart, Aneiferung der Talente zu künstlerischem Schaffen und Ausgestaltung eines Volkstheaters im wahren Sinne des Wortes“.

Man muß durch eine recht schwarze Brille geschaut haben, wenn man behaupten kann, daß der Elsässer vom Jahre 1898 der deutschen Sprache nicht mächtig genug war, um ein hochdeutsches Schauspiel mit Erfolg zu genießen. Das ist eine kühne Behauptung. Ich würde mich schämen für meine Landsleute, wenn man in Altdeutschland drüben einer solchen grundfalschen Meinung Glauben schenkte und alle meine Altersgenossen mit mir. Holen wir unsere Erinnerungen hervor, die uns bis zu den Kriegsjahren zurückführen, — holen wir unsere Erinnerungen aus der köstlichen Zeit, die uns durch die deutsche Schule führte. Wir wissen es noch — das Wort, das uns der verehrte Lehrer des

[1]) Jung-Elsaß in der Literatur. Von Dr. Karl Storck. Leipzig und Berlin bei Georg Heinrich Meyer.

Deutschen beim Abschied mitgab: „Die deutschen Aufsätze meiner elsässischen Schüler waren stets die besten; ich habe sie immer mit Verwunderung und Freude gelesen". Für die elsässische Schule müßten wir uns schämen, wenn sie es nicht fertig gebracht hätte, in dreißig Jahren Männer zu erziehen, welche die Befähigung mit ins Leben nehmen dürfen, mühelos der deutschen Geisteskultur zu folgen. Soll ich noch das Urteil eines bewährten Schulmannes — Stadtschulrat in einer der größten deutschen Städte — hierhersetzen? Er hat lange Jahre hindurch elsässische Schulen revidiert und kürzlich das ihm liebgewordene Elsaß wieder besucht: „Die elsässischen Schulen dürfen sich getrost neben den unsrigen sehen lassen!" Und unsere Väter und Mütter? Haben sie ihren Pfarrer nicht verstanden, der ihnen schon vor 1870 ausnahmslos in hochdeutscher Sprache predigte? War es ihnen in ihrer Jugendzeit etwa nicht bewußt, was sie sangen, als in der Kunkelstube oder auf der Dorfstraße die herrlichen deutschen Volkslieder von ihren Lippen flossen? Die elsässische Jugend hat niemals französisch und niemals im Dialekt gesungen. Was sie sang, und was sie in den Büchern ihrer Pfarrbibliothek las, war im reinsten Deutsch geschrieben. — Als unmittelbar vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in den ersten Monaten 1870 zu Mülhausen ein deutsches Blatt, „Der souveräne Wahlmann", gegründet wurde, da hieß es in dem Programm: „Das Blatt erscheint deutsch einfach darum, weil die Mehrheit und zwar die überwiegende Mehrheit des elsässischen Volkes deutsch denkt, deutsch fühlt, deutsch spricht, deutschen Religionsunterricht erhält, nach deutscher Sitte leibt und lebt und die deutsche Sprache nicht vergessen will. Viele, wir wissen es, reden, lesen und schreiben französisch, und das ist recht und schön. Allein dieselben, die im Französischen geübt sind, denken, husten und sprechen dennoch deutsch, und deshalb kommen wir zu ihnen und sprechen die Sprache ihrer Mütter, die Sprache ihrer Kindheit, die Sprache, in der sie ihre Kinder liebkosen und erziehen, ihre Frauen herzen und ihre sterbenden Eltern trösten."

Es ist demnach ein eitles Beginnen, wenn man das Existenzbedürfnis des „Elsässischen Theaters" aus der bei den Elsässern herrschenden Unkenntnis der deutschen Sprache ableiten will. Zum Beweise möchte man uns glauben machen, das deutsche Schauspiel werde von ihnen absichtlich streng gemieden. Man braucht das nicht zuzugeben, auch wenn uns in unserem Stadttheater an manchen Schauspielabenden eine gähnende Leere erschrecken will. Wenn man das untersuchen könnte! Man würde herausfinden, daß aus dem altdeutschen Lager mindestens eben so viele fehlen wie aus dem elsässischen. Darum kann ich auch René Prévôt nicht folgen, wenn er behauptet, daß der schwache Besuch des deutschen Schauspiels seitens der Elsässer mit ihrem offenkundigen, politischen Oppositionsgeist in Verbindung zu bringen sei. Mir will scheinen, als zeige die Straßburger Bevölkerung durch den auffallend schwachen Besuch des Schauspiels gegenüber der Oper, daß sie mehr Sinn und Verständnis für die Musik als für die Literatur besitze.

Ich habe oft beobachten dürfen, welche Stellung der ungebildete elsässische Mann zu seiner Muttersprache und zu der deutschen Schriftsprache einnimmt. Wenn ihm an den durch einen gewissen Ernst geweihten Stätten, sei es in der Kirche oder in der Schule oder im Vereinssaal, bei einer rhetorischen Darbietung sein „Elsässerditsch" entgegenklingt, so wird bei ihm anfänglich ein Gefühl der Enttäuschung und der Beschämung wahrzunehmen sein. Das Barometer seines Ernstes und seiner Aufmerksamkeit beginnt allmählich zu sinken, ein Lächeln spielt um seine Lippen, und die Wirkung des Vortrags auf sein Gemüt ist bedeutend geschwächt, mag der Stoff auch noch so tief und so ernst sein. Es scheint fast, als ob in ihm ein instinktives Gefühl der Ueberlegenheit der deutschen Schriftsprache gegenüber dem Dialekt wohnen würde. Und darum könnte ich mir auch

leicht denken, daß unser elsässisches Volk manchmal von einem hochdeutschen Volksstück mit einer schwachen Färbung zum Dialekt einen höhern Gewinn heimbringen dürfte, als ihm ein reines Dialektstück zu schenken vermag. — Wie sagte doch jener ehrsame Straßburger Bürger nach einer Wählerversammlung zu dem elsässischen Redner, der zu seinen Landsleuten einmal im urwüchsigen „Elsässerditsch" sprechen zu müssen glaubte: „Herr Dokter, kenne Sie denn nemmi Hochditsch?!"

Wenn der elsässische Mann aus dem Volke in der Stadt seinen guten Markttag hat, dann muß zu Mittag sein Edelfleisch auf dem Teller liegen. Und wenn er seinem Geiste einen Sonntag gönnt, dann müssen ihm, wo es auch sein mag, die hehren und reinen Glocken der hochdeutschen Sprache klingen!

Nun soll das „Elsässische Theater" eine Auslösung jener allgemeinen Spannung sein, welche die schlimme Uebergangszeit und besonders der politische Protest der achtziger Jahre in der elsässischen Volksseele zurückgelassen hat. Es ist schwer, auf diesem Wege zu folgen, nicht, weil man sich vor einem offenen Bekenntnis scheut, sondern weil er uns in Widersprüche hineinführt. Zuerst sollen wir wissen, daß das elsässische Volkstheater die Lösung einer gewissen politischen Spannung in der elsässischen Volksseele bedeute. Und dann führt man uns auf demselben Wege durch viele Krümmungen und Windungen zu der Erkenntnis, daß es jeder politischen Tendenz fern stehe und nur künstlerisch arbeiten wolle. Ich will mir diesen Zwiespalt gleich erklären. Man kam nicht anders um die unglückseligen Stoskopfschen politisch-satirischen Stücke herum. Sie waren nun einmal da, und man mußte, wollte man nicht an dem ganzen Bau rütteln, ihrer Existenz den Schein der Berechtigung, ja der Notwendigkeit ausstellen.

Klarer ist schon der Weg der andern gezeichnet, welche dem „Elsässischen Theater" frei und frank eine politische antideutsche Tendenz vorwerfen. Man braucht ihnen ja nicht zu folgen. Aber man weiß doch zum wenigsten, wohin sie wollen.

Am sichersten wird man wohl gehen, wenn man auf sich selbst vertraut und seinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen folgt. Die erste Aufführung des Stoskopfschen „Herr Maire" hat mir Eindruck gemacht. Ich lobe den lustigen Schwank heute noch wegen seiner Urwüchsigkeit, wegen seines elsässischen Bodengeruches und wegen seines glatten Dialoges. Literarischen Wert messe ich ihm nicht bei — wohl aber einen kulturgeschichtlichen. Zwei Momente waren es, die mir zu denken gaben. Ich bedauerte unsere braven Bauern draußen, die so tölpelhaft auf die Bühne gestellt werden, — ich bedauerte den Dr. Freundlich, der zum Spottbild des Deutschtums gemacht worden ist. Es liegt mir fern, an eine böse Absicht Stoskopfs zu glauben; die Rolle liegt ja so nahe und ist so dankbar. Aber über einen Punkt komme ich nicht hinweg. Ich meine immer, an jenem denkwürdigen ersten „Herr Maire-Abend", der in der Geschichte des Elsässischen Theaters als Höhepunkt gilt, hätte sich schon der nagende Wurm an den so kräftig scheinenden Stamm gelegt. Ich war fest davon überzeugt, daß das Publikum wirklich an die Absicht einer Verhöhnung des Deutschtums glaubte. Blicke und Worte sagten es mir. An die politische Spannung, die sich 1898 noch in der elsässischen Volksseele gefunden haben soll, glaube ich nicht. Selbst der politische Protest der achtziger Jahre scheint mir zum Zwecke der Ausschlachtung stark überschätzt zu werden. Die Stimmung der elsässischen Bevölkerung war und ist eine versöhnliche. An dieser Tatsache kann auch das Gebahren eines verschwindend kleinen Häufleins von Chauvinisten aus unsern größeren Städten nichts ändern. Aber ich meine, man sollte solche politische Gefühle, die man bei unserem ältern Geschlecht vermuten darf, nicht suchen, man dürfte nicht leichtfertig mit ihnen spielen, man müßte ängstlich der Gefahr aus dem Wege

gehen, diese Gefühle unbewußt in die Herzen des neuen Geschlechtes zu pflanzen, dem sie nicht heilig sein können, weil es sie nicht versteht.

Und als nun Stoskopf sah, daß diese politische Note in seinem „Herr Maire“ zog, ging er hin und schrieb seine Reihe politisch-satirischer Modestücke, „die das elsässische Theaterprogramm nachgerade bis zur Widerwärtigkeit beherrscht, und die ein völliges Versanden der einheimischen Bühnenliteratur herbeizuführen droht“.

Man dürfte nicht sagen: das „Elsässische Theater“ mußte kommen, um den armen Elsässer, der ja die hochdeutsche Sprache nach fast dreißigjährigem Deutschtum noch nicht beherrschte und dem deutschen Schauspiele und der altdeutschen Kunst noch nicht folgen oder dienen konnte, vermittelst künstlerischer, literarischer Schöpfungen aus seiner Mundart nach und nach für deutsche Geisteskultur aufnahmefähig zu machen, oder — um die politische Spannung in der elsässischen Volksseele zu lösen, oder — um gedrückte Herzen von den Verstimmungen gegen deutsche Art und deutsches Wesen zu befreien. Warum sucht man so viele Künste da, wo doch die Noten so einfach und natürlich abzulesen sind? Das „Elsässische Theater“ war, wenn ich so sagen darf, schon vor seiner Gründung im Jahre 1898 vorhanden in der Form, in welcher es einzig seine Berechtigung hat — in der Form des Vereinstheaters. Dort in jenen geschlossenen Vereinen, wo man so leidenschaftlich gerne „Theäterles spielte“, wo sich die Jugend versammelte, die nicht recht wußte, wie ihr politisches Lied heißen sollte, — wo Stoskopf seine satirischen Dialektgedichte vorlas, und wo die „Schwoowe“ gar manchmal in Lied und Wort „eins druff“ bekamen, — dort, mein' ich, hat die Wiege des „großen“ elsässischen Theaters gestanden. Und es begab sich, als im Jahre 1894 in Straßburg Arnolds prächtiger „Pfingstmontag“ über die Bretter gegangen war und der elsässische Dialekt „seine schöne Probe bestanden hatte“, da schickte der Himmel dem elsässischen Volke zwei begabte Dichtersmänner, die hießen Julius Greber und Gustav Stoskopf. Die waren wohlbewandert in der mundartlichen Schriftstellerei. Grebers lustige Schwänke hatten bei den elsässischen Vereinen längst ihre Berühmtheit erlangt. Und als die Kraft der beiden Dichter gewachsen war, da wuchs auch ihr Streben nach Höherem und Besserem. Da wurde es ihnen in den Vereinsstuben bald zu enge, und sie sprachen: Wir wollen ein großes und schönes Dialekt-Theater, wie es die Bayern in dem Unternehmen der Schlierseer haben, damit wir öffentlich zu unserm ganzen Volke reden können. Und ein williges Glück schenkte ihnen fröhlichen Mut und eine Reihe wacker mithelfender Kräfte — und in den ersten Oktobertagen 1898 konnte in Straßburg das neugegründete „Elsässische Theater“ mit einer Aufführung des von Karl Hauß in den elsässischen Dialekt übertragenen „Ami Fritz“ von Erckmann-Chatrian mit großem Beifall und starkem Erfolge eröffnet werden. Es versprach eine schöne Zukunft; denn man merkte bei ihm einen prächtig guten Willen und ein sicher gestecktes ideales Ziel: 1) das elsässische Idiom zu pflegen, 2) der guten elsässischen dramatischen Literatur eine würdige Heimstätte zu bieten und 3) durch die Aufführung würdig befundener Theaterstücke eine billige Volksunterhaltung edler Art ins Leben zu rufen.

Das „Elsässische Theater“ ist in Sandwege geraten und wird viele Mühe haben, wieder herauszukommen. Und was hat dieses so freudig begrüßte Unternehmen auf die falsche Bahn gebracht? Nicht allein der literarische Unwert, sondern zumeist die Tendenz vieler seiner Stücke. Ich habe bei seiner Gründung und noch nach der Aufführung des „Ami Fritz“ so große und schöne Hoffnungen getragen. Ich habe von einer schönen Arbeit geträumt. Ich sah die Dichter zu ihrem Volke gehen und es nach den tiefen Rätseln seines Lebens

fragen; ich sah sie niedersteigen in den tiefen Schacht der elsässischen Vergangenheit und nach den reichen Schätzen graben, von denen auf den Wasgauhöhen die alten Schlösser und Burgen träumen und die ruhelosen Brunnen rauschen. Eitler Traum! Wie arm sind die Dichter des „Elsässischen Theaters" zu uns gekommen! Sie haben den Weg zu ihrem Volke nicht gefunden, weil sie ihn nicht suchten — weil sie die Mauern ihrer Vaterstadt nicht verlassen konnten oder wollten. Und wie sollten sie Schätze finden in dem tiefen Schachte der elsässischen Vergangenheit, wenn sie es nicht zu wissen schienen, daß es vor 1870 auch ein Elsaß und ein elsässisches Volk gegeben habe? Ein künstlerisches Wirken hat uns das Elsässische Theater versprochen. G. Stoskopf hat das künstlerische Schaffen unbarmherzig seiner Kassenpolitik geopfert. Wenn ich von seinen Stücken nur einmal ein erhebendes Gefühl hätte heimtragen dürfen! Ich wäre dem Dichter heute noch dankbar. Aber die Erfahrung mit dem „Herr Maire" hatte ihn irregeführt, so daß er schließlich meinte, mit seinem Publikum eines Willens zu sein. Und so gab er ihm seine Schwänke mit jener unseligen politisch-satirischen Färbung. Einmal stellt er die Elsässer als Trobbel auf die Bühne, das andere Mal gießt er zur Abwechslung seinen beißenden Spott über die Vertreter des Deutschtums aus. Nichts Großes, nichts Erhebendes, lauter Kleinliches — Karrikaturen! Wenn nur einmal das Gefühl seine Feder geführt hätte, wenn uns nur ein einziger Akt von ihm in das blühende Land der Poesie brächte! Aber es ist alles nur Unterhaltungsmusik — Befriedigung der Lachlust des Publikums — Befriedigung gewisser politischer Regungen ohne jegliche Rücksichtnahme auf die vom Drama geforderte Vermittlung ästhetischer Bildung und ethischer Erziehung. Und das ist das Schlimmste. Er hat das Volk mit seinen Gaben verzogen und verdorben. Er trägt die Schuld daran, wenn das Publikum den ernsten Stücken seiner Dichterkollegen nicht mehr folgen will und kann. Daran muß sein Freund, der frühere Direktor des „Elsässischen Theaters", Julius Greber, bitter leiden. Er hat dem neuen Unternehmen in guter Absicht und in einsichtsvoller Würdigung der idealen Zwecke einige gute dramatische Arbeiten geschenkt, die einen vollen literarischen Wert beanspruchen, auch wenn man manchmal die Mitwirkung des Gefühls vermissen muß. Aber das Publikum dankt's ihm nicht; es schreit nach Stoskopfschem Brot. Auch Ferdinand Bastian, nach Greber und Stoskopf der verdienstvollste Dichter des Elsässischen Theaters, muß schwer darunter leiden. In Ferdinand Bastian hätten wir einen, in dem das Zeug steckte, ein wirklicher Volksdichter zu werden, da hätten wir einen, der den Weg weiß zu dem elsässischen Volke und zu der elsässischen Vergangenheit. Aber er geht nicht tief genug hinein. Er hört zu wenig von dem Raunen und Rauschen der Tiefströme des Volkslebens. Und darum bleibt er auch in seinen Stücken oft an der Oberfläche. Der Sprachkünstler meistert den Poeten. Von den übrigen Bühnendichtern des „Elsässischen Theaters" zu reden, verlohnt sich kaum. Ihre Leistungen reichen nicht über einen einigermaßen genießbaren Schwank hinaus. Hans Karl Abel, der sich auf diesem Gebiete mit Glück aber ohne Anerkennung versucht hat, rechne ich trotzdem gar nicht zu ihnen. Abel ist eine zu feine Dichternatur, um sich in den Niederungen unserer Dialektdichtung heimisch zu fühlen. Er wird sich zum elsässischen großdeutschen Dichter durchringen.

Es ist kein lichtvolles Bild, das ich Ihnen zeichnen durfte. Nehmen Sie es als den Ausdruck der natürlichen Ueberzeugung eines unbefangenen elsässischen Literaturfreundes, der trotz der trüben Aussicht noch Hoffnungen trägt. Vielleicht, wenn das „Elsässische Theater" einmal gesäubert sein wird von dem verderblichen Einfluß Stoskopfscher politisch-satirischer Schwankdichtung, wenn es von seinem falschen Wege zurückgekommen ist, sein schönes Ziel wieder vor Augen sieht und

seine wahren und echten Dichter gefunden hat, dann wird es werden, was es versprochen: ein Volkstheater im wahren Sinne des Wortes. Und wenn es erst im neuen, eigenen Heim wohnen darf, dann werden sie in Scharen zu ihm kommen alle, die das elsässische Land und sein Volk lieb haben, um bei ihm zu zehren von der ihnen dargereichten Labe echter, köstlicher elsässischer Volkspoesie. In dieser Hoffnung lassen Sie mich den letzten Punkt setzen.

Ihr ergebener Georg Süß.

Betrachtungen einer jungen Mutter.

„Wilhelm sah die Natur durch ein neues Organ, und die Neugierde, die Wißbegierde des Kindes ließen ihn erst fühlen, welch ein schwaches Interesse er an den Dingen außer sich genommen hatte, wie wenig er kannte und wußte. An diesem Tage, dem vergnügtesten seines Lebens, schien auch seine eigene Bildung erst anzufangen; er fühlte die Notwendigkeit, sich zu belehren, indem er zu lehren aufgefordert ward."

Wilhelm Meisters Lehrjahre.
Achtes Buch.

Immer ist es mir auffallend, wie sehr, bei der großen Literatur über Erziehung, die empirische Behandlung der Frage zurücksteht gegen die theoretische. Welchen nicht nur Wert, sondern auch Reiz haben solche Aufzeichnungen wie z. B. die „aus dem Tagebuche eines Lehrers" in den Süddeutschen Monatsheften. Ich kenne Leute, die sich um Erziehungsfragen ihrer Veranlagung nach durchaus nicht kümmern und die alles „aus dem Tagebuch eines Lehrers" mit dem größten Interesse lesen. Es ist eben das Erlebte, Erfahrene, was so daran fesselt.

Nun ist mein Erlebtes, Erfahrenes freilich sehr begrenzt; begrenzt im stofflichen, begrenzt vor allem durch mich selbst. Denn zum Erfahren gehört eben mehr als nur Gelegenheit; man muß so beschaffen sein, daß Menschen und Dinge sich in einem spiegeln können — eine Fähigkeit, die blinde Spiegel bekanntlich nicht haben. Denn wenn es sicher ist, daß die Mehrzahl derjenigen, die sich dem Erziehungsberuf zuwenden, es eben tun, weil sie „Beruf" dazu haben, wer wird denn Mutter wirklich mit Beruf?

Ohne Beruf und ohne Vorbildung, aber — wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand. Ja gewiß, nur ist es etwas naiv, sich ohne weiteres einzubilden, daß man zu denen gehört, die mit Gott so gut bekannt sind, daß er ihrer bei Verteilung von Aemtern gedenkt.

Der Zweifel an meiner Befähigung zum Erziehen war mir von Anfang an selbstverständlich, was ich dazu lernte war, — diese Befähigung überhaupt bei den meisten Müttern zu bezweifeln. Und weil ich glaube, daß nur die recht innige Ueberzeugung der Unzulänglichkeit Nachdenken, Beobachten und dann hoffentlich Besserung erzielen kann, schreibe ich diese Zeilen und nicht als eine, die belehren will oder nur irgend das Recht zur Belehrung zu haben glaubt.

Als ich im Hochsommer vor einigen Jahren mit meinem damals erst wenige Monate alten Kindchen in einem Gasthaus auf dem Lande wohnte, war meine Nachbarin die tiefbekümmerte Mutter eines dreijährigen Mädchens, das noch nicht allein laufen konnte; es litt beständig an den schwersten Verdauungsstörungen, die jede Entwicklung unmöglich machten. Der Zustand des Kindes war das einzige Gespräch der Frau; sie hatte so viel von den verschiedensten Mitteln erhofft, sie hatte auf die Wirkung der guten Landluft gebaut und alles war unnütz. Und diese Frau, an deren Gefühl für ihr Kind nicht zu zweifeln war, brachte es trotzdem fertig, die Nahrung für die kleine Magenkranke von einem sechzehn-

jährigen Dienstmädchen in der Hotelküche ohne ihre Aufsicht zubereiten zu lassen. Schließlich äußerte ich ihr doch einmal, daß die Zubereitung der Speisen für die Kranke und alles was damit zusammenhängt, wie das Reinhalten der Gefäße usw., mir gerade als der wichtigste Punkt in der Pflege ihres Kindes vorkäme. Aber da sie die ältere, demzufolge „erfahrenere" war, hatte sie nur ein Lächeln für diese neumodische Methode, die so absurde Dinge wie jedemaliges Auskochen der Töpfe, Löffel usw. verlangte und die Sache wurde ungeprüft verworfen. Nach wie vor wurde die Mutter durch die Verdauungsstörungen des Kindes betrübt und in Atem gehalten; nach wie vor waltete das sechzehnjährige Mädchen allein des verantwortungsvollen Amtes in der Küche. — Wie oft muß ich noch an das kleine Geschöpfchen denken; was wohl aus ihm geworden ist? Ich glaube ja nicht, daß meine „Methode" den kranken Magen wieder gesund gemacht hätte, aber die Frage: treten die Verdauungsstörungen ganz unabhängig von der Zubereitung der Nahrung auf oder nicht? — hätte sie wenigstens beantwortet.

Da muß ich an eine andere Mutter und an ein anderes Kind denken. Meine Aufwartefrau bat mich, bei der Arbeit ihren vierjährigen Buben mitbringen zu dürfen, der sonst allein zu Hause sein müsse. Ich willigte mit Freuden ein und schöne Hoffnungen wurden in mir wach. Dieses „einfache Arbeiterkind" mußte auf meinen doch etwas verwöhnten Einzigen wohltätig wirken; ich fühlte schon die kräftige Luft, die nun in die Kinderstube einziehen würde. Aber ich mußte Erstaunliches erleben. Gab es für mein Kind immerhin einige Gesetze, die es allerdings meist zu umgehen suchte, so war unserem kleinen Gast ein Gesetz eine überhaupt unbekannte Sache. Es wußte auch nichts mit sich, nichts mit Spielsachen anzufangen; es störte seine Mutter in einer Weise, die ich mir nie hätte gefallen lassen. Wurde es ihr zu bunt, so gab es schließlich „Haue"; darauf für einige Momente lautes Gebrüll, um dann die Unart, wegen der es Haue gegeben hatte, wieder aufzunehmen. Noch besser ging es bei den Mahlzeiten zu. Das zweite Frühstück, bestehend aus Butterbrot und Milch, fand keinen Beifall; das heißt das Butterbrot wurde widerstrebend, die Milch garnicht genossen; beim Mittagessen aß das Kind nur von den Kartoffeln und dem Fleisch, Gemüse wurde abgewiesen; all dies unterstützt durch die Mutter: „Ja, das mag er nicht". Nun schlug ich vor, am folgenden Tag dem Kind sein gewohntes zweites Frühstück mitzubringen. So geschah es und ich fand das Kind recht fröhlich bei einer Flasche Weißbier und einem Kuchenstück zu drei Pfennig. Ich erfuhr nun den gewöhnlichen Speisezettel des Kindes. Also nie Milch, weil es die nicht mochte; als Getränke Weißbier und Kaffee, als Speisen Kartoffeln und Fleisch (Gemüse kam nicht auf den Tisch), Brot und Kuchen, selten ein Brei. Mittag- und Abendessenzeit stand fest; die Zwischenmahlzeiten dagegen wurden verabfolgt, wann das Kind Lust hatte und es nahm davon, wie viel es wollte. Meine Vorstellungen, dem Kind doch wenigstens Milch anzugewöhnen und regelmäßig zu geben, wurde damit abgewiesen, daß sie arme Leute seien und keine Milch kaufen könnten (als ob Weißbier umsonst zu haben sei). Aber lieb hatte auch diese Mutter ihr Kind.

Ja, was würde man wohl zu einem Manne sagen, der sich unterfinge, z. B. Leiter eines Handelshauses nur daraufhin zu werden, daß er Liebe und Instinkt zum Handel hat? Man würde ihn wohl gewissenlos nennen. Aber eine Mutter will die vollkommene Unkenntnis alles dessen, was zur Pflege eines Kindes gehört, durch Liebe und Instinkt ersetzen. Doch in keiner Sache kann ohne Technik etwas geleistet werden und starke Bäume schlagen ihre Wurzeln tief in die Erde.

Solange nun Gesundheits- und Ernährungslehre nicht in den Schulplan aller Mädchenschulen aufgenommen sind, wo sie hingehören (die weiblichen Land-

erziehungsheime haben sie von Anfang an dem Lehrplan eingefügt), wird es ja, besonders für die Mädchen aus dem Volke schwer sein, sich gut zu unterrichten. Aber immerhin werden doch jetzt schon manche Möglichkeiten geboten; in Berlin z. B. halten Aerzte unentgeltlich Kurse über Säuglingspflege. Und die bessergestellten Mädchen und Frauen können sich leicht Zeit und Gelegenheit verschaffen, sich in diesen Dingen zu unterrichten. Man brauchte ja nur etwas weniger unnütze Handarbeiten zu machen oder nicht Klavier zu spielen, dagegen aber einen Kursus in der Kinderpflege zu nehmen. Ueberhaupt sich einmal den Unterschied klar machen zwischen dem negativen „sich beschäftigen" und dem positiven „arbeiten"! Um die Frauen, die vor und in der Ehe einen eigenen Beruf haben, ist mir nicht bange. Wer mit dem Dilettantismus in einer Sache gebrochen und ernst gearbeitet hat, wird als Mutter nicht gerade die Erziehung seiner Kinder dilettantisch betreiben. Ach so, ich vergesse ja ganz: die verheiratete Frau soll keinen Beruf haben, weil sie dadurch ihren Kindern entzogen wird. Ja, ich muß gestehen, daß ich die Mütter garnicht kenne, die aus freier Wahl immer mit ihren Kindern sind. Und die es aus Not müssen, klagen darüber, daß sie ihren Kindern viel mehr sein könnten, wenn sie nicht immer mit ihnen sein müßten, weil dieses beständige Zusammensein so leicht ungeduldig macht und die Fähigkeit auf sie einzugehen abstumpft. Oder sie klagen überhaupt nicht mehr und können sich kaum mehr besinnen, daß es so etwas wie eigenes Leben gibt; die höhnende Tragik solcher Schicksale ist dann nur zu oft, daß das erwachsene Kind zu der ganz verbrauchten Mutter kein lebendiges Verhältnis mehr findet. Aber die es nicht müssen — ich wette, daß unter zehn Müttern neun auch nicht viel mehr Zeit ihren Kindern widmen, als sie täten, wenn sie einen Beruf hätten. Der Hauptunterschied scheint mir vielmehr darin zu liegen, daß die einen in der Zeit, wo sie nicht mit den Kindern sind, Geld verdienen, die andern nicht; dafür haben sie „Interessen", „gesellschaftliche Verpflichtungen" und „Besorgungen". Das ist eben das allerverderblichste, keinen Beruf haben und dabei Kindererziehung und Haushaltung dilettantisch betreiben: was das alles mit sich führt, wie die Abhängigkeit von mehr oder weniger guten Dienstboten, die ganz unverhältnismäßige Ermüdung, falls man einmal selbst anpacken muß, die sprichwörtliche Ungezogenheit der Kinder, wenn sie bei der Mama sind und all die andern Dinge, die jedem einfallen, der einmal in einer dilettantisch geführten Haushaltung gelebt hat oder seine eigene so führt — garnicht zu reden von tieferen Schäden. Man entscheide sich also zum Verdienen oder zum Zusammenhalten, wenn man nicht mit der Legitimität allein zufrieden sein will.

Aber wenn man das Haus wählt, dann auch diesen Beruf wirklich von Grund aus verstehen und erlernen. Und vor allem mit der Ansicht aufräumen, daß man ein Kind so nebenher versorgen kann. Jedes Kind hat von der Stunde seiner Geburt an ein unbedingtes Recht auf ein ihm angemessenes Leben. Daß man es ihm manchmal nicht geben kann ist traurig, daß man es ihm aber nicht geben will, ist verbrecherisch.

Wer zum Beispiel nicht so glücklich ist, auf dem Lande leben oder einen Garten haben zu können, darf sein Kind nicht nur dann an die Luft bringen, falls gerade jemand nichts anderes zu tun hat, sondern dies muß allem andern vorangehen und die Zeit dafür muß im Tagesplan an erster Stelle vorgesehen werden. Lieber etwas einfacher kochen und sich seine Wohnung geschmackvoll und gemütlich einrichten, ohne gleich so kostbare Möbel, Teppiche usw. anzuschaffen, daß deren achtsame Behandlung eine Zeit und Sorgfalt in Anspruch nimmt, die man weit besser seinem Kinde zuwenden würde. Was für unnatürliche Ansichten in diesen Dingen herrschen, kann man sich klar machen, wenn man bedenkt, daß die feine Bürgersfrau sich ruhig an den Kochherd stellt, um ihrem Mann ein

Lieblingsgericht zuzubereiten, sich aber für zu gut hält, den Wagen, in dem ihr Kindlein liegt, auf der Straße zu schieben. — Noch eins, der Doktor darf nicht nur dann zugezogen werden, wenn ein Kind krank ist, sondern er soll das Amt eines *leitenden* Arztes haben; er muß bestimmen, wie das *gesunde* Kind gepflegt werden soll. Dies bringt mit sich, daß das Kind von Zeit zu Zeit (bei meinem geschieht es alle halbe Jahr) dem Arzt gezeigt, die Ernährung durchgesprochen und eventuelle Beobachtungen mitgeteilt werden. Damit erreicht man auch, daß der Arzt das Kind sehr genau kennt, ein Vorteil, der bei einer Krankheit nicht hoch genug anzuschlagen ist. Nur muß man die ärztlichen Anordnungen auch genau befolgen und nicht an einem Ende verderben, was am andern gut gemacht ist. Mit dem einen Ende meine ich die Nerven des Kindes; die soll man pflegen — besser gesagt schonen — denn Nerven pflegen drückt etwas aus, was es nicht gibt. Was wird da aber gesündigt von Anfang an. Nicht nur, daß die Mama, der Papa, die Kinderfrau, wenn es ihnen gerade paßt, mit dem Kinde herumtanzen, auch jede Bekannte darf es auf den Arm nehmen, wenn auch fünf am Tage kommen. Ist es größer und trifft man es recht vergnügt beim Spielen an, so ist das erste, was man tut, das Spiel zu stören, um ein neues anzugeben, anstatt abzuwarten, bis das Kind von selbst etwas Neues will. Aber wenn einer Kinder zum Lachen bringt, zehn Spiele in einer Stunde angibt und immerzu redet, kommt er in den Ruf, es gut mit Kindern zu verstehen. Damit daß wir und unsere Nerven so verdorben sind, ohne Unruhe und Geselligkeit nicht mehr auskommen zu können, ist doch nicht gesagt, daß dies der natürliche Zustand ist. Der gesunde Mensch ist gerne allein und hat seine Ruhe lieb — und das gesunde Kind gleichfalls. Ohne sich ihm in jedem Moment aufzudrängen, kann man ein Kind sehr gut beaufsichtigen, und wenn es ein paar Stunden im Tag mit andern Kindern zubringt (die einzige ihm entsprechende Gesellschaft), so soll man es den übrigen Tag in Ruhe und möglichst sich selbst überlassen. Auch Geschwister sollte man nicht zwingen, immer zusammen zu sein. Ich kenne manch einen Menschen, dessen Kindheit gequält wurde durch die Unmöglichkeit, manchmal allein zu sein.

Die Frau aber, die des Berufes wegen oder aus andern Gründen ihr Kind nicht selbst pflegt und erzieht, hat immer noch so viel Zeit, daß sie sich unterrichten und überlegen kann, wie das Kind am besten zu versorgen ist. Nimmt sie sich nun in guten Verhältnissen eine Wärterin oder tut sie als Arbeiterfrau das Kleine in eine Krippe (wo in Berlin die Kinder viel vernünftiger gepflegt werden als bei den meisten Müttern), läßt sie es, größer geworden, in den Kindergarten gehen oder zu Hause mit Kindern spielen, das *eine* muß feststehen: nicht das Bedürfnis des Tages — gleichbedeutend mit dem Bedürfnis der Eltern — darf das Leben des Kindes bestimmen, sondern sein eignes. Es werden immer noch genug Unterbrechungen der vorgesetzten Ordnung kommen; um so nötiger ist es, überhaupt eine aufzustellen und daran festzuhalten, soviel es in unserer Macht steht.

Ja, es gehört schon unendlich viel dazu, nur die Grundbedingung zu schaffen, auf dem sich dann so ein Menschenseelchen aufbauen kann. Denn alles hier gesagte betrifft doch nur einen kleinen Teil der körperlichen Pflege, die wiederum erst das Fundament in dem großen Werk der Erziehung ist.

„Kinder sind Rätsel von Gott, und schwerer, als alle, zu lösen,
Aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich selber bezwingt."

Also das Letzte und Höchste nötig, wenn es gelingen soll, dies Rätsel zu lösen. Und wie weit entfernt fast wir alle von dem Ziel zu der Zeit, wo wir Mutter werden. Entweder unentwickelt und kindisch, oder leidenschaftlich und nur davon erfüllt, das eigene Leben nach seinen Wünschen zu gestalten, — wie selten in reifer Liebe.

Und da experimentiert man nun herum. Einmal läßt man alles durchgehen, das andere Mal ist man unglaublich streng; bald versucht man es mit der realen Strafe des Prügelns, dann wieder muß der liebe Gott als Hilfe anspazieren; heute verlangt man unbedingten Respekt, morgen ist man wieder nur mütterliche Freundin. Ja dies alles hätte man nicht nötig, wenn man selbst ein ganzer Mensch wäre. Aber man ist keine Persönlichkeit, hat auch keine Lust zur Selbstzucht; daher versucht man hundert Erziehungsmethoden; die einzig probate — das Beispiel — wird als zu schwierig abgelehnt. Es ist ja auch furchtbar schwer. Man braucht es ja nur in etwas ganz Aeußerlichem, den Manieren, zu versuchen; gleich ertappt man sich auf einer Menge Verstöße. Man sagt einmal nicht „danke" zum Dienstmädchen, sofort macht es das Kind nach; man stützt einmal den Ellenbogen auf, gleich sitzt das Kind auch so da. Wie viel mehr noch bei allem Sittlichen, denn da läßt sich ein Kind nichts vormachen, und wenn man ihm die schönsten Geschichten vom guten Papa und der sanften Mama erzählt, es weiß genau Bescheid. Hier, wie überall, sollte man wissen, was einem ansteht, nicht aber, nur weil man Mutter ist, sich mit einem Nimbus umgeben. Denn ein Kind geboren zu haben, ist noch kein Verdienst, eher sieht es einer Schuld ähnlich, die, ins Reine zu bringen, es eines Gemütes bedarf, das „sanftmütig und von Herzen demütig ist". Dies eben wäre das Vollkommene: alles auszubilden, was irgend von Anlagen in einem Kinde schlummert — ihm dies Leben zum Besitz zu geben — es seinen eigenen Weg gehen zu lassen, wissend, daß nur, was geblüht hat, Frucht tragen kann — und doch in seinem eigenen Wesen ein Etwas haben, das ohne Worte spricht von dem sehnsüchtigen Suchen unserer wahren Heimat. So sein — das wäre — eine Mutter von Gottes Gnaden sein!

Diese Betrachtungen regen uns an, eine hierhergehörige Stelle aus Herbert Spencers On Education zu übersetzen: „Wenn durch einen wunderlichen Zufall nicht eine Spur von uns erhalten bliebe außer einem Stoß Schulbücher oder Examens-Grundrissen, so könnten wir uns vorstellen, wie verwundert ein Forscher dieser fernen Zukunft wäre, wenn er aus seinem Funde an keinem Zeichen merkte, daß diese Lernenden einmal Eltern werden sollten. ‚Das ist wohl der Studienplan für ihre Unverheirateten gewesen', würde er schließlich sagen; ‚ich bemerke hier eine genau ausgearbeitete Vorbereitung für viele Dinge, besonders für die Lektüre der Bücher untergegangener Nationen und gleichzeitiger Völker (daraus scheint übrigens hervorzugehen, daß diese Leute wenige in ihrer eigenen Sprache verfaßte Bücher hatten, die des Lesens wert gewesen wären); aber ich finde nicht den geringsten Bezug auf die Kindererziehung. So einfältig können sie doch nicht gewesen sein, daß sie jeglichr Anleitung zu dieser ernstesten aller Verantwortlichkeiten unterließen! Augenscheinlich war dies der Lehrplan eines ihrer Klosterorden!' Im Ernst gesprochen: ist dies nicht eine erstaunliche Tatsache: obgleich von der Behandlung der Nachkommenschaft Leben und Tod, sittliches Wohlergehen oder Ruin abhängt — wird dennoch denen, die doch mit der Zeit Eltern werden müssen, nicht ein einziges belehrendes Wort über die Behandlung der Nachkommenschaft zuteil! Ist es nicht monströs, daß das Geschick einer neuen Generation einfach von sinnloser Gewohnheit, von Reizbarkeit, Laune, von der Weisheit unwissender Ammen und den Vorurteilen von Großmüttern abhängen soll? . . . Betrachte doch die junge Mutter und ihre Erziehungsweisheit! Vor ein paar Jahren war sie noch auf der Schulbank, wo ihr Gedächtnis mit Wörtern und Namen und Daten vollgestopft, aber ihre Denkfähigkeit kaum irgendwie geübt wurde; wo ihr nicht eine Idee gegeben wurde über die Art und Weise, die Seele des Kindes zu erschließen; wo der ganze Unterrichtsbetrieb sie auch nicht zum Ausdenken eigener Methode angeleitet hat. Inzwischen hat sie Klavier gespielt, gestickt, Romane gelesen, Bälle besucht — kein Gedanke an die schwere Verantwortung der Mutterschaft."

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Heilige Nacht.

Von Auguste Supper in Stuttgart.

Nun nahst du wieder, heil'ge Nacht.
Ich hör' das Rauschen deiner Schwingen
Mit alter, wundersamer Macht
Aus aller Himmel Tiefen dringen.

Schon seh' ich deines Kleides Saum,
An dem die goldnen Sterne glänzen.
Ich stehe wartend wie im Traum.
Womit wirst du das Haupt mir kränzen?

Einst, da ich Kind war, lehnt ich fromm
Und zitternd unterm Fensterbogen.
„O Christkind, liebes Christkind, komm
Vom Himmel her zu mir geflogen!"

So ging mein Beten heiß und rein,
Und Christkind ließ sich gern bewegen,
Bei Tannenduft und Kerzenschein
Trat es mir lächelnd bald entgegen.

Heut steh ich wieder, heilge Nacht.
Weit ist mein dürstend Herz dir offen.
Sag an, was hast du mitgebracht?
Was soll ich wünschen, darf ich hoffen?

Christkindleins leichter Kinderschritt,
Er geht vorbei an meiner Türe.
Ich lausch ihm nach, dem lieben Tritt.
Ist nichts, das ihn zurück mir führe?

Umsonst, ach er verhallt so schnell.
Im Nachbarhaus ist er verklungen.
Dort haben Kinderstimmen hell
Vom Stall zu Bethlehem gesungen.

Was bleibt nun mir? O heilge Nacht,
An deinem Mantel Sterne funkeln.
Schenk einen von der ganzen Pracht,
Nur einen mir, — ich steh im Dunkeln!

Und da — auf lichterfüllter Bahn
Naht sich ein Stern aus jenen Höhen.
Da, wo ich kniee hält er an.
Zu meinen Häupten bleibt er stehen.

Er flimmert hell, er flimmert weit.
Ich kenne, ja ich kenn ihn wieder.
Er ist's, den schon vor langer Zeit
Ein Starker holte für uns nieder.

Ein Starker, der mit fester Hand
Ihn in die Lebensnächte stellte,
Daß er weit über Meer und Land
Uns jedes Dunkel mild erhellte.

Neu glänzt er heute! Heilge Nacht,
Hab Dank für dieses Angebinde!
Du hast mir besseres gebracht
Als dazumal dem frommen Kinde.

Verstummen muß die alte Not
Klar steht's in jede Nacht geschrieben:
„Der beste Vater ist uns Gott.
Und eins ist sein Gebot — zu lieben."

Das Bethele.

Von Sophie von Adelung in Stuttgart.

Der Segen war gesprochen, die Orgel verhallte in einem langgezogenen tiefen Tone, und die Menge strömte nach den verschiedenen Ausgängen, so hastig, als könne sie es nicht erwarten, wieder dem frohen Treiben da draußen anzugehören. Der junge Mann, welcher in einer der vordersten Reihen gesessen hatte, schien keine Eile zu haben. Er ließ die Kirchgänger ruhig an sich vorbeiziehen und schritt dann langsam dem Seitengange zu, während sein Auge prüfend über die Menge glitt. Einmal stellte er sich sogar auf die Zehen, als suche er jemanden. Er hätte es kaum zu tun brauchen, denn er war von stattlicher Größe trotz seiner gedrungenen Gestalt und trug seinen Kopf leicht und frei auf den starken Schultern. Jetzt blieb er noch einmal stehen, um den schmucklosen Raum mit einem langen Blicke zu prüfen. „Hier bin ich Sonntag um Sonntag gesessen, ‚halb Kinderspiel, halb Gott im Herzen‘," sagte er so leise, daß sich seine Lippen dabei nur lautlos bewegten. „Wie hat sich seither alles verändert! Die Welt ist anders geworden, die Menschen auch. Kann dies wirklich noch derselbe Raum sein, der mir damals so hoch und hehr erschien? Ich meine, die Mauern müssen zusammengerückt sein, die Fenster zusammengeschrumpft. Es fehlt an Luft und Licht und — Freiheit." Während er sich zum Weitergehen wandte, wäre er beinahe über drei kleine Wesen gestolpert, die unter der Empore hervorkamen und nun langsam den Gang hinunterschlürften. Alle drei halb verwachsen und unter Durchschnittsgröße, mit langen Tüchern und schwarzen pilzförmigen Hüten, waren sie sonderbar anzusehen. Sie hielten sich an den Händen und gingen in einer etwas schrägen Linie bedächtig dem Portale zu. Mit einem raschen Blicke hatte der junge Mann die eigentümlichen Gestalten gemustert, und ein halb mitleidiges, halb spöttisches Lächeln war auf seine Lippen getreten. Da wandte sich die eine, und er sah ihre großen schwarzen Brillengläser. Richtig, die andern beiden trugen ebensolche. Jetzt kamen sie an dem eisernen Ofen vorbei, der junge Mann immer hinter ihnen drein. Diejenige, welche links ging, stieß sich heftig mit dem Arme an der scharfen Kante. Ein unwillkürlicher Impuls hieß den Fremden, sie anreden: „Sie sind augenleidend?" fragte er, sich zu der Kleinen hinabbeugend. „Wir sind blind," lautete die Antwort. „Die Euphrosyne da," sie zeigte auf die Gestalt rechts, „hat noch einen Schimmer: sie führt uns."

Mit dem Führen schien es aber so eine Sache zu sein, denn beim Hinausgehen rutschte Euphrosyne auf den glatten Stufen und wäre um ein Haar hinabgestürzt, wobei sie unfehlbar die andern beiden mitgerissen

hätte. Allein sie gewann das Gleichgewicht noch rechtzeitig wieder, und die drei schoben sich langsam auf dem Fußsteige weiter, um sich bald darauf in der Menge zu verlieren. Der junge Mann hatte ihnen mit einem eigenen Gemisch von Gefühlen nachgesehen. Fast kam ihm dabei seine Kraft, seine Gesundheit wie etwas Aufdringliches vor. Er seufzte erleichtert auf, als er sie nicht mehr erblicken konnte und schüttelte sich wie ein großer Neufundländer, der aus dem Wasser kommt. In der Welt war viel Häßliches und Fehlerhaftes, wozu lange daran denken? Aendern konnte man es doch nicht, und für ihn, Ewald Brandis, stand sie ja offen. Er war ein Sonntagskind, einer jener seltenen Menschen, denen das Glück von früher Jugend an zulächelt, die aber auch verstehen, es zu halten und zwar mit beiden Händen. Denn darin lag die Kunst, darin ganz allein. Vielleicht hatten die drei Jammergestalten von vorhin das Zugreifen im richtigen Augenblicke nicht verstanden, wer weiß . . . vielleicht auch hatte sich ihnen das Glück nie so recht genaht. Es gab Stiefkinder in der Welt, das zeigte die Alltagserfahrung. Aber er, Ewald Brandis, gehörte nicht zu ihnen, und vielleicht lag sein allerschönstes, vollstes Glück noch in der Ferne. . . . Er hob den Kopf wieder keck empor und ging leichten, elastischen Schrittes denselben Weg, den vorhin die drei Blinden eingeschlagen hatten. Bald überholte er sie auch, doch ohne sie zu bemerken. Sie wichen scheu zur Seite, als sie den festen Männerschritt hinter sich im Kiese knirschen hörten, dann gingen sie, immer noch in einer schiefen Reihe, langsam weiter.

Ewald eilte an den blühenden Hecken der Gärten entlang und sein Auge weilte wohlgefällig auf der sonnigen Frühlingslandschaft. Wie lange war er nicht mehr hier gewesen! Es mochte sich einstweilen noch so viel verändert haben — die Berge und Wälder seiner Heimat waren schön geblieben. Und sie, die kleine Spielgefährtin von damals, wie würde er sie wiederfinden? Sieben Jahre machen viel aus; gewachsen, ohne Zweifel, groß und vielleicht auch hübsch geworden — sie versprach damals sogar recht hübsch zu werden. Er sah sie noch vor sich, die kleine Elisabeth, das ausgelassene Ding mit den Zöpfen, die ihr immer wild um den Kopf flogen, wie sie furchtlos über jeden Graben sprang, auf jeden Baum kletterte. Damals hatte er sie reizend gefunden und sein Primanerherz war für sie erglüht, so sehr erglüht, daß er ihr beim Abschiede, als sie ihn bis ans Gartenpförtchen begleitete, ein Versprechen hatte abnehmen wollen. Wenn er wiederkam und er seine erste Stelle erhielt und die Eltern nichts dawider hatten und sie ihm gut geblieben war . . . ja dann . . . Zu einer weiteren Aussprache war es aber nicht gekommen. Ueber und über errötend, hatte sie ihre Hände aus den seinigen gerissen und war fortgestürmt, zum alten Apfelbaum, in dessen Zweigen sie wohl eine Stunde lang ihre Scham, ihre Aufregung, ihren Schmerz und ihr Glück ausweinte, während er mit großen Schritten dem Bahnhofe zueilte und in seinem Herzen schwur, fernerhin kein Mädchen anzusehen, sondern für seine Elisabeth alle heiligsten, besten Gefühle zu hegen, bis er sie zum Altare führen könne.

Das hatte er nun allerdings nicht gehalten. Du liebe Zeit! Ein Primanerherz verspricht gar manches. Aber neugierig war er doch, wie sich die Kleine gemacht haben würde. In der Kirche war sie nicht gewesen

— sonst hätte er sie sicherlich wiedererkennen müssen. Verhältnisse und Menschen hier in der kleinen Vaterstadt wollten ihm nach der langen Abwesenheit recht altmodisch und spießbürgerlich erscheinen. Vielleicht würde es ihm mit Elisabeth ebenso gehen. Im Grunde genommen war es auch kein Unglück; er sah sich eben anderswo um. Die Welt war groß. Nur allerdings verteufelt wenig Zeit blieb ihm übrig und einmal drüben . . . Ewald Brandis blieb plötzlich stehen. Da war es schon, das alte, einstöckige Gebäude, in dem Elisabeth ihre ganze Kindheit zugebracht hatte und jetzt ihren unschuldigen Mädchenträumen nachhängen mochte. Wie schief und wackelig es aussah, wie altersgrau und baufällig! Aber freilich, die Blinden sahen ja nichts von ihrer Umgebung. Da drüben, der Prachtbau in seinem grünenden Garten war wohl das neue Irrenhaus. Das nahm sich allerdings ganz anders aus. Das Blindenheim war immer eine armselige, unscheinbare Anstalt gewesen. Und doch wollte ihn ein seltsames Gefühl, fast etwas wie Rührung, beim Anblick der grauen Wände, der winzigen Fenster und des altmodischen Gärtchens überschleichen. Hatte er doch die schönsten Stunden seiner Knabenzeit in dieser Umgebung verlebt, er, der Elternlose, der immer nur bei Fremden gelernt hatte, was Liebe und Pflege und ein Heim heißt. Wie würde er nun hier empfangen werden nach so langer Zeit, jetzt, da er wiederkam, ein Mann mit seltenen Kenntnissen für seinen Stand, mit Aussichten auf eine glänzende Zukunft und, was das beste war, mit einer gesicherten Stellung?

Sein freudig klopfendes Herz sagte ihm mit Siegesgewißheit, wie dieser Empfang sein müsse. Die Kunde von seinen glücklich beendeten Studien und von seiner Ankunft im Heimatsstädtchen mußte ja längst auch hierher gedrungen sein. Man würde ihn mit offenen Armen empfangen. Er weidete sich schon jetzt an der Bewunderung und an dem Erstaunen, die sich in Elisabeths großen Augen malen würden.

Die Fenster des Erdgeschosses standen offen. Langsam trat er näher. Eine frische helle Mädchenstimme hatte sein Ohr getroffen, eine Stimme mit einem eigentümlich warmen Klange, wie der einer Glocke. Jetzt konnte er auch die Worte vernehmen. Ein jedes drang deutlich und klar in die milde Frühlingsluft hinaus.

„Und wenn unser Pfad hier auch dunkel ist und Nacht und Nebel uns umringen: du kannst uns auf lichte Höhen führen. Eine kurze Weile wandeln wir im Finstern, eine kurze Weile währet die Nacht: dann wird es Licht für immer, und der Tag bricht an, der keinen Sonnenuntergang mehr hat. Aber dein Licht brennt auch im Finstern und leuchtet denen, die dich fürchten. Es wird ihren Pfad erhellen und sie geleiten, daß sie nicht irre gehen noch straucheln. Darum in der Nacht und bei Tage, in Trübsal und Freude sei du Herr unser Fels und du, o Gott, unsere Zuflucht für und für! —“

Ewald hatte sich lautlos auf den Mauervorsprung unter dem Fenster hinaufgeschwungen. Ein merkwürdiger Anblick bot sich seinen Augen. In dem sauber getünchten Zimmer saßen sechs Frauen, meist vorgerückten Alters. Sie hatten die Hände im Schoße gefaltet und die Köpfe ein wenig vorgestreckt, wie um besser lauschen zu können. In ihrer Mitte aber, am

großen Tische, saß eine feine Mädchengestalt, hoch und schlank gewachsen; sie drehte Ewald den Rücken zu, so daß er nur das rosige Ohr und die feine Profillinie ihrer Wange sehen konnte. Sie trug den denkbar einfachsten Anzug: ein graues Hauskleid von Leinen und ein weißes Tüchelchen um den Hals; der schwere Knoten im Nacken war kunstlos aufgenestelt. Aber die ruhigen schlanken Formen waren von großer Anmut, und es lag eine Frische und jugendliche Unberührtheit darin, die wunderbar von den verwitterten Zügen der alten Frauen abstach. Etwas wie Demut und Hoheit zugleich ruhte auf dem braunen Scheitel, der über das fromme Buch geneigt war. Die Gesichter der alten Frauen mit ihren glanzlosen Augensternen waren ihr alle zugewendet, mit Spannung lauschten sie der jungen Vorleserin. „Die reinste Madonna," sagte sich Ewald, und in seiner Begeisterung wäre er fast rücklings gefallen, allein er hielt sich noch an dem Fenstersimse fest. Er erschrak heftig: seine rasche Bewegung konnte den Insassen des Zimmers nicht entgehen. Jetzt starrte ihn die eine Alte mit weit aufgerissenen Augen an. Aber nein, sie war ja blind und das junge Mädchen so in ihr Geschäft des Vorlesens vertieft, daß sie alles um sich her vergessen zu haben schien. Nun wandte sie den Kopf ein wenig zur Seite, während sie umblätterte, und Ewald konnte die feine Nase, die dunklen Wimpern sehen.

„ . . . So führe uns alle, Arme und Reiche, Kluge und Einfältige, Kranke und Gesunde in dein Reich, wo ewiger Friede wohnt und eine Sonne leuchtet, die nichts mehr zu verdunkeln noch auszulöschen vermag. — Amen."

Sie machte das Buch zu und erhob sich. Gleichzeitig ertönte ein einstimmiges „Amen" aus alten, zitternden Kehlen und ein vielfüßiges Scharren.

Ewald war herabgesprungen und stand an die Mauer gelehnt, um nicht gesehen zu werden. Ein selig-süßes Gefühl durchschauerte ihn, als habe er eine Erscheinung gehabt. Sein Herz hatte ihm vom ersten Augenblicke gesagt, wer das Mädchen sei, das wie eine Königin unter ihren Untergebenen thronend, da drinnen saß, und doch konnte er es nicht glauben. Das — die kleine, wilde Elisabeth! Es geschehen auch heute noch Wunder, um Ungläubige zu bekehren.

Jetzt schlürften langsame, bedächtige Tritte an ihm vorüber: die drei alten Weiblein aus der Kirche. Ewald fuhr aus seiner Träumerei empor und folgte ihnen nach. Die schrille Glocke am Hausflur ertönte; zugleich mit ihnen wurde auch er eingelassen.

Vor Ewald stand eine ältliche, saubergekleidete Frau. „Sie wünschen?" fragte sie verwundert und neugierig zugleich. Besucher mochten hier eine Seltenheit sein, und dieser Gedanke erfüllte Ewalds Herz mit inniger Freude.

„Brigitte, erkennen Sie mich denn nimmer? Haben Sie die Brotschnitten mit Gänseschmalz vergessen, die Sie dem wilden Ewald zustecken?"

Sie sah ihn lange prüfend an. Dann schlug sie plötzlich die Hände über dem Kopfe zusammen. „Ja du meine Güte! sind Sie's denn wirklich, der Ewald, Ewald Brandis? Nein, ist denn so etwas möglich? Ja, wie

haben's denn Sie gemacht, um so groß zu werden — und — und — so ein gar feiner Herr — und — ja was wird denn das Bethele dazu sagen!?"

Der treuen Seele standen die hellen Freudentränen in den Augen, während sie so sprach. Sie trocknete sie mit dem Schürzenzipfel, dann reichte sie Ewald ihre schwielige Rechte hin. Er drückte sie herzhaft: die ganze Welt hätte er heute umarmen mögen.

„Warum haben Sie denn alle diese Zeit gar nichts von sich hören lassen, Herr Ewald?" forschte sie. „Sieben Jahre! Wie verschollen waren Sie. Wir dachten immer, sie würden einmal schreiben, einmal nach uns schauen! Aber jetzt, wo Sie da sind, ist alles gut! Kommen Sie nur herein, Herr Brandis — nur herein. Ich werde gleich das Bethele rufen. Mein Himmel! wird das eine Freude sein! Sie sind ja zusammen aufgewachsen, fast wie Bruder und Schwester! Frau Steinacker! Frau Steinacker!" rief sie laut und riß die Türe zur Küche weit auf: „da ist jemand, der Sie besuchen will, jemand, den Sie gut kennen und doch nicht kennen werden! Ja, gelt, das ist eine Ueberraschung!"

Und damit schob sie Brandis in die Küche hinein. Nun kam auch Frau Steinacker hervor, „die Hausmutter", wie sie genannt wurde, und streckte ihm beide Hände entgegen. „Ewald — Ewald Brandis! das ist aber eine freudige Ueberraschung! Kommen Sie nur gleich hinüber zu meinem Mann, er ist zu Hause – wie wird er sich freuen!" und sie drückte seine Hände, während sie mit fast mütterlichem Stolze an ihm emporsah. Ihr Blick sagte: „du bist ein Mann geworden, und was für ein feiner, hübscher Mann!" so daß Ewald etwas verlegen und selbstgefällig lächelte. Er war es gewohnt, bewundert zu werden, aber dieses mütterliche Wohlgefallen schmeichelte ihm ganz besonders. Doch wo blieb sie, sie, die eine, die er aufzusuchen gekommen war? Herr Steinacker erhob sich etwas schwerfällig vom schwarzledernen Sessel am Schreibtische. Er war, gleich seiner Frau, in den sieben Jahren stark geworden, aber statt ihrer Rührigkeit hatte seine ganze Art etwas behäbig-langsames. „Ja aber! Ja aber!" rief er herzlich, Ewald die Hände schüttelnd. „Nein so etwas! Willkommen lieber Ewald! Das ist mir ein freudiger Besuch. Nun, Alte, was sagst du jetzt? Habe ich's nicht immer gewußt: er kommt wieder, alles zu seiner rechten, guten Zeit. Meine Alte hat's nicht glauben wollen. Paß auf, hab ich gesagt: sollst sehen, er vergißt treue Freunde nicht. Ei was — zu vornehm geworden — nichts da! Keine Zeit hat er, Studieren muß er. Hat ja immer was besonderes werden wollen. Das braucht Zeit. Hab ich nicht recht gehabt, Alte? hm? nun schau dir mal den Prachtskerl an? Wächst auch sowas in unserem Städtchen?" Und er lachte, rieb sich vergnügt die Kniee und lachte wieder. „Du machst ihn ganz eitel," bemerkte Frau Steinacker, aber auch ihre Blicke hingen immer noch mit unverhohlener Bewunderung an der stattlichen Erscheinung des jungen Mannes. Man hatte sich gesetzt. Herr Steinacker begann, Ewald über seine Studien auszufragen. „Sind Sie dabei geblieben, Lehrer zu werden?" forschte er: „es ist ein schwerer, aber schöner Beruf." „O ja," erwiderte Ewald etwas zerstreut, denn seine Augen irrten immer wieder zur Türe, wo Elisabeth

jeden Augenblick erscheinen konnte. „Aber, so wie die Verhältnisse in Deutschland sind, ist es doch gar zu dürftig mit ihm bestellt.“ „Meinen Sie die Besoldung?“ fragte Herr Steinacker. „Auch die,“ gab Ewald zurück. „Aber nicht sie allein. Die ganze Stellung eines Schullehrers hat bei uns so etwas mittelalterliches, pädagogisch-pedantisches. Es wird ihm kein Spielraum zur Entfaltung seiner eigenen Anlage gelassen. In der Schablone geht das individuelle Talent zu Grunde. Er ist in seinem Schulgebäude nichts besseres, als der Unteroffizier, der Rekruten drillt. Der Mensch geht unter in der Maschine.“ Ewald hatte sich warm geredet; dies Thema war sein Steckenpferd. Er wandte seine Augen von der Türe ab und heftete sie in ihrem ganzen Jugendfeuer auf Herrn Steinacker. „Aber bester Herr Brandis!“ sagte dieser fast erschreckt und legte beschwichtigend seine Hand auf des jungen Mannes Schulter: „So schlimm wird es doch bei uns nicht stehen? Ich bitte Sie! so viel vorzügliche, tüchtige Lehrkräfte können unmöglich bloße Maschinen sein! Ich kenne doch auch Lehrer, Lehrer die selbständig denken und prüfen. —“ „Nun, ein wenig wird Herr Brandis doch recht haben,“ mischte sich Frau Steinacker jetzt lebhaft in die Rede der Männer. „Mir scheint, was er sagt, stimmt zu manchem, das auch wir schon getadelt haben. Man braucht sie ja nur anzusehen, wenn sie so auf der Straße daherkommen, keine Schneid, keine Haltung. Einer sieht dem andern gleich, und man merkt ihnen die geplagten Schulmeister auf zwanzig Schritte an.“ „Ich meine hauptsächlich unsere gesellschaftliche Stellung,“ beeilte sich Brandis mit einem dankbaren Blick auf Frau Steinacker zu sagen. „Sieben Jahre habe ich mich geplagt und geschunden, habe mir keinerlei Erholung gestattet, keine Ruhe, nicht mal eine Reise hierher, um alte Freunde wiederzusehen, und habe nur für meine Studien gelebt, glauben Sie, das alles, um in irgend einem Nest zu versauern und von Jahr zu Jahr wieder zu vergessen, was ich selbst mühsam erlernt habe? Ich muß unter Gleichgesinnten leben, in der Welt und mit der Welt. Die Träger der Bildung sind wir Lehrer. Wir gehören von rechtswegen zur sogenannten „besten“ Gesellschaft. Nur im Wechselverkehr aber können moderne Menschen auf der Höhe ihrer Entwicklung stehen bleiben. Und wir verlangen, und haben ein Recht zu verlangen, daß man unsere Ansprüche anerkennt, uns als das aufnimmt, was wir sind — ich sagte es ja schon einmal: die Träger der Bildung.“ „Da haben Sie ganz recht!“ rief Frau Steinacker, auf welche die feurigen Worte des Gastes einen tiefen Eindruck machten, während sich ihr Gatte bedenklich im Genicke kratzte. Er wollte eben sein begütigendes „Nun, so schlimm wird's aber bei uns doch noch nicht stehen“ wiederholen, als ihn seine Frau abermals lebhaft unterbrach. „Vollkommen recht haben Sie! Das sieht man auch schon Ihrem ganzen Auftreten an, daß Sie für ein solches Leben, zum Lebendigbegrabensein, möchte ich sagen, nicht passen. Nein, durchaus nicht. Was ist das auch? so vierzig, fünfzig kleinen offenen Mäulern das A B C vorzusagen, und gelegentlich einen der Dümmsten durchzuprügeln. Nein, Sie brauchen gewiß etwas Besseres, Höheres. Aber wo ist eine solche Stelle zu bekommen? wo findet man sie?“ „Das ist es eben,“ sagte Ewald triumphierend und doch mit einem etwas ängstlichen Seitenblick auf Stein-

acker. „Ich war klug genug, mich bei Zeiten vorzusehen; nicht umsonst habe ich länger studiert als andre, und wenn ich nicht einmal Zeit fand, lieben, alten Freunden —" hier drückte er ihre Hand — „zu schreiben, wie es mir geht, so kann ich sie jetzt wenigstens mit einer Neuigkeit überraschen. Ich habe eine brillante Stelle in Aussicht, wie ich sie nur wünschen kann: hohen Gehalt, ein geachtetes und gesuchtes Amt, angenehmen, gebildeten Umgang, keine übermäßige Arbeitslast und nach einigen Jahren Aussicht auf noch Besseres."

„Und wo wäre das?" fragte sie gespannt.

„Drüben — in Amerika."

Er sagte es etwas zögernd. Er wußte ganz genau, was jetzt folgen würde — Schrecken, Staunen, Entrüstung, unmutige Ausrufe. Er hatte es alles ja schon so oft erlebt.

„In Amerika —?" und Frau Steinacker hielt den Atem zurück. „In Amerika!!" wiederholte sie leise, fast flüsternd. Sie äußerte später selber darüber zu einer Nachbarin: „Glauben Sie's, — mein erstes Gefühl war Neid. Amerika! das Land meiner Jugendträume! Sie wissen, wie ich immer fürs Reisen schwärmte, und ach! ich bin nie, nie weiter gekommen, als bis zum Bodensee!"

Herr Steinacker räusperte sich nur, nahm die Brille ab, wischte sie sorgfältig mit dem Taschentuche und sagte ruhig: „Nach Amerika? das werden Sie nicht tun. Nein. Sie werden sich's noch reiflicher überlegen. Ihre Kräfte gehören dem Vaterland. Es gibt auch bei uns gebildete Leute. Sie werden sich's noch reiflicher überlegen."

Ewald wollte erwidern, er brauche sich nichts mehr zu überlegen, es sei eine fertig ausgemachte Sache. Der einzige noch lebende Verwandte, ein Onkel, der „drüben" reich geworden und auf kurze Zeit nach Europa zurückgekehrt war, hatte ihm unlängst die glänzende Aussicht eröffnet. Der Vertrag war unterschrieben — selbst das Schiff schon bestimmt, mit welchem er nach Verlauf von drei Monaten reisen sollte. Doch seine Erwiderung blieb auf immer ungesagt, denn gerade, als er sprechen wollte, öffnete sich die Türe und Elisabeth trat herein. Sie war augenscheinlich sehr befangen, bezwang sich aber tapfer, und sah Ewald frei ins Gesicht, während sie ihn begrüßte. Aber höher und höher stieg ihr eine feine Röte in die Wangen, bis Stirn und Nacken davon berührt wurden und verließ sie nicht mehr, solange er dablieb.

„Fräulein Elisabeth!" sagte er so ehrfurchtsvoll, wie wenn eine Königin vor ihm gestanden hätte. Ja sie war lieblich und schön, diese heilige Elisabeth der Armen und Bedrückten. . . .

„Wo hast du so lange gesteckt, Bethele?" fragte die Mutter.

„Die Sonntagsandacht hielt ich unseren Frauen, die nicht in die Kirche gehen konnten," erwiderte sie.

„Ich habe Sie im Vorübergehen vorlesen hören," kam es schnell auf Ewalds Lippen. Ihm war, als müsse er ihr ein Bekenntnis ablegen, als könnten diese klaren Mädchenaugen auf dem Grunde seiner Seele lesen.

„Ja?" sagte sie einfach, wie selbstverständlich, „Sie glauben nicht, wie schwer es ist, etwas Passendes für unsere Blinden zu finden. In den

meisten Andachtsbüchern kommt so viel von Sonnenschein und frohen Tagen vor. Das schmerzt kranke Augen, und Blinde gar mögen nicht viel davon hören, es macht ihnen Herzweh. Da hab' ich so ein altes Gebetbuch gefunden, vergilbt und vergriffen, aber es paßt gerade. Unsere Frauen meinen, es sei extra für sie geschrieben — nicht wahr, Mutter?"

Frau Steinacker nickte befriedigt. „Ja, ja," sagte sie, „was unsere alten Frauen ohne das Bethele tun sollten, das weiß ich nicht."

„Sie ist ihr Sonnenschein und ihr froher Tag, gelt?" meinte der Vater und strich zärtlich über der Tochter Scheitel. Diese sah ihn freundlich an.

„Ich könnte aber auch nicht mehr ohne sie sein, sie brauchen mich ja alle. Was würden Christine und Bärbel und die lahme Anna, und gar die Euphrosyne ohne mich anfangen? Mutter, die Euphrosyne war doch in der Kirche," setzte sie vorwurfsvoll hinzu. „Es wird noch ihr Tod sein. Aber was kann ich tun? Ich hab ihr's oft und oft gesagt, und nun hat sie wieder ihre Zahnschmerzen. Vielleicht hilft ihr Kamillentee, wie das letzte Mal." Sie sah so lieblich aus, während sie sprach, eine kleine Unmutsfalte war zwischen ihre Brauen getreten, und ihre Augen blitzten, so daß Ewald den Blick nicht von ihr wenden konnte.

„Heilige Elisabeth!" flüsterte er ihr leise zu. Sie sah ihn verwundert an, die Falte grub sich tiefer zwischen ihre Brauen, und sie richtete sich hoch auf. Dann plötzlich veränderte sich ihr ganzes Gesicht, ihre Haltung. Sie lachte herzlich. „Ach, gehen Sie!" sagte sie in ungläubigem Tone, „was fällt Ihnen denn ein? Wir sind hier nicht in der Großstadt, wo so etwas Mode ist. Ich bin gewöhnt, alles zu nehmen, wie man's sagt."

Er murmelte verlegen etwas wie „er habe es ganz ernst gemeint", allein sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Wer uns besucht, ist uns willkommen," sagte sie, „und alte Freunde vergessen wir nicht. Aber Sie müssen auch nicht vergessen, daß Sie hier auf dem Lande sind, wo es einfach zugeht. Und nun, Mutter, schlägt es ein Uhr; ich muß an das Verteilen der Portionen gehen." Sie nickte ihm freundlich zu, und ehe er sich's versah, war sie verschwunden. Draußen hörte er noch ihre fröhliche, klare Stimme schallen.

„Seit wann ist Fräulein Elisabeth so tätig im Hause?" fragte er verwundert. „Sie pflegte sich doch früher gar nicht um die Blinden der Anstalt zu kümmern."

„Das Bethele meinen Sie?" entgegnete die Mutter. „Ja, das ist nach und nach gekommen. Zuerst hat sie nur hie und da in die Stube hineingeguckt, wo sie sitzen, und dann hui! ging's wieder in den Garten hinaus. Eines Tages hat sie aber gemeint: ‚es ist doch hart für die armen Leute, daß sie keine Blumen sehen können, und kein Frühjahr und keine Sterne am Himmel.' Daraufhin ist sie öfters ein halbes Stündchen bei ihnen geblieben, und wie es dann immer hieß: ‚Bethele, komm doch ein bißlein zu uns, bist ja wie ein lustiges Vögelchen' und ‚Bethele, laß dich doch auch bei uns sehen —' (unsere Blinden sprechen alle vom Sehen, Herr Brandis) — und ‚Komm ein wenig zu mir, Bethele, ich möcht' auch einmal was Junges, Frohes in meiner Nähe haben' — da ist's plötzlich über sie gekommen, was sie den alten, gebrechlichen Leuten sein könnte."

„Ja," nahm nun Herr Steinacker das Wort, „merkwürdig ist's. Auf einmal war sie wie verwandelt. Nichts mehr vom alten, wilden, unruhigen Wesen. Es war, als habe sie ihren Beruf gefunden. Stundenlang sitzt sie nun bei ihnen, liest ihnen vor, oder singt und spielt die alten Lieder auf dem Klavier drüben und zeigt ihnen mit unermüdlicher Geduld neue Arbeiten."

„Ja, ja, fast zu viel für meinen Geschmack," meinte Frau Steinacker in etwas unzufriedenem Tone. „Ich könnte sie schon mehr in der Haushaltung brauchen, denn die Brigitte wird alt und kränklich. Aber sie hat immer ihren eigenen Kopf gehabt, das Mädchen, und läßt sich nichts ausreden, was einmal fest darin sitzt."

„Die Blinden werden es ihr mit Liebe lohnen," meinte Ewald.

„Sie folgen ihr alle aufs Wort, bis auf die Euphrosyne," lachte der Vater: „Sie sollten nur sehen, wie sie schaltet und waltet unter ihnen. Sie verehren und lieben sie alle; aber das Bethele kann auch sehr strenge sein und hält unerbittlich auf Ordnung. Als größte Strafe, wenn die Weiber einmal gar nicht parieren wollen, bleibt sie ein paar Stunden fort. Doch weiß ich nicht, wer dann am härtesten bestraft ist. Die armen Alten sitzen da und jammern und weinen, daß es einen Stein erbarmen könnte, und das Bethele geht mit einem Gesicht herum, als habe sie eine Zentnerlast auf der Seele. Einmal hatten sie's gar schlimm gemacht und sich untereinander verzankt, wie es nur alte Weiber tun können — so recht mit Gift und Galle, um sich dann gegenseitig beim Bethele zu verklagen. Was tut das Kind? Reist über Land zu einer Base, die sie schon lange eingeladen hatte, und bleibt einen ganzen Tag weg. Wie sie aber am Abend zurückgekommen ist, sind sie ihr alle schon ein großes Stück entgegengegangen auf der Chaussee, und es hat ein Wiedersehen gegeben unter Schluchzen und Lachen, und sie haben das Bethele heimgeführt im Triumph. Das Kind hat mir später erzählt, sie habe es selber kaum aushalten können einen ganzen, langen Tag ohne ihre Pflegebefohlenen. Seitdem gibt es weder Streit noch Zank mehr."

„Ja, wir leben so friedfertig mitsammen, wie die Tierlein in der Arche Noah," ließ sich Brigittens Stimme hier von der Türe vernehmen. „Herr Steinacker, die Männer sind versammelt. Und — Frau Steinacker — soll ich zum Nachmittagskaffee von der gestrigen Milch aufwärmen?"

Frau Steinacker bat ihren Gast, doch bald wiederzukommen. Er ließ geschickt durchblicken, daß er nicht lange im Städtchen zu bleiben gedenke, worauf er gleich auf morgen Nachmittag zum Kaffee geladen wurde. Das war ihm eben recht. Als er wieder an dem geöffneten Fenster der gemeinsamen Stube vorüberkam, hörte er Betheles klare Stimme: „Aber Euphrosyne! Den guten Reisbrei stehen zu lassen! Danken solltest du dem lieben Gott dafür; er gibt nicht alle Tage Reisbrei ..." Lächelnd ging er weiter, und jetzt fiel es ihm auch wieder ein: der schöne Name Euphrosyne gehörte der häßlichsten, schiefsten von den drei Jammergestalten in der Kirche, der, welche „noch einen Schimmer hatte". Was für ein merkwürdiges Leben führte das junge Mädchen unter diesen armen Blinden, die ihre Schönheit und Anmut nicht einmal sehen konnten! Unendlich rührend und ergreifend

kam ihm auf einmal ihr freiwilliges Liebeswerk vor, und sie selbst wie eine Heilige von einem strahlenden Glorienscheine umwoben. Drinnen stand währenddessen Elisabeth an dem großen Tisch, teilte die Portionen aus und wunderte sich, daß ihre Wangen gar nicht abkühlen wollten. Noch mehr aber wunderte sie sich, als Brigitte sie gutmütig brummend darauf aufmerksam machte, daß sie auf den einen Teller nur Gelberüben aufgelegt und das Fleisch vergessen habe. So etwas war noch nie vorgekommen.

Am nächsten Tage öffnete Elisabeth selber die Türe, als Brandis kam. Sie hatte wieder ihr einfaches Leinenkleid an, und das weiße Tüchelchen dazu um den Hals. Hinter ihr, durch eine zweite Türe, floß heller Sonnenschein herein und umwob ihr braunes Haar mit einem Kranze von flimmernden Goldhärchen. Brandis starrte sie überrascht an: sie schien ihm in diesem Augenblicke wie die Verkörperung alles dessen, was er seit gestern im Herzen getragen.

„Ich bin so böse," sagte sie schmollend, als sie ihm die Hand zum Gruße gereicht hatte: „und habe heute schon so viel zanken müssen. Es ist, als sei eine Revolution bei uns ausgebrochen. Ich weiß nicht, macht es das Frühlingswetter — alte Leute spüren den Frühling auch, Herr Brandis, — oder ist es Ihr gestriger Besuch. Alle Disziplin weg. Am schlimmsten ist natürlich, wie immer, die Euphrosyne. Aber auch Ursula hat gestern dumme Sachen gemacht. Ist um halb neun noch hinausgegangen, ohne Hut und Schal. Weil es Mondscheinnacht sei, hat sie gesagt. Solcher Unsinn! Als ob sie was vom Mondschein sähe. Anna hat sich den Arm verbrüht. Und nun gar die Euphrosyne ... Aber kommen Sie, ich will Sie gleich in mein Reich führen. Mutter und Vater sind noch nicht daheim, sie machen einen Geschäftsgang, werden aber bald zurückkommen."

Brandis fragte sich, ob er nicht lieber hier stehen geblieben wäre, mit ihr allein, um das schöne Bild noch länger ungestört genießen zu können, oder ob er es vorziehe, sie als heilige Elisabeth zu beobachten. Doch es blieb ihm keine Zeit zur Wahl, denn sie ging schon den langen Gang hinab, um ihm den Weg zu zeigen. Sein beobachtender Blick mochte sie ein wenig beunruhigt haben. Vor der Treppe blieb sie stehen. „Da geht's zu den Männern hinauf," sagte sie: „die haben auch ihr Speisezimmer oben. Hier unten links sind die Schlafzimmer der Frauen — rechts das Wohnzimmer."

„Erinnern Sie sich wohl noch — ich darf doch ‚Fräulein Elisabeth' zu Ihnen sagen? — wie wir hier zusammen Versteckens spielten? Sie wußten damals immer so schöne Schlupfwinkel zu erfinden, daß ich Sie lange suchen mußte." Sie nickte. „Einmal bin ich in die Regentonne gekrochen," sagte sie: „aber in meinem Eifer hatte ich vorher nicht hineingeschaut, und es war noch ein Restchen Wassers drin. Meine Ehre erlaubte mir nicht zu mucksen, solange Sie nach mir suchten, und so saß ich wohl eine Viertelstunde im Wasser bis an die Knöchel."

Er war entzückt, daß sie sich der Zeit ihrer gemeinsamen Spiele noch so genau erinnerte.

„Wie hätte ich Sie auch im Regenfaß vermuten sollen?" sagte er lachend. „Ein andermal hatten Sie sich hinter dem großen Kachelofen im

Eßzimmer verkrochen. Er war geheizt und wurde immer wärmer. Aber Sie hielten tapfer aus, obschon es Ihnen bange wurde. Sie haben schon damals durchgesetzt, was Sie wollten."

„Das tue ich noch heute," versicherte sie lachend. „Aber da ist die Wohnstube." Sie öffnete die Türe zu dem großen Zimmer, das Ewald gestern durchs Fenster gesehen hatte. „Heute sind fast alle unsere Frauen daheim."

Der Raum war freundlich von zwei Seiten erhellt, nach der Straße hin und dem Gärtchen. Drinnen sah es behaglich aus. Auf einer Seite stand das Tafelklavier, an den Wänden hingen sogar einige Bilder. Am mittleren Tische war eine Gruppe Frauen, die übrigen saßen längs der Wände, strickend und plaudernd. Die eine der Frauen am Tisch flocht Schuhe, eine andere hatte einen Rahmen vor sich, über welchen ihre Hände geschäftig hin- und herhuschten.

„Ich bringe euch einen gar lieben Gast!" rief Elisabeth fröhlich: „Herrn Ewald Brandis, meinen früheren Spielkameraden. Freut euch und begrüßt ihn." Mehrere der Frauen standen auf, alle murmelten ein: „Guten Tag," aber es wollte Ewald scheinen, als läge nicht viel Herzliches darin. Auch ertönte Elisabeths Name wieder sofort darauf aus allen Ecken. „Bethele, ich bin mit meinem Strickzeug fertig." „Bethele, mir ist eine Masche heruntergefallen!" „Bethele, ich möcht so gerne auch einen Brief nach Hause schreiben." „Du hast uns lange allein gelassen, Bethele!"

Das junge Mädchen legte ihre beiden Hände auf der Nächststehenden Schultern. „Euch kommt's immer lang vor, wenn ich einmal fortbleibe," sagte sie; „nicht wahr?"

„Jawohl, jawohl!" tönte es von allen Seiten, und hinter dem Klavier hervor, wo eine kleine, zusammengesunkene Gestalt kauerte, die Ewald bisher noch nicht bemerkt hatte, erklang ein dünnes Stimmchen: „Ja, immer zu lang!"

Alles lachte. „Die Christine," hieß es, und eine Alte, mit verbundenem Kopfe und dickem Tuch über den Schultern sagte begütigend: „Sei doch z'frieden, Christine, ich bin ja bei dir."

„Du bist aber doch nicht das Bethele," tönte es schrill herüber und wieder lachten alle.

„Jetzt will ich Sie ordentlich der Reihe nach bekannt machen," sagte Elisabeth. „Sie müssen sich aber auch genau merken, wie alle heißen, damit Sie es in Zukunft wissen."

Brandis sah sich etwas kläglich im Zimmer um und zählte rasch. Zwölf blinde Weiber! Er gab sich das Wort, so gut wie möglich aufzupassen. Der mächtige Einfluß Elisabeths wurde ihm immer klarer, er selbst fühlte sich ihr gegenüber merkwürdig klein, ja, demütig. Aber es war etwas süßes in diesem Gefühl; noch nie hatte er es früher gekannt.

„Also dies hier ist die Bärbel," begann Elisabeth im Tone einer ehrgeizigen Mutter, die ihre Kinder zeigt. „Sie ist unser Stolz, denn sie kann zwei ganze Paar Schuhe am Tage flechten." Sie nahm dem noch ziemlich jungen Mädchen das Holzgestell aus den Händen, auf welches die Tuchenden vermittelst großer Nägel gespannt waren und zeigte es ihm.

„Sehen Sie, die grauen Streifen sind festgenagelt: der blaue Streifen wird so, mit dieser dicken Stopfnadel, durchgezogen."

Brandis lobte die Arbeit, ihre Sauberkeit und pünktliche Ausführung. Was hätte er nicht alles bewundert, wenn es ihm von Elisabeth gezeigt worden wäre!

„Die Therese hier schreibt einen Brief nach Hause," erklärte Elisabeth, nachdem sie Bärbel Holzform und Nadel zurückgegeben hatte. „In diesem Rahmen setzt sie die Buchstaben in erhabener Schrift. Tu' mal das Blatt heraus, Therese, zeig es dem Herrn," und Therese tat gehorsam, was ihr befohlen wurde. „Sehen Sie," fuhr Elisabeth fort: „hier können Sie's deutlich lesen: Liebe Geschwister. . . ."

„Ach nein, bitte nein!" unterbrach sie die klägliche Stimme der Blinden: „nicht vorlesen, Bethele! es ist so dummes Zeug, was ich geschrieben habe — nicht vorlesen!" Sie war von ihrem Sitze aufgestanden und tastete mit zitternden Händen nach dem Blatte.

Aber Elisabeth sagte bloß: „Unsinn. Warum schreibst du nichts Gescheidteres?" und fuhr unbeirrt fort: „Nun ist es wieder ein Jahr her, seit ich Euch nicht mehr gesehen habe, aber der liebe Gott hat mir die Gnade erzeigt, daß ich fröhlich und zufrieden in der Anstalt bin, was ich auch Euch wünsche." Hier war der Brief zu Ende, die Unterschrift fehlte noch. Brandis kämpfte zwischen Lachen und Mitleid; die Blinde war auf ihren Stuhl zurückgesunken und griff in ihrer machtlosen Verwirrung mit immer noch zitternden Händen hierhin und dorthin.

„Was ich auch euch wünsche!" erklang es nun von mehreren Seiten, und ein lautes Lachen scholl durch den Saal.

„Siehst du, Bethele," klagte die Blinde leise: „ich hab dir's ja gesagt!" und dem armen Geschöpfe rannen Tränen über die Wangen.

„Was ist da zu lachen?" tönte Elisabeths klare Stimme durch das Zimmer. „Manche wären froh, in unserer Anstalt wohnen zu dürfen, auch ohne blind zu sein; und du Theres," sie beugte sich liebevoll zu ihr nieder: „weine nicht. Du brauchst dich gar nicht zu schämen. Was du geschrieben hast, ist recht und gut. Schämen sollten sich die andern. Da ist nichts zu lachen." Sie strich ihr liebkosend über die Schultern und gab ihr zärtliche Namen. Der kleine Sturm legte sich sofort. Das Lachen verstummte. Therese trocknete sich lächelnd die Tränen, wischte ihre Hände an der Schürze ab und begann wieder tastend die Buchstaben auszusuchen.

Ei der Tausend! seine Madonna verstand sich aufs Herrschen! Brandis mußte das Mädchen immer wieder bewundernd anschauen. So jung und stark stand sie da, so sicher und fest war ihr Benehmen.

„Hier, die Kathrine und die Zenz, das sind unsere fleißigsten Strickerinnen," fuhr Elisabeth fort, auf zwei ältliche Mädchen deutend, die an der Wand saßen. „Sie sind Schwestern, beide blind geboren und seit ihrem fünfzehnten Jahre bei uns. Sie wissen nicht, wie die Welt ausschaut, haben nie eines Menschen Gesicht gesehen, weder Gras noch Bäume; können Sie sich das vorstellen?"

„Nein," sagte er betroffen. Der Gedanke trat ihm zum ersten Male mit Deutlichkeit vor die Seele.

„Ich möchte die Welt gar gerne einmal sehen,“ bemerkte Zenz schüchtern. „Ich denk sie mir schön, sehr schön; besonders die Bäume und die Wolken am Himmel.“

„Ich sage ihr immer zum Trost, wie es jenem Herrn erging, der auch blind geboren war, und den es noch zu operieren gelang,“ meinte Elisabeth. „Er war so unvorbereitet auf das, was er sah, und hatte sich die Welt so ganz anders vorgestellt, daß er wochenlang brauchte, um sich daran zu gewöhnen und sich mit ihr auszusöhnen. Nein, nein, es ist leichter, ganz blind durchs Leben zu gehen, als blind werden. Nicht wahr, Eugenie?“ wandte sie sich an eine schmächtige Person, die etwas besser gekleidet als die übrigen, an einer Ecke des Tisches saß und aufmerksam zugehört hatte.

„Ich glaube schon,“ lautete die Antwort. „Wir bekommen doch arg Heimweh nach all den lieb gewordenen Dingen, die wir so lange nicht mehr sehen durften.“ „Im Frühjahr ist es immer am schwersten für uns,“ fiel nun eine andere ein: „wenn die Blumen so gut riechen, dann möchte man sie gar zu gerne auch sehen, gelt, Eugenie?“

„Jawohl,“ nickte diese: „da gibt's dann immer Tränen. Aber sonst sind wir zufrieden, Herr, und danken dem lieben Gott. Er hat uns immer noch mancherlei beschieden.“

„Das will ich meinen!“ rief Elisabeth lebhaft. „Die Betrübnis dauert nie lange. Wir haben gar schöne Zeiten hier, Herr Brandis — das liebe Weihnachtsfest, Ostern und Pfingsten. Auch vergnügte Abende gibt es, mit Musik und Gesang — ist's nicht so?“ wandte sie sich der Mehrzahl zu.

„Ja, ja!“ erscholl es darauf.

„Dies ist unsere Künstlerin, die Auguste,“ und Elisabeth schob eine kleine Alte mit blassem Gesichte vor: „sie ist früher sogar herumgewandert, um Konzerte zu geben. Erzähl mal Auguste, wie du von Ort zu Ort gewandert bist und abends vor den Leuten gespielt und gesungen hast.“

„O Bethele!“ war die verschämte Antwort, doch über das unschöne, verwitterte Gesicht der Blinden zog es wie ein Sonnenstrahl.

„Es ist ganz wahr, Herr Brandis: sie hat bei vornehmen Herrschaften musizieren dürfen und manchesmal auch zum Tanz aufspielen.“

„Sogar vor einem Prinzen habe ich einmal gespielt. Und überall hat es gute Menschen gegeben, die der blinden Auguste geholfen, die ihr den Weg gewiesen und ihr ein Obdach gegeben haben,“ sagte die Alte nicht ohne Selbstgefälligkeit.

„Spiele dem Herrn dein hübsches Stück vor, das mit den Glöckchen — wie heißt es doch? „Abendläuten“, nicht wahr?“

Auguste hielt es für passend, sich eine Zeitlang zu sträuben. Dann setzte sie sich ans Klavier, rückte lange mit dem Stuhle hin und her, probierte die Tasten, ohne sie anzuschlagen, und begann endlich zu spielen. Zuerst war der Anschlag ängstlich und unsicher, dann trug sie das kleine Stück ziemlich geläufig vor.

„Jetzt kommt's,“ flüsterte Elisabeth Brandis zu. „Hören Sie die Glocken? wie schwierig das für eine Blinde sein muß, mit der linken Hand über die Rechte zu greifen. Und sehen Sie nur die Christine drüben, die verliert keinen Ton!“

Dicht am Klavier kauerte immer noch die kleine Alte, welche Brandis schon früher bemerkt hatte. Der etwas unförmliche Kopf mit dem runden gelblichen Gesicht bewegte sich im Takte hin und her. Die unverhältnismäßig kleinen, gekrümmten Hände hielt sie im Schoße gefaltet.

„Warum sitzt sie so abseits und arbeitet nicht mit den anderen? und warum sieht sie so sonderbar aus," fragte Brandis leise, den beim Anblick der wunderlichen Erscheinung etwas wie Grauen überschlich.

„Sie kann nicht. Christine ist nicht wie die andern. Man hat alles mit ihr versucht, aber umsonst: sie faßt es nicht."

„Idiot?"

„Ja und nein. Reden Sie sie nachher selber an."

Auguste hatte geendet. Sie stand von ihrem Platze auf und trat bescheiden in den Hintergrund. Trotzdem schien eine jede ihrer Bewegungen zu sagen: ‚Ich bin gewöhnt, bewundert zu werden — ich habe einst vor einem Prinzen gespielt.'

Brandis trat auf sie zu und lobte ihren Anschlag, ihr verständnisvolles Spiel. Elisabeth nickte ihm dabei freundlich zu. Dann ging er zu Christine.

„Hören Sie gerne Musik?" fragte er.

„Ich kann nicht spielen," gab sie in ihrer schrillen, abgerissenen Weise zurück.

„Ich meine, ob Sie sie gerne hören?"

„Ja."

Es war ihm außerordentlich peinlich, mit dem armen Geschöpfe zu reden, dessen ganzer Anblick schon sein Gefühl verletzte. Allein Elisabeth machte ihm von ferne ermunternde Zeichen; so blieb ihm nichts übrig, als weiter zu fragen. „Was tun Sie nur den ganzen Tag? möchten Sie nicht mit den andern arbeiten?"

Sie fuhr unruhig auf ihrem Stuhle hin und her. „O nein, das kann ich nicht," sagte sie kläglich, wie abwehrend.

„Das muß ja entsetzlich langweilig sein!" entfuhr es dem jungen Manne. „An was denken Sie denn?"

„An meine Geschwister."

Ewald atmete auf. Der lebendige Fleischklumpen da vor ihm dachte, konnte denken. Also war es doch ein Mensch.

„An Ihre Geschwister? Wie viele haben Sie denn?"

„Nur noch einen Bruder. Die anderen sind alle gestorben. Der Vater ist gestorben und die Mutter ist gestorben. An die denk' ich, da geht der Tag schon herum."

Ein Grauen überkam ihn. Er starrte das arme Mädchen verständnislos an. War das nicht eine von jenen „Toten, die ihre Toten begraben," von denen die Schrift spricht?

„Nicht wahr, es ist rührend," flüsterte ihm Elisabeth zu, indem sie ihn am Arme wegzog. „Sitzt den ganzen Tag da und denkt an ihre Vorangegangenen. Die ist schon halb im Himmel, Herr Brandis. Sie ist glücklich, denn ihre Gedanken sind bei ihren Lieben daheim."

Brandis sah auf das schöne, lebenswarme Mädchen, das mit so be-

redten Worten seinen armen Schützling pries und dann wieder auf das unselige Geschöpf, halb Krüppel, halb Kretine, und seine starken Schultern erfaßte ein Schauder. Ihm war plötzlich, als drohe ihm von jener kleinen, zusammengekauerten Gestalt etwas wie ein Unheil, ein Verhängnis entgegen. Er wandte sich ab. „Entsetzlich!" stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Verzeihen Sie, aber in mir bäumt sich alles empor, wenn ich eine solche Minderwertigkeit des menschlichen Wesens sehe." „Sie werden sich daran gewöhnen," sagte sie, und er meinte fast, Mitleid in ihrem Blicke zu lesen: „ich denke da immer an die Worte ‚selig sind die geistig Armen.' Ein so stilles, friedliches Dasein führen wenige. Der Tod wird ihr nur Erlösung bringen, keinen Kampf." „Es kommt darauf an, wie man es ansieht," erwiderte er zögernd.

„Kommt darauf nicht überhaupt alles an?" fragte sie rasch. „Reich oder arm, vornehm oder gering, glücklich oder unglücklich, am Ende ist es einerlei, wenn man es nur richtig anschaut." Er sah sie verwundert an. Wußte das Mädchen, was sie sprach? Sie sagte das alles so einfach und natürlich, wie andere Mädchen von Blumen und Bändern reden.

„Nun hätten wir so ziemlich alle durchgenommen, bis auf die Euphrosyne. Doch die wollen wir lieber in Ruhe lassen — sie hat ihren Zahnwehtag," fügte sie leise hinzu. „Dort drüben sitzt sie am Ofen. Sie ist meine liebste Blinde, Herr Brandis, mein Sorgenkind."

Er folgte ihrem Blicke. Das, was sich ihm bot, war fast noch trauriger als der vorige Anblick. Das Gesicht mit einem großen Tuche verbunden, ein zweites über den Ohren, saß die Blinde da, die eine sichtbare Wange unförmlich geschwollen, und wärmte sich am Ofen.

„Sie ist durch und durch krank. Ohrenschmerzen, Zahnweh — Halsweh — das wechselt so ab. Und wollten Sie's glauben, Herr Brandis, es ist das frömmste Geschöpf der Welt. Der liebe Gott geht ihr über alles. Sie pilgert jeden Sonn- und Feiertag in die Kirche, es mag nun regnen, schneien oder stürmen. Da holt sie sich dann regelmäßig wieder etwas, aber sie läßt sich's nicht nehmen. Sie ist evangelisch, aber sie hat Tage, wo sie sich kasteit und nichts ißt als ein Stückchen Brot und nichts trinkt als ein Schlückchen Wasser dazu . . . den Arzt will sie nicht haben: ‚Der liebe Gott kann mir schon helfen, wenn er will,' meint sie auf all unser Zureden. Sie ist unsere beständige Sorge."

„Und Sie verlieren die Geduld nicht mit ihr?"

„Wie sollten wir das? Sie tut uns ja so herzlich leid! Sie wird sich aber bei ihren Kirchgängen einmal den Tod holen."

„Das wäre nicht das größte Unglück."

Sie sah ihn fragend, ängstlich an. „Der Doktor hat es auch schon gemeint. Aber wir haben die Verantwortung für sie, uns trifft die Schuld, wenn ihr etwas zustoßen sollte."

„Nehmen Sie ihre Pflichten nicht etwas gar zu ernst?" forschte er freundlich. „Legen Sie sich nicht allzuviel auf?"

„O nein!" Ihr Blick glitt über alle die Insassen des Zimmers. „Ich liebe sie alle," sagte sie warm, „ich liebe sie — wie könnte ich anders? Sie sind unglücklich und sie brauchen mich."

Er sah sie voll Bewunderung an. Sie schien ihm in diesem Augenblicke wie verklärt. Da öffnete Frau Steinacker die Türe. „Zum Kaffee!“ rief sie, „ich bitte zum Kaffee!“ Von allen Seiten erhob sich ein murmelndes Bedauern. „Du gehst schon, Bethele?“ „Kommst du bald wieder?“ „Bethele, ist denn schon Kaffeezeit?“ so daß Elisabeth lachend alle die Hände abwehrte, die sie zurückhalten wollten. Dabei suchte ihr Auge unwillkürlich Brandis, als wolle sie sagen: „Hab' ich's nicht gesagt, und siehst du es nun ein?“ Selbst Christine rief aus ihrer Ecke ein „Komm bald wieder, Bethele!“ in den Chor der Stimmen.

„Nun sagt Herrn Brandis schön Guten Abend und dankt ihm für seinen Besuch,“ rief Elisabeth fröhlich. „Es war sehr gut von ihm, sich so lange mit euch zu unterhalten. Das nächste Mal ist er gewiß so freundlich, euch etwas vorzuspielen, Brigitte wird auch euch jetzt den Kaffee bringen.“

Sie folgten der Aufforderung, aber die Abschiedsgrüße, welche Ewald erhielt, waren etwas kühl. Er trat mit Elisabeth hinaus. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie und reichte ihm die Hand. Er hätte diese starke und doch weiche Mädchenhand gerne küssen mögen. Allein er getraute sich nicht. Was hätte Elisabeth dazu gesagt! Drinnen im Familienwohnzimmer war der Tisch zierlich gedeckt, man setzte sich und sprach von vielerlei. Brandis erzählte wieder von seinen Plänen, von seiner bevorstehenden Uebersiedlung nach Amerika. „Was sagen Sie dazu, Fräulein Elisabeth?“ fragte er scherzend. „Ich?“ Er meinte etwas wie plötzlichen Schreck in ihren Augen zu lesen. „Ich finde es furchtbar.“ „Heutzutage nimmt man das nicht mehr so schwer,“ erwiderte er leichthin, aber dabei fühlte er sein Herz stark pochen: „Frauen, ja Kinder machen die Reise wie eine Spazierfahrt. In zehn Tagen ist man drüben.“ Sie sah ihn ungläubig an. „Ich finde es auch nicht so schrecklich,“ bemerkte Frau Steinacker. „Wenn man nur die Seekrankheit nicht bekommt, so muß es fast ein Vergnügen sein. Aber das weiß man eben nicht im voraus.“

„Und der Abschied von daheim, von den Lieben und Freunden?“ mischte sich jetzt Herr Steinacker in das Gespräch. Brandis fühlte, wie ihm die unwillige Röte ins Gesicht stieg. Frau Steinacker hatte ihm wieder hilfreich beistehen wollen, und nun verdarb der Alte alles. Und noch dazu vor der Tochter. „Die Zeit geht rasch vorbei — in ein paar Jahren kommt man wieder zurück und dann — manche nehmen auch ihr Liebstes mit hinüber, Herr Steinacker.“ Er sah verstohlen nach Elisabeth, ob sie nicht etwa wieder so rosig erglühen würde, wie gestern beim Wiedersehen. Allein zu seinem Erstaunen war ihr Gesicht erbleicht und sie starrte geistesabwesend vor sich hin, als sähe sie in der Ferne ein Schreckgespenst.

„Noch eine Tasse gefällig, Herr Brandis? Bethele, Kind, woran denkst du? Reiche mir Herrn Ewalds Tasse.“ Sie fuhr aus ihren Träumen empor, errötete und mischte sich, augenscheinlich gezwungen, wieder in das Gespräch.

Aber als Brandis gegangen, als alle ihre Tagespflichten beendet und sie allein in ihrem Stübchen war, bereit, zu Bette zu gehen, da stand sie noch lange vor dem offenen Fenster. Es war eine schwüle Frühlings-

nacht. Der Wind fegte dunkle, unheimlich gestaltete Wolken über das Firmament, nur selten blitzte ein Stern auf. Es lag etwas Rastloses, Peinvolles in diesem Jagen der Wolken; oder war die Unruhe gar nicht da draußen, sondern in der jungen Mädchenbrust, die sonst so friedlich gewesen war, so klar und heiter? Elisabeth beugte sich weit hinaus, um die Kühle einzuschlürfen — aber ein heißer Odem wehte ihr entgegen. Sie lehnte sich an das Fensterkreuz und blickte sinnend hinaus. Sonst hatte sie sich müde von des Tages Arbeit, froh wie ein Kind zur Ruhe gelegt und war sofort sorglos eingeschlafen. Was trieb sie heute, noch so lange aufzubleiben und in den ruhelosen Sturm zu blicken? Fürchtete sie sich vor der Nacht, vor der Stille, vor ihrem eigenen Herzen? Sie schloß das Fenster endlich, holte sich ein Glas frischen Wassers, trank es auf einen Zug leer und kniete wie allabendlich vor ihrem Bette nieder. Aber Worte fand sie keine und zuletzt brach sie in einen Tränenstrom aus. „O, es kommt! es kommt! ich weiß, wie es enden wird!“ sagte sie sich mit halberstickter Stimme und preßte das tränennasse Gesicht in die Decken des Bettes. „Er wird es haben wollen und ich — ich werde ihm nicht nein sagen können!“

Brandis war in aufgeregter Stimmung in sein Gasthaus zurückgegangen. Die Eindrücke des Nachmittags jagten sich in seinem Kopfe, ein Bild verdrängte das andere. Seine heilige Elisabeth war doch ganz anders als er sie sich gedacht hatte. So rein, so hehr, so mitleidsvoll sie ihm erschienen — es war ein gutes Stück Herrschsucht in diesem jungen Wesen, Energie, Selbstbewußtsein. „Und was schadet das?“ dachte Brandis. „Habe ich nicht selber Energie und Willenskraft für zweie?“ „Das ist es eben,“ sprach eine andere Stimme in ihm, „du hast sie für zwei. Wie aber, wenn Elisabeths Wille mit dem deinigen nicht zusammenpaßte?“ Er suchte den aufdringlichen Zweifel los zu werden. „Frauen, wenn sie gut sind, geben in der Ehe immer nach,“ tröstete er sich. „Sie ist viel zu hochherzig und wahr, um wegen Kleinigkeiten auf ihrem Rechte beharren zu wollen.“ Er versuchte, sie sich als zärtliche Braut, liebende Gattin vorzustellen. Doch umsonst. Viel eher konnte er sich Elisabeth inmitten einer Schar fröhlicher, rotwangiger Kinder denken. Es giebt Mädchen, die von der Natur eigens zu dieser Rolle erschaffen zu sein scheinen. So dachte Brandis. „Schadet nichts,“ meinte er im Weitergehen, „es wird sie alles vortrefflich kleiden.“ Dann wieder sah er im Geiste das verbundene Gesicht Euphrosynens, die blödsinnigen Züge Christinens, alle die ausdruckslosen Augen, die traurigen Gestalten. „Fürchterlich!“ murmelte er vor sich hin, „ein junges, schönes Mädchen in solcher Umgebung! Woran denken eigentlich ihre Eltern? Bin ich nicht noch gerade zur rechten Zeit gekommen? Sie muß lernen, wie andere zu werden, lachen, scherzen und fröhlich sein.“ Er besann sich. An Frohsinn fehlte es ihr eigentlich nicht, aber es war doch eine andere Heiterkeit als die der ihm bekannten jungen Mädchen. Wollte er sie denn gerne so haben wie die andern? „Es ist unnatürlich, es ist ein Klosterdasein,“ sagte er wieder zu sich, „sie wird aufleben, wenn sie erst Geschmack an anderem gefunden hat.“ Aber bald mußte es sein, so bald

wie möglich. Zeit war keine zu verlieren. Er wollte ihr zeigen, was wahres Leben sei und wahre Jugendfreude — dann um sie anhalten — und nach einer kurzen Brautzeit — sie sollte so kurz wie möglich sein — sie fortführen in ihr fernes, neues, glückverheißendes Heim. Sie sollte sich nicht lange bedenken können, nicht lange den schmerzlichen Kampf des Losreißens von zu Hause durchkosten. Im Sturm wollte er sie erobern und auf seinen starken Armen einem sonnigen Glücke entgegentragen, in dem alle ernsten und traurigen Bilder der Vergangenheit rasch und auf immer verblassen sollten. — In Frau Steinacker glaubte er mit Sicherheit auf eine starke Verbündete rechnen zu dürfen. Und was Herrn Steinacker anbetraf — nun, in Herzensangelegenheiten behalten Frauen immer recht. Sie lieben alles Rasche, Plötzliche.

Er ging noch am selben Abend zum Juwelier des Städtchens: er konnte der Lust nicht widerstehen, schon jetzt einen Ring auszusuchen — den Brautring. Die kleine Auslage war bescheiden, und doch wählte Brandis lange. Nichts war ihm gut genug. Zuletzt entschied er sich für einen feinen Goldreif mit Türkisen. Er streifte ihn fast zärtlich an den eigenen kleinen Finger, warf das verlangte Geld nachlässig auf den Ladentisch und ging.

In der Nacht wachte er in seinem unbequemen, ächzenden Gasthofsbette an einem wirren Traume auf. Alle die blinden Weiber der Anstalt hatten Goldringe mit Türkisen an den Fingern und er und Elisabeth mühten sich vergeblich, den richtigen Ring herauszufinden. Seine Stirne war feucht vom Angstschweiß, seine Pulse flogen: Ewald mußte sich lange auf die Wirklichkeit besinnen. Wie konnte ein närrischer Traum ihn so erschrecken? Die furchtbaren Weiber waren schuld daran. Es war schon schlimm genug, daß es Siechtum, Alter und Tod auf der Welt gab, wozu sich unnötigerweise damit befassen? Sein Entschluß, Elisabeth so bald als möglich ihrer jetzigen Umgebung zu entziehen, wurde fester denn je. Bis jetzt war seiner fröhlichen jungen Zuversicht alles gelungen. Auch Elisabeth würde sich ihr nicht entziehen können. In diesem glücklichen Gefühle schlief er endlich beruhigt wieder ein.

Am nächsten Tage begegnete er Frau Steinacker und ihrer Tochter, als sie durch die regennassen Gäßchen der Stadt gingen, um einige Einkäufe zu machen. Das war ihm eben recht. Nach der ersten Begrüßung fing er sogleich an. „Fräulein Elisabeth, am nächsten Samstag ist Réunion im deutschen Kaiser. Hätten Sie nicht Lust, hinzugehen?“ Elisabeth blieb mitten in einer Pfütze stehen und sah Frau Steinacker mit großen Augen an. „Mutter!“ war alles, was sie sagen konnte. Ewald weidete sich an ihrem Erstaunen. „Nun ja,“ meinte er leichthin, „ich dachte nur, es würde Ihnen vielleicht Freude machen, wieder einmal zu tanzen, darum habe ich drei Karten besorgt. Ich kann sie ja wieder abgeben,“ fügte er scheinbar gleichgültig hinzu.

Sie brach in ein herzliches Lachen aus. „Ich hätte vielleicht Lust, wieder einmal zu tanzen! Ich habe noch nie in meinem Leben getanzt. Ich weiß gar nicht, wie das ist!“ „Nun, da brauchst du nicht so zu lachen, Bethele,“ sagte die Mutter mit merklichem Verdruß, „Herr Brandis meint es jedenfalls sehr freundlich. Wir sind bisher wirklich nicht in der Lage gewesen, für Betheles Vergnügen zu sorgen, Herr Ewald, es gibt bei uns

immer so viel zu tun . . ." „Wenn es Ihnen keine Freude macht, Fräulein Elisabeth," wandte sich Brandis jetzt ein wenig beleidigt zur Tochter, doch sie beeilte sich zu sagen: „Mutter, wenn du denkst — wenn du meinst — aber ich habe auch gar kein richtiges Kleid dazu." „Sie sind hübsch in jedem Kleide," flüsterte Brandis rasch, sich zu ihr beugend. Sie sah ihn ungläubig an. Aber Frau Steinacker ergriff das Wort. „Wir wollen es uns überlegen und Ihnen einstweilen recht schön danken, Herr Brandis. Warum sollte unser Bethele nicht ebenso gut ein Vergnügen haben wie andere Mädchen? Auch ich würde ganz gerne einmal wieder sehen, wie die Welt draußen aussieht. Seit nahezu zwanzig Jahren komme ich nur aus meinen vier Mauern, um die nötigsten Besorgungen zu machen oder ein wenig Luft zu schnappen. Eine kleine Abwechslung wird auch mir gut tun. Bedanke dich schön bei Herrn Brandis, Bethele." Aber Elisabeth schwieg. Sie sah Brandis nur wieder mit dem halb ängstlichen, halb bittenden Blicke an, den er schon an ihr kannte und der sagen sollte: ‚wie machst du's nur, das du alles zuwege bringst was du willst?' und er triumphierte. Frau Steinacker war gewonnen, und die Mutter gewinnen, heißt die Tochter besitzen. In Zukunft würde er wissen, wie zu handeln. Sehr froh und siegesbewußt nahm er Elisabeth fast mit Gewalt die verschiedenen Pakete ab, die sie trug und bot sich an, den Regenschirm über sie zu halten. Das lehnte sie jedoch lachend ab. Es kam ihr gar sonderbar und ungewohnt vor, sich so bedient zu sehen.

„Was werden die Zenz und Eugenie, und gar die Euphrosyne sagen, wenn ich ihnen erzähle, daß mir, dem Bethele, ein Herr meine Pakete nachgetragen hat!" scherzte sie. Sie erschrak, als sie bemerkte, daß ihn ihre Worte augenscheinlich verdroßen. „Müssen Sie den alten Weibern denn alles wieder erzählen?" fragte er leise. Sie kreuzten gerade einen kleinen Platz und Frau Steinacker ging, ihren Pfad suchend, und ihre Röcke möglichst vor der Nässe schützend, einige Schritte voraus.

„Warum denn nicht?" entgegnete sie schüchtern. „Es ist ja ihre einzige Freude. Wenn ich heimkomme, heißt es immer gleich: ‚Bethele, was hast erlebt?' ‚Bethele, was hast gesehen?' — Sie werden doch den armen Leuten die kleine Freude nicht mißgönnen?"

Er biß sich auf die Lippen. Verstand sie ihn nicht, oder wollte sie ihn nicht verstehen? „Fräulein Elisabeth," begann er nach kurzem Stillschweigen, währenddessen er sich vergeblich auf ein Gesprächsthema besonnen hatte: „ist Ihnen noch nie aufgefallen, wie schön ihr Name klingt und in welche entstellende Abkürzung sie ihn verwandelt haben?"

„Wie meinen Sie das?"

„Elisabeth ist ein gar anmutiger Name: Königinnen haben ihn getragen — Ihre Namensschwester, die holdselige thüringische Fürstin. Und sie haben ‚Bethele' daraus gemacht."

„Das haben unsere Blinden."

„Ist es nicht schade? Klingt ‚Bethele' etwa so schön wie ‚Elisabeth?'"

„Es nennen mich aber alle so, die mich lieb haben, Herr Brandis. Ich bin es ganz gewohnt. Ich könnte mir auch gar nicht denken, daß jemand, der mich gern hätte, mich anders riefe."

„Können Sie sich das gar nicht denken, Fräulein Elisabeth?“

Sie errötete tief und eilte der Mutter nach. Brandis holte sie ein. „Wir sprachen gerade davon, wie schön der Name Elisabeth klingt, Frau Steinacker,“ sagte er rasch, um die Verlegenheit der Tochter zu decken, „und daß es schade sei, ihn in Bethele umzuwandeln.“

„Das haben Sie gesagt, Herr Brandis; ich habe bisher meinen Namen ‚Bethele‘ gern gehört.“

Bisher! Das machte ihn sehr übermütig.

„Sind Sie nicht meiner Meinung, Frau Steinacker?“

„Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Bethele — das ist doch auch ganz hübsch; und wir sind's so gewöhnt.“

Damit war die Sache abgemacht. Aber er hatte nun doch etwas, was er nicht mit den schrecklichen alten Weibern zu teilen brauchte. Sie war seine Elisabeth — der andern aller Bethele, und so sollte es bleiben.

Er ahnte freilich nicht, daß Elisabeth, zum erstenmal in ihrem jungen Leben, ihren Schützlingen daheim nichts von dem Ausgang erzählte. Aber sie war zärtlicher als je besorgt um sie und von unermüdlicher Geduld mit der armen Euphrosyne, die sich wegen irgend eines Versäumnisses Vorwürfe und Gewissensskrupeln machte. Sie tröstete und liebkoste sie wie ein kleines Kind und sang sie zuletzt mit ihrer klaren Stimme in eine Art von Halbschlaf, in dem die müde Seele Ruhe fand. Wie hilfsbedürftig waren doch diese alten Kinder, wie so ganz auf ihre Liebe angewiesen! Wie konnten sie ohne das „Bethele“ leben?

Der Abend des Festes war gekommen, ein wunderschöner Frühlingsabend, klar und mild. Ewald war in den letzten Tagen mehreremale dagewesen, und man war übereingekommen, daß er die Damen zu Fuß abholen sollte, wenn das Wetter schön sei. Bethele hatte hell aufgelacht beim bloßen Gedanken, im Wagen zu fahren. Eine solche Möglichkeit wäre ihr nie in den Sinn gekommen. Aber Frau Steinacker erklärte mit einer gewissen Feierlichkeit und einem selbstzufriedenen Blick auf Brandis: „Sie wisse nicht, warum man nicht einen Wagen nehmen sollte, — sie für ihr Teil würde sich die Auslage gerne einmal gestatten.“ Doch Bethele meinte, wenn sie in einem solchen dumpfen, geschlossenen Kasten daherrasseln müßte, da bliebe sie lieber gleich ganz zu Hause. Und nun war ja auch das Wetter schön geworden.

Herr Steinacker hatte kopfschüttelnd die kühnen Pläne seiner Frauensleute angehört, kopfschüttelnd stand er jetzt vor dem Schreibtische und ordnete seine Papiere. Er ahnte, daß etwas vor sich gehe, etwas, in das er nicht völlig eingeweiht wurde. Aber er sagte sich heute wohl schon zum zehntenmale seinen Wahlspruch vor: „So schlimm wird es ja doch nicht sein!“ Und schließlich war er auch noch da, um ein Machtwort zu sprechen, wenn die gewohnte Behaglichkeit ihres bisherigen Lebens durch den fremden Eindringling auf die Dauer allzusehr gefährdet würde. Sollte jedoch aus dem Spasse Ernst werden — aber nein, Elisabeth war ja so jung und warum sollte nicht alles noch eine Zeitlang seinen bisherigen Gang fortgehen? Es war höchst unbehaglich, an eine mögliche Veränderung zu denken. „Es wird doch nicht gar so schlimm werden,“ tröstete sich Herr Steinacker darum aufs neue und machte sich wieder an seine Papiere.

Als Brandis kam, hörte er schon im Flure ein Stimmengewirr aus der großen Stube schallen. Er war nun wieder ganz zu Hause in dem alten Gebäude, fast wie zu seiner Knabenzeit und ging ohne weiteres hin, um die Türe zu öffnen.

Da stand Elisabeth, umringt von allen den Blinden, und ließ sich von ihnen bewundern und betasten. Wenn Brandis im Stillen auch einige Bedenken in betreff ihres Anzuges gehegt hatte, so überzeugte ihn schon der erste Blick, daß er wenigstens ganz anders war, als er befürchten mußte. Etwas besonders allerdings, aber hübsch, sehr hübsch, und was das allerbeste war — er stand ihr vorzüglich. Sie hatte sich zu der großen Gelegenheit moderne Puffärmel in ihr dunkelblaues Wollmußlinkleid gemacht; aber die Puffen waren etwas kurz ausgefallen, und erinnerten an die Tracht unserer Großmütter in der Napoleonszeit. Ein hoher Kamm, mit dem sie ihren Zopf aufgesteckt hatte, machte diese Aehnlichkeit noch größer, sowie die langen schwarzen Filethandschuhe, die sie trug. Um den Hals hatte sie wieder ein weißes Tüchelchen geschlungen, aber es war der Mutter Brauttaschentuch und feine vergilbte Spitzen daran.

So stand sie da, hoch und schlank, wie ein Bild aus alter Zeit und errötete vor Vergnügen, als sie Brandis zufriedenen Blick auf sich ruhen fühlte. „Nun ist's genug, Eugenie, nun laßt mich, Anna und Kathrine," sagte sie, sich sanft von den vielen Händen losmachend. „Da kommt Herr Brandis, um uns zu holen." Aber es war nicht so leicht, die bewundernde Schar abzuschütteln. „Nur noch einmal möcht ich deine feine Spitze sehen, Bethele," bat Auguste, indem sie mit vorsichtigen Fingern nach dem Tuche haschte. „Ach ja, und sag' uns auch, was du dort tun wirst," bat Eugenie, „tanzen? Ja mit wem denn? und seit wann kannst du's denn?" Und selbst Christine rief jetzt aus ihrer Ecke: „Bethele, bist arg schön heut Abend, Bethele, arg schön!"

Elisabeth war unermüdlich. Sie gab auf alles Antwort, beruhigte und vertröstete auf morgen, wo sie ihnen ihre Erlebnisse haarklein, aber ganz gewiß haarklein wieder erzählen wolle und schied endlich, von Ausrufen aller Art begleitet.

Auf dem Wege zur Stadt war sie still und wortkarg. Es war ihr alles gar so neu, und sie konnte ihre Gedanken nicht sammeln. In letzter Zeit wollte es ihr oft vorkommen, als gäbe es zwei Elisabeth — eine alte, friedliche, klare Elisabeth, die immer gewußt hatte, was sie wollte und mußte, und eine neue, eine Elisabeth mit tiefer Sehnsucht, mit Frühlingsstürmen im jungen Herzen und heißem und doch glücklichem Weh . . . Sie fragte sich, welche sie selber sei, diese schweigsame Gestalt, die zwischen Mutter und Brandis unter dem dunkelnden Himmel dahinschritt zur Stadt — zur Gesellschaft, zu Tanz und Vergnügen — war es die alte, war es die neue Elisabeth? Und ihr Herz gab mit bangem Klopfen Antwort darauf.

Als Brandis im hellerleuchteten Vorsaal des ‚Deutschen Kaisers' den beiden Damen ihre Mäntel abnahm, erstaunte er über Elisabeths Aussehen. Ihre Augen glänzten wie zwei Sterne, ihr ganzes Gesicht war sanft gerötet, sie schien befangen und doch schon berührt vom Glanz der Gasflammen, vom Stimmengeräusch, von den Klängen der rauschenden Musik. Ewald

atmete tief auf. „Sie ist doch noch wie andere Mädchen," sagte er zu sich selbst.

Er erwies sich den ganzen Abend über als aufmerksamster Kavalier, und entzückte Frau Steinacker durch seine Artigkeit. Nicht nur, daß er verschiedene Herren zu Elisabeth brachte und sie ihr vorstellte, er machte sie auch mit mehreren jungen Mädchen bekannt, die er während seines kurzen Aufenthalts im Städtchen flüchtig kennen gelernt hatte. Ja, er sorgte sogar für Frau Steinackers Vergnügen, „wie ein Sohn," bemerkte sie gerührt zu Elisabeth, „wirklich, wie ein Sohn," indem er einen Tisch auskundschaftete, an dem frühere Bekannte von ihr saßen. Die alte Freundschaft wurde erneuert, Frau Steinacker bereitwilligst in den kleinen Kreis aufgenommen, und bald fühlte sie sich bei einem Gläschen Punsch ganz heimisch und vergnügt in der ihr anfangs fremden Gesellschaft.

Mittlerweile trat Brandis auf Elisabeth zu, sie zum Tanze zu holen. Sie folgte ihm widerstandslos. Heute Abend war alles so wunderbar und neu — sie fühlte ihren eigenen Willen mehr und mehr schwinden. Sie konnte sich nur wie im Traum der Betäubung hingeben, die sie so überwältigend in ihren Zauber einwob. „Aber ich kann gar nicht tanzen," sagte sie mit lachenden Augen, als sie sich zum Walzer aufgestellt hatten. „Schadet nichts, es wird schon gehen, tanzen Sie nur darauf los," gab er mit überlegener Sicherheit zurück. Und es ging. Kamen ihre Füße auch manchmal aus dem Takte, so brachte er durch einen kräftigen Schwung seines starken Armes die schlanke Gestalt wieder mitten hinein, und Elisabeth, flink und leicht, wie sie war, folgte instinktmäßig den rhythmischen Bewegungen ihres Tänzers. Vergessen lag das Alltagsleben hinter ihr, der neue Zauber hatte sie völlig umfangen. Sie war erstaunt, entzückt, ihr eigenes Herz so stürmisch pochen zu fühlen. Die Menschen um sie her nickten und lächelten ihr alle so freundlich zu, die Welt war so schön und Brandis — war er nicht ihr Jugendfreund, ihr Spielgefährte aus den Kindertagen? Und wohin lockte, wohin zog diese Musik so unwiderstehlich? Aber als er sie zum Buffet führen wollte, erklärte sie, nichts zu bedürfen. Sie war vollständig satt. Essen sollte sie an diesem Abende? nein, das konnte er nicht von ihr verlangen, und lächelnd gab er ihr nach. Sie versuchte auch mit den andern, ihr vorgestellten Herren zu tanzen. Doch es wollte nicht gehen: immer kamen ihre Füße in Verwirrung mit denen des Tänzers und zuletzt gab sie es auf. „Es geht nur mit Ihnen," sagte sie verwundert zu Brandis, als dieser sie fragte, warum sie nicht mit den andern tanze. Und Ewalds Herz jubelte. Den übrigen Abend tanzte er nur noch mit ihr, bis Elisabeth erklärte, müde zu sein, und die Mutter zum Aufbruch mahnte.

Unter dem sternhellen Himmel gingen sie schweigend dahin. Brandis überlegte, womit er das entscheidende Gespräch anfangen solle. Frau Steinacker war etwas zurückgeblieben. „Elisabeth," sagte er plötzlich rasch und mit angehaltenem Atem: „Elisabeth —" Sie sah ihn an. Aus ihren Wangen war alle Farbe gewichen. Sie hatte ihn bereits verstanden. Also dahin, dahin hatte die Musik gelockt und getrieben! „Ich frage Sie nicht, ob Sie mich lieben, Elisabeth — ich habe es gefühlt, als ich Sie heute Abend in meinen Armen hielt. Ich frage Sie nur, ob Ihre Liebe so

stark ist, daß Sie mir in den fernen Erdteil folgen, Leid und Freud mit mir teilen können und — Elisabeth, du weinst?" Er beugte sich erschreckt zu ihr nieder. Statt aller Antwort lehnte sie ihr tränenschimmerndes Gesicht an seine Schulter. Er drückte sie fest an sich und wandte sich dann nach Frau Steinacker um. „Sie hat mir versprochen, mein zu sein," sagte er weich. „Geben sie Ihre Einwilligung zu unserem Bunde." Frau Steinacker war überwältigt. Die Ermüdung, der ungewohnte Lärm und das Vergnügen des Abends waren zu viel für ihre sonst starken Nerven. Sie brach in Tränen aus. „Meine lieben, lieben Kinder!" war alles was sie sagen konnte, „meine lieben, lieben Kinder!" Ewald beruhigte sie und redete ihr freundlich-ermutigend zu. Trotz ihrer Tränen sah er doch, daß Frau Steinacker die Sache nicht ungünstig beurteilte. Nun galt es, am nächsten Tage den Vater dafür zu stimmen. „Und so weit weg — übers Meer," klagte Frau Steinacker, „so weit soll ich mein Bethele hergeben!" Doch Brandis schob ihren Arm in den seinen — am andern führte er Elisabeth — und suchte sie zu trösten. Es sei ja nicht für immer, nicht einmal für sehr lange. Ein paar Jahre, wie er schon neulich gesagt habe, dann kehrten sie in die alte Heimat zurück, eine gesicherte Zukunft vor sich, wo andere erst mühsam um sie ringen müssen. Sie beruhigte sich, trocknete ihre Tränen und versuchte endlich sogar zu lächeln. „Alle Mütter müssen das einmal durchmachen, Herr Brandis," sagte sie. „Aber schwer wird es wohl einer jeden. Wenn Sie nicht ein gar so tüchtiger, gebildeter und gescheidter junger Mann wären, zu dem ich volles Vertrauen habe . . . aber dem Vater wird der Abschied schwer fallen. Und die Ferien sind wohl drüben auch nicht so lang, daß Sie jedesmal herüberkommen könnten?" Ewald suchte ihr, so gut er konnte, seine künftigen Verhältnisse auseinanderzusetzen. Zu öfteren Reisen in die Heimat würde das Geld in den ersten Jahren nicht reichen, geschweige denn die Zeit. Elisabeths völliges Schweigen verwunderte ihn zuletzt. Er wandte sich ihr zu und erstaunte nicht wenig, sie mit fest geschlossenen Augen an seiner Seite gehen zu sehen. Sie trug den Kopf hoch, und das fahle Sternenlicht schien ihr in das Gesicht, auf dem sich ein Zug der Spannung malte. Jetzt strauchelte sie über einen Stein, der auf ihrem Wege lag, behielt aber die Augen geschlossen.

„Was machst du, Elisabeth?" fragte er befremdet.

„Ich denke nur, wie es sein muß, blind zu sein," antwortete sie langsam, „nichts zu sehen, keinen Weg, keine Sterne, kein liebes Gesicht . . ."

„Um's Himmelswillen, Elisabeth, heute, in der ersten Stunde unseres jungen Glückes? Wie kannst du so etwas tun? Laß die traurigen Gedanken! Komm, Elisabeth, komm, öffne deine Augen wieder!" Sie tat es langsam — ihre Augen schwammen voll Tränen.

„Elisabeth, du bist jetzt mein, mein eigen!" flüsterte er ihr leise zu und drückte ihren Arm noch fester an sich. „Du darfst mir nie mehr weinen, hörst du? Dein Leben soll Glück und Sonnenschein sein. Eine schöne Zukunft lacht uns entgegen! Sieh mich an, lächle Elisabeth, sei froh!"

Sie sah ihn an und lächelte. Was hätte sie nicht alles getan, wenn er es sie hieß. Unter seinem Blicke wurde ihr warm und freudig ums Herz. Während des ganzen übrigen Weges sprach er in frohem, halb

scherzenden Tone bald zu ihr, bald zu der Mutter. So erreichten sie das Blindenhaus. Es ragte finster gegen den Himmel empor, kein Fenster war erleuchtet. Elisabeth schaute hinauf. „Sie sind brav gewesen und alle schlafen gegangen," sagte sie. Ewald drückte ihr rasch einen Kuß auf die Lippen. „Den behalte aber für dich," sagte er ihr leise ins Ohr, „teile ihn nicht mit ihnen, hörst du?"

Frau Steinacker hatte unterdessen geläutet und Herr Steinacker, ein Licht in der Hand, öffnete die Haustüre. „Gute Nacht, Geliebte," flüsterte Ewald. Sie sah ihn noch einmal an, ein warmer Blick, dann huschte sie ins Haus, der Mutter nach. Die Türe fiel hinter ihnen ins Schloß, und Ewald Brandis blieb mit seinem Glücke allein unter dem Sternenhimmel.

Am Nachmittage darauf wußte das ganze Blindenhaus, daß Bethele verlobt sei, die glückliche Braut des Herrn Ewald Brandis; daß sie wunderschön ausgesehen und viel getanzt habe auf dem Fest und die Königin des Balles gewesen sei. . . . Heute, am Morgen war Brandis dagewesen, um mit dem Hausvater, Herrn Steinacker, zu sprechen. Die Unterredung währte lange. Herr Steinacker hatte manches einzuwenden gehabt; die kurze Bekanntschaft der beiden, Ewalds Drängen auf baldige Hochzeit, den nahen Abschied . . . Nichts war den Insassen der Anstalt verborgen geblieben, obschon niemand wußte, woher sie es hatten, denn Bethele selbst war wortkarg und gab nur die allernotwendigsten Antworten auf die Fragen, die sie bestürmten. Aber so etwas liegt in der Luft, man errät, was man nicht selber hört. Zuerst ging es nur wie ein Taumel der Verwunderung und des freudigen Schreckens durch die Reihen, Bethele Braut! Ihr Bethele Braut! Braut eines so vornehmen, hochfeinen, gebildeten, jungen Mannes!! Aber dann mischten sich vereinzelte Ausrufe wehmütiger Art in die allgemeine freudige Aufregung. Ja, würde denn das Bethele nach der Hochzeit nicht am Ende fortziehen? Würde sie das alte Haus nicht verlassen müssen, um mit dem Gatten in das neue Heim zu reisen? Allgemeine Bestürzung folgte. Das war ja eine ganz entsetzliche Aussicht. Was sollte denn aus ihnen allen werden? War denn so etwas Grausames, Unerhörtes überhaupt möglich. . . . „Ich habe ihn von Anfang an nie besonders gemocht," erklärte Eugenie, „trotz seiner feinen Art," und „ich auch nicht," „ich auch nicht," erklärten nun verschiedene und Christine rief aus ihrer Ecke: „Das Bethele war arg schön, aber ich mag sie lieber im Alltagskleid, weil sie dann dableibt." Darüber waren alle einig, und es entstand ein Wehklagen und Jammern, wie es die Anstalt noch niemals innerhalb ihrer stillen Mauern vernommen hatte.

Bethele hörte von dem allem nichts. Sie saß in der Kammer der kranken Euphrosyne, welche fieberte und redete ihr mit sanften Worten zu, wie eine Mutter dem Kinde, von dem lindernden Tranke zu nehmen, den sie ihr bereitet hatte. Euphrosyne war richtig gestern Abend noch heimlich in eine Abendandacht gegangen. Sie hatte die Abwesenheit Betheles und der Hausmutter benützt und war leise hinausgeschlüpft, dem Drange ihres Herzens zu folgen. Der Himmel weiß, woher sie erfahren hatte, daß um diese späte Stunde noch Gottesdienst sei. Manchmal schien sie dergleichen Dinge zu ahnen. Allein war sie den weiten Weg geschlichen, ihr machte

es ja nichts aus, ob es hell oder dunkel war, und hatte sich am Gotteswort gelabt. Beim Nachhausegehen war es kühl gewesen: ein Frösteln war über ihren Rücken gezogen, Nachtluft konnte sie nie ertragen, und so lag sie jetzt abwechselnd frierend und in Hitze glühend in ihrem Bette, hielt Betheles Hand in der ihrigen und bat sie, „nicht wegzugehen, nur nicht wegzugehen!" Sie wußte nichts von dem großen Ereignis des Tages, aber wie gesagt, es lag in der Luft; es drang bis in die Krankenstube und erfüllte die Kranke mit einer bangen Ahnung. Bethele saß regungslos neben ihr, auch dann noch, als sie endlich eingeschlafen war. Euphrosyne hatte ihre Finger fest um die Hand des Mädchens geklammert und ließ sie selbst im Schlafe nicht los. Zudem taten die Stille und die Einsamkeit Elisabeths aufgeregter Seele wohl. Sie hatte heute Nacht keinen Schlaf finden können und war müde und überwacht. Endlich fielen auch ihre Augenlider zu. Gar zu viele Eindrücke waren in den letzten vierundzwanzig Stunden auf sie eingestürmt. Ihr Kopf sank sachte auf die Schulter herab. Da weckte sie ein leises Geräusch: etwas kam durch die Luft geflogen, ein Etwas, das kühl und frisch durch die Schwüle der Stube wehte und geradenwegs in ihren Schoß fiel, ein großer Strauß Veilchen und Rosen. Am Fenster aber tauchte das lachende Gesicht Ewalds auf. „Habe ich dich erschreckt, mein Schatz? Verzeih, ich konnte aber nicht widerstehen."

Sie legte den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß er schweigen solle, löste ihre Hand behutsam aus der der Kranken und ging ans Fenster. „Wie schön, wie frisch!" sagte sie entzückt, das Gesicht in die duftenden Blumen drückend. „Aber Rosen und Veilchen zusammen? Draußen gibt es ja noch gar keine Rosen."

„Du liebe Einfalt! Beim Gärtner gibt es alles. Und nun komm heraus, wir wollen spazieren gehen."

„Bitte, sprechen Sie nicht so laut, Herr Brandis."

„Wen meinst du?"

Sie wurde über und über rot.

„Sie wissen, wen ich meine."

„Ich weiß es nicht. Ich kenne keinen Herrn Brandis."

„Aber ich, Ewald Brandis, mein alter Spielkamerad und Jugendfreund."

„Sagtest du zu dem ‚Sie' und ‚Herr Brandis?'" Sie mußte lachen.

„Ich kann nicht fort. Euphrosyne ist krank."

„Unsinn. Laß sie allein oder rufe jemanden."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich kann wirklich nicht fort, heute nicht. Sie nimmt die Medizin nur aus meiner Hand."

Ewalds Züge verdüsterten sich. „Und wenn du mich geheiratet hast, was dann?" fragte er etwas barsch.

„O Gott!" Sie wurde ganz blaß und wich scheu zurück. „Ich darf gar nicht daran denken!"

„Ziehst du die alten Weiber da drinnen mir vor, Elisabeth?" fragte er halb ernst und halb im Scherz, indem er ihre Hand ergriff und sie an sich zog.

Sie sah ihm trotz der Verwirrung tief in die Augen.

„Hätte ich dann gestern Abend ‚ja' gesagt?"

„Du hast recht. Ich war ein Tor, zu fragen. Elisabeth, komm zu mir heraus."

„Ich will mich hierher setzen — ist's recht so? dann können wir plaudern, aber leise, um Euphrosyne nicht zu wecken."

Er mußte sich zufrieden geben. Sie setzte sich auf den Fenstersims, und ihre liebe Nähe erfüllte ihn mit Freude. Kein Lauscher war zu befürchten: denn diese Seite des Hauses ging nach dem Gärtchen hinaus. Nur verworren drangen die Geräusche der Stadt zu ihnen herüber. Ewald legte beide Arme auf den Fenstervorsprung: so sah er bequem in die Augen seiner schönen Braut. Er konnte wirklich sehr liebenswürdig sein, wenn er glücklich war, und er bezauberte Elisabeth durch seine klugen und beredten Worte. Entzückt lauschend hing sie an seinen Lippen. Doch plötzlich sagte sie ein leises „St!" um zu horchen.

„Euphrosyne hat nach mir gerufen."

„Es hat niemand gerufen. Bleib da."

„Doch, sie ruft. Leb wohl — geh, bitte. Bitte geh. Ich muß zu ihr." Sie gab ihm die Hand, nach einem Augenblicke des Besinnens neigte sie sich zu einem flüchtigen Kusse hinaus, dann sprang sie vom Fensterbrett herab und ging wieder ans Bett der Kranken.

Ewald wartete unwillig. Sie würde doch zurückkehren, zu ihm kommen. Aber sie kam nicht. Er sah sie drinnen hantieren und der Kranken die Kissen aufschütteln. Zuletzt blieb ihm nichts übrig, als zu gehen. Unterwegs begegneten ihm mehrere der blinden Frauen, die einen kleinen Spaziergang machten. Sie kannten ihn am Schritte und begrüßten ihn höflich. Aber Antwort erhielten sie keine.

„War das nicht Herr Brandis?" fragte stehenbleibend die eine der Blinden leise.

„Doch, er muß es gewesen sein. Ich kenne ihn daran, daß er zuerst die Fußspitze und dann den Hacken auffetzt," bemerkte Kathrine, die zweite in der Reihe.

„Der Herr Doktor macht es gerade umgekehrt," meinte Eugenie, die Dritte. „Der setzt zuerst die Hacken auf. Warum uns Herr Brandis wohl nicht gegrüßt hat?"

„Er will das Bethele ganz für sich allein haben," mischte sich Klara, die Vierte, in das Gespräch. „Er ist eifersüchtig auf uns, hahaha!" Die andern stimmten mit ein, und kichernd gingen sie wieder dem Hause zu.

Das nächste Mal traf es Ewald glücklicher. Er fand Herrn Steinacker allein bei seinen Rechnungen und dieser versprach, Elisabeth zu ihm herauszuschicken. Seit dem Morgen befand sich Herr Steinacker in sehr gehobener Stimmung. Er hatte heimlich, hinter seiner Frau und Tochter Rücken, schriftliche Erkundigungen über Ewald eingezogen, und die Antwort war höchst befriedigend ausgefallen. Des jungen Mannes Charakter wurde gelobt; ein wenig viel Selbstvertrauen und Zuversicht auf das eigne Können — du liebe Zeit! das waren ja im Grunde genommen nur schöne Eigenschaften! Jugendstreiche ja — aber keine schlimmeren als sie alle jungen Leute zu machen pflegen. Seine Aussichten waren durchaus vertrauenerweckend, seine Angaben alle richtig; und der Onkel würde jedenfalls vom

Neffen beerbt werden — ansehnliches Vermögen in sicheren Papieren angelegt. — Herr Steinacker begann zu denken, daß er die Sache anfangs gar zu ungünstig beurteilt habe. Sein Kind, seine Elisabeth, machte eine bessere Heirat als die meisten Mädchen ihres Standes. Aber freilich, wenn er an die Trennung dachte ... daran mußte man eben nicht denken. „So schlimm wird es doch wohl nicht sein — — —" wollte sich Herr Steinacker auch hier zum Troste vorsagen. Aber zum ersten Male versagte dieser Trost; es würde schlimm sein, sehr schlimm, und mit Elisabeth der Sonnenschein und die heiteren Tage aus dem alten Hause scheiden. Das war aber so Elternlos. Man mußte sich drein schicken. Er empfing also den zukünftigen Schwiegersohn sehr freundlich und schickte ihm nach wenig Augenblicken Elisabeth heraus, die freudig auf ihn zugelaufen kam.

„Euphrosyne geht es besser!" rief sie ihm schon von weitem zu. „Diesmal überwindet sie's vielleicht noch. Was willst du mit meiner Hand?" als sie sah, daß er ihr einen Ring an den vierten Finger streifte. Aber als sie erst den Goldreif erblickte, die blauen Steine daran, wurde sie dunkelrot vor Vergnügen.

„O Herr Brandis! O Ewald! der schöne Ring soll für mich sein? Wirklich für mich? Ja, wie sind Sie denn auf den Gedanken gekommen? Ich habe noch nie einen Ring gehabt."

„Und auch noch nie einen Bräutigam. Ich wollte ihn dir schon das letztemal geben, aber da konntest du ja von deiner Euphrosyne nicht fort."

Sie zog ihre Hand aus der seinen. „Den muß ich drüben zeigen!" rief sie voller Freude. „Was werden sie alle sagen!" Und hinaus war sie, ehe er sich dessen versehen hatte. Ewald folgte ihr kopfschüttelnd nach. Drüben fand er sie, — natürlich — von ihrer getreuen Schar umringt. Alle befühlten und betasteten den Ring, lobten und priesen ihn. Ja selbst Christine in ihrem Winkel mußte ihn in die Hand nehmen.

„Wie kannst du nur?" flüsterte er Elisabeth unmutig zu: „Den Ring, den ich dir gegeben habe!" sie sah ihn groß an, verwundert und verständnislos, wie ein gescholtenes Kind.

„Sie haben solche Freude daran."

„Aber ich nicht." Damit war nun freilich ihre Freude getrübt. Still und gedrückt nahm sie den Ring aus Christinens Händen und folgte ihm schweigend aus dem Zimmer.

So ging es immer. Sie wußte nicht, was er von ihr wollte. Sie konnte es ihm nie recht machen, und sie gab sich doch alle Mühe. Ihr ganzes Herz legte sie immer in alles, was sie tat — war ihm denn das nicht genug? ihm allein von allen? sie waren doch mit ihr zufrieden, der Vater, die Mutter, und vor allem, die Blinden — was verlangte Ewald denn? Elisabeth sann vergeblich darüber nach. Auch dem lieben Gott war es leichter zu genügen — was wollte Ewald nur von ihr?

In den darauffolgenden Tagen kam es oft zu ähnlichen kleinen Mißverständnissen. Frau Steinacker hatte sich allen Ernstes an die Herstellung der bescheidenen Aussteuer gemacht. Herr Steinacker versuchte zwar wiederholt, Brandis zu bewegen, die Hochzeit vorerst noch hinauszuschieben. Doch alle seine Bemühungen scheiterten an des jungen Mannes unbeugsamem

Willen. Elisabeth willigte mit Tränen in alles ein. Wenn doch geschieden sein mußte, dann lieber bald. Mit heißen Worten hatte ihr Brandis seine Dankbarkeit hierfür ausgesprochen. Nun aber wünschte er, daß sie sich mehr um die Aussteuer, um die neue Hauseinrichtung bekümmere. Er wollte ihren Rat, ihre Zustimmung bei den Bestellungen, die er brieflich in einer der großen Städte Amerikas machte. Allein Elisabeth blieb alledem gegenüber merkwürdig kühl und gleichgültig und ‚wieder ganz anders als andere Mädchen,' dachte Brandis. Sie überließ der Mutter alle wichtigen Fragen betreff Wäsche und sogar der Kleider und widmete jeden freien Augenblick ihren Blinden, die leidenschaftlicher und zärtlicher denn je an ihr hingen und ihr in einer Schar auf Schritt und Tritt folgten.

„Du liebst mich nicht," sagte er einst voll Bitterkeit zu ihr. „Doch, ich liebe dich," war die rasche Antwort. Ewald wußte nicht, was er von ihr denken sollte.

Elisabeth selbst ging mit zerrissenem Herzen umher. War er da, so übte seine Persönlichkeit ihre ganze Macht auf sie aus; aber wenn er fortging, so überkam es sie manchesmal wie eine bange Furcht. Des Nachts fuhr sie aus bösen Träumen empor, wie sie es als Kind getan: dann faltete sie die Hände wie damals, um in der Gottesnähe wieder Ruhe und Frieden für ihr ängstlich klopfendes Herz zu finden. Aber das Mittel wollte nicht mehr helfen. Die Welt hatte aufgehört, so verständlich, das Leben so einfach zu sein. „Gib mir ein Zeichen!" flehte Elisabeth unter heißen Tränen: „Zeige mir den Weg, so oder so — nur zeige ihn mir!!" und es wollte ihr scheinen, als bleibe die Antwort lange aus.

Da erkrankte Euphrosyne, deren Genesung nur scheinbar gewesen war, ganz plötzlich wieder. Der Arzt mußte gerufen werden, sie sträubte sich auch nicht länger gegen seinen Besuch und er erklärte, es sei der Anfang einer Lungenentzündung. Sie müsse sich schon vor einiger Zeit eine starke Erkältung zugezogen und diese verschleppt haben. Jetzt bei dem allgemeinen Schwächezustand der Kranken sei auf eine Rettung nicht mehr zu hoffen.

„Das war der Abend der Reunion," sagte sich Elisabeth mit verhaltenem Atem. Sie wußte nun wenigstens, was sie jetzt zu tun hatte. Von diesem Augenblicke an verließ sie die Kranke nicht mehr und fand eine bittere Freude daran, sie nach besten Kräften zu pflegen und ihr die letzten Tage zu erleichtern. Wenn Brandis kam, so ging sie nur auf kurze Augenblicke zu ihm hinaus. Auf alle seine Vorwürfe und Klagen antwortete sie nur mit einem traurigen Blick und mit einem Händedrucke, der mehr sagte als Worte. Doch Ewald war damit nicht zufrieden. Er sah, daß Elisabeths Wangen bei der angestrengten Pflege blaß wurden, und er fühlte sich berechtigt, ein Machtwort zu sprechen. „Du darfst dich nicht so aufreiben," sagte er zu ihr, „vergiß nicht, daß du jetzt mir gehörst. Ich mag es nicht haben, daß du müde und überwacht aussiehst. Schone dich." „Wie könnte ich das?" fragte sie und ein harter Zug legte sich um ihren Mund. „Ich kann jetzt nicht an mich denken."

Uebrigens machte ihr Euphrosyne die Pflege so leicht wie möglich. Sie lag meist im Schlummer und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Am schwersten war es, sie aus diesem Zustande der Halbbewußtlosigkeit

aufzuwecken, um ihr Nahrung oder Medizin einzuflößen und sie umzubetten. „Laßt mich, ich bin beim lieben Gott,“ sagte sie dann kläglich und verfiel gleich darauf wieder in ihren traumhaften Zustand. Sie wurde immer schwächer, und eine Woche darauf hatte der sieche Körper seine Ruhe gefunden. Euphrosynens Seele war wie ihr Körper gewesen; tastend, unsicher hatte auch sie sich vorwärts geschlichen — aber wer vermöchte zu sagen, ob sie nicht jetzt vielleicht in ein helleres Licht eingegangen war?

Ewald kam zu dem Begräbnis — sehr ungern, aber er fühlte, daß es von ihm erwartet wurde. Er ging neben Elisabeth, deren ernstes, blasses Gesicht rührend lieblich anzusehen war. Aber Brandis traf es wie ein innerer Vorwurf, und er hatte sich doch nichts vorzuwerfen. Das ärgerte und verstimmte ihn. Die Feier war kurz aber ergreifend: so viele erloschene Augen weinten über dem frisch aufgeschaufelten Grabe, so viele treue, schlichte Herzen gaben der Vorangegangenen das letzte Geleit.... Es waren nicht nur Wehmutstränen; manche beneideten Euphrosyne und wären gern an ihrer Stelle gewesen; sie zweifelten ja nicht daran, daß sie jetzt in Himmelsglanz und Himmelswonne die Augen wieder zu neuem Leben aufschlagen dürfe.

Auch Elisabeth war es, als blicke sie der Verstorbenen in den lichten Frühlingshimmel nach, und die Amsel, die während der ganzen Trauerrede so froh auf dem alten Birnbaum jubelte, sang lauter Auferstehungslieder. Elisabeth fuhr zusammen, als alles vorbei war und Ewald sie an der Hand nahm, um sie nach Hause zu führen.

Ihm gefiel der Ausdruck ihres Gesichtes nicht; sie war ihm heute unerklärlicher, unerreichbarer denn je. Sie weinte nicht einmal. Tränen hätte er besser verstanden, als diesen weltfremden Blick der großen Augen. „Du denkst aber doch nicht daran, Trauer um die Person zu tragen,“ sagte er etwas ungeduldig, auf ihr schwarzes Kleid deutend. Es kleidete sie nicht, sie sah blaß und schmal darin aus. „Ich bitte dich, für eine arme Blinde der Anstalt!“

„Sie würden es mir aber sehr verübeln, wenn ich es nicht täte — für kurze Zeit nur,“ erwiderte sie tonlos.

„Als ob sie es sehen könnten!“ sagte er ärgerlich.

„Sie fühlen es,“ erwiderte sie kalt.

Das brachte ihn außer aller Fassung. „Elisabeth!“ sagte er leidenschaftlich, „wenn du meine Wünsche so wenig beachtest, dann bleibe ich solange weg. Ich mag dich nun einmal nicht in Schwarz sehen.“

Sie schwieg und Ewald blieb wirklich einige Tage weg, voll peinigender Unruhe, quälender Zweifel in der Brust. Täglich erwartete er ein Zettelchen mit den Worten: „Verzeih mir, ich tue ja schon wie du willst — komme nur.“ Aber es erschien keines und er hielt es nicht länger aus. Ehe acht Tage vorüber waren, befand er sich wieder auf dem bekannten Kieswege nach dem Blindenhaus.

Er bemerkte ihr schwarzes Kleid kaum, als sie zu ihm hinaustrat, so sehr freute er sich, sie nach der langen Trennung wiederzusehen. Sie hatte ihm allerhand zu erzählen. „Euphrosyne wird von allen so sehr vermißt,“ sagte sie. „Man muß ihr ja die Ruhe gönnen, sie hat es gut jetzt und schön — aber du glaubst nicht, wie sie in der ganzen Anstalt fehlt. Es ist eine Lücke, die nicht auszufüllen ist. Am schlimmsten empfindet es Christine.“

„Christine?“ fragte er ungläubig. Er hatte nur halb auf den Sinn ihrer Worte gehört, während er dem Klang ihrer lieben Stimme lauschte. „Ich meinte, Christine sei ganz unempfänglich.“

„Nicht wahr, das hätte man glauben sollen? Aber es scheint, daß sie doch noch viel mehr Gefühl für die Außenwelt hat, als man ihr zutraute. Du mußt nämlich wissen, daß sie Euphrosynens Stube teilte; ungeschickt und schwerfällig wie sie ist, mußte ihr Euphrosyne bei allem helfen. Des Morgens hat sie sie gewaschen und angekleidet wie ein kleines Kind, des Abends ins Bett gelegt. Das hat sie getan aus freiem Antrieb, ohne daß jemand sie dazu aufgefordert hätte. Ist das nicht schön? Nun schläft Christine seit Euphrosynens Krankheit mit Anna zusammen. Anna zeigt viel guten Willen und hat Euphrosynens Amt gern und freudig übernommen. Aber Christine trauert nach ihrer Stubengefährtin; sie frägt des Tages wohl zwanzigmal nach ihr. Noch hat sie nicht erfaßt, daß Euphrosyne wirklich gestorben ist, sondern meint immer, sie müsse wiederkehren. So sitzt sie da, ein Bild des Jammers und niemand kann sie trösten. Sogar ihre Geschwister hat sie darüber vergessen.“

Ewald wußte auch keinen Rat in dieser Angelegenheit. Innerlich verwünschte er das ganze Blindenhaus mit seinen Insassen und wollte, er könnte Elisabeth auf seinen starken Armen plötzlich herausreißen und in die neue Heimat versetzen. . . . In letzter Zeit war ihm sogar ein paar Mal der Gedanke gekommen, ob sie auch das Mädchen sei, das er sich ganz so wie sie war zur Frau wünsche. . . . Allein für solche Gedanken war es zu spät. Jetzt galt es nur, alle Vorbereitungen zur Hochzeit und Reise nach Möglichkeit zu beschleunigen.

„Ewald, ich bitte dich!“

„Du weißt, daß es nicht sein kann.“

„Ewald, ich bitte dich aus Herzensgrund.“

„Elisabeth, das ist kindisch. Ich sage dir ja, es kann nicht sein.“

Sie preßte die Hände im Schmerz zusammen. „Ich kann sie so nicht verlassen, Ewald! In vier bis fünf Wochen — verschiebe die Hochzeit nur um ein paar Wochen!“

„Du weißt, daß unser Schiff am achtzehnten Juni von Bremen in See sticht.“

„So lasse uns mit einem anderen reisen.“

„Unmöglich — die Ueberfahrt für uns beide ist gezahlt. Zudem muß ich meine Stelle Ende Juni antreten.“

Elisabeth rang die Hände in innerem Kampfe.“

„So reise allein voraus!“

„Elisabeth, das sagst Du mir?“

Sie erblaßte. „Es bleibt mir keine andere Wahl,“ erwiderte sie mit bebenden Lippen. „In dem Zustande kann ich Christine nicht verlassen. Sie ißt nicht mehr, sie trinkt nicht mehr — nur mein Zureden hilft noch manchmal. Du weißt, Euphrosyne erkrankte an jenem Abend, als ich ausging. Wäre ich daheim geblieben, ich hätte es sicher, sicher verhindern können! Das ist geschehen — — ich kann es nicht mehr ändern. Christine

lebt noch — wer weiß, auf wie lange! Aber so lange sie noch lebt, braucht sie mich nötig. Verlange es nicht von mir, daß ich jetzt von ihr fortgehe!" Sie schlang die Arme um ihn, sie küßte ihn innig und warm, wie vielleicht noch nie. Aber er löste sich unwillig aus ihren Armen.

„Wegen eines elenden Krüppels willst du mich verlassen?" fragte er hart und bitter.

„Nicht dich verlassen, Ewald. Ich komme nach, sobald ich kann — in einem, in zwei Monaten. Allzulange wird es ja nicht währen. Im schlimmsten Falle ein halbes Jahr . . ."

Seine ungestüme Heftigkeit brach endlich los. Er wußte kaum, was er in seiner Leidenschaft sprach.

„Du hast mich nie geliebt," stieß er hervor, „niemals. Nur vorgelogen hast du es mir und dir selber. Und wenn du die Wahl hast zwischen einem Glück an meiner Seite und deinen einfältigen, halb blödsinnigen, blinden alten Weibern, so ziehst du sie vor. Geh, geh zu deiner Christine, sie wartet auf dich! Was ich von dir wünsche, von dir verlange, hat keinen Einfluß auf dich. Ihrem geringsten Wink bist du bereit zu folgen, ihr einen jeden Wunsch von den Augen abzusehen, während ich —"

„Ewald, so zu mir zu sprechen, du zu mir!" Sie zitterte am ganzen Körper vor innerer Aufregung.

„Du hast mich nie geliebt," fuhr Ewald in immer heißerer Leidenschaft fort, „nie. Ist dir das in der letzten Zeit nicht selber klar geworden? Ich war dir recht genug für müßige Stunden. Dein Herz war nicht dabei. Es war immer geteilt zwischen anderen und mir. Ist es nicht so? Und wenn du mir nachfolgtest nach Amerika, in ein, zwei Monaten — in einem halben Jahre — zöge es dich nicht auch dann noch zurück, hierher — könnte nicht der Augenblick kommen, wo es dich reute, deine alten, blinden Weiber verlassen zu haben? Sage, ist es nicht so?"

Sie schauderte. „Du läßt es mich glauben," sagte sie kaum hörbar.

Er lachte höhnisch auf. „Aber meine Geduld ist nun zu Ende!" rief er mit halberstickter Stimme. „Wähle, Elisabeth, wähle! Ich lasse mich nicht behandeln, wie einen dummen Jungen, der sich alles gefallen läßt. Wähle zwischen ihnen —" er wies in der Richtung der großen Stube, „und mir. Entweder du kommst jetzt mit mir, in unser neues Heim, oder — denn ich will jetzt auch meine Bedingungen stellen! hörst du, ich will es! — oder du bleibst hier, und ich suche in einem neuen Leben, einem andern Erdteil zu vergessen, daß ich für einen kurzen, törichten Augenblick glaubte, hier mein Lebensglück gefunden zu haben."

„Ewald!" Sie klammerte sich an seinen Arm. Er riß sich ungestüm los und trat zurück.

„Ein für alle Male, Elisabeth, wähle. Ich will dein Herz nicht geteilt. Das könnte ich nie ertragen."

„Ich kann Christine jetzt nicht verlassen."

„Ist das dein letztes Wort?"

Sie weinte bitterlich.

„Elisabeth, nur einen Blick, eine Silbe. Antworte mir, Elisabeth!"

Aber sie war wie gebrochen. Still stand sie da, an die Wand ge-

lehnt, mit geschlossenen Augen, aus denen unaufhaltsam die Tränen rannen.

Er sah sie an. Noch einmal kämpfte seine Liebe für sie einen letzten, bitteren Kampf. Dann wich sie einem Gefühle, das der Verachtung glich.

„Du bist nicht die Frau, um aus Liebe mit einem Manne alles zu wagen und seinetwillen alles aufzugeben," sagte er hart und schneidend. „Du bist alles, was hold und gut und schön ist, aber die Frau bist du nicht. Leb wohl, Elisabeth."

Er sah sie noch einmal zögernd an — Haß, Liebe und Empörung kochten in seinem Herzen — aber sie blieb regungslos, und er ging hinaus. Krachend fiel draußen die Tür hinter ihm zu. Gleich darauf hörte Elisabeth seinen Tritt auf dem Kiesweg draußen.

Sie schüttelte die Tränen von ihren Wimpern, sie besann sich, wo sie war und wunderte sich, daß sie noch fühlen und atmen konnte. Denken konnte sie nicht mehr; es würde lange, lange währen, bis sie das wieder konnte. Sie griff mechanisch nach ihren Armen, ihrem Hals, ihren Schläfen. Sie hatte eine Empfindung, als sei sie schwer verletzt, verwundet. . . . Dann schlich sie langsam in die allgemeine Wohnstube. Ihr blasses, verstörtes Gesicht mit den rotgeweinten Augen konnten die Blinden ja nicht sehen. Sie setzte sich geduldig neben Christine und hörte ihre Klagen über Euphrosynens langes Wegbleiben an, sie half Zenza mit ihrem Strickzeug und nagelte Tuchenden zu einem neuen Schuh auf die Form. Aber die ganze Zeit über fühlte sie alle die wunden Stellen schmerzen und sie ging umher wie jemand, der am Rande des Grabes gestanden und in seine Tiefe hineingeschaut hat. So einer kommt nur langsam zum Leben zurück.

Frau Steinacker war außer sich, als sie von dem Vorfall erfuhr. „Wäre ich nur dabei gewesen," klagte sie, „ich hätte ihm die Sache schon auseinandergesetzt. Du hast so deinen eigenen Kopf, Bethele. Aber vielleicht kommt er wieder."

„Nein Mutter, er kommt nicht wieder."

„Es ist schrecklich," jammerte Frau Steinacker, „ich spreche schon gar nicht von der Aussteuer. Die liegt nun da und hat doch viel Geld gekostet, Mühe auch. Aber es ist immer eine Schande, wenn eine Verlobung wieder auseinandergeht, und wer nimmt so ein Mädchen? Er hatte doch so schöne Aussichten! Die gute Stelle drüben in Amerika — und mit der Zeit — Bethele, wer weiß — mit der Zeit wäre er am Ende gar Professor geworden. Sie sollen sich drüben manchen Titel holen. ‚Frau Professorin,' denke nur, wie das klingt, Bethele, ‚Frau Professorin!'"

Aber Bethele schwieg.

„Das kommt alles daher, weil ich dich nicht streng genug erzogen habe," und Frau Steinacker begann zu weinen. „Ich habe so oft gesagt, du solltest nicht ganze Tage lang in der Stube bei den Blinden sein. Das kommt nun davon. Am liebsten möchte ich es Dir jetzt ganz verbieten.

„Und mir meine einzige Freude nehmen? Nein, Mutter, das wirst du nicht. So grausam war nicht einmal er." Bethele sagte es mit bebenden Lippen.

Herr Steinacker nahm die Sache ruhiger auf. „Es wird doch nicht gar so schlimm sein," tröstete er seine Frau, „und dann — wenn wirklich nichts draus würde — so behalten wir das Bethele eben noch ein paar

Jahre daheim. Mir soll's auch recht sein. Das Mädchen ist ohnehin zu jung zum heiraten."

„Ich war jünger als wir Hochzeit hielten."

Herr Steinacker kratzte sich am Hinterkopf. Gegen seine Frau war schwer aufzukommen. Die Frauen haben überhaupt eine Art, auch die besten unter ihnen, einem ihre Worte so ohne weiteres an den Kopf zu werfen. „Das war in deinem Falle etwas ganz anderes," sagte er begütigend.

Auf Drängen seiner Ehehälfte ging er am anderen Tage in die Stadt, um Ewald Brandis aufzusuchen. Er fand den jungen Mann eifrig mit Packen beschäftigt. Ewalds Benehmen war kühl und ablehnend. Er lud seinen ehemaligen zukünftigen Schwiegervater ein, auf dem harten Sofa Platz zu nehmen, blieb aber selber in einiger Entfernung stehen. Auf Steinackers gutgemeinte Worte der Versöhnung und Wiederanknüpfung erwiderte er kurz und ohne Umschweife, er sehe ein, daß Elisabeth ihn nicht liebe, ihn niemals geliebt habe. Ob sie ihn schicke? Nein? nun um so besser, denn er, Ewald, habe sich fest vorgenommen, sich nicht ein zweites Mal zu blamieren. Ihre Charaktere paßten nun einmal nicht zusammen. Das sei ihm klar geworden. Was aber nicht zusammen passe, solle lieber von einander bleiben. Er reise gleich morgen früh, da er noch vor der Abfahrt des Schiffes seinen alten Onkel besuchen und einiges Geschäftliche abmachen wolle. Im übrigen bitte er, Elisabeth zu sagen, er trage ihr nichts nach. Herr Steinacker sah ein, daß hier nichts mehr zu tun sei und stand auf.

Tief niedergeschlagen kam der Hausvater heim und zuletzt war es Bethele, die ihn tröstete.

„Du mußt mich eben noch behalten, Vater," sagte sie mit einem tapferen Versuche zu lächeln. Allein das Lächeln erstarb in den Tränen, die sie an des Vaters Brust zu verbergen suchte.

„Er ist deiner nicht wert, Bethele, tröste dich," und der Vater streichelte ihr sachte den Rücken, während er selbst die Rührung zu bezwingen suchte.

„Das macht es nicht leichter, Vater." Aber Bethele fühlte mit innigem Danke, daß sie ihr Schmerz dem Vater näher gebracht hatte.

Eine Weile darauf ging sie geräuschlos in ihr weißgetünchtes Stübchen. Dort setzte sie sich an den Tisch, streifte langsam den Ring mit den blauen Steinen vom Finger, küßte ihn und wickelte ihn in Seidenpapier. Auch die Rose, gelb und vertrocknet wie sie war, die sie von seinem Strauße aufbewahrt hatte, tat sie dazu. Sie band alles sorglich mit einem feinen Bändchen zusammen und sandte es noch am selben Abende mit der Post an Ewald, damit er es rechtzeitig vor seiner Abreise erhalte. Ihr war feierlich dabei zu Mute, fast wie damals an Euphrosynens Grab. Es galt ja auch jetzt ein liebes Totes zu bestatten. Nur gab es für dieses kein Auferstehen mehr.

Es war vielleicht das erste Mal, daß die Blinden der Anstalt von einem Ereignisse innerhalb des Hauses nichts erfuhren. Herr und Frau Steinacker schwiegen über die ganze Sache, Herr Steinacker, um die Tochter zu schonen, Frau Steinacker aus gekränktem Ehrgefühl. Brigitte, die treue Seele, hielt reinen Mund und war rührend besorgt um „das Kind." Sie

hatte in der eigenen Jugend einmal eine hoffnungslose Liebe gehabt, die wachte nun mit allen ihren Einzelheiten in ihrem Gedächtnisse auf und verlieh Brigittens ganzem Wesen etwas Geheimnisvolles, Eingeweihtes, das Elisabeth zu anderen Zeiten höchlich ergötzt haben würde.

Merkwürdigerweise schienen es die blinden Frauen als ganz selbstverständlich anzusehen, daß von Aussteuer, Hochzeit und Wegreisen plötzlich nicht mehr die Rede war; ja, sie wunderten sich sogar nicht über Ewalds Ausbleiben, wenigstens nicht, wenn Bethele zugegen war; unter sich mochten sie um so mehr darüber verhandeln. Christine rief einmal mit ihrer schrillen Stimme aus der Ecke, wo sie saß: „Warum kommt denn Dein Herr Brandis nicht mehr, Bethele?“ Das war alles.

Bethele selbst glitt stiller als sonst zwischen ihnen ein und aus; aber das ganze Leben kam wieder allmählich in sein altes Geleise, wie vor Ewalds Erscheinen: einförmig, still, friedlich und nur durch die Ereignisse der unscheinbarsten Art unterbrochen. Die Blinden waren es zufrieden. So gehörte sich's, so war es recht, so mußte es sein, und der beängstigende Traum, der ihre Seelen mit Gedanken einer möglichen Trennung gequält hatte, war bald vergessen.

Und Bethele?

Die Zeit verging, wie sie immer vergeht — rasch für die Glücklichen, langsam für die Betrübten. Aber sie verging, und es heißt nicht umsonst von ihr, daß sie „teilt, heilt, eilt.“ Vielleicht auch hatte Brandis rechtgehabt. Es gibt Mädchen, die schon vor der Ehe ihre Lebensaufgabe suchen und finden. Solche geben ihre Freiheit nur um den höchsten Preis dahin, denn auch für das Weib ist ein segensreicher Beruf das schönste Glück auf Erden.

Elisabeth erblühte wieder in ihrer ganzen früheren Lieblichkeit, „wie eine Blume im Tale, wie eine Rose unter Dornen,“ ungesehen, unbewundert. Vielleicht lag noch ein neuer Reiz in ihrem ganzen Wesen, ein tieferer Blick in ihren Augen. Die Blinden um sie her sahen es nicht. Sie wußten nur, daß sie ihr Bethele wieder hatten, ganz und ungeteilt, und es zog eine große Freude mit dieser Gewißheit in die schlichten, einfältigen Herzen. Betheles Stimme klang wieder hell durch das Haus, befehlend, lobend, ermahnend und tröstend. Sie hatte den Frieden wieder gefunden, möglicherweise einen noch tieferen, dauernderen als zuvor. Nach dem Sturme ist ja die Stille am größten.

Im fernen Westen lebt ein strebsamer junger Deutscher, Lehrer an der Schule und Redakteur der dortigen deutschen Zeitung. Er ist sehr beliebt und hat sich bereits einen Namen und einen gewissen Ruf erworben. In rastlosem Eifer strebt er vorwärts, unermüdlich ringend, und es werden ihm glänzende Aussichten prophezeit. Auch häusliches Glück hat er gefunden, Weib und Kind nennt er sein, und ein Leben, so behaglich und angenehm, wie es das nimmer zur Ruhe kommende Treiben drüben gestatten kann. Aber wenn er von des Tages ermüdender Arbeit ausruht, so erscheint ihm zuweilen im Traume ein deutsches, fernes Gesicht mit zwei Augen, deren Ausdruck ihn verfolgt.

Eugène Fromentin.

Von Walther Küchler in Gießen.

Eugène Fromentin, in Deutschland zu wenig gekannt, ist, wie Dante Gabriel Rossetti, eine Ausnahmeerscheinung in der Geschichte der internationalen Kunst und Literatur. Er hat in fast gleich vollendeter Weise zwei durchaus verschiedene künstlerische Fähigkeiten in sich vereinigt.

Zwar hat er weder in seinen Büchern, noch in seinen Gemälden das unbedingt Höchste erreicht. Dazu mangelt seinen Büchern der gedankliche Grund, das große, menschlich Tiefe und Bedeutsame, das allein Dauer der Ewigkeit besitzt, dazu fehlt seinen Gemälden die Eigenschaft, die nur das Genie verleihen kann, die gewaltige Kraft der Inspiration und die Innigkeit künstlerischer Versenkung. Aber wenn nahezu ideale Harmonie der Fähigkeiten, edelste Vollendung innerhalb des Bereiches der erkannten Begabung, willenstärkste Arbeit an der Verwirklichung erträumter Ideale, wenn diese Vereinigung von Menschen- und Künstlertum die Größe und Schönheit eines Daseins bestimmen können, dann ist Eugène Fromentin zu den bedeutenden schöpferischen Persönlichkeiten der Kunst- und Literaturgeschichte zu rechnen.

Die große Menge wird Fromentins Kunst nie würdigen, sie sucht andere Anregungen und Genüsse als dieser zarte Geist ihr bieten könnte. Fromentins Kunst ist so fein, so persönlich und innerlich, daß sie sich nur liebevollstem Sichversenken und Anteilnehmen erschließt. Oberflächlicher Betrachtung, rascher und flüchtiger Kenntnisnahme setzt sie ebenso energischen Widerstand entgegen wie Fromentin selbst lästige Zudringlichkeit durch kühle Höflichkeit abzuwehren verstand.

Wo Fromentin Freundschaft und Anteilnahme zu finden glaubte, erschloß er in fast impulsiver Hingabe sein eigenstes Wesen, enthüllte er mit einer Bescheidenheit, die nur großen Menschen eigen ist, die seelischen Grundlagen seiner Kunst. Wer heute mit Ernst seine Werke liest und seine Bilder betrachtet, auch dem offenbart er nach anfänglichem Widerstreben seine Natur, die unter dem äußeren Gewand von Maß und Vornehmheit erfüllt ist von intensivstem Leben, von rastlosem Drang nach Vollkommenheit, von einem stillen, unaufhörlichen Ringen zwischen Wunsch und Können.

* *
*

Als Fromentin, etwas über zwanzig Jahre alt — er war am 24. Oktober 1820 in La Rochelle geboren — zu malen begann, war eine neue Blütezeit der französischen Malerei, besonders auch der Landschaftsmalerei, an-

gebrochen. Corot und Théodore Rousseau sind die beiden Namen, die das Erwachen eines neuen, intimen Natursinnes verkörpern. Nach Claude le Lorrain hatte es keinen großen Landschaftsmaler mehr in Frankreich gegeben. Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner dekorierenden Allegoristik und seiner galanten Naturspielerei war von einem wahren Verständnis der Natur weit entfernt gewesen. Jean Jacques Rousseau hatte allerdings die Natur von neuem entdeckt, aber sein Naturgefühl war doch mehr eine Art sentimentaler Naturschwärmerei gewesen. Die Landschaftsmalerei hat direkt ebensowenig Nutzen aus seinen Beschreibungen, wie aus denen Bernardins de Saint-Pierre und Chateaubriands gezogen. Aber indirekt war die Wirkung, die von dieser Literatur ausging, bedeutend. Entscheidend wurde sie, als die Maler nun selbst in der Natur heimisch wurden, als sie selber die Wälder von Fontainebleau entdeckten und zu den Meistern der Naturdarstellung, den alten Holländern, Ruysdael vor allen Dingen, zurückkehrten, als Corot und Th. Rousseau sich bemühten, mit all ihren feineren, moderneren Sensationen ihre Wirkungen noch zu übertreffen. Rechnet man zu diesem neuen Natursinn noch den Einfluß der englischen Malerei, von Constable und Gainsborough, das Studium von Rubens und Rembrandt hinzu, so sieht man, wie außerordentlich vielseitig die französischen Maler um 1830 schaffen.

Es steckt ein drängender Saft, ein starker Trieb in ihnen, der sich gar bald in einer ausgesprochenen Vorliebe für das Neue, Außerordentliche, Wunderbare äußert, ganz im Zusammenhang mit der gleiche Ziele verfolgenden Romantik in der Literatur. Die Ferne lockt. Wie früher Italien das Land der Sehnsucht für die Maler gewesen war, so wird es jetzt für eine große Zahl der Orient. So entstand in Frankreich die Orientmalerei, deren bekannteste Vertreter Marilhat, Decamps und Delacroix sind, zu denen sich dann in selbständiger Weise Fromentin und nach ihm Guillaumet gesellen.

Diese Orientmalerei, eine natürliche Folge der kosmopolitischen Bestrebungen der Zeit, gewährt im großen und ganzen nur ein historisches Interesse, sie ist nicht von fortwirkendem Einfluß gewesen. Fromentin selber hat später einmal diese Gattung in überraschend weitsichtiger Weise charakterisiert als eine mehr neue als originelle, wenig französische Malerei, die nur einen aus unsicherem Neuheitsbedürfnis und gewissem Unbehagen zusammengesetzten Augenblick bedeute.

* * *

Fromentin malte im allgemeinen nicht leicht, jede Arbeit war für ihn ein Kampf um die Form. Das liegt zum Teil daran, daß er aus der Erinnerung malte und daß er dabei das Bestreben hatte, den charakteristischen Ausdruck des Details in Einklang zu bringen mit der Feinheit der Ausführung und der Eleganz der Komposition. Das liegt aber auch daran, daß er keine strenge Schulung genossen hatte, sondern bis an das Ende seines Lebens stets ein Lernender in seiner Kunst blieb. In seinen Studien zeigt sich dieser Mangel. Es war ihm wohl gegeben, einen Ausdruck, eine Bewegung wiederzugeben. Er hat sogar in seinen zahlreichen arabischen

Skizzen Hervorragendes geleistet in der Kunst der ausdrucksvollen Linienführung, der bezeichnenden Geste. Er hat unnachahmlich mit wenigen Strichen die ruhende Schlaffheit des Arabers, des hingestreckten Kameles gezeichnet, aber anatomisch genaue Krokis fielen ihm schwer. Interessant in dieser Beziehung ist ein Brief, den er am 18. September 1874 an seinen Freund, den Landschaftsmaler Charles Busson schrieb. Er hatte zwei Pferde, darunter ein arabisches, mit nach Saint-Maurice, seinem gewohnten Ferienaufenthalt bei La Rochelle, genommen, um die Anatomie des Pferdes, deren er doch schon so viele gemalt hatte, einmal gründlich zu studieren. Zwar hatte er schon als junger Maler Studien in Manegen gemacht, ohne jedoch auf solche vorteilhafte Arbeiten allzuviel Zeit verwendet zu haben. Diesmal nun hat er eifrig gearbeitet, aber schließlich bekannte er doch voller Resignation, daß er nicht zufrieden mit sich sei. Es scheint ihm nicht, daß er Fortschritte in der genauen Kenntnis des Pferdes mache. Er findet eine Welt des Studiums vor sich. Er muß gestehen, daß er erst in den Anfangsgründen einer an notwendigen Details reichen Wissenschaft stehe.

Wenn man auch einer gewissen Niedergeschlagenheit des ermüdeten Künstlers diese Unzufriedenheit mit sich selbst zurechnen kann, so beruht sie doch im Grunde auf einer charakteristischen Veranlagung seines Talents, das wohl stark war im Erfassen von Eindrücken, im Sammeln von Impressionen, das aber erst nach längerer zeitlicher Arbeit in der Lage war, die gewonnenen Rohschätze künstlerisch zu behandeln. Fromentin schreibt in demselben Briefe: „Ich bin ein armer Kopist. Was ich ahne, gebe ich viel besser wieder, als was ich anschaue. Daher sind meine eigentlichen Studien ganz schlecht. Vielleicht merke ich nach ein oder zwei Monaten, daß ich, ohne es zu wissen, etwas gelernt habe." Diese Worte erschließen seine geistvolle Arbeitsweise, seine in der Arbeit des Gedächtnisses kondensierende und konzentrierende Art, die von den Einzelheiten zur Idee führt.

Von diesem Standpunkt aus muß man auch seine Orientmalerei betrachten. Er hat den Orient nicht dargestellt, um durch den Anblick des Exotischen auf die Neugier des Publikums zu wirken. Er hat im Gegenteil jeden Effekt zu vermeiden gesucht und war stets bemüht, das Ungewöhnliche und, wie er meinte, Regellose der Natur des Orients zugunsten einer harmonischen, geschmackvollen Wirkung zu mildern. Ein solches Verfahren ist unrealistisch und unmodern, es bedeutet eine Konzession an eingebildete Regeln. Fromentins Irrtum ist aber praktisch nicht in seinem vollen Umfange zutage getreten, weil die energische Arbeit des Malers stärker gewesen ist, als seine Theorie. Diese Theorie aber ist der Ausfluß seiner idealistischen Denkweise: Er wollte kein Faksimile des Orients geben, sondern von innen heraus nach den Gesetzen eines in ihm ausgeprägten Begriffes des Schönen diese große, fremdartige Natur verkörpern. In Wirklichkeit hat er ja auch den Orient reiner und tiefer erfaßt, als irgend einer der anderen französischen Orientmaler, die, mit Ausnahme von Marilhat vielleicht, doch mehr das Außergewöhnliche betont haben.

Ein kurzer Vergleich wird lehrreich sein. Wenn Decamps der indischen Wüste ihren entsprechenden Ausdruck verleihen will, so malt er in die öde, mit kurzem Gras und spärlichen Palmen bedeckte Wüste, in der sich

eine Anzahl Elefanten bewegen, in den Vordergrund die riesengroße, ungeschlachte Form eines gewaltigen Elefanten, der den Mittelpunkt des Bildes bildet und vorzüglich die niederdrückende Wucht dieses sengenden, gefährlichen Himmelsstriches wiedergibt. Aber gerade deswegen hat dieses Bild „Indische Wüste" etwas Ueberraschendes, Bizarres, Seltsames. Ein charakteristisches Objekt ist in origineller Weise auf Kosten seiner Umgebung herausgehoben und vergrößert, in ähnlicher Weise wie auf einem anderen seiner Bilder „Halt einer Karawane" ein ruhig dastehendes Dromedar einen unverhältnismäßig breiten Raum einnimmt und dadurch dem Bilde seine frappante Wirkung, den Ausdruck der Ruhe, verleiht. Ein solches Verfahren ist genial. Auf beiden Bildern wirkt die gewaltige tierische Masse suggestiv. Der starke Wille des Künstlers zwingt den Beschauer, einem einzelnen an sich bedeutungslosen Objekt eine hervorragende, ja ausschlaggebende Bedeutung zuzuerkennen. Das ist dieselbe geniale Art, die auch dem berühmten Gemälde von Paul Potter „Der Stier" seine merkwürdige Wirkung verleiht.

Fromentin hat nichts von solch kühner Originalität. Keines seiner Bilder enthält einen ähnlichen überraschenden Effekt. In einem seiner ausdrucksvollsten Bilder „Das Land des Durstes" dehnt sich die endlose Wüste aus, starr und trocken in Fels und Sand, im Hintergrund verschwimmend mit dem fahlen Horizont. Genau die Hälfte des Bildes ist nur leblose Wüste, auf der anderen Hälfte des Bildes liegen verstreut fünf vom quälenden Durste erschöpfte Araber und ganz am Rande ein totes Pferd. Eine lastende Glut, ungeheuer und still, liegt wie eine große Einheit über diesem Bilde. Kein einzelner, auffallender Zug, jeder der fünf Menschenkörper ist in derselben Weise vom Durste getroffen, leidet gleich, nimmt den gleichen Raum für sich in Anspruch, ist ein gleicher Teil der Komposition. Ein Blick auf dieses Bild und Decamps' „Indische Wüste" lehrt den Unterschied der beiden Künstler. An anderen Bildern Fromentins ist dasselbe Prinzip zu verspüren: überall das Bestreben, jedes Fremdartige, das dem Orient anhaftet, zu unterdrücken, auf den Effekt zu verzichten, möglichste Regelmäßigkeit und Harmonie zu erzielen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß auf diese Weise manche Gemälde Fromentins den Charakter von Eleganz und Zierlichkeit tragen, der nicht ganz passen will zu der Wirklichkeit der dargestellten Landschaft oder Szene. Bilder wie „Araberstamm auf dem Marsche, eine Furt durchschreitend" oder „Esel- und Maultiertreiber" haben gerade durch die Feinheit der Komposition und Ausführung etwas zu Weichliches, Glänzendes an sich, sind bei aller Beweglichkeit doch nicht wirklich genug. Auf diesen Bildern ist ein Flimmern von Farben, ein Durcheinander von Menschen, Tieren, Gewändern, das die Einfachheit der Szene verschwinden macht. Wenn man will, mag man Fromentin auf Grund solcher und ähnlicher spielerischen Liebhabereien den Watteau des neunzehnten Jahrhunderts nennen, in Wirklichkeit haben beide nichts miteinander zu tun. Watteau ist nicht über die Verkleidung, die Maskerade in der Natur hinausgekommen, Fromentin stellt die wirkliche Natur dar, nur übersetzt in eine ideale Wahrheit. Ein Naturalist ist er nicht. Auch Decamps ist es nicht, auch er braucht zu

seiner realistischen Malerei ein künstlerisches Hilfsmittel, den Ausweg des Phantastischen, des geistvollen Arrangements. Jeder denkende Künstler sucht dem unkünstlerischen, dauerlosen und darum unwahren Augenblick eine künstlerische Wahrheit, eine ideale Dauer zu verleihen. Die Mittel dazu sind verschieden, Rembrandt bediente sich des „clair-obscur", Fromentin der Schönheit der Form, des Glanzes, der Sonne. Das Licht hat er auf allen seinen Bildern gemalt, keine Lichtquelle, keine aufgehende oder sinkende Sonne, keinen bleichen Mondschein, keine Dämmerung, der z. B. Marilhat eines seiner schönsten Bilder zu verdanken hat. Von allen Seiten frei und wogend strömt das Licht herbei. In bewußtem Gegensatz zu den anderen Orientmalern hat er gegen die gewaltige Schwierigkeit, die Sonne zu malen, gekämpft. Er hat geradezu ein Ziel seiner Malerei darin gesehen, mit den begrenzten Mitteln der Farbe das Licht der Sonne darzustellen. Er hat die Sonne für die Malerei entdeckt. Nicht wie Turner die in allen Farben des Spektrums sprühende Pracht der Morgen- oder Abendsonne, sondern die brennende Glut des weißen Lichtes des Mittags. Aber es ist ihm nicht um ein technisches Experiment zu tun, er will in dieser Sonne die Seele dieses Landes ausdrücken, er will diese einzigartige „seelenlose Schönheit" wiedergeben, die sich aus „Sonne, Unendlichkeit und Einsamkeit" zusammensetzt. Die ewige Sonne hat dem Lande und seinen Bewohnern ihre Eigenart gegeben, diese immerwährende Wirkung der Sonne wollte er darstellen. Die physische und psychische Natur des Arabers in ihrer Abhängigkeit von ihrer Heimat wollte er zeigen. Nicht also interessante Bilder aus unbekannten Teilen der Welt malte er, sondern ewige Erscheinungen der Natur, die im Bewußtsein des Menschen die Form des Gedankens annehmen.

Seine Bilder haben einen gedanklichen Hintergrund, den er nicht in sie hineinlegt, sondern der sich mit Notwendigkeit einstellt. Wenn er den nomadisierenden Araber malt, so ist es die Erinnerung, daß dieses Volk die epische Einfachheit vergangener Zeiten noch bewahrt hat, die seinem Pinsel Kraft verleiht, wenn er „Die Straße Bar-El-Gharbi in El-Aghouat" malt, so malt er nicht nur die in schläfriger Ermattung am Rande der Straße, im spärlichen Schatten der Häuser lagernden Araber, er malt die ganze unbarmherzige Dürre des Landes des Durstes in dieses Bild hinein. In dem Bilde „Das Land des Durstes" malt er nicht nur die par in der Agonie der Erschöpfung hingesunkenen Araber, sondern die unheimliche Trostlosigkeit dieses Landes, seine ewige Feindschaft mit den Menschen.

Dieser gedankliche Inhalt seiner Gemälde steht nicht in Widerspruch mit seinem Bemühen, nur Maler sein zu wollen. Gedanken auszudrücken kann ja auch dem Maler nicht verwehrt sein. Nur müssen solche Gedanken aus der innersten Natur des Malers selbst herausfließen, sie müssen aus der Berührung mit seinem Gegenstand sich ergeben, müssen eine einfache, menschliche Grundlage haben. Sie sollen nicht aus der Malerei ursprünglich fremden Gebieten, der Literatur oder der Geschichte entlehnt sein. Sie sollen nicht Illustrationen zu Dichtwerken, nicht episodenhafte Darstellungen der Geschichte oder gar Allegorien sein. Delacroix' Gemälde haben zum Teil einen solchen illustrativen und episodischen Charakter. Seine Bilder gehen aus plötzlichen Anregungen und Impulsen hervor oder verkünden sich

als Belege eines neuen künstlerischen Programms. Das ist nicht Fromentins Art. Die reine, malerische Wirkung ist ihm die Hauptsache, aber gleichzeitig ist jedes seiner Bilder ein Schritt gegen ein ihm vorschwebendes Ideal. Ideale Bilder, welche die „Erhabenheit der Natur und des menschlichen Dramas" enthalten sollten, träumte er in leidenschaftlicher Sehnsucht. Aber solche Bilder blieben Träume. Es fehlte ihm, wie schon gesagt wurde, die Inspiration, die tiefste Kraft der genialen Konzeption und Gestaltung. Es ist ihm nicht einmal geglückt, die einfache Menschlichkeit des Arabers wiederzugeben. Einmal fürchtete er durch die Darstellung der niedrigen und unbedeutenden Wirklichkeit sich zu sehr im Kleinen und Häßlichen zu verlieren und dann wurde er durch eine Art Verhängnis, ohne daß er es wollte, gerade gegen die Malerei getrieben, die er verurteilte, gegen die Darstellung des Anekdotischen, des Aeußerlichen und Konventionellen. Seine Bilder wurden eine Zeitlang Mode. Er wehrte sich gegen die Bestellungen, fand aber nicht den Mut, sie zurückzuweisen.

Aber nicht nur dieser Mangel an Energie, nicht nur künstlerische Schwäche, besonders auch technische Schwierigkeiten ließen ihn nicht dazu gelangen, alles zu malen, was er wollte, sah und fühlte. Er sah und empfand feiner als er malen konnte. Er konnte kaum, wenn er malte, die feinsten Töne finden für das Land des hellen Sandes, für die Intensität des Lichtes, die Durchsichtigkeit des Schattens, die schweigende Unendlichkeit der Wüste. Wie sollte er die merkwürdige Farbe dieses Landes malen, die ihm die Farbe des Leeren zu sein dünkte. Er müßte die Farben mit dem Sande mischen können, den ihm der Wind auf die Palette trieb. Wenn man ihn sich vorstellt, wie er in der Glut der Mittagssonne auf einer Terrasse über El-Aghouat sitzt und malt, angesichts der Wüste, trotz Sonne, Wind und Sand, trotz der brennenden Glieder, trotzdem sein Farbenkasten knistert und sich biegt in der glühenden Hitze, dann kann man verstehen, wie er an seinen Freund Du Mesnil schreiben konnte: „Si je n'étais pas si bête, je mettrais un peu dans ce que je produis de la flamme qui me brûle."

* * *

Daheim im Atelier noch besser als draußen in der Wüste merkte Fromentin, daß seine Mittel zu gering waren, um auszudrücken, was nach Ausdruck drängte. Und da erwachte in seiner Seele die zweite Begabung, die ihm zuteil geworden war, die Begabung, die von Jugend an still in ihm herangereift war. Vor seiner Staffelei, im Dämmerlicht seines Ateliers ist ihm der Gedanke gekommen, zu schreiben, was er nicht malen konnte.

So ist sein Buch „Ein Sommer in der Sahara" entstanden.[1]) Fromentin schrieb wie er malte. Er schrieb aus dem Gedächtnis, das in langer, unbewußter Arbeit die ursprünglichen Sensationen zu plastischen Vorstellungen hatte heranreifen lassen, die sich nun erst zur künstlerischen Darstellung eigneten. Fromentin war eine sensitive Natur, die den augenblicklichen Eindrücken und Stimmungen sehr unterworfen war. Er konnte sich nicht gleich frei aus ihnen herausheben. Wenn er auch nicht gerade

[1]) Zuerst veröffentlicht in der Revue de Paris, als Buch erschienen 1857.

unter ihnen litt, so machten sie ihn doch unsicher und ließen ihn den richtigen Ausdruck für das, was er wirklich empfand, nicht finden.

„Ein Sommer in der Sahara“ ist ebenso wie „Ein Jahr in der Sahel“ [1]) das Ergebnis des dritten und letzten Aufenthaltes, den Fromentin in Algier genommen hatte. Im Jahre 1846 hatte er einen kurzen Ausflug nach Alger und Blidah zusammen mit Du Mesnil gemacht, 1848 folgte die zweite Reise mit Auguste Salzmann, die ihn nach Constantine und Biskra und für die Dauer eines Monats in die Oase Zaatcha führte. Ende Oktober 1852 betrat er von neuem, diesmal mit seiner jungen Frau, den Boden Afrikas, blieb bis zum Februar 1853 in Mustapha d'Alger, ging dann nach Blidah, von wo aus er allein von Mai bis August die Sommerreise in die Sahara unternahm, kehrte wieder nach Blidah zurück und blieb dort bis zur Rückkehr nach Frankreich, Ende Oktober 1853.

Die Reise in der Sahara unterbricht also den Aufenthalt in Blidah, der in dem Buche „Une année dans le Sahel“ erzählt ist. „Un été dans le Sahara“ läßt sich also ohne Schwierigkeit in dieses Werk einschieben. Aber es wäre ganz falsch, wollte man etwa die zwei Bücher in dieser Ordnung lesen. Fromentin hat sich selbst ausdrücklich gegen die Absicht des Verlegers, die beiden Bücher, Sahara in Sahel eingefügt, herauszugeben, gewehrt.[2]) Die zu verschiedenen Zeiten abgefaßten Bücher gewähren inhaltlich und stilistisch vollkommen verschiedene Bilder.

Fromentins erstes Buch ist — und das kann in dieser kurzen Studie nur angedeutet werden und muß einer späteren ausführlicheren Arbeit vorbehalten bleiben — ein in der Geschichte des modernen Naturempfindens bedeutsames Werk. In ganz eigenartiger Weise weiß Fromentin die innere Bewegung des warm empfindenden Menschen mit dem geschulten Blick des schauenden Malers zu verbinden und gleichzeitig die so gewonnene Anschauung in einer feinen, künstlerischen Form, in einer reizvollen Originaliät darzustellen.

Einige wenige Einzelheiten mögen eine Seite seiner Naturempfindung und seines Stiles zeigen. Fromentin hat, als er in die Sahara ging, „die Feste der Sonne“ gesucht. Dafür hat sich ihm die Ekstase des Lichtes enthüllt. Das drückt er so aus: „Beständig übergießt einen das Licht, wie eine zweite Atmosphäre, mit durchsichtigen Wellen.“ „Das Auge wird nicht geblendet, und man muß fast innerlich arbeiten, um zu begreifen, wie gewaltig dieses Licht ist.“ Die Ströme von Licht, die er am heißen Tag in sich aufgenommen hat, erfüllen seinen Geist mit einer ihm unerklärlichen Trunkenheit. Noch am Abend ist in ihm etwas wie eine innerliche Klarheit, die sich selbst in seinem Schlafe spiegelt. „Ich höre nicht auf, Licht zu träumen, ich schließe die Augen und ich sehe Flammen, leuchtende Kreise oder schwachen Widerschein, der groß und größer wird, als ob die Morgenröte käme.“

Merkwürdig wie das Licht ist auch der Schatten: „Den Schatten

[1]) Zuerst abgedruckt 1858 in der Revue des deux Mondes, als Buch 1859 erschienen.

[2]) Dagegen sind beide Werke nacheinander abgedruckt in der Ausgabe: Sahara et Sahel. Edition illustrée. Librairie Plon. Paris 1887.

kann ich nicht beschreiben; das ist etwas Dunkles und Durchscheinendes, etwas Klares und Farbiges; etwas wie ein tiefes Wasser. Er erscheint schwarz, doch wenn das Auge in ihn hineintaucht, ist man ganz überrascht, in ihm sehen zu können. Nehmt die Sonne weg, und dieser Schatten selbst wird Tag."

Eine interessante Eigenschaft sehen wir da bei diesem Künstler. Er definiert oder besser er sucht sich zu erklären, was er sieht. Er fragt sich, worin beruht denn diese magische Kraft des Lichtes, wie ist er eigentlich, dieser geheimnisvolle Schatten?

Eine gleiche Frage erweckt in ihm ein drittes Phänomen der Wüste, die unendliche Stille: „Das Schweigen ist einer der feinsten Reize dieses einsamen und leeren Landes. Es gibt der Seele Harmonie. Es drückt sie nicht nieder, es stimmt sie vielmehr zu leichten Gedanken; man meint, Schweigen sei Geräuschlosigkeit, ebenso wie Dunkelheit herrscht, wo das Licht fehlt: das ist ein Irrtum. Wenn ich die sinnlichen Eindrücke des Ohres denen des Auges vergleichen darf, so ist das über den weiten Raum ausgebreitete Schweigen eher eine Durchsichtigkeit der Luft, welche die Wahrnehmungen bestimmter macht, uns die unbekannte Welt der unendlich feinen Töne öffnet und uns zahllose, unaussprechliche Genüsse enthüllt."

In ähnlicher Weise versucht er sich Rechenschaft zu geben über die Farbe der Wüste, über den brennenden Grundton, über die Nuancen, aus denen er sich zusammensetzt.

Man kann sich kaum etwas Intimeres und Persönlicheres denken als diese im wahren Sinne ästhetische Naturempfindung, die Sinn und Gemüt in gleicher Weise bewegt, die nicht in kalter Zergliederung der Details stecken bleibt und nicht in schwärmerisches Entzücken sich verflacht. Diese Naturempfindung dringt über die gebrauchten und abgenutzten Begriffe hinweg. Sie verschmäht zwar nicht die althergebrachte Nomenklatur, aber sie verleiht den alten Werten neuen Sinn, erweiterte Bedeutung. Sie füllt Begriffe wie Licht, Schatten, Schweigen, Farbe und andere mit neuem Reiz, sie schafft sie neu und macht sie wieder jung. In künstlerischen Taten solcher Art liegt Fromentins Originalität, ist begründet seine stilistische Größe. Es gibt prächtigere, anmutigere Schilderungen in diesem Buche. Ueber solche Stellen, wie die angeführten, liest man wohl anfangs hinweg, dann aber kehrt man zu ihnen zurück und freut sich ihrer überraschenden Tiefe und Klarheit.

Das Bedürfnis, sich über solche Feinheiten seiner Empfindungen klar zu werden und sie darzustellen, hat ihn zur Feder greifen lassen. Er konnte das „Schweigen" nicht malen. Böcklin konnte es, er hat „Schweigen im Walde" gemalt. Fromentin ist kein Symbolist. Dagegen sucht er stets aus den Einzelheiten zur Idee hindurchzudringen. Diese Idee, die über seinem Buche schwebt, die in jeder Stimmung, in jedem Gemälde steckt, ist die Idee der Wüste. Kein einzelner Zug fällt aus diesem Zusammenhang. Keine abschweifende Einbildungskraft, keine ablenkende Anekdote stört diese grandiose Einheit des Werkes. Was er sieht und darstellt: Farben und Töne, Gräser und Bäume, Menschen und Tiere, Sitten und Gebräuche, Erde und Himmel, alles strebt danach, die große Idee von der Wüste zu-

sammenzusetzen. In einem Höhepunkt des Buches, in dem „Juin 1853" überschriebenen Abschnitt, hat er den einfachsten und tiefsten Ausdruck für die großartige Wirkung der Wüste gefunden.

* * *

„Un été dans le Sahara" hatte gewirkt wie eine Ueberraschung. Théophile Gautier schrieb eine sehr freundliche Kritik. Vor allem spendete George Sand begeistertes Lob. Zwischen ihr und Fromentin entspann sich ein Briefwechsel, der zu warmer Freundschaft zwischen den beiden führte. Dieser unerwartete Erfolg regte Fromentin an, nun auch den anderen Teil seines dritten Aufenthaltes in Afrika in einem Buche zu bearbeiten, und so entstand „Une année dans le Sahel".

Mit seinem ersten Werke hatte Fromentin sich die Seele von einem lastenden Eindruck erleichtert. Das zweite Werk ist in dem Wunsche geschrieben, die so leicht und überraschend gewonnene literarische Stellung zu behaupten, sie durch neuen Ruhm zu befestigen. „Un été dans le Sahara" ist mehr mit dem Herzen, „Une année dans le Sahel" mehr mit dem Verstande geschrieben. Der Enthusiasmus, mit dem Fromentin die Sahara schuf, hatte dem Werke von selber einen künstlerischen Aufbau, eine in sich harmonische Durchbildung gegeben. Dieser Enthusiasmus fehlt bei dem neuen Werke und wird ersetzt durch planmäßige Konstruktion, durch Rücksichtnahme auf die Wirkung. Bei diesem Verfahren geht die geniale Ursprünglichkeit, die das Kennzeichen der Sahara bildet, verloren.

Dafür stellt sich „Une année dans le Sahel" als ein höchst interessanter künstlerischer Prozeß dar. Das Werk ist ein Kampf zwischen Stoff und Form. In der Sahara hatte sich der Stoff, d. h. die in unendlicher Fülle vorhandenen Eindrücke, willig, wie von selbst zur Form gefügt. Das Ergebnis war ein Werk gewesen, das seinesgleichen nicht hatte. In dem neuen Werke tritt ein feindliches Element zwischen Stoff und Form, es hindert die natürliche Verschmelzung, es regelt sie nach bestimmten Gesichtspunkten. Diese Gesichtspunkte sind die Rücksichten auf literarische Wirkung, Geschmack, Tradition. Indem sich Fromentin nicht mehr ausschließlich auf seinen Instinkt verläßt, wird er abhängig von einem außerhalb seiner Natur liegenden Zwang. Der Wunsch, es den Leuten recht machen zu wollen, ist so oft das Verhängnis starker, eigenartiger Begabungen geworden. Fromentin steigt mit „Une année dans le Sahel" ein wenig von seiner Höhe herunter. Das Buch entschädigt durch hervorragende, einzelne Schönheiten, durch zarte, tiefempfundene Stimmungen, durch kühne und ausgesuchte Pracht der Beschreibung, z. T. auch durch sehr interessante theoretische Erörterungen über Malerei, aber den überwältigenden Eindruck der Sahara vermag es nicht zu erreichen. Trotzdem bleibt das Buch ein bedeutendes Kunstwerk. Gemessen an fremden Werken verliert es nichts, nur hinter der Sahara muß es zurückstehen.

Bei der Betrachtung von Fromentins Malerei hatten wir schon gesehen, daß es ihm nicht gelungen ist, die Höhe seines Ideals zu behaupten, sondern, daß er gegen die anekdotische, d. h. traditionelle Malerei seiner Zeit

getrieben wurde. In der kleinen Zahl seiner literarischen Schöpfungen bedeutet „Une année dans le Sahel“ die gleiche Gefahr.

Allerdings, und das darf nicht übersehen werden, noch andere Umstände sind maßgebend für die Eigenart dieses Werkes geworden. Die Natur des Landes ist viel weniger gewaltig. Die Glut der Sonne ist nicht so unbarmherzig. Die Farben sind nicht so eintönig öde, so aschenfarbig grau und so löwengelb. An den Strand von Mustapha d'Alger schlägt die blaue Woge des Mittelländischen Meeres, und Blidah ist, wenn auch zum großen Teil zerstört, die alte Stadt der Rosen und des Jasmins. Nicht mehr die großartige Starrheit der Wüste umgibt Fromentin, sondern reizende, wechselvolle Anmut. „Je cherche au milieu de sensations toutes paisibles les secrètes angoisses et le sentiment d'un danger possible“ umschreibt Fromentin nach der Rückkehr aus der Wüste den Frieden von Blidah. Daß er diesen Unterschied in der Natur und der Stimmung zwischen Sahara und Sahel so deutlich zum Ausdruck bringen konnte, zeugt für die Stärke seiner Begabung, die noch über eine Fülle neuer Töne nach dem verschwenderischen Reichtum der Sahara verfügte.

Der bedeutendste Unterschied zwischen beiden Büchern liegt in der Darstellung des Landes. An die Stelle des Großartigen tritt das Pittoreske. Liebliche Landschaften enthält die Sahel. Waldige Hänge, die in sanften Wölbungen in die Täler hinabsteigen, Hügel, die in weichen Linien ein „élégant morceau de paysage intime“ einschließen. Kleine friedliche Szenen „à la flamande“ setzt Fromentin in diese Natur hinein, Genrebilder, wie das eines Kirchhofes mit dem Kommen und Gehen von Kindern und Frauen, mit den Orangeschalen und Speiseresten auf den Gräbern, den glucksenden Tauben in der Sonne und den Katzen, die im Schatten schlafen.

Charakteristisch für die Technik dieses Buches sind die eingeflochtenen Episoden. Die schönste dieser Episoden, die untrennbar mit dem Ganzen verbunden ist, ist die Geschichte der Haoua. Die wunderbare Gestalt der Araberin Haoua hat sich Fromentin erdichtet aus dem tiefen musikalischen Wohllaut, mit dem ihn einmal die Stimme einer verschleierten Frau ergriffen hat. Diese Geschichte der Haoua, deren Name selbst nur eine Harmonie von Lauten ist, zieht sich wie ein von wehendem Duft getragener Klang durch das Buch hindurch, um am Ende in einer erschütternden Dissonanz zu verklingen. Die Feinheit der Sprache, der zarte Reiz der Darstellung, die Tiefe der Empfindung sind unnachahmliche Vorzüge dieser seltsamen Episode, die hinüberweist zu dem Roman „Dominique“.

* * *

Nachdem Fromentin sein zweites Werk geschrieben hatte, war sein Denken und Schaffen, wenn man es so ausdrücken darf, literarisch geworden. Er war von einer inneren Befriedigung erfüllt, die sich mit dem brennenden Wunsche verband, noch Größeres auf schriftstellerischem Gebiete zu leisten. In seiner Malerei hatte er deswegen eine gewisse Krise durchzumachen. Er schien geneigt zu sein, dem neuentdeckten Talent eine größere Bedeutung beizumessen als seiner bisher bewährten Kunst. Er malte daher mit einem

gewissen Fieber, er entdeckte Schwierigkeiten, wurde nervös, zweifelte an seinen Fähigkeiten, kurz, wie die Briefe an George Sand deutlich zeigen, er war in recht aufgeregter, oft trüber Stimmung. Gegen Ende dieser Zeit erst, als seine Gemälde für den Salon des Jahres 1859 nahezu fertig waren, wurde er ruhiger und freute sich der harten Kämpfe.

Seine Malerei hat unter diesen Kämpfen jedoch nicht gelitten. Der Salon von 1859, in dem er fünf Gemälde ausstellte, war ein Triumph für ihn. Eine erste Medaille und das Kreuz der Ehrenlegion wurden ihm zuteil. Aber so freudig und stolz er auch über den großen Erfolg war, er hatte doch immer die Empfindung, daß noch etwas besseres in ihm sei, Tiefen seiner selbst, die er nicht in seinen Gemälden ausdrücken könne. Fromentin war eine Natur, die sich gerne abschloß von der Welt, um Einkehr bei sich zu halten, um so mehr, als er ein sehr intensives Gefühlsleben lebte, das seine Anregungen und Erlebnisse mehr in dem eigenen seelischen Empfinden suchte, als in den äußeren Dingen. Auch für philosophische Spekulationen und Systeme hatte er nur geringe Begabung und wenig Interesse.

Als er so in seinem Leben suchte, was des dichterischen Darstellens etwa wert wäre, konnte er nichts besseres finden als seine Jugend, die so reich gewesen war an Eindrücken, die in stiller, unbewußter Arbeit sich zu dem schönsten Besitz seiner Seele gefestigt hatten. Aus diesem Wunsche seine Jugend wieder zu erleben, ist der Roman „Dominique" entstanden.

Es liegt ein feiner Zauber über diesem Buche. Ein Hauch von stiller, froher Jugend, von stillem, bangem Heranwachsen, von stiller, melancholischer Reife. Und dabei sind alle Züge erschaut und in ihrer vollen Wirklichkeit wiedergegeben. „Dominique" ist ein autobiographischer Roman. Nicht in dem Sinne, daß Fromentin sich in ihm treulich abgeschildert hätte, sondern in dem Sinne, daß ein mit tiefem Erinnerungsvermögen begabter Mensch und ein nach schöner Verinnerlichung und Idealisierung strebender Künstler persönliches Erleben vergangener Tage in ein dichterisches Gewand kleidete. Nicht jeder Zug in „Dominique" ist erlebt. Erlebt ist die Grundlage von Dominiques Charakter, und dieser Charakter ist natürlich und folgerichtig entwickelt. Der träumerische Junge, für den aber jeder Vorgang in seiner Welt ein Erlebnis wird, sammelt in sich eine Fülle von geheimnisvoller Kraft. Es ist in ihm wie ein Gären von Säften des Frühlings, ein Entfalten von stillen, zarten Keimen. Ganz lyrisch ist der Grundton seines Wesens, das immer voller wird und sich verlangend regt. Die Liebe rührt an diese Geheimnisse, die ganze dumme, schluchzende, verwirrende erste Liebe des aus der Freiheit der Natur in den Zwang der Schule verbannten Naturmenschen. Diese Liebe weckt seine dichterische Begabung, die in stammelnden Rhythmen aus seiner Seele strömt, die glücklich-unglücklich weint und leidet, fragt und staunt. Madeleine, die er liebt, wird die Frau eines anderen. Seine Liebe wird immer stärker. In Paris, wo er studiert, lebt er nur ihr. Sie beide kämpfen gegen ihre Liebe, ehrlich, aber aussichtslos. Denn sie können sich beide ihr Glück nicht rauben. So trennen sie sich, ohne einander angehört zu haben, und Dominique kehrt in seine Einsamkeit zurück, in die Welt seiner frühesten Träume, in einem Alter, in dem

sein Leben erst beginnen sollte. Wenn man will, ist sein Leben vernichtet. Liebe und Taten, des Mannes Lebensinhalt, hat er hinter sich gelassen und wird nun ein stiller Mann mit bescheidenem, aber fruchtbarem Wirken in begrenztem Kreise. Dieses Ende ist ganz folgerichtig. Dominique ging in das Leben voll von Illusionen und naiver Kraft. Alles oder nichts konnte er nur davontragen. An sich reißen konnte er das Glück nicht, dazu ist seine Natur zu fein und zu innerlich. Das Leben hat ihn zurückgestoßen, so geht er und trägt seine Enttäuschung mit sich fort. Dieser freiwillige Verzicht aber hat ihn zum Manne gemacht, ließ ihn stärker werden als das Leben. Aeußerlich ist sein Verzicht eine Niederlage, unverständlich für einen Kraftmenschen. Für eine so ganz nach innen gewendete Natur wie Dominique es ist, war der Verzicht ein Bedürfnis, eine instinktive Tat des Selbsterhaltungstriebes.

Dominique ist keine Werthernatur und kein René. Wohl zittert eine tiefe Melancholie durch sein Leben, aber diese Melancholie ist die Stärke seines Charakters, nicht die Schwäche wie bei Werther und René. Sie ist der Ernst der Lebensanschauung, das Nachsinnen des Menschen, der sich des Widerspruchs und des Rätsels der Welt wohl bewußt ist. Diese Melancholie ist die Empfindung, aus der heraus Dominique das Wort spricht: „La vie n'est facile pour personne, excepté pour ceux qui l'effleurent sans y pénétrer." Sie ist ein Teil seines Wesens, das ihm die Heimat verliehen hat, jenes fast immer herbstliche Land seiner Jugend, das auch im Frühling schwer und herbe atmet, über das die Nebel brüten, das die Wolken vom Atlantischen Meere zuerst mit Regen tränken.

Herbststimmung lastet über „Dominique". Der mit Sonne und Licht aus Afrika heimgekehrte Wüstenwanderer ist wie Faust geblendet gewesen vom unbarmherzigen Lichte und hat sich versenkt in die wehmütigen Schatten des Herbstes. So wird der Herbst für Dominique die „gesegnete Zeit", die zu ihm spricht mit all dem ernsten Reiz von Verfall und Abschied. „Cette époque de l'année qu'il aime le plus. . . elle résume assez bien toute existence modérée qui s'accomplit ou qui s'achève dans un cadre naturel de sérénité, de silence et de regrets."

„Dominique", der im Frühjahr 1862 in der Revue des deux Mondes erschien, hatte geringen Erfolg. Er wurde mit allgemeinem Stillschweigen aufgenommen. George Sand dagegen zögerte nicht, bereits nach der Veröffentlichung des ersten Teiles einen Brief voll wärmster Zustimmung an Fromentin zu richten. Der angesehenen Romanschriftstellerin erschien dieser Roman als etwas ganz Neues, Originelles. „Dominique n'est pas moi". Fromentins dankbare Antwort kam aus etwas gedrückter Stimmung. Er gab die Absicht kund, den Roman, dessen Buchausgabe er George Sand widmete, von Grund aus umzuarbeiten. Vor allem sollte die Einleitung geändert werden und Dominique nach dem Verzichte eine wichtigere Rolle erhalten. Er sollte weniger persönlich, dafür tätiger und nützlicher sein.

Glücklicherweise hat Fromentin nichts geändert. Nach langen Kämpfen hat er sich entschlossen, alles zu lassen wie er es zuerst niedergeschrieben hatte. Sein künstlerischer Instinkt hat den Sieg davongetragen über die Neigung, es den Leuten recht machen zu wollen. Stärkere Akzente und

große I-Punkte konnte er den sogenannten idealistischen Romanschreibern überlassen. Er wirkte durch die Nuance, durch die Darstellungen der feinen Stimmungen der Seele.

* * *

Der Mißerfolg des „Dominique" machte Fromentin niedergeschlagen, er zog sich auf die seiner Vaterstadt gegenübergelegene Insel Ré zurück. Er faßte den Plan, eine Reihe von Artikeln über diese Insel zu veröffentlichen, aber diese Arbeit ist nicht über den Anfang gediehen.

Die folgenden Jahre sind vor allem malerischer Tätigkeit gewidmet. Gleichzeitig beginnt Fromentin sich mehr theoretischen Betrachtungen über seine Kunst hinzugeben. Unterbrochen wurde das ruhige Leben, das er führte, durch die Reise, die er im Jahre 1869 nach Aegypten unternahm. Er wohnte im Auftrage der französischen Regierung der Eröffnung des Suez-Kanales bei und nahm auch teil an dem sich an diese Feierlichkeit anschließenden Nilausflug.

Die letzten Jahre Fromentins sind von einem gewissen Bestreben erfüllt, sich von der Orientmalerei loszulösen. Theoretische Ueberlegungen scheinen mit maßgebend gewesen zu sein, Studien in Venedig zeigen praktische Versuche, seine Reise nach Holland und Belgien im Juli 1875 ist aus diesem Bedürfnis heraus unternommen.

Die Frucht dieser Reise ist das Werk „Les Maitres d'autrefois", ein Werk, in dem Fromentin noch einmal die ganze Kraft seines Wesens gesammelt hat. Das Buch erregte bei seinem Erscheinen großes Aufsehen und hat bis zum Jahre 1902 zwölf Auflagen erlebt. Eine deutsche Uebersetzung ist im Jahre 1903 erschienen.

„Die Alten Meister" zeigen Fromentin von einer neuen überraschenden Seite.

So bedeutsam und eigenartig Taines Werk über die Philosophie der Kunst in den Niederlanden ist, es bleibt ein Werk, das hervorgegangen ist aus einem umfassenden Studium von Zeiten und Begebenheiten, ein Werk, das den Künstler mehr aus seinem Milieu als aus sich selbst erklärt.

Fromentin ist in seinem Werke nur Maler, weitsichtiger, denkender Maler. Er hat sich allerdings Taines Methode zunutze gemacht, er verkennt nicht die Bedeutung von Rasse und Milieu, aber die wirkliche Persönlichkeit lockt er aus dem Wirken des Malers selbst heraus, aus seinen Lehr- und Meisterjahren, aus seinem Wollen und Können, aus seinen Inspirationen und Ideen, nicht zuletzt auch aus seiner Technik. Er behandelt seine alten Meister mit den geschulten Augen des Malers und mit dem feinen, nachempfindenden Sinn des Psychologen. Nur als Ergänzung tritt hinzu die Arbeit des Historikers und Philosophen. Taine und Fromentin ergänzen einander.

Taine legt die allgemeinen Bedingungen fest, innerhalb deren die Maler schufen, er geht bis zu einem gewissen Grade um die Künstler herum. Fromentin dringt so nahe wie möglich an sie heran. Am liebsten schaut er sich ein Gemälde an, losgelöst von seiner Umgebung, wie das Bild des Rubens „Der wunderbare Fischzug", das er ganz für sich betrachten kann, auf den Boden niedergestellt, gegen eine weiße Mauer gelehnt, von Licht

übergossen, ohne Rahmen, in der durch nichts gemilderten, unmittelbaren starken und rohen Wirkung, die eben nur das Bild, so für sich gesehen, gewähren kann.

Albrecht Dürer sagt einmal, daß er bei dem Einzuge Karls V. in Antwerpen im Jahre 1525 die jungen Mädchen der vornehmen Bürgerschaft, die nur mit dünnem Schleier bekleidet auf hohen Triumphbögen allerlei allegorische Darstellungen boten, daß er diese jungen Mädchen sehr aufmerksam und sogar roh betrachtet habe, weil er Maler sei. Das ist die objektive Anschauung des Schönen, die den Ausgangspunkt bilden muß auch für die ästhetische Kritik, die ehrlich und leidenschaftslos, ohne sich von sekundären Empfindungen beinflussen zu lassen, wahre Werte festlegen will. Gewiß, nichts ist mehr angetan, das subjektive Gefühl des Menschen zu erregen, als die Betrachtung des Schönen, es ist gerade die Eigenschaft des Schönen, lösend zu wirken, aber ohne in den Fehler öden und blutleeren Schematismus zu verfallen, muß die ästhetische Betrachtung sich freihalten können von persönlichen Empfindungen, die ihren Grund in allerlei Ursachen, Stimmungen, vorgefaßten Meinungen, Phantasie, Schwärmerei, nur nicht in strengem, objektivem, „rohem" Zuschauen haben.

In dieser Richtung ist der Hauptwert des Fromentinschen Buches zu suchen. Man muß es vergleichen mit anderen Büchern, um den Unterschied ganz zu ergreifen. Da ist z. B. das Buch Montéguts „Les Pays-Bas", auch Wanderungen durch die Museen von Belgien und Holland, wenige Jahre vor Fromentins Buch erschienen. Das Buch enthält manche treffliche Bemerkungen, aber es ist von einem Dilettanten in der Malkunst geschrieben. Es besteht zum großen Teil aus Urteilen über Gemälden. Aber diese Urteile sind nicht einer tiefen Kenntnis der malerischen Technik, sondern der eigenen, persönlichen Empfindung entlehnt. Die Wirkung, die ein Gemälde auf Montégut ausübt, trifft nicht den künstlerischen Sinn, sondern die Sensibilität. Die Urteile, die er fällt, sind also nicht die Frucht künstlerischer Erfahrung, sondern die Spiele seiner Einbildungskraft und seines Enthusiasmus. Es sind nicht objektive Anschauungen, sondern geistreiche Aperçus eines gebildeten Mannes von offenem Blick und der reichen literarischen Kenntnis, die ja Montégut besaß. Für den Genuß unerläßliche Bedingungen, die aber nicht für die ästhetische Kritik ausreichen.

Fromentin schaltet die Einbildungskraft bei seinen Betrachtungen nicht aus, aber er läßt sie sich erheben auf der Basis gründlicher Kenntnis der Technik. Die Ausführung des Gemäldes ist für ihn die Grundlage. Von dem Gemälde wandert sein Blick auf die Hand, die den Pinsel führt, von dem Pinsel zur Palette, von dort aus dringt er in die Seele des Malers, sucht er die Idee zu ergründen. So entsteht ihm langsam, Zug um Zug, die Persönlichkeit des Künstlers, sein Wille und seine Kraft, die Mystik seines Genies, sein Schaffen in Irrtum und Gelingen.

Das ist eine ganz persönliche Kunstbetrachtung, die wertvoll ist in ihrer Einseitigkeit. Sie ist nicht frei von Schärfen und Uebertreibungen, sie mußte sich ja manchmal ererbten Ueberlieferungen und halberfaßten Kenntnissen widersetzen. Sie ist zwar in ihrer ganzen Reinheit nur einem Menschen möglich, der selber Maler ist und über seine Kunst nachgedacht

hat, sie ist aber auch vorbildlich für jeden Freund der Kunst, dem es in der Kunst nicht nur um Genuß, sondern auch um Erkenntnis zu tun ist.

„Die alten Meister“ sind gleichzeitig ein künstlerisches Bekenntnis. Fromentin ist weit davon entfernt, ein Lehrer sein zu wollen, er selber ist ja auch nicht durch eine strenge Schule gegangen, „Autant d'individus, autant de styles et de formules“ ist auch seine Ueberzeugung, aber angesichts gewisser moderner Moden und Bestrebungen weist er doch ernst genug darauf hin, daß es in der Kunst auch ein Handwerk gebe, das man lernen könne, und das man demzufolge auch lernen und lehren müsse. Er ist der Meinung, daß der schöpferische Gedanke durch eine gewissenhafte Arbeit der Hand übersetzt werden müsse. Er will dadurch der Kunst keine Fesseln anlegen, sondern sie ganz auf sich selbst zurückführen, indem er die Notwendigkeit der möglichst gesteigerten Geschicklichkeit betont, indem er die Hand als die Gehilfin des Geistes bezeichnet. Es kommt ihm darauf an, die Ausdrucksfähigkeit des Malers zu steigern, seine Sprache zu ihrer höchsten Entfaltung zu bringen. Er will dem Praktiker wieder zu Ansehen verhelfen.

Neben dem Praktiker sieht und wünscht er den Dichter. Nicht den Dichter, der in künstlichen Formen redet. Er denkt an jene poetische Veranlagung, die zu Bekenntnissen treibt, die Nuancen der Empfindung wiederzugeben weiß, einen Ausdruck sucht in sichtbarer Darstellung. Ein solcher Dichter wird leicht zum Denker, das heißt zu einem Künstler, dem seine Kunst ein Problem ist, der sich der Unzulänglichkeit seiner Mittel bewußt ist und einen ewigen und geheimen Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit kämpft.

Rubens, Ruysdael, Rembrandt werden so die leuchtenden Mittelpunkte seines Werkes.

Von fortreißender Beredsamkeit sind die Seiten über Rubens, tiefe und zwingende Gründlichkeit zeichnet vor allem die feinen Bemerkungen über Rembrandt und seine Verwendung des clair-obscur aus, Bemerkungen, die sich zu einem meisterhaften Bilde des sich so gerne entziehenden Malers verdichten. Ruysdael sind zarte, tastende Worte gewidmet, die ein wenig an Goethes kleinen Aufsatz „Ruysdael als Dichter“ erinnern. Neben Rubens und Rembrandt stellen sich wie kunstvolle Zeichnungen neben große Gemälde vor allem die Studien über van Dyck, Paul Potter, Cuyp, Franz Hals, die Brüder van Eyck und Memling: eine jede unterschieden von der anderen durch eigenen Reiz und besondere Sorgfalt der Behandlung.

Man soll, meinen wir, Fromentins „Alte Meister“ nicht kritisch betrachten, wenn es sich wie in dieser Studie darum handelt, in kurzen Zügen das künstlerische Wesen dieses Mannes darzustellen. Fromentin, der in seiner Kunst ergraute, geht trotz seiner strengen Methode mit einem naiven, jugendlichen Enthusiasmus an seine Meister heran. Er sieht bei ihnen, so will es uns scheinen, das was ihm selbst versagt geblieben war, das göttliche Genie. Aus seiner Bewunderung und aus seinem gläubigen Staunen heraus mag er wohl mehr wie ein Bild überschätzen, mag er Gedanken und Zusammenhänge suchen, die nicht vorhanden sind. Was schadet's! Er gibt uns den großen Ton, wir mögen selber die Nuance suchen. Er will uns seine Meinung nicht aufzwingen. Er sagt selber

einmal, daß er sich freue, wenn man anderer Ansicht sei. Seine großzügige Betrachtung enthält nichts Dogmatisches, sie ist ein Reiz mehr das eigene subjektive Anschauen zu erregen.

* * *

Fromentins Lebenswerk muß in seiner doppelten Bedeutung betrachtet werden, als Werk des Malers und des Schriftstellers. Diese beiden verschiedenen Tätigkeiten sind bei ihm eine unzertrennliche Einheit geworden. Verfolgt man die gemeinsame Geschichte dieser beiden Tätigkeiten, so sieht man, daß sein Leben eine fortwährende Entwicklung, ein beständiges Aufsteigen gewesen ist. Für sich allein betrachtet, scheint seiner Malerei eine unaufhaltsame Entwicklung versagt geblieben zu sein. Man sieht nicht recht, daß sie von Fortschritten zu Fortschritten schreitet. Es bleibt ihr von Anfang an ein gewisser Grundton, eine unbestreitbare Einseitigkeit. Seine schriftstellerische Wirksamkeit dagegen zeigt eine auffallende Vielseitigkeit. Nur vier Werke hat er geschaffen aus drei verschiedenen Gattungen. Und jedes Werk ist vollendet in seiner Art. Jedes erscheint wie ein kühner Griff. Aber jedes Werk ist bedingt durch eine Entwicklung, durch ein Ansammeln von Kräften. Seine literarischen Arbeiten sind Ruhe- und Höhepunkte einer langen Entfaltung, während seine malerische Tätigkeit ohne solche Höhepunkte in mehr gleichmäßigem Verlaufe sich hinzieht. In diesem Sinne ergänzen sich Fromentins beide Künste. Seine Malerei ist der unabhängig aufsteigende Weg, die Mühe und Arbeit seines Lebens. Seine literarischen Werke sind die Haltestellen, die Aussichtspunkte, von denen aus er aufatmend zurückschaut, auf denen er befriedigt ausruht.

Am 27. August 1876 ist Eugène Fromentin, zu früh für seine Kunst, nach kurzer Krankheit gestorben.

Die Totenbraut der antiken Sage.

Von Thaddäus Zielinski in St. Petersburg.

1.

Ist auch das Volkslied, dem Bürger den Stoff seiner weltbekannten „Lenore“ entnommen haben will, in der lebendigen Ueberlieferung nicht wieder aufgedeckt worden, so hat doch der mächtige Anstoß, den die ergreifende Ballade dem Eifer der Forscher gegeben hat, die hohe Volkstümlichkeit des ‚Lenorenmotivs‘ an sich, — des Motivs von der treuen Braut, die dem wiederauferstandenen Bräutigam willig ins Totenreich folgt — in überraschender Weise zur Erkenntnis gebracht. Und da konnte es auch nicht ausbleiben, daß die tiefer und tiefer grabende Arbeit der Philo-

logen und ‚Folkloristen‘ auch die antike Parallele des romantischen Lenorenmotivs ans Tageslicht zog . . . Nur Parallele, nicht mehr? nicht auch vielleicht die Quelle all der Wasserläufe, die das Gelände der deutschen und außerdeutschen Volksdichtung so anmutig durchrieseln? Das ist eine Frage, deren Beantwortung der Verfasser dieses Aufsatzes als klassischer Philologe ausdrücklich abgelehnt haben möchte; sie fällt denen zu, die dereinst die Abhängigkeit der ganzen modernen Volksüberlieferung von der antiken in Sage und Märchen, in Spruch und Lied zu untersuchen wagen. Einen kleinen Beitrag dazu möchte ich auch hier geben, nämlich den Hinweis auf den Weg, den — die Abhängigkeit vorausgesetzt — der antike Stoff genommen haben könnte, um ins moderne Volksbewußtsein hinüberzufließen; im übrigen ist mein Ziel ein andres. Meine Arbeit gilt der antiken Lenore, wenn wir sie so nennen dürfen, dem Motive der Totenbraut, wie es die Alten in Sage und Dichtung verkörpert haben: seinen Anfängen und seiner Entwickelung durch die Jahrhunderte bis an die Zeit des Auslebens der alten Welt. Die Literatur findet jeder, der sie brauchen sollte, in den einschlägigen Artikeln von Roschers mythologischem Lexikon; hier darf ich mir ihre Anführung erlassen. Daß ich Vorarbeiten hatte, wird jeder leicht glauben; daß ich sie ausgenutzt habe, ist selbstverständlich, ebenso aber auch, daß ich genug Eigenes bieten zu können glaube, um das Erscheinen dieses Aufsatzes zu rechtfertigen.

Bevor wir jedoch zur antiken Lenore übergehen, möchte ich die Aufmerksamkeit des Lesers etwas bei der romantischen festhalten, um eine Scheidung anzuregen, die sich auch der antiken Schwester oder Ahnfrau gegenüber als fruchtbar erweisen wird. Sollte jemand nämlich gefragt werden, ob Lenorens Los vom Standpunkt ihres Dichters als Lohn oder als Strafe gemeint war, so wird er seine Entscheidung unbedenklich im letzteren Sinne geben. Den Hauptteil der Ballade nimmt der grausige Ritt der Braut mit dem toten Bräutigam ein, wo ein Schreck vom andern überboten wird: hier ein Begräbnis, dort der Rabenstein, dazwischen die wirren Reden des gespenstischen Reiters, zuletzt das gähnende Grab, der leibliche Tod und der bange Klageruf um die gerichtete Seele . . . man mag über die Darstellungsmittel in unsrer verbildeten Zeit die Nase rümpfen, für jene waren sie wirksam genug, das wissen wir ganz genau. Lenorens Los ist als Strafe gemeint, das steht fest; aber wofür? Auch darüber hat der fromme Dichter keinen Zweifel gelassen, und die Geistermahnung „ob's Herz auch bricht, mit Gott im Himmel hadre nicht!“ bestätigt nur, was schon die ersten Strophen gelehrt hatten. Man mag es hart finden angesichts der rührenden Treue der Verlassenen und Verwaisten; es ist mit ein Zeugnis für den sittlichen Ernst der Zeit und des Kreises, daß die Treue eben als selbstverständlich gilt und erst das weitere Verhalten für Lohn oder Strafe entscheidet.

Das ist jedoch erst die eine Auffassung, die wohl in ihrer Eindrücklichkeit dem Dichter verdankt wird, aber im Keime überall dort vorhanden ist, wo der Totenritt den Hauptteil des Inhalts ausmacht. Die entgegengesetzte Auffassung bietet ein deutsches Volkslied, das in Ercks bekanntem ‚Liederhort‘ in verschiedenen, auch dialektisch abweichenden Varianten mit-

geteilt ist; der Leser wird es uns nicht verübeln, wenn wir es an dieser Stelle in synthetischer hochdeutscher Fassung wiedergeben:

Es ging ein Knäblein sachte
Wohl auf das Fensterlein:
„Feinsliebchen, bist du drinnen?
„Steh auf und laß' mich ein!"

„Ich darf mit dir nicht reden,
„'rein lassen darf ich dich nicht:
„Bin schon mit einem versprochen,
„Kein' andren mag ich nicht."

„Mit dem du bist versprochen,
„Feinsliebchen, das bin ich:
„Reich mir dein schneeweiß Händchen,
„Vielleicht erkennst du mich."

„Du schmeckst mir so nach Erde,
„Vermein, du bist der Tod!"
„Wie sollt ich nicht schmecken nach Erde:
„Achthalbjahr lieg ich drin.

„Weck auf dein Vater und Mutter,
„Weck auf die Freunde dein:
„Grün Kränzlein sollst du tragen
„Bis in den Himmel 'nein!"

Und als sie zum erstenmal läut'ten,
Da ward die Braut schneeweiß;
Und als sie zum andrenmal läut'ten,
Da brach ihr aus der Schweiß;

Und als sie zum drittenmal läut'ten,
Nahm sie ein selig End:
Sie sind miteinander verschieden,
Verschieden aus der Welt.

Zwei Liebchen sind verschieden,
Verschieden bei der Nacht:
Gott selber war der Priester,
Der sie getrauet hat.

Das Grundmotiv ist dasselbe, aber wie anders die Stimmung, die Auffassung, das Urteil! Hier ist es die Treue, die im Vordergrunde steht, die Treue und ihr rührend schlichtes Symbol, das grüne Kränzlein, das die Dulderin bis in den Himmel hinein geleitet. Wie die Schuld, so ist auch die Strafe dem Liede fern: als höchster Lohn erscheint uns dies selige Hinsterben in den Armen des wiedergekehrten Geliebten beim feierlichen Klange der Morgenglocken, der segnend und weihend auf die Vermählten niederschwebt.

2.

Es tut nicht not, von den übrigen zahlreichen Varianten auch nur andeutend zu reden; indem wir den beregten polaren Gegensatz in der sittlichen Schätzung des Lenorenmotivs im Auge behalten, gehen wir endgültig zu seiner antiken Erscheinungsform über.

„Ihren Keim finden wir schon bei Homer" . . . so pflegte man ja wohl früher historisch-mythologische Untersuchungen zu beginnen. Nun, diesem Keim wird der schärfste Blick seine Anlage nicht ansehen können; er sieht nämlich also aus (Il. II. 695 ff. Jordan):

Was in Phylake dann, im blumigen Pyrasos wohnte . . .
Hatte, dieweil er gelebt, Held Protesilaos befehligt;
Den aber deckte zur Zeit schon zu die finstere Erde.
Einsam in Phylake saß mit wundgetrauerten Wangen
Seine Gemahlin; sein Haus war halb nur fertig geworden.
Als er gesprungen vom Schiff, da hatte ein Dardanerkrieger
Ihn als den ersten erlegt von allen gefallnen Achäern.

Man mag sich ja denken, daß ein späterer Dichter, der gerade von Protesilaos singen und sagen wollte, aus den homerischen Andeutungen ein bedeutsames Los herausspann: indem er jenes Ahnende hineinlegt, mit dem das ‚griechische Mittelalter' der delphischen Religion das Schicksal seiner Lieblinge so gern weihte und den Zufall zur Vorsehung adelte — konnte

er etwa dichten: dem Protesilaos sei bekannt gewesen, daß der erste Gast des trojanischen Bodens mit seinem Tod den Erfolg der Seinen erkaufen würde, und er sei willig als einziger ins Verderben gegangen. Das ließ sich, wie gesagt, herausspinnen; der Gemahlin des Helden jedoch, in der der Leser die antike Lenore ahnt, hat Homer nichts mitgegeben, was sie über das Los gewöhnlicher Kriegerwittwen erhöbe.

Nein, lassen wir den Keim. Die griechische Sage ist mit allen ihren Wurzeln an den Boden des Mutterlandes gebunden, in dem sie durch Kulte und Bräuche, durch Baum und Stein im Bewußtsein des Volkes festgehalten wurde; was draußen in der Fremde bei den leichtlebigen Ioniern im homerischen Lied seinen Ausdruck fand, war oft nur eine verblassende Erinnerung, deren Umrisse dem Sänger selbst nicht mehr ganz deutlich waren. Das läßt sich auch von unserem Falle sagen. Es ist ein blasses, auslebendes Reis, keines keimkräftigen Samens mehr fähig; dort in der Heimat, im thessalischen Phylake, wo die Witwe des Helden mit ihren wundgetrauerten Wangen saß — da war auch die grausig schöne Sage von ihr zu Hause; sie sollte schon einmal in der Dichtung ihre Verklärung finden.

Ob wohl schon dort, wo die Hauptmasse der sog. nachhomerischen Tradition ihre erste poetische Gestaltung erlebte, in den ‚kyklischen' Epen insonderheit des trojanischen Kreises? Wir wissen das nicht so genau. Eins von ihnen, das die ersten Ereignisse des Krieges behandelte — die sog. ‚Kyprien' — mußte ja notgedrungen auch des Protesilaos gedenken. Es tat's auch; und zwar ist es Hektor gewesen, der ihn dort fällte. Offenbar wollte der Dichter den Achäerhelden ehren, indem er ihm den tapfersten Trojaner zum siegreichen Gegner gab; aber er setzte sich dadurch in Gegensatz zum Sänger der Ilias, der den Sieg vielmehr einem Dardaner, also keinem eigentlichen Trojaner, zuspricht. Auch von der Gattin wußten die Kyprien zu reden; wenigstens wird uns gesagt, daß sie ihr einen Namen gaben — den Namen Polydora. Ob sie schon dort als Totenbraut auftrat, wissen wir nicht: wo das Lenorenmotiv in der griechischen Literatur vorkommt, erscheint es an einen andren Namen geknüpft — an den Namen Laodamia.

Wer ist also der erste, der von Laodamia zeugt? Für uns — Euripides in seinem ‚Protesilaos'; doch eben nur für uns. Ist die Tragödie gleich verloren, so läßt sich ihre Handlung doch, wie wir sehen werden, ziemlich gut wieder herstellen; und da erweist sich nun, daß der Dichter um der Mannigfaltigkeit wegen zwei parallele Motive zusammengearbeitet hat, die also vordem gesondert existiert haben müssen. Wo sollen wir sie nun suchen? Zwischen Epos und Drama liegt das weite Feld der Lyrik; für uns leider ein Trümmerfeld. Trotzdem glaube ich, daß wir richtig geraten haben, und daß es tatsächlich die griechische Lyrik ist, die für die beiden Parallelmotive, oder wenigstens für das eine, die Verantwortung trägt.

3.

Welches sind nun diese zwei Parallelmotive?

Wir kennen sie als solche nur aus Zeugnissen der späteren Mythographie, von denen ich seiner Durchsichtigkeit wegen nur das späteste an-

führen will, das des Byzantiners Tzetzes, der für uns natürlich nur die alexandrinisch-römische Erudition, die er noch benutzen konnte, vertritt. Hier sind seine Worte, wenn wir die prosaische Poesie seiner sog. Chiliaden (II. 52) in ehrlicher Prosa wiedergeben: „Dieser Protesilaos war Iphiklos' Sohn; er verließ sein junges Weib Laodamia, zog mit den übrigen Hellenen gegen Troja und wurde, da er als erster ans Ufer sprang, als erster getötet. — Sodann erzählen uns die Mythographen, daß Persephone angesichts seiner Schönheit und seiner Trauer um Laodamia durch ihre Fürbitte bei Pluto ihm das Leben wiedergegeben und ihn aus der Unterwelt zu seinem Weibe zurückgeschickt habe. So sagen die Mythen; die wahre Geschichte wird aber folgendermaßen erzählt: Als jene Gattin des Protesilaos das Unglück ihres Gatten, ich meine seinen Tod, erfuhr, ließ sie ein Holzbild des Protesilaos herstellen und teilte aus Trauer um den Mann ihr Lager mit ihm, da sie die Trennung mit jenem nicht ertragen konnte; die andren fabelten aber, daß nachts sein Geist ihr zu erscheinen pflege. So entstand jene Sage."

Der Parallelismus ist augenscheinlich. Nach der einen Fassung war es der Getötete selber, der von den Unterirdischen die Erlaubnis erhält, zur geliebten Gattin zurückzukehren: das ist eben das, was wir das Lenorenmotiv nennen. Nach der andren läßt sie nach seinem Tode ein Bild von ihm herstellen und teilt mit diesem ihr Lager; Späher ertappen sie dabei und bringen aus Mißverständnis das Gerücht in Umlauf, daß der Verstorbene sie bei Nacht besuche; was ist das? Darüber ist kein Zweifel möglich: die rationalistische Umarbeitung des Lenorenmotivs. Ihr Verfasser verhielt sich Wundern gegenüber nicht allzugläubig, sehr gläubig dagegen zur mythographischen Tradition: wo sie ihm unannehmbar erschien, suchte er ihre Entstehung aus einem Mißverständnis zu erklären: „eigentlich war es ein Bild; die Leute aber haben aus Irrtum und Unwissenheit einen Geist draus gemacht, der auch Glauben fand." Gewiß ist dies ‚Motiv des Bildes' ein künstliches Verstandesprodukt; es hat aber das ‚Motiv des Geistes' zur Voraussetzung, d. h. unser Lenorenmotiv, zu dessen vernunftgemäßer Erklärung es erst geschaffen worden ist.

Ist es nun gestattet, dieses Kunstprodukt, diese individuelle Auslegung der Volkssage der Zeit zuzutrauen, von der hier die Rede ist — der Epoche der griechischen Lyrik um 500 v. Chr.? Ich denke, durchaus; doch mag der Leser selbst urteilen. In seiner ersten olympischen Ode trägt Pindar eine neue Fassung der Pelopssage vor: „Von dir, du Tantalossprosse" sagt er geradezu, „werde ich anders sagen, als meine Vorgänger." Die hatten nämlich die überlieferte, stark kannibalistische Sage weitergegeben, derzufolge Tantalos die Himmlischen mit dem Fleische seines Sohnes Pelops bewirtet; Pindar will von einer solchen ‚Völlerei' der Götter nichts wissen. Vielmehr hat sich die Sache also zugetragen: während des Gastmahls raubte Poseidon den Knaben, von seiner Schönheit gefesselt; „da du aber verschwandest, verbreitete jemand von den neidischen Nachbarn das Gerücht, die Götter hätten dich aufgegessen." Die Aehnlichkeit der Methode ist augenfällig; ich denke, das Beispiel — das eben nur ein Beispiel ist — berechtigt uns durchaus, auch die Entstehung des ‚Bildmotivs' der Epoche

der griechischen Lyrik zuzuweisen. Die Annahme ist sogar notwendig, da bereits die Tragödie, wie wir alsbald sehen werden, das Bildmotiv kennt.

Diese Gleichsetzung von Bild und Geist — dem Griechen auch von der Sprache nahegelegt, die beides mit demselben Wort, als ‚Idol' bezeichnet — läßt sich auch sonst nachweisen. Ich hatte schon Gelegenheit, in dieser Zeitschrift (1905 Februar) auf jene eigentümliche, vom Dichter Stesichoros herrührende Fassung der Helenasage hinzuweisen, derzufolge nicht Helena selber, sondern ihr Trugbild dem Entführer nach Troja folgte. Für seinen Nachfolger Aeschylos war diese Ehrenrettung als solche unverbindlich, er folgte seinem Homer; aber ganz beiseite lassen konnte er die Idee seines Vorgängers nicht, sie war ihm auch etwas Gegebenes. War es also Helena selber, die sich von Paris rauben ließ, so muß ihr Trugbild bei Menelaos geblieben sein; da finden wir's auch, aber — als ihr Standbild. „Schöngemeißelter Bilder Anmut ist ihm zuwider . . ." Aber auch das, so deutet der Dichter an, wird mißverstanden werden, und ‚als Gespenst wird sie des Hauses zu walten scheinen' (Agam., 416 ff.). Es stimmt alles: das Standbild ist an Stelle des Geistes getreten, für den nur die Möglichkeit mißverständlicher Andeutung bleibt. Und weiter und weiter erbt sich die Gleichsetzung fort, bis ins neue Europa hinein; und viele Jahrhunderte später wird noch das Standbild — diesmal des neuen Menelaos selber — aus dem Kirchhof in sein geschändetes Haus zurückkehren, um den kühnen Verführer seines jungen Weibes ins Totenreich zu geleiten.

4.

Doch nun zurück zu unseren Parallelmotiven; noch fehlt beiden der Ausgang. Mag der Tote selber die trauernde Witwe besuchen, mag sie im Verkehr mit seinem Bilde ihren Trost finden: wie gestaltet sich im letzten Ende ihr Los? Tzetzes bleibt uns die Antwort schuldig, oder vielmehr, er gibt uns eine aus seiner eigenen Phantasie, die wir eben deshalb dankend ablehnen. Wir finden indes den gesuchten Ausgang unter den Trümmern der mythographischen Tradition, oder vielmehr, wir finden deren zwei, je einen für jedes Parallelmotiv, als neuen Beweis für ihre ursprüngliche Selbständigkeit.

Den Ausgang des Geistmotivs gibt uns der alte Vergilerklärer Servius; zur Erklärung der Stelle, wo der Dichter unter andren Schatten der Unterwelt auch Laodamia erwähnt, sagt er folgendes (Aen. VI 447): „Laodamia war die Gattin des Protesilaos; als sie die Nachricht erhielt, daß ihr Gatte als erstes Opfer des trojanischen Krieges gefallen sei, faßte sie den Wunsch, seinen Geist zu sehen; als der ihr gewährt wurde, konnte sie sich von ihm nicht mehr trennen und starb in seiner Umarmung." Fällt hiebei dem Leser nicht jenes deutsche Volkslied ein, das wir oben (§ 1) gebracht haben? Die Aehnlichkeit ist zwingend: derselbe Inhalt, dieselbe Stimmung — ein seliges Hinsterben in den Armen des Geliebten, der zu kurzem Wiedersehen aus dem Totenreich zurückgekehrt ist. Wie soll man sich diese Uebereinstimmung erklären? Sollte ein lateinisches Lied herübergewirkt haben? Oder genügt Servius allein? Es ist eine berühmte Stelle, die er hier erläutert: es folgt auf dem Fuße das schaurige Wiedersehen

des Aeneas mit Dido. Kein Zweifel, daß die jungen ‚Scholaren', deren tägliches Brot Vergil war, diese Stelle besonders gut kannten. Und sie waren wiederum, das vergesse man nicht, die Befruchter der mittelalterlichen Poesie . . . Ich will hier, wie schon gesagt, nichts entscheiden. Nur soviel scheint mir klar: sollte direkte Abhängigkeit bestehen, so ist Servius das natürlichste Mittelglied.

Soweit das Geistmotiv; nun zum andren. Nach dem Tode des Gatten — oder auch nach ihrer Trennung von ihm — läßt Laodamia ein Holz- (oder Wachs-)bild von ihm anfertigen und bringt mit ihm ihre Nächte zu, wie mit einem Lebendigen. Noch läßt sich der Ausgang nicht voraussehn: das Bild ist nicht, gleich dem Geist, an die kurze Urlaubsfrist gebunden. Jemand muß der Witwe ihren Trost entrissen haben; und das konnte nur derjenige tun, der die Gewalt über sie hatte, also der Vater Akast. Aber wozu die Grausamkeit? Seitens des Vaters konnte es keine sein: ist doch das Verhältnis des Vaters zur Tochter das innigste, das die griechische Sage kennt. Er tat es gewiß in guter Absicht; aber warum? Hier war die Phantasie in ihrem Recht. Wer über keine allzureiche verfügte, konnte sagen: eben damit die junge Witwe sich ihrem Schmerz nicht allzusehr hingebe. Also die Fassung, die uns der Mythograph Hygin erhalten hat (Kap. 104): „Als Laodamia ihren Gatten verlor, ließ sie von ihm ein Wachsbild anfertigen, stellte es als heiliges Gottesbild in ihrem Schlafzimmer auf und erwies ihm göttliche Ehren. Es traf sich nun, daß der Diener, der ihr für die heilige Handlung Früchte zu bringen pflegte, zur Morgenzeit durch eine Ritze hineinsah: er erblickte sie, wie sie das Bild des Protesilaos in den Armen hielt und küßte. In der Meinung, ein Buhle wäre bei ihr, erzählte er das Gesehene ihrem Vater Akast. Akast kam, riß plötzlich die Tür des Schlafgemachs auf und erkannte das Bild des Protesilaos. In der Meinung, den Qualen seiner Tochter dadurch ein Ende zu machen, ließ er einen Scheiterhaufen errichten und auf ihm das Bild mitsamt dem Opfergerät verbrennen; da warf sich Laodamia aus Verzweiflung selbst in die Flammen und fand so ihren Tod."

Bei größerer Leistungskraft der Phantasie ließ sich auch die Begründung voller und überzeugender gestalten. Warum will Akast seiner Tochter den Trost der Erinnerung entziehn? Weil er sie der Hoffnung und dem Leben wiedergeben will. Sie ist jung und kinderlos, nichts hält sie im Hause des toten Gatten fest. So ist sie wieder Braut; er hat ihr einen neuen Gemahl ausersehn. Der Tag für die Hochzeit ist bestimmt. Aber Laodamia weigert sich, den Toten um den Lebenden hinzugeben; woher diese Hartnäckigkeit? Die Entdeckung des Dieners scheint des Rätsels Lösung zu bringen: zwar der schlimme Verdacht erweist sich als grundlos, dafür ist aber der Gegenstand gefunden, der das Herz der Witwe an den Toten fesselt. Nun ist Hygins Lösung begreiflich.

Wer ist es nun, der das Motiv dieser zweiten Hochzeit erfand und dadurch das Motiv des Bildes so glücklich und eindrucksvoll steigerte? Wir wissen es nicht; wir begegnen ihm jedoch wiederholt in der späteren mythographischen Tradition. Wie dem auch sei, mit dem Gesagten sind die Hauptzüge in der gesonderten Ausstattung beider Parallelmotive vollständig.

und wir können zu dem Dichter übergehn, der sie in genialer Weise verband und dadurch den Balladenstoff zur Tragödie formte — zu Euripides und seinem ‚Protesilaos‘.

Nur eine Frage zuvor — dieselbe, die sich uns schon oben angesichts der deutschen Lenore aufdrängte. Ist ihr Ausgang als Lohn oder als Strafe aufzufassen? Beim Geistmotiv ist die Antwort nicht zweifelhaft: das Wiedersehen wird ausdrücklich als Erfüllung der Sehnsucht hingestellt, es geschieht ein Wunder, um die treue Liebe zu lohnen. Anders das Bildmotiv; hier findet kein göttlicher Gnadenerweis statt, der Trost erscheint uns als zu äußerlich, und das Ende ist ein Werk der Verzweiflung, nicht ein seliges Hinsterben, wie dort. Hier erscheint Laodamia durchaus als unglücklich und somit als gestraft; aber von wem und wofür? Die erste Frage beantwortet sich leicht: war die Liebe zum Wachsbilde als verirrte Erotik gemeint — und das war es tatsächlich — so konnte nur Aphrodite die Urheberin sein. Auf die zweite ist keine direkte Antwort möglich; aber die Alten hatten für solche Fälle ein allzeit fertiges Hausmittelchen auf Lager: die Strafe gilt irgend einer irgendwie versäumten Opferpflicht. Es steht nichts der Annahme im Wege, daß es auch hier zur Verwendung gekommen ist.

5.

Der ‚Protesilaos‘ ist für uns verloren: seinerzeit ist er aber viel gelesen worden und hat zahlreiche Spuren in Dichtung, Kunst und Erudition zurückgelassen. Die Kritik hat uns diese Spuren in ihrer Echtheit zu erkennen gelehrt; um aber nach ihnen die Handlung der Tragödie herzustellen, dazu bedarf es auch einer positiven Kraft, der Phantasie.

Euripides liebte es, im Prolog die Gottheit auftreten zu lassen, deren Geist die Handlung bestimmt; dies war in unsrem Stück, nach dem Gesagten, Aphrodite. Sie zürnt der Heldin; als Opfer ihres Zornes ist bereits deren Gatte im fernen Troas gefallen ... vielleicht durch die Hand ihres Sohnes Aeneas, den die Tradition gleichfalls, wenn auch vereinzelt, als den siegreichen Gegner des Protesilaos bezeichnet. Jetzt rüstet der König Akast für seine Tochter eine zweite Hochzeit; aber diese Hoffnung ist eitel: sie hat der Braut eine andre, verhängnisvolle Liebe eingeflößt, die ihr Untergang sein wird.

Sie tritt ab, der Chor erscheint ... Ovid hat in seine später zu behandelnde Ballade das Motiv hinübergerettet.

Phylakes würdige Fraun, sie kamen mit Trost und mit Zuspruch:
„Laß doch im Feiergewand, Laodamia, dich sehn!“

Das alte Motiv, aus der ‚Elektra‘ und sonst bekannt.

Kein Wunder ist's, wenn Elend Erdgeborne quält.

Wer wird die Klagen ins Unendliche ausdehnen?

Ihn traf das Schicksal, das auch dir und allen droht.

Jetzt tut das Glück zum zweitenmal seine Pforten auf: der Vater hat eine neue Hochzeit angesagt, der neue Bräutigam hat bereits sein Wort, er wartet mit Zuversicht ... Ach ja, der Bräutigam!

Oft ward die Hoffnung, oft das Wort dem Mann ein Trug ...

Nein, bei ihm sind Laodamias Gedanken nicht: ihre Augen leuchten so selt-

sam, wenn sie vom Toten redet, es ist, als wäre er ihr noch unverloren, als besäße sie ihn noch. Welch ein Zauber hat sie an ihn gefesselt? Laodamia lächelt wehmütig:

Ach, Mädchen, welch ein Zauber ist Erinnerung!

Doch tut sie gern das ihrige, um dieses Zaubers Bann zu brechen: sie hat sich selbst bakchische Sühnungen verordnet, die sie zu nächtlicher Weile bei Spiel und Tanz ins Werk setzt. Schon sinkt die Sonne: die Zeit der heiligen Handlung ist nicht mehr fern. Sie bittet die Freundinnen, ihre Kraft draußen durch ein frommes Lied zu unterstützen. Draußen! warum nicht lieber drinnen als Genossinnen? Nein, das geht nicht an:

Dem Ungeweihten ist das Festgemach verwehrt.

So geht sie hinein, und dem Chor bleibt nur übrig, die bakchischen Feuer drinnen, die das erloschene Tagesgestirn in seinem Kampf mit der Nacht ablösen, durch einen dionysischen Hymnus zu feiern. Flötenspiel draußen, Flötenspiel auch drinnen, wilde, verworrene Klänge. Es geht unheimlich zu, unter dem Schleier der Nacht: es ist, als ob die Unterwelt mit einstimmte in den Taumel, seltsame Stimmen erschallen, Flammen zucken auf, Schatten huschen vorbei . . . Endlich, wie die Angst am höchsten ist, erscheint Laodamias alte Dienerin, verstört und bleich. Was ist geschehn?

Unsagbares ist geschehn. Still, mit wenigen Vertrauten, war Laodamia ins Allerheiligste ihres Hauses getreten; dort stand in grüner Laube, mit dem Efeukranz auf dem Haupte, das Wachsbild ihres getöteten Gemahls, zum Dionysos umgeschaffen. Da erklangen die Zymbeln, da ließen die phrygischen Flöten ihre sinnverwirrenden Weisen hören; in wildem, rasendem Tanz feierte die neue Bakchantin ihre mystische Hochzeit mit dem neuen Dionysos . . . Ob sie wohl wußte, was sie tat, als sie dem wächsernen Bildnis solche Ehren erwies? ob es ihr wohl bekannt war, das geheimnisvolle, magische Band, das das Wachsbild mit dem Urbild verknüpft? Die zwingende Beschwörung, ans Bildnis gerichtet, ist bis ans Ohr des Toten gedrungen, er mußte einstimmen in ihren sehnsuchtsvollen Ruf; die Tore der Hölle weichen vor dem Banne des Zaubers, die Unterirdischen entlassen die beschworene Seele, Hermes gibt ihr das Geleit in die Welt der Lebenden zurück. Eben ist Laodamia, vom dionysischen Taumel erschöpft, zu Füßen ihres Bildnisses niedergesunken — da steht plötzlich Protesilaos selber vor ihr, jung und schön, wie damals, als er sich aus ihren Armen riß, um mit den Achäern gegen Ilion zu ziehen . . .

Diese Szene der Tragödie hat der Bilderschmuck eines Sarkophags festgehalten, das in der Kirche der heiligen Clara in Neapel steht.

. . . Die Nacht ist um, es graut der Morgen; ein Diener nähert sich den Gemächern Laodamias, einen Korb Früchte in der Hand. Sonst pflegt sie um die Zeit wach zu sein, um seine Gaben für ihre Opferhandlungen in Empfang zu nehmen; jetzt ist alles still — was mag das bedeuten? Er schaut durch die Türspalte hinein — und prallt betroffen zurück. Das war also jene vielgerühmte Treue seiner jungen Herrin! das der Grund ihres Abscheus vor der neuen Ehe! Und da mühen sich noch die Staatswächter ab, durch strenge Gesetze die Weiber in der Zucht zu erhalten! Was er-

reichen sie dadurch, als daß die Schamlosigkeit die Larve der Tugend trägt? Laßt sie doch lieber in ihrem eignen Staate prangen.

Laßt lieber frei der Weiber Liebeslager sein!

Also philosophierend, nach Art der sonstigen euripideischen Sklaven, geht er davon, um seine Entdeckung dem König zu melden.

Zornentflammt eilt Akast herbei. Er will die Tür aufreißen, die frevelhaften Mysterien enthüllen, unter deren Deckmantel seine Tochter ihrer Lust fröhnte — die Tür geht indessen von selber auf, statt des unbekannten Buhlen steht sein Eidam Protesilaos vor ihm. Sein Zorn weicht dem Entsetzen, das Entsetzen einem neuen Zorne. Warum ist er hier? Warum streckt er aus der unterweltlichen Nacht seine gierigen Hände nach ihr aus, deren Stätte noch lange unter den Lebenden ist? Es beginnt ein Streit — ein langer, peinlicher Streit um die Rechte des Lebens und die Rechte des Todes, um die Liebe, die die Schranken des Hades durchbricht, und um die ärmlichen Lockungen des irdischen Glücks . . .

Wäre uns der Streit erhalten — wir würden ihn wohl auch in andrer Hinsicht peinlich nennen. In diesem fast kanonischen Teil der euripideischen Tragödie tritt auch sonst die Leidenschaft vor dem Verstand zurück; ob auch ein Geist, wird Protesilaos seine Sache doch schulgerecht geführt haben. Dem Zorn des Königs setzt er milde Ueberlegung entgegen:

Wenn zwei sich streiten, und im Zorn der eine glüht,
Ist weiser, wer in Fassung seine Rede zähmt.

Seine Gattin nimmt er vor den Vorwürfen, die ihrem Geschlecht galten, in Schutz:

Wer alle Frauen, gleich als gält' es einer, schilt
Und keine ausnimmt — töricht heiß ich ihn, nicht klug.
Es sind ja viele; mag auch schlecht die eine sein,
Doch andre wirst du edel finden — so auch sie.

Dem König selber läßt er alle Ehre widerfahren:

Die Tochter gabst du mir,
Und meinen würd'gen Schwäher hab ich dich genannt.

Was er aber sonst gesagt hat, können wir nicht mehr feststellen. Es ist uns auch daran weniger gelegen; fallen doch auch die Streitszenen in der ‚Medea', dem ‚Hippolyt', der ‚Alkestis' für unser Empfinden ab, weil wir nicht genug Intellektualisten sind, um im Sturme der Leidenschaft den Gründen der Vernunft gern Gehör zu geben. Wie dem auch gewesen sein mag, diesmal siegt das Leben; abermals erscheint der Unterweltsbote und kündet dem Protesilaos, daß seine Frist ihr Ende hat, daß der Hades auf ihn wartet. Protesilaos verschwindet; Akast betritt das Gemach seiner Tochter.

Er findet sie in schmerzhaft-seliger Verzückung, die Hände um das Bild des vermeintlichen Dionysos geschlungen. Nun ist dem König alles offenbar; diese bakchischen Mysterien, die seine Tochter angeblich zu Reinigungszwecken begangen hatte — es war ein Zauber, ein ruchloser, gotteslästerlicher Zauber, dazu bestimmt, die Scheidewand zwischen Leben und Tod zu zerstören und die Macht des Todes über das Reich des Lebens zu verbreiten. Und dieses Wachsbild des Protesilaos — es ist das Hauptwerkzeug dieses Zaubers, das Bindeglied zwischen seinem Hause und dem Totenreich.

Er wird es aber vernichten, dies Bindeglied, er wird seine Tochter dem Reich des Lebens zurückgewinnen, dem sie noch mit vollem Rechte angehört. Auf seinen Befehl wird ein Scheiterhaufen geschichtet; er ergreift das Bild. Vergeblich klammert sich Laodamia an das einzige Pfand, das ihr die Wiederkehr des Toten verbürgt, vergeblich spricht sie, zum Vater gewendet, das rührende Wort:

Nicht geb ich, wenn auch seellos, den Geliebten preis!

Er wird ihr doch entrissen, mit ihm die Zymbeln und Kränze und alle Symbole ihrer erheuchelten Dionysien. Schon ist alles von der Glut der Scheiter erfaßt; zum zweitenmal hat der Tod den Protesilaos umschattet, diesmal für immer und ohne Wiederkehr. Ja, Akast hatte recht, das Wachsbild war in der Tat das Bindeglied zwischen seiner Tochter und der Unterwelt; jetzt, wo es vom Tode verschlungen ist, zieht es auch jene unwiderstehlich nach. Die Kränze des Dionysos im flatternden Haar, wirft sich Laodamia, als Bakchantin des Hades, in die tödliche Glut; jetzt sind sie wieder vereinigt — vereinigt für ewige Zeiten.

6.

So etwa haben wir uns diese seltsame Tragödie vorzustellen — eine der kühnsten Schöpfungen der kühnen Muse des Euripides. Wie auf den ersten Blick ersichtlich, hat er die Mannigfaltigkeit und Fülle der Handlung dadurch erzielt, daß er die beiden Parallelmotive — das ursprünglich sagenechte Geistmotiv und seine rationalistische Deutung, das Bildmotiv — miteinander verbunden hat; aus ihrer Verbindung entsprang dank einer Art schöpferischer Synthese ein neues dankbares Motiv — das des Zaubers. Die magische Bedeutung des Wachsbildes ist aus den Bräuchen des griechischen Liebeszaubers wohlbekannt; so läßt auch — um nur an das berühmteste Beispiel zu erinnern — die theokriteische Simätha das Wachsbild ihres ungetreuen Geliebten im Feuer schmelzen, um das Urbild die Glut der Liebe fühlen zu lassen. So war die erzielte Handlung durchaus überzeugend und wirkungsvoll.

Ob schon für des Dichters Zeitgenossen? Wer die gleichzeitige Kunstkritik befragt, ich meine die Komödie, wird nicht den Eindruck gewinnen, daß der ‚Protesilaos' sonderlich beachtet worden sei. Es scheint, als ob Euripides den Geschmack seiner Zeit um ein Jahrhundert überholt hätte; erst als nach dem Ausleben der klassischen Kunst die alexandrinische Romantik erstand, war auch für die euripideische Totenbraut das empfängliche Publikum da. Diesem aber war sie dafür ganz und gar, wie der Dichter sie gestaltet hatte, nach dem Geschmack; zu romantisieren gab es hier nichts mehr — die ganze Arbeit war vorweggenommen, von Kleinigkeiten abgesehn, in denen das Originalitätsbedürfnis der Nachdichter sein Genüge finden konnte.

Das lernen wir freilich nicht aus der hellenistischen Poesie — sie bietet uns dafür keine Belege, — sondern aus ihrer Nachahmerin, der römischen des ersten vorchristlichen Jahrhunderts. Hier ist an erster Stelle Catull zu erwähnen; indem er seinem Freund Glabrio dankt, der ihm für sein

Liebesgetändel mit Lesbia sein Haus eingeräumt hatte, gedenkt er, als mythischer Parallele, der heimlichen Liebesgänge der Laodamia in das noch unfertige Haus ihres Bräutigams (68b, 73 ff. Heyse):

Wie einstmals, hochglühend in Liebebegier zu dem Gatten,
  Protesilaos' Gemach Laodamia betrat,
(Uebelbegonnen Gemach!) noch bevor blutrieselnd der Schlachtstier
  Als Weihopfer die Herrn hatt' im Olympos versöhnt.
O, nichts blende den Wunsch mir so, rhamuntische Jungfrau,
  Daß ich vermessen begönn' ohne der Herrscher Gewähr!
Denn wie nüchtern der Altar verlangt nach heiligem Bluttau,
  Hat des Gemahls Hingang Laodamien gelehrt,
Als sie dem Nacken so früh peinvoll sich entwand des Erwählten,
  Eh ein Winterverlauf, einer und anderer, ihr
Hätt' in verlängerten Nächten der Sehnsucht Hunger geschwichtigt,
  Daß sie zu leben ertrüg' über die Liebe hinaus.

Bei dem episodischen Charakter der Laodamiarolle ist es unwahrscheinlich, daß der römische Dichter seinerseits etwas geneuert habe; wir werden annehmen dürfen, daß die eigentümliche Auffassung von Laodamias Schuld seiner hellenistischen Vorlage angehöre. Diese Schuld besteht in der vorweggenommenen Hochzeit im halbfertigen Hause, vor den heiligen Bräuchen, die die himmlischen Herrn dem jungen Paare günstig stimmen sollten; dadurch wurde die strenge ‚rhamuntische Jungfrau' Nemesis verletzt. Das stimmt nicht zu Euripides, bei dem, wir wissen das, Aphrodite die verletzte war; wohl aber zu Homer (oben § 2), aus dessen rätselhaftem ‚halbfertigem Hause' Catulls neues Schuldmotiv sich entwickelt zu haben scheint.

Eine selbständige Ballade war dagegen seines Zeitgenossen Lävius — man verzeihe ihm den verschnörkelten Titel — ‚Protesilaodamia'; und zwar eine wirkliche Ballade nach unsrem Stil, deren rasche, meist iambische Kurzverse, soweit erhalten, förmlich nach einer gereimten Uebersetzung in der Art der ‚Lenore' verlangen. Leider ist eben nicht allzuviel erhalten. Leicht erkennen wir die Liebesklage der Verlassenen:

Hält ihn wohl drauß im Troerland
Ein andres Lieb umfangen,
Dem reich im goldnen Prachtgewand
Die üpp'gen Glieder prangen?
Betörte eine Sarderin
Mit Schmeichelkünsten seinen Sinn,
Der heiß von Liebesqualen
Die feuchten Augen strahlen?

Wir kennen dies Eifersuchtsmotiv: auch beim Dichter der ‚Lenore' wird es ja im Eingange, wenn auch ganz flüchtig, erwähnt? Untreu? Nein, das ist nicht denkbar; also tot? Ja, tot; so lautet die Botschaft, die jeden Zweifel vernichtet. Dann die Trauerzeit; dann der Zuspruch des Vaters, die Werbung, die neue Hochzeit. Sie findet wirklich statt und wird eingehend beschrieben in ihrem ernsten sowie in ihrem fröhlichen Teil:

Und weinbeseelt, den Kranz im Haar,
So stürzt herein die lust'ge Schar,
Mit Lachen, Flötenklängen
Und losen Spottgesängen —

dem bekannten Fescenninenspiel, der unvermeidlichen Zugabe zu jeder antiken

Hochzeit. Auch das rauscht vorüber; der Schwarm zerstreut sich, die Neuvermählten sind allein:

Schon schwebt aus Himmelshöhn die Nacht
Auf alles Leben nieder
Und löst in weichem Schlummer sacht
Die kraftberaubten Glieder . . .

Eine unheimliche Stille nach all dem Geräusch des verflossenen Tages; auch sie kennen wir aus der deutschen ‚Lenore‘:

. . . bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Man weiß, was auf diese Stille folgt:

Und außen, horch! ging's trapp trapp trapp,
Als wie von Rosseshufen . . .

Auch hier wird der gespenstische Freier nicht ausgeblieben sein; aber für den Fortgang der Ballade steht uns kein Wertstück zur Verfügung, wir müssen abbrechen. Und das Bildmotiv? Es kann gefehlt haben, wenigstens kennt die spätere Tradition auch eine Variante, die die zweite Hochzeit direkt mit dem Motiv des Geistes verbindet. Sie ist uns bei Eustathios erhalten in seinem Kommentar zur angeführten Stelle der Ilias:

„Andere sagen, daß Laodamia durch Aphrodites Zorn auch nach dem Tode des Protesilaos in Liebe an ihn gefesselt blieb. Von seinem Untergang benachrichtigt, hat sie nicht nur um ihn getrauert: auch als der Vater sie zur neuen Hochzeit zwang, konnte sie von ihrer Liebe nicht lassen. Gewaltsam im Brautgemach festgehalten, hat sie dennoch mit ihrem Gatten die Nächte zugebracht, indem sie die Liebe des Toten dem Verkehr mit dem Lebenden vorzog, bis sie in Sehnsucht verging.“ Diese Vereinfachung der euripideischen Fabel ist durchaus balladenförmig; wir dürfen sie wohl dem Lävius, oder vielmehr, da die griechische Erudition schwerlich von ihm Notiz genommen haben wird, seiner alexandrinischen Vorlage zutrauen.

Indem wir an Properz, der nichts neues bietet (I 19), stillschweigend vorübergehn, wenden wir uns endlich zum einzigen erhaltenen Denkmal der Laodamiasage — dem prächtigen Seelengemälde Ovids.

7.

Das können wir freilich nicht eine Ballade schlechthin nennen: Ovids ‚Laodamia‘ ist uns als dreizehnte Heroinenepistel überliefert. Sie gehört somit dem herrlichsten Blütenkranz der ovidischen Dichtung an, dem freilich die Modernen nicht gerecht werden konnten, weil sie über ihrer sogenannten Rhetorik die Poesie nicht merkten und die Psychologie erst recht nicht. Ohne uns von ihrem Urteil beirren zu lassen, nehmen wir die Dichtung als das hin, als was sie sich gibt, als eine in Briefform gepreßte Ballade. Freilich führte diese Aufgabestellung gerade für den Laodamiastoff eine besondere Schwierigkeit herbei: die Heldin schreibt ja an den Lebenden, während ihre Tragödie gerade nach seinem Tode beginnt. Aber eben in der Bewältigung solcher Schwierigkeiten zeigt sich Ovids Meisterschaft: was der Erzählung verwehrt war, blieb der Ahnung erlaubt. Von Ahnungen wird

die ganze Ballade getragen, von Anfang bis zu Ende: die Zukunft wirft ihren Schatten in die verstörten Sinne der Schreiberin und läßt sich darin mit leichter Mühe erkennen. Die Zeichnung ist so eingehend, daß wir sogar den ‚Beweis des Schweigens‘ anwenden können: Motive, die nicht irgendwie andeutend gestreift werden, sind aus Ovids Fabel auszuschließen.

Wir behaupten daher: von einer Verschuldung Laodamias, mag es nun ein versäumtes Opfer oder vorweggenommener Liebesgenuß sein, weiß unser Dichter nichts. Sie ist mit Einhaltung aller Hochzeitsbräuche gefreit worden: sie lebt als Königin im Haus ihres Gatten unter der liebenden Gewalt seines Vaters Iphiklos, in engem Verkehr mit ihren eignen Eltern, achtungsvoll von ihren Freundinnen, den phylakeischen Edelfrauen, besucht. Freilich ist ihr junges Liebesglück in seinen Anfängen unterbrochen worden: dies euripideische Motiv ist auch hier vorauszusetzen. So erklärt sich jene eigenartige, schmerzhafte Sinnlichkeit, von der die ganze Dichtung durchzuckt wird; allenthalben merkt man, daß das Eheleben nicht Zeit gehabt hat, um mit Catull zu reden,

Ihr in verlängerten Nächten die Liebessehnsucht zu stillen.

Sie ist ein blutjunges Ding: daher die Naivetät ihrer wohlweisen Ratschläge, die noch dadurch gehoben wird, daß der Mann, dem sie so ängstlich das Leben zu hüten anempfiehlt, tatsächlich einer der kühnsten Streiter Griechenlands war.

So ist denn Protesilaos in den ersten Tagen seiner Ehe mit den Achäern gen Troja gezogen; jetzt halten ihn widrige Winde mit den andren in Aulis fest, sie benutzt den Aufenthalt, um ihm zu schreiben. Soviel ist geschehn; alles, was sich von jetzt ab ereignen soll, haben wir aus Ahnungen und Weissagungen zu erraten. Der Held ist dem Untergang geweiht, daran ist kein Zweifel; schon sein Auszug ist von einem unglücklichen Vorzeichen begleitet gewesen, dem sie im Gebet eine gute Wendung zu geben versucht hat; aber ruhig ist ihre Seele nicht, sie teilt es dem Gatten mit, damit er im Kampf nicht allzu tapfer sei. Auch wird sie, gleich der Bürgerschen Heldin, von schweren Träumen gequält.

Aber warum, mein Geliebter, erscheint so vergrämt mir dein Traumbild?
  Ach, und warum überfließt eitel von Klagen dein Mund!
Angstvoll fahr' ich empor, anfleh' ich die nächtlichen Geister,
  Jedem thessalischen Gott richt' ich den Opferaltar;
Tränen benetzen des Weihrauchs Glut, und in zuckendem Glanze
  Flackert, als wär' es von Wein, knisternd die Flamme empor.

Ja, er wird fallen; wir wissen auch, wie. Er wird getötet werden, wenn er als erster ans feindliche Land springt; denn daß der erste Gast des trojanischen Bodens zum ersten Kriegsopfer ausersehn ist, sagt ein verbreitetes Seherwort, das nicht umsonst in Laodamia bange Sorgen weckt: ach, möchte nur ihr Gatte nicht eitlem Ruhmeswahn nachjagen! . . Wir wissen auch, durch wen er fallen wird: der Name Hektors hat sich der Liebenden ins Herz gebohrt, sie bittet ihren Helden, sich ja vor diesem Hektor — „o merk dir, ich bitte, den Namen!“ — sorglich in Acht zu nehmen. Wie kommt sie gerade auf ihn? Ganz natürlich: Hektors Stärke war es, mit der Paris zu Helena prahlte; das ist nun ruchbar geworden.

Das ist somit des Protesilaos Los; und was wird aus Laodamia werden? Wird sich der Dichter für das Motiv des Geistes entscheiden? Oder für das des Bildes? Oder, gleich Euripides, für beide? — Sicher das letztere. Zu Ende des Briefes spricht Laodamia auch von dem Wachsbild, das ihr den Gatten ersetzt, sie tut es in seltsamen, geheimnisvollen Worten: wir merken, die Seele des Todgeweihten ist schon halb in sein Bildnis übergesiedelt. — Daß sie schon jetzt im Besitz des Bildes ist, war für Ovid eine notwendige Annahme, wenn er das Motiv überhaupt berühren wollte; wir dürfen daher auf diese Abweichung nicht viel geben. Aber auch das Motiv des Geistes wird unheimlich leise in den Schlußworten gestreift: es ist, als ob die Ueberergebene sich unachtsam in einen Eidschwur verstrickt:

Doch — deß sei mir ein Zeuge dein Leib, deine heilige Rückkehr,
Unserer Liebe Gewalt, unsres Verlöbnisses Glut,
Zeuge dein teueres Haupt, das zur Heimat bringen du mögest,
Auf daß im Silberschmuck hehr es erglänze dereinst:
Willig gelob' ich, zu folgen, wohin du auch immer mich heißest,
Sei's ... was mir raunt meine Furcht, sei's, daß am Leben du bleibst!

Zweifellos ist es das erste, das sich ereignen soll: getötet, wird er nach ihr kommen, und sie werden zusammen diese Welt verlassen. Von einer zweiten Hochzeit ist nicht die Rede; nach dem Gesagten dürfen wir folgern, daß Ovids Vorlage sie nicht kannte, daß somit dieser nicht unmittelbar auf Euripides zurückging.

Soviel zur Fabelgestaltung. Deutlicher durfte der Dichter nicht werden — brauchte es auch nicht, da seine Zeitgenossen die Mythe wohl kannten. Wer sie aber nicht kannte, konnte sie aus seiner Ballade nur mit Mühe lernen, und das unheimliche Ende schon gar nicht. Und das wird der Grund gewesen sein, warum sie, trotz ihrer hohen poetischen Schönheit, im Mittelalter unbeachtet blieb.

Denn schön ist sie freilich. Wie überhaupt von den Heldinnen des ganzen Balladenkranzes keine der andren gleicht — man lasse nur Frauen entscheiden: die verstehen das besser — so ist auch Laodamia ein eigenartiger, nirgends wiederkehrender weiblicher Typus. Ihre Formel ist leicht gefunden: es ist die verliebte junge Gattin, deren Liebesglück in den ersten Tagen unterbrochen worden ist. Alle ihre Wünsche sind auf seine Wiedergewinnung gerichtet: ihre Gefühle sind ein wogendes Meer zwischen dem letzten Kuß des Abschieds und dem ersehnten ersten des Wiedersehens. Das Einzelne dieses Seelenzustandes ist vom Dichter mit fast pathologischer Feinheit durchgeführt; durch alle ihre Gedanken schlingt sich wie ein rosenrotes Band diese Vorstellung des kaum begonnenen Liebeslebens. Wie sie vom Aufenthalt der Flotte in Aulis hört, ist es ihr leid um die schöne Zeit, die ihren Küssen geraubt worden ist; sie beneidet die Trojanerinnen, daß sie täglich ihren Gatten mit ihren Liebkosungen geleiten und empfangen werden; sie malt sich mit glühender Leidenschaft die Wiederkehr ihres Helden aus, sie kostet im voraus die Zärtlichkeiten, mit denen sie seinen Bericht über die vollführten Kriegstaten unterbrechen wird. Diese Kriegstaten selber sind ihr durchaus nicht interessant; sie wünscht, es möchten ihrer so wenige als möglich sein. Von allen Achäern vor Ilion ist Menelaos der einzige,

dem sie das Recht gibt, tapfer zu sein, da ihn allein in der belagerten Stadt die Huld der geraubten Gattin erwartet, die andren haben keine Veranlassung dazu, und ihr Protesilaos am wenigsten. Sie empfindet physischen Schmerz bei der Vorstellung, daß ihren Geliebten Helm und Rüstung drücken könnten, und gar der Gedanke an eine Wunde ist ihr unerträglich: ihr eigenes Blut, meint sie, würde dem Verletzer des schönes Leibes entgegenspritzen.

All diese Blüten der jungen Liebe sind indes vor der Zeit blaß und welk geworden; die kalte Hand des Todes hat sie berührt, überall empfinden wir ihre eisige Nähe. Von den Ahnungen, die die eigentümliche Stimmung der Ballade bedingen, war schon oben die Rede; doch habe ich dort nur die objektiven Vorzeichen genannt — eindrucksvoller sind die andren. Wie vom Verhängnis getrieben, vermehrt Laodamia durch ihre eigene Unachtsamkeit die Zahl der Unglücksstimmen. Damals, als ihr Gatte beim Weggang die Schwelle streifte, wollte sie ihn schon zurückrufen, besann sich aber noch rechtzeitig, daß ein solches Zurückrufen selber von schlimmer Vorbedeutung wäre; und dennoch läßt sie sich jetzt, bei dem Gedanken an den Aufenthalt in Aulis, von ihrer Angst fortreißen:

O warum zögert ihr? Heim richtet, ihr Schiffe, den Lauf!

und bemerkt zu spät, daß dieser leidenschaftliche Rückruf selber Weckruf für das Unheil ist. Die Liebe des Menelaos zu Helena ist berechtigt, gewiß; aber o, wie viele Witwen werden seine Rache noch beweinen müssen! So klagt sie teilnahmvoll — und bemerkt nun erst erschreckt, daß sie damit die Witwenschaft vielleicht auf ihr eignes Haupt beschwöre. Beidemal stutzt sie, sucht ihr Wort zurückzunehmen — und macht damit nur noch dichter und düsterer die Nebel, die ihr Glück umwölken.

Das ist die ‚Laodamia‘ Ovids, die einzige erhaltene Dichtung, die die antike Totenbraut zum Gegenstande hat.

8.

Nicht nur in der Literatur blieb die Sage von Protesilaos und Laodamia lebendig: ihr Gedächtnis war auch an die Kulte geknüpft, die dem ersteren von ihnen als einem ‚Heros‘ in der sakralen Bedeutung des Wortes galten. Dieser Heroenkult, der mit dem Heiligenkult der christlichen Kirche soviel Aehnlichkeit hat, war dank der delphisch-apollinischen Religion zu besonderer Ausbildung gelangt; alle Helden des trojanischen Krieges hatten als ‚Heroen‘ in diesem Sinne ihre Kulte an verschiedenen Stätten des hellenischen Landes; so auch Protesilaos. Er hatte sogar ihrer zwei: den einen in seiner Heimat, dem thessalischen Phylake, den andren im thrakischen Eläus am Hellespont, dem trojanischen Gestade gegenüber. Den ersten erwähnt bereits Pindar: dort fanden zu Ehren des Heros Pferderennen statt. In Eläus stand, von Ulmen umgeben, sein Grabmal; von diesen Ulmen ging die Sage, daß diejenigen von ihren Zweigen, die nach Troas gerichtet waren, frühzeitig ihre Blätter verloren als Sinnbild seines eigenen frühzeitigen Todes, dort im trojanischen Lande. Dort stand auch der Tempel des Heros, in dem er selber weissagend gedacht wurde: der Tempel war reich genug, um die Habsucht des persischen Statthalters zu reizen, als das persische Heer nach der Niederlage von Platäa Europa verlassen mußte.

Das erzählte Herodot; aber mehr als sechs Jahrhunderte später wußte noch der spätgriechische Schriftsteller Philostrat eingehend von diesem Kult zu berichten in seinem „Heroikos". Ein phönizischer Gast landet bei Eläus und läßt sich von einem Winzer allerhand von den Merkwürdigkeiten des Landes erzählen; dieser Winzer erfreut sich der besondren Gunst des Heros Protesilaos, „jenes thessalischen," wie er erläuternd hinzufügt, „des Gatten der Laodamia; diese Bezeichnung hört er besonders gern." Ueber vielerlei befragt ihn der Phönizier betreffs des wunderbaren verklärten Lebens seines Beschützers — und wir lesen gern dieses religiöse Idyll, an Stimmung den pompejanischen Landschaften vergleichbar, wo ein Götterbild oder eine heilige Säule mitten im grünen Hain von dem Walten der Gottheit in der schönen Natur erzählt. Um so lieber lesen wir es, da es bereits der Todeskampf der Antike gleichzeitig ist, da auf jener Vergeistigung und Vergöttlichung der schönen Natur, von der er redet, bereits das Siegel des Todes ruht . . . Unter andrem fragt der Gast des Winzers auch nach der Liebe seines Heros zu Laodamia: „wie steht es damit?" — „Er liebt sie, Fremdling," wird ihm zur Antwort, „und wird von ihr wiedergeliebt, und sie leben miteinander wie das allerzärtlichste junge Paar."

Das ist das letzte von Protesilaos und Laodamia und von ihrer Liebe, die den Tod überwand.

Hermann Kurz in seinen Jugendjahren.

Nach ungedruckten Briefen. Von Hermann Fischer in Tübingen.

(Schluß.)

1842.

An Keller, Weilheim 1. Jan. 1842: Ich will den Brauch nicht unterlassen, dir ein gutes neues Jahr zu wünschen. Ich meinerseits bin zufrieden, wenn du mir gratulierst, daß dieses . . . jahr herum ist. Ich habe dir sehr für deine vielen freundlichen Sendungen, die Gesta, den Dyocletianum, Cervantes, Löwenritter 2c. zu danken, und bin gewaltig in deiner Schuld. Du hältst mir einen Spiegel vor, wie einem Basilisken. Ich schrieb neulich, dessen gedenkend, an die Pforzheimer um Exemplare des Ariost. Aber die Buchhändler behandeln neuerdings meine literarischen Blößen mit schweigender Verachtung. So hat mir auch Erhard, dem ich vor acht Wochen einen Plan zu einem englischen Theater, ab ovo bis jetzt, vorlegte, nicht eine Silbe geantwortet. So habe ich eine Einleitung zu Bauers nicht erscheinendem Archiv geschrieben, eine eselslange Rezension deiner bretonischen Lieder in die Europa, einen allerletzten Aufsatz über die Friederike (mit

Familiennotizen) in die Allgemeine Zeitung und ein Fragment des Schmerzenreich — Roller, daß du nicht meinst, ich wolle Maler Müller und Tieck vernichten — ins Morgenblatt gegeben, die allem Vermuten nach alle nicht gekommen sind. Die Gesta erbauen mich sehr. Könnte man nicht aus diesem und dem Stoff der sieben weisen Meister eine kleyne feyne Sammlung quintessenzieren, in der Art deiner altfranzösischen Sagen? Tue das und schicke mir bald ein Exemplar davon. Eine Andeutung von Schwab läßt mich vermuten, daß es mit der Tonsur seine Haken hat. Mir auch recht, denn der Paroxysmus ist ziemlich vorüber. Ich war indessen beständig hier, und an Abwechslung hat es in diesem kleinen Kreise nicht gefehlt. Bald dumpf, bald toll. Der Schluß des Jahres, seit dem Tod meines kleinen Neffen, null. Zuletzt bin ich ganz melodramatisch geworden und habe eine Oper geschrieben, die mir nun selbst nicht mißfällt. Sie ist aber im vierten Akt (denn sie hat fünf Wirkungen und zahllose Abnormitäten, so daß sie erst im nächsten Jahrhundert komponiert wird) wieder stecken geblieben, und ich habe in einer Art von Frivolität gestern, als am Sylvesterabend, seit vier Wochen zum erstenmal wieder dran gearbeitet, und zwar eine Art von Religioso. Dem Silcher säge, in der Weltgemäldegalerie, Ozeanien, 1. Band, finde er wilde Melodien (das gäbe einen schönen Titel, die einzelnen dann mit adagio, sanft, edel ꝛc.), namentlich Montezumas Leibballet. Auch du könntest vielleicht einige Sagen- nnd Novellen-Analogien herausfischen. Mein Prozeß wird ja, wie mir Rödinger schreibt, in diesen Tagen zu Ende gehen. Gibt es doch nichts Beständiges! ich hatte mich schon so dran gewöhnt. Eben seh' ich Schweine heranrücken, eine schöne Aussicht pro 1842.

„Gesta Romanorum" usw., Ausgaben Kellers. „Oper" = ?

An Kausler, Weilh. 22. Jan., „Byrons Geburtstag", 1842: Zwei Briefe deiner Hand liegen nun vor mir, gewiß ein seltener Fall, der beinahe wie revenge aussieht, doch wirst du mir zutrauen, nicht wie absichtliche. Hier folgt eine von den Ursachen der Verzögerung, die Oper, die — fast könnte ich erzählen wie Schubarts kalter Michel — schon anfangs November begonnen wurde, bald aber wieder ins Stocken kam, als meines Bruders Büblein, ein seltenes Kind, an Krämpfen erkrankte und im Dezember starb; es war eine traurige Zeit, ich fühlte mir auf lange alle Freude genommen und kann's immer noch nicht verschmerzen. Am Neujahrabend tat ich wieder den ersten Strich, und nun ist sie endlich zu meinem eigenen Erstaunen fertig geworden, mehr eine Begebenheit als eine Tat. Sag mir deine Meinung: vielleicht hab' ich was Gutes gemacht, vielleicht auch die besten Motive übersehen, denn meine Seele war ganz pelzig, und nur bei wenigen Stellen fühlte ich etwas wie Vaterfreude. Die Ausführbarkeit ist ohnehin fraglich, wegen des vierten Akts. Einige Inkonvenienzen sind hin und wieder in der Abschrift verbessert; doch ist mir's lieb, wenn du mich auf alle aufmerksam machst. Die pudelnassen Leute in der letzten Szene könnten auch eine komische Wirkung tun — aber es ließe sich ja ein Landweg eröffnen. Da du nun verlangtest, ich solle dir meinen Glauben mit meinen Werken zeigen, so hoffte ich von Tag zu Tag fertig zu werden.... Von Gedichten leg' ich bei, was mir eben zur Hand liegt....

Wenn der Poet in dir sich entpuppte, auf den du doch oft so verdammt großmütig herabgesehen hast, so wäre uns beiden geholfen. Denn ich stehe doch schändlich allein mit meinen poetischen Bestrebungen, und unter dem Lausepack ist nicht einmal einer, der mich als Rival fördern könnte. Mörike nächstens auch nicht ausgenommen, denn der verfault. Ist das auch eine Manier, mir seit dem Oktober 1840, wo wir im Walde bei Cleversulzbach Abschied nahmen, nicht zu schreiben? Und wäre nur ein Werk in petto daran schuld, das wär' mir lieber als hundert Briefe; aber man weiß wohl! Wollte Gott, ich könnte dich zu was bringen. Wir könnten ganz allein einen Almanach füllen. Ich beginne jetzt gleich meine Geisternovelle, die ich dir warm schicken will. — Cotta . . . hat, wie ich ebenfalls von »gebildeten Lesern« vernehme, weder die Friederike in die A. Z. noch einen andern Beitrag fürs Morgenblatt abgegeben. . . . Jedenfalls gibt man den Aufsatz der Europa: das ist der A. Z. und ihren Patronen ein Pfahl ins Fleisch. Dann möcht' ich aber einen Abdruck davon, auch von der Rezension; letztere für Keller, der mir schreibt, die Europa, Telegraph, Freihafen, kurz alles Jung- und Jünglichteutsche sei auf dem Museo in Tübingen abgeschafft. Wenn das andre nur um desto mehr nutz wäre! Der fromm ehrliche Cohen schreibt mir nicht, und mein Brief war sehr dringend. Die Novelle für seinen Volkskalender, die noch angefangen daliegt, wär am Ende auch für den Almanach. . . . Neben der Steffensschen Darstellung können wir uns doch recht anständig sehen lassen; namentlich du mit deinen kritischen Lektionen, die dir jetzt hoffentlich bei der nächsten Zusammenkunft dein eigener Poet durchkreuzen wird.

An Keller, Weilh. 22. Febr. 1842: Eine Exemplar des Roller will ich dir in meinem Testament vermachen, denn den erleb' ich nicht mehr. . . . Alles, was ich seitdem gearbeitet, ist eine Oper, die ihren Komponisten noch nicht gewiß hat, und Byronsche Lieder, als Fare thee well, When we two parted, an Mary und Thyrza. Gegenwärtig bin ich an Moores Paradies und die Peri. Ich wäre der fleißigste Mensch, wenn ich zu leben hätte. Morgen werd' ich eine neue Oper beginnen, erfundener Stoff (ich glaube, zum erstenmal), vielleicht opus posthumum — nun, das sind eigentlich meine Sachen alle, weil sie keine Verleger finden, aber ich meine, mein letztes, denn ich fange an, eine gelinde Verzehrung zu spüren. . . . Eben kommt eine Neuigkeit. Franckh, der durch die Gnade Gottes und die Amnestie des Königs wieder zu einem Etablissement gekommen ist, läßt mir sagen, er wünsche mit mir in Verbindung zu kommen. . . . Seine Liebeserklärung ist ganz allgemein, gelegentlich, durch einen Bekannten.

An Keller, Weilh. 10. März 1842: Der Prozeß ist gewonnen, d. h. Fues zu Druck und Zahlung verurteilt, Zinsen und Freiexemplare (letztere aus tollem Irrtum) gestrichen und die Kosten kompensiert. Ich bin übrigens sehr zufrieden . . . Gott gebe ein glückliches Ende dieser Kalamitäten (zu teutsch: Federfuchsereien)! Das war wieder ein Kapitel in meinem Lebensroman. Aber am ärgsten würge ich noch.

An Keller, Stuttgart. 30. März 1842: Ich bin hier, mit Ob-Oder beschäftigt. Seeger ist auch da. Willst du nicht kommen? Wenn ich meine Sache ins reine bringen kann, wozu Hoffnung vorhanden ist, so komme ich

zu euch und das bald. Fues appelliert. Vielleicht kriegt die Sache aber eine ganz andere Wendung. — Ja so, ich wohne bei Suckows.

An Franckh, Weilh. 15. Juli 1842: Sie haben meine Lamentationen sehr mißverstanden: ich hatte nicht die Absicht, mir Luft zu machen, sondern Ihnen meine Lage zu schildern und dadurch eine bestimmte Erklärung von Ihnen zu erlangen. Diese liegt mir nicht in dem Versprechen »bis August«, und ich muß Ihnen sagen, daß mein hiesiger Aufenthalt täglich ungewisser wird. Ich habe ihn durch meine Versprechungen untergraben, da ich im April Ihr »In vierzehn Tagen!« mit dem größten Vertrauen nachgesprochen habe. Jetzt haben die Leute das ihrige verloren. Ermahnungen wegen Weichlichkeit, die in dieser Lage komisch klingen, helfen dem gegenwärtigen Uebel nicht ab. ... Lassen Sie mich klar sehen, eher kann ich nicht mit Fues abbrechen. Es ist mir unbegreiflich, wie Sie dem Seeger sagen können, er solle dem Fues abschreiben, da Sie jetzt mir sagen, Sie können nichts für mich tun. Es geht aus vielen Ihrer Aeußerungen hervor, daß Sie mich nicht sonderlich kennen; am wenigsten ist es meine Art, blindlings das Los über mich werfen zu lassen.

An Gottlob Kemmler, Reutlingen. 10. Nov. 1842: Ich hatte den Poeten in Ihnen mehr am Kritiker erkannt, der auch bei mir die Anciennetät hat. Die Gedichte belehren mich erst vom anderen Departement — scheußlich, hier solche französische Ausdrücke zu brauchen! Namentlich ist das Herbstlied rein, eigen und schön. Ich habe noch nicht alle gelesen, auch erwarten Sie keine Detailkritik. Ich stoße mich nicht daran, daß die Reden oft wunderlich und gesucht klingen. Das Bedeutende fängt damit an, daß es mit den Ellenbogen die Wände hinausstoßen will. Aber das Metall ist echt. Ueber die Nachschrift wollen wir uns hier ein für allemal expostulieren. Ich verstehe sie nur zu wohl, da ich auch schon manche tausend Jahre an dieser harten Speise kaue — ein ewiger Wechsel von Geistesjubel und dem tiefsten Lebensüberdrusse oft in einer Minute. Der letztere, sowie er konsequent ist, kann nicht weiter widerlegt werden und handelt nach seinem eignen Recht. Ich betrachte überhaupt das Leben, auch wenn es ein Faullenzen ist, als eine beständige Tat; aber eben darin find' ich auch den Grund, warum wir doch, nach zehnfachen Herzens- und Geistesamputationen, dran festhalten. Das ist Ihr »künft'ger Reichtum in der Brust.« Reisende, die sich trotz allen Mißmuts über Schwager, Kondukteur und Wirt nicht abreden lassen, das Wetter werde milder, die Gegend schöner und die Menschen haunlicher [gemütlicher] werden. Bonus odor ex re qualibet. Zu der Theogonie geb' ich meinen Segen. Nicht, weil Sie mir damit etwas Versäumtes nachholen, sondern hauptsächlich darum, weil ich Sie über die Arbeit, die wir im Sonnenlichte vorzunehmen haben, hinlänglich klar finde, um ohne Gefahr in jenen Schacht der Mütter, Sphinxen und Ur-Pulsschläge zu steigen. Wir müssen uns auf dem Wege, den wir beschreiten wollen, mit dem Wunderbaren und Rätselhaften ... gleichsam auswattieren; denn der Rationalismus lauert in allen Ecken, ob er einen verschlinge, und die historische Schule, wie wir sie einstweilen taufen wollen, hat ihre Sandbänke, an denen noch manche träumerische Auster hängen bleiben wird. ... Die Romantik sollte eigentlich auch historische Be-

deutung haben: Romantik unterm Reifrock, und besonders: Romantik vor Tieck, der doch in seinen Märchen das Wort gefunden hat. Am Sonntag werden Sie finden, wie ich dieselbe in recht zuchthausartige Situationen gebracht habe — heißt das, so Gott will, denn ich komme fast nicht vorwärts.

Gottlob Kemmler, geb. 1823 in Reutlingen, also K. Landsmann, studierte 1841—1845 in Tübingen Theologie und hat sich damals wie später als feinsinniger Dichter gezeigt.

An Kemmler, Reutl. 18. Nov. 1842: Ihr Sturmlied ist in Wahrheit vortrefflich, die Gedanken sind mit Kraft und Freiheit ausgesprochen.... Auch mir hat unser Zusammensein große Freude und, ich darf wohl sagen, neue Hoffnung gebracht. Wir haben jene Geheimsprache zusammen geredet, die man so selten bei den Menschen anschlagen darf, wo man, wie man auch kordial und behaglich mit ihnen leben mag, doch am Ende sich leer und säuerlich fühlt. . . . Hier wieder ein paar Kapitel, wo der Wald endlich lichter wird.

Etwa aus derselben Zeit an denselben: Ich danke Ihnen aufrichtig, mein bester Freund, für alles Süße und Bittere, was diese Lektüre aus Ihnen herausgelockt hat. Es ist mir, als hätte ich den Nachlaß eines jungen Poeten übernommen, den ich nun widerwillig zu Ende bringe. Besonders recht haben Sie gegen meinen Taugenichts von Helden, der freilich nicht viel mehr als ein Faden ist. Die ursprüngliche Anlage enthielt den Grund, der jetzt weggefallen wäre: es hätte ein ganzer Band aus Schillers Dichterleben kommen sollen, und da durfte mein Held keine einflußreiche Person sein, weil sonst ein handgreiflicher Vorwurf auf ihn gefallen wäre. Jetzt haben wir seit 1837 so viele Dichterleben und spezielle Schilleriana bekommen, daß ichs auf ein Minimum reduzieren mußte. Ueberhaupt, wenn ich noch am Anfang stünde, würde ich die Sache anders angreifen. Man sieht aus den kurzen Kapiteln des zweiten Bandes spaßhaft, wie die Redseligkeit zusammengeschrumpft ist. Die Ichpoesie kam eigentlich daher, daß ich nichts erlebt hatte und nicht die Courage besaß, einen Haufen Charaktere hinzuwerfen. Ich lechze nach ältern Stoffen, wo mir das Historische nicht wie hier die Hände binden soll, sondern frei machen! Uebrigens haben Sie das Titelblatt übersehen: es heißt wirklich Geschichten, nicht Geschichte. Damit Sie nun die Uebersicht über das Ganze haben, entschließe ich mich, Ihnen den Rest zu zeigen. Die nicht numerierten Kapitel dürfen Sie keiner Seele geben, denn man muß sie mit Verstand lesen. Ich werde grausam darin streichen. Wer meine Weilheimer Einsamkeit nicht kennt, dem wird es unbegreiflich bleiben, wie ich in diese astrologischen 2c. Längen und Breiten geraten konnte. Zum Verständnis nur so viel: Das Abenteuer in Sulz ist ohne Folgen, das Vagieren wird noch ärger, Hannikel und Konsorten werden herangezogen, die den Grenadier ermorden 2c., am Ende greift der Herzog drein und setzt den jungen Herrn auf den Berg. Ich schreibe eben dran; auch Reutlingen kommt wieder vor und soll wirken wie eine gute Suppe in einen kalten Magen. Tun Sie mir den Gefallen, mir den Eindruck im allgemeinen und im einzelnen zu sagen. Brauchen Sie Ihr Gevatterschaftsrecht und schonen Sie mich nicht. Ihr Brief hat mich sehr gefreut und mich an mich selbst erinnert, wie ich mich in früher

geschriebenen Notizen und Kritiken wieder finde. Ich habe ihn zum ersten Band gelegt und werde ihn bei der bevorstehenden letzten Prüfung als Examinator anstellen. Deshalb will ich vorläufig die Diskussion noch zurückhalten. . . . Mit dem Aufatmen haben Sie auch recht. So Gott will, werd' ich noch ganz anders in der Welt Geschichten hineinfahren, mich nicht so an einen lumpigen Rollermeister hängen, sondern republikanischer sein, mit allen leben, die da lachen und weinen unter der himmlischen Sonne. . . . Für die unmotivierten Sendungen muß ich mich wehren. Es lag in der Art des Herzogs, plötzlich einen zum Plenipotentiarius zu machen, wirft auch einiges Licht auf Schillers Posa.

1843.

An Keller, Stuttg. 3. Jan. 1843: Gestern . . . erhielt ich durch Schott deinen Shakespeare, wofür ich dir meinen Dank sage. Komme ich, was ohnehin mein Wunsch ist, in Verbindung mit einem kritischen Journal, so will ich ihn daselbst begrüßen, obgleich ich zu den »bürgerlichen« und »heroischen« ꝛc. Schrullen kaum stille schweigen kann. Gestern ist der Kontrakt mit Franckh unterzeichnet worden. Ich bekomme (Futurum) 60 Louisdor dafür; dann darf er 500 Exemplare abdrucken und zahlt für jedes weitere, wohlgemerkt nach dem Verkauf, einen Gulden. Freiexemplare sparsam. Ich bin müd und froh, daß es endlich dran kommt. Der Druck wird sehr hübsch. Heute beginne ich den Epilog zu schreiben. . . . Der Roman heißt jetzt: »Schillers Heimatjahre oder Vor sechzig Jahren«. Der ††† wollte Sch. »Lehrjahre«, die ich ihm aber abdisputiert habe. Sag' es auch Freund Silchern, da ich mit Korrektur, Morgenblatt, Kirchengeschichte ꝛc. ꝛc. in der nächsten Zeit vollauf zu tun habe.

Ueber die von Keller und Rapp besorgte Shakespeare-Uebersetzung siehe gleich weiter. „Kirchengeschichte": sicher die Gfrörers (1843—1846).

An Keller, Stuttg. 10./15. Jan. 1843: Ich kann und werde den Shakespeare unter keiner Bedingung rezensieren. Deine Uebersetzungen (ich habe zwei Akte des Timon hintereinander durchgemacht) lesen sich sehr glatt und angenehm, aber desto schlechter die Rappschen Stücke, und über seinen Desdemona-Wahnsinn muß ich sagen: ich will einen Mann, den ich gehörig zu schätzen weiß, nicht öffentlich maulschellieren. Aerger kann man's nicht treiben, als einem Autor Sachen zu substituiren, wovon er selbst keine Silbe weiß. Das ist nun ein glänzendes Seitenstück zu Tiecks Lady Macbeth. . . . Der Kontrakt ist unterzeichnet; auf Druck und Honorar warte ich täglich. . . . In der Nachschrift hätt' ich dir lieber was gesagt, das angenehm gewesen wäre. Aber da kommt eben ein Brief von Kausler, der mir schreibt, er hätte dir eine Rezension des Shakespeare versprochen, erfahre aber, daß Kühne von der Redaktion abgetreten sei; mit Lewald sei er zerfallen. Weißt du ein anderes Blatt, so tut er's gewiß gerne, da er gegen Rapp vielleicht mild-freundlich ist oder aber weniger Rücksicht zu nehmen braucht. . . . (15. Jan.:) Ich habe noch zugewartet, weil ich mir den Spaß machen wollte, dir einen Revisionsbogen zu schicken. Es wird auf sehr schönes Papier gedruckt und mag wohl hundert Bogen geben. Ich

streiche glorreich im ersten Teil und gehe das ganze Manuskript mit der größten Sorgfalt durch. Aber dies nötigt mich auch, in der Nähe der Druckerei zu bleiben. Franckh hat erstaunliche Hoffnungen mit dem Buche. Das Honorar verspricht er nächste Woche zu bezahlen. Der Titel heißt jetzt in seiner letzten Phase: »Schillers Heimatjahre, Vaterländischer Roman«. Auch bin ich stark am Epilog. Das Büchlein vom Sonnenwirt hab' ich immer noch nicht bekommen. . . . [Zettel:] Verspätet zuerst durch die Revision und am letzten Botentage durch das Schiedsgericht.

Rapp hatte die Marotte, die Dichter in Beziehung auf Lokal, Sprache usw. zu korrigieren. So wollte er den Tell schweizerdeutsch haben, hat bei Shakespeare z. B. aus Ophelia eine Ingeborg gemacht; s. a. später. Was Kurz mit der Desdemona meint, weiß ich nicht.

An Keller, Stuttg. 3. März 1843: Ich sollte die Grimmschen Märchen haben, namentlich mit der Abhandlung. . . . Könntest du mir zugleich den illustrierten Musäus von irgendwoher verschaffen, so solltest du gesegnet sein. Ich meine, ich sollte was Lustiges daraus machen können. Aber womöglich durch Gelegenheit; denn mein Honorar pfeift auf dem letzten Dukaten, und mit den hiesigen Buchhändlern ist nichts zu machen.... Das Märtyrertum hat doch gar viele Branchen. . . . Der zweite Band ist am 24. Bogen, der dritte am vierten, und so können wir die Auferstehung noch in diesem Monat hoffen.... Seckendorff war neulich bei mir.... Er besprach die Theorie des Dramas und konsultierte mich, ob man nicht eins schreiben könne, wo die Person, um die sich alles dreht, gar nicht auf die Bühne komme.

An Keller, Stuttg. 29. März 1843: Ich darf's nicht länger verschieben, dir meinen Dank für die Märchen zu sagen, die meine tägliche Andacht sind. Daß ich dir nicht gleich geschrieben, daran ist ... Franckh schuld, der mir die zwei ersten Teile des Romans von Tag zu Tag versprach und jetzt wieder erklärt, ich bekomme keins, bis das Ganze fertig sei. Der Druck des dritten Bandes hat irgend einem politischen Wisch weichen müssen, und werde höchstens Ende April fertig werden. Es ist mir alles entleidet, und ich gehe jetzt auf ein paar Tage nach Ehningen. . . . Adieu, wir ärgern uns eben langsam zu Tode.

An Kemmler, Stuttg. 14. Juni 1843: Hölderlins Tod erinnert mich, daß ich dir einige Zeilen schuldig bin. So sehr er mich ans Herz getroffen hat, so war ich doch froh über das Ende eines so freudlosen Daseins. Hätt' ich's nicht erst aus dem Merkur erfahren, ich wäre zu der Leiche gekommen. . . . Der Tod scheint so schnell erfolgt zu sein, daß er ihn wohl kaum gefühlt hat. Es ist mir, nicht als ob einer gestorben wäre, sondern als ob ein Geist aufgehört hätte zu wandeln. — Der Schluß deines Briefes hat mich sehr erfreut. Du hast das reinste Bedürfnis unsrer Epoche, das Evangelium der Humanität, ausgesprochen. Wir müssen es dem starren Protestantismus wieder abringen und haben eine Aufgabe vor uns, daß wir keins von den vergangenen Jahrhunderten zu beneiden haben.... Mein Buch laß dir von Keller zu lesen geben, sowie er damit fertig ist. Ich habe noch viel Verdrießlichkeiten damit durchgemacht — aber wer will klagen, wenn er an das Schicksal dieses Verstorbenen denkt?

Hölderlin † 7. Juni 1843.

An Kemmler, Stuttg. 18. Juni 1843: Dein Korrespondenzartikel wird etwa übermorgen gedruckt sein; ich habe noch einiges aus deinem früheren Briefe hineingestoppelt. Schade, daß die Stimmung zu verschieden war, um alles zu geben; vielleicht können wir einmal aus diesen und meinen Weilheimer Papieren was zusammenredigieren. Meinen herzlichen Glückwunsch zu deinem Gedichte, das, einige wenige Unklarheiten in den Uebergängen abgerechnet, den Gegenstand mit allen seinen Beziehungen rein ausspricht und das ich Hauff persönlich überbracht und aufs wärmste empfohlen habe. Er versprach mir, bei Pfizer nach Kräften dafür zu sprechen. Ich habe eine brüderliche Freude an deinem Talent und deinem ernsten Willen, immer unverrückt auf das strenge Gedankenziel zu halten. Es sind über ein Dutzend Gedichte eingegangen, und wenn nicht zum Glück die Zedlitzschen Auszüge liefen, so wärest du jedenfalls zu spät gekommen. Für dein Unternehmen bin ich, was dich betrifft, von Herzen bei der Hand. Die andern kenne ich ja nicht, und wir müssen das besprechen. Es ließe sich was Hübsches machen, wenn die Leute darnach sind: Geschichten, lauter Geschichten: der eine ein Stück aus seiner eigenen, der andere aus der Chronik seiner Stadt, aus der Heimat und so immer höher hinauf. . . . Hauff ist so für dich gestimmt, daß du wohl darauf denken darfst, dem Morgenblatt zu Hof zu reiten. Es ist mir wieselewohl, daß mein Kredit endlich wieder einmal so weit ist, um mich für einen Freund verwenden zu können.

An Keller, Stuttg. 23. Juni 1843: Die Lesung eures Shakespeare muß ich leider wieder hinausschieben, da mir jetzt die Rezension der Kirchengeschichte auf den Hals rückt. . . . Ich bin fast immer auf der Bibliothek; ich habe eine prächtige Chronik von Hall entdeckt, die auf die Zeiten des Städte- und Bauernkrieges viel Licht wirft.

Die Stuttgarter Bibliothek besitzt mehrere handschriftliche Chroniken von Hall; vgl. „Württembergische Geschichtsquellen", Band 1 und 6.

An Keller, Stuttg. 4. Juli 1843: Es freut mich sehr, so viel günstiges von dir über mein Buch zu hören. Im allgemeinen weiß ich noch wenig von seinem Schicksal. Wie ist es denn mit diesen Jahrbüchern? Wer hat hauptsächlich Einfluß? Ich täte gern eine Rezension von Gfrörers Kirchengeschichte schreiben. Kannst du mir nicht Nachricht geben, ohne dich ausdrücklich auf Kundschaft zu legen? Mit dem Marryat gehts vorerst nicht weiter. Meine Marbacher Reise habe ich im Morgenblatt beschrieben. . . . Nächste Woche gehe ich nach Vaihingen, um einen Verbrecher zu verhören, nämlich den Sonnenwirt, dessen Akten sich endlich gefunden haben.

Von den Werken des Cap. Marryat hat C. Krabbe 1843 eine Uebersetzung veranstaltet, an der Kurz Anteil hatte. „Marbach a. N.", Morgenblatt 1843, Nr. 153—157.

An Keller, Juli 1843: Hier ist ein Vorläufer, dem ich bald die Hauptprozession nachsenden zu können wünsche. Am Samstag hab ich die letzten Bogen des Romans korrigiert, am Sonntag in Vaihingen an der Enz Kinderlehre gehalten und zugleich mit Franckh einen Zivil- und Kriminalprozeß kontrahiert. Deshalb wird es nun auch mit den Freiexemplaren nicht ohne Schikanen abgehen. Morgens diktiere ich von 6 bis 12 Uhr

einen Druckbogen vom Marryat; abends tue ich, was mir die bewegliche Menschheit noch verstattet; denn es geht sehr lebhaft zu. ... Nicht wahr, ich mahle nicht leer?

An Keller, Stuttg. 22. (23.) Sept. 1843: Was wirst du sagen, wenn ich dir melde, daß ich heute ... ein mächtiges Opus anfange, und zwar die Uebersetzung von Tristan und Isolde? Es kommt mir schwerer vor als irgend etwas aus einer fremden Sprache und soll den ganzen Herbst und Winter bis Ostern einnehmen. Hast du als Meister vom Stuhle irgend etwas dabei zu erinnern, so tue es bald, dein Rat wird mir von großem Werte sein. Glaubst du, die Gelehrten würden mich steinigen, wenn ich den gespitzten, spitzfindigen Prolog weglasse, da der Dieterich, dem die Anfangsbuchstaben gelten, doch unbekannt ist? Dagegen müßte ich mit der letzten Strophe (Vers 41) beginnen, da das T in Zeile 41 und das J in 45 offenbar, was Hagen nicht geschmeckt hat, Tristan und Isolt bedeutet. ... Wenn ich ein paar Blätter fertig habe, so will ich dirs schicken und dein Urteil über den Ton hören. Gottfried ist so altertümlich modern, daß man verzweifeln möchte. ... Kemmler wünscht das Nibelungenlied zu übersetzen; könntest du ihm keinen Verleger verschaffen? Hier will keiner mehr dran, und doch ist es jetzt so im Schwung, daß du vielleicht unter deinen mittelhochteutschen Buchhändlern einen fändest. Wenn übrigens Follen so fortfährt, wie er angefangen hat, so halt' ich jede weitere Bemühung für überflüssig. — Der Tristan ist doch noch nie übersetzt; nicht? ... Der Sonnenwirt gibt eine rein historische Arbeit. Ein Brief von ihm steht Herrn Mohl für seine Kuriosa zu Diensten.

„Follen": Das Nibelungenlied im Ton unserer Volkslieder. 1. Teil: Siegfrieds Tod. 1843.

An Kausler, Stuttg. 26. Sept. 1843: Ich danke für den artigen Stoff, den ich bei Gelegenheit benützen werde. Die Form ist freilich kläglich. Nicht nur Auerbachs Dorfgeschichten sind angezeigt, sondern er selbst ist da, aber auch nicht einmal eine Halluzination habe ich von ihm gehabt. Reinbeck erzählte mir gestern, daß er vor etwa drei Wochen in Vaihingen a. d. E. im wilden Mann mit ihm gespeist habe; A. habe ihn als alten Lehrer angeredet und sei auf der Reise in die Heimat begriffen gewesen. Da lassen sich viele Konjekturen machen. ... Hier weiß auch niemand von ihm. Ist er Rabbiner geworden? Es scheint wenigstens, daß er nach Nordstetten gegangen sei. — Du tätest mir einen großen Gefallen, wenn du mir in baldiger Bälde Immermanns Tristan schicktest. Ich werde bis Ostern bei Becher eine Uebersetzung des Gottfried von Straßburg herausgeben und möchte die Vergleichung zur Hand haben. Die Arbeit ist beneidenswert, es hat mich noch keine so gefreut; aber sie ist auch mühseliger als irgend eine andere. Byron ist Kinderspiel dagegen.

An Keller, Stuttg. November 1843: An Atala und Geist des Christentums wird zugleich gedruckt. Ich gehe auf ein paar Tage nach Weilheim, freilich mit Arbeit. Becher erinnert sich, in einem südfranzösischen Bade „Pyrenäenmärchen" gelesen zu haben, die er nicht mehr nennen kann. Du weißt wohl die Spur anzugeben? Bis ich an die Fortsetzung des Tristan komme, bedarf ich der Quellen rc. rc. sehr. ... In den Julius Cäsar hab'

ich neulich bei Gelegenheit der Aufführung Blicke getan. Er liest sich gut. Liszt hab' ich noch nicht gehört. Wenn du Kemmler siehst, so bitte ich ihm zu sagen, ich hätte bis jetzt unmöglich Zeit gehabt, seine Sendung zu lesen. Heideloff ist mit dem Klavierheros hier.

Kurz' Uebersetzung Chateaubriands erschien „1844—1846". J. Cäsar war in St. am 27. Okt. und 1. Nov. 1843 gegeben worden; in der Keller-Rappischen Uebertragung ist er von Keller. Liszt spielte in Stuttgart am 7., 14., 21. November 1843. Etwa aus dieser Zeit mag folgender Brief an Kemmler sein:

Wie es beim Morgenblatt gehen wird, darüber kann ich dir nichts als meine treuliche Verwendung versprechen; denn die J. G. Cottaschen Journale werden bekanntlich von der Dreieinigkeit redigiert, und die wohnet in einem Lichte, worein kein sterblich Auge zu schauen vermag. Kennst du die longobardischen Geschichten des Paul Diaconus? Sie sind wie Livius, aber viel hübscher, aus lauter alten Lieder zusammengesetzt. Frage Keller, ob sie noch nicht bearbeitet seien. Es gäbe, ohne alle Mühe, gar ein hübsches Büchlein für die Jugend. Ich habe bei Becher deshalb für dich intriguiert und er scheint geneigt dazu. . . . Wähle ein recht hübsches Stück aus, bearbeite es (vielleicht tut's die bloße Uebersetzung) und schick mir's. Der Tristan martert mich zu Tode. Laß die Hand vom Altteutschen, das der schwierigste Uebersetzungsstoff ist, den ich jemals vorgehabt habe.

An Keller, 23. Dez. 1843: Von den beikommenden zwei Blättern bitte ich eines an Silcher zu befördern, das andere neben deinem Thermometer aufzuhängen, als einen Freund, der an deinem Ergehen, euren Leiden und Freuden immer den herzlichsten Anteil nimmt. Ich danke dir für deine Sendung, und es ist mir tröstlich, daß wir gegenwärtig so im Wetteifer sind, die Lücken dieses Lebens durch Hervorbringungen, die weniger dem Schein unterworfen sind, auszufüllen. Aber du beschämst mich, der ich in den Shakespeare nur von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick werfen kann und auch diesen wieder büßen muß. Ich bin sehr begierig auf deine Rezension und würde dir's verdanken, wenn du mir einen Abdruck verschaffen könntest. . . . Stuttgart kann ich mit dem Tristan nicht verlassen, wegen der Presse. Du wirst dieser Tage die zweite Lieferung erhalten, die soeben im Manuskript fertig geworden ist. Ich muß heute noch drei Korrekturen besorgen, und die letzte nach den Feiertagen. Morgen früh geh ich zu Fuß nach Weilheim, eine Erfrischung, der ich sehr bedürftig bin, denn dieser letzten Tage Qual war groß.

1844.

An Keller, Stuttg. 3. Jan. 1844: Wenn ihr den Engelbach für einige Zeit in Tübingen haben wollt, so müßt ihr euch (und Karl Mayer sollte auch mithelfen) hinter Uhland stecken. E. will uns in sehr kurzer Zeit verlassen: ihn erwartet manches in München und dann auch in Berlin. Nur die Aussicht, Uhland lithographieren zu dürfen, würde ihn zu längerem Bleiben bestimmen. Ich sollte doch denken, so zäh unser Dichtermeister in manchen Dingen ist, so sollte er doch diesmal zu bestimmen sein, wenn man ihm vorstellt: es sei ihm vielleicht von Anfang an gleichgültig gewesen, ob Bilder von ihm existieren oder nicht, jetzt aber, wo es nichts als Karika-

turen von ihm gebe, könne er einen Künstler nicht gleichgültig vorübergehen lassen, der eine so ungemeine Gabe habe zu treffen. E. hat sich an Lindpaintner (dem schwersten Gesicht in Europa) besonders verherrlicht. Auch Menzel, der freilich leicht ist, ist erstaunlich gut getroffen. Man muß bedenken, daß so eine Gelegenheit nicht so leicht wieder kommt. Ist er einmal in Tübingen, um Uhland zu zeichnen, so könnt ihr ihn festhalten, so lang ihr wollt, und dann verlohnt es sich für ihn auch der Kosten, um seine Münchner Arbeit kommen zu lassen. . . . Die Geschichte mit A. Seeger ist nicht nur wahr, sondern hat mir auch den ersten Eid in meinem Leben ausgepreßt: ich mußte als Entlastungszeuge für ihn auftreten. Man scheint die Dummheit jetzt einzusehen und die Sache ging schlafen. Die Sachen von Wolf wären mir ja wohl erwünscht, aber ein armer Teufel wie ich findet ja keine Zeit zum Lesen. So beneide ich dich auch um die Briefe der Prinzessin von Orleans, in denen ich nur naschen konnte. Nächste Woche erhältst du Nr. 2 von Tristan. . . . Ich hoffe, dir meine nächsten Plane bald einmal mündlich mitteilen zu können. Wenn Silcher in der Beethovenschen Angelegenheit pressiert, so will ich endlich auch dran gehen.

An Keller, Stuttg. 28. Jan. 1844: Durch einen Irrtum in der Papierbestellung ist eine solche Pause eingetreten, daß ich inzwischen mit der Arbeit vorgerückt bin und ein Heft von zwölf Bogen ausgeben lassen kann. ... Mich macht dieser nasse Winter nachgerade etwas hypochondrisch. Ich werde täglich bleierner um Brust und Magen herum. Engelbach ist nach Augsburg . . . und wird auf den Sommer von München wieder hieher kommen. Kölle ist ihm am besten gelungen. . . . Hieltest du es nicht für möglich, von Uhland das Manuskript der Sagengeschichte auf einige Zeit herauszukriegen, um es einigen Freunden wie Schott, Pfeiffer rc. vorzulesen, unter Versprechen der größten Diskretion? Es ist lustig, wie wir immer geheime Anschläge auf ihn haben.

Engelbach, beliebter Lithograph. Adolf Seeger (1815—1865), Ludwigs jüngerer Bruder, war in der Schweiz gewesen und wurde 1843 wegen der Weidlingischen Umtriebe gerichtlich vernommen. Niederländische Sagen, gesammelt von Joh. Wilh. Wolf, 1843. Briefe der Elisabeth Charlotte, herausgegeben von W. Menzel, 1843.

An Kemmler, Stuttg. 28. Jan. 1844: Nur mit ein paar Worten will ich die hercynische Geschichte begleiten, womit du jetzt meinem Vetter einen Basiliskenspiegel vorhalten kannst. Ich habe ihn dringend eingeladen, hieher zu kommen, und ich wünschte, daß du ihn darin bestärktest, da ich jetzt eher reden als schreiben kann. . . . Das Gedicht hat . . . eine gewisse Verwandtschaft mit meinen eignen Gedichten, die übrigens auch nichts weniger als lyrisch sind, sondern einen noch unentwickelten philosophisch-kritisch-historisch-novellistischen Instinkt verraten. Welche Sprache wir nun reden mögen, die Hauptsache ist, daß wir im Geist heimisch werden, und da habe ich das beste Vertrauen zu dir. Auch wirft man oft eine Liebe weg, um sie nach weiteren Geisteswanderungen wieder zu finden.

„Hercynische Geschichte", vielleicht = „Ein Gang über den Schwarzwald", Morgenbl. 1843, Nr. 175—179, 186—190, 206—209.

An Keller, Stuttg. 13. Febr. 1844: Herzlichen Dank für deine

Treuen-Eckarts-Worte; aber einem, der von seiner Gesundheit eine größere Meinung hat als der Papst von seiner Infallibilität, ist weder zu raten noch zu helfen. Ein paar trockene Tage haben mich wieder auf die Beine gebracht; dafür sind bei dem spätern Aprilwetter die Aktien wieder gesunken. Doch schlage ich mich durch und übersetze täglich acht Seiten Tristan, so daß ich am Schalttag den 19552sten Vers abzustoßen hoffe. Dann könnte es gar wohl sein, daß wir uns sähen; denn ich will dann meinen Gürtel schnallen und peripatetisch den Schluß des Gedichts zuwege bringen. Ob ich aber nicht besser tue, dabei tabula rasa zu machen, d. h. weder bekannte Menschen noch Gegenden aufzusuchen, weiß ich freilich noch nicht ganz. — Ich habe nach Tristanden allerlei vor, was ich bald ausführlich mit dir besprechen, bald ganz still mit mir herumtragen möchte. Es scheint aber, daß die alten Sagen mich festhalten werden. Bei Gelegenheit möcht' ich dich wohl bitten, mir einen Blick in das Buch des niederländischen Wolf zu gestatten; vielleicht am besten auf deinem Sofa. In den Osterferien hoffe ich mein Buch ganz fertig zu haben und freue mich auf ungestörtes Zusammensein mit dir. . . . Laß mich nun — du wirst lachen — deine Ermahnungen erwidern: arbeite stehend und laß dich vom täglichen Genuß der frischen Luft durch keinerlei Art von Witterung abhalten.

An Keller, 15. (oder 22.) Febr. 1844: Ich bin an Vers 16736 und habe also, wenn ich am Schalttage fertig sein will, noch ordentlich zu zappeln. Hier wieder ein paar Brocken. Ich hatte den Einfall, Chateaubriand ein Exemplar zu schicken, als Demonstration gegen die Fletrissure, aber der Schluß der Vorrede wirds verbieten.

An Keller, 8. März 1844: Nun bete für mich, denn ich bin eben dran, ins Examen zu gehen: ich habe die Uebersetzung fertig und will alle Segel aufspannen, um meinen Schluß auch bis Ostern (7. April) hinauszubringen.

An Keller, Stuttg. 13. März 1844: Mein Herz hat an nichts württembergisches gedacht, sondern lediglich an die große Prüfung, bei der ich Meister Gottfrieden zum Examinator haben soll, nämlich an den Schluß der Märe, den ich nun auch mit Furcht und Zittern nec non mit großer Freudigkeit begonnen habe. Ich kann kaum glauben, daß ich mich so undeutlich ausgedrückt haben soll; freilich ist mein Herze groezer danne Septimunt und mein Kopf ein Tummelplatz, worin sich Plane für drei Menschenleben jagen. Das eine Mal bin ich mit der Gudrun an der Nordsee, das andre Mal begnüge ich mich, dem Kommandanten von Hohentwiel seine Kanonen zu laden. In der Tat, Wiederhold würde mir eine liebe Beschäftigung für diesen Sommer sein, wenn nur die Quellen über ihn nicht gar zu spärlich flössen.

An Kemmler, Stuttg. 14. Mai 1844: Die Hölderlins-Besingungen, die ich soeben im Morgenblatt las, haben mich wieder an dein Gedicht erinnert. Ich will sehen, ob ich's nicht in den Musenalmanach bringen kann. Schick mir's bald. . . . Morgen gedenke ich mit dem Tristan fertig zu werden. Das war ein Ernst; glücklicherweise konnte ich meinen Schluß großenteils im Freien schreiben.

An Keller, 16. Mai 1844: Ich hoffe den Tristan heute noch fertig zu bringen. . . . Morgen schreibe ich die Vorrede. . . . Mein Schluß

gibt zirka sechs Bogen und wird im Volumen gerade die Hälfte des Immermannschen Fragments betragen. ... Jetzt, da es zu spät ist, schleckt Cotta die Finger nach dem Roller; er scheint einen Meßwind in die Segel bekommen zu haben. Pfui das kombabische Geschlecht!

Mit einem Brief vom 2. Juni sandte Kurz an Keller die dritte Lieferung des Tristan samt einem kompletten Exemplar für Uhland.

An Keller, Stuttg. 7.—11. Aug. 1844: Endlich sitze ich, nachdem ich noch letzten Sonntag meines Bruders Hochzeitstag in Boll gefeiert, wieder hier und kann nicht bergen, daß ich herzlich froh darüber bin. Gott mag nun weiter helfen. Inzwischen hab' ich den Sonnenwirt aus dem grünen Täschchen, daß er auf der ganzen Reise nicht verließ, gezogen und will ihn zunächst zu Ende schreiben, obgleich ich noch nicht weiß, wohin damit. Von Auerbach traf ich einen Brief vom 20. Juni mit dem bewußten Antrag, habe auch gleich geantwortet; er soll, wie ich heut' hörte, noch in Baden sein. Nach Karlsruhe hab' ich aber gar keine Lust zu gehen.... Vom Roller sind 400 Exemplare gegangen. ... Den Prozeß habe ich zu sistieren gebeten. ... Der Tristan hat bis jetzt nicht gezogen. Ich komme mir doch oft vor, wie ein recht unnützer Taugenichts. Gleichwohl bitte ich dich, mir die niederländischen Sagen durch Buchhändlergelegenheit zukommen zu lassen; denn so lange ich nicht umzubringen bin, will ich auch in frischer Luft was schaffen.... Hierorts ist nichts von Wichtigkeit zu melden; es ist nun eben doch einmal eine Heimat für mich und ich habe auf der ganzen Reise nirgends eine bessere gefunden. (11. Aug.:) Und nun, nachdem ich zu dieser Ueberzeugung gekommen war, muß ich heraus. Vorgestern Abend kam Antwort von Auerbach und gestern Abend ging mein Ultimatum ab. Es sei noch Zeit, schreibt er, eine Redaktion von Stuttgart aus aber ganz untunlich. Da ich nun dreißig Jahre auf dem Rücken habe und zu einem distressed poet keiner weitern Studien bedarf, so habe ich mich entschlossen, zu gehen. Karlsruhe wird mein Untergang sein, aber vielleicht macht mir die Eisenbahn den Aufenthalt in Heidelberg möglich. Dort finde ich doch wissenschaftliche Interessen, die Bibliothek und Gervinus, der mir wohlwill. Ohne Zweifel werde ich in den nächsten Tagen nach Baden und Karlsruhe gehen, um abzuschließen; ich warte nur noch auf einen Brief von Auerbach.

An Keller, Stuttg. 12. Sept. 1844: Gegenwärtiges soll bloß anfragen, ob du und Rapp nicht zum Volksfest kommen werdet. Da ich ein Bändchen Reden von Bruder David und am Ende gar auch die Bändchen von Chateaubriand noch fertig machen soll und spätestens am 1. Oktober in Karlsruhe zu sein versprochen habe, so wird mir das Briefschreiben blutsauer. ... Für heute nur so viel, daß ich gefaßt und mit der Wendung meines Schicksals zufrieden bin. ... Die niederländischen Sagen, in denen ich übrigens häufig lese, werde ich vor meiner Abreise noch zurückgeben.

Das Cannstatter Volksfest fällt auf die Tage vom 26. September an. Jedenfalls vor dem 29. Dez. muß Kurz nach Karlsruhe gekommen sein; an diesem Tage dankt ihm Hauff für einen „Brief und Beitrag", offenbar die Novelle „Die blasse Apollonia."

Hohenlohe.

Von Gustav Keyßner in Stuttgart.

Ein paar Wochen sind nun ins Land gegangen seit der Veröffentlichung der Hohenlohe'schen Memoiren [1]), und die Aufregung, die das Werk in den ersten Tagen nach seinem Erscheinen hervorgerufen, hat sich gelegt, die „Hohenlohe-Sensation" andern Sensationen Platz gemacht. Den Denkwürdigkeiten des dritten Reichskanzlers aber hat sich unterdes ernstere Wißbegier und besonnene Betrachtung mit größerer Ruhe zuwenden können und in den zwei Bänden, von deren tausend Seiten eine gewisse lärmgierige Publizistik ungefähr die letzten hundert mit heißem Bemühn exzerpiert und mit scheinheiliger Entrüstung nachgedruckt, ein geschichtliches Quellenwerk von vielseitigstem Reichtum und dauerndem Wert erkannt. Diese Erkenntnis ist nicht zuletzt der Beurteilung der beiden Männer, die für die Herausgabe der Memoiren die Verantwortung tragen, zugute gekommen; der Vorwurf der Indiskretion oder der Pietätlosigkeit, der gegen den Prinzen Alexander Hohenlohe und Dr. Curtius anfangs so stürmisch erhoben wurde, muß immer ungerechtfertigter erscheinen, je klarer man sieht, wie die Stellen, die als anstößig beklagt und mit besonderem Behagen in den Tagesblättern verbreitet und gelesen wurden, in dem Ganzen des Werkes zurücktreten, und je mehr man bei ruhigem Blut sich daran erinnert, daß die meisten dieser „Enthüllungen" nur Dinge enthalten, die teils direkt schon lange bekannt oder doch sehr bestimmt vermutet waren, teils nach allem, was aus der Geschichte der letzten sechzehn Jahre heute schon publici juris ist, eigentlich keinen denkenden Menschen überraschen konnten. Freilich, daß Bekanntes wie neu, manch kleiner Zug mit der Stärke einer blitzartigen Aufhellung wirkte, das hing doch auch — von den äußeren Umständen abgesehen, die der ganzen Sache erst das Gepräge der Sensation gaben — mit einer der wesentlichsten und wertvollsten Eigenschaften dieser Publikation zusammen: mit ihrer vollkommenen Authentizität. Authentizität natürlich nicht in dem Sinn, daß, wenn Hohenlohe etwa aufzeichnete: „X. sagte mir das und das," nun die Aeußerung von X. absolute Wahrheit enthalten müßte, sondern so, daß man absolut sicher sein kann: X. hat wörtlich das dem Fürsten gesagt, was dieser aufzeichnete. Durch diese Zuverlässigkeit mag manches haltlose Tagesgerede, manche flüchtig und ohne Nachwirkung vorübergegangene Stimmung festgehalten worden sein, aber es überwiegt

[1]) Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Im Auftrage des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst herausgegeben von Friedrich Curtius. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

bei weitem — mindestens in der vom Herausgeber getroffenen Auswahl — menschlich Interessantes und historisch Aufschlußreiches. Was zum Beispiel Hohenlohe auf dem Weg intimer Konversation und klugen Horchens über den letzten Ursprung der in ihrer Entstehung so rätselhaften Kriegsgerüchte von 1875, die leicht zu einer Katastrophe hätten führen können, erfahren hat, klingt sehr wahrscheinlich, wahrscheinlicher als — in diesem Fall — Bismarcks Argwohn, der eine von vornherein planvoll geführte Intrige vermutete. Auch wo er mit weniger Kritik das Vernommene aufzeichnet, wirken diese Aufzeichnungen oft als wertvolles Material: so wird es, um noch ein konkretes Beispiel anzuführen, dem aufmerksamen Leser ganz klar, daß es ein Hauptmittel der antibismarckschen Hofclique zwischen 1888 und 1890 war, Bismarck, den Schöpfer des deutsch-österreichischen Bündnisses, zu verdächtigen, er plane, Oesterreich-Ungarn verräterisch im Stich zu lassen, und ebenso klar, daß diese perfide Verleumdung, der leider selbst der Großherzog von Baden und der Kaiser Glauben schenkten, alles und jedes tatsächlichen Grundes entbehrte.

Darüber kann kein Zweifel sein: eine solche Unmittelbarkeit der Mitteilung und Ueberlieferung würden die Hohenlohe'schen Memoiren nicht besitzen, wenn der Fürst selbst noch zur Bearbeitung des Materials gekommen wäre; das liegt in der Natur der Sache. Die rückblickende Betrachtung schaltet unwillkürlich vieles aus, muß, schon nach dem Gesetz der Perspektive, auch solche Dinge oft in den Hintergrund schieben, die im einzelnen betrachten zu können reizvoll und wichtig ist. Wir müssen dem Herausgeber Dank wissen, daß er in echter Pietät darauf verzichtete, an Stelle des Selbstbildnisses, das Hohenlohe selbst nicht mehr schaffen konnte, ein Porträt von fremder Hand zu geben, und vielmehr das autobiographische Material, das schon gesammelt vorlag, nur sichtete, auswählte, durch seine eignen sachlichen Erläuterungen, wie durch Mitteilungen von seiten derer, die dem Fürsten im Leben am nächsten gestanden, ergänzte und gestaltete, so daß nun doch das Bild Chlodwig Hohenlohes, seines Wesens und Lebens, „peint par lui-même" vor uns steht.

Freilich: wie über Dr. Curtius und Prinz Alexander, denen wir dies Bild verdanken, so ist auch über den Mann selbst, den es darstellt, in jenen Tagen der Aufregung viel Schlimmes und Hartes gesagt worden. Nicht bloß von Leuten, die sich mit „enthüllt" fühlten, sondern auch, aus selbstloseren Empfindungen heraus, von manchen echten Patrioten, von solchen, die dem Andenken des ersten und größten Kanzlers Verehrung, Treue und Dankbarkeit bis heute gewahrt haben. Sie können dem Fürsten Chlodwig, den man bisher für einen der festesten Anhänger Bismarcks gehalten hatte, nicht verzeihen, wie kühl bis ans Herz hinan er dem Sturz des Titanen zugesehen, wie er sich in der dann anbrechenden Aera der Mittelmäßigkeit leidlich wohl gefühlt hat. Sympathisch berührt dieser Zug gewiß nicht; begreiflich ist er. Hohenlohe war 1890 schon ein alter Mann, das leidenschaftlos-skeptische Element in seiner Natur hatte sicher mit dem Alter zugenommen; und in der letzten Zeit war er als Statthalter der Reichslande mit dem Kanzler über Maßregeln, wie den Paßzwang, in einen inneren Gegensatz gekommen, dessen Konsequenzen zu ziehen er damals

leider nicht mehr die Energie fand. Begreiflich also, wenn auch nicht eben erfreulich, daß auch er in den Märztagen 1890 ein wenig zu den Aufatmenden gehörte. Jedoch die überragende Größe des Gestürzten, das Mittelmaß und Untermittelmaß derer, die ihn leichten Herzens ersetzen zu können glaubten, hat er auch damals richtig eingeschätzt, ob er auch leider allzuoft in jenen Jahren die Klatschereien über Bismarck, wie sie ihm zugetragen wurden, gläubig hinnahm.

Wenn nun aber sein Verhalten dem entlassenen und geächteten Bismarck gegenüber der aktiven Größe entbehrte, so ist offen zu sagen, daß diese dem Wesen Chlodwig Hohenlohes überhaupt fehlte. Er war keine heroische und geniale Natur, das hat er selbst gewußt; und die Verwalter seines literarischen Nachlasses haben recht daran getan, sein Bild nicht so zu arrangieren und zu retuschieren, daß die Grenzen und Menschlichkeiten seiner Eigenart beschönigt und verdeckt wurden. Nur volkstümlich naives, aber ungerechtes Empfinden kann Hohenlohe an Bismarck messen, weil er sich an den Platz stellen ließ, wo der Unersetzliche gestanden. Jedes Menschenleben hat ein tragisches Moment: vielleicht ist dies die Tragik in Hohenlohes Leben, daß er als Fünfundsiebzigjähriger noch die Bürde eines Amtes übernahm, die er zehn oder fünfzehn Jahre früher, wenn Bismarck damals durch Tod oder Krankheit abgerufen worden wäre, wohl mit aufrechter Würde und zu ruhigen Erfolgen hätte tragen können, die aber nun, da sie auf seine gebeugten Schultern geladen wurde, doppelt schwer war durch den Ruhm dessen, der ihr erster Träger gewesen, und durch den Fluch, den der Sturz dieses ihres ersten Trägers ihr angeheftet. Aber der Ungerechtigkeit, die darin liegt, den dritten Kanzler mit dem ersten zu vergleichen, wird gerade durch dies Buch, das anfangs zu solchem Vergleich erst recht anzuspornen schien, gesteuert werden. Denn aus ihm lernen wir Chlodwig Hohenlohe als vielseitig gebildeten, klugen, überwiegend sympathischen Menschen kennen und als einen echt deutsch gesinnten Politiker, der nie Parteimann, immer Patriot war.

Es ist auch ein Vorzug des Buches, der mit dessen oben angedeuteter Entstehungsart zusammenhängt, daß es uns so intime Einblicke in die inneren Erlebnisse, das seelische Reifen, die religiös-sittliche Weltanschauung und die ästhetische Bildung des Fürsten gewährt. Wir werden Zeugen einer glücklichen Kindes- und Jünglingszeit, der von manchen inneren Kämpfen bewegten ersten Mannesjahre, eines reichgesegneten Familienlebens an der Seite einer bedeutenden und energischen Frau, die offenbar nicht wenig dazu beigetragen hat, in ihrem Manne die Freude an weitgreifender politischer Betätigung wachzuhalten, endlich des hohen Alters, auf das der Tod so mancher Nahestehenden, besonders der Lebensgefährtin, und die Ahnung des eigenen Endes einen tiefen Schatten schwermütiger Resignation werfen.

Erziehung und angeborene Charakteranlage haben von früh an ihn, den Sohn eines armen, erst später durch beträchtliche Erbschaft zu größerem Wohlstand gelangten „Mediatisierten“, dazu geleitet, seine Existenz nicht auf ein beschauliches standesherrliches Familienleben zu beschränken. Ihm graute vor dem „Schmutz einer mediatisierten Langweile“ (1847), und er dachte

skeptisch von der „bloßen Erfüllung eines aristokratischen Lebensberufes," der allzu leicht „in Zersplitterung und mit Sortierung von goldenen Dosen und Weihnachtsgeschenken" enden könne (1860). „Da setzt sich so ein Reichsfürst in sein Schloß, verheiratet sich, geht auf die Jagd, unterschreibt Dekrete und denkt wunder, was er für ein Held sei, und dabei fühlt er, wenn er noch so glücklich in seiner Ehe ist, eine gewisse innere Unzufriedenheit, die er sich nicht erklären kann und die ihm seine Tage verbittert, und das ist der Mangel eines bestimmten Zieles, der Mangel an tätiger Teilnahme an den höheren Interessen der Menschheit, kurz die Stimme des Gewissens ..." (1846). — Zwanzig Jahre lang mußte, abgesehen von der kurzen Episode seiner „Reichsgesandtschaft", die ihn 1848/49 nach Griechenland und an den päpstlichen Hof führte, die Beteiligung an den Verhandlungen der bayrischen Reichsratskammer, der er seit der Uebernahme von Schillingsfürst (1846) angehörte, seinem Drange nach politischer Tätigkeit genügen. So gern er ein höheres Staatsamt bekleidet hätte, so hat er es doch immer verschmäht, durch Verschweigen oder nachgiebige Korrektur seiner deutschen Ueberzeugungen seine Qualifikation zum bayrischen Staatsdiener zu verbessern.

In seiner Auffassung der deutschen Frage gibt sich Fürst Hohenlohe von Anfang an als Kleindeutscher zu erkennen. Seine Erfahrungen in Frankfurt 1848 und im Dienste des „Reichsministeriums" hatten es ihm greifbar deutlich gemacht, daß nur eine starke Zentralgewalt den deutschen Staatenbund zu einem aktionsfähigen, achtunggebietenden Organismus gestalten könne. Auch darüber war er sich von vornherein klar, daß diesem Zweck die Einzelstaaten mehr oder minder beträchtliche Opfer bringen müßten: „Es ist schwer, ja fast unmöglich, den Wunsch nach nationaler Einigung zu erfüllen und zu der gleichen Zeit die ganze Selbständigkeit eines einzelnen Staates aufrecht zu erhalten" (Rede in der Reichsratskammer, 12. November 1849). Er sah aber nicht allein die staatliche Wohlfahrt, sondern auch die nationale Ehre unter den Zuständen nach 1848 immer schwerer leiden, und echte Beredsamkeit des Herzens klingt aus den Worten eines Zeitungsartikels, der sich gegen die Thronrede des Königs Wilhelm I. von Württemberg wendet, die gegen die deutschen Einheitsbestrebungen Rücksichten aufs Ausland ins Feld führte: „So weit sind wir also gekommen, daß man die politische Schamhaftigkeit in einem deutschen Königreiche ganz ablegt und vor den Augen von ganz Europa gesteht, daß wir es nicht mehr wagen, uns eine Verfassung zu geben wie sie unsern Bedürfnissen entspricht, sondern daß die letzte Stimme den Mächten zusteht, die die Verträge garantiert haben! So weit ist es also gekommen, daß man diese Geständnisse einer demokratischen Versammlung ohne Scheu macht und machen kann! Wahrlich, man hätte besser getan, in der Thronrede vom »alten Recht« zu schweigen, wenn man die alte Ehre so ganz und gar verleugnet." (1850.) — Und denen gegenüber, die da meinten, die Deutschen sollten durch kulturelle internationale Arbeit ersetzen, was ihnen an nationaler Macht und Ehre abgehe, sagte er in einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1862: „Wir glauben, daß das deutsche Volk noch nicht so tief gesunken ist, um sich mit dem Bewußtsein, ein Kulturvolk zu heißen, über seine politische Machtlosigkeit zu trösten."

Unnötig, es besonders auszusprechen, daß ein Kleindeutscher, der solche Meinungen in solchen Worten niederlegte, zu gleicher Zeit ein Liberaler war. Aber Liberaler nicht im Sinne einer engen und einschränkenden Parteizugehörigkeit war Fürst Chlodwig. Sein Liberalismus beruhte in der klaren Einsicht, daß Reaktion und Partikularismus verschwisterte Mächte waren, daß der Polizeistaat ein Unding ist in Zeiten allgemeiner Schulbildung und fortschreitender geistiger Aufklärung, daß ein Volk, das, wenn auch oft unklar über die Wege und die letzten Ziele, so ehrlich und leidenschaftlich nach nationaler Einigung strebte, wie das deutsche, dafür die Freiheit, die Mündigsprechung verdiente und nur im Besitz dieser Güter auf die Dauer für große staatliche Ideen reif und würdig werden konnte. „Die freie Presse ist eine Notwendigkeit, der Fortschritt ist eine innere Bedingung der Existenz der Staaten," sagt er in einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1847, die lebhaft für die „Mündigkeit des Volks" eintritt und in der sich u. a. auch folgende, auch heute noch (und heute wieder!) lesens- und beherzigenswerte Worte über die Mission Preußens finden: „Wenn und solange Preußen den Protestantismus in der weitesten Bedeutung, nämlich die freie Entwickelung des menschlichen Geistes innerhalb der gesetzlichen Sphäre beschützte und als das Motto seiner Handlungen die Wahrheit festhielt, daß eine Regierung dem Geist der Zeit voranschreiten und zuvorkommen müsse, so lange war Preußen an der Spitze des deutschen Volkes, geachtet und gefürchtet von seinen Feinden. Wenn und sobald aber die preußische Regierung ihre Stellung verkannte, so versank sie in das Labyrinth der Inkonsequenz, die jeden Staat an den Rand des Verderbens bringt. In einem solchen Abgrund lag Preußen 1806."

Der Gesinnung, die sich in diesen Worten so klar ausspricht, ist er sein Leben lang treu geblieben. Mit einer sicheren Empfindung, die wir manchen unsrer heutigen Politiker wünschen möchten, hat er in den zwanzig Jahren seiner Reichsratstätigkeit immer erkannt, wann die Treue gegen die eigne Ueberzeugung, die sittliche Verpflichtung gegen das als wahr erkannte Prinzip es erforderte, mit offenem Wort seine Anschauungen zu bekennen und auszusprechen. So trat er als Referent lebhaft und beredt für einen Gesetzentwurf ein, der die Emanzipation der Juden vollendete; so forderte er energisch das Einschreiten des Bundestages in der kurhessischen Verfassungsfrage und bekämpfte die Anschauung, daß diese Angelegenheit außerhalb der Kompetenz der bayrischen Volksvertretung liege; so befürwortete er im August 1866 in eindrucksvoller Rede den Antrag der Kammer der Abgeordneten, der einen engen Anschluß Bayerns an Preußen verlangte.

Es ist leicht einzusehen, daß in Bayern vor der Katastrophe von 1866 für einen Mann von solch rückhaltlos deutschen und liberalen Anschauungen und Zielen kein Platz in den höheren Staatsämtern war. Der Wunsch Hohenlohes, im diplomatischen Dienst verwendet zu werden, war immer wieder an dem Mißtrauen des Königs Max II. gescheitert. Endlich, mit dem Zusammenbruch, den die alte bayrische Staatsweisheit im Krieg mit Preußen und in den darauffolgenden, Bayerns völlige Isolierung bloßlegenden Friedensverhandlungen erlitten, war die Zeit für ein gut deutsches und ehrlich nationales Ministerium gekommen: am 31. Dezember 1866 er-

folgte die Ernennung des Fürsten zum Minister des königlichen Hauses und des Aeußern und zum Vorsitzenden des Ministerrats.

Die drei Jahre des bayrischen Ministerpräsidiums hat man schon bisher immer als die eigentliche „Akme“ in Hohenlohes Leben angesehen. Die Denkwürdigkeiten bestätigen die Richtigkeit dieser Anschauung. Auf dem eminent verantwortlichen, den mannigfachsten Angriffen ausgesetzten Posten, entfaltete der Fürst eine energische Aktivität und vielseitige Wirksamkeit, über die uns sein Lebensbuch in einer reichen Fülle privater und amtlicher Dokumente Rechenschaft gibt. In drei Hauptrichtungen sehen wir den bayrischen Ministerpräsidenten tätig: mit Baden und Württemberg sucht er im gesamtdeutschen Interesse festen Zusammenschluß, wobei Baden ungeduldig vorwärts drängt, Württemberg mehr die Rolle des Geschobenen und Hemmenden spielt; die Beziehungen zu Preußen, denen durch den Allianzvertrag eine feste Grundlage gegeben war, knüpft er enger und gibt ihnen, von dem Entgegenkommen Bismarcks unterstützt, einen immer vertrauensvolleren Charakter; endlich leitet er, beim Herannahen des Vatikanischen Konzils, jene kirchenpolitische Aktion ein, die, das erste Vorspiel des späteren „Kulturkampfs“ und ebenso ergebnislos verlaufen wie dieser, wohl den wesentlichsten Anlaß zu der erneuten Erstarkung des bayrischen Ultramontanismus gegeben hat, vor der Anfang 1870 das Ministerium Hohenlohe erlag.

Auch in den beiden zuerst genannten Richtungen war es Hohenlohe nicht beschieden, Positives zu erreichen; sicher ist aber, daß jeder andere noch viel weniger erreicht, höchstens vieles verdorben haben würde. Das lag in der ganzen Situation jener seltsamen Jahre zwischen 1866 und 1870, von der uns die Denkwürdigkeiten ein frappierend anschauliches Bild geben. Wenn wir hier die Tagebuchaufzeichnungen Hohenlohes, die zwischen Staatsmännern und Fürsten gewechselten Briefe, die Verträge und Verfassungsentwürfe dieses Zeitabschnittes durchlesen, so drängt sich uns aufs neue als völlig unwiderleglich die Tatsache auf, daß die deutsche Einigung auf diesem Wege des Verhandelns und Parlamentierens niemals erreicht worden wäre. Um den Punkt war eben nicht herumzukommen: sollte ein festes Ganzes entstehen, so hatte jeder Teil sich unterzuordnen, jeder ein Stück seiner Selbständigkeit zu opfern. Dem widerstrebten aber in Süddeutschland die immer noch sehr starken partikularistischen Elemente im Volk und an den Höfen. Es mußte ein Sturm kommen, der diese Elemente wenigstens vorübergehend zu Boden schlug, der die Glut der deutschen Sehnsucht zu einer mächtig ausbrechenden Lohe anfachte; und dieser Sturm mußte bald kommen, ehe die Glut unter der Asche des Alltags erstickt war. Und es bedurfte der Genialität Bismarcks, diesem Sturm genau in dem psychologisch richtigen Moment freie Bahn zu geben, indem er es ganz Deutschland zu Bewußtsein brachte, daß die Demütigung, die Frankreich Preußen zugedacht hatte, die nationale Ehre aller deutschen Stämme bedrohte.

Hatte schon während seiner Ministerzeit Fürst Hohenlohe als Mitglied des Zollparlaments öfter Gelegenheit gehabt, in Berlin an die Oeffentlichkeit zu treten, so verlegte er in den ersten Jahren des neuen Reichs den Schwerpunkt seiner politischen Tätigkeit ganz in die Reichshauptstadt.

Gehörte er doch dem ersten Reichstag, dem glänzendsten und vornehmsten, den Deutschland je besessen, als Mitglied (für Kulmbach—Forchheim) an und wirkte in dieser Stellung lebhaft an den parlamentarischen Arbeiten besonders auch am Zustandekommen des Jesuitengesetzes mit. Er hatte als bayrischer Minister wie als Bruder des in Rom vielbefehdeten Kardinals Gustav Hohenlohe hinreichend Gelegenheit gehabt, sich über die Tätigkeit und die Tendenzen des Ordens ein eignes Urteil zu bilden; und an diesem hielt er fest auch gegenüber Berufungen, die an seine Zugehörigkeit zum Katholizismus gerichtet wurden. Seinem Schwager, dem Fürsten Hohenlohe-Waldenburg, antwortete er einmal auf Zureden dieser Art (Brief vom 8. September 1872): „Ich bin noch immer der Ansicht, daß die Vertreibung der Jesuiten ein Akt der Notwehr des deutschen Volkes ist, und wenn Du mir vorwirfst, daß ich als katholischer Fürst unrecht habe, mich dabei zu beteiligen, so sage ich Dir, daß ich vor allem deutscher Fürst bin und als solcher meine Pflicht tun muß.“ So stand er überhaupt in jenen Zeiten des Kulturkampfs auf der Seite Bismarcks; und wenn Bismarck im Anfang dieses Kampfes die Macht der katholischen Kirche unterschätzt hat, so erscheint dieser Irrtum gewiß dadurch verzeihlicher, daß ein süddeutscher Standesherr aus gutkatholischer Familie ihn mit dem protestantischen Norddeutschen teilte.

Je geringer bei der unterdes immer wachsenden, schon durchaus krankhaften Abneigung Ludwigs II. gegen Preußen und die Zollernsche Dynastie die Aussicht für Hohenlohe wurde, je wieder in Bayern an die Spitze eines Ministeriums treten zu können, um so bereitwilliger mußte er den Antrag Bismarcks annehmen, den deutschen Botschafterposten in Paris, nach Arnims Sturz, anzutreten. Für seine bisherige Tätigkeit in der innerdeutschen Politik war ihm seine Angehörigkeit zu einem Fürstengeschlecht, das in Nord- und Süddeutschland gleichmäßig Wurzel gefaßt hatte, wesentlich zugute gekommen; als Botschafter sah er sich nicht minder gefördert durch die internationalen Beziehungen, die er der Familie seiner Gemahlin, den Wittgensteins verdankte. Der Abschnitt der Denkwürdigkeiten, der die elf Jahre seiner Botschafterzeit umfaßt, bietet uns manch ergötzliches Bild aus dem Leben des vornehmen Paris, manch belehrenden Blick in jene Periode der nur unter schweren Krisen fortschreitenden Konsolidierung der Republik. Auf Bismarcks Stellung zu Frankreich fällt volles Tageslicht, und wir sehen, daß sie diese Beleuchtung nicht zu scheuen brauchte. Daß der leitende deutsche Staatsmann ein friedliches und darum nicht ein übermütiges Frankreich wollte, kann ihm nur der internationale Konzern, der sich zur Verleumdung und Isolierung der deutschen Politik gebildet hat, mit scheinbarem Ernst zum Vorwurf machen. Gewisse rührige Mitglieder jenes Konzerns könnten sich aber eine Lehre und ein Beispiel nehmen an der Art, wie Bismarck, fern von kleinlichem Neid und klug genug, um am rechten Ort selbstlos zu sein, der Republik das Zustandekommen ihres heute so imposanten Kolonialreiches nicht nur gönnte, sondern direkt erleichterte; wie er auch sonst immer bereit war, die Beziehungen zu dem Nachbarland freundlicher zu gestalten. Freilich war damals der Revanchegedanke jenseits der Vogesen noch zu mächtig, die elsaß-lothringische Wunde noch zu frisch;

Bismarck wurde allmählich dem Lande Boulangers gegenüber nervös, und Fürst Hohenlohe sah sich als Statthalter der Reichslande genötigt, gegen seine innere Ueberzeugung (wie schon oben erwähnt) die verbitternde Maßregel des Paßzwangs durchzuführen. Die Abkühlung, die Ende der achtziger Jahre zwischen den beiden Männern eintrat (sie scheint übrigens mehr einseitig und zwar auf seiten Hohenlohes bestanden zu haben) ließ sich während der Botschafterzeit noch nicht voraussehen: die zwei Episoden, die Hohenlohes Pariser Tätigkeit unterbrachen, seine Teilnahme am Berliner Kongreß, wo er neben Bismarck und dem Staatssekretär von Bülow Deutschland vertrat, und die vorübergehende Führung des Staatssekretariats des Aeußeren (1880) zeigen vielmehr, in wie hohem Grade er damals das Vertrauen des Kanzlers genoß.

Mit der Uebernahme des Statthalterpostens (1884), für den er sicherlich ungleich geeigneter war als der eitle, unstete Manteuffel, sehen wir Fürst Hohenlohe wieder in den engsten Konnex auch mit dem innerpolitischen Leben Deutschlands treten. In dieser Stellung konnte er noch bei dem letzten Besuch des alten Kaisers in Elsaß-Lothringen die Honneurs der Reichslande machen, in dieser Stellung hat er das Drei-Kaiser-Jahr 1888 und die Katastrophe von 1890 miterlebt und, bei seinen häufigen Besuchen in Berlin, aus intimer Nähe mit angesehen. Was er damals gesehen, gehört und aufgezeichnet, das hat ja in erster Linie die Denkwürdigkeiten so unmittelbar in den lauten Lärm des Tages gestellt, den der Fürst während seines Lebens gerne gemieden hat und den nur Uebertreibungen und Mißverständnisse in der Weise, wie es geschehen ist, auf die posthumen Aeußerungen des dritten Reichskanzlers lenken konnten.

Diese Episode wird vorübergehen, vielmehr ist sie schon vorübergegangen; aber die Denkwürdigkeiten werden noch lange Gegenstand einer allerdings mit mehr Sachlichkeit und Würde geführten Diskussion bleiben. Sie werden als Fundgrube bedeutsamen Materials für den Historiker, als Selbstporträt eines Menschen, der sich in ihnen ohne Pose, ohne Beschönigungen gibt, und mit ihrem Reichtum an fein und humorvoll beobachteten Augenblicksbildern aus dem Kleinleben der Regionen, wo auch heute noch ein großer Teil der Geschichte gemacht wird, für jeden ihren Wert behalten, der an den menschlichen Dingen ein menschliches Interesse hat.

Das Programm der liberalen Einigung.

Von Friedrich Naumann in Schöneberg.

Während wir diese Zeilen schreiben, hat der liberale Einigungstag in Frankfurt am Main noch nicht stattgefunden. Es ist aber wohl möglich, daß er dann, wenn der Leser unseren Aufsatz in die Hand nimmt, schon vorübergegangen sein wird. Welchen Erfolg diese Frankfurter Tagung haben wird, läßt sich nicht mit Bestimmtheit voraussehen und deshalb verzichten wir darauf, irgend welche Voraussagungen zu machen und beschränken uns lediglich darauf, das Einigungsprogramm zu besprechen, welches bis jetzt von der freisinnigen Vereinigung und von der deutschen Volkspartei angenommen worden ist und das auch in allerletzter Zeit im Großherzogtum Oldenburg als Grundlage einer dortigen liberalen Einigung gedient hat. Dieses Programm ist vor reichlich 1 ½ Jahren in Frankfurt am Main von einer Anzahl politischer Männer aufgestellt worden, zu denen auch ich, meinesteils, gehöre. Es beabsichtigt nicht ein absolut scharfer Ausdruck dessen zu sein, was eine an der Einigung beteiligte Gruppe vertritt, sondern will seiner ganzen Natur und Absicht nach diejenigen Forderungen zusammenstellen, die gemeinsamer Bestand des ganzen deutschen Liberalismus sind oder werden können. Schon vor diesem Frankfurter Mindest-Programm hat es gute derartige Programm-Arbeiten gegeben. Insbesondere kommen hier in Betracht die Programme der vereinigten bayrischen Liberalen, das badische und das elsäßer Programm. Im Grunde ist zwischen diesen süddeutschen Einzelprogrammen und dem Frankfurter Mindest-Programm kein wesentlicher Unterschied. Da aber schließlich nur eine von diesen Programmformen bei den weiteren Einigungsverhandlungen die Basis bilden kann, so wird voraussichtlich für die weitere Geschichte des deutschen Liberalismus das Frankfurter Programm von allen diesen Programmversuchen die größte und dauerndste Wichtigkeit erhalten. Wir drucken zunächst das Frankfurter Programm im Wortlaut ab:

I.

Verwirklichung der vollen Gleichberechtigung aller Bürger vor dem Gesetz, in der Rechtsprechung und in der Verwaltung. Schutz und Ausbau der Selbstverwaltung. — Unbedingtes Festhalten an dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht. Sicherung gegen Wahlbeeinflussungen, Ausdehnung des Reichstagswahlrechts auf die Wahlen in den Einzelstaaten. Gerechte Einteilung der Wahlkreise nach Maßgabe der Bevölkerungszahl. — Freies Vereins-, Versammlungs- und Preßrecht.

II.

Durchführung des Grundsatzes der vollen Gewissensfreiheit und Verwirklichung der Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre, Freiheit der Kunst.

— Gleichberechtigung der religiösen Bekenntnisse. Beseitigung der geistigen Schulaufsicht. — Allgemeine Volksschule für alle Konfessionen unter Beseitigung des Schulzwanges für den Religionsunterricht.

III.

Entwicklung der Armee zu einem wirklichen Volksheer durch Beseitigung aller Klassen-, Standes- und Konfessionsvorurteile. — Gewährung der Mittel für Heer und Flotte, soweit sie zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit des Reichs und seiner Angehörigen unbedingt notwendig sind. Möglichste technische Vervollkommnung, aber Beseitigung aller Luxusausgaben. — Deckung der unvermeidlichen Ausgaben durch Steuern, die nicht den notwendigen Lebensbedarf der Massen belasten. — Schonungslose Verfolgung aller Soldatenmißhandlungen. Beschränkung der Militärgerichtsbarkeit auf militärische Vergehen. Reform des militärischen Straf- und Beschwerderechts. Möglichste Abkürzung der Dienstzeit. — Ausbau der internationalen Schiedsgerichtseinrichtungen.

IV.

Unterstützung aller gesetzgeberischen Maßregeln, welche eine Besserung der wirtschaftlichen und intellektuellen Lage der arbeitenden Klassen gewährleisten. — Sicherstellung des Koalitionsrechts für städtische und ländliche Arbeiter. — Ausbau des Arbeiterschutzes. Ausbildung des Arbeitsvertrages in der Richtung der Tarifverträge. Sicherung der Unabhängigkeit der Arbeitnehmer außerhalb des Arbeitsvertrages. — Bei voller Anerkennung der sozialen Aufgaben der Allgemeinheit Erziehung zur Selbsthilfe.

V.

Aufrechterhaltung der Gewerbefreiheit. — Förderung des gewerblichen und landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens. Förderung des wirtschaftlichen Verkehrs durch leistungsfähige Tarif- und Handelsverträge, durch Ausbau des Verkehrsnetzes, auch für das flache Land. Verhinderung der Ausbeutung politischen Einflusses für wirtschaftliche Sonderinteressen, namentlich auf dem Gebiete der Zölle und Steuern sowie im Verkehrswesen. Schrittweise Abschaffung der Zölle auf notwendige Lebensmittel und Rohstoffe. Beseitigung der Zölle, unter deren Schutz die Auswüchse des Kartellwesens entstehen. Stärkung der Produktionskraft der Landwirtschaft, insbesondere durch Vermehrung des kleinen und mittleren Besitzes, durch Beseitigung der Fideikommisse sowie durch innere Kolonisation und Melioration. Erleichterung des bäuerlichen Hypothekenwesens. Steigerung der Fachausbildung für Handwerker und Landwirtschaft. — Erweiterung der Rechte der Frauen, insbesondere Gleichstellung mit den Männern für das Gebiet der gesamten sozialen Gesetzgebung. Mitwirkung der Frauen in der Kommunalverwaltung.

In diesen Programmsätzen befindet sich selbstverständlich vieles, was aus allen bisherigen liberalen Programmen schon längst bekannt ist. Man muß auch diejenigen Sätze wiederholen, über welche unter Liberalen ein Streit überhaupt nicht sein kann, weil das Programm gegenüber konservativen und klerikalen Parteirichtungen als Grundbekenntnis dienen soll. Immerhin befinden sich in diesem Frankfurter Programme einige Stellen, die der besonderen Beachtung wert sind, und diese sind es, denen wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

Im ersten Paragraph des Frankfurter Programms ist der umstrittenste

Satz, die Ausdehnung des Reichstagswahlrechts auf die Wahlen in den einzelnen Staaten. Dieser Satz hat für die süddeutschen Liberalen keine besonders große Bedeutung, da nach den verschiedenen Wahlrechtskämpfen der letzten Jahre die süddeutschen Landtags-Wahlrechte alle mehr oder weniger dem Reichstags-Wahlrecht entsprechen und da in Elsaß-Lothringen die Forderung, den Landesausschuß durch direkte Wahl herzustellen, von allen Liberalen vertreten wird. Etwas anders schon liegt es im Großherzogtum Hessen, wo die Wahlreform durch das Eingreifen des nationalliberalen Herrn von Heyl verhindert wurde. Unbedingt wichtig aber ist dieser Satz für Preußen, Sachsen und Mecklenburg. In Preußen ist es geradezu die Grund- und Lebensfrage des Liberalismus, das Wahlrecht des Landtags zu ändern. Nun haben schon bisher sowohl die freisinnige Volkspartei, wie die freisinnige Vereinigung die Einführung des Reichstags-Wahlrechts für die preußische Landesvertretung gefordert. Aber diese Forderung hatte in gewissem Sinne bis jetzt nur akademischen Wert, weil es eine systematische liberale Agitation auf Wahlrechtsänderung hin nicht gab. Wenn die liberale Einigung zustande kommt, so wird zweifellos die preußische Wahlrechtsbewegung der Kern der gemeinsamen Handlungen werden. In der preußischen Landtags-Wahlrechtsfrage liegt die Entscheidung für das politische Deutschland im ganzen, denn bei der Uebermacht der preußischen Bundesratsstimmen über die Vertretungen der anderen deutschen Einzelstaaten ist die Zusammensetzung des preußischen Ministeriums gleichzeitig entscheidend für die Richtung der Reichspolitik. Auch für die süddeutschen Liberalen gibt es heute keine wichtigere politische Frage, als das Einsetzen und Gelingen eines großen preußischen Kampfes um ein demokratisches Wahlrecht. Daß ein solcher Kampf keine leichte Arbeit sein wird, versteht sich von selbst und niemand wird auf einen sofortigen oder auch nur baldigen Erfolg rechnen. An dem Kampf um das Wahlrecht aber wird der Liberalismus in Preußen wieder erstarken können und in diesem Kampfe werden alle jene Reibungen und Gegensätzlichkeiten vergessen werden können, die bisher den preußischen Liberalismus verwundet und zur Machtlosigkeit verurteilt haben.

Im zweiten Abschnitt des Frankfurter Programms ist der umstrittenste Satz die Beseitigung des Schulzwanges für den Religionsunterricht. Dieser Satz ist heute noch keineswegs von allen Liberalen angenommen. Es gibt eine nicht unbeträchtliche Strömung innerhalb des Liberalismus, welche zwar die geistliche Schulaufsicht beseitigen, und den Religionsunterricht einheitlich liberalisieren will, aber keine Neigung hat, ihn zu einem fakultativen Unterrichtsgegenstande zu machen. Wenn trotzdem die Verfasser des Frankfurter Programms sich für die Aufnahme dieses Satzes entschieden haben, so geschah es aus der Erkenntnis heraus, daß einesteils mit der Parole „Simultanschule" die schwierige Frage nicht hinreichend erledigt werden kann, daß anderenteils für die sozialdemokratische Forderung der vollständigen Beseitigung allen Religionsunterrichts in öffentlichen Schulen, eine Majorität liberaler Bürger heute nicht zu haben sein würde. Wenn man den Religionsunterricht aus der staatlichen Schule entfernt, ergibt sich meist, daß die religiösen Gemeinschaften das Recht besonderer Schulsysteme für sich in Anspruch nehmen. Diese besonderen

Schulsysteme sind aber der Einheitlichkeit der Volksbildung viel gefährlicher, als die Angliederung eines fakultativen Religionssystems an die öffentlichen Schulen. Der erste Satz, den der Liberalismus in dieser Richtung zu vertreten hat, ist der, daß kein Vater durch die Machtmittel des Staates gezwungen werden soll, seinem Kinde einen Religionsunterricht geben zu lassen, den er selbst für schädlich hält. Für die Form des fakultativen Religionsunterrichts werden auch die religiös-gläubigen Kreise der verschiedenen Konfessionen eher zu gewinnen sein, als für eine vollständige Beseitigung, weil ihnen dann die Möglichkeit vor Augen steht, ihren eigenen Kindern unter Umständen einen Religionsunterricht zu entziehen, dessen ganze Haltung ihrem persönlichen Glauben nicht entspricht. Die heutige Form des konfessionellen Religionsunterrichts auf Grund staatlichen Zwanges ist ja keineswegs bloß drückend für diejenigen, die überhaupt keinen Glaubensunterricht haben wollen, sondern ebenso sehr für diejenigen, die einen besonders warmen und intensiven Glauben vertreten und ihren Kindern überliefern wollen.

Besondere Schwierigkeiten bei der Aufstellung des Frankfurter Programms traten zu Tage, als man die Stellung zum Heerwesen formulieren mußte. Es gibt auf diesem Gebiet, wie jedermann weiß, im deutschen Liberalismus zwei Strömungen, die auch durch geschickte und erfolgreiche Einigungsverhandlungen nicht ohne weiteres ausgeglichen werden können, eine mehr militaristische und eine mehr antimilitaristische Strömung. Durch Jahrzehnte hindurch sind die inneren Kämpfe des Liberalismus aus Militärfragen entstanden. Soll also von jetzt ab der deutsche Liberalismus als eine politische Einheit auftreten, so muß er einen Mittelweg zu gehen versuchen, der es ebensowohl den bisherigen Nationalliberalen, wie den bisherigen Demokraten gestattet, sich zu beteiligen. Einen solchen Mittelweg ausfindig zu machen, hätte man noch vor 10 Jahren für eine Unmöglichkeit erklären müssen. Inzwischen aber haben sich die Dinge durch zwei Veränderungen etwas verschoben. Auf der einen Seite kommt in Betracht, daß die wirkliche Entscheidung über militärische Fragen heute beim Zentrum liegt und daß demgemäß Reichstagsauflösungen auf Grund von Militärvorlagen ausgeschlossen erscheinen, denn jede Auflösung muß wieder einen Reichstag bringen, in dem das Zentrum das Maß der Bewilligungen festsetzt. Damit ist die direkte Verantwortlichkeit des militärischen Flügels im deutschen Liberalismus für längere Zeit geringer geworden. Auf der andern Seite sind aber auch die Widerstände innerhalb der freisinnigen Volkspartei und deutschen Volkspartei gegen militärische Bewilligungen kleiner geworden. Insbesondere wird die deutsche Flotte auch von vielen alten und gesinnungstreuen Demokraten mit sichtbarem Wohlwollen behandelt. Von diesem Hintergrund aus sind die Sätze des Frankfurter Programms zu verstehen, in denen die grundsätzliche Zustimmung zur Erhaltung und Stärkung der militärischen Macht zusammengebunden ist mit der Pflicht kräftigen und gemeinsamen Protestes gegen die Schäden des militaristischen Systems. Natürlich ist mit der Beschließung derartiger Sätze noch längst nicht alles getan und die eigentlichen Schwierigkeiten werden erst dann beginnen, wenn der geeinte Liberalismus einer neuen Militärvorlage gegenübersteht. Es

scheint aber, daß es nicht aussichtslos ist, auf ein gemeinsames Vorgehen zu rechnen, sobald die Kritik an den militärischen Schäden mit Ernst und Ausdauer vom Gesamtliberalismus übernommen wird.

Das was im Frankfurter Programm über die Arbeiterfrage gesagt ist, kann als einigermaßen farblos erscheinen. Aber selbst ein gewerkschaftlicher Sozialdemokrat kann bei heutiger Sachlage im Grund nichts anderes fordern, als was hier formuliert worden ist. Natürlich wird er weitergehende Wünsche für eine fernere Zukunft in seiner Brust tragen. Sobald er aber im Reichstag oder im Landtag zu den vorhandenen Gesetzentwürfen Stellung nehmen muß oder sich an Initiativanträgen beteiligt, bringt es die Natur der Dinge mit sich, daß auch er in der Linie der Forderungen, des Koalitionsrechtes, des Arbeiterschutzes, der Tarifverträge und der Sicherung der persönlichen Freiheit der Großbetriebsarbeiter vorgehen muß. Sobald nur der geeinte Liberalismus diese Sätze mit Ernst und Nachdruck aufnimmt und vertritt, wird er das tun, was man von ihm verlangen kann um ein erträgliches und beiderseits förderliches Verhältnis zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie anzubahnen, wie es in Baden heute besteht und wie es für Bayern nur durch die Schuld der Sozialdemokraten nicht zustande gekommen ist.

Im letzten Abschnitt des Frankfurter Programms ist mit Absichtlichkeit der freihändlerische Gedanke in maßvoller Weise ausgesprochen worden, weil es falsch sein würde, alle diejenigen Elemente heute abzustoßen, die unter dem Druck einer 30jährigen Agitation sich von dem Wahngedanken des schutzzöllnerischen Systems einigermaßen haben gefangen nehmen lassen. Auch ist ja nicht zu verkennen, daß es selbst im Jahre 1917 keine kleine und leichte Aufgabe sein wird, daß Zollsystem, auf welches sich dann Landwirtschaft und Industrie eingerichtet haben, mit einmal zu beseitigen. Es liegt für uns, die wir grundsätzlich Freihändler sind, eine gewisse Konzession im Wortlaut dieser wirtschaftspolitischen Sätze. Aber es ist ja überhaupt unmöglich, ohne Konzession und Nachgeben ein Einigungsprogramm herzustellen.

Ein Programm allein, und sei es das beste, wird niemals die Einigung des Liberalismus schaffen können. Die Einigung muß herauskommen einesteils aus der unerbittlichen Logik der Wahrheit, daß der deutsche Liberalismus, wenn er sich jetzt nicht einigt, sicher seinem Ende entgegengeht und aus der Ueberzeugung, daß es ein großer Verlust für die deutsche Kultur im ganzen sein würde, wenn es einen deutschen Liberalismus im nächsten Menschenalter nicht gibt. Ein Scheitern der Einigungsverhandlungen würde, sobald es als endgültig angesehen werden müßte, die Verlängerung der Zentrumsherrschaft im Reich und im deutschen Süden und die Verlängerung der konservativen Herrschaft in Preußen bedeuten. Mit diesen beiden Herrschaften, welche sehr reale Größen sind, muß der Liberalismus in einen Kampf um die Macht eintreten und das Einigungsprogramm, von dem wir sprechen, kann nichts anderes sein, als die Ausdrucksform, mit der der Wille, diese Macht zu gewinnen, sich äußert.

Rundschau.

Dürfen Bilder Geschichten erzählen?

Eine Betrachtung vor Weihnachten.

Man sagt schon lange, daß es einer der Erbfehler des Deutschen sei, der seine Kunst nicht zur Entwicklung kommen lasse, daß er von dem Bilde immer verlange, daß es ihm etwas sagen, ihm etwas erzählen solle — daß ihm aber dabei die formelle Seite, die Kunst der Kunst wegen nie so recht aufgehen wolle. — Man hat seit Jahren gescholten über Anektodenmalerei — man hat sich aus der Genre- und Historienmalerei förmlich herausgespottet, und um nichts erzählen zu wollen, hat man sich in die Einsamkeit der Landschaft geflüchtet, hat Stilleben und Porträte bevorzugt zu malen.

Aber dieser Erbfehler des Deutschen ließ sich nicht unterdrücken, er will nun einmal lesen, will vernehmen was auch eine Landschaft, ein Stilleben, ein Porträt ihm sagt — und wenn der Maler sich auch mit Hand und Fuß dagegen sträubt und sagt, ich will nichts erzählen, ich treibe die Kunst nur der Kunst wegen, ich male nur für das Auge, es hilft ihm nichts — der Deutsche will lesen und er fragt, was sagt mir das Bild und schließlich muß so ein sich sträubender Künstler doch noch froh sein, wenn der Beschauer recht viel aus dem Bilde herausliest.

Dieser Zug des Erzählenwollens, des Sagenmüssens geht von altersher durch die deutsche Kunst und da ich hier nur von der Malerei sprechen will, so erwähne ich nur Albrecht Dürers Bilderfolgen aus der Offenbarung — der Passion, dem Marienleben, die Bilder Holbeins, sein Totentanz, überall kommt der Maler dem Volksgeiste entgegen, um ihm zu zeigen, um ihn dasjenige lesen, wahrnehmen zu lassen, von dem er erfüllt ist. All die vielen Bilderbücher, die Groß und Klein in Deutschland haben will und liebt, Schwind und Richter &c., sie verdanken ihre Wirkung dem obengenannten deutschen Erbfehler.

Nun da dieser Fehler einmal da ist und ihn wohl ein paar Aestheten mit ihren Argumenten nicht erschüttern können, weil er in immer neuen Formen seinen Einzug halten wird — was ist da zu machen? Man muß halt schließlich sagen, ich bin nun einmal so und weil ich so bin, so habe ich auch das gute Recht so zu sein — ich verlange nun einmal, daß auch das Bild mir etwas sagt, ich will aus dem Bilde heraus etwas lesen können, das meinem Geiste Nahrung gibt — ich will, daß meine Maler mir etwas erzählen. Und ich denke: warum nicht hierin offen sein? Es kommt ja doch schließlich ganz darauf an, was in dem Bilde erzählt wird und wie es erzählt wird — das Stoffgebiet ist gar vielfältig — wie verstehen z. B. Busch und Oberländer, zu erzählen, mit welch eindringlicher, unfehlbar wirkender Komik — das deutsche Genrebild mit seiner oft rührenden Gemütstiefe ist auch nicht so ganz zu verachten und der Versuch, von Freud und Leid des Volkes zu erzählen im Bilde, wird wohl immer wiederkehren — das Bild erzählt von Heldentum aus alten Zeiten — es erzählt von Kampf und Sieg, Untergang und Tod — es führt uns in die Traumgefilde einer paradiesischen Welt, es erzählt uns von Geistern und Engeln einer überirdischen Welt, wie es ja Dürer schon getan hat in seiner form-

gewaltigen Apokalypse — das Bild erzählt uns oft noch eindringlicher als das Wort es vermag, von dem Leben, vom Leiden und Tod des Gottmenschen.

Wer wagt da noch zu sagen, das Bild soll nicht erzählen — erzählt uns doch schon die griechische Kunst von der Herrlichkeit der Götter nach deren Bild der Mensch geformt ist — und der Moses von Michelangelo — spricht er nicht so eindringlich zu uns wie eine Offenbarung? eine Predigt?

Kann nun nicht auch das, daß der Deutsche von der bildenden Kunst verlangt, daß sie ihm was sagt, als ein gutes Zeichen gedeutet werden, das ihn durch dies fragende Verlangen in Tiefen der Kunst hineinführen kann, die nur dem Anklopfenden geöffnet werden können? — Doch ich will mich nicht zu hohen und tiefen Dingen versteigen, ich möchte nur, da die Weihnachtszeit da ist, Groß und Klein ermahnen, sich durch kluges Theoretisieren nicht ihre Bilderfreude verkümmern zu lassen — nicht die Freude am Bilderbuch.

Es gibt ja recht viel Bilderbücher, es gibt jetzt auch solche, die ähnlich wie Anthologien deutscher Dichter zusammengestellt sind aus dem Bilderschatz deutscher Kunst, man blättert gern in einem solchen Buch, man vermißt und verlangt das Wort nicht. Das Bild muß sprechen und jedes spricht auch, die welche vielleicht theoretisierend nicht erzählen wollen, öffnen sich dem fragenden Kinderauge und verlangendem Sinn. — So verschiedener Herkunft die Bilder sind — es sind Dichtungen und bestreben sich Dichtungen zu sein aus der Welt des Schauens. Ich freue mich zum Beispiel, ein solches Bilderbuch zu sehen in dem in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgekommenen „Hausbuch deutscher Kunst. Ein Familienbuch mit 375 Abbildungen zusammengestellt und herausgegeben von Eduard Engels."

Auch Bilderbücher gehören unter den deutschen Weihnachtsbaum. — Seit Erfindung der Photographie und ihren vielfachen bequemen Reproduktionsverfahren ist das Lesen, ja ich möchte sagen das Herunterlesen, der Bilder sehr erleichtert — die Photographie kann ohne Mühe jedes Bild auf jede beliebige Größe reduzieren und so sind solche Bilderzusammenstellungen gerade so leicht zu bewerkstelligen wie Gedichtsammlungen.

Ich möchte hier nicht mißverstanden werden, wenn ich sage daß solche Bilderzusammenstellungen im Buch einen erzählenden Charakter haben. Die photograhpische Herstellung, die Verkleinerung des Bildes, die Reduzierung auf Hell und Dunkel sowie das immerhin Mechanische des Verfahrens, streifen so ziemlich viel von dem, was ein Original an sinnlichem Reiz und Feinfühligkeit der Darstellungstechnik hat, weg und was in der Photographie übrig bleibt, — sogar bis in die geringste Nachbildung hinein, das ist das Gegenständliche — das was die Dinge erzählen, man vergißt darüber oft gar zu leicht, daß den Künstler doch etwas anderes geleitet haben kann als Grund seiner Darstellung — und darüber, über eine Kenneranschauung, ein plastisches Gefühl, den Ausdruck feinfühliger Licht- und Farbempfindung kann nur die Anschauung des Orginales selber Auskunft geben. Da versteht man auch, daß der Künstler so gerne sagt: ich hab nicht erzählen wollen, ich will nur darstellen und fast ärgerlich wird, wenn der Beschauer etwas anderes hinter seinem Bilde sucht als Augenweide — das ist nämlich jedes gute Bild. Wie das gelesene Gedicht einen melodischen Klang hat, der uns bestrickt, ohne daß der Gegenstand der Dichtung viel sagt — so haben auch gute Bilder als Dichtungen für das Auge

den Reiz einer Harmonie, die wie ein Weltgesetz unsern Sinn bestrickt. — Es dürfte auf nicht ganz richtige Fährte führen, wenn man sagt, daß die Malerei ein musikalisches Element in sich habe, — denn wenn man von einer Musik der Sphären träumt, gleichsam als einem höchsten gesetzlichen Weltelement der Musik, so darf man wohl auch, vielleicht sogar etwas bestimmter, von einer Farbenharmonie der Sphären als einem Weltgesetz reden — aus welchem die Malerei sich herleitet. — Und wenn man dieses annimmt, so läßt wohl ebenso leicht sich eine gegenstandslose Malerei denken wie die Musik eigentlich gegenstandslos ist — wenn nicht die Töne doch auch Gegenstände sind für den Sinn des Ohres.

Licht und Schatten und der ganze Reichtum der Farben, sie manifestieren sich halt nun einmal an Gegenständen, die auch greifbar sind — und so wird der Maler wohl immer die Gegenstände umschleichen müssen und erforschen wie das Licht und die Farben an ihnen zu unendlicher Wirksamkeit, zum Wechselspiel des Lebens kommen. Aber es sind die Gegenstände, welche erzählen, die Menschen gehören ja auch dazu; und uns mit diesen und an diesen sich freuen und auch herumärgern, sie molestieren und von ihnen molestiert werden, daraus scheint ja doch unser Leben zusammengesetzt zu sein. — Es sind die Gegenstände mit den Erinnerungen, die wir von denselben empfangen, die uns aus den Bildern erzählen und fast den Maler ärgern wollen, daß sie sich in seinem Werke so vorlaut benehmen, so daß man den Maler und seine Vorstellungswelt gar nicht beachten will. —

Doch das sei nun wie es wolle — es ist jetzt Weihnachten, ein Stück Kindheit kommt da fast über alle Menschen sogar über den Kritiker — und auch er sieht mit Wohlgefallen — ich will es wenigstens hoffen — in die Weihnachtskrippe hinein — und läßt die miserablen Krippenmänndle gelten, welche von kindlichen Gemütern hergestellt zu kindlichen Gemütern ganz eindringlich sprechen. —

Ja so um die Weihnachtszeit herum kommen einem gar seltsame Gedanken — es will einem da vorkommen, als ob die Kunst vielleicht doch dazu da sei, um den Menschen ein Wohlgefallen, eine Freude zu bereiten — Freude ist halt doch eines der schönsten Lebenselemente und ein Freudenzerstörer ist kein guter Mensch — er ist gewöhnlich selber ein Griesgram.

Es soll bisweilen vorkommen, daß ein Mensch eine große Freude hat an einem recht schlechten Bilde, welches er besitzt — es muß ihm doch irgend etwas sagen, was ihm Freude macht — seit ich älter bin und weiß, wie freudlos das Leben sein kann — so möchte ich es nicht mehr übers Herz bringen, diesem Menschen die Freude an dem Bilde, was er besitzt, zusammenzuhauen, etwa mit einem herrlichen Rembrand, den er nicht besitzt. Wer die Verhängnisse des Lebens — und die daraus hervorgehenden Schmerzen jemals tief empfunden hat, den müssen dieselben so geläutert haben, daß er seinen Mitmenschen jede Freude im Leben gönnt und daß er gerne dazu beiträgt, wenn es auch nur ein kleines Scherflein ist, daß das wohltätige Feuer der Freude in unserm oft doch recht gedrückten Erdendasein erhalten bleiben möge.

Deshalb ist gerade Weihnachten ein so schönes Fest, weil es uns berechtigt Bilderbücher, Schokoladetafeln und dergleichen geistige und leibliche Leckereien auszuteilen, um damit Freude zu bereiten.

Der Geist der Kritik, wenn er auch noch so philosophisch auftritt, hat der Kunst noch nie viel genützt. — Es gibt Zeiten, in denen dieser Geist der Ver-

neinung so wettert über Verderb und Untergang und über das Abweichen von dem allein richtigen Weg, wie er ihn erkannt hat und nun lehrt, daß er weder hört noch sieht, und indem er neue Gesetzestafeln aufrichtet und alle Werte umwertet, blüht, diesem Geist verborgen, oft schon der Frühling ewigen Menschentumes wieder. Es entfalten in stiller Einfalt sich schöne Blumen, die zur Freude blühen in so stillen Tälern, in denen der kritische Geist nichts sucht. Denn alles Aechte in Leben und Kunst erwächst zum Glück immer wieder aus dem geistigen Wesen des Menschen heraus, es wächst, es kann nicht gemacht werden, es kann nicht ertheoretisiert werden.

Die Kunst ist eine Gottesgabe, vielleicht sogar ein Weihnachtsgeschenk, an die Menschheit, darum wollen wir sie lieb haben, uns an ihr freuen, dann werden wir auch Kunstkenner werden, die nicht allzuviel an ihr herummäkeln. — Denn dies ewige Mäkeln und Nörgeln soll schon manche Ehe zerstört haben.

Ich glaube an die ewige Wiederkehr des gesunden guten Menschheitsgeistes; ich glaube, weil ich ein gläubiger Mensch bin und ein strenger Optimist.

Karlsruhe. Hans Thoma.

Von schönen Büchern.

Von schönen Büchern zu sprechen ist nie so zeitgemäß wie in diesem Monate. So seien sie denn aufgezählt und beschrieben, viele schöne Bücher, wie sie uns gerade in den Sinn kommen: einige neue und noch viel mehr alte; kostbare und billige; bekannte und noch nicht bekannte und schon wieder vergessene. Schöne Bücher! Was wäre das Leben ohne sie! Ein Weihnachtstisch sei noch so reich — er ist nicht vollständig, das beste fehlt ihm, wenn kein Buch, gar keins, darauf liegt. Das ist eins der erfreulichsten Zeichen deutscher Gegenwart: daß es nämlich mit der Bücherliebe der Deutschen aufwärts geht, daß sie wieder anfangen ein Buch mit derselben Zärtlichkeit zu schätzen wie einen edlen Ring oder ein schön gelungenes Stück Hausrat. Wenn jedoch in den Auslagen unserer Buchhändler jetzt auch viele schöne, wirklich schöne Bücher zu sehen sind, die sich neben englischen oder amerikanischen Drucken mit Anstand präsentieren, so ist dies vor allem das Verdienst zweier Verlage: des Inselverlags und desjenigen von Eugen Diederichs. Sie haben beide das Recht zu beanspruchen, daß man sie an allererster Stelle nenne, wenn von deutschen Büchern die Rede ist. Von der reizenden kleinen Ausgabe der Werke Goethes, Schillers und Schopenhauers, die der Inselverlag auf ganz dünnem, ausgezeichnetem Papier erscheinen läßt, wurde hier schon gesprochen (S. M.H. II, 159). Vom selben Verlage sei empfohlen die Taschenausgabe von Adalbert Stifters Studien; Boccaccios Dekamerone in drei ganz kostbaren schmächtigen Lederbänden; die wundersam zarte Entwicklungsgeschichte Martin Bircks Jugend von Hjalmar Söderberg; Vita Somnium Breve von Ricarda Huch; Walter Paters Imaginäre Porträts; Korolenkos feine Novellen „Der Wald rauscht"; Kortums Jobsiade in einer famosen Faksimileausgabe.

Reicher noch ist die Auslese aus dem Diederichsschen Verlage: Platons Gastmahl und Phaidros in Kaßners edler Verdeutschung; Marc Aurels Selbstbetrachtungen; die Unterredungen mit Epiktet; die neue Ausgabe Hölderlins; der von H. St. Chamberlain herausgegebene Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe; Eckermanns Gespräche mit Goethe; fünf Bände Emerson; Whitmans Grashalme; Thoreaus Walden; Ruskins Gesammelte Werke; Rudolf Kaßners gedankenreiche Charakteristiken englischer Dichter und Maler im 19. Jahrhundert: „Die Mystik, die Künstler und das Leben"; Spittelers Lachende Wahrheiten; sein Prometheus und Epimetheus; sein Olympischer Frühling; die von Heinrich Vogeler geschmückte Gesamtausgabe Jacobsens; Stendhals Romane; Taines Italienische Reise; Vauvenargues Maximen; La Rochefoucaulds Sentenzen. Charaktervoll geschnittene Buchstabenformen, wohltuendes Gesamtbild der Seite, edles Papier, vornehme Einbände, die den Gegenpol des noch vor einem Jahrzehnt in Deutschland beliebten greulichen „Prachtbandes" bilden: das alles haben zuerst Diederichs und der Inselverlag wieder versucht, und heute darf man sagen: es ist ihnen gelungen.

Daß unsere guten Verlage immer persönlicher, individueller, im besten Sinne des Wortes einseitiger werden, daß sie immer ausschließlicher bestimmte Gebiete pflegen, um eben diese Gebiete so gut wie nur irgend möglich zu vertreten: das ist ein Zeichen, daß es mit dem deutschen Verlegertum gut bestellt ist. „Mein Name ist ein Programm" sagt jeder gute Verleger. Auch die alte C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München ist ein Programm, und eines der besten. Dieser Verlag hat uns die vorzügliche Biographie Goethes von Bielschowsky, die Schillers von Karl Berger gegeben; Sperls beide Meisterromane „Die Fahrt nach der alten Urkunde" und „Die Söhne des Herrn Ludwey"; die gedankenreichen Bücher von Adolf Mathias „Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?" und „Wie werden wir Kinder des Glücks?"; die tiefempfundenen, kräftig aufrührenden Weltanschauungsbücher von Johannes Müller: Hemmungen des Lebens, Die Bergpredigt, Beruf und Stellung der Frau, Von den Quellen des Lebens, Blätter zur Pflege persönlichen Lebens; die beiden Gedichtbände Wilhelm Langewiesches „... und wollen des Sommers warten" und „Planegg", sowie sein edles Buch „Frauentrost". Klein, aber fein ist die Gabe dieses Herbstes: W. M. Thackerays Briefe an eine amerikanische Familie; mit einem Vorwort von Arthur Bonus. Ein Buch, das den großen Humoristen als Briefschreiber zeigt: von liebenswürdiger Geschwätzigkeit, inniger Anteilnahme, adliger Gesinnung; durch die Seiten klingt und singt es von einem seltsamen Herzensroman, von später Liebe, bis das Thema schmerzlich und entsagend verklingt. Ich liebe Thackeray ganz außerordentlich; irgend ein Roman von ihm (in den famosen Ausgaben, die Thomas Nelson & Sons auf India Paper gemacht haben) hat mich schon über Stunden hinweggetröstet, die mir sonst langweilig und ärgerlich geworden wären, Stunden in der überfüllten dritten Klasse italienischer Wartsäle, halbtaglange Eisenbahnfahrten, verregnete Sommertage, verschneite Tage im Hochgebirg: Pendennis oder Vanity Fair aus der Tasche, und du bist in einer andern Welt, in einer reichen, bunten, wogenden Welt voll Geist und Laune, voll Spott und Güte. Habe ich darum das „Braune Haus", wie der Titel dieser Briefe lautet, so gerne gelesen, trotz der nicht allzureichen Begebnisse darin? Oder war es nur das Vergnügen, den komplizierten Autor einmal so schlicht, den großen Ironiker so weich, den vielbewunderten Mann des Tages als sorgsamen Hausvater zu sehen?

Hier ist der Ort, einer anderen Briefsammlung zu gedenken, der „Briefe eines Unbekannten" (zwei Bände, Wien, Karl Gerolds Sohn). Wer ist der Unbekannte? Herr von Villers, so hieß er, hatte ein abenteuerliches Leben hinter

sich, als er in den sechziger Jahren anfing, seine von Geist sprühenden, menschlich ungemein anziehenden Briefe zu schreiben: geboren in einem russischen Kerker von einer französischen Mutter, von einer russischen Amme genährt, gerettet und geflüchtet; in Dresden erzogen, verstoßen; tags Buchdrucker, abends Elegant; brennt durch nach Paris; wird Erzieher, in der Schweiz Chemiker; reist mit Liszt; absolviert als Dreißiger ein deutsches Gymnasium; wird Prinzenerzieher, Legationssekretär in Paris, in Wien, lebt mit der feinsten Gesellschaft Europas auf gleichem Fuß, bis er, alt, erfahren, kühl und reif, seinen Freunden kostbare Briefe zu schreiben als Hauptvergnügen empfindet: Graf und Gräfin Hoyos, Herrn von Marcovics, Baron Bose, dem Freiherrn von Warsberg, der Gräfin Bertha Nako; Briefe, die zum Schatze unserer feinsten Prosa gehören.

Auch einer unserer guten Europäer, Georg Brandes, ist in die Jahre gekommen, da man liebt, rückwärts zu schauen. Zwei Bücher enthalten persönliche Erinnerungen dieses internationalen Autors: „Erinnerungen. Kindheit und Jugend“ und „Gegenden und Menschen“ (beides bei Langen in München). Es ist eine große Galerie großer Namen, durch die uns Brandes führte: fast alle bedeutenden Europäer seiner Zeit hat er gekannt, Taine, Renan, Stuart Mill, Ibsen, Björnson, Jakobsen, Villari und viele andre. Er kennt Europa: von Donatellos heiligem Georg in Florenz erzählt er (er war in Florenz an jenem denkwürdigen 20. September 1870); allerliebst plaudert er von einer lieblichen römischen Analphabetin, die ihn einst pflegte; Rom, Sabinergebirge, Siena, Neapel, Venedig, Süditalien, Sizilien, das alles zieht vorüber wie im Panorama. Ein ander Bild: Rußland! Vielleicht der interessanteste Abschnitt des Buches: voll von Tatsachen, Beobachtungen, Anekdoten, historischen und persönlichen Erinnerungen lehrt er besser als irgend ein anderes Buch, jenes geheimnisvolle, widerspruchsvolle, gewaltige Land verstehen. So bedeutend wirkt diese Partie, daß neben ihr die flüssig geschriebenen und gut beobachteten Bilder aus Frankreich, Deutschland, Finnland, Belgien und Slawisch-Oesterreich sich beinahe harmlos lesen, was sie durchaus nicht sind.

Eine neue Geschichte der deutschen Literatur ist erschienen: von Eduard Engel (Leipzig, G. Freytag). Ein empfehlenswertes Buch, um es gleich vornweg zu sagen. Engel hat auch eine Geschichte der französischen Literatur geschrieben (Leipzig, Julius Bädeker), die dem Nichtfachmann einen wirklichen Begriff von der Sache, und dem Fachmann eine Menge Anregung beut. So ist es auch mit ihrem deutschen, allerdings ungleich stattlicheren, Seitenstück. Zwei Bände: der erste, 541 Seiten stark, reicht bis Goethe; der zweite, 646 Seiten, bis in die Gegenwart. Bravo! So sieht die Stoffeinteilung eines Mannes aus, der für die Gebildeten schreibt, nicht für die Spezialisten. Was dem Buche zu besonderem Vorteil gereicht, ist, daß Engel auch die Literatur der Nachbarvölker wirklich kennt, daß er sie zum Vergleich heranzieht, wo es not tut und nützt, aber nie bei den Haaren. Als ich vor ein paar Jahren eine von Scheingelehrsamkeit (nämlich Anmerkungen, Quellenangaben und dergl.) strotzende französische Literaturgeschichte eines anderen Autors besprach, war es mir eine Erquickung, bei Engel überall herzhaftes Verhältnis zum Stoffe, wirkliche Liebe zu Männern und Werken zu finden. Denselben gesunden, frischen Eindruck machen auch diese zwei Bände. Sie sind ein Nachschlagewerk und müssen eins sein. Aber sie sind auch ein Lesebuch und ein deutsches Hausbuch. Sie bringen Proben aus den Werken, zeitgenössische und spätere Urteile, und auch des Verfassers Urteil, das allemal Hand und Fuß hat (bei manchen Werken, wie z. B. beim Nibelungenlied, setzt Engel Kenntnis des Stoffes kurzweg voraus, und dabei hat er recht). Engel gibt dem Lebenden sein Recht, ohne die Literatur der Gegenwart in Bausch und Bogen zu loben. Er ist ein verläßiger Ratgeber auf die Frage:

was ist lesenswert? So sehr man gegen den Unfug protestieren muß, auf Gymnasien u. dgl. Literaturgeschichte büffeln zu lassen — denn es ist eine dumme Schulmeisterei, Namen und Jahreszahlen von Autoren abzufragen, die der Schüler nie gelesen hat —: ebensosehr muß man wünschen, daß unsere Gebildeten von selber und gerne nach einem Buche greifen, in dem geistige Zusammenhänge gut dargestellt sind und das von der Sache einen Begriff gibt. Hier ist ein solches Buch.

Auf einen Dichter, der uns schon manch feine Gabe geschenkt hat, sei hingewiesen: Albert Geiger: Auch wer in Richard Wagners Gestaltung der Tristanmäre ein Meisterwerk dramatischer Vereinfachung und Stilisierung erblickt, wird Geigers lyrisch reich bewegtes Doppeldrama „Tristan" mit nachdenklichem Genießen lesen. Noch ungehemmter offenbart sich Geigers mächtige und stimmungsschwere Lyrik in seinen „Ausgewählten Gedichten". Man fragt sich erstaunt, wie es nur möglich ist, daß dieser wahrhafte Poet außerhalb seines Vaterlandes verhältnismäßig noch wenig bekannt ist. Unsere Komponisten, deren Liedertexte oft eine verzweifelte Verlegenheit hinsichtlich komponierbarer Dichtungen verraten, fänden hier eine Reihe wertvoller Gesänge, die nur des kongenialen Musikers harren, um volkstümlich zu werden. Was den Band vor einer Reihe vielgerühmter heutiger Erzeugnisse auszeichnet, ist ein wählerischer Geschmack, der durch keinen gespreizten Ausdruck, keine originalitätsüchtige Verzerrung die reine Linie gefährdet. Der Prosaband „Die Legende von der Frau Welt" ist ein merkwürdiger vollauf gelungener Versuch, die eigentümliche Welt mittelalterlicher Romantik wiedererstehen zu lassen, ohne falsche Naivität, in all ihrer treuherzigen Buntheit und schlichten Gefühlsinnigkeit. (Bemerkt sei noch, daß der Verlag, Bielefeld in Karlsruhe, Geigers Werke ebenso schön druckt wie ausstattet.)

Ein unerwartetes lyrisches Geschenk hat uns, vor mehr als Jahresfrist bereits, Paul Heyse beschert: Hermann Linggs ausgewählte Gedichte (Stuttgart, Cotta). Hier ist wirklich ein gutes und nötiges Werk getan worden. Lingg hatte soviel Bände Lyrik veröffentlicht, daß man anfing ihn als lyrischen Vielschreiber links liegen zu lassen. Da hat Heyse mit liebender Freundeshand aus der Fülle das Schönste gesammelt, und in einem einzigen Bande von mäßigem Umfang steht wieder der große, eigenartige, stolze Dichter Lingg vor uns, als einer der bleibt, und von dem gesprochen werden muß, wenn man von unsern großen Lyrikern spricht. Seine historischen Gedichte gehören mit ihrer grandiosen Farbenpracht und dem zwingenden Zauber ihrer edlen Form zum Wertvollsten unsres neueren Bestandes.

„Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik": nichts Geringeres verspricht Will Vesper auf dem Titel seiner Sammlung (Düsseldorf, W. Langewiesche-Brandt). Verspricht es, und hält es. Zwar ist es seine individuelle Ernte, die er heimbringt, und wer wie Ruth, die Moabitin, „Denen nachliest, so da schneiden im Felde", mag manches finden. Doch ist solch eine Auslese ein Dokument persönlicher Liebe, und kanns nicht anders sein. Will Vesper ist einer der begabtesten unsrer jungen Lyriker, und seine Sammlung, die mit dem elften Jahrhundert anhebt und bis zu Dehmel, Hofmannsthal und Dauthendey reicht, bietet um nicht einmal zwei Mark etwas in seiner Art einziges.

Fast einzig in seiner Art, denn seit Hirzels Jungem Goethe hatten wir nichts solches mehr, ist der Band „Alles um Liebe": Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens, biographisch verbunden und erläutert. (Verlag wie vorhin.) Der hier aufs glücklichste durchgeführte Gedanke, „das naive und ehrwürdige Detail eines bedeutenden Lebens" an sich wirken zu lassen, liegt offenbar in der Luft; denn den 18. Band der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung (Hamburg-Großborstel, V. d. D. D.-G.-St.) bringt ebenfalls Goethes Briefe in kleiner Auswahl, mit biographischem verbindenden Texte. Wir hatten

bis jetzt zwei Auswahlwerke aus Goethes Briefen, das eine in acht Bänden (Berlin, Elsner), das andere in sechs (Cotta). Diese neue kleine, staunenswerte billige Auswahl in zwei Bänden, die von Wilhelm Bode besorgt worden ist, darf als die beste Einführung in den reichen Schatz Goethescher Briefe gelten. Ob man sich für die erste oder die andre der hier empfohlenen Ausgaben entscheidet, hängt davon ab, ob man mehr oder weniger Detail will. Gut, in ihrer Art vortrefflich sind sie beide.

Der Raum wird knapp, und doch wäre noch so viel des Schönen anzuzeigen. So sei nur kurz, mit dem Vorbehalte genauerer Berücksichtigung im neuen Jahrgang, auf das bedeutsamste hingewiesen. Die Reihe ist bunt, altes und neues durcheinander — Gott bessers! Da sind Jakob Burckhardts tiefsinnige „Weltgeschichtliche Betrachtungen" (Berlin, Spemann): oder kommen am Ende auch sie, gleich der Griechischen Kulturgeschichte, für die erhabene Wissenschaftlichkeit der Wilamowitze „nicht in Betracht"? Desto schlimmer für die Wilamowitze. Houston Stuart Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" ist in billiger Volksausgabe erschienen (München, Bruckmann): auch so ein Buch, das für die gestrenge Wissenschaft nicht existiert: Für uns existiert das Buch, uns Dilettanten hat dieser Dilettant es vermeint, und des sind wir ihm dankbar. — Dutoit, Das Leben des Buddha (Leipzig, Lotusverlag): eine Zusammenstellung alter Berichte aus den heiligen Büchern der südlichen Buddhisten, füllt der Band eine bis jetzt fühlbar empfundene Lücke aus. — Wir haben (S. M. II, 12) die bei Dürr in Leipzig erschienene Auswahl „Goethes Philosophie aus seinen Werken" empfohlen. Der Verlag hat inzwischen „Herders Philosophie" folgen lassen, wobei die Geschichts- und Religionsphilosophie besonders eingehend berücksichtigt werden. — Mauthners Totengespräche (Berlin, Axel Junker): Homer, Goethe, der Dalai Lama, Shakespaere, Molière, Dante, Aristophanes, der heilige Petrus, Cervantes, Franciska da Rimini und ihr Paolo, Plato, Sokrates, Schopenhauer, Aristoteles, Spinoza, Hobbes, Herder, Karl August, Wieland, Friedrich Theodor Vischer, Anzengruber, Gottfried Keller und Fontane, Nietzsche und der alte Fritz, Napoleon und Bismarck — in bunter Reihe schweben die Seligen vorbei und plaudern über sehr weltliche Dinge, jeder in seiner Art. — Wer sich an den langatmigen Versen der Voßschen Uebersetzung gestoßen hat (so groß das Werk für seine Zeit auch war!), der kaufe sich Homers Odyssee in der frischen, quellklaren Verdeutschung durch Hans Georg Meyer (Berlin, Springer): eine frohe Stunde wird sein Lohn sein und das Festgefühl, den alten Vater Homer noch um einiges unmittelbarer lieben zu können. — Paul de Lagardes Deutsche Schriften (Göttingen, Horstmann) gehören in jede Bibliothek treubesorgter Schwarzseher. — Paul Mongrés fast übergeistreiches Aphorismenbuch Sant' Ilario (schon vor zehn Jahren bei Naumann in Leipzig erschienen) sei als raffiniert in Gedanken und Stil Liebhabern des letzten Nietzsche empfohlen. — Aus französischer Literatur einige Bücher für gute Europäer: Taines Graindorge; Anatole France Sur la Pierre Blanche; Jules Lemaitre, En Marge des Vieux Livres; die zwei letzten sind neu, der Graindorge schon alt und noch so wenig bekannt. — Einige reizende englische Ausgaben: Heinemans Favourite Classics: der ganze Shakespeare in vierzig überaus zierlichen Bändchen, Pippa passes von Browning, eine Auswahl aus Tennyson in sieben Bänden, Omar Khayam, — jedes Bändchen in geschmackvollem Ganzleinen, mit Titelphotogravüre sechzig Pfennig! — Ueberaus niedlich, die direkten Vorbilder des Inselverlags, sind Newnes Thin Paper Classics, jeder Band 3 Schilling 6 Pence: der ganze Shakespeare (3 Bd.), der ganze Byron (3 Bd.), Milton, Shelley, Keats, Elisabeth Browning usw.: Bände von der Größe eines Notizbuchs, durchschnittlich

900 Seiten stark, das Papier so dünn wie Zigarettenpapier aber zäh und undurchsichtig, die Einbände von vornehmem englischen Geschmacke, vorn überall eine Photogravüre — kleine Meisterwerke der Buchtechnik.

Für die Jugend: Ein Lieder- und Bilderbuch, Kling Klang Gloria genannt (Wien, Tempsky und Leipzig, Freytag). Sechsundvierzig unsrer allerbekanntesten Volkslieder mit einfachem (harmonisch manchmal zu interessantem) Klaviersatze. Dabei aber sechzehn Vollbilder auf Kunstdruckpapier, die ganz einzig sind. Paul Heyse ist davon nicht minder entzückt, wie Th. Th. Heine, Hugo von Hofmannsthal und Hugo Salus sind ebenso begeistert, wie Cornelius Gurlitt und Tschudi; Musiker wie Kapellmeister Zemlinszky, Arthur Nikisch und Alfred Grünfeld haben sich dran erfreut, und K. K. Statthalter, Ministerpräsidenten und Grafen finden es nicht unter ihrer Würde, den Künstlern, Lefler und Urban, feierlich zu bescheinigen, daß selbst alten hohen Herren dies köstliche Buch eine große große Freude gemacht hat. Die Worte Hofmannsthals bezeichnen das durchaus Neue des Unternehmens am besten: „Ich glaube auch, daß Bücher, die künstlerisch illustriert sind, in denen die Gestalten, die Kleidungen, die Architekturen von dem Trivialen möglichst entfernt sind, auch auf die Kinder selbst einen ganz unausdrückbar tiefen und in der Phantasie nachlebenden Eindruck machen. So erinnere ich mich aus meiner eigenen Kinderzeit des unvergleichlichen Eindruckes einer englischen, sehr merkwürdig und persönlich illustrierten Ausgabe von Tausend und Eine Nacht.“

In diesem Zusammenhange sei auch der Gerlachschen Jugendbücherei gedacht: Märchen von Grimm (4 Bändchen) Bechstein, Musäus und Andersen, Auswahlen aus dem Wunderhorn, aus Eichendorff, Lenau, Kopisch, Hebel, Goethes Reineke Fuchs, Stiflers Bergkrystall, Till Eulenspiegel, eine Anthologie Die Blume im Lied: alles höchst eigenartig und zum größten Teil wirklich künstlerisch illustriert. Dabei sind die Bändchen durchaus nicht teuer (Gerlach und Wiedling).

Weil gerade von Märchen die Rede ist: noch lange nicht genug sind die Dänischen Volksmärchen von Svend Grundtwig bekannt (Leipzig, Joh. Amb. Barth). (Mein Handexemplar trägt die Jahre 1878 und 1879 auf den beiden Titelblättern, also Novität ist das längst nicht mehr.) In keiner andern Sammlung lebt so stark der Reiz des Volksmärchens wie in dieser: Das grenzenlos Spannende, der starke treuherzige Humor, die herrliche Erzählungskunst! Wer kennt Die schwarze Tante? Anderthalb Dutzend zarte kurze märchenartige Geschichten, von Clara Fechner rein und kindlich erzählt, von Ludwig Richter mit Bildern geschmückt; dabei billig, und massiv gebunden (Leipzig, Breitkopf und Härtel.)

Hier ist die beste Gelegenheit, abzubrechen, und über künstlerische Kinderbücher den Fachmann sich äußern zu lassen.

München. Josef Hofmiller.

Jugendliteratur.

Seit Jahren verfolge ich nicht nur als Kunstfreund, sondern als Familienvater die neuere Jugendliteratur und habe da als ersten und unbedingt sachverständigen Richter die liebe Jugend selbst anerkennen müssen. Den Kleinen gegenüber ist man, wie es scheint, schon veraltet, selbst wenn man eben nur eine Generation älter als sie ist. Die modernen bunt illustrierten Bücher mit den unförmlichen Namen, die besonders in Schaffsteins Verlag zu Köln erscheinen, wollten mir anfänglich gar nicht recht einleuchten. Die Bilder und die Reime, die oft von Dehmel sind, dünkten mir gar zu gesucht in der Erfindung. Ich wagte nicht sie den Kindern zu geben. Aber als einmal der Versuch gemacht war, da erfreuten sie sich daran, und was wichtiger ist, sie hatten wirklich Anregung davon. Auf ein besonders schönes Kinderbuch möchte ich hier ausdrücklich hinweisen, weil es durch den schreckhaften Titel Strabantzerchen sich kaum viel Freunde machen wird. Die Bilder von Hans von Volkmann in ihrer außerordentlich feinen Tonwirkung und den klaren reinen, aber nicht scharfen Farben müssen notwendigerweise einen günstigen Einfluß auf den Geschmack der Kinder ausüben. Es ist das eine heikle Sache und im Allgemeinen neige ich dazu, daß man nicht viel an ihrem Geschmack herummodeln darf, daß vielmehr die Kinder das ihnen Zusagende selbst aufsuchen sollen, wie es ihre Eltern und ihre Vorfahren auch getan haben; aber im gegebenen Fall ist's doch ein bemerkenswerter Umstand, daß unsere lustige Jugend sich zwar noch immer am alten braven Struwelpeter erfreut und dabei einen feinen Unterschied zwischen diesem äußerst primitiven ungeschlachten, in seiner Art freilich unübertroffenen Kinderbuch und den Büchern des neuen Stils macht. Die Kleinen nehmen ein gruseliges, rein gegenständliches Interesse am Struwelpeter, ohne daß die in dem Buch so faustdick aufgetragene Moral ihnen weiter viel abgäbe. Was ein Hansguckindieluft ist, bleibt es auch, selbst wenn man ihm die betreffende Geschichte aus dem Struwelpeter auf alle Teller und Kaffeetassen malt, was nebenbei bemerkt eine wenig sinnvolle Erfindung der Neuzeit ist. Dagegen freuen sich die Kinder herzlich an den oft sehr prachtvollen Illustrationen, die eine Spezialität von Schaffsteins Verlag sind und die sich, wie man an Strabantzerchen sieht, von Jahr zu Jahr verfeinern. Es ist nicht gut anders möglich als daß sich vor solchen Büchern der Geschmack zum wenigsten in Bezug auf die Farbe verfeinern muß, gerade wie Kinder, die in der Familie nie die Gröblichkeiten einer bäurischen Aussprache hören, eine feinere Sprechweise bekommen, selbst wenn sie im täglichen Leben die rauhe Sprache des sogenannten gewöhnlichen Mannes hören. In Schaffsteins Verlag hat auch Otto Julius Bierbaum die Kasperlegeschichte Zäpfel Kern erscheinen lassen, die er frei nach einer italienischen Puppengeschichte für die schon etwas reifere Jugend verfaßt und zu der Arpad Schmidhammer die sehr netten Illustrationen geliefert hat. Die Erzählung ist an sich höchst ergötzlich, aber die Vortragsweise oft so kunstlos naturalistisch in den Redensarten eines trivialen Alltagshumors gehalten, daß der Eindruck nicht ganz rein ist.

Große Mühe um die jetzt so viel ventilierte Frage einer den modernen Bedürfnissen angepaßte Jugendliteratur gibt sich auch der Verlag von Joseph Scholz in Mainz. Er veröffentlicht nach Hans Thoma und anderen Künstlern Vorlagenbücher mit einfachen in Schwarz und Weiß reproduzierten Tierbildern und Land-

schaften, die nach der beigegebenen farbigen Ausführung von den Kleinen koloriert werden sollen. Es ist in der Tat erstaunlich zu sehen, was gut begabte Kinder, wenn sie anders die sehr reichlich nötige Geduld besitzen, in der Nachahmung solcher Vorlagen leisten; aber das System ist doch das der Eselsbrücke und eigentlich veraltet. Immerhin ist auch hier anzuerkennen, daß die Kleinen nicht mehr mit solch barbarischen, seit Jahrhunderten durchgeschleppten und durch das Alter nicht besser gewordenen Vorlagen geplagt werden wie einst ihre Eltern, und so sind diese Bücher wohl mehr empfehlenswert als die auch nicht billigeren, aber wesentlich roheren, die man sonst zu sehen bekommt. Unbedingt reizend ist trotz der sehr kleinen Illustrationen und des wunderlichen Titels: Backe, backe Kuchen, die im gleichen Verlage erschienene Sammlung von lieben Kinderreimen von Franz Jüttner. Sie hat ein sehr wackres Gegenstück in Heinrich Wolgasts Sammlung schöner alter Kinderreime im Verlag der Münchener Jugendblätter. Zum Liebenswürdigsten der neueren Kinderliteratur gehört dann Lotte Tilles Höckchen-Döckchen mit höchst glücklichen und fast unvergeßlichen Vierzeilern und Illustrationen, die von Carl Brockmüller klar und sauber im Wiener Geschmack gehalten sind. Das Büchlein ist bei Rütten und Löning in Frankfurt a. M. erschienen. Eine sonderbare Mischung im Stil der Meggendorfer Blätter mit moderner Stimmungsmalerei und voll der Drastik, die die Kinder lieben, ist Vreneli und Joggeli von Zina Wasseliew in A. Franckes Verlag zu Bern.

Es wird so viel geklagt, daß heut unseren Kindern allzuviel in Quantität und daher doch so wenig an Qualität geboten wird. Mir scheint diese Klage sehr unberechtigt zu sein. Ich beneide die Jugend von heute, daß ihr so sehr viel Anregung geboten wird und daß das auf so wenig pedantische Weise geschieht. Nur in einem Punkte wird man wohl heute etwas gar zu weit gehen. Man macht es den Kindern vielfach zu leicht und vergißt, daß sich die Kräfte nur in einer gewissen Anstrengung entfalten; doch gehört das wohl nicht hierher.

Nicht hieher gehörig ist auch das Folgende; aber in der lieben Weihnachtszeit spreche ich gern einmal von Reproduktionen nach alten Meistern, weil ich als Galeriebeamter ohnehin so oft danach gefragt werde. Es sei hier auf die sehr stattlichen und nicht teuren Imperialgravuren von Franz Hanfstängl hingewiesen, die in Zeichnung und Wiedergabe der Tonverhältnisse staunenswert viel leisten und die darum in diesen zwei Rücksichten einen sehr zuverlässigen Begriff vom Original geben. Dieser Vorzug bedeutet eine höchst anerkennenswerte Verminderung der Täuschungen, die ja bei jeder — mechanischen oder künstlerischen — Reproduktion von Kunstwerken unvermeidlich sind. Die Fortschritte der photographischen Technik überholen beinahe die Wünsche der Fachmänner.

München. Karl Voll.

Der Hexenhammer.

Da sich in neuester Zeit infolge gründlicher Forschungen und verschiedener Vorkommnisse die Aufmerksamkeit wieder lebhafter dem unglückseligen Hexenwesen des Mittelalters zuwandte, so glaubte ein Berliner Verleger ein gutes Geschäft zu machen, wenn er den berüchtigten „Malleus Malleficarum“ ins Deutsche übersetzen lasse. Das Werk erschien denn auch in 3 Bänden unter dem Titel: „Der Hexenhammer von Jakob Sprenger und Heinrich Institoris zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. Berlin, Barsdorf 1906.“ Hätte ich der Redaktion dieser Zeitschrift die Besprechung des Werkes nicht schon zugesagt, so würde ich sie nicht mehr übernehmen. Denn es ist eine Arbeit unerquicklichster Art. Nicht etwa nur deshalb, weil der Hexenhammer ein scheußliches Buch ist. Bei der außerordentlichen Wichtigkeit, die ihm zukommt, kann man ja schließlich ein gewisses Bedürfnis nach einer deutschen Bearbeitung desselben anerkennen, obschon man sich nicht verhehlen wird, daß der ernste wissenschaftliche Forscher nach wie vor das Original zur Hand nehmen, der müßige Leser aber, dem es vor allem um pikanten Sinnenkitzel zu tun ist, nicht nach einem Werke mit nahezu 800 S. greifen wird, um dann doch nicht so, wie er es gehofft, auf seine Rechnung zu kommen. Jedenfalls könnte eine deutsche Ausgabe des Hexenhammers nur dann als existenzberechtigt gelten, wenn sie wirklich eine brauchbare, wissenschaftlich gediegene Leistung darstellte. Das läßt sich nun aber von der Schmidtschen Uebersetzung durchaus nicht behaupten; sie verrät im Gegenteil eine geradezu sträfliche Leichtfertigkeit. Nur wenige Beispiele. Die Wendung des Originals (Tom. I quaest. I, edit. Lugdun. 1614, p. 11): „ignorantia crassa vel supina“ wird I, 17 „üppige und stolze Unwissenheit“ übersetzt, während doch jeder theologische ABCschütz weiß, daß diese Ausdrücke im moraltheologischen Sprachgebrauch eine grobe und schuldbare Unwissenheit bedeuten. Ein andersmal spricht das Original von einer Hexe zu Reichshofen, die sich so großen Zulaufes erfreut habe, daß der Burggraf von den Besuchern einen Zoll zu erheben beschloß, „comes castri telonei lucrum habere voluit“ (T. II q. II p. 265); Schmidt macht daraus flugs den Grafen des Schlosses Thelon (II, 189)! Wenn es im Lateinischen heißt, es habe sich jemand „solatii causa“ auf einer Wiese ergangen (Tom. II q. II p. 266), so läßt ihn Schmidt gar nach Salat(!) über eine Wiese dahinschreiten (II, 190)! Den Satz des Malleus (T. II q. II p. 282): „Sed quam vituperabile, ut barbati homines donis naturalibus et virtutum armis abiectis seipsos tueri renuunt“, findet man bei Schmidt (II, 216) übertragen: „Aber wie tadelnswert ist es, daß bärtige Männer die natürlichen Gaben und die Waffen der Tugenden wegwerfen und sich selbst zu töten ablehnen!“ Der allen Theologen geläufige Ausdruck „visio beatifica“, beseligende Anschauung (Gottes) (T. III q. XIII p. 371), wird von einem beglückenden Auge verstanden (III, 85), und die gleichfalls ganz gewöhnliche Phrase „in sacris ordinibus constituti“ (T. III q. XXVIII, p. 419) statt auf heilige d. h. höhere Weihen auf heilige Rangordnungen gedeutet (III, 168). Wenn das Original von einer „suspicio violenta“ spricht und zur Erläuterung beifügt, eine solche liege z. B. dann vor, wenn jemand einer Frauensperson die Ehe verspreche und nachher mit ihr geschlechtlich verkehre; es werde dann an-

genommen, es bestehe die Ehe und ein gegenteiliger Beweis nicht zugelassen, „quod siquis dederit fidem mulieri de contrahendo matrimonio cum ea et postea copula sequitur, matrimonium esse praesumitur et probatio in contrarium non admittitur“ (T. III q XIX p. 389), so gibt die Uebersetzung den Unsinn zum Besten, wenn jemand einer Frau sein Wort gegeben habe, die Ehe mit ihr schließen zu wollen, und später die Verbindung erfolgt, so nehme man an, die Ehe sei geschlossen (III, 168). Neben so groben Schnitzern nehmen sich die läppischen Bemerkungen, im Text stehe das Femininum statt das Masculinum oder umgekehrt — „schrecklicher, teuflischer Stil“, ruft Schmidt III, 52 entsetzt aus; vgl. III, 137, 141, 149, 199 — wirklich kindisch aus. Zum Uebersetzen mittelalterlich-scholastischer Texte gehört eben doch etwas mehr, als ein bißchen altphilologische Weisheit! Jedenfalls dürfte unser Urteil, die Schmidtsche Uebersetzung sei wissenschaftlich wertlos, nicht zu hart sein; besser keine Uebersetzung, als eine falsche.

Herr Schmidt begnügt sich aber nicht, den Hexenhammer zu übersetzen; er schickt ihm eine Einleitung voraus, in der er es fertig bringt, ihn halbwegs in Schutz zu nehmen. Er findet nämlich, daß man im allgemeinen über seine Verfasser wie über seinen Inhalt zu hart, vor allen Dingen zu einseitig geurteilt habe; und in dem von der Verlagshandlung ausgegebenen Reklamezettel heißt es gar, die Uebersetzung wolle zugleich eine Art Ehrenrettung sein. Gelehrte, wie Hauber, Horst u. a. hätten in zum Teil recht drastischer Form die katholische Kirche für den Hexenhammer und Hexenglauben verantwortlich zu machen gesucht und keine Gelegenheit versäumt, derselben eines zu versetzen. Das sei einseitig, ungerecht und unhistorisch; „denn der Hexenglaube war damals, wie Tacitus sagen würde, saeculum, und ward von Katholiken und Protestanten redlich geteilt, wie denn ja auch Luther stark im Teufelsglauben war: es ist eben jeder, auch der größte, ein Sohn seiner Zeit und seines Landes“.

Derlei Reinwaschungsversuche übertreffen an Leichtfertigkeit womöglich noch die Uebersetzung. Als ob man über ein so schmachvolles Buch, wie es der Hexenhammer ist, je zu hart urteilen könnte, und die Sprachen aller Völker Worte genug hätten, um das unsägliche Elend zu beschreiben, das es angerichtet hat. Schmidt gibt ja selbst zu, daß sich der Hexenhammer durchaus auf den Schriften der Kirchenväter, Scholastiker und anderer theologischer Autoren aufbaue und nur als der Schlußstein eines Gebäudes erscheine, an dem viele Jahrhunderte gearbeitet haben; und seit den bahnbrechenden Forschungen eines Siegmund Riezler und Josef Hansen ist es über allen Zweifel erhaben, daß die mittelalterliche Kirche die Verantwortung für den Hexenwahn trifft. Es ist ganz und gar unrichtig, daß der Hexenglaube, wie Schmidt meint, zur Zeit des Hexenhammers saeculum gewesen sei; gerade der Hexenhammer selbst beweist unwiderleglich, daß es noch damals Leute genug gab, die von diesem schauerlichen Wahne nichts wissen wollten (vgl. I, 3. 14 ff. 63; II, 39. 88); sie wurden aber von fanatischen Inquisitoren, die an der Ausbildung des Hexenglaubens mit zäher Beharrlichkeit arbeiteten, solange als der Ketzerei verdächtig gebrandmarkt, bis alle vernünftige Ueberlegung erstickt, aller Widerspruch zum Verstummen gebracht war. Es wäre nun Sache des heiligen Stuhles gewesen, dem fluchwürdigen Treiben bornierter Inquisitoren Einhalt zu tun, die Gläubigen über das Unchristliche aller Hexenfurcht zu belehren und der gesunden Richtung zum Siege zu verhelfen. Statt dessen war es gerade der heilige Stuhl, der sich zu Gunsten des gräßlichsten Irrwahns erklärte und die Verfolgung der angeblichen Hexen billigte. In seiner berüchtigten Hexenbulle „Summis desiderantes“ vom 5. Dezember 1484 gab Papst Innozenz VIII. den Vorstellungen der Inquisitoren

Sprenger und Institoris vollständig darin recht, daß es 1) Zauberer beiderlei Geschlechtes gebe und 2) daß diese a) mit Dämonen Unzucht trieben, b) alle möglichen Frevel verübten, c) ihren christlichen Glauben verleugneten, d) noch zahllose andere Schandtaten begingen. Diese Bulle, durch den Druck sofort massenhaft verbreitet, richtete unermeßliches Verderben an. Sprenger und Institoris, die sie veranlaßt hatten, gaben sie dem von ihnen verfaßten Hexenhammer als Vorwort bei, auf sie beriefen sie sich ausdrücklich, mit ihr, der Entscheidung der höchsten kirchlichen Lehrautorität, schlugen sie allen Widerstand nieder und es stand fortan für die abendländische Christenheit fest, daß an der Ruchlosigkeit der Hexen nicht mehr zu zweifeln und keine Maßregel zur Ausrottung dieser teuflischen Pest zu verschmähen sei. Die päpstliche Hexenbulle gab den eigentlichen Anstoß zur Ausarbeitung derjenigen Schrift, die zu den verderblichsten Erzeugnissen der gesamten Weltliteratur zählt, eben des Hexenhammers; Bartholomäus de Spina, Magister s. Palatii maß die Verantwortung für alle Hexenprozesse der Inquisitoren ausdrücklich dem heiligen Stuhle zu. Man kann sich auch nicht darauf hinausreden, daß ja die Protestanten den Hexenwahn mit den Katholiken geteilt und mit diesen in unmenschlicher Mordwut gewetteifert hätten. Denn die Protestanten übernahmen den Hexenglauben als unseliges Erbstück der Weltanschauung, in der sie geboren und aufgewachsen waren, einer Weltanschauung, die durchaus das Gebilde der katholischen Kirche des Mittelalters war. Je mehr nun aber diese Kirche, je mehr der päpstliche Stuhl als ihr Oberhaupt den Anspruch erhob, im Vollbesitz der von Christus selbst seiner Kirche anvertrauten göttlichen, untrüglichen Wahrheit, vom heiligen Geiste geführt und geleitet und vor allem Irrtum bewahrt, zur Belehrung der Menschheit in den höchsten Glaubens- und Sittenfragen berufen zu sein, umsomehr fällt dieser Kirche und ihrem Oberhaupte die unabweisbare Verantwortung für die getroffenen Lehrentscheidungen und insbesondere für den entsetzlichen Irrwahn des Hexenwesens zu, den es nicht bloß duldete, sondern direkt guthieß und förderte. Und dabei kommt ihm nicht einmal die Entschuldigung zu gute, in die allgemeinen Zeitanschauungen verstrickt gewesen zu sein. Denn wer sich die Prärogative beilegt, zur Säule und Grundfeste der Wahrheit und zum unfehlbaren Lehrer und Hirten der Völker bestellt zu sein, der darf dem Zeitgeiste, den er leiten und richten soll, nicht selbst verfallen, von der Zinne der Zeiten aus, hoch über dem Getriebe und den verblendeten Leidenschaften der rasch vergänglichen Menschen in ewig unwandelbarer Ruhe seines übermenschlichen Amtes waltend, muß er, unbeirrbar vom Geschrei des Tages, die mahnende Stimme erheben und die Völker auf den Weg zum gelobten Lande ihrer himmlischen Bestimmung weisen. Dieser von ihm selbst beanspruchten erhabenen Sendung hat sich das Papsttum nicht gewachsen gezeigt; das ist die ungeheure Lehre, die sich aus der Geschichte des Hexenwesens ergibt. Statt den Zeitgeist zu beherrschen, ist es ihm selbst erlegen; es hat die grauenhaften Greuel mit auf dem Gewissen, die der Hexenwahn gezeitigt hat. Wie sehr geschäftige Bedientenseelen sich bemühen mögen, es schön zu färben, — eitle Mühe; das Blut zahlloser Unglücklicher klebt ihm an und mit Lady Macbeth mag es sprechen: Fort, verdammter Fleck, fort, sag ich. Was? wollen diese Hände nicht mehr rein werden?

München. Albert Schäffler.

Antrittsvorlesung Schrempfs an der Stuttgarter Technischen Hochschule.

Aus Stuttgart wird uns geschrieben:

Es wird einer späteren Zeit schwer verständlich sein, warum Schrempf als Nachfolger für den Lehrstuhl, den Fr. Th. Vischer innegehabt, nicht bestätigt worden ist. Zugleich werden aber unsere Nachfahren die alte Erfahrung bestätigen, daß im Reiche des Geistes und Gedankens äußere Macht keine Waffen hat, gegen die gefährlichste Gegnerschaft, gegen die Meisterin Zeit, anzukämpfen. Im Grunde kann man also bei jedem Mißerfolg eines bedeutenden Menschen ganz ruhig bleiben; seine Stimme dringt wie der natürliche Schall durch jeden Zaun und jede Wand, die gegen den Eindringling verwahren sollen. Auf der andern Seite aber dürfen wir uns aufrichtig freuen, daß unserem bedeutendsten zeitgenössischen Denker, der außerdem zufällig unser Landsmann ist, die Möglichkeit gegeben wurde, wenigstens als Privatdozent auf die heranreifende Jugend und auf alle zu wirken, die sich herkömmlicher Weise an gewissen Vorlesungen der Technischen Hochschule beteiligen können. Der Andrang zur gestrigen Antrittsrede über „Gemeinverständlichkeit als Aufgabe der Philosophie“ war groß; der Besuch der Vorlesungen selbst entspricht dem Beginn. Schrempf verbindet mit der unzersplitterten Schärfe des Denkens und der genialen Klarheit des Anschauens eine hervorragende Kraft der Mitteilung; als ein Charakter von antiker Tapferkeit im Denken und Handeln eignet er sich zu dem, was uns wirklich nottut, nämlich zu Amt und Beruf eines echten Volkserziehers.

Schrempf begrüßt die Bestrebungen sogenannter Popularisierung der Wissenschaften mit zwei Vorbehalten: vorsichtig zu sein, wo die Fortschritte mit jener Zuversicht gerühmt werden, die jede zweifelnde Nachprüfung wie eine Beleidigung zum voraus ins Unrecht setze. Und zweitens auch denen zu mißtrauen, die durch Bekanntgabe neuester Errungenschaften mehr die Neugier als das Nachdenken befriedigen. „Die Männer der Wissenschaft scheinen je und je zu schwach, dem üblen Geschmack eines Publikums zu widerstehen, das von der Arena der Wissenschaft ähnliche Ueberraschungen erwartet, wie von der Arena des Zirkus.“ Lebensfragen der Philosophie werden von derartigen Spezialergebnissen niemals berührt. Der Laie brauche deshalb in keiner Weise dafür oder dagegen Stellung zu nehmen; würde dies allgemein beachtet, so könnte eine Menge unnützer Parteibildungen (z. B. in Fragen der Deszendenzlehre) vermieden werden.

Schrempfs lichtvolle, überzeugende Ausführungen bejahten die Gemeinverständlichkeit als Aufgabe der Philosophie und erhärteten die Möglichkeit ihrer Lösung. Von einem Lehrer, der so großen Wert legt auf Selbständigkeit der Welt- und Lebensanschauung, braucht kein Zuhörer die Unterdrückung der Selbständigkeit zu befürchten. Vielmehr zeigt ihm Schrempf, wie aus der eigenen inneren und äußeren Erfahrung eines jeden die selbständige Persönlichkeit gewonnen werden könne.

Wäre wissenschaftliche Vorbildung unentbehrlich zum philosophischen Nachdenken, so käme nur ein Universalgenie zum Philosophieren. „Da keine künstliche (wissenschaftliche) Erweiterung der Erfahrung den Schwerpunkt unseres Wissens von der Welt verrücken kann, dieser vielmehr immer in dem Wissen bleibt, das

wir selbst durch Erfahrung erworben, erlebt haben: so genügt auch das, was jeder Laie mit seinen Sinnen und seinem Gemüt erleben kann, als Grundlage für die philosophische Betrachtung der Welt."

Das Bewußtwerden der Erfahrung sei aber schwierig. Denn die wirkliche Erfahrung sei immer unklar und meist verquickt mit einer Deutung, die aus der Umwelt oder aus der Erziehung zufließe. Die Philosophie dürfe nicht von der rohen, sondern müsse von der reinen Erfahrung ausgehen. Insbesondere sei, was man religiöse Erfahrung nenne, zu allermeist nur kirchliche Erfahrung.

Erst wenn die elementaren Bewegungen des Lebens in das helle Licht des Bewußtseins gerückt seien, könne die Philosophie ihre eigentlichen Aufgaben in Angriff nehmen. Dabei betont Schrempf den Vorrang der Anschauung vor dem Begriff, dessen Herrschaft in der Philosophie unfruchtbar gewesen sei. Vor allem habe man die bequeme, mit Fremdwörtern gespickte Schulsprache zu vermeiden. Auch das sei gründlich zu erwägen, in welcher Weise man die Geschichte der Philosophie verwerte, die mit der Philosophie selbst immer wieder verwechselt werde.

Wie man sieht, gipfeln Schrempfs Leitsätze darin, die Philosophie vom Betrieb der Einzelwissenschaften loszulösen — eine wahre Erlösung für alle, die aus unklaren Begriffen zur Klarheit streben! Wir konnten Schrempfs Gedankengänge nur im knappsten Auszug wiedergeben. Die Antrittsrede wurde in Frommanns Verlag (E. Hauff, Stuttgart) veröffentlicht. Sie enthält ausführlichere Nachweise über die Unabhängigkeit der Philosophie, als sie Schrempf in einer kurzen Rede vortragen konnte. An Reichtum, Klarheit und Anschaulichkeit der Gedanken steht diese Arbeit den bisherigen Veröffentlichungen Schrempfs ebenbürtig zur Seite. Auch noch ein anderes Buch wird demnächst von ihm erscheinen, nämlich die Fortsetzung des großangelegten Werkes über Goethe.

Sonnenforschung und Sonnenfinsternisse.

Es gibt nicht viele Naturerscheinungen, die die allgemeine Aufmerksamkeit in so hohem Grade auf sich ziehen, wie totale Sonnenfinsternisse.

Versuchen wir einmal, eine solche im Geiste mitzuerleben!

Langsam schiebt sich die völlig dunkle, vorher also nicht sichtbare Mondscheibe — Sonnenfinsternisse können nur bei Neumond eintreten — von Westen her über das strahlende Tagesgestirn. Noch ist es indessen völlig taghell, noch erfreut sich die gesamte Natur des lachenden Sonnenscheins. Immer kleiner aber wird die leuchtende Sichel am Himmel, das volle, grelle Tageslicht weicht allmählich dem milderen Lichte der ersten Morgen- oder Abendstunden. Nun noch ein ganz schmales Segment, ringsum Abendstimmung und Dämmerlicht. Plötzlich ist auch die letzte feine, durch die Unebenheiten des Mondrandes in eine leuchtende Perlenschnur aufgelöste Lichtlinie erloschen, an die Stelle der Sonne

ist die von mildem, gelblich weißem Lichte umflossene, tiefschwarze Mondscheibe getreten, neben der die helleren Fixsterne oder die etwa in der Nähe stehenden Planeten aufleuchten. Auf Erden aber eine bald mehr, bald weniger intensive Dunkelheit, gemildert durch einen den ganzen Horizont umsäumenden, fahlen, ins Orange-rötliche spielenden Lichtschein, der sich vom tiefdunklen Himmel scharf abhebt und von den außerhalb des Mondschattens liegenden, beleuchteten Teilen unserer Atmosphäre herrührt.

Die Pflanzen haben ihre soeben noch dem Tagesgestirn zugewendeten Blätter und Blüten geschlossen; die Tiere, namentlich die Vögel, die schon vor Eintritt der totalen Verfinsterung ängstlich hin- und herflatterten, suchen ihre nächtlichen Ruhestätten auf. Angst und Schrecken malen sich in gleicher Weise auf dem Antlitz des auf niedriger Kulturstufe stehenden Menschen. Mit möglichst viel Lärm und Geschrei sucht der Mongole und Malaye den bösen Drachen oder Tiger zu verscheuchen, der die Sonne verschlingen will, wogegen der sanftere Inder, bis an den Hals im Wasser stehend, Gebete murmelt, in denen er um die Errettung der segenspendenden Sonne aus den Klauen des bösen Zauberers fleht, der sie zu vernichten sich anschickt. —

Rasch und erheblich sinkt die Temperatur, nicht selten tritt Taubildung ein. Häufig erhebt sich ein kühler, dem vorwärtsschreitenden Mondschatten folgender Wind, der „Finsterniswind", der eben den innerhalb und außerhalb des Totalitätsgebietes bestehenden Temperaturunterschieden seine Entstehung verdankt und sie auszugleichen sucht. Im unsicheren Zwielicht lassen sich, besonders in der Nähe der Grenzen der Totalitätszone, eigentümliche wellenförmige Schattenbildungen, die sogenannten „fliegenden Schatten", unterscheiden, die mit mäßiger Geschwindigkeit, sich beständig erneuernd, über das Gelände hinschreiten.

Tief und unauslöschlich ist nach den Zeugnissen aller, denen es vergönnt war, das großartige Naturschauspiel mitzuerleben, der Eindruck, den es auf den geistig höherstehenden Menschen ausübt. Was Wunder, daß er ohne Zögern große Opfer an Zeit und Geld bringt, daß er weder Entbehrungen noch Strapazen scheut, um des unvergleichlichen Anblicks, den eine totale Sonnenfinsternis samt den sie begleitenden Erscheinungen bietet, teilhaftig zu werden. Und daß vollends der Astronom, der Astrophysiker und Sonnenphysiker hier an der Spitze marschieren, hat seinen guten Grund — sind wir doch einstweilen noch weit davon entfernt, über die physische Beschaffenheit unseres Zentralgestirns, sowie über die Gesetze, die auf ihm wirksam sind, uns eine nur halbwegs sichere Vorstellung zu machen! Und die wenigen Bausteine, die bis jetzt zusammengetragen werden konnten, um ein Bild über die Konstitution der Sonne zu konstruieren, sind fast ohne Ausnahme gelegentlich der Beobachtungen totaler Sonnenfinsternisse gewonnen worden.

Schon im achtzehnten Jahrhundert, nach anderer Version sogar schon im Mittelalter, kannte man die Korona, jenen milden, silberglänzenden, strahlenförmigen Lichtschein, der nach völliger Verdunklung der Sonne sichtbar wird; systematische Beobachtungen und Zeichnungen ihres Aussehens wurden aber erst gelegentlich der totalen Sonnenfinsternis vom Jahre 1842 gewonnen. Ihr Wesen, der Stoff, aus dem sie besteht, ist uns heute noch so gut wie unbekannt; wir wissen noch nicht einmal sicher, ob sie in eigenem Lichte glänzt, oder ob sie uns lediglich reflektiertes Sonnenlicht zusendet oder ob — was nach allem die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat — beides der Fall ist. Zwar hat man der charakteristischen grünen Linie, die neben einer Reihe von anderen hellen Linien im Spektrum der Korona vorkommt, den Namen „Koroniumlinie" gegeben — das Element Koronium aber konnte bis zum heutigen Tage weder auf der Sonne, noch auf der Erde nachgewiesen werden. Auch der Verlauf der Intensitätsabnahme des Koronalichtes vom Sonnenrande aus ist noch keineswegs festgestellt.

Es kommt noch dazu, daß auch die Gestalt der Korona, der rein äußerliche Anblick, den sie im Fernrohr oder auf der lichtempfindlichen Platte bietet, von einer Finsternis zur andern erheblich wechselt: bald umgibt sie die Sonne ringsum in nahezu gleicher Breite gleich einem Heiligenschein, bald zeigen sich breite, weit in den Weltenraum hinausragende Strahlenbüschel in der Nähe des Aequators der Sonne oder ihrer beiden Pole oder endlich in mittleren Lagen. Für die in neuerer Zeit mehrfach ausgesprochene Vermutung, daß ein Parallelismus zwischen der elfjährigen Periode der Sonnenfleckenhäufigkeit und der Gestalt der Korona bestehe, konnte bis jetzt ein zwingender Beweis nicht erbracht werden.

Ein anderes Phänomen, das gleichfalls 1842 zum erstenmal mit Sicherheit wahrgenommen und näher beschrieben, sowie auch zeichnerisch festgehalten wurde, ist das der Protuberanzen: rosenfarbiger Flammen, die oft bis zur Höhe von vielen Tausenden von Kilometern vom Sonnenrande aus emporlodern. Erst 1860 glückte es Bruhns durch längere Beobachtung einer Protuberanz während einer totalen Sonnenfinsternis den Nachweis zu erbringen, daß diese seltsame Erscheinung der Sonne nicht dem Monde angehört; 1868 konnte Janssen nicht nur ihr lediglich die hellen Linien des glühenden Wasserstoffes zeigendes Spektrum feststellen, sondern es gelang ihm auch, über die Dauer der Finsternis hinaus, also bei vollem Tageslichte, die hellen Linien der Protuberanzen im Spektroskop wahrzunehmen und Zöllner hat, sogar noch etwas früher, eine Methode angegeben, die es gestattet, nicht nur das Spektrum der Protuberanzen, sondern diese letzteren selbst auch ihrer Gestalt nach mit Hilfe des Spektroskops jederzeit zu beobachten. Die Protuberanzen entspringen, wie wir wissen, einer über der uns sichtbaren Sonnenoberfläche, der Photosphäre, sich ausbreitenden gasförmigen Hülle (Sonnenatmosphäre) von gleichfalls zartroter Färbung, der Chromosphäre, deren Spektrum wie das der Protuberanzen im wesentlichen die hellen Linien des glühenden Wasserstoffes und einiger Metalle, namentlich des Calciums und Heliums, zeigt.

In der untersten Schicht der Chromosphäre dagegen treten die hellen Linien glühender Metallgase in großer Zahl auf. Das gewöhnliche Sonnenspektrum zeigt bekanntlich außer dem kontinuierlichen Farbenband gleichfalls zahlreiche, aber dunkle Linien — die Fraunhoferschen Absorptionslinien. Und da ganz dieselben Linien in der untersten, der Photosphäre am nächsten liegenden Schicht der Chromosphäre, wie eben erwähnt, hell erscheinen, hat man dieser untersten Schicht den Namen „umkehrende Schicht" gegeben. Die Beobachtung ihres Spektrums, das begreiflicherweise nur bei totalen Sonnenfinsternissen und auch da nur während der wenigen Sekunden vor Beginn und nach Beendigung der Totalität sichtbar wird, gleichsam aufblitzt, des „Flash"-Spektrums, ist in mehrfacher Hinsicht von größter Wichtigkeit.

Der Astronom wäre indessen übel daran, wenn er gezwungen wäre, die während dieses kurzen Zeitraums im Spektroskop sich bietenden Erscheinungen mit dem Auge zu erfassen und, zunächst wenigstens, im Gedächtnis festzuhalten; er läßt an beider Stelle die photographische Platte treten, deren Anwendung auf die während einer totalen Sonnenfinsternis eintretenden Erscheinungen erstmals im Jahre 1851 erfolgte. Der weitere Ausbau der Himmelsphotographie, sowie der Spektrographie, hat dann zusammen mit den bei den totalen Sonnenfinsternissen gesammelten Erfahrungen im letzten Jahrzehnt zu einer solchen Vollkommenheit der photographischen Aufnahmen geführt, daß es gegenwärtig keine wesentlichen Schwierigkeiten mehr bietet, den Gesamtkomplex der in rascher Folge sich abspielenden Erscheinungen unbeeinflußt durch individuelle Auffassung und manuelle Geschicklichkeit des Beobachters auf der photographischen Platte festzuhalten.

Von all den sonstigen Problemen, die hinsichtlich der Frage nach der physischen Beschaffenheit der Sonne noch zu lösen sind, eingehender zu sprechen, würde hier wohl zu weit führen. Nur beiläufig sei noch bemerkt, daß in neuester Zeit Julius die Protuberanzen nicht als tatsächliche Eruptionen glühender Gase betrachtet, die vom Sonnenrand aus nicht selten mit enormer Geschwindigkeit und bis zu außerordentlich großen Höhen emporgeschleudert worden sein müssen, sondern vielmehr als die Folge von anomaler Lichtbrechung auf der Sonnenoberfläche.

Im letzten Jahrzehnt war die Gelegenheit, durch die Beobachtung totaler Sonnenfinsternisse die Sonnenforschung zu vertiefen und auf eine breitere Basis zu stellen, eine verhältnismäßig günstige: nicht weniger als sechs solche Finsternisse fanden innerhalb des genannten Zeitraums statt, die fast sämtlich gute Beobachtungsgelegenheit boten und demgemäß zu einer fast überreichen Ernte an Beobachtungsmaterial führten. Die gleiche Zahl von totalen Sonnenfinsternissen wird der Vorausberechnung nach in den nächsten sechs Jahren stattfinden, ja, mit Hinzurechnung zweier ringförmiger, nur ganz kurze Zeit totaler Sonnenfinsternisse wird es deren bis zum Herbst 1912 sogar 8 geben.

Aber praktisch genommen fällt in diesen Zeitraum doch nur eine einzige totale Sonnenfinsternis, deren Beobachtung einige Aussicht auf Erfolg verspricht, nämlich die am 14. Januar 1907, also in wenigen Wochen stattfindende. Bei den übrigen ist teils die Totalitätsdauer zu kurz, teils fällt die Schattenspur des Mondes — die Totalitätszone — auf äußerst schwer oder gar nicht zugängliche Gegenden oder überhaupt nicht auf festes Land.

Die totale Sonnenfinsternis vom 14. Januar nächsten Jahres beginnt in 41° östlicher Länge (v. Grwch.) und 50° nördlicher Breite um 6 Uhr 12,4 Min. vormittags (mitteleuropäische Zeit) und endigt bei 131° östlicher Länge und 57° Nordbreite um 7 Uhr 59,1 Min. vormittags — woraus hervorgeht, daß wir in München von dieser Sonnenfinsternis, selbst bei völlig klarem Wetter, nicht das geringste wahrnehmen können, weil hier die Sonne am 14. Januar erst um 8 Uhr 3 Min. (mitteleuropäische Zeit) aufgeht.

Der Kernschatten des Mondes trifft hiernach die Erdoberfläche zum erstenmal im Norden des Schwarzen Meeres zur Zeit des Sonnenaufgangs, er überschreitet zunächst den nördlichsten Teil des Kaspischen Meeres, geht dann hart südlich am Aralsee vorüber durch West- und Ostturkestan, durchquert hierauf, nach Nordosten abbiegend, die Wüste Gobi, um mit Sonnenuntergang in der nördlichen Mongolei die Erde wieder zu verlassen. Die Totalitätszone verläuft diesmal also ausschließlich auf dem Festland; an der breitesten Stelle, nahe bei Tschertschen (Cherchen) in Ostturkestan, überspannt sie einen Streifen von reichlich 200 km Breite. Dennoch beträgt die größte Dauer der totalen Verfinsterung nur etwas mehr, als 2 ½ Minuten.

Daß auf dem gegen 10000 km langen Wege, den der Mondschatten auf der Erdoberfläche zurücklegt, ziemlich zahlreiche kleinere und größere Orte innerhalb der Totalitätszone, bezw. der Zentrallinie der Finsternis sehr nahe liegen, braucht kaum besonders erwähnt zu werden; Schwierigkeiten bietet in den gering bevölkerten, wenig kultivierten Gegenden, die hauptsächlich in Betracht kommen, wohl hauptsächlich der Transport der Beobachter und ihres begreiflicherweise umfangreichen und schweren Gepäcks. Am günstigsten liegen in dieser Beziehung eine Reihe von Orten in Westturkestan, wie Tschimbai, Djisak, Saamin, Uratjube, Nau, Sanku, Andischan u. a., die sämtlich von Taschkent aus relativ

leicht erreichbar sind. Günstige Beobachtungsgelegenheiten bieten ferner die ostturkestanischen Orte Posgam, Yarkand und Tschertschen, sowie Sair-ussu in der Mongolei. Taschkent besitzt eine Sternwarte und ist, wie auch Andischan, Station der russisch-zentralasiatischen Eisenbahn. Für europäische Beobachter dürfte die Benutzung des Schienenweges Berlin—Warschau—Moskau—Samara—Orenburg—Taschkent, für die Amerikaner dagegen die Route via Konstantinopel, Schwarzes Meer, Tiflis, Kaspisches Meer, Bokhara, Samarkand am schnellsten und bequemsten zum Ziele führen.

Die klimatologischen Verhältnisse der am meisten in Betracht kommenden Gebiete sind nicht so ungünstig, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist. Die mittleren Monatstemperaturen sind nach Hann für

	Meereshöhe	Dezember	Januar	Februar
Taschkent (Westturkestan)	480 m	+ 1,5°	— 0,6°	— 0,4°
Luktschun (Ostturkestan)	— 17 „	— 7,6	— 10,3	— 2,8.

Die entsprechenden Zahlen für München: — 1,6°, — 3,0° und — 1,1° sind von den obigen, insbesondere von denen Taschkents, nicht wesentlich verschieden. Dagegen sollen die Aussichten auf klares Wetter in den vom Mondschatten durchzogenen Gegenden nach statistischen Erhebungen der Taschkenter Sternwarte um die kritische Zeit nicht besonders günstige sein.

Aber weder diese Verringerung der Aussicht auf gutes Wetter, noch die zu erwartenden Strapazen werden es verhindern, daß am nächsten 14. Januar eine Reihe von Expeditionen — aus Hamburg ist eine solche wohl bereits unterwegs — innerhalb des Totalitäsgebietes das schöne, für eine bestimmte Gegend leider viel zu selten eintretende Naturschauspiel mit Spannung verfolgen wird.

Möge ihnen allen ein voller Erfolg beschieden sein!

Karl Oertel.

Zur Alkoholfrage.[1])

Das Erscheinen der beiden erstgenannten Bändchen kann man auch dann mit voller Genugtuung begrüßen, wenn man nicht auf dem Standpunkte der völlig Abstinenten steht. Sie verdanken ihre Entstehung den wissenschaftlichen Kursen, welche der Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus in den Jahren 1904 und 1905 in Berlin abhalten ließ und an denen, wie der verdiente Vorsitzende des Verbandes, von Strauß und Torney in seinen einleitenden Be-

[1]) Der Alkoholismus, seine Wirkungen und seine Bekämpfung, herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. 2 Bände gebd. à ℳ 1.25. Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin. Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". — W. Pfaff, Die Alkoholfrage vom ärztlichen Standpunkte. 2. Auflage. Preis ℳ 1.20. München 1906, Verlag Ernst Reinhardt.

merkungen ausführt, 344 Personen teilnahmen. Die große Mehrzahl der Zuhörer, nämlich 307, waren allerdings aus Berlin selbst. Die beiden Bändchen enthalten einen Teil der Vorträge, welche in den Kursen gehalten wurden, und man darf ihnen die Anerkennung nicht verweigern, daß sie ihren Zweck vollauf erfüllt haben, nämlich denjenigen, welche eine führende Rolle in der Alkoholbewegung zu spielen berufen sind, das nötige wissenschaftliche Rüstzeug an die Hand zu geben. Es ist klar, daß sich auf einem relativ so beschränkten Gebiete Wiederholungen nicht gut vermeiden lassen, auch wenn der Gegenstand von verschiedenen Seiten aus beleuchtet wird. Immerhin wäre es bei der Herausgabe der Vorträge nötig gewesen etwas zu kürzen, und namentlich einige Statistiken, die in allen Vorträgen wiederkehren, teilweise zu streichen. Die häufige Anführung gewisser Zahlen erweckt zu leicht den Eindruck, daß das Tatsachenmaterial spärlicher vorhanden ist als es tatsächlich der Fall ist und die Lektüre der beiden Bändchen wirkt dadurch etwas ermüdend. Manche der Ausführungen bieten für den auf dem Gebiete der Alkoholbekämpfung Bewanderten nicht gerade viel Neues. Andere aber müssen geradezu als eine hervorragende Leistung bezeichnet werden. In erster Linie möchte ich hier die Aufsätze von Wilhelm Weygandt „Der Alkohol und das Kind“, sowie von Dr. Georg Keferstein „Der Alkoholismus und der Arbeiterstand“ bezeichnen. Weygandt hat sich vor allem in durchaus sachlicher Weise bemüht, alles das, was man über die Wirkungen des Alkoholismus auf die Nachkommenschaft weiß, aus Statistiken und experimentellen Untersuchungen zusammenzutragen und das Bild, welches er uns entrollt, bleibt düster genug, auch wenn wir einige unsichere Facta ausmerzen. Die eine Tatsache, daß eine Frau, mit einem Trinker verheiratet, körperlich und geistig mangelhafte Kinder, dann aber mit einem nüchternen Menschen verheiratet, gesunde Kinder gebar, spricht Bände! Auch dem, was Weygandt zu Ungunsten der Verabreichung von Alkohol an Kinder anführt, wird jeder billig Denkende nur beistimmen können, auch wenn man nicht so weit geht, wie W. es verlangt, daß jede Verabreichung von Alkohol an Kinder als fahrlässige Körperverletzung bestraft werde. Jedenfalls ist das Beweismaterial, mit dem er arbeitet, ein überzeugenderes, als dasjenige, welches sein Mitarbeiter Professor Dr. K. A. Martin Hartmann zu seinem Vortrage über die Aufgaben der Schule im Kampf gegen den Alkoholismus benützt hat. Da tauchen wieder Statistiken auf, die in ihrer Kürze keinen denkenden Menschen und am allerwenigsten einen Arzt befriedigen können. Welcher sachlich denkende Arzt kann aus der Tatsache, daß die abstinenten Rechabiten im Bezirke von Bradford in 10jährigem Durchschnitt eine Krankheitsdauer von 7 Tagen 1/2 Stunde (!) pro Mitglied im Jahr, die mäßig trinkenden Oddfellows dagegen eine solche von 11 Tagen 8 3/4 Stunden hatten, ohne weiteres den Schluß ziehen, daß die Widerstandsfähigkeit gegenüber Erkrankungen bei den Abstinenten um 38 % größer ist als bei den mäßigen Trinkern! Zum mindesten gehört doch die Angabe dazu, ob beide Vereinigungen sich aus den gleichen sozialen Schichten zusammensetzten und welchen Berufen die Mitglieder angehörten. Manche von Hartmanns Forderungen sind so selbstverständlich, daß man sich über die besondere Hervorhebung derselben eigentlich nur wundern kann: daß ein Bierfrühstück in der Schule unterbleiben sollte, müßte sich eigentlich jeder halbwegs gebildete Mensch, insbesondere ein Lehrer, selbst sagen, und ebenso selbstverständlich ist es, daß in den Internaten, mag es sich um Präparandenanstalten oder Gymnasialinternate handeln, der Alkoholgenuß wenigstens für die heranwachsende Jugend ausgeschlossen sein muß. Leider muß man Hartmann recht geben, daß noch immer unsere Kongresse gerade in Deutschland unter dem Zeichen des Alkoholgenusses stehen, stark im Gegensatze zu anderen Ländern, wo bei solchen Gelegenheiten höchstens am Abend, nach Beendigung der gemeinsamen Arbeit, in fröhlicher Tafelrunde ein Glas

Wein getrunken wird. Es wäre in der Tat dringend wünschenswert, wenn namentlich die Stadtverwaltungen bei ihren offiziellen Empfängen der Kongresse den Alkohol etwas mehr in den Hintergrund treten ließen. Es ist geradezu sinnlos, von den Einwohnern einer Stadt zu verlangen, daß sie auf ihre Kosten fremden — und häufig recht wohlhabenden — Gästen üppige Diners geben. Gewiß wird man Hartmann auch beistimmen, wenn er vor allen Dingen eine richtige Belehrung der Schüler über die Gefahren des Alkoholismus fordert. Aber es fragt sich nur, ob unser heutiger Lehrerstand überhaupt dazu befähigt ist. Zunächst mangelt es den Lehrern in Deutschland größtenteils an einer hygienischen Ausbildung, und damit auch an dem nötigen Verständnis, die Alkoholfrage sachgemäß zu behandeln. Hartmann selbst liefert dafür den besten Beweis: von den 45 Seiten seiner Abhandlung sind knapp 3 Seiten den körperlichen Uebungen als Kampfmittel gegen den Alkoholismus gewidmet. Dabei muß jeder Hygieniker zugeben und die Erfahrung des täglichen Lebens beweist es, daß wir hier das mächtigste Rüstzeug gegen den Alkoholmißbrauch in der Hand haben. Und wie bescheiden ist H. in dem, was er von der Schule als Unterstützung für die körperlichen Uebungen fordert! „Das Turnen soll allerdings gefördert, Baden, Schwimmen, Rudern, Schlittschuhlaufen u. s. w. sollten nach ihm von der Schule wenigstens moralisch unterstützt werden.“ — — Nein, Herr Hartmann, die Eltern wollen zum größten Teile, d. h. soweit sie wirklich hygienisch aufgeklärt sind, etwas anderes von der Schule: sie wollen kräftige Förderung der sportlichen Uebungen, Beaufsichtigung der Knaben beim Schwimmen, Rudern u. s. w. durch die Lehrer. Und wenn Sie dem Gründer der Landerziehungsheime, Dr. Lietz, einen ehrenvollen Platz in der Erziehungsgeschichte zusichern, so sollten sie es nicht nur deshalb tun, weil er, wie selbstverständlich, den Alkohol aus seinen Internaten ausgeschlossen hat, sondern auch, weil er die Notwendigkeit und Nützlichkeit einer körperlichen Ausbildung der Jugend zum Prinzip erhoben hat und sie in seinen Anstalten wirklich zur Durchführung bringt.

Und noch etwas wird hoffentlich Herrn Lietz gelingen: nämlich das Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern so zu gestalten, wie man es auf englischen Schulen, die ja L. als Vorbild gedient haben, findet. Wer einmal die Briefe alter Schüler an englische Lehrer gelesen hat und auf der anderen Seite gesehen hat, wie sich deutsche Studenten, die in ihre Heimat zurückkehren, mit einem Ausdruck tiefen Widerwillens am Gymnasialgebäude vorbeidrücken, der wird verstehen, welche Bedeutung gerade auch die Beziehungen der Lehrer zu den Schülern in der Alkoholfrage besitzen können.... Hier, wie in allen anderen Fragen, welche die Lebensführung des Schülers betreffen, kann der Lehrer nur mit Erfolg einwirken, wenn er als älterer Freund dem jüngeren gegenübersteht. Sonst sind seine Worte verhallt, ist seine Rolle ausgespielt, wenn der Schüler die Klasse verlassen hat oder aber zum mindesten, wenn er die Schule hinter sich hat. Oder glaubt Herr Hartmann wirklich, daß er mit seinen „alkoholfreien Ausflügen“ etwas erreichen wird, bei denen jeder Mitwandernde sich zur Abstinenz verpflichten muß, derjenige aber, der nicht abstinent sein will, durch eine besondere häusliche Arbeit bestraft wird? Ein englischer Lehrer würde nie nötig haben, zu solchen Mitteln zu greifen, sein einfacher Wunsch, daß der Alkoholgenuß auf den Ausflügen unterbleiben möge, würde genügen, um alle vom Alkohol fernzuhalten. Gerade in diesem Vorschlage Hartmanns kommt der alte philologische Geist mit seinen Strafexerzitien wieder zum Vorschein, den alle hygienisch Denkenden im Interesse der körperlichen Entwicklung unserer Jugend so gerne aus der Schule verbannen möchten.

Umso moderner wirkt der Aufsatz von Keferstein „Ueber Alkoholismus und Arbeiterstand“. Gleich im Anfange seiner Ausführungen zerstört Keferstein zwei

sich gegenüberstehende Legenden: die eine, nach welcher die Arbeiterfrage nur durch Beseitigung des Alkoholismus zu lösen ist, und die andere, daß das dem Alkoholgenuß entspringende Elend, nur eine Folge der sozialen Mißstände sei und wie diese aus der kapitalistischen Wirtschaftsordnung entstünde: Namentlich die letztere Behauptung wird durch die Tatsache entkräftet, daß ein Steigen der Löhne, also eine Aufbesserung der wirtschaftlichen Lage, fast stets von einem Steigen des Alkoholkonsums begleitet gewesen ist. Die meisten verwertbaren Statistiken weisen bei den Arbeitern einen durchschnittlichen Aufwand für Alkohol von ca. 10 % des Einkommens auf, aber mit Recht bemerkt Keferstein, daß der Arbeiter und überhaupt jeder, der nicht Abstinent ist, sich auch in vielen Fällen die Teilnahme an Vergnügungen, am öffentlichen Leben, also an Versammlungen und Vereinen durch Ausgaben für alkoholhaltige Getränke erkaufen muß.

Und ebenso richtig ist die Ansicht von Keferstein, daß für den Arbeiter die Euphorie, welche nach dem Alkoholgenuß eintritt, die wichtigste Wirkung darstellt, aber zugleich auch die gefährlichste. Denn sie nimmt dem Arbeiter den Trieb, seine Lage weiter zu verbessern und sich zu diesem Zwecke anzustrengen. Die Verfeinerung der Bedürfnisse, sagt Keferstein, besonders der Bedürfnisse des Genußlebens, ist aber der mächtigste Reiz, durch höhere Arbeitsleistung ein höheres Einkommen zu erzielen. Gerade der Trieb, auf eine höhere Stufe der Existenz zu gelangen, ist bekanntlich auch das Motiv für die meisten Arbeiter, sich den Organisationen anzugliedern, die schon aus diesem Grunde also alle Veranlassung hätten, ihrerseits mit allen Kräften dem Alkoholismus entgegenzuarbeiten. In einem Vortrage über die Bedeutung der Volksbildung für die Hygiene habe ich schon auszuführen versucht, wie eine Hebung des geistigen Niveaus die unerläßliche Vorbedingung für einen erfolgreichen Kampf gegen den Alkohol sei und ich freue mich, hier die Uebereinstimmung mit Keferstein feststellen zu können. Und noch in einem anderen Punkte habe ich bereits die gleiche Ueberzeugung wie Keferstein ausgesprochen, nämlich daß der Wert der direkten Bekämpfung des Alkoholismus überschätzt wird und daß die indirekten Maßnahmen, d. h. vor allem die Ablenkung des Arbeiters vom Alkohol durch edlere geistige Genüsse mehr betont werden müsse. Mit Strafbestimmungen wird man immer nur einen ganz kleinen Teil der Alkoholiker treffen können, eine gründliche Umbildung der Volksmeinung und Volkssitte ist wichtiger: alle wirklich leistungs- und lebensfähigen Einrichtungen gegen den Alkohol müssen, wie Keferstein sagt, von der öffentlichen Meinung getragen werden. Es ist zuzugeben, daß bei dem heutigen Stande der Bildung in unserer Arbeiterschaft vielleicht nur mit Hilfe der Abstinenz etwas gegen den Alkohol auszurichten ist, aber damit ist nicht gesagt, daß nicht auch auf einem höheren Bildungsniveau die Verbreitung der Mäßigkeit genügt oder genügen wird. Jedenfalls wird man den Abstinenten nicht mehr so feindlich in vielen Schichten der Bevölkerung gegenübertreten, wenn ihre Lehren so klar begründet, so maßvoll vorgetragen werden, wie das von Kefersteins Seite geschehen ist.

Von den übrigen Aufsätzen möchte ich vor allem die Einleitung, welche der hervorragende Hygieniker Max Rubner gegeben hat, hervorheben, und aus ihr besonders seine Ansicht über die sogenannten Ersatzgetränke, die auch nach Rubner meistens nicht den berechtigten Anforderungen in Bezug auf Billigkeit und Bekömmlichkeit entsprechen. Höchst maßvoll dargestellt und beachtenswert sind auch die Erfahrungen, welche der bekannte Nervenarzt Professor Max Laehr über Alkoholismus und Nervosität hier niedergelegt hat, während der Aufsatz von Julius Burger über Alkohol und Geisteskrankheiten durch die etwas schematisierende Behandlung der Dinge nicht gerade sehr überzeugend wirkt und

sich die Abhandlung von Rosenthal über Alkoholismus und Prostitution zu wenig streng an das Thema hält.

Den Schluß bildet ein Aufsatz von O. de Terra „Ueber Alkohol und Verkehrswesen", welcher namentlich die bekannten Tatsachen über den Zusammenhang von Eisenbahnunglücksfällen und Trunkenheit des Personals darlegt. Der verdiente Verfasser hat bekanntlich einen deutschen Verein enthaltsamer Eisenbahner gegründet, dem nunmehr fast sämtliche Staatsbahnverwaltungen zur Förderung seiner Bestrebungen beigetreten sind. Auch seinen Forderungen wird man sich im wesentlichen anschließen können, namentlich soweit sie eine Reform unserer Eisenbahnwirtschaften betreffen, in denen Milch und Mineralwässer — auch auf den Perrons — bequemer, billiger und in besserer Qualität zu haben sein sollten, als das tatsächlich jetzt, namentlich in Bayern, der Fall ist. Ueber die Broschüre von Pfaff läßt sich nicht viel neues sagen, weil das Büchlein nicht viel neues enthält. Das beste, was man davon sagen kann, ist: es ist gut gemeint und aus ehrlicher Ueberzeugung geschrieben. Vor einer solchen Ueberzeugung muß man immer einen gewissen Respekt wahren, auch wenn man im einzelnen nicht damit übereinstimmt. Und namentlich gegen die physiologische und pathologische Begründung, die Pfaff für die Notwendigkeit der absoluten Abstinenz ins Feld führt, ließe sich manches einwenden, wofür aber in diesen Blättern nicht der richtige Platz sein dürfte. Die Autosuggestion, der nun einmal jeder begeisterte Anhänger einer Lehre verfällt, führt nur zu leicht zu einer etwas tendenziösen Ausnutzung — ich sage nicht „Darstellung" — der wissenschaftlichen Resultate. Dabei werden gewöhnlich die entgegenstehenden Ergebnisse leicht abgetan oder übergangen. Ob Pfaff mit seinen vielen Goethe-Zitaten sehr überzeugend wirken wird, bleibe dahingestellt: das „ergo bibamus" hallt noch immer durch die deutschen Lande und seinen Dichter als Kronzeugen für die Notwendigkeit der Abstinenz anzuführen, ist ein für den Ernst der Sache gefährliches Beginnen. Auch mit der Verwertung von biographischem Material soll man in der Alkoholfrage vorsichtig sein. Wenn z. B. Pfaff anführt, daß dem großen Physiker Helmholtz nach seinem eigenen Ausspruche schon ein kleines Glas Wein die besten Gedanken verscheucht habe, so kann man nur sagen: dieser Ausspruch müßte eigentlich genügen, um bei allen, die Helmholtz noch persönlich gekannt haben und ihn gelegentlich im Freundeskreise am Abend ein Glas Wein trinken sahen, eine ungeheure Wut gegen den Alkohol zu entfesseln — wenn nicht Helmholtz unsterbliche Leistungen bewiesen, daß ihm glücklicherweise die guten Gedanken trotz alledem nicht ausgegangen oder am nächsten Morgen doch wieder gekommen sind!

München. Martin Hahn.

Aus dem Tagebuch eines Lehrers.

Es rührt sich was im Odenwald: unsere Lehrpläne vom Jahre 1901 wackeln! vorläufig sachte, aber ἔσσεται ἦμαρ — „Monument von unserer Zeiten Schande" — das nun gerade nicht; aber von unsrer Zeiten hanebüchenen Verstiegenheit in Erziehungsfragen sind diese glorreichen preußischen Lehrpläne vom Jahr des Heils 1901 ein Monumentum. Zum Glück nicht aere perennius. Denn unverständige Lehrpläne sind dazu da, daß man sie in Fetzen reißt und etwas Gescheiteres an ihre Stelle setzt. Dreiunddreißig Wochenstunden: das allein hätte die neuen Pläne unmöglich machen sollen. Ob der alte Oxenstierna die beste aller pädagogischen Welten mit seinem berühmten Ausspruch auch gemeint hat?

Es ist nicht schwer, sich ein illustres Provinzialschulkollegium vorzustellen, wie es das neue Ei bebrütet. Alle klassischen Philologen werden finden, daß die Mathematiker zu viel Stunden haben, und alle Neusprachler werden ihnen in diesem einzigen Punkte beistimmen. „Wozu mehr Deutsch? Sind nicht alle Stunden zugleich auch deutsche Stunden?" fragt bieder der alte Oskar Jäger, und alle Altphilologen fragens ihm mit schönem barytonalem Brustton nach. Was die ganz Pfiffigen sind, garnieren die didaktische Wurst mit dem dekorativen Aspik ihres Avancementsbedürfnisses und verdrehen fromm die Augen ob der Wichtigkeit ihres Fächleins. Die Kunstderwische gebärden sich vollständig verzückt und stimmen den Gebetsruf an: „Bismillah erachmanu erachimu: Allah ist groß und das Zeichnen die Hauptsache". Es wird sein die hôchgezît aller zappeligen Topfgucker, so des Nachbarn Deckel lüpfen, ob der nicht am Ende um eine Kartoffel mehr siede, als im eigenen Hafen brodeln. Und sie werden reden von der Wichtigkeit des Gegenstands (womit sie heimlich die Wichtigkeit der ihn vertretenden Personen meinen), und von der allgemeinen Bildung (als deren Hauptbestandteil jeder Schuster die edle Schusterei ansieht), und von lauter Gespenstern auf -ung, -heit und -keit. Nur von Einem werden sie nicht reden, vom Konkretesten, von der Hauptsache, nämlich von Karlchen Mießnick. Karlchen Mießnick ist nämlich auch da und beguckt mißtrauischen Blicks das anmutige Prokrustesbett, in das er sich hineinlegen soll. Karlchen Mießnick, der im Grunde genommen sogar das Objekt des ganzen feierlich inszenierten Beglückungsprozesses ist — angenommen, er würde um seine Meinung gefragt, was natürlich durchaus nicht zu befürchten ist — wie spräche er wohl? Ich habe nämlich Karlchen im Verdacht, daß er insgeheim ein gescheiter Bursche ist, der wohl weiß, wo ihn der Schuh drückt, nachdenklich, durchaus nicht so autoritätsgläubig wie ihn seine Professoren haben möchten, und innerlich viel ernster, als er in seinen Zuschriften an den Kladderadatsch merken läßt. Wie sie wohl lautete, Publii Caroli Miessnickii Oratio pro Domo? „Ihr Herren," so sagte er vielleicht, „ihr meint mir's Alle gut, nur zu gut. Seht, ich bin ein junges Menschenkind und möchte um meine Jugend nicht geprellt werden. Ihr braucht deswegen nicht gleich zu fürchten, daß ich Senior einer Froschverbindung sei. Meine Jugend genießen — das will

bloß sagen: ich möchte leben, wachsen, zunächst einmal körperlich. Ihr dürft mich nicht wie einen Erwachsenen mit einem Gewicht Arbeit beschweren, das ihr selbst nicht ertragen könntet. Wenn man euch sechsmal in der Woche von acht bis zwölf, viermal von zwei bis vier in die Schulstube zwänge, so wärens zweiunddreißig Stunden — eure Gesichter möcht' ich sehen! Mich aber wollt ihr vier-, fünf-, sechsunddreißig Stunden auf die Schulbank zwingen! Wie soll ich da wachsen, soll einmal ein tauglicher Soldat werden können mit gradem Rücken, normaler Brust und gesunden Augen? Kaum aber bin ich aus der Klasse, so soll ich mich zu Hause hinsetzen, um für euch wunderschöne ellenlange Aufsätze machen, Autoren präparieren, Uebersetzungen drechseln, Jahreszahlen und Katechismus lernen, Gleichungen lösen, Physik und Chemie studieren: alles recht schön, vielleicht sogar nützlich, vielleicht selbst notwendig — nur sagt mir Eins, ihr Herren: wo soll ich die Zeit hernehmen und nicht stehlen? Wann soll ich denn eigentlich wachsen? Am Ende bloß von Abends neun bis Morgens sechs Uhr, damit ja für die Schule keine Minute verloren geht? Noch mehr: ihr wünschet, daß ich, schon der Mai- und Schlußfeste halber, singe, daß ich mich bei den Orchesterübungen beteilige, daß ich nebenzu englisch oder italienisch treibe, daß ich an Turnspielen teilnehme, daß ich zu Hause ein gutes Buch lese (denn dafür leiht ihr mir ja Bücher aus der Schulbibliothek), schließlich erlaube ich mir sogar noch, Eltern und Geschwister zu haben. Nichts für ungut, aber solange der Tag nicht zweiundvierzig Stunden hat statt vierundzwanzig, solang ich nicht bloß einen Kopf, sondern auch Arme und Beine und Augen und Lungen habe, solange ist der Lehrplan ein Monstrum, der in mir nur einen wehrlosen Reisekoffer sieht, in den man möglichst viel mathematische Hosen und lateinische Strümpfe packt. Ich komme mir vor wie die berühmten Straßburger Mastgänse, die im Finstern mit Futter vollgestopft werden, bis sich jene pathologische Entartung entwickelt, die man bei den Gänsen Fettleber, bei mir allgemeine Bildung nennt. Laßt mich, ich bitt' euch, laßt mich wachsen, und laßt mich schnaufen. In mir drängt dumpf geahnt eine Welt von halbklaren Gefühlen und Vorstellungen; all die gärende und brausende Moststimmung der Jugend ist in mir; ich möchte auch einmal ein Stündlein allein sein, möchte innerlich wachsen und reifen; ich möchte keine Lernmaschine sein, kein Aufgabenablieferungsautomat, sondern ein junges Menschenkind, das sich entwickelt. Dazu brauch ich viel Luft, aber nicht lauter Schulluft; viel Licht, aber nicht lauter Studierlampenlicht; viel Bewegung, aber nicht bloß von daheim in die Schule und von der Schule nach Hause. Drum gebt mir einen halbwegs vernünftigen Lehrplan, auf daß ich euer dereinst ohne Haß gedenken möge, und ohne das Gefühl, von euch betrogen worden zu sein um die Jahre meiner Jugend." — —

Ich monologisiere: Karlchen hat eigentlich recht, unbedingt recht. Der Schüler ist nicht da um des Lehrprogrammes willen, sondern das Lehrprogramm um des Schülers willen. Ein Heranwachsender darf geistig nicht überfüttert werden, sonst zieht er sich ein Magenleiden zu, Ekel an geistiger Arbeit, Haß gegen jedes Studium. Daß die beiden ersten Universitätssemester mehr oder minder verbummelt werden, daß die jungen Herren sofort nach dem Maturum ihre Bücher an den Antiquar verschleudern, das allein ist ein vernichtender Beweis gegen unsern Schulbetrieb. Aufstehen, Vorbereitung auf den Unterricht, vier Stunden Unterricht, das Mittagessen hastig hineingeworfen,

wieder zwei bis drei Stunden Unterricht, daheim Aufgabenmachen bis in die späte Nacht: das ist die Lebensweise, zu der unsre glorreichen Lehrpläne die jungen Leute spätestens vom fünfzehnten bis mindestens zum achtzehnten Lebensjahre zwingen. Davon ist kein Wort übertrieben, das ist so. Kein Vertuschen, Beschönigen, Verschweigen nützt: das ist so. Die Lehrer leiden darunter, die Schüler leiden darunter, die Eltern leiden darunter, aber dreiunddreißig Wochenstunden müssen sein, weil dreiunddreißig eine schöne Ziffer ist. Die Lehrpläne werden immer besser, die Schüler immer dümmer. Sie werden künstlich dumm gemacht durch die immer unsinnigeren Forderungen.

In den Volksschulen wenigstens dämmert es allmählich auf: man behandelt das Kind als Kind, führt es mit leichter Hand hinein in die, ach so schwere Welt der Schule. Was tun prompt wir Philologen? Wir zetern über den zu leichten Betrieb: „Die Buben bringen alle Jahre noch weniger Vorkenntnisse mit!“ Als ob die Volksschule dazu da wäre, sich nach dem verdammten Grammatikdrill von uns Lateinklempnern zu richten! — —

„Was hast du denn noch für einen Weihnachtswunsch Karlchen, mein Sohn? Was zupfst du mich am Aermel? Wer soll die neuen Lehrpläne machen?“

„Wer die neuen Lehrpläne machen soll? Von mir aus eine Kommission, bestehend aus dem Hauptmann von Köpenick, dem Dreschgrafen Pückler, Kastor Pod und Pollux Bülow, August Scherl, dem Schutzmann Nummer 768, Richard Strauß, Direktor Ballin und Isadora Duncan: wenn nur ich, Karlchen Mießnick, dabei bin. Denn — eigentlich bin's doch ich, Karlchen Mießnick, dem die neue Lehrplanhose angemessen werden soll. Alle bisherigen Hosen von Karlchen Mießnick haben sich als zu weit erwiesen: wann wird der Junge einmal ein anständiges Paar Hosen bekommen von euch elendigen Pfuschern?“

Verantwortlich für den sozialpolitischen Teil: Friedrich Naumann in Schöneberg; für den übrigen Inhalt: Paul Nikolaus Cossmann in München.

Neue Bücher.

*

Bei der Redaktion der Süddeutschen Monatshefte sind folgende Bücher eingelaufen:

Sozialpolitik und Politik.

Volkswohlfahrt und Volksgeselligkeit nach den Erfahrungen des Dresdener Vereins Volkswohl. (127 Seiten.) Dresden, in Kommission bei O. V. Böhmert.

Der Staat als Schuldner. Fünf Volkshochschulvorträge von Dr. Leon Zeitlin. (VIII und 107 Seiten.) Tübingen, Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung.

Religion.

Radikaler Reform-Katholizismus. Grundlagen einer deutschkatholischen Kirche. Von Dr. Emil Jung. (328 Seiten.) München, Ernst Reinhardt, Verlagsbuchhandlung.

Die Apostelgeschichte und ihr geschichtlicher Wert. Von Lic. W. Haborn. (31 Seiten.) Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin.

Die Jungfrauengeburt. Von Richard H. Grützmacher. (41 Seiten.) Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin.

Rom und die Deutschen. Von K. Jahn. (32 Seiten.) Berlin, Georg Nauck (Fritz Rühle).

Medizin.

Ueber Robert Schumanns Krankheit. Von P. J. Möbius. (52 Seiten.) Halle a. d. S., Verlag von Carl Marhold.

Die medizinische Bedeutung des Seebades Norderney. Verfaßt im Auftrage der Königl. Regierung von Dr. med. Vissering, Königl. Badearzt in Norderney. (61 Seiten.)

Kultur, Kulturgeschichte, Geschichte.

Der Hexenhammmer von Jakob Sprenger und Heinrich Institoris. Ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. Erster Teil. (XLVII und 216 Seiten.) Zweiter Teil. (VI und 273 Seiten.) Dritter Teil. (VII und 247 Seiten.) Berlin, Verlag von H. Barsdorf.

Die französische Revolution. Von Thomas Carlyle. Herausgegeben von Theodor Rehtwisch. 2.—5. Lieferung. (Seite 33—144.) Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Der deutsche Volks- und Stammescharakter im Lichte der Vergangenheit. Von Georg Grupp. (VIII und 205 Seiten.) Stuttgart, verlegt bei Strecker und Schröder.

Vorträge über Kultur und Kunst von Adolf Meschendörfer. (72 Seiten.) Kronstadt (Brassó) in Ungarn.

Unterricht.

Zur Frage des Unterrichtes in Hygiene an Mittelschulen. Von Dr. Alexander Hinterberger. (23 Seiten.) Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Schülerverbindungen und Schülervereine. Von Professor Dr. Max Nath. (VI und 136 Seiten.) Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Schulkämpfe der Gegenwart. Vorträge von J. Tews. Aus Natur und Geisteswelt, 111. Bändchen. (IV und 158 Seiten.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Schulhygiene. Von Leo Burgerstein. Aus Natur und Geisteswelt. 96. Bändchen, (VI und 138 Seiten.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Literatur.

Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. (XI und 631 Seiten.) Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer.

Die Anfänge der Schweizer Dorfgeschichte. Von Dr. Robert Hallgarten. (97 Seiten.) München, Kommissionsverlag von A. Buchholz.

Wege zum Drama. Von Julius Bab. (67 Seiten.) Berlin, Oesterheld u. Co., Verlag.

Otto Wittner: Oesterreichische Porträts und Charaktere. (280 Seiten.) Verlegt bei Hugo Heller u. Co., Wien.

Gedichte, Belletristik.

Neue Sammlung Schweizerischer Autoren. Verlag von Arnold Bopp, Zürich. Georg Speck: Am Rheinfall. (187 Seiten.) Franz Odermatt: Hartes Holz. (223 Seiten.) Ernst Frey: Zugvogel. (175 Seiten.)

Sonnige Tage. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. (629 Seiten.) Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Co.

Shakespeares Wandlung. Schauspiel von Hermann Horn. (91 Seiten.) Stuttgart, Verlag von Strecker u. Schröder.

Gedanken und Empfindungen von Ernst Friedrich Schlemm. 3. Band. (VIII und 263 Seiten.) Wien und Leipzig, K. und K. Hofbuchdruckerei und Hofverlagsbuchhandlung Carl Fromme.

Hans Reinhart: Frührot. Der Tag. Gedichte. (216 Seiten.) Axel Juncker, Verlag in Stuttgart.

Maximilian Brantl: Meeresstille und Glückliche Fahrt. Gedichte. München, Selbstverlag.

Bunte Reimgebilde. Von Albert Westermann. (204 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig, Verlag von Joseph Singer, Hofbuchhandlung.

In Dolman und Ampel. Von August Jekelius. (96 Seiten.) Kronstadt, Verlag von H. Zeidner.

Auf Erden. Ein Zeit- und Reisebuch in 5 Passionen von Alfons Paquet. (84 Seiten.) Auf Subskription herausgegeben vom Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein.

Narrenglanz. Ein Spielmannsdrama von Rudolf Rittner. (125 Seiten.) Oesterheld u. Co., Berlin.

Romanstoffe. Drei Einakter von Eugen Robert. (62 Seiten.) Erschienen im Verlage von Oesterheld u. Co., Berlin.

Kulturmenschen. Roman von Claude Farrère. (314 Seiten.) Budapest, Verlag von G. Grimm.

Toni Schwabe: Bleib jung meine Seele. Roman. (274 Seiten.) Axel Juncker, Verlag in Berlin.

Graumulus oder das Salzfaß. Eine Dressurparodie von Helmuth Guhn-Moyn. (145 Seiten.) Dresden, E. Piersons Verlag.

Anna Croissant-Rust: Die Nann. Ein Volksroman. (358 Seiten.) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Des Künstlers Golgatha. Roman von Berta Saturny. (210 Seiten.) Dresden, E. Piersons Verlag.

Akkorde in Moll. Sechs Novellen von Berta Saturny. (110 Seiten.) Graz, Verlag von Franz Pechel.

Waldemar Bonsels: Ave vita morituri te salutant. Dritte Auflage. (103 Seiten.) München, verlegt bei E. W. Bonsels.

Hans Brandenburg: Einsamkeiten. (67 Seiten.) E. W. Bonsels, Verlag München.

Vernichter und Vernichtete. Sieben Erzählungen von Carl Ferdinands. (202 Seiten.) Egon Fleischel u. Co., Berlin.

Normalmenschen. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda. (251 Seiten.) Egon Fleischel u. Co., Berlin.

Leitsterne für Jung und Alt. Von J. Sr. (VIII und 150 Seiten.) Leipzig, Verlag von Paul Schimmelwitz.

Kunst.

Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern. 2. Band: Die Kunstdenkmäler von Oberpfalz und Regensburg. Heft 1: Bezirksamt Roding. Bearbeitet von Georg Hager. (VIII und 232 Seiten.) Heft 2: Bezirksamt Neunburg v. W. Bearbeitet von Georg Hager. (VI und 95 Seiten.) Heft 3: Bezirksamt Waldmünchen. Bearbeitet von Rich. Hoffmann und Georg Hager. (VI und 83 Seiten.) München, Druck und Verlag von R. Oldenburg.

Ein Gang durch die Jahrhundert-Ausstellung (1775—1875) von Richard Hamann. 1. Betrachtungen über Entwicklung und Zusammenhänge in der deutschen Malerei von 1775—1820 (Seite 1—39). 2. Betrachtungen über Entwicklung und Zusammenhänge in der deutschen Malerei von 1820—1860 (Seite 40—96). 3. Betrachtungen über Entwicklung und Zusammenhänge in der deutschen Malerei nach 1860 (Seite 97—170). Berlin, Druck und Verlag von Georg Reiner.

Vermischtes.

Rudolf Kassner: Motive. Essays. (190 Seiten.) S. Fischer, Verlag, Berlin.

Oskar A. H. Schmitz: Don Juan, Casanova und andere erotische Charaktere. (88 Seiten.) Axel Juncker, Verlag, Stuttgart.

Max Brod: Tod den Toten! (196 Seiten.) Axel Juncker, Verlag, Stuttgart.

Der „Ritter“ zu Heidelberg. Von F. Dufner. (45 Seiten.) Heidelberg, F. O. Zeuner.

Masonia. Ein Blick in eine andere Welt. Von Diedrich Bischoff. (X und 488 Seiten.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Die Donau von Passau bis zum Schwarzen Meere. (167 Seiten.) Erste K. K. Privat-Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.

Kataloge.

Mitteilungen der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. Nr. 1. Mai 1906.

Neue Bücher.

*

Bei der Redaktion der Süddeutschen Monatshefte sind folgende Bücher eingelaufen:

Sozialpolitik und Politik.

Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. (Aus Natur und Geisteswelt.) Von Professor Dr. Walther Lotz. Zweite Auflage. (VIII und 144 Seiten.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Die sozialen Utopien. Fünf Vorträge von Prof. Dr. Andreas Voigt. (146 Seiten.) Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Die Weltwirtschaft. Ein Jahr- und Lesebuch. Herausgegeben von Dr. Ernst von Halle. 1. Jahrgang 1906: II. Teil, Deutschland. (VI und 253 Seiten.) Leipzig und Berlin. Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Darlehns-Schwindler. 2. Auflage. (29 Seiten.) J. M. Kochs Verlag, Gera (Reuß).

Annuaire de la Vie Internationale. Par Alfred H. Fried. 2e année (1906). (310 pages.) Monaco, Institut International de la Paix.

Die deutschen Kolonien (Land und Leute). Von Dr. Adolf Heilborn. (Aus Natur und Geisteswelt.) (168 Seiten.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Dezentralisation der Industrie und der Arbeiterschaft im Großherzogtum Baden und die Verbreitung des Mehrfamilienhauses (Mietskaserne) auf dem Lande. Von P. F. Walli. (IV und 154 Seiten.) Karlsruhe i. B., Druck und Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei.

Religion.

Jesus von Nazareth in seiner geschichtlichen Lebensentwicklung. Von Wilhelm Heß. (VI und 126 Seiten.) Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Jesus von Nazareth im Wortlaute eines kritisch bearbeiteten Einheitsevangeliums. Von Wilhelm Heß. (XV und 77 Seiten.) Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Leben und Religion. Gedanken aus den Werken, Briefen und hinterlassenen Schriften von Max Müller. (VIII und 251 Seiten.) Max Kielmann, Stuttgart.

Abriß der Geschichte der christlichen Kirche. Von Julius Schiller. (137 Seiten.) Verlegt bei U. E. Sebald in Nürnberg und Leipzig.

Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. Von Ernst Troeltsch. (66 Seiten.) München und Berlin, Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Medizin.

Der Alkoholismus. Seine Wirkungen und seine Bekämpfung. (Aus Natur und Geisteswelt.) Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. I (IV und 124 Seiten), II (128 Seiten). Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Philosophie.

Aphorismen zur Moralphilosophie. Von Dr. Martin Meyer. (300 Seiten.) Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Berlin und Leipzig.

Was ist der Mensch? Seine Natur. — Seine Stellung im Universum. Von Dr. Viktor Lafosse. Autorisierte Uebersetzung von E. Aßhoff. (55 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig, Verlag von Josef Singer.

Die Welt als Widerspruch. Von G. Fred Kromphardt. (23 Seiten.) Niagara Falls, N. Y., Verlag des Verfassers.

Wege zur Liebe. Von Georg Hirth. (XIV und 655 Seiten.) Verlag der Münchener „Jugend".

Inneres Leben, das höhere Leben, die höhere Liebe des Menschen. Von Dr. Norbert Grabowsky. (IV und 109 Seiten.) Leipzig, Max Spohr.

Die männlich-weibliche Natur der Menschenseele. Von Dr. Norbert Grabowsky. (54 und V Seiten.) Leipzig, Max Spohr.

Mein Wirken als Reformator des Innenlebens der Menschheit. Von Dr. Norbert Grabowsky. (45 und III Seiten.) Leipzig, Max Spohr.

Jurisprudenz.

Ehe und Eherecht. Von Dr. Ludwig Wahrmund. (Aus Natur und Geisteswelt, 115. Bändchen.) (X und 123 Seiten.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Kultur, Kulturgeschichte.

Die Anfänge der menschlichen Kultur. (Aus Natur und Geisteswelt.) Von Dr. Ludwig Stein. (146 Seiten.) Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Zum Kulturkampf um die Sittlichkeit. Von Bruno Meyer. (38 Seiten.) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag.

Flugblätter für künstlerische Kultur. 1. Habe ich den rechten Geschmack? Von Prof. Dr. Paul Johannes Rée. (41 Seiten). 2. Kultur der Feste. Von Willy O. Dreßler, Berlin. Mit zahlreichen Textabbildungen und Tafeln. (34 Seiten.) 3. Neue Theaterkultur. Von Karl Moritz, Dr. Herbert Eulenberg, Dr. Felix Poppenberg. Mit 3 Tafeln und 7 Textabbildungen. (49 Seiten.) 4. Vom Kulturgefühl. Von Willy Leven. Mit zahlreichen Textabbildungen und Tafeln. (67 Seiten.) Stuttgart, Verlegt bei Strecker u. Schröder.

Geschichte.

Aufgang aus Niedergang. Von Dr. E. Spielmann. (274 Seiten.) Halle a. S., Verlag von Hermann Gesenius.

Die Französische Revolution. Von Thomas Carlyle. Neue illustrierte Ausgabe von Theodor Rehtwisch. Lieferung 6—13 (Seite 145—336). Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Quellenkunde der deutschen Geschichte von Dr. Karl Jakob. Erster Band. (154 Seiten.) Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung.

Literaturgeschichte.

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von Prof. Dr. Anselm Salzer. Lieferung 18 und 19. (Seite 585—672.) München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Zur Textkritik in Fritz Reuters Schriften. Von Dr. Karl Friedrich Müller. Mit einem Vorwort der Verlagsbuchhandlung. (29 Seiten.) Max Hesses Verlag.

Erinnerungen eines alten Weimaraners an die Goethezeit. Von Julius Schwabe. (215 Seiten.) Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.

Biographisches.

Lebenserinnerungen von Karl Schurz. Bis zum Jahre 1852. (VI und 416 Seiten.) Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer.

Fürst P. Krapotkin. Memoiren eines russischen Revolutionärs. Mit Vorwort von Georg Brandes. Zweite Auflage. (XIV, 205 und 259 Seiten.) Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

Erinnerungen eines Nihilisten von W. Debogory-Mokriewitsch. Mit einem Vorwort von Alexander Ular. Deutsch von Dr. H. Röhl. 2. Auflage. (XVI und 327 Seiten.) Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

Kunst.

Die Welt in Farben. I. Abteilung: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien und die Schweiz. 270 Bilder nach Aufnahmen in natürlichen Farben. Herausgegeben von Johannes Emmer. Heft 2 und 3. Internationaler Weltverlag, Berlin-Schöneberg.

Die Motive aus dem Ring Richard Wagners. Lyrische Nachdichtungen. Otmar und Erika Rheinsch. (32 Seiten.) Verlag von Gerlach u. Wiedling. Wien und Leipzig.

Richard Wagner-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Frankenstein. Erster Band. (VIII und 553 Seiten.) Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft.

Preisausschreiben der Stadt Ludwigsburg und des Vereins für Fremdenverkehr in Ludwigsburg zur Erlangung eines Plakatentwurfes für die Stadt Ludwigsburg. Stuttgart, Württembergischer Kunstgewerbeverein.

Dichtungen, Belletristik.

Osiris Tod. Dramatische Sage in 4 Aufzügen von Friedrich Scharf. (100 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig, Verlag von Josef Singer.

„Das Andere“. Liebesfugen von P. Laner. (63 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig, Verlag von Josef Singer.

Die Ehe-Olympiaden. Eine Komödie von Wenzel Goldbaum. (98 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig, Verlag von Josef Singer.

Am Kahlenberg. Drama in 3 Akten von Emil Tauber. (94 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig, Verlag von Josef Singer.

Anna. Von Albert Sexauer. (91 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig, Verlag von Josef Singer.

„Landgraf werde hart!" Eine altdeutsche Volkssage, neuzeittümlich erzählt von Adolf Hagen. (16 Seiten.) Verlag der „Ostara", Rodaun bei Wien.

Die Enterbten. Nachgelassener Roman von Ferdinande Freiin von Brackel. (415 Seiten.) Köln a. Rh., Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Ostern. Gedichte von Karl Sax. (79 Seiten.) Zürich, Verlag von Arnold Bopp.

Pfingsten. Eine Novelle von Gallus Walz. (122 Seiten.) Zürich, verlegt von Arnold Bopp.

Im steinernen Meer. Roman aus dem Berliner Leben von Gertrud Wegener. (347 Seiten.) Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin.

Das Ewige. Ein Festspiel in zwei Tagen. Von Max Semper. Erster Tag: Das Opfer. Dramatische Handlung in drei Teilen. (181 Seiten.) Egon Fleischel u. Co., Berlin.

Vermischtes.

Letzte Gedanken eines Selbstmörders. Von Kurt Janke. (28 Seiten.) Straßburg i. E. und Leipzig, Verlag von Josef Singer.

Simplizissimus-Kalender für 1907. (109 Seiten.) Verlag von Albert Langen in München.

Vortragsstoffe für Volks- und Familienabende. Herausgegeben von Pfarrer Hermann Barth und Dr. Karl Schirmer.

Heft 1: Ikaria. Von Dr. Karl Schirmer. (16 Seiten.)
Heft 2: Mirabeau. Von Hermann Barth. (24 Seiten.)
Heft 3: Polen und Deutsche. Von Dr. Hans Stoltenburg. (16 Seiten.)
Heft 4: Napoleon in Aegypten. Von Dr. Richard Nordmann. (23 Seiten.)
Heft 5: Johann Cicero. Joachim I. Nestor. Von Hermann Barth. (16 Seiten.)
Heft 6: Klopstocks Lyrik. Von Professor Dr. Karl Kinzel. (27 Seiten.)
Heft 7: Gustav Freytag. Von Dr. Richard Nordmann. (23 Seiten.)
Heft 8: Die Jugend Friedrichs des Großen. Von Dr. Richard Nordmann. (18 Seiten.)
Heft 9: Petöfi. Von Hermann Barth. (20 Seiten.)
Heft 10: Aus dem alten Rom. Von Dr. Karl Schirmer. (32 Seiten.)

Leipzig, Verlag von Friedrich Engelmann.

Unbewußte Gemeinheiten. Ein Vortrag von Professor Dr. E. Bleuler. 2. Auflage. (36 Seiten.) München, Verlag von Ernst Reinhardt.

Experimental-Ehen. Von einem Versuchsobjekt. (63 Seiten.) München, Ernst Reinhardt, Verlagsbuchhandlung.

Neue Bücher.

*

Bei der Redaktion der Süddeutschen Monatshefte sind folgende Bücher eingelaufen:

Sozialpolitik und Politik.

Mittel und Wege zur Lösung der sozialen Frage. Von Eugen Merkel. (VIII und 80 Seiten). Traunstein (Oberbayern), Kommissionsverlag von Magnus Endter's Buchhandlung.

Die Verschuldung des bäuerlichen Grundbesitzes in Bayern. Von Dr. Arthur Cohen. (XIX und 470 Seiten) Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.

Kultur, Kulturgeschichte.

Das Deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Friedrich Paulsen. (192 Seiten.) Aus Natur und Geisteswelt, 100. Bändchen). Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

E. G. Christaller. Ein kleiner Kulturkampf. Akten und Erlebtes zu dem satirischen Roman „Prostitution des Geistes". (59 Seiten.) Jugenheim an der Bergstraße, Suevia-Verlag.

Ostara, Die Auferstehung des Menschen. Eine Osterfestschrift von Dr. phil. Adolf Harpf. (24 Seiten.) Verlag der Ostara, Rodaun bei Wien.

Philologie.

Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache von Prof. Dr. O. Weise. Zweite, verbesserte Auflage. (211 Seiten.) Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Die Heimat des Odysseus. Ein Beitrag zur Kritik der Dorpfeld'schen Leukas-Ithaka-Hypothese von Hugo Michael. Mit 1 Bilde und 1 Kartenskizze. (32 Seiten.) Hannover, Verlag von Oskar Hellmann.

Musik.

Ludwig van Beethovens sämtliche Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben und erläutert von Dr. Fritz Prelinger. I. Band. (374 Seiten.) Wien und Leipzig, C. W. Stern.

Hugo Wolf-Fest in Stuttgart. Festschrift von Dr. Karl Grunsky. (159 Seiten.) K. Hofbuchdruckerei zu Gutenberg, Carl Grüninger.

Literatur.

Goethes Briefe in kleiner Auswahl. Herausgegeben und biographisch erläutert von Dr. Wilhelm Bode. Erster Band 1749—1788. (169 Seiten.) Zweiter Band 1788—1832. (197 Seiten.) Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Wilhelm Raabe wird fünfundsiebzig. Anspruchslose Blätter zum 8. September 1906 von Theodor Rehtwisch. (47 Seiten.) Leipzig, Verlag von Georg Wigand.

Heinrich Laubes Leben und Schriften von Heinrich Hubert Houben. (275 Seiten). Leipzig, Max Hesses Verlag.

Dichtungen, Belletristik.

J. M. Dostojewski, Sämtliche Werke. Unter Mitarbeiterschaft von Dmitri Mereschkowski, Dmitri Philosophoff und anderen herausgegeben von Moeller van den Bruck. Erste Abteilung, fünfter und sechster Band: Die Dämonen, Roman (506 und 514 Seiten) München und Leipzig, R. Piper & Co.

Die Schwestern. Drei Novellen von Jakob Wassermann. (182 Seiten.) S. Fischer, Verlag, Berlin.

Wer aber nicht hat . . ." Novelle von Helene Christaller. (140 Seiten.) Suevia-Verlag, Jugenheim a. d. Bergstraße.

Magda. Geschichte einer Seele. Von Helene Christaller. (144 Seiten.) Suevia-Verlag, Jugenheim a. d. Bergstraße.

Heldenbauern. Ein Roman aus dem Zeitalter der Gegenreformation. Von Franz Scheichl. (314 Seiten.) Suevia-Verlag, Jugenheim a. d. Bergstraße.

Flita. Wahre Geschichte einer schwarzen Magierin. Von Mabel Collins und — —. Aus dem Englischen übersetzt von Mitgliedern der Theosophical Society. (350 Seiten.) Suevia-Verlag, Jugenheim a. d. Bergstraße.

E. G. Christaller. Prostitution des Geistes. Satiren. I. Der neue Luther. Novelle. (97 Seiten.) II. Der Pfarrer von Marfrode. Roman. (340 Seiten.) Zweite Auflage. Suevia-Verlag, Jugenheim a. d. Bergstraße.

Das Mädchen von Lille. Roman von Georg Hirschfeld. (307 Seiten.) S. Fischer, Verlag, Berlin.

Rudolf Presler. Von Kindern und jungen Hunden. (263 Seiten.) Berlin W 50, Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Kataloge.

Deutsche Literatur. Antiquariats-Katalog XXXIV. Alois Hilmar Huber. Antiquariat Salzburg. (56 Seiten.)

Verlag von Ernst Heinrich Moritz in Stuttgart. Verlagskatalog. (16 Seiten.)

Bibliotheca historica I. Das Großherzogtum Baden in Wort und Bild. Mit Anhang: Kupferstiche Mannheimer Meister. Antiquarisches Verzeichnis Nr. 285. Ernst Carlebach, Buchhandlung und Antiquariat, Heidelberg. (68 Seiten.)

Neue Bücher.

*

Bei der Redaktion der Süddeutschen Monatshefte sind folgende Bücher eingelaufen:

Volkswirtschaft und Politik.

Soziale und andere interessante Gemeinwesen. Unbefangen geschildert von Leopold Katscher. (277 Seiten.) Dresden, E. Piersons Verlag.

Die Fayencefabrik zu Mosbach in Baden. Von Johannes März. (110 Seiten.) Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Einsame Frauen. Ein Vortrag von Paula Müller. (16 Seiten.) Verlag von Edwin Runge in Gr.-Lichterfelde-Berlin.

Volkswirtschaft des Talents. Von Joseph Aug. Lux. (126 Seiten.) R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Die geschichtliche Entwicklung der modernen Werttheorien. Von Dr. Rudolf Kaulla. (282 Seiten.) Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Werner Sombart. Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus? (142 Seiten.) Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck.)

Die Erneuerung des Liberalismus. Ein politischer Weckruf von Dr. Theodor Barth und D. Friedrich Naumann. (33 Seiten.) Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Gleiches Wahlrecht und billige Nahrung! Das Programm des Bürgertums und der Arbeiterschaft. (23 Seiten.) J. Bielefelds Verlag, Freiburg (Baden).

Die Philosophie des Imperialismus. Von Ernest Seillière. Autorisierte Uebersetzung von Theodor Schmidt. Dritter Band. Der demokratische Imperialismus. (X und 446 Seiten.) Berlin, Verlag von H. Barsdorf.

Das Aufsteigen der arbeitenden Klassen Deutschlands im letzten Vierteljahrhundert. Von W. J. Ashley. Ins Deutsche übertragen von P. Scharf. (XIII und 152 Seiten.) Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Theologie.

Der Kanon des Neuen Testaments. Von D. Paul Ewald. (43 Seiten.) Verlag von Edwin Runge in Gr.-Lichterfelde-Berlin.

Jesu Sündlosigkeit (Hebr. 4, 15). Von lic. theol. Max Meyer. (27 Seiten.) Verlag von Edwin Runge in Gr.-Lichterfelde-Berlin.

Pater Leonardus, der Dominikanermönch. Die Geschichte eines Ordensgeistlichen von ihm selbst erzählt. (186 Seiten.) Herman Walther, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin.

Hefte zur Christlichen Welt. Herausgegeben von D. Martin Rade, Professor in Marburg. Heft 57: Gegen den Gotteslästerungsparagraphen von Rechtsanwalt Rothe in Chemnitz. Gegen das Jesuitengesetz von Pfarrer Adolf Schreiber in Wedlitz. (48 Seiten.) Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck.)

Die Zukunft des Papsttums. Historisch-kritische Studie von Baldassare

Labanca, Professor der Geschichte des Christentums an der Universität Rom. Autorisierte Uebersetzung von Maria Sell. (120 Seiten.) Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Die heiligen Zahlen und die Symbolik der Katakomben. Von Dr. Ludwig Keller. (Vorträge und Aufsätze aus der Canisius-Gesellschaft. Vierzehnter Jahrgang. 2. Stück.) (38 Seiten.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Geschichte.

Die Französische Revolution von Thomas Carlyle. Neue illustrierte Ausgabe. Herausgegeben von Theodor Rehtwisch. Zweiter Band. (IV und 310 Seiten.) Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Philosophie.

Herders Philosophie. Ausgewählte Denkmäler aus der Werdezeit der neuen deutschen Bildung. Herausgegeben von Horst Stephan (Philosophische Bibliothek, Band 112). (XLIV und 310 Seiten.) Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Gedankenheer aus Bertha von Sutters Werken. Rekrutiert von Fritz Decker. (253 Seiten.) E. Piersons Verlag in Dresden.

Wirtschaftliche Grundlagen der Moral. Von Franz Staudinger. (160 Seiten.) Darmstadt, Druck und Verlag von Eduard Roether.

Philosophie und Naturwissenschaft von J. W. Camerer. Zweite Auflage. (158 Seiten.) Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Es sei! Betrachtungen über Ehrgeiz und Nächstenliebe oder Gibt es einen Satan und Gibt es einen Gott? Von Robert Ay. (140 Seiten.) Dresden, E. Piersons Verlag.

Aus der Gedankenwelt großer Geister. Eine Sammlung von Auswahlbänden. Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. Band 3. Emerson. Sein Charakter aus seinen Werken. Bearbeitet und übersetzt von Dr. Egon Fridell. (286 Seiten.) Band 4. Hegel. Ein Ueberblick über seine Gedankenwelt in Auszügen aus seinen Werken. Zusammengestellt und mit einer Einleitung versehen von Georg Lasson. (300 Seiten.) Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Naturwissenschaft.

Charles Darwin. Von Wilhelm Bölsche. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. (146 Seiten.) R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Natur und Mensch. Von Dr. Edwin Ray Lankester. Mit einer Vorrede von Dr. Konrad Günther. (XXXII und 67 Seiten.) A. Owen u. Co., Leipzig und London.

Kosmisches Leben im Werden und Vergehen. (Spiralnebel und Sternhaufen.) Ein Vortrag von Dr. Adolf Drescher in Mainz. (32 Seiten.) Kommissionsverlag von Hermann Quasthoff, Mainz.

Kultur.

Der völkische Gedanke, das aristokratische Prinzip unserer Zeit. Von Dr. phil. Adolf Harpf. (16 Seiten.) Verlag der „Ostara“, Rodaun bei Wien.

Aus dem Dollarlande. Von Henry F. Urban. (248 Seiten.) Berlin, Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock).

Endlos empor! Ausstrahlungen eines Marsgefallenen. Herausgegeben von L. Albert. (153 Seiten.) Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.

Grundzüge deutscher Wiedergeburt. Von Josef Ludwig Reimer. Zweite erweiterte Auflage. (119 Seiten.) Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt, Gen. m. b. H.

Unterrichtswesen.

Schulreden und Vorträge. Von Ad. Hynitzsch. (167 Seiten.) Quedlinburg, Verlag von H. Schwanecke.

Deutsche Erziehungspolitik. Von Dr. Karl Schmidt-Jena. (47 Seiten.) R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Friedrich von der Leyen. Deutsche Universität und deutsche Zukunft. Betrachtungen. (113 Seiten.) Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.

Ludwig Gurlitt. Erziehung zur Mannhaftigkeit. 3. Auflage. (VIII und 245 Seiten.) Berlin, Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt (Herm. Ehbock).

Literatur, Literaturgeschichte.

Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. Von Eduard Engel. 1. Band. Von den Anfängen bis zu Goethe. (X und 541 Seiten.) 2. Band. Von Goethe bis in die Gegenwart. (VIII und 1189 Seiten.) Leipzig und Wien, Freytag und Tempsky.

Goethes Faust — ein Geheimbuch. Von O. Steinzänger. (24 Seiten.) Hamburg, Verlag von C. Boysen.

Also sprach Shakespeare. Ein Brevier gesammelt und eingeleitet von Rudolf Presber. (168 Seiten.) Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock), Berlin.

Lenau und die Familie Löwenthal. Briefe und Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Mit Bewilligung des † Freiherrn Arthur von Löwenthal vollständiger Abdruck nach den Handschriften. Ausgabe, Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. Eduard Castle. Zwei Bände. (XCII und 634 Seiten.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Oskar Wildes Ballade vom Zuchthause zu Reading. Uebersetzt und aus dem Zusammenhange seines Lebens erklärt von O. A. Schröder. (72 Seiten.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Josef Viktor v. Scheffels Briefe an Karl Schwanitz. (259 Seiten.) Leipzig, Verlag von Georg Merseburger.

Alles um Liebe. Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens. Herausgegeben von Ernst Hartung. (446 Seiten.) Düsseldorf und Leipzig, verlegt bei Wilhelm Langewiesche-Brandt.

Das braune Haus. W. M. Thackerays Briefe an eine amerikanische Familie. Deutsche autorisierte Ausgabe an Cäcilie Wettonius, mit Vorwort von Arthur Bruns. (194 Seiten.) C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), München.

Georg Brandes. Erinnerungen. Kindheit und Jugend. (367 Seiten.) Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, München.

Georg Brandes. Gegend und Menschen. (587 Seiten.) Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, München.

Kunst.

Albrecht Dürer-Heft. Eine Einführung in Albrecht Dürers Leben und Werk von Hermann Uhde-Bernays mit 54 Abbildungen. (32 Seiten.) K. Ad. Emil Müller, Verlag in Stuttgart.

Wie stellt sich Düsseldorf zu den Reformbestrebungen seines Schauspielhauses? Von Hans Wehberg. (27 Seiten.) Druck von Du Mont Schauberg, Köln.

Kling, Klang Gloria. Deutsche Volks- und Kinderlieder. Ausgewählt und in Musik gesetzt von W. Labler. Illustriert von H. Lefler und J. Urban. (66 Seiten.) Wien und Leipzig, F. Tempsky und G. Freytag.

Karl Scheffler. Der Deutsche und seine Kunst. Eine notgedrungene Streitschrift. (58 Seiten.) München, R. Piper u. Co., Verlag.

München. Eine Anregung zum Sehen. Von Artur Weese. (Berühmte Kunststätten Nr. 35.) Mit 160 Abbildungen. (248 Seiten.) Leipzig, E. G. Seemann.

Thematischer Leitfaden nebst Einführung in Hans Pfitzners romantische Oper „Die Rose vom Liebesgarten". Zum praktischen Gebrauche. Von Dr. Roderich von Mojsisovics. Mit vielen Notenbeispielen. (80 Seiten.) Leipzig, Max Brockhaus.

Aquarelldrucke: Böcklin, Spiel der Wellen. Defregger, Erna. Pausinger, Salome. Grützner, Kritische Lage. Stieler, Beethoven. Stieler, Goethe. — Franz Hanfstängl, Kunstverlag, München.

Imperial-Gravüren: Van Dyck, Die Frau des Künstlers. Dürer, Hieronymus Holzschuher. Rembrandt, Selbstbildnis des Künstlers mit seiner Gattin Saskia. Reynolds, Georgiana, Herzogin von Devonshire mit Tochter. Jakob von Ruisdael, Die Jagd. Tizian, Des Künstlers Tochter Lavinia. — Franz Hanfstängl, Kunstverlag, München.

Dichtungen, Belletristik.

Das Buch der Könige. Fünf Novellen von Leonhard Schrickel. (176 Seiten.) Dresden, Berthold Sturms Verlag.

Anders Hjarnnsted. Roman von Jakob Knudsen. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. Mit einem Geleitswort von Sven Lange. (258 Seiten.) Verlag von Johannes von Schalscha-Ehrenfeld, Leipzig.

Vater unser . . . Roman aus der Gegenwart von Isabella Kaiser. (210 Seiten.) Köln a. Rh., Verlag und Druck von C. J. Bachem.

Thor Görg. Der Schritt der Sünde. Lieder vom Uebergang. (120 Seiten.) München.

Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt! Neue Dichtungen von Robert Oechsler. (196 Seiten.) Verlag von Max Kielmann, Stuttgart.

Elisabeth Browning. Portugiesische Sonette. (44 Seiten.) E. Piersons Verlag, Dresden.

Frauen, die den Ruf vernommen. Roman von C. de Jong van Beek

Donk. Aus dem Holländischen übersetzt und bearbeitet von Else Otten. Autorisierte Ausgabe. Zweite Auflage. (375 Seiten.) Berlin, Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock).

Kains Entsühnung. Roman von Luise Westkirch. (272 Seiten.) Berlin, Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock).

Mesalliiert. Erzählung aus dem Nachlaß von Sophie Löwenthal-Kleyle. Mit Bewilligung des † Freiherrn Arthur v. Löwenthal herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Eduard Castle. (XXX und 279 Seiten.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Sigismund. 1. Teil: Maria von Ungarn, in fünf Akten von Fr. Wilh. Gerling. (74 Seiten.) Berlin, Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung.

Achim von Arnims ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Max Morris. (XXXVIII, 86, 221, 286, 348 Seiten.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

Die Insel des Lebens. Märchen und Phantasien von Frances Külpe. (143 Seiten.) Dresden, E. Piersons Verlag.

Hagar. Eine Dichtung in vier Akten nach der biblischen Legende. Von Wilhelm Steiner-Osten. (132 Seiten.) E. Piersons Verlag in Dresden.

Funken unter der Asche. Roman von M. Proßnitz (M. Nörenberg). (315 Seiten.) E. Piersons Verlag, Dresden.

Tagebuchblätter eines Weltpriesters. (431 Seiten.) Dresden, E. Piersons Verlag.

Savonarola. Tragödie in 5 Akten. Von H. von Villemoes-Suhm. (179 Seiten.) Berlin, Verlag von Franz Grünert.

Die Flamme des Lebens. Roman von Karl Federn. (259 Seiten.) S. Fischer, Verlag, Berlin.

Kettenträger. Roman von L. Frei. (428 Seiten.) Berlin, Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock).

Eine Hilflose. Roman von Mita Kremnitz. (121 Seiten.) Berlin, Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock).

Paul A. Kirstein. Die da leiden. (181 Seiten.) Berlin, Konkordia, Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock).

Alexander L. Kielland. Sämtliche Novellen. Uebersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. (379 Seiten.) Leipzig bei Georg Merseburger.

Das deutsche Dichterroß in allen Gangarten vorgeritten von Hans von Gumppenberg. Fünfte Auflage. (117 Seiten.) München, Verlag von G. M. Callwey.

Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik gesammelt von Will Vesper. (478 Seiten.) W. Langewiesche-Brandt, Düsseldorf und Leipzig.

Ein Blumenstrauß. Gedichte von Christian Wagner. (83 Seiten.) Schwäb. Hall, Wilhelm Germans Verlag.

Los! Werdephantasie von Tim Moser. (56 Seiten.) Erschienen im Verlag für Literatur, Kunst und Musik in Leipzig.

Sternbahnen. Ein Epos von Walther Groskopf. (354 Seiten.) Dresden, E. Piersons Verlag.

Hans Mühlestein. Ein Buch Gedichte. (134 Seiten.) Druck von A. Benteli, Bern.

Arnulf Sonntag. Gedichte. (104 Seiten.) München und Leipzig bei Georg Müller.

Arnulf Sonntag. Virgines. Fünf Akte. (156 Seiten.) München Leipzig bei Georg Müller.

Vom Lärm auf dunkeln Gassen. Von Gustav Naumann. (394 Seiten.) S. Fischer, Verlag, Berlin.

Mao. Ein Roman von Friedrich Huch. (229 Seiten.) S. Fischer, Verlag, Berlin.

Hochlandskämpfe. Geschichten von Arthur Schubart. (202 Seiten.) Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Comp.

Der Industriebaron. Geschichte eines amerikanischen Millionärs. Von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung aus dem Amerikanischen. (131 Seiten.) Hannover, Adolf Sponholtz, Verlag.

Verschiedenes.

Jungfräulichkeit? Una poenitentium. (63 Seiten.) Druck und Verlag von Heinrich Demuth, Frankfurt a. M.

Münchener Universitäts-Kalender. (91 Seiten.) Herausgegeben von H. Lüneburgs Buchhandlung und Antiquariat (E. Reinhardt), München.

Siegbert Salter. Anekdoten aus dem Leben berühmter Männer. Band I: Heinrich Heine. (96 Seiten.) Verlag von Arnold Heyne, Berlin.

Bertha von Suttner. Gesammelte Schriften, Lieferung 1. (64 Seiten.) Dresden, E. Piersons Verlag.

Damen-Kalender für gute und schlimme Damen. (208 Seiten.) Verlag von Karl Marhold, Halle a. S.

Vom Ueber-Weiblichen. Heitere Glossen zur Frauenfrage. Herausgegeben von Georg Bötticher. (153 Seiten.) Erlangen, Verlag von Palm und Enke (Karl Enke).

Kataloge.

Churpfalz und bayrische Rheinpfalz in Wort und Bild. Antiquarisches Verzeichnis Nr. 286. Von Ernst Carlebach, Heidelberg.

Mitteilungen der Herderschen Verlagshandlung Nr. 2. Herder, Freiburg i.



unter Mitwirkung
von
J. Hofmiller, Fr. Naumann,
H. Pfitzner, H. Thoma, K. Voll
herausgegeben von P. N. Cossmann.

Rundschau:

3. Jahrg.
Heft 7.

Juli
1906.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

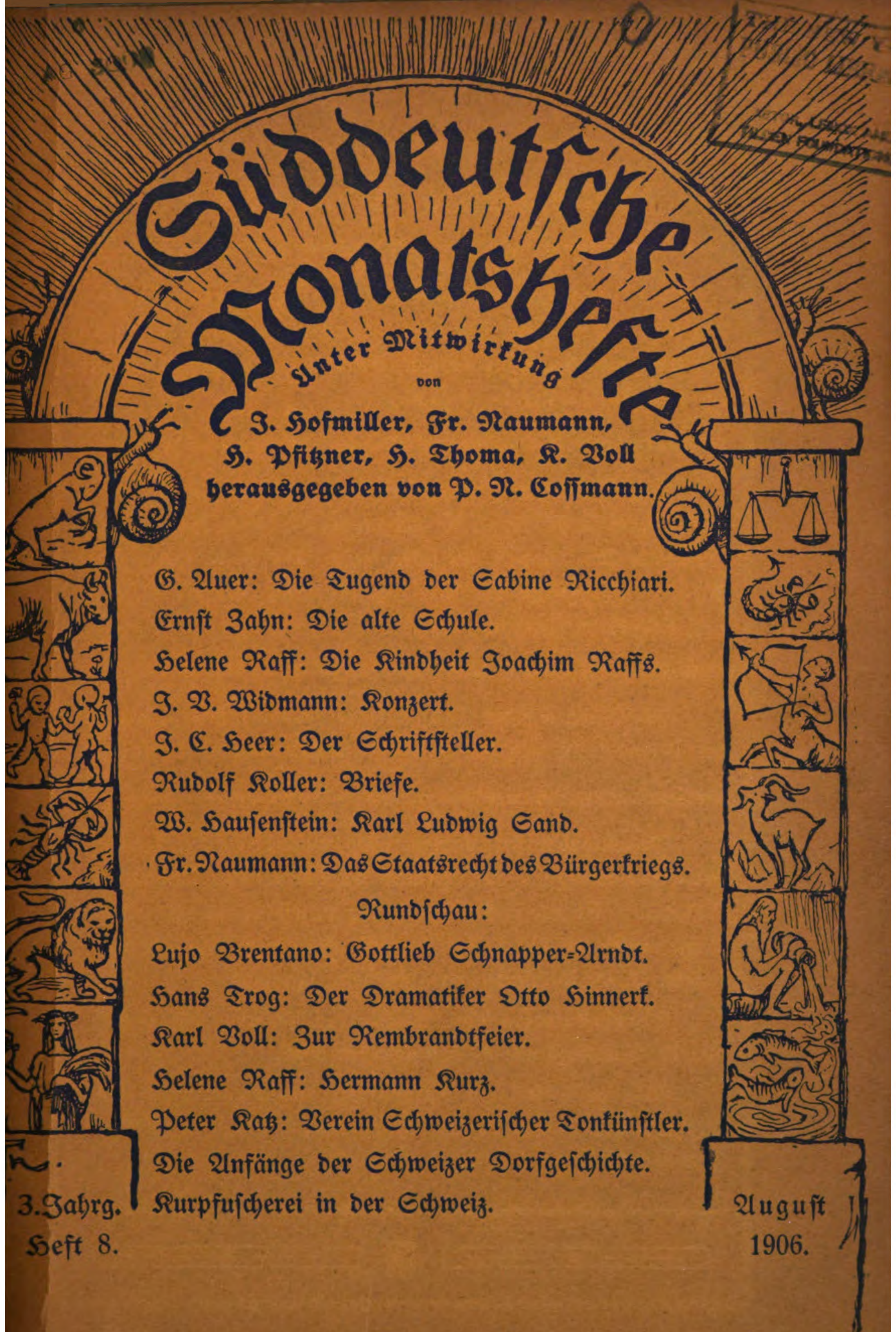
Süddeutsche Monatshefte

Der **Jahrespreis** beträgt M. 15.—, der **Quartalspreis** M. 4.—, das Einzelheft kostet M. 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes entgegengenommen.

Redaktionelle Zusendungen (ohne Hinzufügung von Personen- und Straßennamen) an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München." Bei der großen Anzahl der an uns gelangenden Manuskripte müssen wir bitten, nur deutlich geschriebene Manuskripte mit breitem Rande einzusenden und Rückporto beizulegen.

Sprechstunden der Redaktion: München, Königinstraße 103 III, Samstags von 3—5. Telephon 3658.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, sowie Geldsendungen an den Verlag: Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart. Telephon 4383.



Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

:: :: An unsere Leser! :: ::

Wir bitten Sie, Abonnements auf die „Süddeutschen Monatshefte" als Weihnachtsgeschenke zu verwenden. Für diesen Zweck fügen wir dem vorliegenden Heft drei Gutscheine bei, die in jeder Buchhandlung ausgefüllt werden können.

Die „Süddeutschen Monatshefte" erscheinen vom Januarheft ab in unserem eigenen Verlag.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.

Der Jahrespreis beträgt M. 15.—, der **Quartalspreis** M. 4.—, das Einzelheft kostet M. 1.50. Abonnements und Bestellungen auf Einzelhefte werden durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes entgegengenommen.

Insertionspreis: Die Seite M. 60.—, die halbe Seite M. 35.—, die viertel Seite M. 20.—, die achtel Seite M. 10.—, bei dreimaliger Aufnahme 25 %, Rabatt, bei sechsmaliger 33 1/3 %, bei zwölfmaliger 50 %. Beilagegebühr M. 10.— pro Tausend. Größere Aufträge nach besonderem Uebereinkommen.

Redaktionelle Zusendungen (ohne Hinzufügung von Personen- und Straßennamen) an die „Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, München." Bei der großen Anzahl der an uns gelangenden Manuskripte müssen wir bitten, nur deutlich geschriebene Manuskripte mit breitem Rande einzusenden und Rückporto beizulegen.

Sprechstunden der Redaktion: München, Gedonstraße 4, Samstags von 3—5. Telephon 3658.

Alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen, sowie Geldsendungen an „Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München". Telephon 3658.

Neuerscheinungen 1906

Julius Bab: Der Andere. Tragische Komödie. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Hermann Bahr: Glossen. (Zum Wiener Theater 1903—1906). Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.
Richard Beer-Hofmann: Gedenkrede auf Mozart. Auf Büttenpapier gedruckt. M. 2.50.
Walter Calé: Nachgelassene Schriften. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Richard Dehmel: Gesammelte Werke. Bd. I. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.— (Siehe S. 3.)
Karl Federn: Die Flamme des Lebens. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Gustaf af Geijerstam: Karin Brandts Traum. Roman. 6. Tausend. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Gerhart Hauptmann: Gesammelte Werke. Sechs Bände. (Siehe S. 4.)
Gerhart Hauptmann: Und Pippa tanzt! Ein Glashüttenmärchen. 10. Aufl. Geh. 3 M., geb. 4 M.
Georg Hirschfeld: Das Mädchen von Lille. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.
Hugo von Hofmannsthal: Ödipus und die Sphinx. Tragödie. 6. Aufl. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Friedrich Huch: Mao. Roman. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Rudolf Kassner: Motive. Essays. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Bernhard Kellermann: Ingeborg. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. (Siehe S. 7.)
Ellen Key: Der Lebensglaube. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. (Siehe S. 6.)
E. v. Keyserling: Schwüle Tage. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Charlotte Knoeckel: Kinder der Gasse. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Hans Land: Königliche Bettler. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Gustav Leutelt: Die Königháuser. Erzählung. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.
George Meredith: Lord Ormont und seine Aminta. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Gustav Naumann: Vom Lärm auf dunkeln Gassen. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Pantheon-Ausgabe: Mörike, Gedichte. In Leder M. 3.— (Siehe S. 6.)
John Paulsen: Erinnerungen an Henrik Ibsen. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50 (Siehe S. 5.)
Otto Rung: Der letzte Kampf. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.
Arthur Schnitzler: Der Ruf des Lebens. Schauspiel. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Arthur Schnitzler: Marionetten. Drei Einakter. (Inhalt: Der Puppenspieler — Der tapfere Cassian — Zum grossen Wurstel.) 2. Aufl. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Bernard Shaw: Cäsar und Cleopatra. Historische Komödie. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Bernard Shaw: Heuchler. Komödie. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Bernard Shaw: Frau Warrens Gewerbe. Drama. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.
Bernard Shaw: Der verlorene Vater. (Man kann nie wissen) Komödie. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.
Leo Tolstoi: Göttliches und Menschliches. Erzählung. 2. Aufl. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.
Vollmoeller: Der deutsche Graf. Komödie. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Jakob Wassermann: Die Juden von Zirndorf. Roman. Neubearbeitete Ausgabe. (Siehe S. 7.)
Jakob Wassermann: Die Schwestern. Novellen. 2. Aufl. Geh. 2 M., geb. 3 M. (Siehe S. 7.)
Oscar Wilde: Eine florentinische Tragödie. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

BERNH. KELLERMANN: INGEBORG

ROMAN. 4. Auflage. Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark, Liebhaberband 6 Mark.

Ich will mich mit diesem Buche nicht allein freuen. Jedem möchte ich es in die Hände drücken, der überhaupt noch einen Roman lesen kann. (Die Zeit, Wien.)



Ganz trunken von Schönheit und Schmerz ist das Buch. Es schlägt Töne an, die man schwer vergisst. ... Selten ist etwas Glühenderes und Sanfteres geschrieben worden wie die Schilderung dieser Liebe. (Der Tag, Berlin.)

Das Buch könnte im gewissen Sinne der „Werther" des 20. Jahrhunderts werden; denn es ist süss und schön wie das wirkliche Buch der Liebe und — „ein grosser Zauberer hat es geschrieben." ... (Münchener Zeitung.)

JAKOB WASSERMANN:

DIE SCHWESTERN. *DREI NOVELLEN: DONNA JOHANNA VON CASTILIEN · SARA MALCOLM · CLARISSA MIRABEL. Geh. 2 Mark, geb. 3 Mark.*

Im Mittelpunkte jeder der drei Novellen steht eine Frau: jede erfährt auf sonderbarem Wege die Erfüllung eines sonderbaren Schicksals. Die eine ist eine englische Diebin und wird gehängt; die zweite ist eine Königin und zieht wahnsinnig mit der Leiche ihres Gatten durch die Länder; die dritte bezichtigt sich und einen Mann, den sie nie gekannt, unschuldig eines Mordes und tötet sich im Kerker. Und sie sind Schwestern, die Drei: die englische Diebin, die wahnsinnige Johanna von Castilien und die Dame Clarissa Mirabel, Tochter eines hohen Beamten aus Südfrankreich. Sie sind Schwestern, diese drei Frauen aus drei Jahrhunderten und drei Kulturen; der Zauber eines bleichen, beseligenden und zerstörenden Lichtes, das auf ihnen liegt, offenbart ihre Verwandtschaft — und ihre Modernität.



DIE JUDEN VON ZIRNDORF. *ROMAN.*

Neubearbeitete Ausgabe. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark, Lederband 6 Mark 50 Pf.

In einer neuen Ausgabe, vom Verfasser durchgesehen und verbessert, erscheinen „Die Juden von Zirndorf", jener Roman Wassermanns, der sein Bild und seine Stellung fixiert hat. Der Eindruck, den das Buch bei seinem Erscheinen machte, hat inzwischen nichts von seiner Kraft verloren; die chronikenhaft sachliche und dabei so wundersam orgiastische Einleitung hat ihren aus Phantastik und Tiefsinn gewobenen Zauber bewahrt; und der Roman selber hat durch die spätere „Renate Fuchs", zu der er teilweise eine Vorgeschichte bildet, ein erneutes Interesse gewonnen. Dem Buche haben die Kürzungen sehr genützt und es steht frisch und lebendig wie ein Neuling vor uns.

Druck von W. Drugulin in Leipzig

Von **Hans Thoma** ist in den **Süddeutschen Monatsheften** bis jetzt erschienen:

Im Januarheft 1904: **Die Anfänge der Kunst**
Im Märzheft 1904: **Bunte Erinnerungen aus der Kunstschulzeit**
Im Augustheft 1904: **Vom Bildermalen**
Im Januarheft 1905: **In München im Anfang der 70er Jahre**
Im Aprilheft 1905: **Italienische Reisen**
Im Juliheft 1905: **Antwort auf eine Zuschrift**
Im Oktoberheft 1905: **Über Farbenmaterial und Maltechnik**
Im Märzheft 1906: **England, Frankreich und Deutschland**
Im Oktoberheft 1906: **Aus der Sommerfrische.**
Im Dezemberh. 1906: **Dürfen Bilder Geschichten erzählen**

Süddeutsche Monatshefte.

Aus dem ersten Band (Januar—Juni 1904).

Lujo Brentano	Die beabsichtigte Neuorganisation der deutschen Volkswirtschaft.
Josef Hofmiller	Deutsches Theater. 1.
Friedrich Naumann	Die Illusion in der Politik.
K. E. Neumann	Das buddhistische Kunstwerk. 1.
Hans Pfitzner	Zorn. Lied für eine Singstimme.
E. Schnapper-Arndt	Nährikele. Sozialstatistisches Kleingemälde.
Franz von Soxhlet	Hygiene der Milchversorgung.
Hans Thoma	Die Anfänge der Kunst.
	Bunte Erinnerungen aus der Kunstschulzeit.
Ludwig Thoma	Der heilige Hies. Erzählung.
Friedrich Th. Vischer	Briefe aus Italien. 1, 2.
Felix Weingartner	Karl Spitteler.

Aus dem zweiten Band (Juli—Dezember 1904).

Carl Maria Cornelius	Offener Brief an Felix Mottl.
Adolf Hildebrand	Zum Problem der Form. 1.
Josef Hofmiller	Deutsches Theater. 2.
Isolde Kurz	Edgar Kurz. Ein Lebensbild.
Felix Mottl	Die Originalpartitur des Barbier von Bagdad.
Friedrich Naumann	Die politische Mattigkeit der Gebildeten.
K. E. Neumann	Das buddhistische Kunstwerk. 2.
Adolf Pichler	Ungedruckte Tagebücher.
Max Reger	Minnelied. Lied für eine Singstimme.
Josef Ruederer	Die Morgenröte. Komödie in fünf Akten.
Hans Thoma	Vom Bildermalen.
Friedrich Th. Vischer	Briefe aus Italien. 3.

Aus dem dritten Band (Januar—Juni 1905).

Peter Cornelius und Richard Wagner	Ungedruckte Briefe.
Hans Driesch	Das System der Biologie.
Karl Theodor Heigel	Landshut.
Hermann Hesse	In der alten Sonne. Erzählung.
Fritz Mauthner	Spinoza.
Friedrich Naumann	Zeitungsgeist.
Hans Pfitzner	Berliner Theater.
A. Supper	Wie der Adam starb. Erzählung.
Hans Thoma	In München im Anfang der 70er Jahre.
	Italienische Reisen.
Friedrich Th. Vischer	Briefe aus Neapel und Sizilien.
	Ein Brief über Griechenland.
Thaddäus Zielinski	Schön Helena

Aus dem vierten Band (Juli—Dezember 1905).

Eugen Albrecht	Neuer Vitalismus.
C. Ferdinands	Die Höhlenbären. Erzählung.
Ludwig Ganghofer	Die Brautfahrt des Damian Zagg. Erzählung.
J. C. Heer	Auf einsamem Posten.
Ferdinand Lindemann	Gestalt und Spektrum der Atome.
Hermann Losch	Deutschland als Großmacht und Preußen als Vormacht.
Friedrich Naumann	Fremdenindustrie.
K. E. Neumann	Das buddhistische Kunstwerk. 3.
Hans Pfitzner	Bühnentradition. 1. (Einleitung.)
Max Schillings	Felix vom Rath.
Hans Thoma	Farbenmaterial und Maltechnik.
Urkunden zur Geschichte des Wagner-Theaters.	
Karl Voll	Holbein und Böcklin

Aus dem fünften Band (Januar—Juni 1906).

Karl von Amira	Zur Erinnerung an den 1. Januar 1806.
Aus dem Tagebuch eines Lehrers. 1—4.	
Ludwig Ganghofer	Egidius Trumpf, der Urmensch. Erzählung.
Leo Graetz	Was ist Elektrizität?
Hermann Hesse	Casanovas Bekehrung. Erzählung.
Josef Hofmiller	Sudermanns neues Stück. Und Pippa tanzt!
Ricarda Huch	Die Verteidigung Roms. Erzählung. 1—6.
Friedrich Naumann	Mittelmeerphantasien.
K. E. Neumann	Das buddhistische Kunstwerk. 4.
Hans Pfitzner	Bühnentradition. 2. (Melot, der Verruchte.)
Hans Pfitzner	Michaelskirchplatz. Lied für eine Singstimme
Max Prager	Gewerkschaft und Sozialdemokratie.
Manfred Semper	Gottfried Semper und Wagner in ihrem persönlichen Verhältnis.
Siegfried Wagner und das deutsche Publikum.	
Hans Thoma	Frankreich, England und Deutschland.
Friedrich Th. Vischer	Briefwechsel mit Conrad Ferdinand Meyer.
Karl Vol	Zur Entstehungsgeschichte von Dürers vier Aposteln.
Ernst Zahn	Die Mutter. Erzählung.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.